Nachrichten,

die

zum Leben

der

Frau von Maintenon

und des

vorigen Jahrhunderts gehörig sind.

Erster Band,

welcher den ersten und zweyten Theil enthält.

Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Berlin und Stettin,
Verlegts Johann Heinrich Rüdiger.
1761.

Geneigter Leſer.

Dieſe Nachrichten zum Leben einer der berühmteſten Frauen, des vorigen und itzigen Jahrhunderts, haben in allen Monathſchriften und gelehrten Zeitungen ein ſo günſtiges Urtheil erfahren; daß man ſie dem deutſchen Leſer nicht vorenthalten wollen. Sie halten ein ſo ehrwürdiges Bild einer hart, und lange geprüften, aber auch reichlich belohnten und erhabenen Tugend in ſich; daß ſie der guten Sittenlehre keinen Abbruch thun werden: wie man wohl nach den gemeinen Vorurthei-

len von dem Leben einer Maitresse vermuthen sollte. Die Frau von Maintenon nämlich ist nichts weniger, als eine Kebsfrau Ludewigs des XIV. gewesen: und die vortheilhafte Abbildung, die der engl. Staatssecretär, Addison, in seinem **Guardian** von ihr gemachet, wird hier von dem französischen Geschichtschreiber völlig gerechtfertiget.

Man halte also von den **Vallieren**, **Montespanen** und **Fontangen**, und allen übrigen Gebietherinnen, des in der Liebe unersättlichen französischen Monarchen, was man will. Die Frau von Maintenon ist gerade das Widerspiel von allen gewesen, und hat ihr Glück bloß auf die Tugend gegründet. Ist es daher wohl ein Wunder, daß es auch so langwierig geworden, als ihrer Vorgängerinnen schimmernde Herrlichkeit flüchtig und hin-

hinfällig gewesen? Die erste Hälfte ihres Lebens hindurch hatte sie, bey aller ihrer Schönheit und Tugend, mit Armuth und Reizungen zum Laster, zu kämpfen gehabt. Allein in der letzten Hälfte hat sich die Vorsehung, nach geendigten Prüfungen, desto gerechter und wohlthätiger gegen sie erwiesen. Man wird dieses, nicht ohne Rührung und Verwunderung, der Länge nach hier lesen können.

Es ist ein Glück für diese Tugendheldinn, daß sie einen Geschichtschreiber erhalten hat, der seiner Arbeit völlig gewachsen gewesen. Hr. von Beaumelle, der sonst schon als ein feiner Geist und witziger Kopf bekannt war, hat sich in dieser Schrift noch auf einer weit rühmlichern Seite gewiesen. Er hat sein gutes Herz an den Tag geleget; ein Herz, welches die Tugend ehret, tugendhafte Empfin-

dungen von dem Scheine der Verstellung zu unterscheiden weis, und geneigt ist, der Unschuld ihr Recht wiederfahren zu lassen; ein Herz, welches dem Laster die Larve abziehen, und es in seinen geheimsten Schlupfwinkeln verfolgen kann; ein Herz, welches an allen Schicksalen einer unsträflichen Person aufrichtigen Antheil nimmt; und zugleich die Kunst versteht, seiner Leser Beyfall zu gewinnen.

So schwer es einem Franzosen auch fällt, die Nationalvorurtheile zu überwinden: so stark hat sich Hr. von Beaumelle doch auch in diesem Stücke gewiesen. Er hat den so angebetheten, ja fast vergötterten XIV. Ludewig in allen seinen Schwachheiten entblößet; er hat den französischen Hof seiner Zeiten, dessen Glanz doch damals ganz Europa blendete,

und

Was sieht man nicht ferner in Religionssachen? Die Händel der Jansenisten trennen Frankreich, und spalten den Hof selbst in zwo Parteyen. Die Frau Guion, stiftet die quietistischen Irrungen; eine Ketzerinn, die durch ihre Schönheit und Gefälligkeit im Umgange, kurz, durch Buhlerkünste, den Lehren der Fanatisten ein Gewicht zu geben, und so gar den großen Fenelon zu verführen weis. Der römische Hof wird ins Spiel gemischet, und ist lange zweifelhaft: ob er einem **Bossuet**, oder **Fenelon** Recht geben soll? tritt aber endlich dem blinden Hasse Ludwigs bey; der mehr den Verfasser des Telemachs, als den Anhänger der Fr. Guion nicht leiden kann.

Kurz, alles in diesem Buche wird gefallen. Der Gelehrte, der Theolog, der Staatsmann, der Geschichtschreiber, das tugend-

hafte Frauenzimmer, die Galanterieschwester, und die Kopfhängerinn werden darinn ihre Bildnisse, und ihre Lehren finden. Sonderlich werden Hofleute und die, fürstlichen Personen beyderley Geschlechts sehen, was die Nachwelt von ihren Fehlern und Schwachheiten denket und saget. Wäre es nur zu hoffen, daß solche Urtheile, die auch in Purpur verhüllte Laster nicht schonen, einen Einfluß auf ihr itziges Betragen haben könnten!

Diejenigen Federn, so sich mit dieser Uebersetzung beschäfftiget haben, würden nicht nur des Hrn. von Beaumelle, in Ansehung des Witzes und der Schönheit ihres Ausdruckes; sondern selbst der Frau von Maintenon Beyfall verdienen, wenn sie derselben tugendhafte Gesinnungen kennen sollte. Es sind zweene Frauenzimmer, deren das eine

der

der Welt schon sonst bekannt; das andere aber, außer einigen Gedichten, noch nichts im Drucke zu lesen gegeben hatte.

Mehr brauche ich, der ich sie in die Welt begleite, zu ihrem Lobe nicht zu sagen. Das Werk wird den Meister loben. So schwer es gewesen ist, in manchen Stellen dem sinnreichen Ausdrucke des Verfassers eine Gnüge zu thun; so glücklich scheinen sie denselben in den meisten Stellen erreichet zu haben. Wer aber ja noch etwas tadeln will, der thue es ja nicht eher, bis er versuchet hat, ob er es besser machen kann.

Zu den wenigen Anmerkungen sind wir durch die Herren Verfasser der gelehrten Anzeigen zu Göttingen aufgefodert worden. Vermuthlich werden sie weder zu viel, noch unnöthig seyn.

Im

Vorrede.

Im Französischen sind VI. Bändchen von diesen Nachrichten zum Leben der Frau von Maintenon. Vier davon erscheinen voritzo verdeutschet, zwey und zwey in einem Bande. Die beyden letzten werden im deutschen III. Bande, so bald es möglich seyn wird, folgen. Zu denen noch übrigen IX. Bändchen von Briefen, machet man sich desto weniger anheischig; je mehrere darunter sind, die dem deutschen Leser nicht viel Vergnügen machen würden. Sollte indessen das erste Werk wohl aufgenommen werden: so könnte man sich leicht entschließen, aus der ganzen Sammlung irgend einen Band der besten auszusuchen, die zu mehrerer Erläuterung und Bestätigung ihres Lebens dienen könnten. Man würde dabey gewiß eine solche Wahl treffen, die auch den Geschichten von Europa damaliger

Zei-

Zeiten einiges Licht geben, und sonst dem Leser angenehm seyn könnten.

Man weis es wohl, daß der Herr von Voltaire in der neuen Ausgabe seiner Werke, die er itzo zu Genf ans Licht gestellet, verschiedenes wider dieß Leben des Hrn. Beaumelle erinnert hat. Allein, wer kennet die Art desselben nicht, an allem, was er nicht selbst schreibt, viel auszusetzen? Und wer weis es nicht, daß er dem Hrn. von Beaumelle darum auffätzig ist, weil dieser theils an seinen andern Schriften, theils an dessen Siecle de Louis XIV. selbst in diesen Nachrichten, viel zu erinnern gehabt? Ein solcher Tadel ist also von keiner Erheblichkeit; zumal von dem, an dessen historischen Schriften mit Grunde so viel auszusetzen ist. Sollten wir aber finden, daß seine Erinnerungen erheblich wären:

so

ſo wollen wir bey dem nächſten III. Bande dieſer Nachrichten, ſelbige unſern Leſern mittheilen. Und da auch Hr. Beaumelle in einer neuen Ausgabe verſchiedenes an ſeinem Buche verbeſſert haben ſoll: ſo wollen wir auch dieſe Verbeſſerungen alsdann beyfügen, um unſre Ueberſetzung ſo vollkommen zu machen, als es uns möglich iſt.

Geſchrieben den IXten Máy 1757.

Nachrichten,

welche zur

Geſchichte der Frau von Maintenon,

und des verfloſſenen Jahrhunderts

dienen.

Erſter Theil.

Erſtes Hauptſtück.

Das Haus von Aubigne.

Der Franciſca von Aubigné, Marquiſinn von Maintenon, deren Leben ich beſchreibe, fehlete es nicht an Ahnen. Sie war aus dem Hauſe d'Aubigné, dem niemand ſein Alterthum ſtreitig machet. Verſchiedene Zweige dieſes Hauſes, deſſen Wurzel aus der Provinz Anjou herzuleiten iſt, verbreiteten ſich in die Landſchaften, Berry, Poitou, und Guienne, unter dem Namen, Aubigny, Aubigné und Aubignac, nach der Ausſprache derer Länder, allwo ſie ſich niederließen. Dieſe verſchiedenen Abweichungen verurſachen nicht, daß es nicht einerley Namen wäre, welcher insgemein die Wohnung eines Albinus oder Aubin anzeiget. *)

Dieſer Namen ſcheint einen römiſchen Urſprung anzuzeigen. Allein, ohne uns bey ſolchen Anſprüchen aufzuhalten, die ſich nur auf Muthmaßungen des Stolzes gründen, können wir verſichern: daß die von Aubigne einen eben ſo alten Adel aufweiſen können, als die beſten Häuſer in Europa; indem in derjenigen Zeit, da die Einführung der Lehne, die Zuna-

*) Man ſehe im du Chesne, die Geſchichte des Hauſes von Montmorenci, im 1. B. 2. C.

men verursachete und sie erblich machete, dieses Haus den eigenthümlichen Besitz von Aubigne in Anjou gehabt; einer Herrschaft, von welcher es seinen Namen genommen, oder der es den Seinigen gegeben.

Diejenigen Urkunden, welche der Zeit, dem Kriege, und der Unwissenheit, diesen drey Zerstörern aller Denkmäler, entwischet sind, melden von einem Aubigné im zehnten Jahrhunderte.

Im 1160sten Jahre besaß Gottfried von Aubigne das Gut dieses Namens in Syrien, und die Würde eines Ritters, welche damals der Lohn der Tapferkeit und des Adels war.

Johann, Herr von Aubigne, ein Sohn Gottfrieds, erlangete eben diesen Grad der Ritterwürde, die ihm in einer Urkunde vom 1201sten Jahre gegeben ward.

Die übrigen Herren von Aubigne bekamen sie auch alle im dreyzehnten Jahrhunderte, z. E. Olivier, ein Vater des Aimery, und Aimery Wilhelms Vater.

Aus der Heurath Wilhelms, Herrn von Aubigne und Couldray Wacouart, einer kleinen Stadt, zwo Meilen von Saumür, mit Eleonoren von Coërne sind gebohren:

Savary der II. ein Ritter, und Befehlshaber des Königs von England in Chinon, gegen das 1329ste Jahr. Dieser ist die Wurzel derer Aeste von Aubigne-Couldrai, von la Feriere, von Boismosé, und von Montaubin; und

Peter der II. Herr de la Touſche in Anjou, eine Meile von Aubigne.

Aus

Aus der Heurath Peters von Aubigne mit Marien des Rivaux, wurden gebohren:

Guido der I. welcher Johannen von L' Epine, Frau von la Jouſſeliniere heurathete, und mit der er zeugete:

Morelet von Aubigne, Rittern, Herrn de la Touche und de la Jouſſeliniere, der im 1404ten Jahre, Margarethen des Hayes Gaſſelin heurathete.

Sein Sohn, Thibald von Aubigne, Stallmeiſter des Königes im 1450ſten Jahre, heurathete in Anſehung ſeines guten Adels, Johannen de la Parniere, mit welcher er den Franciſcus von Aubigne erzeugete, den Stammvater des Aſtes derer de la Roſche-Ferriere, de Boisrobert und de Tigny; und

Den Anton von Aubigne, welcher Charlotten von Brie ehlichte. Es iſt merkwürdig, daß alle geſchriebene und gedruckte Geſchlechtsregiſter des Hauſes von Aubigne, dieſes Antons gedenken. Keine einzige saget, daß er Frau und Kinder gehabt; und alle mit einander führen gleichwohl eine Urkunde an, welche ſeine Heurath mit Charlotten von Brie beweiſt, und ſeinen Sohn, Johann von Aubigne nennet. Vermuthlich iſt es dieſer Unachtſamkeit der Genealogiſten zuzuſchreiben, daß einige in dem Irrthume ſtehen, das Haus derer von Aubigne im Poitou ſey nicht von den wahren Aubignes. Man ſaget ſogar, daß ſelbſt anitzt dieſes Haus ſie nicht für Verwandte hält. Das kann aber unmöglich ſeyn. Denn es hat in ſeinen

Urkunden die Beweiſe der Kindesannehmung: und außerdem würde dieſes Haus hierdurch zweenen ſeiner herrlichſten Sprößlinge entſagen: Denn wenige Familien haben einen ſolchen Mann aufzuweiſen, als Agrippa von Aubigne, und eine ſolche Frau, als die Marquiſinn von Maintenon geweſen iſt.

Johann von Aubigne, Herr von Brie, heurathete Franciſcen von Viguier, mit welcher er Petern von Aubigne, Herrn von Brie und Viguier zeugete, der ſeiner ſeits Catharinen de Chourſes ehlichte.

Johann der III. von Aubigne, ſein Sohn, Herr von Brie, zeugete mit Catharinen de l' Eſtang, ſeiner Gattinn:

Den Theodor Agrippa von Aubigne, Herrn des Landes, welcher Suſannen de Lezey heurathete, und von welcher gebohren wurden:

Conſtantin von Aubigne, Baron von Sürinau, der ſich mit Johannen von Cardillac vermählte, und mit ihr zeugete, unſere

Franciſca von Aubigne, welche ſeit dem Gottfried von Aubigne, ihrem erſten bekannten Anherrn, bis auf ſich, ſiebenzehn Geſchlechter zählete. Dieſer Vortheil iſt ſo beträchtlich: daß auch die vornehmſten Geſchlechter des Reichs, keine größere Zahl von Ahnen aufbringen können.

Einige haben die Abkunft der Frau von Maintenon aus dem Hauſe Bourbon ableiten wollen: andere haben ihr ihren Urſprung, von den wahren Aubignes aus Anjou ſtreitig gemachet. Allein beydes ſind Irrthümer, die wir gleich widerlegen wollen.

Zuvor-

Zweytes Hauptſtück.

Johann von Aubigne.

Johann von Aubigne, ein Sohn Peters von Aubigne, Herrn de Brie und Saintonge, heurathete zum erſten male das Fräulein de L'Eſtang. Er war in der katholiſchen Religion erzogen, und nahm die proteſtantiſche an.

Es hatte ſich ein Edelmann, Namens Ardene mit ihm, wegen des Vortritts, bey einer Proceſſion geſchlagen; folglich mußte Johann von Aubigne ſeine Adelsbriefe vorzeigen. Er bewies damals durch ſechs Heurathscontracte, daß er einen gemeinſchaftlichen Vater mit dem Savary von Aubigne, königlich engländiſchem Commendanten von Chinon hätte. Es wurden alſo Abgeordnete ernannt, um eine Capelle zu unterſuchen, die dieſer Savary von Aubigne erbauet hatte: und dieſelben fanden um dieſes Gebäude herum das Wappen ſeines Hauſes, welches im rothen Felde einen ſilbernen aufgereckten Löwen führet, der mit goldenen Klauen und Zunge verſehen; und nach der Zeit von den Jouſſelinieren, die aus eben dieſem Stamme entſpringen *), mit Hermelin gezieret worden.

*) Man ſehe die geheimen Nachrichten des Agrippa von Aubigne.

Johann von Aubigne war 1562 Commendant von Orleans, unter dem Herrn von St. Cyr. Bey der Schlacht zu Dreux machete er den Connetable Montmeranci zum Kriegsgefangenen. Bey dem Anfalle auf die kleinen Thürmchen zu Orleans, empfieng er einen Lanzenstich unter dem Harnische. Seine Wunde blutete noch, als die Hugonotten ihn erwähleten, mit dem Hofe, wegen des Friedens, zu unterhandeln. Er schloß ihn auch mit Catherinen von Medicis, auf der Ile-aux-boeufs. In Ansehung dieser Dienste und dieses Friedenschlusses, gab man ihm *) das Amt eines Aufsehers der Bittschriften, welches ihn zu einem von den Beschützern der Protestanten machete. Die Königinn von Navarra machete ihn zu ihrem Kanzler; und dieses ist vermuthlich der Ursprung derjenigen geheimen Nachricht: nach welcher der Aeltervater der Frau von Maintenon ein Sohn eines Sachwalters oder Richters zu Pons gewesen seyn soll.

Johann von Aubigne indessen genoß seines Glückes nicht lange. Er starb zu Amboise, an einer in seiner Wunde entstandenen Entzündung. Er schickete die Bestallung seines Amtes dem Prinzen von Conde, und beschwor ihn dabey, ihm einen solchen Nachfolger zu setzen, welcher bereit wäre, für den Dienst der Kirchen zu sterben. Der Eifer dieses Mannes gegen seine Religion, gieng bis zur Schwär-

*) den 12ten März. 1563.

Schwärmerey. Als er durch Arnboiſe gieng, ſah er eben auf dem Galgen noch die blutenden Köpfe der Rädelsführer des Aufruhres ſtecken. Dieſer Anblick bewegte ihn dermaßen, daß er mitten unter einer Menge von ſieben bis acht tauſend Menſchen ausrief: „Ach! die Henker! ſie haben Frankreich das Haupt abgeſchlagen.„ Hierauf ſprach er zu ſeinem Sohne: „Mein Kind! dein Kopf und „mein Kopf müſſen dieſe ehrenvollen Anführer rächen. Ich gebe dir meinen Fluch, wofern du „dieſe papiſtiſche Grauſamkeit jemals vergißt!„

Drittes Hauptstück.

Theodor Agrippa von Aubigne.

Sein Sohn, Theodor Agrippa von Aubigne ward den 1sten Febr. 1550. zu St. Maury, nahe bey Pons gebohren. Er ward Agrippa *) genannt, weil seine Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Er ward außer dem väterlichen Hause erzogen, weil Anna von Limours, zweyte Ehegattinn Johanns von Aubigne, gegen ihn als eine unbillige Stiefmutter handelte.

Schon gleich vom vierten Jahre an, wurde er gelehrten und strengen Lehrern untergeben, die ihm die Sprachen und die Geschichte beybrachten. Von acht Jahren übersetzete er den Krito des Plato; von neun Jahren trieb er seine Studien unter dem Matthäus Beroald. Von zehn Jahren ward er mit seinem Lehrer gefangen genommen, den man der Kätzerey beschuldigte, und mußte diese entsetzlichen Worte hören: Sterben, oder die Messe hören! Er antwortete aber: der Abscheu vor der Messe, benimmt mir das Schrecken des Todes. Im dreyzehnten Jahre verlohr er seinen Vater, welcher ihm nichts hinterließ, als viel Schulden. Im vierzehenten erlernete er die mathematischen Wissenschaften zu Genf, allwo er sich Theodors

*) Ægre partus.

dors Beza Freundſchaft erwarb: und zu Lyon fehlete es nicht viel, daß er ſich nicht aus Verzweifelung in die Saone geſtürzet hätte; weil ihn ſeine Wirthinn, die er nicht bezahlen konnte, aus dem Hauſe jagete.

Als er nach Saintonge zurück kam, entſagete er den Wiſſenſchaften, und dürſtete bloß nach Krieg. Sein Curator ließ ihn ins Gefängniß ſetzen; er aber entfloh nackend daraus, ward von einigen Hauptleuten gekleidet, und ſchrieb unter eine Quittung, die er auf ſeinen Vorſchuß verfertigte: „mit „dem Verſprechen, mich nicht über den Krieg zu „beſchweren, daß er mich arm gemachet habe; da ich „niemals in einem elendern Aufzuge heraus kommen „kann, als ich itzt hinein gehe.„

1570.

Voll brennender Begierde und Heldenmuth, und da ihn das Elend ſelbſt anfeuerte, ſuchete er nichts als Ruhm und Gefahren. Dieſe fand er auch bey der Belagerung von Pons, bey der Schlacht bey Jaſeneuil, bey der Schlacht bey Jarnac, bey dem großen Scharmützel de la Roche-Abeille, und bey der Belagerung von Archiac.

Nachdem nun Catharine von Medicis den Proteſtanten Prediger genug zugeſtanden hatte: ſo höreten die Unruhen auf. Herr von Aubigne kehrete wieder nach Saintonge zurück. Sein Curator übergab ihm ſtatt aller Anſprüche, einen Pachtbrief ſeines Gutes des Landes. Ein Bedienter des Herzogs von Longueville hatte ſich des ganzen

Vermö-

Vermögens dieſer Wayſe bemeiſtert. Aubigne ward als ein Betrüger angeſehen. Der herzogliche Bediente erboth ſich, ihm zu beweiſen, daß der wahre Aubigne, in der Schlacht bey Savignac geblieben wäre. Seine katholiſchen Anverwandten überließen ihn aus Gottſeligkeit ſeinem Schickſale. Herr von Aubigne ward hierüber krank, und in den Fantaſien eines hitzigen Fiebers, prophezeihete er ſeiner ungerechten Familie, daß ſie noch dereinſt ſeinen Nachkommen würden huldigen müſſen †).

Sein Pachter erkannte ihn endlich an einer Narbe, und ſchalt ihn einen Betrüger, da er ſein Pachter wäre. In dieſem Zuſtande nun, da ſeine Familie ihn nicht erkennen wollte; da er kein Geld mehr hatte; da er aller Hülfe beraubet war; da er in der äraſten Fieberhitze lag, ließ dieſer Kranke ſich nach Orleans bringen, allwo er mit einem erbitterten Herzen, da der Tod ihm auf den Lippen ſchwebete, ſich vor ſeine Richter ſchleppen ließ; die ihm

†) Geheime Nachrichten vom Theodor Agrippa von Aubigne, die von ihm ſelbſt geſchrieben worden

*) Man ſehe die Memoires des Marquis de la Fare.

**) Es war einem gewiſſen Genealogiſten aufgetragen, die Frau von Maintenon, von der Königinn Johanna Albret von Navarra abzuleiten, welche nach dem Tode ihres Gemahls ſich ins geheim mit einem ihrer Edelleute verehlichet hätte, welcher, wie man vorgiebt, der Vater des M. T. von Aubigne, Großvaters der Frau von Maintenon geweſen. Dieß ſaget der Verfaſſer der Galanteries des Rois de France, II. Th a. d. 293ſten Seite. S. die Ausgabe von Brüſſel 1694. Allein, wie iſt es wahrſcheinlich, daß die Frau von Maintenon einem ſolchen Ge-

ihm erlaubeten, ſeine Sache ſelbſt zu führen. Der Eingang ſeiner Rede war ſo erhaben, die Beſchreibung ſeiner Unglücksfälle ſo beredt, die Entſcheidung ſeiner Anſprüche ſo überzeugend, daß ſeine Richter, die ſich über ſeine Gegner erzürneten, einmüthig ausriefen: So kann nur der Sohn des Herrn von Aubigne reden. Folglich ward er wieder in den Beſitz ſeiner Güter geſetzet.

Dieſer Proceß hat vermuthlich zu dem Mährchen Anlaß gegeben, welches man ſeit der Zeit von dem Theodor von Aubigne vorgebracht hat: den einige für einen natürlichen Sohn eines Prinzen *), und andere, für einen Sohn der Königinn Johanna d'Albret ausgeben, welche mit einem Edelmanne, den man nicht nennet **), eine Gewiſſensheurath geſchloſſen haben ſoll.

Um dieſes Mährchen unwiderſprechlich zu widerlegen, darf man nur dieſe zween Puncte der Zeitrechnung mit einander vereinigen: der eine, daß der König

nealogiſten einen dergleichen Befehl ſollte gegeben haben? Nachdem ihr Bruder, der Graf von Aubigne in den Mercure galant vom Septbr. 1688. ein Geſchlechtregiſter derer von Aubigne hatte eindrucken laſſen, darinnen auch nicht die geringſte Spur dieſer vorgegebenen Abkunft zu ſehen iſt; ſo wenig als in derjenigen, welche nach derſelben Zeit ein engländiſcher Genealogiſt aufſetzete. Dieß heißt vorausſetzen, daß die Frau von Maintenon, die außerdem wegen ihres Adels immer ſehr gleichgültig geweſen, einen Zweifel wegen ihres Urſprunges gehabt. Allein, die Briefe an ihren Bruder beweiſen zur Gnüge: daß ſie geheime Nachrichten von ihrem Großvater gehabt, die ihr alle Ungewißheit hätten benehmen können.

König von Navarra, Gemahl der Johanna von Albret, erst im November des 1561sten Jahres gestorben ist; der andere, daß der Herr von Aubigne 1550. gebohren worden: wie aus seiner Grabschrift erhellet, welche in dem St. Petersklo-ster zu Genf von allen Menschen gelesen werden kann. Es ist also unmöglich, daß er ein Sohn der Johanna von Albret, und eines Menschen seyn könne, den sie nach dem Tode ihres Gemahls Anto-nius, Königs von Navarra geheurathet hätte.

Wollte man an statt Johanna, Margaretha von Navarra sagen, so würde man eben so gröblich fehlen: denn Margaretha, Mutter der Johan-na, starb im December 1549. vor dem Kö-nige ihrem Gemahl, und bevor Aubigne noch gebo-ren war.

Diejenigen, die ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Navarra, Vaters der Johan-na ausgeben, können durch chronologische Gründe nicht widerleget werden, indem dieser Prinz erst 1555 gestorben ist. Sie bemerken mit dem Herrn von Perefixe, daß Johanna von Albret im 1553sten Jahre große Lust gehabt, das Testament ihres Va-ters zu sehen; indem man sie versichert hatte: es sey sehr vortheilhaft für eine gewisse Dame eingerichtet, die dieser gute Mann geliebet hätte a). Dieß sind nichtige Muthmaßungen, die, da sie bloß ersonnen sind, auch nicht einmal nöthig haben, durch alles das widerleget zu werden, was Herr von Au-bigne in der Geschichte seiner Zeit, und in der Geschich-

a) Perefixe, in der Geschichte Heinrichs des IV.

Geſchichte ſeines Lebens, von ſeinem Vater gemeldet hat.

Einige geben vor, daß Theodor Agrippa von Aubigne ſelbſt, Johannen von Albret, Mutter Heinrichs des IV. geheurathet, daß dieſer Prinz denenjenigen, die ihn wider dieſe heimliche Heurath in Harniſch bringen wollen, zur Antwort gegeben: ihr wollet mich über einer Sache böſe machen, die ein jeder von euch gern gethan hätte; und daß die Königinn einen Sohn von ihm gehabt, Namens Goyon, nachmaligen Prediger in Holland *b*).

Dieß alles iſt ein bloßer Roman. Johanna von Albret ſtarb 1572. und von Aubigne, welcher ihr Kanzler und Liebling *c*) geweſen ſeyn ſoll, war damals erſt zwey und zwanzig Jahre alt; und war nicht anders bekannt, als durch einige herzhafte Schlägereyen, lüderliche Streiche, und durch vielen Verſtand. Allein ſo weit geht die Schwachheit der Menſchen: ſie ſetzen großen Glücksfällen immer noch gern etwas hinzu.

Vier-

b) Bayle, Réponſe aux queſtions d'un Provincial.
c) Mercure galant, Janvier 1705. p. 233.

Viertes Hauptſtück.

Herr von Aubigne in Dienſten bey dem Könige von Navarra.

Als Herr von Aubigne wieder in ſein väterliches Erbe zurück kam, verliebte er ſich in die Diana von Talcy. Die Liebe verwandelte ihn in einen Dichter; und damals ſetzete er die Sammlung auf, welche le Printems d'Aubigné genennet wird, und worinnen ein gelindes Feuer herrſchet.

Er verließ Paris, drey Tage vor der Bluthochzeit; und in denen vier Monathen, da ein raſender Eifer, die Franzoſen gegen die Franzoſen ſelbſt antrieb, war er zu Talcy verſtecket.

Als er einsmals dem Vater ſeiner Geliebten ſeine Unglücksfälle und die Hinderniſſe erzählete, weswegen er nicht nach Rochelle gehen könnte, ſagete dieſer Greis zu ihm: „Die Urbilder der Unterneh„mung von Amboiſe ſind in eurem Hauſe befind„lich; in einem von dieſen Stücken findet ihr das „Perſchaft des Kanzlers von Hoſpital, welcher ſich „anitzt vom Hofe wegbegeben, allen Menſchen un„nütz, und eurer Partey untreu iſt. Wollet ihr, „daß ich ihm melden laſſe, daß ihr dieſe Schrift in „Händen habet, ſo verſpreche ich euch: daß ihr „zwanzig tauſend Thaler, entweder von ihm haben „ſollet, oder von denen, die ſich deren bedienen wol„len, um ihn zu ſtürzen.„ Den Augenblick lief

Aubi-

Aubigne nach der Schrift, und warf sie vor des Talcy Augen ins Feuer: Ich bin arm, sagte er dabey, ich möchte der Versuchung unterliegen; ich will sie verbrennen: damit ich ihrentwegen nicht brennen dürfe. Talcy, welchen ein so redlicher Streich rührete, der viel tugendhafte Handlungen versprach, sagete ihm seine Tochter zu.

Einige Tage hernach schlug Aubigne sich im Zweykampfe, ward gefährlich verwundet, und reisete zwanzig französische Meilen, um in den Armen seiner Geliebten zu sterben. Der Anwald des Bischofs von Orleans, kam mit sechs Gerichtsbedienten, um den Talcy zu zwingen, daß er den Aubigne herausgeben sollte. Als dieser eine solche Gewaltthätigkeit erfuhr, setzet er sich zu Pferde, trifft die Häscher an, und zwingt mit dem Pistole in der Faust, den Anwald, daß er selbst alle Artikel der katholischen Religion abschwören muß; die Gerichtsbedienten aber, dem Herrn von Talcy ein förmliches Zeugniß zu geben, daß er an allem diesem nicht Theil habe.

Der Ritter Salviaty, ein Vätter seiner Verlobten, vernichtete ihre Heurath; weil sie nicht einerley Religion wären. Herr von Aubigne verfiel hierauf in eine Krankheit, und das Fräulein von Talcy hatte den Tod davon.

Nach dem Frieden von Rochelle, nahm der König von Navarra den Aubigne, als einen beherzten Menschen in seine Dienste: der nichts mehr wünschte, als sich empor zu schwingen, oder zu

ſterben. Heinrich, welcher damals ein Gefangener war, ward gar zu genau bewachet, als daß dieſer Vertrag öffentlich hätte geſchehen dürfen. Indeſſen muthmaßete die königliche Frau Mutter etwas davon. Als Herr von Aubigne aus Karls des IX Zimmer heraus gieng, welcher eben verſchieden war, ſagete ihm die Königinn (welche vom Matignon war gewarnet worden, der ſich noch wohl beſann, daß der neue Stallmeiſter von Heinrichen ihm ein Piſtol vor den Kopf gebothen) mit drohenden Worten: er würde ſeinem Vater ähnlich werden. Wollte Gott! erwiederte der Herr von Aubigne, und gieng davon.

Von Hofe begab er ſich nach Deutſchland, allwo er ſich bey der Einnahme von Archicourt, bey der Schlacht von Pont-d'Aiſne, und den folgenden Tag bey dem Treffen von Dormans befand. Dieſe Reiſe machete ihn mit dem Herrn von Guiſe vertraut bekannt; und er bedienete ſich der erſten Augenblicke ſeiner Gunſt, um zwiſchen dieſem Prinzen und dem Könige von Navarra ein genaues Verſtändniß zu unterhandeln. Er war die Seele aller ihrer Erzeßungen, und der Erfinder aller ihrer Feyerlichkeiten. Er ſetzete das Ballet der Circe auf, welches die königliche Frau Mutter wegen der Koſten nicht wollte aufführen laſſen; welches aber nach der Zeit bey der Hochzeit des Herzogs von Joyeuſe aufgeführet worden d).

Fünftes

d) Herr von Cahuſac eignet, in ſeinem Tractate vom Tanzen, dieß Ballet Circe jemanden anders zu, und beſchuldiget den Herrn von Aubigne eines gelehrten Diebſtahls.

Fünftes Hauptſtück.

Flucht des Königs von Navarra.

Des Königs Bruder und der König von Navarra waren bey Hofe gefangen: man ſcheute ſie noch immer fort, und hatte ſie immer im Verdachte. Die Ankunft Heinrichs des III. Königes von Pohlen, ſetzete ſie in etwas mehrere Freyheit. Die königliche Frau Mutter überantwortete ſie ſechs und zwanzig Spionen. Des Königs Bruder ſchlich ſich weg. Der König von Navarra ward genauer bewachet, und man ließ ihm niemanden, als den Aubigny *), ſeinen Stallmeiſter, den Armagnac, und Jonquieres.

Als einsmals des Abends Herr von Aubigne, den König Heinrich von einem Fieberfroſte zittern ſah, und hörete: daß er mit tiefem Seufzen denjenigen Vers aus dem 88ſten Pſalm herſagete, in welchem David die Entfernung der getreuen Freunde beweinet, zog er den Vorhang auf, und ſagte zu ihm:

„Sire, es iſt alſo wahr, daß der Geiſt Gottes „in Ihnen noch wohnet, und wirkſam iſt! Ach! „allergnädigſter Herr, Sie beſeufzen die Abweſen„heit ihrer Freunde: und jene ſeufzen nach Dero

*) In der Geſchichte ſeiner Zeit, und in den Nachrichten ſeines Lebens, nennet er ſich bald Aubigne, bald Aubigny.

„Freyheit. Sie haben die Thränen in den Augen: „jene haben die Waffen in den Händen. Jene be„streiten Dero Feinde, und Eure Majestät die„nen denselben. Jene jagen ihnen ein wahres „Schrecken ein! und Sie besänftigen sie durch ei„nen falschen Schein. Jene fürchten Gott: Eure „Majestät scheuen eine Frau, vor welcher Sie die „Hände falten; indessen, daß Dero Freunde mit „geballter Faust da stehen. Sie sehen den Bruder „des Königes an der Spitze derer, die Dero Wiege „bewachet haben! Sie dienen ungern unter dem „Schutze desjenigen, dessen Altäre ihren schnurstracks „zuwider sind. Welch eine Zauberey treibt Eure „Majestät an, allhier lieber ein Sclav, als dor„ten ein Herr zu seyn; lieber mit Schimpf und „Schande zu kriechen, als sich mit allem Rechte „furchtbar zu machen? Sind Sie noch nicht über„drüßig, sich vor sich selbst zu verstecken? und ist ei„nem solchen Prinzen, als Sie sind, die Unthätigkeit „erlaubet? Diejenigen, die die Bluthochzeit ausge„richtet haben, erinnern sich ihrer noch wohl; und „können sich nicht überreden, daß diejenigen, die sel„bige erlitten, sie vergessen haben sollten. Ja, „wenn auch noch die Feigherzigkeit eine sichere Zu„flucht für Eure Majestät wäre! allein, hier liegt „die Schlange unter den Blumen versteckt. Scheuen „Sie doch diesen Hof, allwo sie im Schooße der Er„getzungen schlafen. Fürchten Sie die Katharina, „welche allezeit heftig, und anitzt falsch ist; hören „Sie auf, sich eines Hochverraths gegen sich selbst „schuldig zu machen. Armagnac und ich, wir

„reisen

„reisen morgen ab. Bedenken Eure Majestät, „bedenken Sie! daß nach unserer Abreise diejenigen „Hände, die Sie bedienen, das Herz haben werden, „sonder Scheu, Gift und Messer zu gebrauchen.„

Diese Rede bereitete Heinrichs Gemüth zu, die Wollüste zu verachten, und sich den Gefahren zu ergeben *f*). Herr von Aubigne, welchem sein Herr einmal ein Neujahrsgeschenk abfoderte, schickte ihm einen Strauß von Oelzweigen, Lorbern und Cypressen, nebst einem Sonnette, dessen Sinn dieser war: einen guten Frieden schließen, siegen, oder sterben.

Der König von Navarra versammlete sechs seiner Hofleute, schloß sich mit ihnen ein, umarmete und küssete sie alle, und gab ihnen seine rechte Hand zu küssen, mit dem Schwure: bis in den Tod ein Feind desjenigen zu seyn, der das Unternehmen entdecken würde. Man bestimmte zu der Zeit der verabredeten Flucht, eine gewisse Jagd. Allein, es war ein Verräther dabey, nämlich Fervacques. Aubigne kriegte ihn zu packen, und sagte ihm: was habt ihr gethan? Geht, erwiederte Fervacques, ich bin ein unseliger Mensch; rettet euren Herrn! Aubigne brachte dem Könige diese Nachricht: „Die Königinn, spricht er, hat „durch den Fervacques alles erfahren; er hat mir es „selbst gestanden. Paris ist der Weg zum Tode „und zur Schande: der Weg zum Leben und zur „Ehre ist sonst allenthalben; und der sicherste ist Alen-

f) Aubigne Hist. universelle.

„zon oder Sedan. Es iſt Zeit, daß Eure Ma„jeſtät aus Dero Gefängniſſe eilen, und ſich in die „Arme ihrer Freunde werfen.„ Hierauf ſtieg der König zu Pferde; man eilete ihm nach: er aber war ſchon in Alenzon, allwo man, als er eben in die Predigt kam, den Vers aus dem Pſalme ſang:

Seigneur! le roi s'éjouïra
D'avoir eu délivrance g).

Der König von Navarra, welcher allezeit unermüdlich, aber auch allezeit zärtlich war, gewann Schlachten, und beſtürmete zu gleicher Zeit das Herz des Fräuleins von Tignonville, die allen ſeinen Stürmen widerſtund. Die Munterkeit und Tapferkeit des Herrn von Aubigne, die von einer angenehmen Leibesgeſtalt unterſtützet wurden, hatten ihn bey dem Frauenzimmer ſehr beliebt gemacht. Heinrich beſchwor ihn, ſich in dieſen Liebeshandel zu miſchen. Aubigne aber, der einem ſeiner guten Freunde dieſen Dienſt nicht würde abgeſchlagen haben, ſchlug ihn ſeinem gebiethenden Herrn herzhaft ab: welcher ſo gar ſchwach war, daß er ſich auch etliche mal vor ihm auf die Knie warf, um ihn dazu zu bewegen. Eure Majeſtät, ſagte Aubigne, ſind Herr über mein Leben; aber laſſen Sie mich Herr von meiner Ehre ſeyn!

Sein

g) Herr, der König freuet ſich in deiner Macht, und iſt ſehr fröhlich über deine Hülfe. Man ſehe den Aubigne, Hiſt. univ. T. 2. cap. 18. L. 2.

Sein Widerſtand verdroß Heinrichen den IV. und zog ihm einige Verdrießlichkeiten bey Hofe zu. Herr von Aubigne tröſtete ſich damit, daß er ſich auf die Geſchichte und Dichtkunſt legete. Er wendete auf dieſelben alle die Zeit an, welche er ſonſt auf ſeine Vergnügungen gewandt hatte. Allein, er misbrauchete ſeine Gaben; und ſeine ſatyriſchen Verſe rächeten ihn auf eine gar zu grauſame Art an ſeinen Feinden. Er verfluchete den Kanzler Biragne, und machte folgendes Sinngedicht wider ihn:

Tels ſont les faits des hommes que les dits',
Le Roi dit bien, d'autant qu'il ſait bien faire:
Son Chancelier eſt bien tout au contraire,
Car il dit mal, et fait encore pis *b*).

b) D. i. So wie die Menſchen reden, ſo handeln ſie auch. Der König ſpricht gut und handelt auch gut. Sein Kanzler aber iſt gerade das Widerſpiel: denn er ſpricht ſchlecht, und handelt noch viel ärger.

Sechstes Hauptstück.

Herr von Aubigne in Ungnaden.

Die große Gnade, worinnen Aubigne stand, ließ allmählich nach. Seine Freunde riethen ihm, dieselbe wieder zu beleben, indem er den Leidenschaften des Prinzen hülfliche Hand böthe. Sie nannten ihm eine Menge katholischer Hofbedienten, welche ohne Bedenken den Ergötzungen des Prinzen, ihres Herrn, Vorschub thäten; sie stelleten ihm vor, wie vielen Nutzen er ihrer Partey würde schaffen können, wenn er sich Mühe gäbe, das Herz des Königes zu gewinnen. Allein, nichts konnte ihn wankend machen.

Indessen, wenn gleich seine Standhaftigkeit ihn um Heinrichs Freundschaft brachte, so konnte sie ihm doch seine Hochachtung nicht rauben. Er ward in die Provinzen Guienne, Perigord, Poitou, Normandie, und Artois gesandt, um sie zum Kriege vorzubereiten. Die königliche Frau Mutter, welche Nachricht davon bekam, gab Befehl, ihn zu fangen: allein, er machete seine Anstalten so weislich, daß er seinen Auftrag ausrichtete, ohne in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn umringet hatten.

Als

i) D. i. Dieser Prinz hat eine seltsame Natur; ich weis nicht, wer Teufel ihn gemacht hat. Diejenigen, die

Als er nun wieder nach Gaſconien zum Könige von Navarra kam, erhielt er von demſelben ſtatt aller Belohnung, nichts als ſein Gemälde; unter welches er folgende Zeilen ſchrieb:

Ce Prince eſt d'étrange nature:
Je ne ſçai qui diable l'a fait:
Ceux qui le ſervent en effet,
Il les recompenſe en peinture *i*).

Sein Eifer, alle Gelegenheiten aufzuſuchen, wobey Ehre zu erlangen war, und ſeine Ungebundenheit im Reden, zogen ihm viel Neider und Feinde zu. Gleichwohl erhielt er ſich das Vertrauen ſeines Herrn, welcher ihn nach Languedoc ſchickete, um diejenigen von ſeiner Parten wieder zu ſtärken, die ſchon wankend werden wollten. Bey dieſer Reiſe lief er tauſend Gefahr, die man in ſeiner allgemeinen Geſchichte nachleſen kann *k*).

Einige falſche Nachrichten erbitterten ſeinen Prinzen wider ihn. Als nun Aubigne erfuhr, daß der König eine gewaltſame Entſchließung wider ihn ergriffen hatte, ſagete er ihm in Gegenwart des ganzen Hofes: „Eure Majeſtät haben alſo den Ge„danken faſſen können, einen Menſchen zu verderben, „welchen Gott erwählet hat, ihr Leben zu beſchützen? „Ich rücke Ihnen dieſen Dienſt nicht vor, ſo wenig „als alle die Wunden, die ich Ihrentwegen empfangen „habe. Aber, iſt es denn ein Verbrechen in Ihren

die ihm in der That dienen, die kriegen gemalte Belohnungen.

k) VII und XII Hauptſt.

„Augen, wenn man weder ein niederträchtiger „Schmäußler, noch ein Unterhändler Ihrer Wol„lüste ist? Ich vergebe Ihnen die Treulosigkeit, die „Sie wider mich im Schilde führen. Aber wird „Dero Gewissen sie Ihnen auch vergeben? Sie wol„len mich von sich entfernen? Immerhin! was hilft „mir das Leben, sobald ich nicht mehr für Sie lebe.„

Der König ward hierüber heftig erzürnet, er stand vom Tische auf, und äußerte seinen Zorn durch viel bittere Erwiederungen. Aubigne begab sich vom Hofe; er nahm Abschied vom Könige, ohne einmal vom Pferde zu steigen, und gieng nach Castel-jalour, worüber er Gebiethiger war, und welches er wider den Admiral von Villars vertheidigte.

Endlich ward Frieden gemacht, und Aubigne schickete dem Könige von Navarra folgenden Abschied: „Sire, Dero Gedächtniß wird Ihnen „zwölf Jahre meiner Dienste, und zwölf Wunden an „meinem Körper vorrücken. Es wird Sie Ihres „Gefängnisses erinnern. Diese Hand, die Ihnen „schreibt, hat die Riegel desselben erbrochen; und ist „unschuldig geblieben, indem sie Ihnen gedienet hat. „Sie ist leer von Dero Wohlthaten, frey von allen „Bestechungen, sowohl von Dero Feinden, als von „Ihnen selbst. Durch diese Schrift empfehle ich „Sie Gott dem Herrn, dem ich meine bisherigen „Dienste widme; die künftigen will ich Eurer Ma„jestät widmen, indem ich dadurch Ihnen zu zei„gen gedenke, daß Sie etwas verloren haben, da „Sie mich verlieren.„

Aubi-

Aubigne ward in ſeiner Partey ſo gar hoch gehalten, daß in einer Verſammlung von den Calviniſten, die zu Sainte-Foy gehalten ward, die Abgeordneten von Languedoc den König Heinrich befrageten, wo Aubigne wäre, welcher ihre Provinz errettet hätte? und was er mit einem ſo nützlichen Knechte Gottes gemacht hätte? Der König verſprach ihnen hierauf, ihn wieder zurück zu rufen.

Aubigne gieng mit den Gedanken um, ſein Gut und ſeine Dienſte, dem Prinzen Caſimir, einem Sohne des Churfürſten von der Pfalz, zu verkaufen. Er reiſete alſo von Caſtel-jaloux ab, um von ſeinen Freunden in Poitou Abſchied zu nehmen. Als er nach St. Gelais kam, ſah er an einem Fenſter das Fräulein von Lezey, aus dem Hauſe von Vivonne, ſtehen. Ihr erſter Blick war der Anfang ſeiner Niederlage; und die erſte Unterredung vollendete dieſelbe. Dieſe neue Leidenſchaft machte, daß er ſein Vaterland liebgewann, brachte ihn aus ſeiner Unthätigkeit, und erneuerte ſeinen Durſt nach Ehre. Er entſchloß ſich, ſeiner Partey nothwendig, ſeiner Gebietherinn angenehm zu ſeyn, und von ſeinem Könige bedauert zu werden.

Siebentes Hauptstück.

Zurückberufung und Heurath des Herrn von Aubigne.

Er faßte allerley gefährliche Anschläge. Er gieng, Nantes zu recognoscíren; überraschete Montaigú und Limoges; er übete Heldenthaten aus, die der König mit Vergnügen seinen Hofleuten wieder erzählete, und zwang ihn, daß er ihn wieder zu sich beruffen mußte: es sey nun, um die Calvinisten zu befriedigen, oder zu verhindern, daß nicht der Herzog Casimir, durch die Verstärkung eines solchen Beystandes, zum Beschützer der reformirten Kirchen erkläret würde: vielleicht auch, weil der König in jenen unseligen Zeiten mit lauter Verräthern umgeben war, und wohl einsah, wie nöthig er einen treuen Menschen hätte.

Heinrich schrieb ihm vier Briefe, die Aubigne alle uneröffnet ins Feuer warf. Als er aber erfuhr, daß bey der Nachricht, als sey er bey Limoges gefangen worden, der König einige Diamanten von den Juwelen der Königinn zu seiner Auslösung bestimmet gehabt; auch hernach über dem falschen Gerüchte, als hätte man dem Aubigne das Haupt abgeschlagen, die Trauer angelegt hätte: so ward er von dem Zeichen einer so wahren Freundschaft gerühret. Die ganze adeliche Jugend des Navarrischen Hofes feyerte seine Wiederkunft.

Man

Man gieng ihm entgegen; der König empfieng ihn mit den ſchmäuchelhafteſten Gnadenbezeugungen; die Staatsbedienten gaben ihm Gaſtmaale; die Königinn Margarethe, welche König Heinrich der III. allen Zugonotten des Königreiches gegeben hatte, that ſehr ſchön mit ihm; kurz ohne den Aubigne konnte man nicht leben.

Heinrich gieng mit einer neuen kriegriſchen Unternehmung um. Türenne, Favas, Conſtant und Aubigne wurden ganz allein zum Kriegsrathe zugelaſſen. Alle viere waren verliebt. Aubigne that Wunder bey der Unternehmung von Blaye, bey der Belagerung von Montaigü, und behütete Rochelle vor einem Ueberfalle. Sein Bruder ſtarb in dem Scharmützel de la Barillière, und ward in der Gruft der Herzoge von Thouars begraben. Dieſes war ſein erſter Feldzug. Herr von Aubigne hatte ihm nur die einzige Regel gegeben, allezeit ſeines Lebens zu ſchonen, und niemals geizig damit zu thun. Der junge Officier antwortete ihm hierauf: Ich werde alſo bald das Vergnügen erlangen, einen großen Namen zu erwerben, oder nicht mehr zu leben *l*).

Als der König von Navarra einsmals durch Cardillac gieng, ſo bath er den Franz Candale, ihm ſein Cabinet zu zeigen; und verſprach ihm, nur ſolche Hofleute mitzubringen, welche werth wären, die Schönheiten deſſelben zu bewundern. Er erwählete hierzu den Clervaut, Mornay, Sainte-

Als

l) *d'Aubigné* Hiſt. univerſ. Livr. X. p. 373.

Aldegonde, Constant, Pelisson und Aubigne, welchen Karl der IX. den Zutritt in derjenigen Akademie zugestanden hatte, die sich wöchentlich zweymal in seinem Cabinette versammlete. Indessen nun, daß man sich damit beschäfftigte, ein Kind von sechs Jahren eine Kanone mit Beyhülfe einer kleinen Maschine heben zu sehen, schrieb Herr von Aubigne in die Schreibtafel des Candale folgendes lateinische Distichon:

Non isthæc, Princeps, regem tractare docetto,
Sed docta regni pondera ferre manu.

Ha! ha! hier ist ein Mensch! sagete Herr Candale, indem er dieses las.

Heinrich, welcher glaubete, Aubigne sey im Stande, sowohl schöne Sachen zu schreiben, als große Dinge auszurichten, wollte ihn gern verbinden, an seiner Geschichte zu arbeiten. Herr von Aubigne, welcher mit den bisherigen Thaten des Königes nicht sonderlich zufrieden war, antwortete ihm ganz stolz: Sire, fangen Sie nur an was zu thun, so werde ich anfangen zu schreiben. Damals fürchtete er, der Gegenstand möchte zu mittelmäßig seyn; nach der Zeit fürchtete er sich davor, daß er so erhaben war.

1581.

Als die Königinn von Navarra wieder an den Hof gekommen war, machete sie sich die Abwesenheit des Königes zu Nutze, der die Gräfinn von Guiche, Grammonts Wittwe, liebete. Man ent-

entdeckte ihre Liebeshändel mit dem Chavalon. Der König warf sie ihr mit bittern Ausdrücken vor. Die Königinn muthmaßete, Aubigne hätte alles entdecket, und klagete ihn aus Rachsucht, ihrerseits an: er wäre nicht eifrig genug in seines Herrn Diensten. Dieser Prinz aber nahm diese Lästerung auf, als ein Herr, der seine Gemahlinn und seinen Aubigne m) wohl kannte.

1582.

In einer Zusammenkunft, die die königliche Frau Mutter und die Königinn von Navarra zu St. Maixant, mit dem Könige Heinrich hatten, warfen diese zwo Prinzessinnen sich vor ihm auf die Knie, und fleheten ihn um des von Aubigne Verweisung an. Heinrich versprach sie ihnen auch, und befahl dem Aubigne öffentlich, den Hof zu verlassen; insgeheim aber verboth er ihm, zu gehorchen. Der Verwiesene hielt sich des Tages verborgen, und brachte alle Nächte in dem Zimmer seines Herrn zu. Des Morgens war er in Ungnaden: des Abends war er Liebling.

1583.

Dieser Zwang ward ihm zu langweilig. Er verließ den Hof, und begab sich zu dem Fräulein von Lezey, an welche der König selbst verschiedene Briefe zum Vortheile des Herrn von Aubigne schrieb. Seine Nebenbuhler behaupteten zwar, sie wären nachgemacht, und kein Verbannter hätte jemals

m) d'Aubigné Hist. univers.

mals dergleichen erhalten. Allein der König selbst kam zur Stelle, und stellete dem Fräulein von Lezey zu Ehren, verschiedene Feyerlichkeiten an.

Die Leidenschaft des von Aubigne gegen sie, mußte durch eine große Anzahl Mitwerber viel erleiden. Der Prinz von Conde erklärete sich für den Tapfersten; Fräulein von Lezey für den liebenswürdigsten, und ihr Curator für den reichsten.

Herr von Aubigne beweg einen seiner Freunde, dem Curator zu sagen: das einzige Mittel, das Ansuchen des von Aubigne los zu werden, sey, daß man von ihm Beweise seines Adels fordere, die er nicht aufbringen könnte. Der Curator fiel glücklich in diesen Fallstrick. Man setzete eine Zusammenkunft an, in welcher die Herren von Dampierre, von Retz, von Tissac, von der Rochefoucault, lauter Anverwandte des Fräuleins von Lezey, sich verbunden, den Ehecontract zu unterzeichnen, so bald Aubigne das Alter seines Adels würde bewiesen haben: mit der Bedingung an seiner Seite, daß, wenn er es nicht beweisen könnte, er sich aller seiner Ansprüche begäbe.

Aubigne hatte in dem Schlosse Archiac alle seine alten Adelsbriefe wieder gefunden; folglich brachte er die Beweise dar, die man von ihm forder-

m) In dem Heurathscontracte, welcher den 6ten Jun. 1583 unterschrieben, und von dem Notar Vasse in Empfang genommen worden ist, nennet Aubigne sich Ecuyer, Herr des Landes, Guillemer, und Chaillon, Stallmeister des Königs von Navarra,

ſederte. Vier Edelleute unterſuchten dieſelben, und fälleten das Urtheil: Aubigne ſtamme von denen von Aubigny aus Anjou ab. Er heurathete alſo ſeine Geliebte, laut dem Inhalte der Abrede n).

Er hatte ſich in ſeinem Heurathscontracte verbindlich gemachet, ein Landgut in Poitou an ſich zu bringen. Das Gut Chaillou war ihm anſtändig; folglich erkaufete er daſſelbe. Indeſſen hatte Catharina von Medicis den Ausſpruch gethan, man müſſe in Poitu drey Dinge verhindern; 1. die Heurath des Prinzen Conde mit dem Fräulein de la Trimouille, wegen Taillebourg; 2. des von Aubigne ſeine, wegen Murcay; und 3. die Heurath des de la Perſonne, wegen Donaulr. Indeſſen giengen dennoch alle dieſe drey Ehen vor ſich.

Ach-

ea, und ordentlichen Kammerjunker deſſelben; Suſanna von Lezey aber wird tituliret, Tochter des edlen und mächtigen Herrn, Ambroſius von Lezey und Frau Renäten von Vivonne. Das Haus von Lezey war ein Aſt des Hauſes von Luſignan.

Achtes Hauptſtück.

Rathſchläge des Herrn von Aubigne.

Als die Königinn von Navarra mit der Königinn, ihrer Mutter, wieder nach Paris kam, empfieng Heinrich der III. ſie ſehr kaltſinnig. Sie rächete ſich damit, daß ſie ſich auf die Seite derjenigen ſchlug, welche ihren Bruder durch allerley Verſe über ſeiner Zärtlichkeit gegen ſeine Lieblinge verläſterten. Heinrich der III. beſchimpfete ſie oftmals vor aller Welt, und ſie beklagete ſich darüber bey ihrem Gemahl.

Der König von Navarra wollte gleichwohl: daß man diejenige Frau in Ehren hielte, der er nichts als Verachtung bezeigete. Er verſammlete ſeinen Rath. Man ſchlug vor, von dem Könige von Frankreich Rechenſchaft wegen dieſer Beleidigungen zu fodern. Alle Staatsräthe billigten es auch; aber keiner wollte die Sache über ſich nehmen. Herr von Aubigne hatte mehr Herz. Er gieng zu Heinrichen dem III. nach St. Germain; und brachte ſeine Beſchwerden mit Stolz vor. Man ſuchete ihn ſchüchtern zu machen; allein er troßete den Drohungen: und da man ihm eine ſchleunige Ge-

o) Dieſe Erzählung iſt aus der allgemeinen Geſchichte des von Aubigne genommen: allein es iſt eben ſo leicht nicht, ſie mit der Erzählung des du Pleſſis Mornay zu vereinigen, welcher in ſeinen Memoires

Genugthuung verſagete, ſo übergab er in die Hände des Königes von Frankreich eine Erklärung; durch welche der König von Navarra ſeinem Bunde, und ſeiner Freundſchaft mit ihm entſagete.

Heinrich der III. antwortete hierauf: „Gehe „wieder zu dem Könige, eurem Herrn, weil ihr doch „das Herz habet, ihn ſo zu nennen, und ſaget ihm: „ich würde ihm eine Laſt auf die Schultern legen, „die auch den Großtürken niederdrücken würde.„ Sire, erwiederte Aubigne, mein Herr iſt unter eben der Laſt erzogen worden, womit Sie ihm drohen. Dafern ſie ihm Recht wiederfahren laſſen, ſo wird er Sie Lebens lang verehren, und Ihnen ſeine Güter und Creaturen widmen; ſeine Ehre aber wird er weder Ihnen, noch irgend einem lebenden Prinzen unterwerfen, ſo lange er noch ein Stück vom Degen in der Fauſt haben wird. Die königliche Frau Mutter ſagete, um ihn zu beſänftigen: der Hauptmann und die Wache, welche ſeine Tochter beleidiget hätten, ſollten ſterben. Man opfert, antwortete Herr von Aubigne, der Diana keine Säue! es müſſen edlere Köpfe dran o).

1585.

Einige Jahre hernach, ſchlug der Herzog von Epernon dem Könige von Navarra Mittel

ſaget: er allein ſey mit dieſer Auswechſlung beſchäfftiget geweſen, die er weitläuftig erzählet. Man ſehe hierüber Baylens Abhandlungen, in ſeinen reponſes aux queſtions d'un Provincial.

zu einem Vergleiche mit dem Könige von Frankreich, seinem Schwager, vor. Segur aber, der den Vorsitz in seinem Rathe hatte, setzete sich auf des von Aubigne Ansuchen, heftig dawider. Die Gräfinn von Guiche, welche damals die beliebteste Maitresse war, versöhnete sich mit dem Segur: und Aubigne ward aufgeopfert. Segur klagete ihn wegen einiger gar zu freyen Reden an, die den König aufbrachten. Herr von Aubigne erfuhr, als er von Poitou zurück kam, unterwegens: daß der König der Gräfinn von Guiche versprochen hätte, ihn in die Bastille zu schicken. Seine Freunde beschworen ihn vergebens, wieder umzukehren: er verließ seine Equipage, nahm die Post, steckete einen Dolch in seinen Gürtel, gieng nach Hofe, und kam durch eine verborgene Treppe gerade zu in des Königes Gemach, welchen er mit seiner Buhlerinn ganz allein beysammen fand. Er sagte: Beruhigen Sie sich, mein Herr! ich komme, um zu vernehmen, worinnen mein Verbrechen bestehe: und ob Sie meine Dienste als ein guter Prinz, oder als ein wahrer Tyrann belohnen wollen? „Ihr wißt wohl, erwiederte „der König, daß ich euch liebe;„ allein Segur ist böse auf euch: vertragt euch mit ihm! Aubigne gieng zum Segur, und erschreckete ihn mit seinen drohenden Vorwürfen dermaßen, daß Segur zum Könige lief, und ihm sagete: Sire, Dero Ecuyer ist rechtschaffener, als E. M. und ich.

Die Friedensverträge wurden nicht gehalten; und man griff wieder zu den Waffen. Die Ligue kam vol-

vollends zu Stande. Heinrich überlegete, ob die Protestanten sich mit dem Könige von Frankreich vereinigen sollten, um ihr entgegen zu gehen. Die meisten Räthe stimmeten für eine vollkommene Vereinigung; Aubigne aber redete folgendergestalt:

„Meine Ehrfurcht gegen diejenigen, die bisher „geredet haben, sollte mir zwar den Mund schlie„ßen; allein, hier kömmt es nicht auf den Wohl„stand, hier kömmt es auf Treue an. Der Eid, „den ich Gott, seiner Sache, und meinem Kö„nige, gethan habe, befiehlt mir, ohne alles Verstel„len zu reden. Ich will also sagen, was ich denke: „das würde heißen die Asche unserer Märtyrer mit „Füßen treten, das Blut unserer Helden beflecken, „auf die Grabmäler unserer Feldherren und Prinzen „Galgen bauen, und alle diejenigen zu gleicher „Schändung verdammen, die, da sie noch aufrecht „stehen, ihr Leben der Religion angelobet haben, „wenn man hier noch in Zweifel ziehen wollte, ob „sie auch recht gethan haben, die Waffen zu ergrei„fen? und diese Versammlung würde des Hochver„raths schuldig seyn, wenn sie nicht rechtmäßig wä„re. Wir können also unsere Blicke gar nicht mehr „auf das Vergangene wenden; es ist uns nur er„laubt, auf dasjenige zu denken, was gegenwärtig „von uns geschehen soll. Wofern ihr euch in Waf„fen setzet, so wird der König von Frankreich euch „scheuen, das ist wahr: und wofern er euch scheuet, so „wird er euch hassen. Ach! wollte Gott! daß die„ser Haß anitzt erst seinen Anfang nähme! Wenn „er euch hasset, so wird er euch vernichten. Die-

„ses saget man; und diese Sprache führet die Zag-
„haftigkeit. Sollen wir denn ganz allein unbe-
„waffnet seyn, da ganz Frankreich in Waffen ist?
„Sollen wir unsern Soldaten erlauben, denen Haupt-
„leuten zu schwören, die uns ausrotten wollen?
„Wozu dienet diese Vereinigung der Truppen? Wir
„verderben unsere Leute, wenn wir sie unter frem-
„den Fahnen dienen lassen. Man werfe doch nur
„einen Blick auf die Soldaten beyder Parteyen.
„Dort werden sie Wucherer; hier ist bloß die Ehre
„ihr Lohn. Dort genießen sie alle Wollüste; hier
„sind sie einer strengen Zucht unterworfen. Wol-
„len wir denn etwan unserer adelichen Jugend die
„Schande bey uns, und die Ehre bey andern zei-
„gen? Gesetzt auch, wir wären einander gleich: was
„soll denn aus den Prinzen vom Geblüte werden,
„und aus den vornehmen Herren, die von unserer
„Parteyen sind, wenn sie ihre Tapferkeit ungeübten
„Soldaten gewiesen haben? Werden sie wohl ihre
„angebohrne Hoheit mit Füßen treten? und werden
„sie sich wohl sehr nach dem Gehorsame sehnen, sie,
„die zum Gebiethen gebohren sind?

„Ja, spricht man, wir müssen unsere Unterwür-
„figkeit beweisen. Gut! wir wollen sie zeigen! aber
„ohne Zaghaftigkeit. Wir wollen dem Könige die-
„nen; aber ohne uns außer Stand zu setzen, uns
„selber nützlich zu seyn. Werden auch wohl unsere
„Soldaten recht eifrig in den Krieg gehen, wenn sie
„sich mit denjenigen vermenget sehen, deren Untreue
„sie scheuen? Wir wollen den wankenden Thron
„befestigen; wir wollen für den Prinzen sterben,

„der

„der uns unterdrücket hat; aber wir wollen uns mit „ihm nicht vereinbaren. Es wird noch immer Zeit „seyn, unsere gewaffneten Kniee vor ihm zu beugen, „die Hand aus dem eisernen Handschuh zu ziehen, „und ihm zu schwören. Wir wollen unsere Siege, „und nicht unser Schrecken, zu seinen Füßen bringen.

„Unter welch einem Vorwande erheben sich die „verschwornen Feinde wider uns? um uns zu erstic„ken. Unsere Schwerter müssen ihnen also Ein„halt thun, weil der Zepter sie nicht in Banden hält. „Wir wollen diesen Verschwornen den Nutzen der „Unterwerfung entziehen, die wir dem Könige von „Frankreich leisten wollen; und wollen ein jeder al„lein fechten. Entwaffnen wir uns, so wird uns „der König verachten: verbindet er sich mit unsern „Feinden, so wird er uns zu Grunde richten, ohne „einen Streich zu thun. Bewaffnen wir uns aber, „so wird uns der König hochachten; er wird uns zu „Bundesgenossen haben wollen; und unter seinem „Schutze, wird er die Köpfe unserer gemeinschaftli„chen Feinde zerschmeißen.„

Diesem Rathe, welcher durch einige Exempel bestätiget ward, die Mornay anführete, und welchen der Prinz Conde unterstützete, fiel die ganze Versammlung bey.

1587.

Der Krieg fieng also an. Aubigne war allenthalben zugegen; er vertheidigte Poitou, ward bey der Unternehmung von Angers drey Wochen für todt gehalten, bemeisterte sich der Insel Oleron,

hielt sich auf derselben in tausend Treffen, wobey er sich allemal im Hemde befand; bekam das Gouvernement darüber, ward bey einer Landung gefangen, die die von Brouage darauf thaten, und auf sein Wort losgegeben.

Der König von Navarra verkaufte Oleron an die Papisten. Als nun Aubigne sah, daß seine Eroberung ihm entrissen ward: so begab er sich nach Hause, sagte seinem Herrn auf ewig gute Nacht; allein er suchete doch seinen Abzug durch einen Streich merkwürdig zu machen, der Aufsehen machete.

Er ward einer Religion überdrüssig, die er so trefflich vertheidiget hatte, und die ihn so übel belohnete. In diesen verdrüßlichen Augenblicken, und da er einige Merkmeale seiner Unzufriedenheit blicken ließ, beeiferten sich seine Freunde, ihm Controversbücher zu leihen: die er eifrig las, um nur einigen Schein der Seligkeit in derjenigen Religion zu finden, die alle andern davon ausschließt. Er durchblätterte den Panigarole, und warf ihn als einen Schwätzer wieder fort. Er bewunderte Campions Beredsamkeit, allein er schrieb auf den Titel les dix déclamations; an statt les dix argumens. Ihm gefiel Bellarmins Stärke, Lehrart und Aufrichtigkeit; allein die Untersuchung seiner Beweise, zeigete ihm dermaßen ihre Schwäche, daß Bellarmin ihn vollends in seiner reformirten Religion befestigte *p*).

Sechs

p) Geheime Nachrichten vom Theodor Agrippa Aubigne.

Sechs Monate nach seiner Entfernung, gerieth seine Partey in die bedauernswürdigsten Umstände. Heinrich strebete wieder nach dem Aubigne; und, um dessen Unwillen zu besänftigen, wollte er ihm einen seiner natürlichen Söhne, zum Zeichen seiner Freundschaft, in seine Hände übergeben. Aubigne aber schlug diese Probe seines Zutrauens aus, und fürchtete: man möchte ihm vorrücken, er hätte seine Zurückberuffung durch eine Niederträchtigkeit erworben. Indessen folgete er dem Könige, recognoscirte mit ihm Talmont, zwang den König, zu gestehen: daß der Gebrauch der Picken für die Infanterie sehr dienlich sey, wählte das Schlachtfeld zur Schlacht von Coutras, und dienete dabey, als Marschall de Camp.

Als einsmals Heinrich mit ihm, und dem Viconte de Türenne spazieren gieng, so vertrauete er ihnen die Unruhen, die ihm seine Liebe zur Gräfinn von Guiche verursachte, und den Vorsatz, den er hätte, sie zu heurathen; ja, daß er es ihr schon versprochen hätte. Er befahl ihnen zugleich, sich fertig zu halten, ihm den andern Tag ihre Meynung zu sagen. Türenne dachte die ganze Nacht daran, und beschloß, sich in eine so kützliche Sache nicht zu mengen. Er veranlassete zu dem Ende eine unumgängliche Nothwendigkeit, nach Marans zu gehen. Aubigne, welchem seine Bedienung allen Vorwand benahm, sich zu entfernen, nahm sich vor, seine Schuldigkeit zu thun.

Der König machete sich bey frühem Morgen aus der Stadt, ließ sein Gefolg bey Seite gehn,

rief den Aubigne, und redete zwo Stunden lang zu ihm, in welchen er ihm die Beyspiele von dreyßig alten und neuern Prinzen her erzählete, die durch eine Heurath mit einer ihrer Unterthanen glücklich geworden wären. Er führete hingegen wohl dreyßig andere an, die durch Bewerbung um hohe Verbindungen, entweder ihr Hausweſen unglücklich, oder ihren Thron wankend, oder ihr Volk verächtlich gemachet hätten. Er schloß endlich damit, daß er die Unbilligkeit derer verdammete, die, da sie ohne Leidenschaften wären, alle Handlungen eines Menschen, der voller Leidenschaft ist, den Regeln einer strengen Vernunft unterwerfen wollten. „Kurz, „fügte er hinzu, ich brauche heut eure wahre Mey„nung zu wissen, und das nach dem Grundsatze „derjenigen störrigen Redlichkeit, die ich zuweilen „gehasset habe, die ich aber itzt nicht mehr scheue.„

Aubigne, welcher die ganze Nacht zugebracht hatte, an diese Sache zu gedenken, war froh, als ihm der König befahl, sich seiner natürlichen Freymüthigkeit zu überlassen. Er fieng mit Verwerfung derer niederträchtigen Schmäuchler an, welche die Geschichte zur Verführung der Prinzen anwenden, die doch ganz allein ihr Tadler seyn kann. Er bewies, daß sie ein Verbrechen begiengen, mit kaltem Blute solche Rathschläge zu geben, die nur allein durch eine heftige Leidenschaft gerechtfertiget werden könnten. „Dergleichen Beyspiele, „fügete er hinzu, sind schön und rührend; allein „Sire, Ew. M. helfen sie nichts. Die Prinzen, „die Ihr mir da genannt habet, waren auf ihrem

Thro-

„Throne befestiget. Ihr aber habet nichts, als An„sprüche und Hoffnungen; sie waren im Frieden, und „Ihr seyd im Kriege; sie hatten keine Feinde, und „Ihr seyd mit Verräthern umgeben. Jene hatten „Macht; Eure Majestät haben nichts als Tugen„den. Jene hatten durch große Thaten das Recht „erlanget, außerordentliche Dinge auszuführen; und „Ihr sehet wohl ein, daß alle eure Tapferkeit noch „nicht so viel hat bewirken können, daß man Euch „nur gemeine und erlaubte Handlungen zu gut hielte.

„Es kann allerdings einem Staate gleich viel gel„ten, ob ein König eine seines gleichen, oder eine „Unterthaninn heurathet. Allein, das Vorurtheil „ist wider Eure Majestät. Verlachen Sie es in „der Stille für sich; aber verehren Sie es vor den „Leuten. Warum sind Sie sonst König? als daß „Sie ohne Unterlaß Dero Geschmack, Dero Leiden„schaften, der gemeinen Ruhe und dem öffentlichen „Wohlstande aufopfern müssen?

„Sie sagen, der Groß-Sultan heurathet ja „wohl seine Sclavinn! allein, gnädigster Herr, „sollen Sie denn über Muselmänner regieren? Was „werden die Hugonotten, was wird Paris, was „wird die Ligue sagen, wenn Sie in Frankreich „die Sitten der Türkey einführen wollen?

„Ich sehe in Eurer Majestät vier verschiedene „Menschen. Den Heinrich von Bourbon, den „König von Navarra, den vermuthlichen Er„ben der französischen Krone, und den Be„schützer der reformirten Kirchen. Ein jeder „von diesen Menschen hat seine besondern Diener,

„deren

„deren Bestes nichts mit einander gemein hat, und für „welche die Belohnungen ganz verschieden seyn müssen.

„Denenjenigen, die dem Heinrich von Bour„bon dienen, müssen Sie die Wache Ihrer Per„son und Ihres Hauses vertrauen. Den Unterthanen des Königes von Navarra müssen Sie „die Aemter und Plätze Ihrer Souveränität über„geben; den Anhängern des Erben der französi„schen Krone die hohen Bedienungen, nach wel„chen sie streben. Aber, wie wollen Sie diejenigen „belohnen, die Eure Majestät als den Beschützer „ihrer Religion ansehen? Diese begehren einen hef„tigen Eifer für Gott, ein unsträfliches Leben, vor„treffliche Beyspiele; und sie haben Recht, solches zu „fordern: denn wenn Eure Majestät aus vielerley „Gründen ihr Oberherr sind, so sind sie hergegen „aus andern Gründen Dero Mitbrüder; und zwar „Mitbrüder, die Ihnen alle Ehre, alle Vortheile „des Krieges überlassen, und für sich nur die Ge„fahren behalten. Welch ein Geschrey würde sich „nicht in ganz Frankreich erheben, wenn Frankreich „in demjenigen Menschen, der um dasselbe zu beherr„schen, zuvörderst sich selbst beherrschen muß, nur „den Sclaven einer Frau erblickete? Warum soll „ich es Ihnen verhölen, gnädigster Herr? Sie „müssen Ihr Glück machen! Dieses Glück hängt „von der unwandelbaren Zuneigung derjenigen ab, „die Ihnen durch die Bande der Freundschaft, der „Hoffnung, oder der Pflicht verbunden sind. Ach! „brechen Sie nicht alle diese Bande dadurch, daß „Sie sich alle Herzen aufsätzig machen!

„Sie

„Sie lieben, Sire: ich selbst habe viel zu seh-
„geliebet, als daß ich mich wider Dero Leidenschaft
„auflehnen sollte. Behalten Sie diese Liebe bey;
„aber machen Sie, daß Sie Ihrer Geliebten wür-
„dig werden. Erkaufen Sie durch Beschwerlich-
„keiten, durch Arbeiten, durch glückliche Erfolge,
„und durch die Demüthigung aller Ihrer Feinde,
„das Recht, sich mit ihr zu vereinigen; ohne daß
„Sie dabey etwas fürchten, oder sich schämen dörfen.
„Lassen Sie Dero Leidenschaft selbst sich einen
„Sporn zur Ehre seyn. Ueberlassen Sie sich den
„Geschäfften! Dero Heil liegt daran: Sie müssen
„König von Frankreich seyn, oder nichts. Kom-
„men Sie unabläßig in Ihren Rath, welchen Sie
„verabscheuen; wenden Sie Dero Stunden auf die
„großen Geschäffte, und nur Dero Augenblicke auf
„Ergötzungen. Bemühen Sie sich um die Freund-
„schaft derer Hugenotten, deren strenges Gesicht
„Sie scheuen. Unterdrücken Sie diejenigen Auf-
„wallungen des Zornes, die Dero Hauswesen ver-
„wirren. Bemeistern Sie sich der Herzen aller
„Franzosen. Bringen Sie Dero Leben und Größe
„in Sicherheit; alsdann werden Sie diejenigen Prin-
„zen nachahmen können, deren Beyspiele man Ihnen
„anführet. Denn ich kann nicht glauben, r,
„daß Sie, als ein Feind vom Bücherlesen, mit ei-
„genen Augen in den Jahrbüchern der Welt Zeug-
„nisse gesucht haben sollten, die diese Heurath recht-
„fertigen; welche an sich selbst sehr gleichgültig, aber
„in gegenwärtigen Umständen so unzeitig ist. Herr
„von Alenzon lebet nicht mehr; sie haben nur noch

„eine

„eine Stufe, um auf den französischen Thron zu kom„men. Wofern Sie heute Ihre Geliebte heurathen, „so fallen Sie auf ewig davon hinunter.„

Der König dankete dem Aubigne, und schwor ihm, innerhalb zweyen Jahren die Gräfinn von Guiche nicht zu heurathen.

Herr von Aubigne, welcher mit Heinrichen besser dran war, als jemals, schlief in seiner Vorkammer. Einsmals sagete er zum la Force, welcher neben ihm schlief: la Force, unser Herr ist der undankbarste Mensch auf der ganzen weiten Welt. La Force, welcher schon schlummerte, fragete ihn, was er gesagt hätte? Du tauber Mensch! rief der König aus seinem Schlafzimmer, er sagt dir, ich wäre der undankbarste Mensch von der Welt. Ach! schlafen Sie, Sire, erwiederte Aubigne, wir haben uns noch viel mehr zu sagen. Den folgenden Tag, sagt der Geschichtschreiber, sah mich der König deswegen doch nicht sauer an; aber er gab mir auch keinen Häller mehr. Dieser Prinz erkaufte die von der Ligue viel zu theuer, als daß er seinen Freunden hätte was geben können. Die Hugonotten aber dieneten ihm mit so vieler Zuneigung, daß, nachdem sie ihre Equipage verzehret, das Versprechen einer Schlacht sie noch bewog, auch ihre Güter zu verkaufen. Schlachten waren die Belohnungen ihrer Siege.

Neun-

g) Dieß sind Soldaten, die man von den Compagnien, oder von den Dragonern absondert, die im ersten

Neuntes Hauptſtück.

Des Herrn von Aubigne Wegwendung vom Hofe.

Aubigne, welcher in Poitou allmächtig war, commandirte daſelbſt ein zahlreiches Heer, und hatte in allen Städten ſeine Kundſchaften. Er bemeiſterte ſich von Niort, führete die Enfans perdus *q*) bey der Belagerung von Etampes an, und begleitete Heinrichen den IV. in das Zimmer, allwo der von einem Mönch ermordete Heinrich der III. den Geiſt aufgab. Er nahm Maillezais ein; und Maillezais blieb dem, der es eingenommen, zu eigen *r*). Er bekam die Statthalterſchaft darüber, und begab ſich mit einem geringen Vermögen, mit genugſamer Philoſophie, und vieler Ehre dahin. Seit ſeinem funfzehenten Jahre, hatte er ohne irgend ein Gefechte, oder eine Gefahr, keine andere Zeit zugebracht, als diejenige, die er zur Heilung ſeiner Wunden brauchete.

Er ſchlug Heinrichen ab, ihn bey der Belagerung von Paris zu begleiten. Dieſem Abſchlage ungeachtet, vertraute man ihm doch den Cardinal von Bourbon an, welchen die Ligue für den König von Frankreich erkannt hatte. Man holete dieſen Prin-

ſten Gliede fechten, oder die zuerſt Sturm laufen.

r) Aubigne Hiſt. univerſ.

Prinzen aus Chinon, allwo er vom Chavigny bewachet ward, und führete ihn in aller Stille nach Maillezais. Dúpleſſis Mornay führete vergebens die Urſachen derer Beſchwerden an, welche Aubigne wider den Hof hätte: der König erwiederte, das Wort des misvergnügten Aubigne wäre ſo viel werth, als eines andern Erkenntlichkeit.

1590.

Die Herzoginn von Retz ſuchete ſeine Treue zu verderben. Sie ſchickete ihm einen italiäniſchen Edelmann mit folgendem Schreiben:

„Mein lieber Vätter, ich bitte, daß ihr die „Zeugniſſe, welche euch der Herr Marſchall von „Retz, mein Gemahl und ich, von der vollkomme„nen Freundſchaft und der herzlichen Fürſorge geben, „mit welcher wir an eure Erhöhung, und an das „Wohl eurer Kinder, unſerer Oheime denken, an„nehmen wollet. Zeiget anitzt einmal, daß die Be„leidigungen euch rühren können. Unſer Edelmann „wird euch das übrige ſagen.„

Der Abgeordnete richtete ſeinen Auftrag aus, und both dem Herrn von Aubigne zweymal hundert tauſend Thaler, oder das Gouvernement von der Inſel Belle-Iſle mit funfzig tauſend Thalern an, wenn er ein Auge zuthun, und ſeinen Gefangenen entwiſchen laſſen wollte. Herr von Aubigne antwortete: „Belle-Iſle würde mir gelegener ſeyn, „um das Brod meiner Untreue in Ruhe zu genießen; „mein Gewiſſen aber, welches mich allenthalben „ganz nahe begleitet, würde ſich mit mir einſchiffen,

„wenn

„wenn ich nach dieser Zuflucht abfahren wollte. „Reiset also eurer Wege, und seyd versichert, daß, „wenn ihr mir nicht ein freyes Geleit abgelocket hät„tet, ich euch an Händen und Füssen gebunden, „dem Könige meinem Herrn zuschicken würde.„

Der Graf von Brissac that verschiedene Anfälle auf Maillezais, um den Cardinal-König heraus zu helfen: allein, Aubigne sorgete für alles. Seine Wachsamkeit und Wirksamkeit thaten eben so viel, als die stärkste Besatzung hätte thun können.

Der König, welcher seit einigen Monaten mit Rom und der Ligue in Unterhandlungen, wegen seiner Religion war, schwor dieselbe endlich ab. Aubigne verabsäumete nichts, um die Sache seiner Partey wieder herzustellen; die Kirchen traueten ihm; und er nahm sich ihres Besten in derjenigen berühmten Versammlung der Hugonotten an; in welcher sie nach zweyen Jahren, die mit Fragen und Streitigkeiten zugebracht wurden, endlich das Edict von Nantes heraus brachten; das Meisterstück der klügsten Köpfe des Staats, über welchem man so lange Zeit unterhandelt, und gestritten hatte, und welches endlich freywillig, von einem weisen, erkenntlichen, und gewaffneten Könige, einem zahlreichen, getreuen, und entwaffneten Volke zugestanden ward, welches ihn auf den Thron erhoben hatte.

Zu Vendome, zu Saumür, zu Loudün und zu Chastellerault, war er allezeit ernennet worden, um bey den Ueberlegungen, den Abgeordneten des Hofes die Spitze zu bieten. De Fresne-Canaye, Präsident der gemeinschaftlichen Kammer

von Castres, hatte die Dienste und Stärke der Partey niedergeschlagen. Allein, als Aubigne sah, daß die vornehmsten der Versammlung kleinmüthig wurden, munterte er sie durch eine heftige Anrede auf: Was! sagte der Präsident, handelt man das Beste des Staates auf eine solche Art ab! „Und wer seyd denn ihr, erwiederte Aubigne, daß „ihr uns lehren wollet, worinnen der Dienst des Kö„niges bestehe? Das haben wir gewußt, bevor ihr „noch ein Schüler geworden seyd. Wollet ihr et„wan euer Glück damit machen, daß ihr den Dienst „des Königes dem Dienste Gottes entgegen setzet? „Lernet schweigen, wann es Zeit ist, und denenje„nigen nicht in die Rede fallen, die eine rathschla„gende Stimme in dieser Versammlung haben.„ Wo sind wir! sagte du Fresne, und schäumete vor Wuth. Daselbst, erwiederte Aubigne kaltsinnig, wo die Mäuse das Eisen fressen.

Diese Worte ermunterten den Muth der Versammlung. Der Präsident schadete seinem Feinde bey dem Könige, so viel er konnte. Als der Herzog von Bouillon sagete, man müsse eine solche obrigkeitliche Person verehren: erwiederte Aubigne: Ja! der in drey Monathen von uns abfallen wird. In der That war dieser ehrwürdige Mann drey Monate darauf katholisch.

Herr von Aubigne ward der Eingezogenheit gar bald überdrüßig. Er fand sich bey der Belagerung von Rouen ein, als der Herzog von Parma diesem Orte zu Hülfe kam; und gebeth daselbst den Soldaten als General-Lieutenant.

Seine

Seine Gemahlinn starb; und er suchete seinen Trost in neuen Gefahren. Seine Feinde schrieben seine Heldenthaten der Verzweifelung zu, daß er Heinrichs Gnade verloren, nachdem derselbe König von Frankreich geworden. Damit er nun dieses Gerüchte zu schanden machen möchte, so erschien er wieder bey Hofe.

Als er nach Chaulny kam, begab er sich zu der schönen Gabriele, Herzoginn von Beaufort, wohin der König auch kommen sollte. Zween Hofleute, die seine guten Freunde waren, beschworen ihn: sich gleich wieder zu Pferde zu setzen, und sich vor dem Könige nicht sehen zu lassen, der sehr böse auf ihn wäre. Einige Bediente berathschlageten sich, ob sie ihn in die Hände des Hauptmanns von der Leibwache geben, oder dem Schloßhofmeister überantworten sollten. Er aber, der von der Güte des Herzens seines Herrn überzeuget war, trat mitten unter die Wachsfackeln, die des Königes Ankunft erwarteten. Als nun die Kutsche vor der Schloßtreppe hielt, hörete Herr von Aubigne diese Worte aus Heinrichs Munde: Da ist mein gnädiger Herr von Aubigne *z*). Dieser trat gleichwohl hinzu. Der König reichete ihm den Backen, befahl ihm seine Maitresse zu führen, und sagte ihr: sie sollte die Larve abnehmen, um ihn zu grüßen. Die Hofleute fragten sich einander, als sie ihn umarmete; ob die schöne Gabriele hier das Amt des Schloßhofmeisters verwaltete?

z) Voilà Monseigneur d'Aubigné.

Der König schickete alle Menschen aus dem Zimmer, und Aubigne blieb über zwo Stunden lang mit ihm, und der Herzoginn von Beaufort, allein. In dieser Unterredung bedienete er sich eines Ausdruckes, der ganz Frankreich durchlaufen hat; und welchen seitdem die Hugonotten so sehr aufgemutzet haben. Der König zeigete ihm nämlich seine Lippe von einem Messerstiche durchschnitten: Sire, sagte Aubigne, noch zur Zeit haben Eure Majestät Gott im Himmel nur mit den Lippen abgesaget, und er hat sich begnüget, auch nur Dero Lippen zu verletzen; werden Sie ihm aber einmal mit dem Herzen entsagen, so wird er ihnen auch das Herz zu durchbohren wissen *t*). O! sagete die Herzoginn von Beaufort: wie schön ist das gesagt, aber wie übel ist es angewandt! Ja! gnädige Frau, erwiederte Aubigne, weil es so wahr ist, als wenig Nutzen es schaffen wird.

Die Herzoginn von Beaufort ward von dieser Kühnheit und Freymüthigkeit gerühret. Sie wollte den Aubigne auf ihre Seite ziehen, und der König wollte ihn durch große Anschläge in seinen Diensten treu erhalten. Diese Anschläge gien-

t) Aubigne setzte diese Antwort in die Vorrede seiner tragischen Schriften, die lange vor Heinrichs des IV. Tode aufgesetzt waren:

Quand ta bouche renoncera
Ton Dieu, ton Dieu la percera,

giengen auf die Erhebung des kleinen Cäsars, nachmaligen Herzogs von Vendome: den er ganz nackend herbey bringen ließ, und mit eigenen Händen dem Aubigne übergab, mit dem Befehle; ihn als ein dreyjähriges Kind nach Saintonge zu führen, und unter den Hugonotten zu erziehen, damit dieselben ihm günstig würden. Dieser Anschlag bestätiget das Zeugniß der Geschichtschreiber, welche Heinrichen dem IV. folgende Worte zueignen: Wenn unter den Hugonotten keine Edelleute wären, so sollte man ihnen welche zuschicken.

1595.

Dieser Prinz, welcher aus dem Schooße der Protestanten gekommen war, die ihn ohne Bedingung zum Könige angenommen hatten, bloß aus Gefälligkeit gegen die Liguisten, welche glaubten, die Ketzerey sey ein rechtmäßiger Grund, ihren Oberherrn zu verkennen, war nicht allezeit so gleichgültig als damals, da er sagete: eine Krone ist wohl eine Messe werth. Eine schwere Krankheit ermunterte seine Empfindungen. Er ließ den Aubigne rufen, schloß sich mit ihm in seiner Kammer ein, und nachdem er zweymal niedergekniet war, um zu bethen, so befahl er ihm: er sollte ihm frey sagen,

Punissant le membre coupable;
Quand ton coeur déloïale, moqueur,
Comme elle sera punissable,
Alors Dieu perçera ton coeur.

ob er auch jemals die Sünde wider den heiligen Geist begangen hätte. Aubigne bemühete sich vergebens, einen reformirten Geistlichen an seiner Stelle rufen zu lassen, um diese Frage zu untersuchen. Indessen ließ er sich weitläuftig über die vier Merkmaale dieser Sünde aus; nämlich die Kenntniß des Bösen, wenn man es begeht, die Widerspänstigkeit gegen den Geist der Wahrheit, die Unbußfertigkeit, und die Verzweiflung. Der neue Casuist verwies den König auf die Prüfung seines eigenen Gewissens in diesen vier Puncten. Diese Unterredung ward sechsmal durch inbrünstiges Bethen unterbrochen. Den folgenden Tag befand man sich besser, und wollte kein Wort mehr von der Sünde wider den heiligen Geist hören *a*).

Nach der Zusammenkunft zu Fontainebleau, bey welcher Heinrich das grausame Vergnügen zu gewießen schien, den getreuen Mornai durch den Cardinal du Perron gedemüthiget zu sehen, versuchte Aubigne, die Ehre seiner Partey durch eine zweyte Unterredung mit diesem Prälaten wieder herzustellen. Er disputirete fünf Stunden in einem weg, in Gegenwart des Königes, und mehr als vierhundert Personen. Dieser Streit, in welchem beyde Parteyen gesieget zu haben glaubeten, endigte sich mit einem Tractate, welchen Aubigne de disciplis patrum aufsetzte. Der Bischof von Evreux antwortete nicht darauf, ungeachtet der König dem Herrn von Aubigne eine Antwort versprochen hatte.

Seine

a) Mem. secrets de *Theod. d' Aubigné.*

Seine Verbindungen mit dem Herzoge von Trimouille und Bouillon, machten ihn ebenfalls dem Hofe verhaßt. Bouillon war furchtbar. Man gab ihm schuld, er wolle aus der reformirten Partey eine Art von Republik machen: ungeachtet er außer Frankreich, wie ein Ankläger redete, welcher mehr drohet, als die Sprache eines sich demüthigenden Angeklagten redet. Der Herzog de la Trimouille ward im Verdachte gehalten, daß er in seine Absichten mit einstimmete: er hatte allen Anerbiethungen des Thuanus und des Sülly widerstanden, und das Beste der Protestanten mit so vieler Standhaftigkeit unterstützet, daß der Hof darüber erzürnet war. Man trauete ihm das Project eines Oberhauptes der Hugonotten zu, weil er Tugenden genug dazu besaß. Gleichwohl hatte er gesaget: „Man unterschreibe nur das Edict von „Nantes; man verspreche meinen Brüdern eine „völlige Sicherheit ihrer Gewissen und ihres Lebens; „alsdann kann man mich vor den Pforten der Kirche „aufhängen; und kein Mensch wird dagegen etwas „sagen.„

Indessen, da der König einige Völker hatte anrücken lassen, um ihn in Thouars zu belagern; so schrieb dieser Herr an den Aubigne: „Mein „Freund! ich beschwöre euch zu Folge eurer Eide, „zu mir zu kommen, und mit eurem euch gewegenen Diener zu sterben.„ Herr von Aubigne antwortete: Mein Herr, eurem Briefe wird genau nachgelebet werden; gleichwohl bin ich in einem einzigen Stücke nicht mit ihm

zufrieden: Daß er nämlich mir meine Schwüre anführet, die viel zu unverletzlich seyn müssen, als daß es brauchete, mich ihrer zu erinnern.

Er gieng mit seinen Freunden nach Thouars. La Trimouille befestigte sich darinnen. Sie thaten Ausfälle in das freye Feld, und machten sich auch dem Heere des Königes furchtbar. Indem sie einsmals durch ein gewisses Dorf zogen, allwo man die Köpfe einiger Mörder auf Räder gesteckt hatte; ward Aubigne gewahr, daß der Herzog de la Trimouille über diesem Anblicke erblasste, und sagete zu ihm: Sehen sie diese traurigen Gegenstände mit kaltem Blute an; wenn man das thut was wir thun, so ist es sehr dienlich, daß man sich mit dem Tode bekannt mache.

Trimouille machete Frieden. Herr von Aubigne hatte mit dem Herzoge von Sülly den Vorsitz bey der allgemeinen Versammlung von Chatelleraut. Er legte die Streitigkeiten, zwischen der Kirche von Languedoc und von Dauphine, bey.

Als der Herzog de la Trimouille, welchen die Ungnade des Königes zu Boden schlug, gestorben war; so hielt Aubigne, welcher in Poitou nichts als Hugonotten sah, welche entweder schon verkauft waren, oder sich noch zu verkaufen suchten, dafür, daß ein ehrlicher Mann unter so vielen Verräthern nicht sicher wäre. Er war eben im Begriffe, sich aufzu-

aufzusetzen, und aus dem Königreiche zu gehen; als er Briefe vom la Varenne, vom Bouillon und dem Könige bekam, die ihn alle bathen, wieder nach Hofe zu kommen. Heinrich trug ihm auf, Ringelrennen und Turniere anzuordnen. Allein, als er einsmals in einen Wald mit ihm ritt, sagte er zu ihm: „Ich habe noch nicht von euren Versammlungen mit euch geredet. Ihr habet alles verder„bet, da ihr mir wider meinen Willen habt dienen „wollen: alle Abgeordnete bekamen Gehalt von mir, „und ein sehr vornehmer Spion hat mich nicht mehr „als fünf hundert Thaler gekostet. Wie oft habe „ich nicht gesaget:

Oh! que si ma gent
Eut ma voix ouïe,
J'eusse en moins de rien
Pu vaincre & défaire! &c. &c.

„Sire, erwiederte Aubigne: ich bin wider meinen „Willen Abgeordneter der Kirchen gewesen, und „habe geglaubet, ich müsse durch meinen Eifer das „Unglück wieder gut machen; da sie nicht mehr von „einem Könige beschützet werden, der ohne sie, nur „ein bloßer Edelmann seyn würde. Indem ich „Eurer Majestät Gesicht ansehe, bekomme ich wie„der allen meinen alten Muth. Legen Sie die Hand „an Ihr Herz, und sagen Sie mir, warum Sie „mich gehasset haben?„ Ihr habt, erwiederte Heinrich, den Herzog de la Trimouille gar zu sehr geliebet; den ich doch hassete. Das habt

ihr gewußt, und habt doch seine Seite gehalten. „Sire, antwortete Aubigne, ich bin zu „den Füßen Eurer Majestät erzogen worden; „daselbst habe ich bey guter Zeit erlernet, der unglück„lichen zu schonen, und gute Freunde nicht zu ver„lassen, wenn sie von einer überlegenen Macht un„terdrückt werden. Lassen Sie sich doch an mir die„se Grundlehre der Tugend gefallen, die ich an De„ro Seite erlernet habe.„

Zehntes Hauptstück.

Anschläge des Herrn von Aubigne.

Frankreich genoß einer vollkommenen Ruhe. Herr von Aubigne widmete seine Muse der Geschichte seiner Zeit. Er schickete allenthalben Leute aus, um Nachrichten aufzutreiben; er forderte deren von den Republiken; er wandte alle seine Freunde an, um die Cabinette der Könige auszuspähen; er lud alle Menschen ein: und die mehresten glaubten, das Lob sollte sie bis in ihre Häuser verfolgen. Einige verabsäumeten sogar, den Geschichtschreiber von den Thaten ihrer Ahnen zu unterrichten; gleich, als ob die Ehre der Vorväter, eine Schande für die Kinder wäre.

Die Jesuiten wurden über diesem Anschlage unruhig. Sie bewogen Heinrichen, dem Aubigne diese Arbeit zu untersagen. Der Cardinal du Perron aber stellete ihm vor: er kenne niemanden, welcher diesem Vorhaben besser gewachsen wäre. Die Geschichte eines Helden, müsse von einem Kriegsmanne beschrieben werden; und die Beschreibungen der Schlachten könnten nicht besser geschildert werden, als von einem, der selbst Theil an den Siegen gehabt hätte. Der König befahl also dem Aubigne fortzufahren, und versprach sogar eine ansehnliche Summe, um Risse verfertigen zu lassen, und Nachrich-

ten

ten zusammen zu holen. Allein diese Versprechungen wurden nicht erfüllet, und Aubigne führete dieses große Unternehmen, auf Kosten seines eigenen Vermögens, und aller seiner Ruhe aus.

Indessen erquickten ihn andere Beschäfftigungen von dieser beschwerlichen Arbeit. Er machte Verse: Er ließ sein Misvergnügen in Elegien aus, die er seine tragischen Gedichte nannte. Er kehrete sich indessen zu angenehmern Musen, x) und verließ dieselben dennoch oftmals, um die katholische Confession des Sancy auszubessern: welche er 1595 angefangen hatte; in derselben Zeit, da Heinrich den Aubigne in Armuth, seine Dienste unbelohnet, und seine Gaben ohne Beschäfftigung ließ; um alle seine Gunst an den Sancy zu verschwenden, dessen ganzes Verdienst den Gefälligkeiten Mercurs glich, der Jupiters Neigungen dienete; und welcher so oft die Religion verändert hatte, als diese Veränderung ihm nützlich zu seyn schiene. Diese Satyre ist ein Meisterstück; sie ist fein, scharfsinnig, volker Anspielungen und Salz. Auch der witzigste Kopf unserer Zeiten würde sich nicht schämen, sie gemachet zu haben.

Man

x) Man sehe die kleinen vermischten Werke des Herrn von Aubigne, Genfer Ausgabe von 1630.

y) Einsmals, als er Heinrichen dem III. bewiesen hatte, es gäbe einen Gott; erboth er sich, ihm noch viel besser zu beweisen, daß es gar keinen gäbe. Man sehe das Tageregister Heinrichs des III. Er war der

Man redete in Paris von nichts anderm, als von einer Vereinigung der Religionen: welche die ſchwachen Geiſter für möglich hielten, die ſanftmüthigen Herzen wünſchten, und die hitzigen Köpfe verhinderten. Der Hof hatte verſchiedene reformirte Prediger beſtochen. Aubigne verſicherte ſich derer zu Charenton, welche ihm verſprachen, ihm bey dem Anerbiethen beyzuſtehen, welches er ausgeſonnen hatte, alle Religionsſtreitigkeiten denen Regeln zu unterwerfen, die in den vier erſten Jahrhunderten der Kirche beobachtet worden ſind.

Der König befahl ihm, mit dem Cardinal du Perron deswegen zu ſprechen, welches der hitzigſte und ungläubigſte y) von allen Bekehrern war. Nach einem langen Geſpräche über die Nothwendigkeit, ein Hülfsmittel zu finden, welches denen Spaltungen ein Ende machete, die die chriſtliche Kirche entzweyeten, ſagete Aubigne zu ihm: diejenigen Gemeinſchaften, welche in Verfall geriethen, hüben ſich nicht anders wieder auf, als daß ſie ihre ehemaligen Geſetze wiederherſtelleten. „Wir wollen, fügete er „hinzu, von beyden Theilen die Lehren der erſten vier „Jahrhunderte zum Grundgeſetze annehmen. Ihr, „die ihr euch die erſtgebohrnen Kinder der Kirche „nen-

y) Sohn eines reformirten Predigers zu Rouen, Namens Jakob Davy, und nachmals du Perron, nach der Straße zu Genf genannt, allwo er gewohnet hatte. Das Wort Bekehrer, erfand Herr von Aubigne, der dieſem Cardinale zuerſt dieſen Beynamen gegeben hat.

„nennet, ihr möget anfangen, uns den ersten Punct „vorzulegen, den wir euch abfordern werden; dann „wollen wir euch den zweyten liefern, und so ferner, „bis die Religion wiederhergestellet seyn wird.„

Der Cardinal schrie: die reformirten Priester würden sich diese Vorschläge nicht gefallen lassen. Aubigne erwiederte, sie hätten sie bereits angenommen. Der Cardinal drückete ihm hierauf die Hand, und sagete: Laßt uns nur noch vierzig Jahre Zeit. Herr von Aubigne erwiederte: ihr wollet also eine Kirchenversammlung von Chalcedon haben? Wohlan, ich verspreche sie euch. „Ihr „werdet, erwiederte du Perron, zur Anbethung des „Kreuzes Ja sagen müssen, die unfehlbar im fünften „Jahrhunderte angenommen worden ist.„ Ja, ja, erwiederte Aubigne, um des Friedens Willen wollen wir es thun: aber werdet ihr euch eurer seits auch drein ergeben, das Ansehen des Pabstes in dieselben Gränzen einzuschließen, wo es im 400sten Jahre gewesen? Wir wollen euch aus bloßem Mitleiden noch zweyhundert Jahre geben. Der Cardinal, welcher in seiner Jugend zu Rom durch das Ketzergericht war verfolget worden; und in seiner Gesandschaft daselbst ebenfalls Widerwärtigkeiten erduldet hatte, sagete hierauf: man würde diese Sache in Paris beschließen, wenn sie sich in Rom nicht endigen ließe.

Aubigne begab sich wieder zum Könige in sein geheimes Zimmer, und erzählete ihm, was ihm begegnet wäre. Der König fragete ihn, warum er dem

dem Cardinale das Chalcedoniſche Concilium nicht ohne alle Bedingungen zugeſtanden hätte? „Sire, erwiederte Aubigne, dafern die Kirche an „ſtatt der vierhundert Jahre noch funfzig drüber for„derte, ſo wäre dieß ein heimliches Bekenntniß, „daß die erſten vier Jahrhunderte ihren Lehren zu„wider ſind.„ Dieſe Antwort erregete unter einigen Jeſuiten und Biſchöfen, die dabey zugegen waren, ein Murren; und der Graf von Soiſſons ſagete überlaut: dergleichen Reden wären dem Könige ſchimpflich. Man iſt noch weit von der Vereinigung über Glaubensmaterien entfernet, wenn man noch über die Ausdrücke ſo zärtlich oder ungerecht iſt. *)

1610.

Heinrich bauete ſo viel auf des Aubigne Geſchicklichkeit, daß er ihn zum außerordentlichen Geſandten nach Deutſchland ernannte; mit dem Befehle an die übrigen Envoyes, demſelben alle drey Monathe Rechenſchaft von ihren Unterhandlungen abzulegen. Allein er änderte ſeine Meynung, als er diejenigen großen Projecte entworfen hatte, die Süllу uns aufbehalten hat, die er dem Aubigne anvertrauete; und die wir heut zu Tage für Hirngeſpinſte halten.

Weil Aubigne indeſſen Viceadmiral der Küſten von Poitou und Saintonge war, ſo erſuchete er den König, ſeine erſten Streiche auf Spanien zu thun.

*) Würde wohl ein Papiſt ſo ſchreiben?

thun. Heinrich verwarf diesen Anschlag, und wendete ihm das alte Sprüchwort ein: Wer schwach nach Spanien geht, der wird geschlagen; und wer stark hinein zieht, der stirbt vor Hunger. Aubigne machete sich anheischig, eine kleine Zahl von Kriegsschiffen zu unterhalten, welche dem französischen und spanischen Heere Lebensmittel zuführen sollten. Er gieng nach Saintonge, um die nöthigen Anstalten zu machen, dasjenige zu halten, was er versprochen hatte. Heinrich sagete ihm, als er Abschied von ihm nahm, folgende merkwürdigen Worte: „Aubigne, laßt euch nicht mehr „betriegen; mein geistliches und zeitliches Leben stehe „in den Händen des Pabstes, den ich für den wah„ren Statthalter Gottes erkenne.

„Aubigne erwiederte: Eurer Maj. große „Anschläge werden im Rauche aufgehen; und De„ro Leben steht in Gefahr, da Sie die Sorgfalt da„für einem sterblichen Menschen anvertrauen.„

Einige Monathe darnach überbrachte man ihm die abscheuliche Nachricht, daß Ravaillac den König ermordet hätte. Man versicherte ihn, der Stich wäre in den Hals gegangen: Aubigne aber versicherte gleich auf der Stelle, der Stich wäre ins Herz gegangen, und er wäre dessen gewiß.

Man

z) D. i. „Dieser so große Monarch, welchem weder der „Krieg, noch der Frieden, einen Oberherren oder Mit„gesellen geben konnten, findet itzt im Himmel diese-

Man opferte dem Schatten dieſes großen Königes nichts auf, als den einzigen Böſewicht, der ihn ermordet hatte. Heinrichs des III. Tod war ganz und gar nicht gerächet worden. Aubigne verfertigte folgende Grabſchrift:

Ce monarque ſi grand, que la paix, ni la guerre,
Ne lui firent ſouffrir maitre ni compagnon,
Trouve au ciel le repos, qu'il n'eut point ſur la terre:
Guerrier ſans peur, vainqueur ſans fiel, roi ſans mignon. 2)

Eilf-

„nige Ruhe, die er auf Erden nicht gehabt hat. Er „war Held ohne Zaghaftigkeit, ein Sieger ohne Gal„le, und ein König ohne Liebling„

Eilftes Hauptstück.

Des Aubigne Ungehorsam. Sein stummer Verkauf von Maillezais.

Die Königinn, welche vom pariſiſchen Parlamente zur Regentinn des Königreichs ernennet worden, ward von allen hugonottiſchen Provinzialverſammlungen dafür erkannt. Aubigne allein behauptete, dieſe Wahl käme den allgemeinen Landſtänden des Königreiches zu, und nicht dem Parlamente von Paris: gleich, als ob die Stände ein Recht hätten, ſich ſelbſt zu verſammlen, und nicht im Nothfalle, durch die Verſammlung der Pairs, auch mit zugegen wären.

Dem ungeachtet ward er von ſeiner Provinz abgeordnet, die Königinn einer völligen Unterwürfigkeit, in Anſehung dieſes regentſchaftlichen Anſehens zu verſichern, deſſen Gültigkeit er gleichwohl ſtreitig machete. Der geheime Rath ärgerte ſich, daß keiner von den reformirten Abgeordneten auf den Knieen geredet hatte. Villeroi beſchwerete ſich darüber bey dem Aubigne, welcher in aller Namen das Wort geführet hatte. „Edelleute, erwiederte Au„bigne, ſind das Niederknieen nur Gott allein „ſchuldig, und dem Könige das bloße Kniebeugen.„

Die Königinn gerieth auf den Einfall, ſich mit ihm unter vier Augen zu unterreden. Der Vorwand dazu war: ſie wollte wegen einer gewiſſen ge-

hei-

heimen Sache Erläuterungen von ihm einziehen; ihr wahrer Endzweck aber war, ihn seiner Partey ungetreu, oder doch verdächtig zu machen.

Bey Eröffnung der großen Versammlung zu Saumür, wollte Boissieres, ein königlicher Commissar, ihn mit dem Hofe verbinden. Aubigne erwiederte: „ich werde von der Königinn alles erhalten, was ich von ihr begehre, nämlich ihre Hochachtung.„ La Varenne stellete seine Redlichkeit vergebens auf die Probe. Als einer von den erkauften Abgeordneten dem Aubigne gesaget hatte: „Was hat denn la Varenne bey euch gemachet, „mit welchem ihr gestern zwölf Zusammenkünfte ge„halten? antwortete Aubigne: eben das, was er „bey euch gleich das erstemal gethan, und bey mir auch „zum zwölften male nicht hat ausrichten können.„

Bey dieser Versammlung erzürnete er sich auf eine unversöhnliche Weise mit dem Herzoge von Bouillon; welchen er verhinderte, den Vorsitz bey derselben zu haben, und dem er in allen Stücken widersprach. Der Herzog hatte eine sehr pathetische Rede gehalten, um die Reformirten zu überreden: daß sie sich aller sichern Plätze begeben, und gänzlich der Billigkeit der Königinn, und des großen Raths überlassen sollten; wobey er die Ehre gewaltig herausstrich, die sich die Reformirten dadurch erwürben, daß sie den Märtyrertod erlitten. „Ja, „gnädiger Herr, erwiederte Aubigne: selig sind „diejenigen, die um Christi Jesu willen leiden! „Das ist das Merkmaal eines wahren Christen,

„wenn er sich selbst dem Märtyrertode aussetzet; allein, „wenn er seine Brüder demselben bloß stellet, das „ist ein Merkmaal eines Verräthers und Henkers.„

Die großen Herren und Staatsleute, die der Hof gewonnen hatte, verriethen das Beste ihrer Partey. Aubigne nahm von der Gesellschaft Abschied, unter dem Vorwande, er wäre zu alt; in der That aber aus Verdruß, daß er so viele Zaghaftigkeit und Bestechungen in denjenigen Hugonotten erblickete, die er ehemals so uneigennützig und standhaft gekannt hatte.

Der Herzog von Rohan, welcher der Regentinn verhasset war, weil er sich nicht hatte wollen bestechen lassen, zog sich nach St. Johann von Angeli zurück, allwo er sich befestigte. Aubigne, welchem man die nöthigen Gelder zum Unterhalte der Besatzung von Maillezais nicht mehr auszahlete; und der selbst sein Gehalt von 7000 Pfund nicht mehr zog, weil er ein anders von 12000 Pfunden ausgeschlagen hatte, welches die Königinn ihm angebothen, mußte sich an den Ufern von Sevre schadlos zu halten suchen. Der Hof drohete ihm mit einer Belagerung. Um nun dieselbe desto besser aushalten zu können, kaufete er eine kleine Insel Doignon, die er in Vertheidigungsstand setzete. Der Prinz von Conde machete einige Bewegungen. Boullon und Rohan, die sich mit ihm vereinigten, befahlen dem Aubigne, ihnen ihre Meynung zu sagen. Er that es auch mit folgenden Worten: „Ich will gar gern die Last eures Krieges auf meine Ach-

„Achseln nehmen? allein stellet mir einen Bürgen, „daß ihr keinen Frieden machet.„ Dieser war nur noch erst in Gedanken entworfen, und endigte sich mit einer allgemeinen Amnestie: von welcher man nur den von Aubigne allein ausschloß, welcher Maillezais befestigte, und zu Doignon neue Werke anlegete.

Diese Vorsichtigkeit kam seiner Sicherheit zustatten, und machte ihn furchtbar. Der Prinz von Conde griff wieder zu den Waffen, und schickete ihm das Patent als General. Aubigne aber wollte diese Stelle nicht anders annehmen, als im Namen derer zu Nimes versammleten Kirchen. Sülly, Statthalter in Poitou, versprach der Königinn, die Provinz im Zaume zu halten; allein er konnte den Gouverneur von Maillezais nicht gewinnen: dessen Sohn sich an der Spitze eines Regiments zeigete, welches auf seine eigenen Kosten angeworben war, und dessen Eidam sich zum Meister von Touteille machete.

Dieser Krieg indessen ward durch den Tractat von Loudün in seiner Geburt erstücket. Dieser Ort war ein öffentlicher Markt von besondern Treulosigkeiten und öffentlichen Niederträchtigkeiten. Der Prinz von Conde, welcher in den Rathesversammlungen den Aubigne nur seinen Vater nannte, schrie ihm aus einem Fenster zu: Der Tractat ist unterzeichnet; geht nach Doignon! Und ihr in die Bastille, erwiederte Aubigne; und Conde kam auch wirklich hinein.

Der Herzog von Epernon, welcher über einige Ausdrücke der tragischen Gedichte erzürnet war, darinnen er sein Bildniß erkannte, stellete ihn im geheimen Rathe als einen Aufwiegler vor, als einen Feind der königlichen Würde, und der so voller Ränke wäre, daß er allein sein ganzes Leben lang die unumschränkte Gewalt hindern würde. Er erklärete sich in Gegenwart von 500 Edelleuten, daß, wofern er ihn nicht todt oder lebendig in seinem Gouvernement auffangen konnte, er ihn zum Zweykampfe ausfodern würde.

Aubigne kam ihm zuvor, und foderte ihn selbst heraus. Epernon berief sich auf seine Würde, als Herzog und Pair. Aubigne antwortete ihm: „Wir sind hier in Frankreich, allwo die Prinzen „vom Geblüte sich ihrer Hoheit nicht begeben kön„nen, ohne sie zu verlieren; allwo man aber, ohne „seiner Ehre zu schaden, sich einer angenommenen „Hoheit entledigen könnte, die nur bloß entlehnet „wäre, z. E. Herzog und Pair zu seyn. Wer ist „denn der Herr von Epernon? ein bloßer Edel„mann, wie ich bin; welchem der König einen Titel „gegeben hat, den ich eben sowohl verdienet habe, „als er.„ Man erwiederte ihm, der Hof des Herzogs von Epernon bestünde gleichwohl aus so gar vielen Edelleuten, die ihn wohl verhindern würden, selbst auf den Kampfplatz zu gehen, wenn er sich gleich darzu entschlösse. „Ich will ihm schon, „erwiederte Aubigne, aus dieser Verwirrung her„aus helfen: und ich setze mir vor, den Platz zum „Zwey-

„Zweykampfe in dem Gebiethe des Herrn von Eper„non selbſt anzulegen, und deſſen Sicherheit vor „allen ſeinen Freunden zu beſchützen„. Der Herzog ſchwur, er wolle ſich wegen dieſer Worte nach Belieben rächen: und dieſe Rache beſtand darinnen, daß er den Aubigne bey der Königinn Regentin anſchwärzete.

Aubigne, welcher dem Hofe wegen ſeiner Standhaftigkeit verhaſſet, und den Hugonotten wegen ſeiner Ermahnungen zur Laſt war, ſann auf Mittel, ſich aus dem Königreiche zu entfernen. Allerley Vorfälle verhinderten ihn nur noch daran. Er ward den reformirten Kirchen immerfort mit ſeinen Rathſchlägen beſchwerlich, und entdeckete ihnen dasjenige, was er in den Nachrichten des Caſpar Baronius gefunden hatte: (dieß war ein Neffe des Cardinals dieſes Namens). Die Gunſt, worinnen ſein Vätter ſtund, und ſeine eigenen Verdienſte, hatten ihn zu einem Mitgliede derjenigen Congregation gemachet, die zur Fortpflanzung des Glaubens beſtimmet war. Er war zu einem von denen dreyen erwählet worden, die dieſe Congregation alle Jahre nach allen Enden von Europa mit guten Vorſchriften für ihre Abſichten verſchicket. Dieſer Abgeſchickte nahm die proteſtantiſche Religion an, und ſetzte ſich unter den Schutz des Herrn von Lesdiguieres: der ihn von Briançon nach Paris abſchickete, allwo man den von Aubigne ernannte, ihn zu examiniren. Baronius übergab ihm die Briefſchaften des Pabſtes, und die Mémoires der

Congregation, welche nach den Provinzen der christlichen Welt eingetheilet waren, und zwey Häfte ausmacheten, dessen eines betitelt war, artes pacis, und das andere artes belli. Er übergab ihm noch ein drittes, über diejenigen französischen Provinzen, die den Ränken des römischen Hofes näher zur Hand lagen. Dasselbe hieß Rhetorum commentarius.

Aubigne las in demselben, daß die Verfolgungen der Reformirten mit den Vorschlägen zur Versöhnung, mit den Predigten der Prediger, und den listigen Streichen der Theologen anfangen sollten. Er lernete viele Heimlichkeiten daraus, die ihm zu seinen Weissagungen behülflich waren: welche allemal so richtig eintrafen, und allemal auf eine so unbillige Weise seinem Stummen beygemessen wurden.

Dieser Stumme war ein junger Mensch, welchen seine Feinde einen Geist (Dæmonem) nannten, ungefähr 19 bis 20 Jahre alt. Er war taub, sah sehr garstig aus, hatte ein gelblich Gesicht, und hatte sich geübet, mit den Augen und Fingern sehr deutlich zu reden. Er entdeckete die verborgensten Dinge, und sah die innersten Gedanken derjenigen ein, die ihn befragten: ja er weissagete auch das Zukünftige. Herr von Aubigne hatte einen ganzen Monath lang die Neugierde, die Stunde wissen zu wollen, in welcher der König spazieren gienge; die Sachen, davon er alsdann redete, und die Namen derer, die mit ihm giengen. Die Antworten, welche er vom Hofe bekam, stimmeten genau mit denjenigen überein, was der stumme Mensch ihm gesaget hatte.

Als

Als die Fräuleins von Aubigne ihn um das Jahr 1683 die Umstände von des Königes Tode befrageten, so zeigete er ihnen viertehalb Jahr an, und bemerkte zugleich die Kutsche, die Stadt, die Straße und das Messer. Er verkündigte ihnen auch alles, was sein Nachfolger gethan hat; die Seeschlachten vor Rochelle, die Belagerung, die Schleifung dieser Stadt, den gänzlichen Untergang der Hugonotten, und viel andere Begebenheiten, die man in des Aubigne vertrauten Briefen lesen kann: welcher in seiner geheimen Lebensgeschichte alle diese Vorfälle erzählet, seine Kinder und Bedienten zu Zeugen anführet, und versichert; daß er gleichwohl seinen so genannten Propheten niemals um etwas befraget habe.

Er ward es überdrüssig, Rathschläge zu geben, die nichts fruchteten; er both also zwo Versammlungen zu Rochelle an, sich seiner Aemter und seiner zween sichern Plätze zu begeben; damit nicht der Herzog von Epernon, und der Bischof von Mailleżais sich ihrer bemeisterten. Ein Theil der Versammlung hielt dafür, man müßte diese Plätze in sichere Hände übergeben; die mehresten Stimmen aber giengen dahin, sie sollten geschleifet werden. Herr von Villeroi unterrichtete den Herrn von Aubigne davon in folgendem Schreiben.

„Was saget ihr nun zu denen guten Freunden, „um derentwillen ihr siebentausend Pfund Einkünfte „verloren, und eine Vermehrung von fünftausenden „ausgeschlagen habet; ohne noch des Hasses des Kö-

„niges zu gedenken, den ihr euch ebenfalls zugezo„gen? Sie dringen heftig in uns, wir sollen euer „Haus und euer Außenwerk euch vor der Nase „schleifen: so lauten die Ausdrücke dieser treuen Freun„de. Wenn ihr auf einen solchen Antrag antworten „solltet, wie würde eure Antwort wohl lauten?„

Herr von Aubigne erwiederte: „Weil ihr denn „wollet, mein Herr, daß ich euer Gevollmächtigter „in der Antwort auf die Bittschrift der Rochelle„ser; so besteht sie in folgenden Worten: es geschehe „was man begehret hat, auf Kosten desjenigen, der es zu verantworten hat.„

Villeroi hinterbrachte dem Rathe diese kurze Antwort. Der Präsident Jeannin sagte: Das heißt so viel, er scheut weder jene, noch uns. Man gab also Befehl, an einen Marrschall de Camp, genauer zu untersuchen, worauf sich denn die Kühnheit des Herrn von Aubigne gründete? Hierauf erfolgete ein Besuch von dem Feldobersten, welcher nach Hofe berichtete: daß Rochelle, auf dessen Belagerung man sann, gar nicht angegriffen werden könne, bis der Fluß Serre, welcher unter Doignon stünde, und Maillezais gänzlich frey wären: daß diese zween Oerter, welche das Heer des Königes aushungern könnten, sehr stark wären; und die Belagerung von Doignon allein, mehr kosten würde, als die Einnahme von Rochelle.

a) Louis l'Argentier Freyherr von Chapaillenes, Ritter des königlichen Ordens, wirklicher Kammer-

le. Ueber dieſer Nachricht ward beyden Requetmeiſtern Befehl ertheilet, mit dem Gouverneur, wegen dieſer zween Plätze, zu unterhandeln. Anderntheils geſchahen viele Anerbiethungen von dem Herzoge von Epernon, welcher ſie für zweymal hundert tauſend Franken erkaufen wollte. Aubigne übergab dieſelben endlich dem Herzoge von Rohan für die Hälfte dieſer Summe. Ueber ſeine Aemter aber, als Viceadmiral von Poitou, und Saintonge, wie auch der Stadt und des Gouvernements von Rochelle und anliegenden Inſeln, handelte er mit dem Freyherrn de Chapelaines a).

Zwölf-

a) junker des Königes, Amtmann von Troyes, überkam dieſelben den 9ten Hornungs 1614.

Zwölftes Hauptstück.

Allgemeine Geschichte vom Herrn von Aubigne.

Aubigne ließ sich zu St. Johann d'Angeli nieder, allwo er den Druck seiner Geschichte auf seine eigenen Kosten vollenden ließ. Der erste Band, welcher von 1550 bis 1570 geht, und der zweyte, welcher bis auf das 1595ste Jahr geht, wurden zu Maille *b*), der eine 1616. der andere 1618. gedruckt.

Diese zween Bände wurden mit Beyfalle aufgenommen. Man verglich den Aubigne mit dem Thuanus; dessen edle Freyheit, deren er sich wider einige Hofleute bedienet, Aubigne bey dem Könige Heinrich dem IV. vertheidiget hatte. In seiner Vorrede läßt er eine solche Lobrede auf ihn einfließen, die vielmehr einen Bewunderer, als einen Mitwerber anzeiget. Die Kunstrichter glaubeten, er rede darinnen zu sehr von sich selbst. Er antwortete aber darauf: daß, da er zwey und dreyßig Jahre Marschall de Camp gewesen, er sehr zaghaftig, oder sehr unglücklich müßte gewesen seyn; wenn er nicht von vielen Kriegsverrichtungen, in seinem eigenen Namen hätte Rechenschaft geben müssen. „Wer

b) Der Drucker hieß Johann Moussat.

„Wer große Dinge thut, sagte er; der erlanget „auch das Recht, sie zu erzählen, und die Bescheidenheit eines kaltsinnigen Hofmannes wird durch „den muntern Kopf eines Soldaten aus dem Sattel gehoben.„

Es sey mir erlaubet, allhier einige Stellen aus seiner Vorrede einzurücken, um einen vollkommenen Begriff von seiner Schreibart und Person zu machen.

„Mein Werk ist niemanden zugeeignet: ich „übergebe dasselbe der Nachwelt. Mein Vorhaben „erstrecket sich so weit, als mein Leben, und meine „Kräfte. Ich werde mich weder aus Furcht, noch „aus Hoffnung entschuldigen; da ich mir mehr angelegen seyn lasse, das Uebermaaß meiner Freyheit „nieder zu drücken, als mich der Schmäucheleyen zu „erwehren. Ich bin zu den Füßen meines Königes erzogen, welche zu allen Zeiten seiner Arbeiten „mein Kopfküssen gewesen sind. Zuweilen war ich „in seinem Schooße, und sein vertrauter Gefährte; „und alsdann voll von der Redlichkeit und strengen „Lebensart meines Dorfes. Zuweilen war ich aus „seiner Gunst, und von seinem Hofe entfernet; und „alsdann verhielt ich mich so standhaft in meinen „freyen Gesinnungen: daß er mir auch dann, wann „er ungnädig gegen mich war, seine gefährlichsten „Geheimnisse vertrauete. Ich habe von ihm so „viel Güter bekommen, als ich brauchte, mich zu erhalten, aber nicht, um mich zu erheben; und wenn „diejenigen, die geringer waren als ich, oder die ich „wohl gar beschützete, mir Querstriche durch meine „Rech-

„Rechnungen machete, so sagte ich zur Rache bey „mir selbst: Sie und ich, wir haben beyde gut ge„dienet; sie, nach dem Sinne des Herrn, und ich „nach meinem Kopfe, der mir an Lohnes statt ist. „Ich habe das Glück gehabt, die Waffen nicht eher „zu ergreifen, als ein Jahr zuvor, da solches mei„nem Könige erlaubet war. Da ich durch kleine „Bedienungen zu den großen gestiegen bin: so ha„be ich, als er die höchsten Würden bekleidete, die„jenigen Aemter verwaltet, die man in Schlachten „für Spielwerke rechnet, große Treffen und blutige „Belagerungen; indem er mir, nebst noch drey „oder vier andern, die Ehre erwies, ihn bey Stel„lungen der Heere, bey dem Recognosciren, oder „bey den Pickets der Laufgräben zur Seite zu seyn. „Wann er ruhige Zeit hatte, so durfte ich bey seinen „Concerten erscheinen, und die kützlichsten Unter„handlungen wurden mir aufgetragen. Wollte je„mand sagen: ich rede hier ruhmredig, so bitte „ich zu erwägen, daß mein Buch neben den Kopf„küssen der Könige zu liegen gedenkt; ich putze es „mit den schönsten Kleidern aus, aus Furcht, der „Thürsteher möchte es sonst nicht einlassen. Bin „ich seit der großen Ruhe, die Frankreich genossen, „nicht mehr so oft um Heinrichen gewesen: so ist „sol-

c) Der Titel der ersten Ausgabe dieses dritten Bandes, heißt wie der von den zween ersten, gedruckt zu Maille, bey Johann Mousset, ordentlichem Buchdrucker des Herrn von Aubigne. Gleichwohl versichert man, er sey zu Loudun gedrucket worden.

„solches in denen Jahrszeiten geschehen, in welchen „die Ruhe von Capua nur die Feder der Schmäuch„ler begehrete; und in welchen diejenigen Hofschran„zen, die alles beurtheilen, und nichts ausrichten, „über den Betten und an den Tafeln der Könige, al„lerne Schwänke über die neue Kriegskunst des „Prinzen Moritz von Nassau vorbringen: deſ„ſen Schüler zu seyn, noch ein großes Glück für sie „seyn würde, nachdem sie seine Lästerer geworden „sind.„

Der dritte Theil, welcher von 1595, bis an Heinrichs des IV. Tod geht, den er bitterlich beklaget, und sagt: die Feder falle ihm aus den Händen; konnte mit keinem Privilegio gedruckt werden c). Der geheime Rath hatte ihm einen Bischof, und einen Staatsrath zu Commissaren gesetzet. Der Bischof und der Staatsrath wollten den Geschichtschreiber zwingen, die Wahrheit zu unterdrücken. Aubigne aber behauptete derselben Vorrechte. Sie wurden durch seine Gründe wankend gemachet, und würden einen vortheilhaften Bericht erstattet haben; wenn sie nicht die Jesuiten gescheuet hätten: die bereits über die zween ersten Bände misvergnügt waren, ungeachtet Aubigne behauptete; er

c) werden. Ich wollte lieber glauben, daß man die ersten Bogen davon zu Maille 1619. und die letztern zu Loudün zu Anfange des 1620sten Jahres gedrucket hat, als Aubigne nach St. Johann d'Angely gegangen.

er hätte nichts als die bloßen Vorfälle erzählet. Der Geschichtschreiber erwählete also zu seinen Richtern, alle diejenigen Leser, die weder Sclaven, noch Andächtige, noch Unwissende seyn würden, und saget den Jesuiten: Ihr versaget das Privilegium den wahren und unverstellten Erzählungen? euren Thaten hätte man es versagen sollen *d*). Die Jesuiten brachten es so weit, daß das Buch in dem Hofe des königlichen Collegii durch Henkers Hand verbrannt werden sollte; und der Herr von Aubigne beschwerete sich darüber, in einem Briefe voller Beredsamkeit, den er an Ludwigen den XIII. schrieb *e*).

Er rächete sich an den Jesuiten, und an dem Herzoge von Epernon dadurch, daß er eine neue Ausgabe *f*) seines Barons de Fœneste besorgete, welches ein Gespräch zwischen einem weisen Manne, und einem windigen Gascogner ist, der seine Abentheuer erzählet. Man vermisset darinnen den Verfasser der Confession des Sancy, und erblicket nichts, als einen kalten Spötter. Viele Züge über die geheime Geschichte des alten Hofes, sind unstreitig lauter Geheimnisse für uns. Allein, wir können heute zu Tage, insonderheit durch Beyhülfe der Noten,

d) Man sehe den Anhang des III Bandes der allgemeinen Geschichte.

e) Man sehe hinten im Anhange No. I.

f) Die erste Ausgabe des Fœneste enthält nur zwey Bü-

ten des Düchet von der Natur dieſes Geſpräches, von der Feinheit vieler Anſpielungen, und von der Ausführung des ganzen Entwurfes urtheilen. In Wahrheit, der Baron von Jöneſte, welchen Bayle, Verrot, und der große Conde ſo hoch geſchätzet haben, iſt nichts, als ein ekles Miſchmaſch der allerabgeſchmackteſten Poſſen, in halb gaſconiſcher und halb franzöſiſcher Sprache.

Drey-

Bücher, und iſt 1617. zu Maille gedruckt. Die zweyte und dritte, deren eine von 1619, die andere von 1620 in Duodez, und ohne Eintheilung von Capiteln iſt, enthalten drey Bücher. Die vierte iſt von 1630. zu Maille in vier Büchern.

Dreyzehentes Hauptstück.

Constantius von Aubigne.

Herr von Aubigne hatte einen Sohn, Namens Constantius, welcher ihm nicht ähnlich war. Er war lasterhaft, so bald er nur das Alter hatte, es zu seyn. Constantius bekam die beste Erziehung, die trefflichsten Lehrmeister; und hatte die niederträchtigsten Neigungen. Man schickete ihn frühzeitig auf die Akademie zu Sedan, die Schule der protestantischen adelichen Jugend. Allein, indessen daß sein Vater ihn daselbst so prächtig unterhielt, als ob er ein Prinz gewesen wäre; und sogar zu seinem Unterrichte an der allgemeinen Geschichte seiner Zeit arbeitete: bekam dieser einen Ekel vor den Studien, und überließ sich der allerschändlichsten Liederlichkeit.

Von Sedan gieng er nach Holland, wo er sich allen Arten der Schwälgerey ergab. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich, heurathete er, ohne seines Vaters Einwilligung, die Baronessinn von Cha-

g) Anna Marchant, Wittwe des vornehmen und mannhaften Johann Courant, Erb- und Freyherrn von Chatelaillon.

h) Das Fräulein von Aumale saget in einer sehr schätzbaren Handschrift, die Frau von Maintenon betref-

Charelaillon *g*), eine reiche Wittwe aus dem Lande Aunis, die aber ihrer Sitten wegen in sehr übelm Rufe stand. Er ward sie auch bald überdrüßig, merkete, daß er einen Nebenbuhler hätte, traf Mittel ein Augenzeuge davon zu seyn, und opferte seine Gemahlinn und ihren Liebhaber seiner verletzten Ehre auf *h*).

Constantius, welchen hierauf eine mächtige Familie verfolgete, nahm seine Zuflucht zu seinem Vater, der ihn wieder zu Gnaden annahm; und um ihn von Hofe wegzuziehen, ihm ein Regiment und Begnadigungsbriefe in Ansehung des Verbrechens verschaffete, dessen man ihn angeklaget hatte. Was aber kann wohl die Nachsicht über ein böse gartetes Herz für Wirkungen thun? Constantius erschien wieder bey Hofe; er verspielete alles, was er nicht besaß; verlor vielmehr, als sein Vater im Vermögen hatte, und unterhandelte mit den Bekehrern seiner Religion wegen.

Sein Vater merkete, daß er sein Gewissen an die Jesuiten verkaufen wollte; und verboth ihm bey Strafe seiner Verfluchung, dieselben ferner zu sprechen. Die Jesuiten wirketen ihm ein Breve vom Pabste aus, wodurch es ihm erlaubet ward, den

h) betreffend: „Ich habe den Tod der ersten Frau des „Constantius von Aubigne in einem geschriebenen „Briefe, von der eigenen Hand des Theodor Agrippa gelesen, welches die Fräuleins von St. Hermine und Chinon, der Frau von Maintenon geliehen; aber ihr niemals haben überlassen wollen.„

Predigten und dem Abendmahle der Reformirten so lange beyzuwohnen, bis der glückliche Augenblick erschiene, da er sich mit Vortheile für einen Papisten würde erklären können.

Ich bin für diese Sache nicht Bürge, glaube sie auch nicht: und führe sie auch nur an, nicht als eine geheime Nachricht, welche von der Nachsicht des römischen Hofes zeugen kann; sondern als einen Beweis von der Leichtgläubigkeit Theodors Agrippa, der dieselbe in seinem geheimen Leben bejahet.

Mit diesem vorgeblichen Breve ausgerüstet, gieng Constantius nach Poitou, that Versuche, seinem Vater seine zween Plätze zu nehmen, hintergieng ihn durch eine äußerliche Gottseligkeit, erhielt von ihm eine Lieutenantsstelle über die Besatzung zu Maillezais, nahm den Titel als Hauptmann an, stellte sich als wäre er selbst Befehlshaber, und erschlich eine volle Macht von dem gar zu sehr hintergangenen Greise, welcher sich auf die Insel Doignon begab.

Constantius verschob noch die Ausführung des Versprechens, welches er dem Hofe gethan hatte, demselben Maillezais zu überliefern. Er wollte seines kleinen Königreiches genießen, er machete aus der Citadelle ein Spielhaus. Des Tages gieng er in die Kirche, und des Abends münzete er falsch Geld. Er gewann alle Soldaten der Garnison, und setzete sich in den Stand, eine Belagerung auszuhalten.

Sein Vater, welcher von seiner Aufführung, und von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, lud

Petar-

Petarden und Sturmleitern auf ein Schiff, näherte ſich Maillezais bey Nachte, gieng allein und verkleidet darauf zu, um das Thor der Citadelle zu erreichen; er ward von der verlornen Schildwache angegriffen, fuhr ihr an den Hals, bemeiſterte ſich ihrer, da er einen Dolch gegen ſie blicken ließ, bemächtigte ſich des Poſtens, führete ſeine Mannſchaft in den Ort hinein, und jagete ſeinen Sohn hinaus.

Conſtantius begab ſich nach Niort mit dem Baron von Neuillant, welchen ſeine Aeltern kürzlich enterbet hatten. Allhier ſann er auf Anſchläge wider Doignon, welches bereits dem Herzoge von Rohan verkaufet war; und in deſſen Namen von einem Kriegsbedienten bewahret wurde, der zu allen Kriegsbedienungen untüchtig war. Theodor Agrippa, welcher an einem heftigen Fieber darnieder lag, erfuhr, daß ſein Sohn mit achtzig Mann angerücket käme, und eine andere Schaar hätte einſchiffen laſſen, um Doignon oder Maillezais anzugreifen oder zu überrumpeln. Der alte Greis ſprang hierauf aus dem Bette, brachte ſechs und dreyßig Soldaten zuſammen, und erwartete ſeinen Sohn in einem engen Paſſe, dem er gar nicht ausweichen konnte. Allein, ſein Anfall vom Fieber verdoppelte ſich. Dade, ſein Eidam, und zween ſeiner Freunde warfen ſich ihm zu Füſſen, beſchworen ihn, ſich wieder in das Bett zu legen, und entweder ihm, oder ſeinem Sohne, einen Mord zu erſparen. Conſtantius ward von ſeinem Schwager geſchlagen, und verließ Poitou.

Der König hatte diesem ausgearteten Sohne versprochen, Vaters Stelle bey ihm zu vertreten. Allein, der Hof ließ ihn stecken, sobald er sah, daß er seinen Absichten undienlich wäre. Seine Freunde verachteten ihn, die Hofleute hatten ihn zum Spotte, die reformirten Prediger wiesen ihn von sich; allen seinen Verwandten war er ein Abscheu, und fand also kein Mitleiden mehr, als bey einigen verbuhlten Weibspersonen, deren Gutthaten er annahm, und sich dafür ihren Wollüsten weihete.

Als er endlich zur Tugend, oder zu demjenigen, was den Schein davon hatte, durch die Ausschweifung und Niederträchtigkeit des Lasters selbst, wieder zurück kehrete, ließ er mit dem Theodor von Aubigne von Versöhnung reden; welcher ihm melden ließ: sobald er seinen Frieden mit Gott würde gemachet haben, würde er sich auch mit seinem Vater versöhnen können. Auf dieses Versprechen gieng Constantius nach Genf, stellete sich in den protestantischen Predigten dar, that alles, was man verlangete, schrieb nach Frankreich: er wäre wieder in den Schooß der reformirten Kirche zurück gekehret, machete die Ursachen seiner Aenderung bekannt, und schalt in gebundener und ungebundener Rede auf den Pabst. Sein Vater ward von einer Reue erweichet, die er für unverstellet hielt, und setzte ihm einen reichlichern Unterhalt aus, als Constantius von einem misvergnügten Vater hätte erwarten können, welcher bald seiner Güter sollte beraubet werden.

Vier-

Vierzehentes Hauptstück.

Aubigne flüchtet nach Genf.

Als des Königes siegende Heere ganz Poitou überschwemmeten, so entschloß sich Aubigne endlich, nach Genf zu flüchten. Da der Hof diese Flucht vernahm, so schickete er an alle Gränzplätze den Befehl, ihn anzuhalten. Allein, nach vielen Gefahren und Unruhen, kam er dennoch nach Genf, und brachte in dieses ihm fremde Land, nur dreyßig tausend Goldthaler, und einen großen Namen mit. Er ward allda mit Ehren überhäufet, auf Kosten der Stadt mit einer Wohnung versehen, und über alle Sachen zu rathe gezogen. Man übergab ihm die Besorgung der Festungswerke, und bath ihn, den Vorsitz im Kriegsrathe anzunehmen.

Bald darauf schickete die allgemeine Versammlung zu Rochelle, zween eilende Bothen an ihn, um ihm die Zeugnisse ihrer Reue und eine allgemeine Vollmacht zu überbringen, um die reformirten Kirchen in Frankreich in verschiedene Tractaten mit evangelischen Mächten, mit den Hanseestädten, mit der Republick Genf, und den Schweizercantons zu stehen. Man schickete ihm Beglaubigungsbriefe, und Blankette zur Vollmacht, die nach Maaßgebung der Vorfälle angefüllet werden könnten. Man

gab ihm auch Vollmacht, Volk anzuwerben, und Generalsbesoldung dieses eingebildeten Kriegsheeres.

Aubigne unterhandelte zugleich mit dem Grafen von Mannsfeld, welcher seine Völker aus Böhmen zurück brachte, die allemal dem Meistbiethenden zu Dienste stunden; und mit den zween Herzogen von Weymar, welche sich erbothen, zwölf tausend Mann Fußvolk, sechs tausend Pferde, zwölf Canonen, und das nothige Geräth bis in den Fluß Saone zu bringen; um daselbst mit sechs tausend Mann anderer Völker zusammen zu stoßen, welche Aubigne versprochen aufzubringen. Rochelle verband sich, ihnen in Foreſt doppelten Monatssold auszahlen zu lassen, da sie den Ueberrest ihrer Zahlung auf die Salzwerke von Aigues-Mortes und Pequais angewiesen bekommen sollten, die damals noch den Hugonotten gehöreten.

Der Graf von Mannsfeld kam bis ins Elsaß, als Aubigne Nachricht erhielt, daß dieses Geschäfft dem Herzoge von Bouillon wäre aufgetragen worden; welcher versprochen hatte, dasselbe mit mehrerm Vortheile zu treiben.

Die Republick Bern tröstete ihn über diesen Schimpf, indem sie den Sohn ihres obersten Schultheißen an ihn abschickete. Aubigne befestigte diese Stadt nach einer ordentlichen Weise, trotz allen Vorstellungen des Herzogs von Bouillon, und dem Gemurre des Pöbels. Er ließ die Mannschaft der Voigteyen, acht und vierzig tausend stark, wohl bewaffneter Landmiliz durch die Musterung gehen. Die Berner ertheileten ihm den Titel eines Oberhaupt-

hauptmanns aller ihrer Truppen; er aber schlug ihn aus, und rieth ihnen, den Grafen de la Süze zu wählen.

Squaramel, der Bothschafter der venetianischen Republik, both ihm das Befehlshaberamt über diejenigen französischen Regimenter an, die im Dienste der Venetianer stehen. Miron aber, Gesandter des französischen Hofes an die Schweiz, unterbrach diese Unterhandlung, und unternahm noch dazu, dem Aubigne seinen Schutzort zu rauben, indem er sehr große Klagen wider ihn bey dem Rathe zu Genf anbrachte; Klagen, welche durch Briefe des Königes von Frankreich unterstützet wurden: darinnen Aubigne ganz deutlich als ein ihm misfälliger Mann beschrieben ward. Genf antwortete auf Anrathen des Geflüchteten, dem Herrn Miron: es wäre allemal bereit, dem Könige von Frankreich seine Ehrfurcht zu beweisen: Seine Majestät möchten nur den Strafbaren nennen, und einen Menschen mit den Beweisschriften einschicken; alsdann würde der Rath eine Untersuchung anstellen, und schleuniges Recht wiederfahren lassen.

Aubigne kaufete das Landgut Crest, und bauete ein Schloß darauf i), welches ihm zum Schutzorte, zur Einsamkeit und zum Troste, wider die beständigen Verfolgungen des französischen Hofes, und wider die Unruhe dienete, welche zehn Mörder ihm verursacheten, die der Herzog von Epernon, und der Cardinal von Sourdis, schon seit zwey

i) Es kostete ihm eilf tausend Thaler.

Jahren, um die Gegend von Genf herum im Felde erhielten. Er würde auch diesen Ort ganz und gar verlassen haben, wenn ihn nicht die Liebe der ganzen Stadt zurück gehalten hätte: die, da ihr alle Tage eine Belagerung drohete, sich Hoffnung machete, von einem so erfahrenen Kriegsobersten tapfer vertheidiget zu werden.

Auch die Liebe beunruhigte noch seine letzten Lebenstage. Ihn bezauberte die Schönheit der Frau von Barbany *k*), einer jungen Wittwe aus dem alten Hause von Burlamaqui aus Lucca: welche gleich anfangs nach Paris, hernach nach Sedan, und dann nach Genf geflüchtet war. Sie war sehr witzig und tugendhaft; und ihr Vermögen war ebenfalls ihrer Geburt gemäß.

Die Feinde des Herrn von Aubigne sonnen drauf, wie sie dieser Heurath Einhalt thun wollten, und ließen das Urtheil über ihn fällen. Ohne daß man ihn vorbeschied, oder nur anhörete, verurtheilete man ihn, den Kopf zu verlieren: weil er im 1572sten Jahre einige Materialien einer eingerissenen Kirche angewendet hätte, gewisse Bastionen seiner Citadellen wieder aufzubauen. Dieses war das vierte Todesurtheil, welches man wegen dergleichen Verbrechen wider ihn sprach.

Um

k) Renata Burlamagni. Der verstorbene Herr Burlamaqui, Staatsrath zu Genf, welcher die zween so hochgeachteten Tractate über das natürliche und politische Recht hinterlassen hat, war der letzte männliche Zweig dieses Stammes.

Um nun den Muth ſeiner künftigen Gemahlinn auf die Probe zu ſtellen, ſo gieng er ſelbſt zu ihr, und brachte ihr die erſte Nachricht davon. Allein, ohne das Geſicht zu verändern, antwortete ſie ihm kaltſinnig: Die Liebe iſt ein viel mächtigerer Gott, als der König von Frankreich. Herr von Aubigne dankete ihr für dieſe Erklärung in folgenden Sinngedichte:

Quand d'*Aubigné* ſe vit un corps ſans tête,
Il maria ſon tronc pale & hideux:
Tres aſſuré, qu'une femme bien faite
Auroit aſſez de tête pour tous deux *l*).

Fünf-

l) D. i. „Als Aubigne ſah, daß er ein Körper ohne „Kopf ſey, ſo vermählte er ſeinen blaſſen und gräß„lichen Rumpf; in der feſten Ueberzeugung, daß „eine ſchöne Frau, Kopfs genug für alle beyde „habe.„

Funfzehntes Hauptstück.

Treulosigkeit des Constantius von Aubigne.

Aubigne wollte seinen Sohn nicht müssig seyn lassen. Er both demselben Dienste bey demjenigen Könige von Schweden an, welcher in zwey Jahren, zweyhundert Meilen Land eroberte. Constantius aber weigerte sich, die Ehre so weit zu suchen, und reisete nach England ab. Theodor Agrippa, welcher einer so gefährlichen Gemüthsart niemals recht trauete, mochte ihm auch keine Empfehlungsschreiben, weder an den König, noch an den Herzog von Buckingham mitgeben. Er empfahl ihn bloß einigen guten Freunden, und auch dieses noch auf eine behutsame Weise.

Constantius stellete sich selbst dem Monarchen und dem Lieblinge dar, und sagete: sein Vater hätte ihnen wegen der unsichern Wege nicht schreiben dürfen.

Rochelle, welches vom Richelieu belagert ward, hatte Großbritannien um Beystand angefleht. Der König versammlete einen geheimen Rath, welcher aus dem Buckingham und vier Lords, aus dem St. Blancart, welchen der Herzog von Roban geschicket hatte, und aus dem Constantius bestund; der sich für einen Gevollmächtigten seines Va-

Vaters ausgab. Man beschloß in diesem Rathe, Frankreich den Krieg anzukündigen, Rochelle beyzustehen, und den Theodor Agrippa von Aubigne aus Genf zu holen: weil er der einzige Mann wäre, der dieses Unternehmen mit Klugheit ausführen könnte. Gleich anfangs trug man dieses Geschäfft dem Ritter Vernon auf; nachmals aber dem Constantius, welcher versicherte: man könne sich von seiner Gewalt über das Herz seines Vaters alles versprechen.

Als er nach Genf gekommen war, gab er demselben von allen Rechenschaft. Aubigne fragete verschiedene male, ob er nicht durch Paris gegangen wäre? Constantius läugnete es, und schwur dazu. Sein Vater hatte damals, als er ihn wieder zu Gnaden annahm, sich vor allem ausgedungen, er sollte niemals an den französischen Hof gehen; indem er wüßte, daß die Reizungen der Lustbarkeiten, die Pracht der großen Welt, und das Bestreben nach Reichthum, daselbst diesen flüchtigen Kopf so gar leicht verlocken könnten, daß er gar nicht mehr Herr seiner selbst seyn würde.

Aubigne machete Anstalten zu seiner Reise nach England. Vor seiner Abreise faßete er einen Verdacht auf seinen Sohn: der, ob er gleich ziemlich gering war, ihn dennoch auf eine Aenderung seines Schlusses brachte. Er schickete ihn noch einmal nach London, mit sehr schönen Versprechungen in allgemeinen Ausdrücken; aber, ohne ihm sein wahres Geheimniß zu entdecken. Constantius ward des

Mis-

Mistrauens seines Vaters inne; er beschwerete sich darüber, sagte nichts, und reisete ab.

Sein Vater erfuhr, daß er bey seiner Rückkunft von England durch Paris gegangen wäre; und indem er dort wieder durchgegangen, eine Unterredung mit dem Herrn von Schomberg und dem Könige gehabt hätte: denen er alles entdecket, was er von dem Vorhaben des Hofes zu London wüßte; mit Hindansetzung der Eide, die er geleistet hatte, treu zu seyn, und aller Ehre, die er daselbst genossen hatte.

Herr von Aubigne gerieth über eine solche Treulosigkeit außer sich, und entsagete auf immerdar aller Verbindung mit einem so nichtswürdigen Sohne. Er enterbete ihn, und beschwor seine übrigen Kinder, ihren Bruder beständig zu verabscheuen.

Ungeachtet er 77 Jahre alt war, so entschloß er sich dennoch, nach England über zu gehen, um sich wegen der abscheulichen Verrätherey seines Sohnes frey zu machen. Er hatte auch bereits alle Anstalten zu dieser Reise gemachet. Allein der Rath zu Genf beschwor ihn, seine Abreise aufzuschieben. Er gab also dem Flehen einer Stadt nach, die ihn anbethete, und sann auf nichts anders, als wie er durch einen ruhmvollen Tod den Schandfleck seines Stammes tilgen möchte.

Sechzehntes Hauptstück.

Des Constantius von Aubigne Heurath.

Constantius erhielt zur Vergeltung seines Verbrechens, das Gouvernement von Maillezais, den Titel eines königlichen Ecuyers, die Stelle eines wirklichen Kammerjunkers, und die Baronie von Surineau: welche sonst seiner Familie gehöret hatte, die aber der König confiscirt hatte; und seit dieser Zeit nahm er den Namen eines Barons von Aubigne an *m*).

Seine Laster hinderten ihn nicht, dennoch liebenswürdig zu scheinen; und er besaß dabey allen den Witz, welcher bösartigen Herzen eigen ist. In dieser unglückseligen Zeit, da der Religionseifer ganz Frankreich, in Absicht auf die wahren Grundsätze der Ehre, blind machete: so verschaffeten eben dieselben Handlungen, die ihn bey einen Partey verächtlich und verhaßt machten, ihm bey der andern einen Anspruch auf ihre Hochachtung. Er liebte das Fräulein von Cardillac, und ward wieder geliebet. Sie war eine Tochter Peters von Cardillac, Herrn de la Lane, und Luisen von Montalembert. Er heurathete sie den 27. Decembr. 1627

m) Man sehe im Anhange No. 2.

1627 n), so sehr sie sich auch scheuete, einen Mann zu nehmen, der seine erste Frau ermordet hatte.

Was wird denn nun aus demjenigen Romane, welchen ich auf eine so ernsthafte Weise in der ersten Ausgabe des ersten Theils dieses Werkes, auf guten Glauben ungetreuer Nachrichten erzählet habe? Was wird aus dem Mährchen von des Aubigne Gefängnisse, von seinen Liebeshändeln mit des Kerkermeisters Tochter, von ihrer heimlichen Heurath, von ihrer Flucht nach America? Es fiel mir schwer, alle diese Hirngespinste nicht zu glauben: weil das Fräulein Aumale selbst, die doch mit leichter Mühe alles hätte erfahren können, sich nicht gänzlich davor hat hüten können. Sie saget in ihrer geschriebenen Nachricht: „Die Schmähsucht giebt vor, das „Fräulein wäre von dem Gefangenen geschwängert „worden, bevor sie ihn noch geheurathet gehabt.„ Dieß alles sind lauter Fabeln, welche gleich anfangs von dem Neide erdichtet worden; um diejenige Person niederzuschlagen, die sie beneiden, und die von der Leichtgläubigkeit nachmals angenommen wurden, um ihre Erhebung desto wunderbarer zu machen.

1) Konnte der Baron von Aubigne damals noch nicht im Chateautrompette eingeschlossen seyn; weil er noch kaum dem Hofe denjenigen treulosen Dienst völlig geleistet hatte, für welchen der Hof ihn belohnet hatte. Daß aber dieser Dienst 1627 geleistet

n) Dieser Zeitpunct steht nicht nur in den Zusätzen des Moreri, sondern auch noch in der Ehebereduug, welche dem Justinian, Notarius zu Bourdeaux, über-

ſtet worden, erhellet offenbar aus der geheimen Lebensgeſchichte des Vaters, und aus dem Zeitpuncte der Belagerung von Rochelle, allwo Conſtantius vielleicht noch unter dem Heere des Königes gedienet.

2) Wenn man vorausſetzet, er ſey 1627 noch ein Staatsgefangener geweſen, wie wird man denn ſeine heimliche Liebe und ſeine Flucht mit der öffentlichen Urkunde ſeines Ehecontracts zuſammen reimen können?

3) Welch eine Aehnlichkeit iſt wohl zwiſchen der Tochter eines Kerkermeiſters, und der Johanna von Cardillac? die aus zweyen Häuſern gebohren war, welche annoch in Guienne beſtehen, allwo die Archive bezeugen, daß die Frau von Aubigne eine Tochter deſſelben geweſen.

4) Wollte man ſagen: (denn was läßt ſich nicht alles ſagen?) ein dienſtfertiger Genealogiſt, oder ein falſer Notarius habe dieſen Ehecontract ſelbſt geſchmiedet, um einer mächtigen Familie einen Gefallen zu thun; ſo würden die eigenhändigen Briefe der Frau von Aubigne ſolches widerlegen, welche ſich allezeit Johanna von Cardillac unterſchreibt; ferner auch die [illegible]rer Proceſſe, wo ſie ſich allezeit Fräulein nennet; endlich ihre Schreibart ſelbſt, die gewiß keiner Tochter eines Kerkermeiſters ähnlich ſieht, ſondern einer Perſon, die ſehr wohl erzogen worden; und dann noch andere Acten, in welchen man der Frau von Aubigne eben die Würde, wie im vorigen, beyleget, und wo ſie mit Cäſarn von Car-

geben worden, in deſſen Protocolle er noch anitzt befindlich iſt.

Cardillac, ihrem Bruder, Rittern und Erbherrn de la Lane, transigiret; zuletzt auch die Hochachtung, welche das Haus von Aubigne allezeit gegen sie bezeuget hat, ungeachtet sie im äußersten Elende einer andern Religion zugethan war; und ungeachtet des Abscheues, welchen die ganze Familie gegen ihren Gemahl hatte, der täglich verachtungswürdiger und lasterhafter ward.

5) Hätte Constantius eines Kerkermeisters Tochter geheurathet: wie wäre es wahrscheinlich, daß sein Vater, welcher in den Nachrichten von seinem Leben, ihm seine erste Ehe so sehr vorwirft, von dieser zweyten nichts gesaget haben sollte? wie wäre es wahrscheinlich, daß er in seinem Testamente die Landgüter, Landes und Guillemer, den Kindern dieser heimlichen Ehe vermacht haben sollte?

Welches ist denn nun eigentlich der erste Ursprung desjenigen Mährchens, welches ich hier widerlege? Dieses sind die verschiedenen Gefangenschaften des Constantius von Aubigne.

Siebenzehntes Hauptstück.

Der Tod des Agrippa von Aubigne. 1630.

Die Ehrenbezeugungen, womit man ihn in Genf überhäufete, erregten die Eifersucht und das Murren der deutschen großen Herren. Um dieselben zu befriedigen, entsagete er freywillig derjenigen Ehrenstelle, die er in der Kirche hatte. Das Haus, in welches die Stadt ihn einquartiret hatte, übergab er wieder der Stadt, und dankete alle Edelleute ab, die er in seinen Diensten gehabt hatte.

In seinen letztern Jahren setzete er die Nachrichten von seinem Leben, seinen Kindern zum Besten, auf. Von daher habe ich die mehrsten bisher erzählten Vorfälle erfahren. Die Veränderungen, welche in unserer Sprache vorgefallen sind, haben nicht zugelassen, daß ich sie in aller Stärke und Kürze des Originals hätte geben können.

Er starb an einem Geschwüre, und ward im Kloster zu St. Peter in Genf begraben, allwo man noch itzt, seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift lesen kann. Sie heißt:

D. O. M. Testor, liberi, quam vobis aptus sum. Solo favente numine, adversis ventis, bonis artibus, irrequietus quietem eam colere, si deum colitis, si patrissatis, contingat: si secus, secus accidat. Haec pater, iterum pater, per

quem non a quo vere vivere & bene datum vobis: ſtudiorum hæredibus monumento, degeneribus opprobramento:

Scripſit THEODORUS ALBINÆVS 64 Huogenarius: obiit anno CIↃIↃCXXX, APRIL. die IX.

Nach ſeinem Tode bemächtigten ſich die Syndici ſeiner hinterlaſſenen Schriften, in welchen wichtige Geheimniſſe enthalten waren. Sie ſtrichen in ſeinen Mémoires ein Blatt aus, worinnen gefährliche Nachrichten von der Rochelle-Sache befindlich waren; und trugen der Frau von Aubigne auf, in denen zweyen Exemplaren, die ſich in Frankreich befanden, eben dergleichen zu thun.

Er hatte einen natürlichen Sohn, den er Engibaud nennete, welches das Angramma von Aubigne iſt. Dieſen liebete er ſehr, er erzog ihn, und ſetzete ihm ein hübſches Vermögen aus. Dieſer Engibaud nahm, nach dem Tode ſeines Vaters, deſſen Namen an. Niemand ſetzte ſich auch darwider: denn ſeine Mutter war aus einem anſehnlichen Hauſe. Von dieſem entſpringen die Aubignes zu Genf.

Mit der letzten Frauen hatte er keine Kinder. Von der erſten aber hatte er den Conſtantius von Aubigne und zwo Töchter. Die älteſte heurathete den Herrn von Caumont-Dade, welcher aus dem Hauſe de Nompar-Caumont entſprungen ſeyn ſoll, ſo ihn aber niemals erkennen wollen: und die jüngſte ward mit dem Herrn von Villette verlobet, und bekam dreyßig tauſend Pfund Ausſteuer.

Ach-

Achtzehntes Hauptſtück.

Gefängniß des Conſtantius von Aubigne.

Der Freyherr von Aubigne konnte nicht glücklich ſeyn. Sein lüderliches Leben verzehrte ſein Vermögen. Er verſuchete, ſich in Carolina zu ſetzen, und erhielt das Amt als Vicekönig der americaniſchen Inſeln. Allein er ſchlug ſich zu den Engländern; es ſey nun in der Abſicht, ſie noch einmal zu verrathen; oder Frankreich durch Verrath zu betrügen. Der Hof erfuhr ſeine Durchſtechereyen, und widerrief ſeinen Auftrag.

Seine natürliche Unruhe trieb ihn an, entweder zu glauben, ſein Verbrechen wäre nicht recht bekannt, oder es wäre bereits vergeſſen; und bildete ſich daher ein, er könne wohl eine Reiſe nach Frankreich wagen. Er kam wider alles Bitten ſeiner Frau daſelbſt zurück, ward ungeachtet aller Behutſamkeit entdecket, und nach Chateautrompette gebracht: allwo Peter von Cardillac, ſein Schwiegervater, in Abweſenheit und unter dem Befehle des Herzogs von Epernon, ſeines Verwandten, Statthalters von Guienne, commandirte.

Die Frau von Aubigne begab ſich nach Paris, ihres Mannes Begnadigung auszuwirken. Umſonſt that ſie vor dem Cardinale Richelieu einen

Fußfall, er blieb unerbittlich, und erwiederte: das heißt euch einen Dienst thun, wenn man euch einen solchen Mann nimmt.

Man hatte lauter Verdacht auf ihn, und das Ansehen der Verwandten seiner ersten Frau, die durch sein Unglück alle erwachten, drückte ihn ebenfalls. Die Frau von Aubigne besänftigte diese letztern durch Zureden, und bestritt die Muthmaßungen durch Bittschriften, die man ungelesen liegen ließ.

Es wurden einige junge Leute wegen des Verbrechens falscher Münzer eingezogen. Die Aussage der Schuldigen gab den Aubigne ebenfalls an. Hierüber ward seine Loslassung noch schwüriger zu erhalten: und der Minister sah ihn als einen von denen Menschen an, die ein unmenschliches Mitleiden, aus Hochachtung gegen ihre Familien, in einem ewigen Gefängnisse stecken läßt, ohne dieselben dazu verdammet zu haben.

Frau von Aubigne, welche ihren Gemahl um so viel mehr liebete, je unglücklicher er ward, erhielt die Erlaubniß, sich mit ihm in das Gefängniß einzuschließen. Der Herzog von Epernon rächete sich an dem Sohne des Verfassers der tragischen Gedichte dadurch, daß er strenge Befehle gab; welche Cardillac, in Ansehung seiner Tochter, etwas milderte.

Frau von Aubigne begab sich zuweilen aus Chateautrompette, um das Mitleiden der Minister zu erregen. Ihre Ansuchungen wurden durch den Herzog von Roban hintertrieben, welcher den Anfall auf Doignon noch nicht vergessen konnte.

Bey

Bey Hofe fand sie nichts, als eingenommene Verwandten; Hugonotten, welche glaubeten, ihre Ehrerbiethung gegen den Agrippa von Aubigne beföhle ihnen, seinen Sohn in Fesseln zu lassen; unter den Unparteyischen aber, steinerne Herzen, die nicht erweichet werden konnten; unter den Beschützern, Leute, deren Dienstleistungen nicht anders, als durch Niederträchtigkeiten erkaufet werden konnten; unter den Staatsbedienten Männer, welche, ob sie gleich dafür bezahlt werden, daß sie alles verstehen sollen, dennoch nicht die Muße hatten, alles anzuhören. Der Herzog von Sachsen-Weymar war der einzige, welcher ihr mit seinem Vermögen und mit seinem Credite beystand. Zu noch größerm Unheile, hatte sie die Vorwürfe ihres Mannes, welcher die lange Dauer seines Gefängnisses ihr zuschrieb, das Mistrauen seiner Eifersucht, und seine unzüchtige Leidenschaft gegen des Kerkermeisters Tochter zu ertragen, mit welcher er hatte entweichen wollen.

Peter von Cardillac starb indessen, und Aubigne ward desto härter gefangen. Er liebete seine Frau aus Verzweifelung, und schwängerte sie aus langer Weile. Er zeugete einen Sohn mit ihr, Namens Constantius, welcher sich nachmals zu Mürzay ersäufete. Die Montalemberts und Cardillacs, welche sich befürchteten, eine gar zu zahlreiche Familie über den Hals zu bekommen, verbothen der Frau von Aubigne, ferner in die Wochen zu kommen. Gleichwohl hielten sie ihr noch einen zweyten Sohn zu gute, welcher Karl genennet ward; aber mit der Bedingung, daß dieses der letzte seyn sollte.

In diesem Zustande, da die Süßigkeiten des Ehestandes noch das einzige Gut sind, so wie die Fruchtbarkeit das größte Uebel; da sie gezwungen war, sich dem einen aus Furcht vor der Gefahr des andern zu begeben; da sie zweifelhaft zwischen demjenigen, was sie ihrem Manne schuldig, und zwischen den betrübten Folgen war, die daraus entstehen könnten; widerstand sie seinen Zumuthungen, überließ sich ihnen aus Pflicht, und vermied sie aus Furcht. Aubigne aber, welcher ein festes Vertrauen auf Gott hatte, wenn seine Begierden ihn drängeten, pochete so sehr auf seine Rechte: daß seine Frau endlich der Vorsehung ein abermaliges Geschenk zu thun hatte.

Sie verbarg ihre Schwangerschaft, als wäre es ein Verbrechen gewesen: und da sie glaubete, die Verwandten ihres Mannes würden mitleidiger seyn, als ihre eigenen: so erhielt sie Erlaubniß, daß Aubigne in die Gefängnisse von Niort gebracht werden sollte, um ihrem Beystande näher zu seyn.

Allhier brachte sie diejenige Tochter zur Welt, welche seit der Zeit so berühmt geworden: ein Ausgang, der sehr fähig ist, auch unglückselige Leute zu trösten. Die Geburt derjenigen Frauenzimmers, welche das Glück auf den höchsten Gipfel erhoben hat, war ein Unglück.

Ende des ersten Buchs.

Das zweyte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Franciſca von Aubigne.

Franciſca von Aubigne ward den 27ſten November 1635, in dem Gefängniſſe der Kerker zu Niort gebohren o), und den Morgen darauf, nämlich den 28ſten November, von Franzen, Grafen von Rochefoucault, und Suſannen von Beaudean, einer Tochter des Barons von Neuillant, zur Taufe gehalten. Sie ward Franciſca genannt, und nicht Guillaumette, wie ſo viele in auswärtigen Landen gedruckte Romane ſagen.

Die Frau von Vilette beſuchete die Wöchnerinn, und erblickete allen Gräuel der Dürftigkeit; ihren Bruder, welcher vor Verzweifelung außer ſich ſelbſt, aus Mangel der Nahrung ſchwach und matt war; ein Kind, welches mit Lumpen bedeckt war, und bereits ſein Elend fühlete; ein andres, das noch in der Wiege lag, eine Tochter von zweyen Tagen, deren Weinen den Tod herbey zu rufen

o) Mem. mſt. de Mlle *d' Aumale.*

schien; eine verweinte Mutter, die ihre Brust, bald dem Manne, bald ihrer Tochter reichete, und nicht hoffen konnte, weder den einen, noch die andere zu retten. Das Elend und der Hunger hatten ihr die Milch vertrieben; und eine Amme hatte sie nicht bezahlen können. Dieses alles erweichete die Frau von Vilette; der Anblick der kleinen Franciſca rührete sie, und sie nahm diese drey kleinen Kinder mit sich auf das Schloß Mürzay. Die Tochter bekam einerley Amme mit der kleinen Vilette, welche seitdem die Frau von St. Hermine geworden.

Die mütterliche Zärtlichkeit erlaubete der Frau von Aubigne nicht, ihre Tochter lange Zeit in fremden Händen zu lassen. Sie foderte dieselbe also wieder zurück; und die Frau von Vilette, welche sie bereits lieb gewonnen hatte, gab sie ungern hin. Aubigne ward wieder nach Chateau-Trompette gebracht. Allhier ward dieses Kind erzogen, welches, nachdem es alle Widerwärtigkeiten des Glückes erfahren, auch alle dessen Gunstbezeugungen genießen sollte. Kein Unglückseliger verzweifele doch an seinem Schicksale! Welch eine große Kluft war nicht zwischen demjenigen befestiget, was sie damals war, und was sie nach der Zeit geworden ist!

Sie hat oftmals erzählet, wie sie sich erinnere, mit des Kerkermeisters Tochter gespielet zu haben, die eines Alters mit ihr gewesen. Dieses Mägdchen hatte eine silberne Küche gehabt, und ihr vorgerücket, daß sie so reich nicht wäre, als sie. Das ist wahr, habe die kleine Franciſca geantwortet: aber ich bin auch ein Fräulein, und das bist

du

du nicht. Soll ich den Leſer wegen dieſer und noch einiger andern Stellen um Vergebung bitten, die fernerhin vorkommen werden? Man ſuchet ja wohl mit allem Fleiße die erſten Quellen großer Flüſſe auf: die Kindheit berühmter Perſonen iſt eben ſo merkwürdig.

1639.

Endlich erhielt die Frau von Aubigne die Befreyung ihres Mannes, unter dem Bedinge, daß er papiſtiſch werden ſollte. Aubigne verſprach alles; vergaß aber ſeine Verſprechungen, und entſchloß ſich, aus Furcht beunruhiget zu werden, in America das Glück und die Ruhe zu ſuchen, die er in ſeinem Vaterlande nicht finden konnte. Er gieng alſo mit ſeiner Frau, und zween von ſeinen Kindern zu Schiffe.

In währender dieſer Reiſe, ward Franciſca ſehr gefährlich krank, und zwar ſo heftig, daß auch kein Leben mehr in ihr zu ſpüren war. Ihre Mutter nahm ſie in ihre Arme, weinete, ſeufzete, und erwärmete ſie an ihrer Bruſt. Aubigne, der ihres Geſchreyes überdrüßig ward, ſuchte ihr das Kind zu entreißen, deſſen Tod und Anblick ſeine Verzweifelung theils verurſachete, theils vermehrete. Es kam ſchon ein Matroſe, der ſie in die See ſtürzen wollte; und die Canone war zum Abfeuern bereit: als Frau von Aubigne forderte, man ſollte ihr zum mindeſten erlauben, ſie noch zum letztenmale zu küſſen. Sie legete die Hand auf das Herz des Kindes, und behauptete, es wäre nicht todt. Als lange Zeit nach

dieſem

diesem die Frau von Maintenon diese Begebenheit zu Marly erzählete, sagete der Bischof von Metz zu ihr: Gnädige Frau, um geringer Sachen willen kömmt man nicht von so weit her zurück.

Sie war kaum einer Gefahr entronnen, so fiel sie in eine andere. Kaum war sie ihrer Krankheit entgangen, so ward das Schiff von einem englandischen Seeräuber angetastet. Indessen nun, daß alles Schiffvolk in der größesten Bewegung war, Aubigne in Thränen vergieng, und seine Frau sich einen großen Rosenkranz an den Gürtel hieng; als ob sie den Feinden der katholischen Religion recht trotzen wollte, sagete Francisca zu ihrem Bruder: Desto besser! wenn wir nur gefangen würden! so könnte uns doch unsere Mutter nicht mehr ausschelten.

In Martinique ließ sich Herr von Aubigne im Predigerquartiere nieder. Er kaufete sich viele Pflanzstädte an. Seine ersten Bemühungen schlugen so glücklich aus, daß seine Gemahlinn vier und zwanzig Mohrinnen zu ihrer Bedienung hatte. Sie kam mit ihren zween Kindern wieder nach Frankreich zurück, um einige Processe fortzusetzen, und einige Gläubiger zu verfolgen.

Theodor Agrippa hatte den Kindern seines enterbeten Sohnes drey Rittergüter vermachet, und seinen zwo Töchtern den übrigen Theil seines Vermögens hinterlassen. Frau von Aubigne widersprach dieser Einrichtung auch gar nicht; allein sie begehrete nur, daß diejenigen Landgüter, deren Herr

von

von Caumont Dade sich bemächtiget, und dieselben seiner Tochter Artemisia vermachet hatte, die mit dem Herrn von Nemond von Sensac verheurathet war, ihr wiedergegeben werden sollten. Da sie nun zu arm war, um mit Vortheile processiren zu können, erboth sie sich, Schiedsrichter anzunehmen. Die Frau von Sensac verwarf diesen Vorschlag. Ihr Schwiegervater Dade hatte seinem Neffen den Schutz des Vilette benommen; indem er ihr ein Drittheil in einer Erbschaft zugestanden, daran sie nur ein Viertheil zu fordern hatte. Die Frau von Vilette brachte endlich die Frau von Aubigne durch Liebkosungen so weit, daß sie von ihren Ansprüchen abstund; und diese kehrete wieder zu ihrem Manne zurück, welcher in ihrer Abwesenheit alles sein Vermögen verspielet hatte.

1641.

Sie wendete indessen alle ihre Sorge auf die Erziehung ihrer Kinder; da sie zu allem Glücke für dieselben arm genug war, um daß sie sie selber erziehen mußte. Sie gab sich insonderheit mit ihrer Tochter die meiste Mühe, als an der sie die mehresten Gaben, und die meiste Uebereinstimmung mit ihrer eigenen Gemüthsart bemerkete. Ihr eigenes Beyspiel war die beste Anweisung zur Tugend. Sie ertrug alle Unglücksfälle mit Standhaftigkeit, und hatte Erbarmen gegen die Laster ihres Mannes. Einsmals gerieth das Haus, wo sie wohnete, in Brand. Als sie nun sah, daß ihre Tochter weinete, verwies sie ihr solches ernstlich, und sagete ihr:

Müsit

Mußt du denn darüber weinen, das ein Haus abgebrannt ist? Sie antwortete: Ja! schade für euer Haus! ich weine um meine Puppe.

Diese vortreffliche Mutter gab ihr Plutarchs Lebensbeschreibungen zu lesen, ein Buch, welches vor allen andern geschickt ist, die Tugend einzuflößen, und den Verstand zu bilden. Um ihre ungemeine Schüchternheit zu überwinden, und sie zum Nachsinnen anzugewöhnen, mußte sie erzählen, was sie gelesen hatte, und gewisse kleine Aufsätze machen. Der Lohn für diese Arbeit war, daß man ihr erlaubete, an die Frau von Vilette zu schreiben.

Diesem kleinen Fräulein ward das Schreiben gar nicht schwer, sie lernete sogar ziemlich zeitig, Briefe für andere Leute schreiben: weil ihr Bruder, welcher träge und nur zu Lustbarkeiten rüstig war, sie gebethen hatte, ihm seine Briefe zu verfertigen; indessen daß er Pomeranzen pflücken wollte.

Alle diese Kleinigkeiten würde ich auslassen, wenn dieselben nicht bezeugeten, daß wir fast allemal dasjenige sind, was wir in der Jugend versprochen haben zu werden: wofern nicht ganz besondere Umstände der Entwickelung unsers Characters oder unserer Geschicklichkeit hinderlich sind.

Ihre Vernunft zeigete sich bey früher Zeit. Als einsmals ihre Mutter ihr von den Höllenstrafen vorredete, die man ohne Unterlaß den Kindern vorstellet, welche man wohl durch edlere Gründe zum Guten antreiben sollte; sagete Franciska zu ihrem Bru-

Bruder, welcher ganz erschrocken drüber war: Glaube mir nur! das alles wird nicht ewig währen! der liebe Gott wird sich schon anders besinnen.

Ein andermal erzählete ihr Frau von Aubigne die Heldenthaten ihres Großvaters, und die Gnade, in welcher er bey Heinrichen dem IV. gestanden. Und ich, erwiederte das Kind, soll ich denn nichts werden? Was willst du denn werden? fragete die Mutter. Königinn von Navarra, sagte sie.

1646.

Der Tod des Herrn von Aubigne seßete diese unglückliche Familie in die äußerste Verzweifelung. Dieselbe lebete nämlich von einem kleinen militarischen Amte, welches er erhalten hatte. Mit den Jahren war er von seinen bösen Gesinnungen zurück gekommen. Er war im rechten Ernste bedacht, sein Glück zu bauen, und als Lieutenant eines Dorfes in Martinique, war er weniger davon entfernet, als da er mit den niederträchtigsten Neigungen Vicekönig der dortigen Inseln war.

Zweytes Hauptstück.

Die Auferziehung des Fräuleins von Aubigne.

Seine Wittwe kehrete nach Frankreich zurück. Ihre Schulden waren noch nicht bezahlet. Sie ließ dem vornehmsten ihrer Gläubiger ihre Tochter zum Pfande; dessen Frau dieses kleine kräzige Mägdchen nicht ernähren wollte. Der Richter dasigen Ortes nahm sie also aus Mitleiden zu sich; und als er sah, daß die Mutter sie nicht wieder abholete, schickete er sie mit dem ersten Fahrzeuge zu Wasser nach der Frau von Montalembert: die es sehr übel empfand, daß man ihr ein dergleichen Kleinod überbrächte.

Die Frau von Vilette, welche Agrippa von Aubigne, seine Auserlesene nannte, ließ sich von so vielen Unglücksfällen erweichen. Sie foderte diese so sehr verachtete Nichte, der Frau von Montalembert ab, und erzog sie in der Calviniſchen Religion. Die Frau von Aubigne befand sich in derjenigen entsetzlichen Gemüthsverfassung, wo man den wichtigsten Punkt, nämlich die Religion, dringendern Nothwendigkeiten nachsetzen muß. Sie glaubeten, es sey viel nothwendiger, daß man lebe, als daß man nicht an den Pabst glaube.

Fran-

Franciſca fand gar bald ein Belieben an derjenigen Religion, die ihre Väter vertheidiget hatten. Ihre zarte Vernunft gab allen denen Eindrücken nach, die ihre Baſe ihr vorſagete. Sie hatte einen Abſcheu vor ihres Vaters Abfalle; und da ſie unfähig war, einer Sache nur halb anzuhängen, ſo war ſie recht heftig calviniſch.

Es gereuete ihre Mutter, daß ſie die Seligkeit ihrer Tochter in Gefahr begeben hatte: denn ſie glaubete ganz gewiß, daß Gott auch die Kinder ſtrafe, wenn ſie Trugſchlüſſe für Wahrheiten annehmen. Sie hielt indeſſen dafür, daß es leicht ſeyn würde, dieſe erſten Spuren wieder auszutilgen: ſie hatten aber gar zu tiefen Eindruck gemacht; und dieſe kleine Ketzerinn erſetzete an Halsſtarrigkeit, was ihr an Einſicht abgieng.

Die Frau von Aubigne wollte ſie in die Meſſe führen. Franciſca weigerte ſich hartnäckigt mit ihr zu gehen. Du haſt mich alſo nicht lieb? ſagte ihre Mutter zu ihr. Ja, ſagte ſie, aber meinen Gott habe ich noch viel lieber. Deſſen ungeachtet mußte ſie gleichwohl in die Kirche gehen. Indeſſen drehete ſie den Rücken bald nach dem Altare; bald machte ſie allerley lächerliche Gebärden unter währender Meſſe, und trieb es endlich ſo weit, daß ihre Mutter vor Verdruß ihr eine Maulſchelle gab. Sie both ihr den andern Backen auch dar, und ſagete: ſchlagen ſie nur zu; es iſt ſchön, wenn man für ſeine Religion leidet.

Die Frau von Villette flößete ihrer Nichte noch eine größere Liebe zu denen moralischen Tugenden ein, über welche nicht disputiret wird: weil schon die Natur deren Grundsätze in alle Herzen gepflanzet hat. Bey dieser Base lernete sie das Mitleiden gegen die Unglücklichen lieb gewinnen, und die eifrige Beflissenheit, ihnen selbst zu helfen. Jedesmal, wenn die Frau von Vilette Almosen gab, trug sie der kleinen Franciſca auf, dieselben auszutheilen; um sie an das Vergnügen des Gebens und Erbarmens zu gewöhnen. So bereitet uns die Erziehung, durch Beobachtung der geringsten Kleinigkeiten, zu größern Dingen vor.

Die Frau von Neuillant, Mutter der Marschallinn von Navaille, und Anverwandtinn der Frau von Aubigne, suchete einen Befehl vom Hofe, die kleine Franciſca aus den Händen der Frau von Vilette zu nehmen: welche dem Ansuchen ihrer Mutter, anfangs durch allerley Vorwände, und nachmals durch eine abschlägige Antwort ausgewichen war.

Die Frau von Neuillant unterließ nichts, sie in der katholischen Religion zu erziehen. Allein, alle diese Lehren dieneten nur dazu, daß sie überführet ward: Franciſca sey sehr halsstarrig, und würde einmal viel Verstand haben. Wenn der Pfarrer mit ihr disputirete, und sie ohne Schwürigkeit überwand, so sagete sie ihm: ihr wißt freylich mehr, als ich; aber hier ist ein Buch, und zeigete auf die Bibel, das weis noch tausendmal mehr, als ihr; und dieß Buch saget das nicht, was ihr saget;

ſäget; und deswegen ſehr ihrs auch nicht gern, daß man darinnen lieſt *).

Die Frau von Neuillant, die ein ſo langer Widerſtand verdroß, hielt dafür: es würde mehr fruchten, daß man ſie demüthigte, als daß man mit ihr diſputirte. Man entzog ihr daher alle Liebkoſungen; die Strenge folgete auf die Gelindigkeit; man vermengete ſie mit dem Hausgeſinde, und trug ihr die niederträchtigſten Verrichtungen des Hausweſens auf. Sie hat oft geſaget: ich war Befehlshaberinn auf dem Haushofe; durch dieſes Amt hat ſich mein Regiment angefangen.

Bald half ſie dem Kutſcher die Pferde ſtriegeln; bald ſtrebete ſie nach der Ehre, die ſchmutzigen Haare einer plumpen Bäuerinn zu kämmen, die ihre Hofmeiſterinn war; und auf dieſe Gunſtbezeugung einen ſolchen Preis geſetzet hatte, daß bittere Thränen vergoſſen wurden, wenn man derſelben beraubet ward. Alle Morgen gieng Franciſca mit einem Schleyer über dem Geſichte, um die ſchönſte Haut von der Welt zu bewahren, einem Strohhute auf dem Kopfe, einem Korbe in der einen Hand, und einer Gerte in der andern, die wälſchen Hühner zu hüten: wobey ſie Befehl hatte, den Korb, darinn das Frühſtück war, nicht eher anzurühren, als bis ſie zwanzig Verſe aus dem Pibrac auswendig gelernet hätte.

*) Hieraus ſieht man noch nicht, daß Herr Beaumelle katholiſch iſt.

Ein junger Bauerknecht unterstund sich sie zu lieben. Diese seine Leidenschaft machete sie sich zu Nutze, um an die Frau von Villette zu schreiben, die sie in ihren Grundsätzen bestärkete. Als nun der junge Mensch ihr seinen Liebesantrag that: so meldete Franciſca, welche bey sich selbst wohl spürete, daß sie zu der Erniedrigung nicht gebohren wäre, worinnen man sie erzog, solches der Frau von Neuillant: welche besorgete, es möchte ihre Verwandtinn, mit dem Stande und der Aufrichtigkeit der Schäferinnen, auch dereinst ihren Leichtsinn annehmen.

Sie brachte sie daher in das Kloster der Urſelinerinnen zu Niort; und die Frau von Villette versprach, daselbst das Kostgeld für sie zu bezahlen: denn die Frau von Neuillant wollte wohl die Ehre haben, daß sie sie bekehret hätte, aber die Kosten dazu wollte sie nicht hergeben.

Diese Nonnen überluden die Franciſca mit Lehrstunden und Catechisiren. Sie verwarf alles, und trieb mit ihren gottseligen Argliſtigkeiten ihren Spott: Nun werde ich bald katholisch seyn, sagte sie, denn man hat mir ein schön Bildchen versprochen! Die Calviniſten zu Niort machten sich eine Ehre aus dieser Beharrlichkeit der Tochter des Herrn von Aubigne. Sie ermunterten sie zu einem herzhaften Widerstande, sowohl durch Bücher, die sie ihr heimlich zustelleten; als auch durch Handbriefe, in welchen sie sie beschworen, den Gebeinen ihres Großvaters diese Schande nicht anzuthun.

Eine

Eine von den Nonnen, welche geſcheider oder geſchickter war als die übrigen, hüllete an ſtatt der Spielwerke und Schmäuchelenen, die katholiſche Religion in ſo viel ſcheinbare Gründe ein, daß ſie den Ekel der Franciſca endlich überwand. Nach und nach fieng ſie an, deren Lehren lieb zu gewinnen; und die Meſſe zu hören, ſobald ſie nicht mehr dazu gezwungen ward. Sie gewann eine Religion lieb, bey welcher das äußerliche Gepräng den Sinnen zureder, und die Geheimniſſe denenſelben widerſprechen. Die Transſubſtantiation ſchien ihr die leichteſte Sache von der Welt zu ſeyn. Nur denjenigen Artikel konnte ſie nicht glauben, welcher alle diejenigen vom ewigen Leben ausſchließt, die nicht im Schooße der römiſchkatholiſchen Kirche leben: Alles wollte ich noch zugeben, ſagte ſie; nur das begehre man von mir nicht, daß ich glauben ſollte, meine Baſe von Vilette ſoll verdammet werden. Eine glückliche Vorbedeutung der Güte ihres Herzens, vielleicht auch der Richtigkeit ihres Verſtandes!

Die Nonnen konnten ihr einen ſo unchriſtlichen Begriff nicht aus dem Sinne bringen, und man mußte ihr, als ſie zur papiſtiſchen Religion übertrat, durchaus erlauben: daß ſie ſich einige Stellen im Himmel für diejenigen ihrer Verwandten oder guten Freunde aufbehalten dörfte, die in der falſchen Religion lebeten. Man wußte ſchon, daß ſie nicht lange in der römiſchen Kirche leben würde, ohne denjenigen gottſeligen Eifer zu erlangen: welcher den Irrthum ohne Anſehung der Perſon haſſet, und den Ketzer, vielleicht ſonder Mitleiden verdammet.

Die Frau von Vilette, welche noch immer den Unterhalt für ihre Nichte bezahlet hatte, wollte denselben nicht länger zahlen, so bald sie deren Religionsänderung vernahm. So sehr bringet es die Art des frommen Eifers, in allen Religionen mit sich, daß er grausam ist!

Einige Zeit behielten die Ursulinerinnen zu Niort sie noch aus Mitleiden bey sich. Allein, die Ausübungen der Wohlthaten sind nur so lange eine Pflicht, als sie aus dem Herzen kommen. Die ihrigen erkalteten. Sie sagten, sie hätten wohl ihr Blut geben wollen, sie zu bekehren; und sobald sie ihren Willen gethan, und ihre Wahrheiten angenommen hatte, so fehlete es ihnen so gar an dem Unterhalte, den sie ihr reichen sollten.

Sie stelleten der Frau von Aubigne vor, wie ihr Haus keine Kostgangerinnen ernähren könnte, die kein Kostgeld zahleten; und baten sie, ihre Tochter wegzunehmen, die auch außerdem schon groß genug wäre, um in die Welt gehen zu können. Francisca erröthete bey dieser Rede: die sich ihrem Gedächtnisse so sehr einverleibete, daß sie seit diesem allzeit getrachtet hat, ihnen dasjenige wieder abzutragen, was sie diesen Nonnen schuldig seyn mochte; welche aus ihren Wohlthaten erlerneten, sie müßten diejenige Armuth an andern nicht verachten, die sie an sich selbst so hoch preisen *p*). Als sie diesen Vorfall einsmals zu St. Cyr erzählete, sagte sie: Meine Kinder! wir wollen indessen doch allemal

p) Memoires de Madame de Gl....

lemal Gutes thun: es iſt bey den Menſchen nur ſehr ſelten vergeblich; und bey Gott nimmermehr.

Ihre Mutter lebete von ihrer Hände Arbeit, indem ſie dabey das Endurtheil ihres Proceſſes erwartete, den ſie in Paris verfolgete. Bey ihrer Rückkunft aus Martinique hatte ſie gefunden, daß alles ihrige verkaufet, und durch die Gläubiger und Verwandten ihres Mannes fortgeſchaffet war. Sie führete Proceß, um wieder in den Beſitz der Baronie Sürineau zu kommen, welche Aubigne verkaufet hatte, um Schulden davon zu bezahlen, die er in ſeiner Minderjährigkeit gemachet hatte. Sie ſuchete auch den Erſatz anſehnlicher Summen, welche der Hof dem Theodor Agrippa von Aubigne ſchuldig war: der ſeinem Herrn Geld vorgeſchoſſen, zu einer Zeit, da nur die Rebellen allein ſich bereicherten. Der Aufſeher der Finanzen aber hörete ſie nicht einmal an: und wie würde er auch wohl einer Frau Gehör gegeben haben, die weder Schutz noch Freunde hatte, und aus der neuen Welt zurück kam?

Drittes Hauptſtück.

Abſterben der Frau von Aubigne.

Die Frau von Neuillant kam von Zeit zu Zeit in einem Trageſeſſel nach Paris; der von zwey Maulthieren getragen ward, auf deren einem das Fräulein von Aubigne ritt. Sie führete dieſelbe in ihre gewohnlichen Geſellſchaften, machte öffentlich Staat mit ihren aufblühenden Reizungen; und übete daheim alle Tyranney der Wohlthä-

g) Dieſe Begebenheit hat, ich weis nicht welchem Schriftſteller, Materie zum allerabgeſchmackteſten Romane dargebothen. Er ſteht in der hiſtoire amoureuſe des Gaules; deren kurzen Inhalt ich hier mittheilen will, indem ich noch ſehr oft davon werde reden müſſen, und es meines Erachtens eine Schande ſeyn würde, zweymal davon zu reden.

Dieſelbe iſt eine Sammlung verſchiedener Schmähſchriften auf Ludwigs des XIV. Hof, zu Paris 1754 in V Bänden in Duodez gedruckt. Man ſchreibt ſie alle dem Grafen von Buſſy zu, der doch nur einen einzigen davon gemachet hat. Hier werden die vornehmſten Leute gelästert; man verunehret Namen, die noch ſo unbefleckt geweſen: das Laſter und die Tugend werden eines ſo gut, als das andere mit Kothe geworfen.

Der erſte Band, welcher ziemlich flüchtig von der Fauſt weggeſchrieben iſt, enthält die Geſchichte der Frau von Olonne, der Frau von Chatillon, eine Einſchaltung der Frau von Scrigne und noch eine andere, die Frau von Monglas betreffend.

Der

thäter an ihr aus. Sie redete gegen ihre Freunde nicht anders von ihr, als um deren Mitleiden zu erregen; und schien es übel zu nehmen, daß das Fräulein von Aubigne nur ihre Bewunderung erregete. Alles, was an ihr gebildet war, das war vollkommen; alles, was nur noch erst hervorkeimete, das versprach auch, vollkommen zu werden. Ihre Gestalt war wie ihre Vernunft; beyde überstiegen ihr Alter.

Der Marquis von Chevreuse verliebte sich in sie, q) allein er ward entfernet. Frau von Neuillant that das Fräulein von Aubigne zu den Ursulinerinnen in der Jakobsstraße, allwo sie zum

Der zweyte enthält das königliche Schloß, oder die Liebeshändel der Frau von Valiere: Hier ist etwas wahr, und sehr vieles falsch, alles mit einander aber unrichtig. Dann folget die Geschichte der verstellten Neigung des Königes zur Dauphine; von einem Verfasser, der weder die Sprache, noch den Hof kennet. Die Liebeshändel der Dauphine, nach Manicamps Erzählung: welcher alle Umstände davon gewußt haben will, und alles ziemlich nach der Wahrheit, aber auch sehr unordentlich erzählet. Der Papagey, oder die Liebeshändel der Prinzessinn von Montpensier. Die Schreibart tauget hier nichts; der Dialogus ist lächerlich und romanhaft, der Grund ist wahr. Einige besondere Umstände die man in den Nachrichten dieser Prinzessinn wieder findet, beweisen, daß der Verfasser von den geheimsten Dingen unterrichtet gewesen.

Die Stücke im dritten Theile sind: die Liebeshändel der Frau von Bagneux. Ich weis nicht, ob dieß kleine Histörchen wahr ist; allein es sieht vollkommen so aus, als wenn es nicht wahr wäre. Die verstellten

Sprö-

ersten male communicirte, ohne vielleicht sonderlich zu wissen, was sie thäte. Indem sie zum Altare gieng, sagte sie zu ihrem Bruder, den sie mit dem Fuße anstieß: und du, bist du nicht alt genug, daß du auch communiciren könntest? Diese Cerémonie und die Gewohnheit, vollendeten vollends ihre Bekehrung. Sie zog durch ihre Gefälligkeiten die Herzen der Nonnen und Kostgängerinnen dermaßen an sich, daß man schon damals urtheilen konnte, wie hoch sie es einmal in der Kunst bringen würde, sich beliebt zu machen.

Zu-

Spröden; oder die Liebeshändel der Frau von Broncas. Dieß ist in so elenden Versen geschrieben, daß man sie auch nicht einmal elend nennen kann. Zwo Buttschriften der öffentlichen Buhldirnen an die Frau de la Valiere; sind vermuthlich von irgend einem Liebhaber dieser Menscher gemacht. Der königliche Zeitvertreib, oder Liebesgeschichte des Fräuleins Fontanges. Dieß Stück ist sonder Witz, so wie ohne Wahrheit, geschrieben. So viel Wörter darinnen sind, so viel Unanzogenheit und Lügen sind darinnen. Das galante Frankreich, in welchem Stucke die Liebeshändel der Schwester des Königes, der Fontanges, des Herzogs de Longueville, der Frau de la Ferte, und des Königes Neigung zur Frau von Maintenon erzählet werden. Dieß Stück ist schlecht geschrieben, aber von einem Verfasser, der sehr wohl unterrichtet gewesen: wie man selbst sehen wird, wenn man es mit den Briefen der Frau von Sevigne, und den Nachrichten der königlichen Schwester zusammen hält.

Der vierte Band enthält die Folge des galanten Frankreichs,

Zuweilen gieng ſie aus dieſem Kloſter heraus; um ihrer Mutter Beſuche abzuſtatten; die ihr das Kloſter verleideten, und bey der Frau von Neuillant Mahlzeiten zu halten, die ihr wieder eine Begierde nach demſelben erwecketen.

Zu derſelben Zeit befand ſich zu Paris ein gewiſſer Abt, voller Witz, Gebrechlichkeit, und Munterkeit, den man anfangs als eine Seltenheit beſehen gieng, und den man hernach, als den angenehmſten Menſchen, öfter beſuchete. Sein Kopf hieng ihm allezeit auf dem Magen, ſeine Beine wären, wegen eingeſchrumpelter Nerven, immer zuſammen-

reichs, in den letzten Ausſchweifungen des Hofes begriffen. Dieſe Schmähſchrift iſt von einer andern Hand, als die vorige. Hier wird die Frau von Maintenon in Amerika gebohren, und Guillaumette (Wilhelmine) getauſet; ſie wird von der Frau von Neuillant erzogen, geliebet, entführet, vom Herrn von Cherreuſe verlaſſen, kömmt ohne Scarrons Vorwiſſen wieder, errichtet St. Cyr als ein Serail für den König, u. ſ. w. Die verliebten alten Weiber. Dieß ſind Unflätereyen über die Frauen von Lyonne und Fieſque. Die ſchändliche Geſchichte, der Frauen de la Ferté und Ventadour.

Man findet im V. Bande, das italieniſch gewordene Frankreich. Das Falſche iſt allhier mit dem Wahren dermaßen verbunden, daß man es von einander nicht unterſcheiden kann. Die königliche Eheſcheidung, welche nichts anders iſt, als das alleruverſchämteſte Geſpräch, zwiſchen der Frau von Maintenon und der Frau von Monteſpan. Die Liebesgeſchichte des Dauphins mit der Gräfinn du Roure. Ein gutes Buch für Lackayen.

sammen gezogen, so, daß er recht dem Buchstaben nach einem Z ähnlich sah. Er schrieb entweder auf seinen Knien, oder auf zwo eisernen Armen, die an seinen Lehnstuhl angemachet waren. Diese Unannehmlichkeiten seiner Person, wurden durch die Eigenschaften seiner Seele gut gemachet. Er hatte ein zärtliches Herz; eine lebhafte Einbildungskraft, die ihm alles possierlich abbildete, und sehr viel Geduld bey seinem Uebel. Er war arm ohne Gram, lustig trotz den Schmerzen, saticisch ohne Bosheit, faul ohne Nachläßigkeit, und zornig ohne Rachgier.

So war der Abt Scarron beschaffen. Er hatte im Sinne gehabt, mit dem Segrais und noch einigen andern witzigen Köpfen, nach Amerika zu gehen. Er hoffete, die Hitze dasiger Luft, nebst den leichten Nahrungsmitteln, würden ihm wieder zur Gesundheit verhelfen.

1649.

Frau von Aubigne wollte wieder nach Poitou gehen, als die Frau von Neuillant, die in der Ludwigsstraße, in Scarrons Nachbarschaft wohnete, ihm von zween Personen redete, die lange Zeit in Martinique gewesen wären, und sich erboth, sie zu ihm zu bringen. Das Fräulein von Aubigne, die einen gar zu kurzen Rock anhatte, ward im Hineintreten roth, merkete, daß sie errörhete, und fieng an zu weinen. Die ganze Gesellschaft ward von der Anmuth dieses liebenswürdigen Kindes gerühret. Scarron selbst ward empfindlich darüber.

Die-

Dieſer Beſuch, der nur Wohlſtands halber, und aus Neugier geſchah, ſchlug in einen ernſtlichen Umgang aus. Die Frau von Aubigne kehrete ſonder Widerwillen in ein Haus zurück, allwo ſie Beſchützer antreffen konnte. Der Abt Scarron ſchwur ihr, daß ihm die Pariſer-Luft wohl bekommen würde, ſolange das Fräulein von Aubigne da verbliebe: und alle Perſonen, die ſeine tägliche Geſellſchaft ausmacheten, bothen der Mutter tauſend Dienſtleiſtungen an, um nur noch länger des Umganges der Tochter zu genießen.

Als die Frau von Aubigne erſah, daß ihre Proceſſe ſich in die Länge zögen, ſo endigte ſie dieſelben durch einen gütlichen Vergleich. Herr von Senſac behielt das Gut Sürineau, für zwey hundert Pfund Leibrenten, die er ihr zu zahlen verſprach. Es ſchmerzete ſie ſo ſehr, daß ſie dieſen rechtmäßigen Anſpruch ihrer Kinder fahren laſſen mußte, daß ſie darüber in eine Krankheit fiel, die ſie ins Grab legete. Der einzige Rath, den ſie noch ſterbend ihrer Tochter gab, war dieſer: ſie ſollte ſich in der Welt ſo aufführen, als ob ſie von den Menſchen alles zu fürchten, und von Gott alles zu hoffen hätte.

Fräulein von Aubigne verſchloß ſich drey Monathe lang in eine kleine Kammer zu Niort, und ſann nicht ſowohl ihrem Unglücke, als ihrem Schmerzen nach. Ihr Bruder aber trat als Edelknabe bey dem Herrn von Parabere in Dienſte.

Sie

Sie war sehr furchtsam, sprach sehr wenig, schien beständig an ihr Unglück zu denken, und wußte es selbst so wenig, daß sie schön wäre, daß sie auch sagete: sie wollte gern ihr Gesicht mit dem ersten besten vertauschen, der dort auf der Straße gienge. Sie weinete, wenn man sie gegen über ein Fenster setzete, oder sie aufgedecket ansah. So sehr hatte die Frau von Neuillant ihr weis gemachet, daß ihre Bewunderer sie eben sowohl zum Besten hätten, als ihr Spiegel.

Vier

r) Georg Brossin, Ritter, Marquis von Mere, gegen den Anfang des XVII. Jahrhunderts, aus einem alten Geschlechte in Poitou gebohren, welches mit dem Hause Conde verwandt war. Einige Jahre vor seinem Tode entzog er sich der Welt, und starb 1690 bey seiner Schwägerinn, der Marquise de Sevret. Wir haben von ihm verschiedene Wer-

Viertes Hauptſtück.

Die ſchöne Indianerinn.

Ihre Rückkunft nach Paris minderte ihre anſſerordentliche Blödigkeit, und der Ritter von Mere *) verſchaffte ihr einen guten Ruff. Er erhielt von der Frau von Neuillant die Erlaubniß, ihre Verwandtinn zu erziehen.

Dieſer Ritter war einer von denen Leuten, die halb Weltweiſe und halb Hofleute ſind; die alle Grundſätze auf dasjenige einſchränken, was man den Wohlſtand der Empfindungen und Sitten nennet. Die Frau von Sable hatte denſelben den Voiture aufgeopfert; er hatte die Frau von Clerambaud erzogen; er hatte die Herzeginn von Lesdiguieres gebildet, welche zu ihm geſaget hatte: Ich will Verſtand haben! und der er geantwortet hatte: Nun, gnädige Frau, ſie ſollen welchen haben. So eigen iſt es dem Verſtande zu allen Zeiten, daß er erſt gebildet werden muß!

Mere gab dem Fräulein von Aubigne die erſten Lehren vom Umgange mit der Welt. Damals brachte er ihr dasjenige bey, was man den guten Anſtand nannte, und den Stolzen eigen war, und dem-

*) Er, die mit vieler Zärtlichkeit und Rührung geſchrieben ſind; hier nehme ich aber ſeine Unterredungen mit dem Marſchalle von Clerembaud aus. Er hatte bey dem Seeweſen gedienet. Man ſehe die Bibliothek der Schriftſteller aus Poitou, und das Lob, welches der Abt Nadal ihm giebt.

denjenigen gleich kam, was wir anitzt le bon ton nennen, und was unsern leichtfertigen Leuten eigen ist. Er sezete zu ihrem Gebrauche, Gespräche und Erzählungen auf, die allerley nützliche Moralen enthielten. Dem Fräulein von Aubigne gefielen die Gedanken; allein sie hassete die gekünstelte Schreibart. Sie fiel immer wieder auf ihren Plutarch, und sah schon damals ein, welch ein Unterschied unter der Schreibart eines Hofbürgers, und eines Weltbürgers ist.

Mere lehrete sie die Kunst, liebenswürdig zu seyn, die so geschickt ist, lächerlich zu machen; und merkete, daß sie bereits nur gar zu liebenswürdig für ihn war. Er reizete sie durch Lobsprüche, sich ihrem ganzen Charactere zu überlassen; allein er begehrete vergeblich von ihr, daß sie, indem sie allen Menschen gefiele, dennoch nur ihm allein zu gefallen suchen sollte. Dem Fräulein von Aubigne gefielen nur die allgemeinen Lehren ihres Meisters. Der Ritter von Mere war auch eben nicht liebenswürdig. Eine schöne Person war für ihn nur eine schöne Blume. Er hatte eines von denen kalten Herzen, die wohl Sinnlichkeiten haben können, aber niemals Empfindungen haben.

Er meldete seine Schülerinn in allen Gesellschaften, als ein Wunderwerk der Klugheit und des Witzes an. Allenthalben wollte man sie sehen, und die-

s) Geht mit mir ohne alle Complimenten, und ohne Verstellung um, so, wie ihr es mit der schönen Indianerinn machet; die ihr mir gewiesen habet, die mir so sehr gefiel, und die ich von der Stunde an liebete,

diejenigen, die ſie geſehen hatten, wollten ſie noch einmal ſehen *). Das Fräulein von Aubigne, die noch ein Kind war, hatte bereits allen Ruhm einer ältern Perſon, unter dem Namen der ſchönen Indianerinn für ſich.

Sie gieng ſehr oft mit der Frau von Neuillant zum Abte Scarron. Hier lernte ſie die l'Enclos kennen, das erſtaunenswürdigſte Frauenzimmer ihrer Zeiten; die einzige, die von Mannsleuten ſonder Reue iſt geliebet worden, und mit welcher die Damen ohne Schmach umgegangen ſind. Villarceaux, der angenehmſte Mann bey Hofe, liebete ſie, und ward mit einer ſolchen Beſtändigkeit von ihr geliebet, worüber ſich alle diejenigen verwunderten, welche das verbuhlte Syſtem des Liebhabers, und den Einwurf einer unaufhörlichen Wolluſt der Liebhaberinn kannten.

Das Fräulein von Aubigne, die eben ſo ſchön, aber jünger war, machete den Villarceaux ungetreu. Die l'Enclos, welche nicht roth ward, wenn man ſie ſitzen ließ, indem bey ihr, auf eine gute Wahl allezeit eine noch beſſere folgete, verſuchete es nicht einmal, ein Herz wieder an ſich zu bringen, welches ihr durch friſchere Reizungen entzogen ward. Allein, um ſich an dem Villarceaux auf eine edlere Art zu rächen, erboth ſie ſich, ſeine Vertraute zu ſeyn; und vereinigte ſich mit ihm, damit er von ihrer Nebenbuh-

*) als ich ſie geſehen. Ihr werdet mir ein Vergnügen machen, wenn ihr mir Nachricht von ihr geben wollet. Man ſehe die Briefe der Frau von Lesdiguieres an Herrn von Mere.

buhlerinn geliebet werden möchte. Sie wendete hier alle Kräfte eines Witzes an, der in kleinen Ränken fruchtbar ist. Allein, es sey nun, daß das Kind, welches man zu verführen suchete, vor diesen Fallstricken durch eine wachsame Pathe, oder durch eine frühzeitige Vernunft bewahret ward; oder es sey, daß Villarceaux ihr misfiel, so sah die l' Enclos doch wohl: daß es leichter wäre, die leichtsinnige Ninon beständig zu machen, als nur einen Blick von der schüchternen Aubigne zu erhalten.

Sie hasste an andern diejenige Tugend nicht, die sie in Ansehung ihrer selbst so sehr verachtete. Ihre Verbindung mit dem Scarron vereinigte sie genau mit dem Fräulein von Aubigne, und diese Freundschaft hat bis an ihren Tod gewähret. Ist dieß ein Verbrechen, so ist es ihrem damaligen Jahrhunderte gemäß.

So groß war die Macht, welche die Seele der Ninon, die zu gleicher Zeit schwach und stark, wollüstig und philosophisch war, über alle andere Seelen hatte: daß auch die sprödesten Frauen, ohne Schande und ohne Gefahr, mit dem allerverbuhltesten Frauenzimmer umgiengen! Die Ehre des Fräuleins von Aubigne litt darunter so wenig Schaden, als die Ehre der Frauen Fayette und Coulanges. Ninon hat auch gar oft zum Herrn von Fontenelle gesaget: Sie war keusch; Sie war gar nicht zur Liebe gemacher. Sie setzte aber auch hinzu: doch wollte ich nicht Bürge seyn, daß sie allezeit fühllos gewesen ist. Jedoch für welches Frauenzimmer wäre Ninon wohl Bürge geworden?

Fünf-

Fünftes Hauptſtück.

Der Abt Scarron.

Indeſſen, daß der Ritter von Mere, Chevreuſe und Villarceaux ſich um das Herz des Fräuleins von Aubigne ſtritten, behauptete der Abt Scarron, die ſchöne Indianerinn gehöre einem Menſchen zu, der nach Indien gehen ſollte. Uebrigens machete er noch nicht im Ernſte einen Anſpruch auf dieſe Eroberung. Ihm gieng nur das Unglück dieſer Waiſe nahe, vermuthlich, weil er ſich des ſeinigen dabey erinnerte.

Er war der Sohn eines reichen Parlamentsraths zu Paris; er wurde von einer böſen Stiefmutter verfolget, die einen Theil des Vermögens durchbrachte, und ſchon Anſtalten machte, ſich des übrigen auch anzumaßen. Er ward von dem Rathe dem Hausfrieden aufgeopfert, welcher der beſte Mann von der Welt, aber nicht der beſte Vater war; er ward alſo genöthiget, einen Stand zu erwählen, deſſen Einkünfte man beſitzen kann, ohne weder deſſen Beſchwerden noch Tugenden zu beſitzen.

Doch ließ er ſich in die geiſtlichen Orden nicht ein. Er war voller Lebhaftigkeit und Feuer. In Geſellſchaften beſaß er eine unerſchöpfliche Spaßhaftigkeit. Er war klein, aber niedlich, wohnete im Marais, ein Quartier, wo allezeit wohlhabende Leute geherberget haben, deren bequemes Leben zu

denen damaligen Zeiten, mit den Zeitkürzungen eines sinnreichen Müssigganges dahin floß.

Die berüchtigte Marion de Lorme, die so viel alte Cardinäle geliebet hatte, und welche von so viel jungen Aebten noch geliebet ward; die Gräfinn von Süze, welche die Religion änderte, um ihren Mann weder in dieser, noch in jener Welt zu sehen; die Frau von Martel; Ninon de l' Enclos, die einzige in ihrer Art; diese alle hatten allezeit zahlreiche Gesellschaft bey sich, die ihre Reizungen zu ihnen zogen, und die ihr Verstand immer wieder hinlockete. Der wichtigste Punct in diesen Gesellschaften war das Vergnügen, und die Künste waren zum Ausruhen. Chapelle, St. Evremond, Voiture, Sarrazin, fähige und treffliche Köpfe, waren in dieser Schule gebildet worden: und diese war das Noviciat des Abtes Scarron gewesen.

Ohne Mäßigkeit, ohne Gelassenheit, begierig auf alle Arten des Vergnügens, lebete er in aller Eile fort. Im fünf und zwanzigsten Jahre meldeten ihm schon langwierige und schmerzhafte Krankheiten die Schwächung seiner Leibeskräfte. Allein diese Erinnerung brachte ihn so wenig auf diejenige Diät zurück, die ihm wieder geholfen hätte: daß sie ihm vielmehr Gelegenheit zu einem Spaße gab, zu welchem auch der gesundeste witzige Kopf kaum fähig gewesen wäre. Endlich brachte ihn eine lustige Gesellschaft, um diejenigen Beine, die so schön getanzet

1) Man sehe einen Brief vom Scarron an den Marigni, in der Sammlung seiner Werke.

zet hatten; um diejenigen Hände, welche gemalet und die Laute gespielet hatten, und kurz um einen sehr geschickten Leib *t*).

1638.

Er war auf sein Canonicat gegangen, daselbst das Carnaval zuzubringen. Zu Mans beschließt, wie in den mehresten Städten der Provinz, das Carnaval mit öffentlichen Maskeraden, die unsern Jahrmärkten zu Besons ziemlich nahe kommen. Der Abt Scarron wollte dieß auch mit machen: allein in welcher Tracht sollte er sich verstecken? Er mußte zu gleicher Zeit seinen besondern Character und den Wohlstand seines Standes, die Kirche und das Possierliche schonen. Er reibt sich also alle Theile des Leibes mit Honig ein, schneidet ein Federbett auf, wirft sich hinein, wälzet sich darinnen herum, bis der wilde Mann genugsam befiedert ist. Nunmehr durchläuft er den Jahrmarkt, und zieht aller Augen auf sich. Die Weiber kommen um ihn herum; einige laufen davon, andere rupfen ihn. Alles geht ihm zu Halse, und in Kurzem sieht die schöne Masque einem Domherrn ähnlicher, als einem Amerikaner. Bey diesem Anblicke versammlet sich der Pöbel bey Haufen, ärgert sich, und schreyet über Aergerniß. Scarron macht sich aus dem Staube. Allein er wird verfolget, und träufelt vom Honig und Schweiße. Allenthalben stößt man ihn zurück, und da er nicht mehr kann, so findet er eine Brücke, *u*)

t) Diese Brücke hat noch lange hernach, Scarrons Brücke geheißen.

von welcher er herzhaft hinunter springt, und sich im Schilfe verstecket. Seine Hitze verschwindet. Eine frierende Kälte durchdringt seine Adern, und führet in sein Blut den Grund zu denjenigen Uebeln ein, die ihn nachmals zu Boden schlugen. Ein scharfer Saft fiel ihm auf die Nerven, und machte alle Wissenschaft der Aerzte zu Schanden. Das Reißen, in Gliedern, die Gicht, die Flüsse, kamen bald nach einander, bald mit einander; und machten aus dem jungen Abt einen kurzen Inbegriff des menschlichen Elendes.

Nun konnte er nicht mehr diejenigen angenehmen Oerter besuchen, allwo solche Unterredungen, die seine lebhaften Einfälle oft ermuntert hatten, seinen Schmerzen noch zu einigen guten Stunden hätten verhelfen können. Er tröstete sich hierüber dadurch, daß er allerley oft lebhafte und allemal possierliche Einfälle, zu Papiere brachte. Die Lässigkeit hatte ihn zum Geistlichen gemacht; die lange Weile machte ihn zum Schriftsteller. Er ward aber der einzige Schriftsteller in seiner Art. Die Stoiker sagten mitten unter ihren Schmerzen, große Sachen; Scarron allein hat spashafte Sachen geschrieben. Es schien, daß der Schmerz, welcher andern Leuten so gar empfindlich fällt, ihn nur bloß kützelte.

Die Königinn Anna von Oesterreich, hatte an ihrem Hofe eine gewisse Anzahl Fräuleins, welche

x) O mille écus par malheur rétranchés,
Que vous pouviez m'epargner de péchés!
Quand un valet me dit, tremblant & hâve,
Nous n'avons plus de buches dans la cave

che sowohl wegen ihrer persönlichen Annehmlichkeiten, als wegen eines gewissen verbuhlten Wesens, welches eigentlich nur im Witze bestund, liebenswürdig waren: denn in damaligen Zeiten redete man wenig von Sitten, und hatte doch noch welche. Gombaut, Voiture, und Benserade hatten die verliebte Poesie in Schwung gebracht, und der Königinn Staatsfräuleins waren allemal ihre Gottheiten. Scarron ward von ihnen beschützet, insonderheit von derjenigen Frau von Hautefort, welche Ludwig der XIII. mit so vieler Standhaftigkeit und Keuschheit geliebet hatte. Diese sprach vom Scarron so vortheilhaft gegen die Königinn, daß sie begierig war, ihn zu sehen.

Der Abt Scarron war schon durch den Verlust seiner Gesundheit unglücklich genug; indessen ist das Glück niemals nur zur Hälfte grausam. Es hatte ihn für seinen eigenen Fehler gestrafet; nun bestrafete es ihn auch noch für die Sünden seines Vaters. Der alte Scarron, ein Bürger zu derjenigen Zeit, da es ein Verbrechen war, einer zu seyn, hatte sich mit einigen Gliedern des Parlaments verbunden, um die Anschläge des Cardinals Richelieu zu durchkreuzen. Er hielt eine starke Rede wider ein Edict, auf dessen Bestätigung der Hof drang x).

x) Que pour aller jusqu' à demain matin:
Je peste alors sur mon chien de destin,
Sur le grand froid, sur le bois de la grève,
Qu'on vend si cher, & qui si tôt s'achève.

Richelieu ward niemals ungestraft beleidiget; er verwies den Parlementsrath ins Elend nach Touraine. Der Abt dorfte sich vor dem Cardinale nicht blicken lassen, bis sein Zorn gedämpfet wäre. Allein, als er sah, daß der Hof sich seiner annahm, so wagete er eine Bittschrift. Er schmäuchelte dem Cardinale, er gefiel ihm, und würde ihn erwelchet haben, wenn nicht der Tod einen Monath darauf den Staatsrath hingerissen, und die Hoffnung des Dichters in den Wind getrieben hätte.

Der unglückliche Greis starb also im Elende. An statt zwanzig tausend Pfunden Einkünfte, die sein Sohn erben sollte, hatte er nichts als Processe zu führen, und Unrecht zu erdulden. Er führete auch mit lauter Possen eine Sache, darinnen es auf sein ganzes Vermögen ankam, und suchete mehr seine Richter zum Lachen zu bewegen, als sie zu überzeugen.

Frau von Hautefort, seine Freundinn, bewog die Koniginn zum zweyten male, ihn zu sehen. Er bath sich von Ihrer Majestät die Gnade aus, sich Dero Hofkranken nennen zu dürfen. Die Königinn lächelte: und Scarron nahm dieses Lächeln für eine Ausfertigung seines neuen Amtes auf. Er hielt

Je jure alors, & même je médi
De l'action de mon pere étourdi,
Quand sans songer à ce qu'il alloit faire,
Il m' ébaucha sous un astre contraire,
Et m'acheva par un discours maudit
Qu'il fit depuis sur un certain édit:

hielt um eine Abtey an; und man antwortete ihm: er wäre untüchtig zum Kirchendienste. So gebt mir doch nur, sagte er, eine schlechte Pfründe, aber so schlecht, so schlecht, daß ich nur an Gott glauben darf, um ihr vorzustehen.

Er suchete sich die Würde eines Kranken der Königinn zu Nutze zu machen, deren Hofbedienter er zu seyn begehrete. Er rühmete den Mazarin, welcher ihm als Staatsrath, ein Gehalt von fünf hundert Thalern gab, und es ihm als ein Geizhals auszahlete. Er eignete demselben seinen Typhon zu, und überreichete ihm davon ein prächtig eingebundenes Exemplar, welches mit Verachtung aufgenommen ward. Wenn ein Schriftsteller schon so wenig Zärtlichkeit besitzt, daß er sein Werk einem Großen zueignet: so ist er auch insgemein so niederträchtig, daß er sich über die schlechte Aufnahme seiner Lobsprüche beschweret. Scarron ward böse, ließ aus seinem Gedichte das schmäuchelhafte Sonnet aus, und setzte ein anderes sehr beißendes an dessen Stelle: ja, was noch beleidigender für den Cardinal war, ist dieses, daß beyde wahr waren.

Er hieng sich an den Prinzen von Conde, dessen Siege er besang; und an den Coadjutor von

Mais n'en déplaise à la Catonnerie!
Il fut Caton avec trop de furie. &c. &c.

Wir sind so keck nicht, diese Verse deutsch zu übersetzen. Dazu gehört ein deutscher Scarron, welcher wohl noch nicht gebohren ist, und es ist vielleicht auch nicht nöthig, daß er jemals gebohren werde.

Retz, dem er den ersten Theil seines komischen Romans zuschrieb: das einzige seiner Werke, welches niemals untergehen wird y). Er hatte desjenigen Zeiles sehr nöthig, welchen die Schmäuchelen von der Eitelkeit der Großen erhebt, damit er sein Haus auf demjenigen Fuße erhalten möchte, auf welchen er es einmal gesetzet hatte. Die Gesellschaft, welche in selbigem zusammen kam, war zahlreich, obgleich auserlesen. Der Coadjutor brachte daselbst die Aufwiegler zusammen; die witzigen Köpfe fanden allhier eine Akademie; die jungen Herren wurden durch die Buhlereyen seiner Schwestern hingelocket, und die Fremden aus Neugierde, denjenigen Mann von Frankreich zu sehen, der andere am meisten zu lachen machte, und selbst am wenigsten lachete.

Der Abt Scarron ertheilete allen diesen Gesellschaften alle Anmuth. Er liebete die Satyre; er hasste den Minister; er hatte die possierliche Art zu denken eingeführet; das Beyspiel machete ihm Muth; und die Singgedichte auf den Mazarin, regneten von allen Seiten über ihn her. Dieser Cardinal las alle diese Stücke, schätzete sie nach ihrem Werthe, als ob jemand anders deren Gegenstand davon gewesen wäre; er lobete sie, wenn sie sinnreich waren; er lachete wenn sie lustig waren; und sah sich durch ein Schreiben vom Corneille mit eben dem kalten Blute verewiget, als er sich auf allen Kreuzwegen in Paris, im Bildnisse aufgehangen sah. In diesem Stücke

y) Es hat jemand von diesem Romane gesaget: Canescet saeclis innumerabilibus.

Stücke, aber auch nur in diesem Stücke allein, war er größer als Richelieu: der auf die Satyre eben so empfindlich war, als ob er kein großer Mann gewesen wäre.

Allein diese Gleichgültigkeit verschwand, als er die Mazarinade sah. Scarron rückete ihm alle Verbrechen vor, die er begangen hatte, und allen Schimpf, der ihm war angethan worden.

Mazarin rächete sich dadurch, daß er das Gnadengehalt des Verfassers einzog. Ich wollte, sagte der Abt Scarron, daß er mich selbst eingezogen hätte. Vergebens flehete er die Gnade der Königinn und des Cardinals an. Sein Gehalt blieb aus. Er mußte seine Zuflucht zum Fouquet nehmen, dem Mäcen der Gelehrten; und zwar ein Mäcen, welcher glaubete, sie wären schon genugsam durch die Niederträchtigkeit der Lobsprüche erniedriget, und man dürfte sie nicht noch durch die Härtigkeit der Wohlthat niederdrücken.

Sechſtes Hauptſtück.

Heurath des Fräuleins von Aubigne.

1650.

Das Fräulein von Aubigne hatte zu Paris eine genaue Bekanntſchaft mit dem Fräulein von St. Hermant, gemachet. Als ſie in Poitou war, ſchrieb ſie von Zeit zu Zeit an dieſelbe, und allezeit in derjenigen bezaubernden Schreibart, welcher man nach der Zeit ihr Glück beygemeſſen hat. Da nun einer ihrer Briefe etwas verbindliches gegen den Scarron enthielt, ſo zeigte das Fräulein von St. Hermant ihm denſelben. Was? ſchrie der Abt mit heller Stimme, ſchreibt man ſo in Martinique? Andere Weiber wiſſen ſich viel mit ihrem Witze; dieſe ſuchet ihn lieber zu verſtecken. Er ſchrieb ihr einen überaus höflichen Brief, und lud ſie zu einem Briefwechſel ein, deſſen Folgen er nicht voraus ſah.

Sie kam wieder nach Paris zurück, in voller Ungewißheit, was ihr begegnen, ja ſo gar wovon ſie leben ſollte. Die Frau von Neuillant führete ſie allezeit zum Scarron, theils um ſie zu bilden, theils um ſie zu zeigen. Scarron ward von ihren Reizungen gerühret, und von ihren Unglücksfällen erweichet. Er bethete ihren Verſtand und ihre Beſcheidenheit an. Er hörete auf ſo gar luſtig zu ſeyn. Wie konnte auch wohl ein Menſch, der in ſeinen

Glücks-

Glücksumſtänden und in ſeiner Geſundheit ſo übel beſchaffen war, nur das Herz haben zu geſtehen, daß er ein Auge auf alles würfe, was man nur geiſtreiches und ſchönes ſehen konnte?

Er both dem Fräulein von Aubigne eine ziemlich anſehnliche Summe Geldes an. Sie ward aber mit einer ſolchen Mäßigung ausgeſchlagen, daß er keine Hoffnung übrig behielt z).

Er hatte Nebenbuhler, deren Leidenſchaft nicht ſo ſchüchtern, und deren Abſichten nicht ſo ehrlich waren. Er ärgerte ſich halb zu Tode, daß er ſein Haus jungen Herren eröffnet hatte, die nur der ſchönen Indianerinn wegen hinkamen. Frau von Neuillant fürchtete die Verführungen der Ninon l'Enclos; und gieng nicht mehr ſo oft zu ihm, aus Furcht, ihre Verwandtinn möchte ihren Unterhalt endlich lieber den Wohlthaten der Liebe, als ihrer Hände Arbeit zu danken haben wollen; oder das prächtige Anſehen der Hofleute möchte ihr einen Ekel vor demjenigen Mittelſtande erwecken, auf welchem man ihr zuweilen erlaubete die Augen zu werfen.

Der Abt wünſchete ſelbſt ſie zu heurathen. Er mußte ſich an ſeinen Verwandten rächen, die ihn gerichtlich verfolget hatten; er wollte diejenige Landluft einſchöpfen, welches Früchte hervorbringt, die zu gleicher Zeit reif, unreif und in der Blüthe ſind. Dafern er wieder geſund würde, brauchete er eine Frau, die er liebete, und wofern er nicht geſund würde,

z) Man ſehe die geſchriebenen Nachrichten des Fräuleins von Aumale.

de; brauchete er eine, die ihn pflegete. Kurz, er war verliebt. Indessen hatte er nicht das Herz, Vorschläge zu thun, davon er versichert war, daß sie eher lächerlich scheinen, als glücklich seyn würden. Er ersetzete dieses gezwungene Stillschweigen durch die Musen, und besang seine Gebietherinn unter den Namen Sylvia und Chloris, auf eine so ernsthafte Art, die seine übermäßige Leidenschaft zur Genüge anzeiget.

Zu allem Glücke erfuhr er, daß das Fräulein von Aubigne von der Frau von Neuillant viel zu leiden hätte. Er verwunderte sich sehr, daß die junge Waise ihr Misvergnügen auf gar keine Art hätte blicken lassen, und seine Liebe ward durch die Hochachtung immer stärker. Da ihn nun diese Entdeckung dreist machete, und er einsmals mit ihr allein war: so seufzete er sehr über das Unrecht, welches das Glück ihr angethan hätte. Er stellete ihr vor, wie hart es wäre, wenn man alles der Menschenliebe einer geizigen Frau schuldig seyn müßte: welche jede Wohlthat mit einem Vorwurfe begleitete, und da sie sich eine Ehre daraus machete, in großen Gesellschaften mit ihr zu pralen, sie daheim mit allem Gesinde vermengete. Das Fräulein von Aubigne antwortete durch nichts, als durch Thränen.

Wenn ihr nun aber gar, fuhr er fort, die Frau von Neuillant verlieren sollet, was würde alsdenn aus euch werden? Sie weinte immerfort. Sie stellete sich in Gedanken alles das zukünftige Elend vor, davon das gegenwärtige nur ein Vorspiel wäre.

„Ihr

„Ihr würdet, fuhr Scarron fort, dem aller-
„abscheulichsten Mangel ausgesetzet seyn, oder eine
„dienstbare Lebensart erwählen müssen, die noch är-
„ger ist, als der Mangel; oder würdet endlich allen
„Fallstricken der Versuchungen ausgesetzet seyn, und
„vielleicht auch aller Verachtung eines lüderlichen Le-
„bens; ihr, die ihr des höchsten Gipfels des Glü-
„ckes würdig seyd! Ihr, die ihr Enkelinn eines
„Mannes seyd, der durch seinen Verstand, und durch
„die Gnade seines Herrn, berühmt gewesen.

„Indem ich euch eure Unglücksfälle wiederhole,
„so heißt das so viel: daß ihr nicht Ursache habet,
„darüber roth zu werden. Allein ich kann auch
„nicht verhölen, daß eure einzige Stütze, die Frau von
„Neuillant ist. Was wird nach ihrem Tode aus
„euch werden? Was Gott wird wollen! erwie-
„derte das Fräulein von Aubigne.

„Sehr gut, antwortete Scarron: aber wenn
„irgend ein Herzog sich erböthe, er wolle für alles
„sorgen: wird euch alsdann wohl der liebe Gott ins
„Ohr sagen, euer Armuth sey besser, als jener
„Reichthum? Was soll ich denn thun? erwie-
„derte das Fräulein von Aubigne.

„Ein Fräulein, sprach der Abt, hat in dergleichen Verfassung, darinnen ihr euch befindet, keine andere Zuflucht, als das Kloster, oder den „Ehestand. Diese beyden Stände allein können „euch von der Gefahr retten, in welche euch eure „schon anitzt berühmte Schönheit stürzen wird. Wollet ihr eine Nonne werden, so will ich euren Brautschatz bezahlen. Wollet ihr heurathen? so kann ich

„euch

„euch nur ein sehr mäßiges Vermögen anbiethen,
„und eine sehr häßliche Gestalt. Ihr möget nun
„wählen, was ihr wollet, so werde ich, wo nicht
„glücklich, doch wenigstens zufrieden seyn; daß ich
„euch von der Härtigkeit der Frau von Neuillant,
„von den Schätzen der Wucherer, und von den
„Ränken der Hofleute errettet habe. Aber ich bitte
„euch, sinnt nach, daß ich unter allen Menschen
„der Welt am wenigsten ans Heurathen gedacht ha-
„be, und euch dennoch eine vorschlage.„

Fräulein von Aubigne erwiederte: sie wolle von Herzen gern denjenigen Vorschlag eingehen, der sie in den Stand setzen würde, ihm alle ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, damit die Wohlthat ihnen beyderseits zu statten käme; dafern nur die Frau von Neuillant darein willigte. Dieser Entschluß bewies nicht sowohl ihr äußerstes Elend, als ihr Mitleiden mit demjenigen, der so viel Mitleiden mit ihr hatte. Das Mitleiden vereiniget nicht minder die Herzen, als die Liebe.

Frau von Neuillant gab ihre Einwilligung sonder Schwierigkeit, welche Herr Elbene ihr abforderte; nur mit der Bedingung: daß die Heurath erst in zweyen Jahren vor sich gehen sollte, indem das Frauenzimmer noch so sehr jung wäre.

Als der Heurathscontract aufgesetzet ward, sagete Scarron: seine Frau brächte ihm zu, vier Louisd'or Einkünfte, zwey große sehr leichtfertige Augen, einen sehr schönen Leib, ein Paar schöne Hände, und sehr viel Verstand. Der Notarius fragete, was er ihr denn zum Wittwengehalt aus-

aussetzete? Die Unsterblichkeit, erwiederte er. Die Namen der Frauen der Könige sterben mit ihnen; der Namen von Scarrons Frau aber wird ewig leben.

Er wendete seine Freunde an, um die Zeit zu verkürzen, welche man verabredet hatte. Man schenkete ihm also ein ganzes Jahr. Diese Heurath brachte ihn um sein Canonicat zu Mans, welches er an einen Kammerdiener des Menage verkaufete. Diese Simonie war in einer Zeit wohl zu vergeben, in welcher ein geldgieriger Cardinal, die Pfründen, die der Hof zu vergeben hatte, öffentlich verkaufete.

Er ließ Martinique noch nicht aus dem Sinne fahren. Auf diese Reise gründete er alles Vergnügen, so er sich von seiner Ehe versprach. Fräulein von Aubigne sollte mit ihm dorthin reisen, und durch ihre Fürsorge an der Wiederherstellung einer Gesundheit arbeiten, deren Erstlinge man ihr zugedachte. In dieser Absicht, verkaufete er alles, was er hatte, und legete einen Theil davon in der Compagnie zu Cayenne an.

Er begehrete, Fräulein von Aubigne solle recht feyerlich die Irrthümer ihrer Voráltern abschwören: ungeachtet sie ihnen bereits zu Niort, und hernach bey den Ursulinerinnen in der Jakobsstraße feyerlich entsaget hatte. Oftmals glaubete er nicht an Gott; aber alle Sonntage las ihm ein Pfaff die Messe.

April 1651.

Einige Tage vor seiner Heurath, sagete er zu einem seiner Freunde: ich werde keine Thorheit

mit ihr begehen, aber ich werde sie viele lehren. Er konnte damals nichts ungehindert bewegen, als die Augen, die Zunge, und die Hand. Das Fräulein von Aubigne war vielmehr seine Mitgesellinn, als seine Frau, und verlor nichts, a) als den Namen eines Fräuleins von Aubigne. Das Fräulein von Pons lieh ihr die Hochzeitkleider.

Die erste Nacht ward durch gewaltige Schmerzen zugebracht, die Scarron ausstand. Folglich versprach das Ehebett dem Manne, nichts als Reue, und der Frau, Bekümmerniß. Es war eine Verbindung, hat sie nachmals gesaget, dabey das Herz wenig, und der Körper wahlrich gar nichts zu thun hatte.

Gleichwohl war diese so übel gepaarte Ehe, noch ein Glück für sie. Scarrons Familie war alt b) unter dem Civilstande, und durch ziemlich große Verbindungen berühmt. Catharina Scarron de Vavres, seine Muhme, hatte den Marschall, Herzogen von Aumont, geheurathet. Sein Vätter war Bischof von Grenoble; Sein Vater, Rath bey der großen Kammer: sein Urältervater, eine den Giusen, und den sechzehn Verschwornen fürchterliche Magistratsperson gewesen. Er hätte also noch eine vornehmere Braut begehren können, als das Fräulein von Aubigne war; als welche den Flor ihres Hauses nie gesehen hatte. Sie

a) Man sehe einen Brief an ihren Bruder, allwo sie saget: Ihr wißt, daß ich niemals verheurathet gewesen bin.

b) Er stammete von einem Ludwig Scarron ab, der im XII. Jahrhunderte gelebet hat, und Stifter einer

Siebentes Hauptſtück.

Die Geſellſchaft der Frau Scarron.

Die Frau Scarron entfernete die gute Geſellſchaft nicht, welche ſich bey ihrem Manne verſammlete: dennoch hatte ſie das luſtige und leichtſinnige Weſen nicht, das damals überall herrſchete. Hätte gleich ihre Gemüthsart es ihr erlaubet, ſo hätte doch ihr Geſchlecht es ihr nicht vergönnet. Sie aber beſaß denjenigen richtigen und natürlichen Verſtand, mit welchem man zu rechter Zeit alle Geſtalten annehmen kann. Man drang ſich recht darum, zu ihrer Hofſtatt zu gehören. Die Geburt und der Reichthum gaben hierzu kein Vorrecht c). Sie entfernete die wichtigen, und nahm nur nützliche und angenehme Leute an. Vvonne, welcher allen Witz beſaß, der in ſeiner Familie gewöhnlich iſt; Matta, deſſen Erwiederungen annoch auf allen Zungen ſchweben; Grammont, deſſen Einfälle uns Hamilton erhalten hat; Charleval, der zierlichſte von allen unſern vergeſſenen Dichtern; Coligni, ein Held in Ungarn, zu Paris ein

Capelle zu Montcalier im Piemont, geweſen iſt, darinn man noch die Wappen auf einem marmornen Grabe ſieht.

c) Man läßt den Prinzen, Herzogen und Kronbedienten täglich ſagen: es ſey niemand da: ſchreibt Scarron in einem Briefe an die Frau von Pileure.

Proselyt der Ninon, bey Hofe ein Nacheiferer des Conde; Menage, der so viel Sachen und Wörter wußte; Pelisson, der allen so häßlich vorkam, bis er zu reden anfieng; Des-Preaux, welcher für dumm und romanhaft gehalten ward, weil er gar zu wahr und treuherzig sprach; Henault, der Lehrmeister der Deshoulieres, und der Uebersetzer des Lucrez; der Abt Tetu, der gegen alle Weiber so gefällig war, ohne eine einzige zu lieben, noch sich von ihr hintergehen zu lassen; Montreuil, dessen Madrigale noch itzt gelesen werden; Marigni, dessen Lieder man noch itzt bedauert; der Marquis de la Sabliere, welcher in seinen Reden und Gesprächen alle Anmuth und Leichtsinnigkeit eines Frauenzimmers besaß; Frau von Sabliere, die durch ihren männlichen Geschmack und Beschäfftigungen das Widerspiel ihres Mannes war; die Herzoginn von Lesdiguieres, welche allezeit gefiel, ungeachtet sie begierig war, allezeit zu gefallen; die Gräfinn von Süze, welcher man die Schwachheiten des Herzens, in Ansehung der Annehmlichkeiten ihres Witzes, zu gute hielt; die Marquisinn von Sevigne, die so schön geschrieben hat, weil ihre Empfindungen so schön waren; die Scüdery, deren Romane von den Leuten so wohl aufgenommen, und von dem unbilligen Despreaux so verachtet worden sind.

So war die Gesellschaft der Frau Scarron beschaffen. Die Türennen und die Mignards giengen hier mit einander um. Die Parlamentsräthe erholeten sich hier von ihren Arbeiten, der Hofmann verlernte hier seine Narrheit, und vergaß seine

Treu-

Treuloſigkeit. Die Gelehrten fanden am Scarron einen Kunſtverſtändigen, der dennoch ihr Nebenbuhler nicht war. Er reizete ſie nicht zur Eiferſucht, weil ſeine Werke nur das Vergnügen erweckten, daß man ſich ihrer nicht verſehen; und nicht das Vergnügen der Bewunderung, welches Betrübniß erwecket.

Der Witz lebete damals nur mit dem Witze, und dennoch mit den allervornehmſten Leuten. Den Leichtſinnigen überließ man die Nachttiſche des Frauenzimmers; den Schmarutzern die Tafeln der Pachter, und den dummen Weibern den Schutz der Großen.

Dieſe kleinen Verſammlungen ſahen denen gelehrten Geſellſchaften nicht gleich, welche ſeit den Zeiten der Marquiſe von Lambert, die Abſicht gefaſſet zu haben ſcheinen, den guten Geſchmack zu vernichten, und die Wiſſenſchaften zu erniedrigen.

Die Frau Scarron legete niemanden einen Zwang auf. Scarron hatte nicht den Vorſitz dabey: denn man hätte keinen Deſpoten gelitten. Man handelte hier ohne Pedanterie, und ohne Starrkopf, philoſophiſche, moraliſche und gelehrte Materien ab; und verwarf oftmals die Ausſprüche der Akademie, welcher Scarron gram war, vermuthlich, weil er kein Mitglied davon war.

Hier ſprach man nicht weitläuftig von Moden, wie in andern Geſellſchaften. Man zergliederte die Empfindungen nicht, wie im Palaſte von Rambouillet. Ein Frauenzimmer, welches ihres Daſeyns überdrüſſig, und von langer Weile eingenom-

men ist, befahl hier nicht mit einem verächtlichen Jähnen, dem Papagey, daß er sprechen, dem Abte, daß er witzig seyn sollte. Hier wußte man nichts von dem, was man heut zu tage, vornehme Verse: (vers de qualité) nennet. Man höre te nichts, als gesunde Vernunft; weil ein jeder welche hatte: man beurtheilete die neuen Schriften, und hatte sie gelesen. Scarron las die seinigen vor, und das nannte er, seine Bücher versuchen.

Scarron hatte mitten unter seinen kränklichen Umständen, noch einen Geschmack an allen dem behalten, was ihm dieselben zugezogen hatte. Er hatte sich eine Gemüthsverfassung angewöhnet, die von seinem Leiden nicht abhieng, und eine Gesundheit, die von seiner Diät nicht abhieng. Er hatte Abendmahlzeiten eingeführet, bey denen eine angenehme und lebhafte Munterkeit herrschete. Diese Tafel war eine von denen in Paris, an welcher man die meisten Narrenpossen sagete, ohne welche alle Gesellschaften schläfrig werden, und erlöschen. Ein jeder bestellete sein Essen, oder er schickete es hin; und Scarron gab sein Gericht, nach horazischer Art, dazu.

Diese Pickeniks waren überaus ungezwungen. Hier redete man nach der Art, wie der Hausherr sprach, und aus dem Tone der bürgerlichen Kriege. Alles veränderte sich. Die Gäste kehreten in die Gränzen des Wohlstandes zurück, aus Hochachtung gegen eine Frau, die noch ein Kind war. Sie wurden durch ihr kaltes und bedächtiges Wesen zu-

rück

rück gehalten, welches ſeinen Grund in einer ausnehmenden Beſcheidenheit hatte, und welches man nach dieſem für einen Hochmuth anſah. Zuweilen hauten ſie wohl über die Schnur; allein ſie wies ſie bald wieder zurechte: indem ſie derjenigen Bildigkeit entſagete, die ſie zum Stillſchweigen brachte.

Je mehr Witz die andern beſaßen, je mehr liebeten ſie den ihrigen. Die Begierde, ihr zu gefallen, war einem jeden ein Befehl, ihr nachzuahmen. Die Geſellſchaft ward alſo deſto aufgeräumter, aber anſtändiger. Sie war ihrer aller Muſter, und ihrer aller Ergötzung. Wenn man ſie anhörete, ſo vergaß man, daß es noch andere Vergnügungen gäbe. „Gnädige Frau, ſagte ihr einsmals einer „von ihren Bedienten: erzählen Sie doch den „Herren noch ein Hiſtörchen: denn wir haben heute keinen Braten.„

Achtes Hauptstück.

Die vornehmsten Absichten der Frau Scarron.

Ihre herrschende Leidenschaft war die Ehrliebe. Sie schien auf nichts weiter zu sinnen, als wie sie die Verdrüßlichkeiten, die der Namen ihres Mannes ihr zuzog, wieder gut machen, oder ihnen vorbeugen möchte. Sie fürchtete, es möchte auch auf sie ein Theil derjenigen Verachtung fallen, die man nothwendig gegen einen Mann fassen mußte, an welchem alles lächerlich war. Sie war nach Ruhme begierig, und opferte alle ihre Neigungen dem Bestreben auf, ihren Ruhm auszubreiten. Sie beobachtete mit Sorgfalt, die von der Kirche vorgeschriebenen Enthaltungen; und merkte mit einem heimlichen Vergnügen, daß die andern selbige nicht beobachteten, sie darüber ausspotteten, und sie gleichwohl desto höher schätzten. In währender Fasten aß sie nichts als Bohnen und Heringe; indessen, daß die übrigen Tischgäste sich den Wollüsten leckerhafter Speisen überließen. „Ich war da„mals, hat sie nach diesem gesaget, so glücklich „nicht, daß ich es bloß um Gottes Willen gethan „hätte: sondern ich wollte nur hochgeachtet seyn. Die „Begierde, mir einen großen Namen zu erwerben, „das war meine Leidenschaft. Niemand hat es auch „so hoch gebracht; und diesem Ehrgeize zu gute muß„te

„te ich hundert Martern leiden, die ich mir selber „auflegete. Vielleicht hat Gott auch nur meine Er„höhung zugelassen, um mich dafür zu strafen, „gleich, als ob er im Zorne gesaget hätte: Du willst „durchaus Lob und Ehre erwerben? nun „gut: du sollst es erlangen, mehr als du er„tragen kannst.„ d)

In demjenigen Alter, da man sich wohl gern eine Lust machet, und unter Leute geht, mußte sie beständig bey dem Manne sitzen. Keine einzige andere Gesellschaft linderte ihr die ewige lange Weile, beständig einerley Leute zu sehen. Indessen tröstete sie sich wegen dieses Zwanges damit, daß ihre Tugend in Sicherheit war, und ihr Ruhm immer zunahm. Als die königliche Mutter ihre Heurath erfuhr, hatte sie gesaget: was will denn Scarron mit dem Fräulein von Aubigne machen? das wird das unnützeste Stück in seinem ganzen Hause seyn. War er krank, so war sie seine Magd; war er besser, so war sie seine Gesellschaft; war er gesund, so war sie sein Sekretär und Vorleser. Vermuthlich hatte sie dieser ersten Lebensart, die mit Beschwerden, Gefälligkeiten, und Bücherlesen besetzet war, diejenigen Vollkommenheiten ihres geschäfftigen, biegsamen, und erleuchteten Geistes zu danken, welcher nur entwickelt seyn wollte.

Sie gewöhnete sich an, ohne Mühe, und sehr zierlich zu schreiben; sie erlernete das Italienische, Spanische, Lateinische; und that gleichwohl, als

d) Handschrift des Fräuleins von Aumale.

wenn sie nur allein ihre Muttersprache könnte. Bey hundert Eigenschaften, die sie hätten können empor heben, besaß sie so viel Bescheidenheit, oder Mistrauen, oder Lebensart, daß sie sich nicht anders, als wider Willen, hervor that.

Sie mußte von der ungebundenen Schreibart ihres Mannes viel leiden. Er war ungezähmet in seinen Ausdrücken; ein Schwein in seinen Erzählungen. Der Namen Gottes war ihm so viel als nichts, da er glaubete, der cynische Pinsel allein träfe die wahre Natur; und folglich mischete er Narrenpossen, in die ernsthaftesten Berathschlagungen e).

Die Schamhaftigkeit einer Frau von sechzehn Jahren, ward durch dergleichen Redensarten nicht gelocket. Alle Augenblicke mußten ihre Ohren Ausdrücke hören, die zum wenigsten unehrbar waren; und zuweilen mußte gar ihre Hand sie auf dem Papiere entwerfen. Das Herz blutete ihr über einer Munterkeit, die gar oft sehr übel angebracht war, und zu einer unaufhörlichen Trunkenheit wurde; sie beschwor ihn also, er möchte doch gegen sich selbst mehr Hochachtung haben. „Ich begehre, antwor„tete er, daß ihr eben so unempfindlich werden sol„let, als eine Lacedämonierinn. Ich selbst kann „euch nicht beschützen. Ich kann euch auch das „Vergnügen des Ehestandes nicht mittheilen; so „muß

e) In der Edition von Nancy stehe ein merkwürdig Beyspiel davon.

„muß ich euch denn wenigſtens deſſen Redensarten „kennen lernen.„

Das Lob, welches man ihrer Gefliſſenheit, ihrer Geduld, und ihrem Verſtande ertheilete, ermunterte ſie, alles zu leiden. Ihre Erkenntniß nahm beſtändig zu. Je mehr Vernunft man an ihr ſpürete, je mehr Mühe gab ſie ſich, dieſelben zu bearbeiten: und ſo legete ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, den Grund zu demjenigen großen Glücke, welches ihr Witz auf den höchſten Gipfel bringen ſollte.

Nach dem Maaße nun, wie ihr Geſchmack ſich bildete, gewann ſie auch eine Gewalt über die Werke ihres Mannes. Es iſt auch alles, was er ſeit dem 1651ſten Jahre gemachet hat, weit richtiger, abgemeſſener, und angenehmer, als was er ſchon vorhin aufgeſetzet hatte. Von dieſer Art ſind die letzten Bücher Virgils, die Fortſetzung des komiſchen Romans, und Leander und Hero.

Neuntes Hauptſtück.

Frau Scarron, und Fräulein Palaiſeau.

Scarron hatte ſeine zwo Schweſtern erſter Ehe zu ſich genommen. Die jüngſte *f*) war witzig und ſchön. Sie war Hoffräulein bey der Prinzeſſinn von Conti, Margaretha von Lothringen, geweſen. Dieſer kleine Hof nun lebete in großer Ungebundenheit. Der Marſchall von Baſſompiere war der Liebhaber der Prinzeſſinn; und der Herzog von Tremes nahm das Hofſräulein auf ſeinen Antheil.

Damit ſie einer deſto größern Freyheit genießen konnte, ſo verließ ſie den Contiſchen Palaſt. Frau von Scarron beſtrebete ſich vergeblich, ſie durch Zureden und Beyſpiele zur Tugend zu ermahnen. Ihre Neigung war immer das ſtärkeſte: die Buhlerſtreiche giengen ihren Gang fort, und der Herzog von Tremes ward glücklich. Scarron war der erſte, welcher über eine Begebenheit ſcherzete, die ſeine Frau nicht genug beſeufzen konnte. Einer von denen, welche es bewußt war, daß Herr von Tremes ihn oft beſuchete, und bey dieſem Herrn um Schutz

f) Franciſca Scarron, welche 1682 geſtorben iſt.

g) Ein franzöſiſcher Hugonot, welcher nach Holland geflüchtet iſt, hat in einer Schmähſchrift, die er zu

Schuß anhalten wollte, kam zum Scarron ins Zimmer und bath ihn: er möchte ihm doch dienen. Dieſer antwortete ihm gerade heraus: Ihr irret euch; ich kenne den Herrn von Tremes nicht; gehe eine Treppe höher.

Dieſe Zuneigung hatte die Folgen eines unüberlegten Liebeshandels. Es entſtand ein Sohn daraus, welchen man in der Taufe Eſtrumel nannte. Der Herzog von Tremes gewann die Mutter hierauf noch deſto lieber. Er zeugete noch einen zweyten Sohn mit ihr, welcher den Namen eines Ritters von Tremes annahm; und ſeine Liebe hatte erſt mit ſeinem Leben ein Ende. Scarron nannte dieſe Kinder, ſeine Neffen, á la mode du Marais; und machete eine Vertraulichkeit offenbar, welche ſeine Frau ſo ſorgſam verdecket hatte, als ob ſie ſelbſt die Schuldige geweſen wäre g).

Ein beſonderer ungefährer Zufall, both der Frau Scarron eine Gelegenheit dar, ihre Menſchenliebe gegen ein Frauenzimmer zu bezeigen; welche in ihrer Jugend von ihrem Manne zärtlich geliebt worden war. Sie hieß Cöleſte von Palaiſeau. Sie war ihm ungetreu geworden, und hatte ihn eines Menſchen wegen verlaſſen, der reich war, und ihr die Ehe verſprochen hatte. Allein dieſer Menſch war ſie faſt ſo bald überdrüſſig, als er ſich in ſie verliebet hatte. Sie

g) Cöle, bey Petern Marteau drucken laſſen, die Frau Scarron, mit Scarrons Schweſter vermenget, und ſchreibt die Sünden der einen auf die Rechnung der andern.

Sie begehrete jedoch, er sollte sein Versprechen erfüllen. Diese Sache machete Aufsehen; Fräulein von Palaiseau befand sich in Umständen, die in damaligen Zeiten eine Verführung bewiesen. Sie wandte sich an ihren ersten Liebhaber, um Schutz vor dem zweyten zu suchen. Frau von Scarron nahm ihre guten Freunde, den Herrn von Vardes und Souvre zu Hülfe. Sie lacheten brav über der Rache, welche Scarron von seinem Nebenbuhler nahm, und über dem Bestreben seiner Frauen, den Maitressen ihres Mannes aus der Noth zu helfen. Sie setzten einen lächerlichen Ausspruch auf, durch welchen ihm auferleget ward, dem Fräulein von Palaiseau zwanzig tausend Franken zu geben, weil sie schwanger wäre; zwanzig tausend, weil sie ein Fräulein wäre; und noch andere zwanzig tausend, weil er ein königlicher Rentmeister wäre.

Frau Scarron ertheilete diesem unglücklichen Mägdchen ihren Rath; sie machete ihr eine Lust zur Eingezogenheit, und bewog sie, in das Kloster von der unbefleckten Empfängniß zu gehen, um ihren Fehler zu beweinen. Die Nonnen, welche damals einen Bau vor hatten, nahmen mit Freuden eine Noviciatinn an, die eine so ansehnliche, und ihnen so nothwendige Aussteuer mitbrachte. Allein sie wußten kein Maaß zu halten, und verthaten so viel Geld, um ihr Haus zu verschönern, daß dieses Haus selbst ihnen endlich nicht mehr gehorete. Das ganze Kloster fiel den Gläubigern in die Hände. Die Nonnen giengen zu Paaren davon, und flüchteten

treten in diejenigen Häuser, allwo die christliche Mildigkeit sie aufnehmen wollte.

Fräulein von Palaiseau erinnerte sich Herrn Scarrons alter Zärtlichkeit: und diese Erinnerung, die nach der strengen Klosterzucht sie hätte bewegen sollen, ihn zu fliehen, war gerade der Antrieb, welcher sie bewog, ihn aufzusuchen. Die Frau Scarron nahm sowohl sie, als ihre Mitschwester auf, und beherbergete sie so lange, bis sie durch das Ansehen ihrer Freunde, ihr eine Priorey von zwey tausend Pfunden Einkünften verschaffet hatte. Allein diese Person wußte so wenig ihre Priorey zu bewahren, als ehemals ihre Ehre und ihren Brautschatz. Sie trat dieselbe ihrer besten Freundinn ab, die, da sie krank war, sie aus Mangel der Aerzte und Lebensmittel sterben ließ.

Nach und nach verbesserte die Frau Scarron die Sitten und Redensarten ihres Mannes. Sie wußte die Kunst, ihn an einen gewissen Wohlstand zu gewöhnen, welcher, ohne seiner Munterkeit zu schaden, dieselbe nur etwas milderte. So bald als sie merkete, daß er die Gränzen der Ehrbarkeit überschreiten wollte, oder jemand bey ihm war, der sich für ihn nicht schickete; so entzog sie sich auf etliche Minuten ihrer Sclaverey, entweder, um einigen Pflichten der Freundschaft obzuliegen, oder den Armen aus ihrer Nachbarschaft den Ueberfluß ihrer Armuth selbst mitzutheilen. Sie hatte nur noch fünfhundert Franken, zu ihren kleinen Ausgaben: und dennoch konnte sie auch davon noch etwas abgeben.

Zehen-

Zehntes Hauptſtück.

Die Armuth der Frau von Scarron.

Scarron hielt ſo ſchlecht Haus, daß er gar bald nichts mehr, als ſeine Leibrenten übrig behielt. Die Schaubühne der damaligen Zeit, als das Erbgut bedürftiger und geſchickter Köpfe, hatte ihn dennoch nicht reich machen können. Jodelet und Dom Japhet von Armenien, hatten einen ſo erſtaunlichen Beyfall gefunden, daß ſich auch das damalige Frankreich ſelbſt darüber ſchämete. Indeſſen tilgete der Gewinnſt für ſeine Bücher nur einige wenige Schulden, und langete nur zur höchſten Nothdurft zu. Alle Tage gab es neue Sorgen, und die Frau Scarron mußte hundertmal ihre Zuflucht zu ſolchen Hülfsmitteln nehmen: die dabey anfangen, daß ſie die erſten Empfindungen der Eigenliebe verletzen, indem ſie ſie zwingen, ihr äußerſtes Elend zu geſtehen; und ſich damit endigen, daß ſie dieſes Elend ſelbſt noch ärmer machen, da ſie es auch dieſer niederſchlagenden Hülfsmittel berauben.

Bücher, welche ſie nicht achtete, Verſe, wobey ihr Zeit und Weile lang ward, Scherzreden, die ſie gar nicht Wunder nahmen, Zueignungsſchriften, welche ſie verabſcheuete, das Marquiſat Quinet, b) deſ-

b) Scarron nannte das Einkommen ſeiner Bücher, ſein Marquiſat von Quinet, nach dem Namen des Buchdruckers, der ſie druckte.

deſſen Einkünfte ſehr ungewiß waren; das waren die Gründe, auf welchen ihr Unterhalt beſtatiget war.

Der Hochmuth, dieſe in Widerwärtigkeiten ſo nützliche Leidenſchaft, wenn man nicht ſo glücklich iſt, an ſeiner Statt die chriſtliche Demuth zu beſitzen, erhielt ſie noch mitten unter allen Verſuchungen. Man hörete ſie niemals über ihr Schickſal klagen, noch wider ihren Mann murren. Sie hatte bey früher Zeit ihre Seele in demjenigen wahren Heldenmuthe geübet, der darinnen beſteht, daß man ſein Leid zu ertragen weis. Nichts kam ihr ſchwer an, wenn es darauf ankam, ihre angebohrne Ungeduld zu überwinden; und niemals ſchien ſie luſtiger zu ſeyn, als wann ſie die meiſte Urſache zum Misvergnügen hatte.

Scarron hielt um Belohnungen bey ſeinen Obern, mit aller Unverſchämtheit eines Poeten, und mit aller Niederträchtigkeit eines Krüppels an. Seine Frau, deren Herz keine Niederträchtigkeit kannte, ſeufzete über ſolche verachtungswürdige Hülfsmittel. Sie war gebohren, Wohlthaten auszutheilen; ſie war genöthiget, welche anzunehmen, und gezwungen, ihre Empfindungen aus Mitleiden zu verſchweigen. Wann er Geld hatte, ſo eignete er ſeine Bücher dem Windſpielchen ſeiner Schweſter zu; und wann er in Noth war, irgend einer Excellenz, die er eben ſo ſehr lobete, und eben ſo wenig hochachtete.

Endlich ermüdete Scarron ſeine Freunde und ſeine Beſchützer. Man lachete über ſeine luſtigen Einfälle; man liebete ſeine Gemüthsart; man bedauerte ſein Unglück: allein ſehr ſelten griff man ihm

unter die Arme. Man glaubete nicht, daß es mit einer Dürftigkeit ein Ernst seyn könnte, die ihm solche possierliche Klagen in die Feder flößete, und die Hofleute konnten sich gar nicht einbilden, daß ein Mensch, den sie alle Abende so lustig erblickten, alle Morgen über der Theurung der Lebensmittel schwöre und fluchte. Diese Muthmaßung würde sie entweder erweichet haben, oder ihnen beschwerlich gefallen seyn: und beydes war ihnen gleich verhaßt.

Die Frau Scarron war mit nichts anderm beschäfftiget, als Gnadengelder zu erbitten, Schuldner zu befriedigen, die abschlägigen Antworten des Vorstehers der Kaufmannschaft *) anzuhören, welcher, da er gewisse Policeybedingungen abschaffete, ihr viertausend Pfunde Einkünfte entzog. Gleichwohl hatte sie noch Ansehens genug, um ein gewisses Rittergut eines ihrer Vättern, des Herrn von Circe in ein Marquisat verwandeln zu lassen.

Es ward das Amt eines Geschichtschreibers von Frankreich offen. Scarron, welcher um alles anhielt, weil er nichts erlangete, bewarb sich um dasselbe deswegen: weil Costar, sein guter Freund, es gehabt hatte, und la Serre den Titel und die Besoldungen besaß. Seit derselben Zeit hat man die Geschichte in demjenigen Geschmacke geschrieben, in welchem Scarron sie schreiben wollte, nämlich in Sinngedichten.

1653.

*) Gleichsam der Bürgermeister von Paris.

1653.

Das folgende Jahr schlug schon glücklicher ein. Herr Fouquet, Generalanwalt, ertheilete ihm ein Gehalt von sechszehnhundert Pfunden. Dieser Mann verstund die Kunst, zu verschwenden, welche ihm so wenig Freunde machete, viel besser; als die Kunst, sich zu bereichern, die sein Staatsverbrechen war. Er hatte den Kopf mit lauter weitläuftigen Anschlägen erfüllet; er liebete die Künste und Ergötzungen; er ward angebethet; er streuete das Geld recht verschwenderisch aus; er beschützete zu gleicher Zeit den Corneille und la Fontaine. Geschicklichkeiten, die Schonheit, Unglücksfalle, dieses alles gab einem ein Recht auf seine Wohlthaten. Als Oberaufseher der Finanzen, schien er diesen Posten nur für ein Mittel anzusehen, sich seiner Neigung, Gutes zu thun, ohne Maaß zu überlassen. Frauenzimmer, witzige Köpfe, Officiere, unglückliche Personen, Andächtige, Prinzessinnen, alles bekam Gnadengelder von ihm: kurz, er ist der letzte prachtliebende Mann in Frankreich gewesen.

Scarrons Gehalt ward richtig ausgezahlet. Fouquet war im höchsten Grade eitel, und der Dichter hörete nicht auf, die verführerische Poesie an ihn zu richten. Der Schutzgott dieser Verse war Pelisson, der Verwalter, der Liebling, der witzige Umgang, der Freund des Oberaufsehers, dessen Sachwalter und Vertheidiger er nach diesem wurde.

Die Frau Fouquet, welche wenig Witz, aber viel Vernunft besaß, gewann die Frau Scarron

lieb i). Sie nahm sie oftmals mit auf das Land, nach Vaux und St. Mande, allwo sie sich von den Beschwerlichkeiten des Hofes, und den Verwirrungen des vornehmen Standes, erholete. Es sey nun aus Furchtsamkeit oder Mäßigung geschehen: so bediente sich die Frau Scarron dieses Anscheines der Gunst nicht, das Gehalt ihres Mannes zu vermehren. Es war ihr allezeit unmöglich, sich denjenigen zu Füßen zu werfen, die die Gnadengaben austheileten. Ihr Grundsatz war, man müsse die Großen allezeit als einen guten Freund, und niemals als einen Beschützter (Client) besuchen.

i) Die Frau Fouquet hat sich so sehr in die Reitungen meiner Frau vergaffet, daß ich fürch-

Eilftes Hauptstück.

Die Liebhaber der Frau Scarron.

Ihre Begierde nach Ruhme nahm täglich zu, und ward auch täglich von neuem gestillet. Bis dahin hatte man ihre Schönheit und ihren Witz gelobet, nunmehr fieng man an, ihre Tugend zu loben. Die Buhlschwestern selber lobeten eine weisliche Aufführung, die sie von einer so furchtbaren Mitwerberinn befreyete. Eine Menge angenehmer Leute sagete ihr täglich vor, daß sie schön wäre. Auf ihre Neigung macheten sie zwar wenig Staat; aber auf ihren Ekel vor ihrem Manne, desto mehr. Die angenehmen Hofleute setzten ihr ganzes Vertrauen auf ihre Anmuth, und die Finanzpachter auf ihren Reichthum. Allein die Frau Scarron, welche bey dem ersten Anblicke gar leicht zu erobern zu seyn schien, indem sie so begierig war, allen Menschen zu gefallen, ward zuletzt, als die unempfindlichste von allen Frauen, verlassen. Ihre Liebhaber beschwerten sich bis ans Ende, über die Mordthaten ihrer großen schwarzen Augen, die so viel Menschen ungetreu, und nicht einen einzigen glücklich machten. Sie hätte gern gewünscht, daß die ganze Welt sie angebethet hätte; und würde dennoch nicht die mindeste Erkenntlichkeit gegen einen ihrer Verehrer empfunden haben. Sie sagete selbst,

te, es mische sich etwas sündliches mit darein. Man sehe Scarrons Briefe.

der Beyfall eines Schuhputzers wäre ihr eben so lieb, als die Verehrung eines Königes. Ihr Ruff war so unbefleckt, daß ein gewisser Hofmann sagete: er wollte eher der Königinn selbst etwas unverschämtes anbiethen, als dieser Frau. Und die Scudery sagete, nach ihrer gekünstelten Art sich auszudrücken: so gar die Luft, die man bey ihr einziehet, scheint einem die Tugend einzuflößen k).

Dieser zur Gewohnheit gewordene Zustand ihrer Seele, nach welchem sie von allen alles fodern konnte, und der sie dennoch von allen einzelnen Zuneigungen ausschloß, verhinderte nicht, daß sie nicht zärtlich und erkenntlich gebohren gewesen wäre. Vielleicht hatte sie wohl gar nöthig, die Empfindungen ihres Herzens zu bekämpfen. Es wäre sonder Zweifel wohl sehr wunderlich, wenn unter so vielen Mannsleuten, denen sie gefiel, kein einziger ihr gefallen haben sollte. Der Marschall von Albret l) konnte sie unmöglich alle Tage besuchen, ohne sie zu lieben. Er opferte ihr alle seine andern Buhlerinnen auf, und niemand hatte deren mehr gehabt, als er. Allein er erschrack gar sehr, als man ihm, anstatt, daß er für seine Aufopferungen wenigstens Versprechungen vermuthete, den Vorschlag that: er solle dem weiblichen Geschlechte herzhaft entsagen; und ihm zum Lohne dieser Entsagung, die ewige Glückseligkeit versprach. Die

k) Man sehe die Werke des de la Menardiere, die Sorberiana, die Werke des Ritters von Meré, die Clelia der Scudery, die Unterredungen mit der Fr. von G... die Memoires des Fräuleins von Aumale.

Die Frau Scarron ſtrebete nach der Ehre, aus dem verbuhlteſten Menſchen von der Welt, einen Andächtigen gemachet zu haben. Albret verſprach alles, behalf ſich ſeit dem nur mit heimlichen Buhlſchaften, und faſſete gegen diejenige, die den Anfang zu ſeiner Bekehrung gemachet hatte, eine Ehrfurcht, die erſt mit ſeinem Leben aufhörete. Er ſah wohl ein, es wäre beſſer, der Freund einer ſtandhaften Frauen, als der Liebhaber einer ſchwachen Weibsperſon zu ſeyn. Da er es nun bey denen Empfindungen des Herzens mußte bewenden laſſen; die diejenigen, welche nie geliebet haben, für Hirngeſpinnſte halten; und diejenigen, welche wirklich lieben, allen andern Ergötzungen vorziehen: ſo liebete er ohne alle Hoffnung, ward ſonder alle Schwachheit wieder geliebet, und war alſo glücklich, ohne laſterhaft zu ſeyn.

Dieſes freundſchaftliche Bündniß misfiel dem Scarron nicht. Seine Frau hatte hundertmal in ihn gedrungen, er ſolle nach Amerika reiſen: und bey Gelegenheit eines neuen Einfalles, den er hatte, noch in eine wärmere Himmelsgegend zu ziehen, entſagete ſie ohne Schwierigkeit allem dem, was ſie in Paris feſſeln konnte, und war ganz fertig zur Abreiſe. Scarron las alle ihre Briefe, und änderte ſie entweder, oder er bewunderte ſie. Sie antwor-

*) Ce Mioſſens aux maris ſi terrible,
Ce Mioſſens á l'amour ſi ſenſible,
Mais ſi lèger en toutes ſes amours,
Qu'il change encore & changera toujours.
ſchreibt Scarron in einem ſeiner Briefe.

tete auch nur auf diejenigen, welche scherzhaft oder lustig waren *m*).

Alle diese Nebenumstände würde ich nicht erzählen, wenn nicht der Marquis de la Fare in seinen Mémoires angemerket hätte: sie sey in ihrer Jugend des Herrn von Albrets Maitresse gewesen. Dieses ist eine Lästerung, welche von solchen Feinden erdacht worden; die sie nicht eher hatten kennen lernen, als bis sie zu hohen Ehren gestiegen war. Allein der Name des Marquis de la Fare muß niemanden blenden. Sein Buch ist eine Satire. Er war ein Client des Hauses Vendome, welches ihre Ungnade der Frau von Maintenon zuschrieb. Er war ein misvergnügter Officier, den der Hof verzogen hatte; welchen eine Gesellschaft von Aufwieglern *n*) noch vielmehr verderbete, und welchen sein Character unfähig machete, zu bedenken: daß die Tugend allein der Weg zum höchsten Gipfel der Ehren in einem Lande hätte seyn können; in welchem er mit eigenen Augen viele Leute durch Cabalen, Ränke und Laster hatte empor steigen sehen. Jeder bejahrte Schwelger denkt Uebels vom Frauenzimmer; insonderheit von denen, die eine berühmte Schönheit vielfaltigen Versuchungen ausgesetzet hat. Es ist ihm nothwendig, sich zu trösten, daß ihm seine Siege so leicht geworden sind; er muß sich zu überzeugen suchen, daß diejenigen, die ihm widerstehen, eben sowohl ihre schwachen Stunden haben, als diejenigen, die ihm nicht widerstehen.

Zwölf-

m) Man sehe Scarrons Briefe. *n*) Frondeurs.

Zwölftes Hauptſtück.

Was haben die Zeitgenoſſen der Frau Scarron, von ihrer Tugend gedacht?

Was auch die Bosheit für Gerüchte wider die Frau Scarron ausgebreitet hat: ſo ſind doch ihre Zeitgenoſſen auf ihrer Seite. Aegidius Boileau, älteſter Bruder des Despreaux, iſt der einzige geweſen, welcher ſich unterſtanden, einen Verdacht auf ihre Aufführung zu werfen. Dieſe ganze Familie hatte eine unüberwindliche Neigung zum Läſtern. Menage und die Scudery erſannen allerley Ränke, um die Aufnahme dieſes Aegidius Boileau in die franzöſiſche Akademie zu verhindern. Scarron, welcher beyder Freund war, trat mit in dieſen Complot, und zog noch einige mächtige Herren hinein: denn ſchon zu derſelben Zeit fieng dieſe Akademie an, ihre Freyheit zu verlieren. Aegidius Boileau, welcher dennoch überwand, und ein Mitglied der Akademie ward, vergab ſeinen Feinden nicht. Er rächete ſich an ihnen durch einige Sinngedichte, worunter eines auch die Ehre der Frau Scarron antaſtete. Er ſetzete in ſelbigem voraus: Scarron hätte die gute Geſellſchaft, welche bey ihm zuſammen käme, bloß den Reizungen ſeiner Frau zu danken:

Voi, ſur qui ton erreur ſe fonde,
Scarron! de croire que le monde
Te va voir pour ton entretien.
Qui? ne vois-tu pas, groſſe bête,
Si tu gratois un peu ta tête,
Que tu le devinerois bien? *)

Scarron, welcher das allererſte Spottgedicht auf ſeine Frau gemacht haben würde, wenn ſie verbuhlet geweſen wäre, ward über dieſes empfindlich erbittert; nicht ſowohl aus Ehrgeiz, als aus Billigkeit.

Boileau läugnete, daß er es verfaſſet hätte, und überließ alle Ehre und alle Gefahr, die es nach ſich ziehen könnte, dem Boisrobert. Dieſer vertheidigte ſich dawider, als wider ein Verbrechen. Frau Scarron hatte Ritter vom erſten Range auf ihrer Seite, die ihnen beyden vorſtelleten: eine Frau dorfte für die Unbeſonnenheit ihres Mannes nicht ſtehen; und die Sinngedichte könnten ihnen noch garſtige Händel zuziehen.

Boileau ließ Herrn Scarron und ſeine Frau bitten, ſie möchten ihn doch vor ſich laſſen, und ſeine Entſchuldigung anhören. Frau Scarron antwortete: es brauchte keine Vergebung für eine Beleidigung, die ſie nicht verletzet hätte. Ihre Ehre käme bloß auf ihre Aufführung an; übrigens aber wollte ſie diejenigen zu beſänftigen ſuchen, die ſie anders, als durch Spöttereyen rächen wollten. Scarron

*) Wir tragen billig Bedenken, dieſe ungezogene Läſterung zu überſetzen.

ron rückete mit der Sprache gerader heraus: er wäre kein ſolcher Narr, daß er einen Hund, der ihn gebiſſen hätte, noch umarmen wollte.

Boileau machete ſeinen Fehler durch ein Madrigal einigermaaßen wieder gut; welches für die Frau Scarron ſehr verbindlich war, aber für den Mann gar nicht. Er ſaget darinnen: er erkenne gar zu ſehr den Werth der Iris, als daß er ſie beleidigen ſollte: und ihr unſeliger Mann wäre ihr in ganz keinem Stücke ähnlich. Sie hätte damit wohl zufrieden ſeyn können, wenn nur Scarron nicht Urſache gehabt hätte ſich zu beſchweren. Dieſer rächete ſich durch vierzehn ſehr beißende Sinngedichte. Hier iſt eines davon:

Avec Iris je n'ai rien de commun:
D'autres l'ont dit, mais c'eſt tout un,
Et j'en rirai, ſi bon me ſemble:
Mais ce que tout le monde & moi
Ont de commun enſemble,
C'eſt de croire auſſi vrai, qu'un article de foi,
Qu'un honnête homme & toi
N'ont rien qui ſe reſſemble.

Es iſt ſo ſchwer, daß eine junge und ſchöne Frau, die täglich verſuchet wird, niemals unterliegen ſollte: daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Frau Scarron, welche von allen denen verehret ward, die ſie kannten, bey denenjenigen, die ſie nicht kannten, in Verdacht gerathen iſt. Die Verehrungen der liebenswürdigſten Mannsleute anhören,

ren, und dieselben dem ekelhaftesten Menschen aufopfern; alle Vorrechte einer Frau zu haben, und die Tugenden einer Jungfer zu besitzen; durch den Ehstand selbst zum ledigen Stande verdammt zu seyn, und einem Manne treu zu bleiben, der kein Ehemann seyn konnte: das ist wohl das unglaublichste von allen Paradoxen. Und noch heute zu Tage kann sich auch dasjenige Frauenzimmer, welches eben nicht von seinem Geschlechte nach seinen eigenen Schwachheiten urtheilet, nicht einbilden: daß die Frau Scarron, welche durch die Nothwendigkeiten der Jugend, durch eine reizende Gesellschaft, durch den Zwang selbst, denen Vergnügungen zu entsagen, die sie in den Armen eines Mannes nicht genießen konnte, dieselben nicht in den Armen eines Liebhabers genossen haben sollte. Indessen sind ein wenig Frömmigkeit, und ein großes Maaß von Stolz, treffliche Gewährsmänner.

Ihr guter Namen stund einmal auf gar zu festem Fuße, als daß ein Gezänk unter einigen Poeten, ihn hätte beflecken können. Sorbiere, welcher eben nicht derjenige Schriftsteller seiner Zeit ist, der die Lästerungen am meisten vermieden hätte, und welcher lange vorher gestorben ist *p*), ehe sie zu den höchsten Gnaden hinan gestiegen, beantwortet alles das, was man vorgiebt, das sie gewesen seyn soll, dadurch: daß er erzählet, was sie wirklich gewesen ist. „Die Geschichte, schreibt er, von Scarrons „Heurath würde nicht die schlechteste Stelle seines Le-

„bens

p) 1670

„bens seyn. Diese schöne sechszehnjährige Person, „die er sich vielmehr erwählete, um sich an ihrem „Anblicke zu ergötzen, und mit ihr umzugehen, wenn „er allein bleiben würde, als in anderer Absicht ei„nes Besitzes, würde derselben die schönste Zierde „geben. Die Krankheit ihres Mannes, insonder„heit aber ihre Schönheit, ihre Jugend, und der „muntre Geist dieses Frauenzimmers, haben ihrer „Tugend keinen Schaden gethan: und ungeachtet „diejenigen Mannsleute, die ihrentwegen schmach„teten, die reichesten und vornehmsten im Lande wa„ren; so hat sie sich doch durch ihre untadeliche Auf„führung aller Menschen Hochachtung erworben. „Ja man muß ihr so gar das Recht wiederfahren las„sen, daß sie sich einer edlen ehelichen Freundschaft „beflissen, ohne das Hauptwerk derselben zu kennen.„

Die Scudery rächete die Frau Scarron wegen der satirischen Ausdrücke des Aegidius Boileau. In einem ihrer Romane, wo sie unter griechischen und römischen Namen, die berühmtesten Personen ihrer Zeit so ähnlich abschildert, daß man sie den Augenblick erkennen konnte, so ungemein mannichfaltig auch die Bildnisse waren, führet sie auch dieses Ehepaar unter den Namen Scaurus und Lyriane ein, wie selbiges in den Tempel des Glücks geht, um das Orakel, wegen seines Schicksals, zu befragen. „Eine Frau, setzet sie hinzu, zog aller „Augen auf sich. An der Livrey ihrer Sclaven, „erkannte man sie für die Gattinn desjenigen, wel„cher in der gemalten und vergoldeten Maschine, „mit einer Art von kleinem Thronhimmel bedecket

„saß.

„saß. Lyriane war von sehr edler Abkunft. Ihre Aeltern, die von dem Unglücke verfolget worden, „hatten sie schon in ihrer Kindheit in das innerste „Lybien geführet: von wannen sie so schön und bezaubernd wiedergekommen war; daß man, ohne „ihr Unrecht zu thun, ihr nichts vergleichen konnte. „Sie war groß, und von schöner Leibesgestalt; sie „hatte aber nur diejenige Länge, die nicht schrecklich „ist, sondern bloß zum guten Anblicke dienet. Ihre „Haut war sehr rein und schön, ihre Haare waren licht„braun und sehr angenehm; ihre Nase war wohl „gebildet, der Mund gut gespalten, ihr ganzes „Wesen war edel, sanftmüthig, aufgeweckt, und „bescheiden: und damit ihre Schönheit noch vollkommener würde, und mehr ins Auge fiele, so hatte sie die schönsten Augen von der Welt. Sie waren schwarz, funkelnd, sanftmüthig, voller Leidenschaften und Witz; sie hatten etwas glänzendes an „sich, dazu man keine Worte finden kann. Zuweilen herrschete eine gelinde Schwermuth in diesen Gesellschaften, nebst allen Annehmlichkeiten, die darauf folgen. Dann erschien wiederum die Munterkeit, mit allen Reizungen, die die Freude vermögend ist, einzuflößen. Ihr Witz schien zu ihrer „Schönheit recht geschaffen zu seyn, groß, sanftmüthig, angenehm, und von rechter Art. Sie redete, was sich gehörete, und ungezwungen; mit „gutem Anstande, und ohne Künsteley. Sie kannte die Sitten der Welt, und wußte hundert Dinge, mit denen sie gar nicht pralete. Sie that „nicht schön; ungeachtet sie tausend Reizungen be-

„saß,

„beſaß, denen man gar nicht widerſtehen konnte;
„ſo, daß, indem ſie die Reitzungen ihrer Tugend
„mit den Reitzungen ihrer Schonheit und ihres Wi-
„tzes verband, man mit Wahrheit ſagen konnte, ſie
„verdiene alle die Bewunderung, die man gegen ſie he-
„gete, als ſie in den Tempel ihres Glückes eintrat.„

Scaurus, deſſen Bildniß ich hier weglaſſe, fraget das Orakel mit einem ernſthaften und ſpöttiſchen Geſichte: ob es nicht möglich ſey, daß er wieder das werden könnte, was er geweſen; und ſeinem Gemälde noch einmal ähnlich ſehen, welches oben über dem Thronhimmel ſchwebete. „Du weiſt
„nicht, antwortete der alte Weiſſager, was du bitteſt.
„Du würdeſt freylich jung, ſchön, geſchickt und ange-
„nehm ſeyn; aber mit allem dem wäreſt du doch nur
„ein gemeiner Menſch, deſſen Ruhm in den kleinen
„Zirkel ſeiner guten Freunde eingeſchloſſen bliebe.
„Durch die Veränderung aber, die in deinem Kör-
„per vorgegangen iſt, biſt du der einzige in deiner
„Art geworden. Du haſt gelernet, Freude und
„Schmerz mit einander zu verbinden; deine Werke
„ergötzen die ganze Welt durch ihre ſinnreiche Mun-
„terkeit und Vielheit. Indem die Götter dir die
„liebenswürdige Lyriane zugetheilet, haben ſie dir
„tauſendmal mehr gegeben, als ſie dir genommen
„haben, und wenn du auch ſchöner geweſen wäreſt,
„als Paris. Das Orakel, ſagete Scaurus, in-
„dem er ſich wegbegab, hat mir da nichts Neues
„geſaget.„

Hierauf rief man die ſchöne Lyriane, die nichts zu fragen begehrete. Sie ſprach zum Opferprieſter:

wo-

„wofern ich glücklich seyn soll, so werde ich „es unfehlbar werden; und soll mir irgend „ein Unglück begegnen, so werde ich es alle„mal zeitig genug erfahren.„ Der Opferprieſter, welcher für alles andere Frauenzimmer schrecklich, nur für Lyrianen allein gefällig war, antwortete ihr: „Du sprichst so sehr vernünftig, „daß ich gar nicht zweifele, du werdest ein„mal so glücklich werden, als du verdieneſt „es zu seyn.„

Die Frau Scarron war vier und zwanzig Jahre alt, als die Scudery dieſe Prophezeiung zu Papier brachte. Dieſes Zeugniß, welches in eine Erfindung eingehüllet war, in welcher der Character des Gegenſtandes derſelben vortrefflich beobachtet worden, iſt unfehlbar dem ungegründeten Zeugniſſe derjenigen vorzuziehen, die ſie in währenden ihrem Glücksſtande, aus Neid, und nach ihrem Tode, aus Irrthume antaſteten. Scarron, deſſen Briefe ein Zeugniß geben, wie hoch er ſeine Gattinn geſchätzet hat, dankete der Scudery in einem Sendſchreiben, in welchem er ſich von der Lyriane ſo ausdrücket: Diejenige, durch welche der Himmel mein Unglück mildert; die einen andern Mann, und ein beſſer Schickſal verdienet hätte; und worinnen er ſie bittet, ihm die Schuld abtragen zu helfen, die ſeiner Erkenntlichkeit obläge. Nach der Zeit verſchaffete ihr die Frau Scarron zweytauſend Pfunde Gnadengehalt.

Soll ich hier auch noch diejenigen Strophen anführen, welche Scarron wider ſeine eigene Frau gema-

gemachet haben ſollte; und deren man ſich ſeit der Zeit bedienet hat, um ihre Aufführung in Verdacht zu bringen? Ja, ich will es thun! denn, ſollte ich ſie weglaſſen, ſo würde man mir Schuld geben, daß ich die nachtheiligen Sachen verſchwiege, und die Geſchichte muß von dergleichen Behutſamkeiten nichts wiſſen. Hier ſind ſie alſo, ſo unverſchämt ſie auch ſind:

Je vous ai donné des bijoux,
Collet, robe, & jupe:
Enfin jamais dupe
N'a tant fait pour vous.
Monſieur vôtre frere
A fait de grands repas.
Vos ſoeurs & vôtre mere
Ont eu de bons ducats,
Que je ne compte pas.
Je vous ai promenée aux champs;
Souvent á ma porte
Soit que j'entre ou ſorte;
Je vois vos marchands:
Pour porter á l'aiſe
Vôtre chien de C.
Tous les jours une chaiſe
Coute un bel écu,
A moi, pauvre cocu!

Man würde dieſer zwo Strophen niemals gedacht haben, wenn nicht ein ungeſcheider Feind ſie

einer Ausgabe einverleibet, und ein noch ungeschickterer Freund dieselben aus einer andern ausgelassen hätte.

Sie gehen indessen die Frau Scarron nicht an: denn es ist von Schwestern die Rede darinnen, und sie hatte keine. Es heißt, man habe ihrer Mutter Ducaten gegeben, und es ist sehr gewiß, daß Frau von Aubigne den Scarron nur halb gekannt hat. Es wird darinn von einem Ehmanne geredet, welcher oft aus und eingeht; und dieses ist mit Scarrons Unbeweglichkeit schwer zusammen zu reimen.

Was soll man denn also aus diesen Strophen machen? was heißen die Klagen, die der Dichter in den Mund eines eifersüchtigen und misvergnügten Ehemannes leget?

Einige Züge dieser Beschreibung passen sich auf die Frau Scarron, wie auf hundert andere Frauen: allein man hat sie ihr alle zugeschrieben. Einige haben so gar aus diesem Liedchen ein Sinngedicht gemacht; indem man nur die fünf letzten Zeilen angebracht hat.

Gesetzt auch, daß diese Verse wirklich an die Frau Scarron wären gerichtet gewesen: so würden sie dennoch den niemanden etwas beweisen, der eines theils die Gemüthsart des Verfassers, und andern theils die Hochachtung gekannt hat, die er gegen sie beobachtet. Man deute sie nun, wie man wolle; so werden sie doch allemal nur ein Spaß eines muntern Kopfes bleiben. Würde nicht Boileau in seinen Händeln mit dem Scarron den Rächern der Frau Scarron geantwortet haben: daß er ja ihrem Manne nur denjenigen Namen gegeben, den er sich selbst gäbe?

Die

Die Königinn Chriſtine, die ihrem Geſchlechte Ehre gemachet, und das unſrige zur Bewunderung bewogen hat, kam nach Paris. Die vornehmſten Frauenzimmer beſucheten ſie, und ſeufzeten, eine ſolche Frau zu ſehen. Sie hergegen ſah die männlichen Hofleute, und ſeufzete, dergleichen Mannsleute zu ſehen. Der Prinz von Conde und der Cardinal von Retz verdieneten ganz allein ihr Lob; unter dem Frauenzimmer aber, die L'Enclos, die Gräfinn von Bregy, und die Frau Scarron; von welcher alle Prinzeſſinnen in Frankreich geglaubet haben würden, daß ſie ihr auch nur mit einem Anblicke ſchon viel zu viel Ehre erwieſen hätte.

Herr Menage führete ihr den Scarron auf. Sie ſagete ihm: „ich erlaube euch, euch in mich zu „verlieben. Die Königinn von Frankreich hat euch „zu ihrem Hofkranken gemacht; ich mache euch zu „meinem Roland. Eu. Maj. thun ſehr wohl, „antwortete der Dichter, daß ſie mir dieſen Namen „geben: denn ich hätte ihn ohnedem angenommen.„ Als Chriſtine die Frau Scarron ſah, ſagete ſie zu der Gräfinn von Bregys: „Hatte ich es nicht ge„dacht, daß nichts minders, als eine Königinn von „Schweden dazu gehörete, den Mann einer ſolchen „Frau ungetreu zu machen?„ Sie befahl dem Manne, an ſie zu ſchreiben, und ſagete ihm, es wunderte ſie gar nicht, daß er bey der angenehmſten Frau von Paris, troß allen ſeinen Uebeln, dennoch der aufgeweckteſte Mann in ganz Paris ſeyn könnte.

Die Frau von Fouquet konnte ohne ſie gar nicht leben. Sie trug der Frau Bonneau auf, ihr

vorzuschlagen, ob sie nicht etliche Monathe mit ihr zu St. Mande zubringen wollte. Frau Scarron willigte darein; ihr Mann aber, der bey seinen kränklichen Umständen keinen andern Trost hatte, als den Umgang einer Frau, bey welcher das Mitleiden alles dasjenige wirkete, was die Liebe würde gewirket haben, setzete sich sehr dawider: die Frau von Monchevreuil, ihre damalige Freundinn und Beschützerinn, nachmals aber ihre beste Freundinn und von ihr Beschützete, mochte auch sagen, was sie wollte.

Der Ruff von der Frau Scarron kam bis nach Hofe: und an diesem Orte, wo man so leicht zum Gelächter wird, ward sie dennoch, trotz dem erniedrigenden Begriffe, der mit dem Namen ihres Mannes verbunden war, hochgeschätzet. Ihre Liebhaber redeten noch vielmehr von ihrer Strenge, als von ihrer Schönheit. Alle Mancini wollten sich mit ihr unterreden. Diejenige von diesen Damen, die der König wegen ihres Verstandes am höchsten schätzete, gab sich die meiste Mühe um sie. Sie lud sie ein, etliche Tage zu Brouages zuzubringen, allwo das Fräulein von Mortemart und alle mögliche Ergötzungen waren; sie glaubete aber nicht, daß eine Frau, die so sehr bewundert wurde, nicht reich genug wäre, diese Lustreise zu thun. Die Frau Scarron schlug dieselbe unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit aus q).

Drey-

q) Man sehe Scarrons Briefe an die Frau von Vilette.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Der Tod Scarrons.

1659.

Scarron gerieth endlich auf den Anſchlag, ſich eine ſichere Verſorgung zu verſchaffen, indem er eine Art von Parteygänger ward. Seine Abſichten auf Amerika waren ihm fehlgeſchlagen. An ſtatt nach Martinique zu reiſen, begnügete er ſich, mit Theil an den Unternehmungen der Handelsgeſellſchaften zu nehmen. Mit jenen Unternehmungen hatte es nicht fort gewollt; mit dieſen gieng es ſchon beſſer.

Vor den Thoren von Paris fand man eine Menge Soldaten und unbekannte Leute, welche auf die mit Waaren ankommenden Fuhrleute warteten, um den Gewinnſt zu verdienen, welchen ſie erhielten, wenn ſie dieſelben zu den Kaufleuten brachten. Die Spitzbuben mengeten ſich bald unter dieſe Leute. An einigen Thoren war ihrer eine große Menge, und an andern fanden die Fuhrleute keinen einzigen. Scarron brachte einen Haufen bekannter, in Paris wohnhafter, und geſchworner Leute zuſammen, welche an die verſchiedenen Thore vertheilet, und von der Obrigkeit berechtiget werden ſollten, dieſen Dienſt den Kaufleuten allein zu thun; welche ihrerſeits denſelben ein willkührlich Trinkgeld geben mußten. Dieſer Vorſchlag ward angenommen. Scarron be-

fliß sich sehr, diesem Anschlage alles Ansehen einer Art von Schatzung zu benehmen, und wollte nicht einmal seinen Namen daben genannt haben. Nach vielen Schwierigkeiten, ward diese Bedienung auf dem Rathhause genehm gehalten: der Kanzler aber strich sie, als eine dem gemeinen Wesen beschwerliche Sache, wieder aus. Scarron hatte die ganze Unterstützung des Fouquet nöthig, und dennoch machte man täglich neue Einwürfe. Er ward es endlich überdrüssig, und verkaufete sein Privilegium; da aber der Käufer sein Wort nicht hielt, so rächete sich Scarron an ihm durch eine Satire, trat wieder in seine Rechte, und brachte selbst diese Aemter in Gang, die ihm ungefähr sechstausend Pfunde eintrugen.

Allein dieses Glück währete nicht lange. Scarrons Unpäßlichkeiten nahmen zu. An ihm war nichts gesund, als seine Seele; und diese Triebfedern schwächeten sich täglich.

Der Hof machete damals Anstalten zur Reise nach Guienne, wegen der Vermählung des Königes. Einer von Scarrons Freunden, welcher daben seyn sollte, kam zu ihm, um Abschied bey ihm zu nehmen. „Ich werde bald sterben, sagete „Scarron zu ihm, ich fühle es, und würde die „Welt sonder Reue verlassen, wenn ich nicht in der„selben eine Frau hinterließe, die ohne Vermögen „und ohne Hoffnung bleibt, und die ich so viel Ur„sachen habe zu lieben. Ich empfehle sie euch, und „allen meinen Freunden. Was wird immermehr „aus ihr werden!„

Seine Prophezeihung ward erfüllet. Seine Krankheit ward so gefährlich, daß sein durch langwieri-

wieriges Leiden abgemarteter Körper ihr nicht widerſtehen konnte. Es befiel ihn ein ſo heftiges Schlucken, daß Frau Scarron fürchtete, er möchte den Geiſt aufgeben. Indeſſen that es ihm dieſesmal nichts. Wofern ich davon komme, ſagete Scarron, ſo will ich eine derbe Satire auf das Schlucken machen. Er ward des Werthaltens überhoben.

Die Frau Scarron war bloß bedacht, ihn zu einem chriſtlichen Ende zu bereiten. Als er Canonicus war, hatte er keine Religion: ſo bald er eine Frau bekam, ſo bekam er eine. Die allerheiligſten Geheimniſſe der Religion hatte er für Gelegenheiten zur Spötterey gehalten: ſie aber hatte ſchuld, daß er ſie für Gegenſtände des Glaubens hielt. Sie brachte ihn ſo weit, daß er mit Begierde die Sacramente begehrete, und ſelbige auf eine erbauliche Weiſe empfieng.

Ein ſo neuerlicher Glauben konnte nicht anders als wankend ſeyn. Inſonderheit ſchreckete ihn die Vorſtellung der Höllen, und gleichwohl konnte er ſie nicht glauben. Giebt es eine Hölle, ſagete er zu ihr, ſo kann ſie doch für mich nicht beſtimmet ſeyn; der ich ohne euch, meine Hölle tauſendmal ſchon auf dieſer Welt gefunden hätte. Ein guter ehrlicher Geiſtlicher, welcher überzeuget war, daß die Leibesſchmerzen Wohlthaten des Himmels wären, ſagete zu ihm: Ich freue mich mit Ihnen, mein Herr, daß der liebe Gott Sie öfter beſuchet, als andere. Ey! lieber Pater, erwiederte Scarron, er thut mir gar zu viel Ehre an. Ihr müßt ihm dafür dan-

ken, verſetzte der Geiſtliche: wahrhaftig! erwiederte der Sterbende: ich wüßte nicht wofür?

Seine Kräfte, ſeine Stimme verließen ihn bereits, aber ſeine Munterkeit verließ ihn nicht. Seine ſchon erſtarrende Zunge, dictirte noch das poſſierlichſte Teſtament, was die Welt geſehen hat. Den zween Corneillen vermachete er fünfhundert Pfunde Geduld, dem Aegidius Boileau, den Krebs und die fallende Sucht; der franzöſiſchen Akademie aber die Gewalt, die franzöſiſche Sprache nach eigenem Willen zu verändern. Seinen Bedienten wies er Gnadengehalte auf ſeine luſtigen Einfälle an. Seiner Frau vermachte er die Erlaubniß, wieder zu heurathen r). Als er ſeine Bedienten und Verwandten um ſein Bett ſtehen, und in Thränen zerfließen ſah, ſprach er zu ihnen: Lieben Kinder, ich werde euch niemals ſo viel zu weinen machen, als ich euch zu lachen gemachet habe; und einen Augenblick darauf: Nun habe ich keine

r) Premierement je donne & lègue
A ma femme qui n'eſt pas bègue,
Pouvoir de ſe remarier,
Sans aucun deſſein pallier,
De crainte d'un plus grand déſordre:
Mais pour moi, je crois que cet ordre
De ma derniere volonté
Sera le mieux executé.
Car il eſt vrai, malgré moi-même,
Que nôtre hymen fût un carême,
Qui la doit mettre en appetit.
Qu'elle en uſe donc un petit,
Et que ſa ſage politique
N'uſe plus d'un paralytique:

ne ſchlafloſen Nächte, keine Gicht mehr zu fürchten: endlich werde ich mich einmal recht wohl befinden.

Als es an den Abſchied von ſeiner Frau gieng, hörete er auf zu ſcherzen. Er dankete ihr für alle ihre Sorgfalt, empfahl ſie ſehr eifrig dem Herrn von Elbene, ſeinem Teſtamentsexecutor; und da er noch die letzten Kräfte anſtrengete, ihr die Hand zu biethen, fügete er hinzu: ich bitte euch, erinnert euch meiner zuweilen. Ich laſſe euch ſonder alle Mittel; die Tugend verſchaffet eben keine: aber, höret deswegen nicht auf, tugendhaft zu ſeyn. Einen Augenblick vorher, ehe er verſchied, ſagete er: Ich hätte nie geglaubet, daß es ſo leicht wäre, ſich aus dem Tode nichts zu machen.

Er ſtarb den ... October 1660 s), ein und funfzig Jahre alt. Die Frau Scarron beweinete ihn ſo ſehr, als ob ſie etwas an ihm verloren hätte.

Mais qu' Elle jouïſſe du bien,
Que permet le ſacré lien.
Mais ſi quelque autre epoux l'approche,
Qu'elle ne faſſe point reproche
Des vertus du premier mari:
Le ſecond en ſeroit marri:
Car battroit-il ſi bien l'enclume?
Si Dieu m'envoyoit un poſthume
Quelque tems après mon trepas
Ce que pourtant je ne crois pas
Lors je revoque les largeſſes
Qu' ici je fais à mes nieces.

s) Kein einziger Geſchichtſchreiber hat ſeinen Todestag recht angemerket.

Vierzehntes Hauptstück.

Armuth und Aufführung der Frau Scarron.

Die Frau Scarron, welche vom Schicksale bestimmet war, alle Stände durchzugehen, ward allen Grausamkeiten der Dürftigkeit ausgesetzet. Ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als possierliche Einfälle und Schulden.

Ihre Freunde indessen verließen sie nicht: sie aber bediente sich ihrer Dienstfertigkeit nur sehr mäßig. Ihre Liebhaber hofften sehr viel von ihrem Elende; allein sie suchten vergeblich ihre Absichten, unter dem Scheine der Tugend und des Mitleidens, zu verbergen.

Ihr Herz litt mehr dabey, wenn sie etwas annehmen mußte, als das Vergnügen austrägt, wenn man geben kann. Je mehr man ihre Zärtlichkeit hierinnen schonete, jemehr erweckete man in ihr eine Eigenliebe, die sich für würdig hielt, auf solche Art geschonet zu werden. Man wird durch seine eigenen Betrachtungen, und ein erzwungenes Selbsterkenntniß vielmehr gedemüthiget, als man durch die hochmüthigen und harten Begegnungen seyn würde, die, indem sie einem die Wohlthat aufrücken, ihm allen Werth benimmt, und den Wohlthäter verhaßt machet. Frau Scarron nahm Geschenke mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit, aber mit eben der Mine an, womit man sie austheilet.

Sie

Sie nahm ihre Zuflucht lieber zu ihres gleichen, als zu ihren Obern: denn den erstern konnte sie vielleicht dereinst ihre Schuld abtragen, weil es nur ein Darlehn war; aber wie sollte sie sich gegen die andern lösen? das wären Geschenke gewesen. Sie wußte, daß man niemals ungestraft zugleich der Gegenstand des Mitleidens, und der Bewunderung hoher Personen ist.

Ihre Schönheit war damals in ihrem höchsten Glanze. Sie führete diejenige Majestät bey sich, die der Ehestand zu ertheilen scheint, und diejenige frische Blüthe, die sie nur von der Jugend haben kann, und die die unverletzte Keuschheit erhält. Frau Scarron konnte mit der Monime t) sagen: und itzt bin ich eine Wittwe, ohne einen Mann gehabt zu haben.

Alle ihre Handlungen führeten eine gewisse Würdigkeit bey sich; ihr Lächeln war bezaubernd, ihr ganzes Wesen edel, und voll der Annehmlichkeiten, die auch das höchste Alter ihr nicht rauben konnte. Ihre Augen und ihr Verstand stimmeten so vollkommen mit einander überein, daß alles, was sie sagete, einem gerade ins Herz drang.

Sie war lustig und ihrer selbst gewiß genug, um in ihrem Bezeigen diejenige Freyheit herrschen zu lassen, welche den Leuten Hoffnung machet; in ihrer Gemüthsart hergegen herrschete derjenige Kaltsinn, der dieselbe zu Boden schlägt. Auch ihren ältesten Freunden erlaubete sie keine von denen Ver-

t) Im Mithridates.

Vertraulichkeiten, welche derjenigen Ehrfurcht, auf welche sie so sehr erpicht war, hätten nachtheilig seyn können a). Diesen Grundsatz hatte sie von ihrer Mutter erlernet, welche sie in ihrem ganzen Leben nur zweymal umarmet hatte, und ihr oft gesagt: es wäre ein Uebelstand, auch sogar seine Anverwandten zu umarmen.

Ihre Bescheidenheit war so genau, daß, als sie einsmals in dem Palaste von Albret, wegen übermäßiger Hitze, dasjenige abnehmen mußte, was ihren Hals bedeckete, alles darüber zu schreyen anfieng: daß sie mit so großer Sorgfalt diejenigen Schönheiten bedeckete, womit so viele andere prälen würden. Die Herzeginn von Richelieu sagte ihr hierbey: sie hätte geglaubet, diese Behutsamkeit käme aus einer ganz andern Ursache.

Sie war zur Schwermuth geneigt, aber zu einer solchen, die sie nichts minder als eigensinnig machete; sondern nur ihren Reden eine gewisse Zärtlichkeit ertheilete, und ihr Bezeigen gefällig machete. Selbst

a) „Die wohlgebildetsten Hofleute, und die mächtigsten „bey dem Finanzwesen stellen alle der Frau Scar„ron nach. Allein, so wie ich sie kenne, so wird sie „viel Stürme aushalten, bevor sie sich ergeben wird. „Denn, daß sie so frey ist, welches so viele Leute an „sie locket, das darf niemanden Hoffnung machen, „daß sie ihren Zweck erhalten werden. Dieß ist nur „ein Zeichen ihres guten Vertrauens, und daß sie „weis, was sie zu erwarten hat. Was mir, ich „gestehe es, an ihr misfällt, ist, daß sie sich gar zu „sehr an ihre Pflicht bindet, trotz aller denen, die

Selbst ihre lustigen Einfälle waren voller Vernunft, und ihr Witz war so natürlich, daß man hätte schwören sollen, es wäre kein Witz. Kurz, man hatte an ihr sehr wenig zu wünschen, und noch viel weniger zu tadeln.

Es war also schwer, ihr nicht Gefälligkeiten erzeigen zu wollen, und noch schwüriger, ihr dergleichen sonder alle eigennützigen Absichten zu erzeigen. Die Marquise von Montchevreuil hatte Mitleiden mit so vieler Tugend, die mit so vielem Unglücke verbunden war. Sie riß sie aus so vieler Gefahr, welche die Frau Scarron eben nicht scheuete, indem sie ihr einen Aufenthalt auf ihrem Landgute anboth. Frau Scarron erwog, daß es angenehmer wäre, daselbst lange Weile zu haben, als vom Villarceaux angebethet zu werden, oder den Ritter von Mere zu heurathen: welcher vergab, man hätte ihm die Ehe in derjenigen Zeit versprochen, da man noch seine Schülerinn gewesen. Frau Scarron war so geflissen, der Marquise von Montche-

„ihr diese Unart abgewöhnen wollen.„ Man sehe die Briefe des Ritters de Mere an die Herzoginn von Lesdiguieres: und in einem andern an den Grafen von Sourdis schreibt er: „Ich bitte euch, die Frau „Scarron in meinem Namen zu umarmen. Ich „hoffe, daß sie mir diese Gefälligkeit in Eurer Person nicht abschlagen wird, ungeachtet sie dieselbe mir „selbst abgeschlagen hat. Wofern sie sie aber euch „mehr als einmal zugestehe, so ist es gewiß ein Zeichen, daß ihr euch mit der gehörigen Bescheidenheit „dabey aufgeführet habet.„

chevreuil zu gefallen, daß, da sie eine Begierde bey ihr nach einem Stücke Tapezerenarbeit bemerket hatte, sie vier Monathe lang, alle Morgen um vier Uhr aufgestanden war. Einer von den Nachbarn, der alle Morgen ein Fenster offen sah, und eine Frauensperson, die die Nadel in der Hand hatte, sagte zum Herrn von Montchevreuil: Sie haben wohl eine rechte wache Kammerfrau. Auf diese Begierde, ihren Freunden so sehr zu dienen, daß sie darüber auch sich selbst vergaß, gründet sich dasjenige, was man wohl in zwanzig Handschriften findet: daß sie nämlich eine Kammerfrau gewesen.

Sie ließ ihren Vorsatz nicht aus den Augen, sich aus dem Mittelstande dadurch zu erheben, daß sie sich einen großen Namen machete. Um die Augen der Leute auf sich zu ziehen, wich sie oftmals aus dem gemeinen Gleise, und suchete mit Fleiß in ihrer Aufführung sonderbar zu seyn. Das war ihr nicht genug, daß sie eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit war; sie wollte auch noch eine außerordentliche, eine männliche Frau seyn. Die Tugenden, die ihrem Geschlechte eigen sind, trieb sie auf den höchsten Grad; und bestrebete sich mit äußerstem Fleiße auf diejenigen, die man an dem unsrigen bewundert, ohne darüber weder spröde zu thun, noch romanhaft zu werden. Ninon hatte sich begnüget, nur ein Mann zu werden; Frau Scarron bestrebete sich zu gleicher Zeit, ein rechtschaffener Mann, und eine rechtschaffene Frau zu seyn.

Auf einer Reise, die sie in Begleitung vieler andern nach Poitou that, ward jemand aus der Ge-

Gesellschaft von den Blattern überfallen. Frau Scarron erinnerte sich nicht, daß sie ihn jemals gesehen hätte. Indessen, nachdem sie die Schwester des Kranken bewogen, diese Krankheit zu scheuen, so gieng sie zu dem Kranken ins Zimmer, pflegete ihn, und verließ ihn nicht, bis er sich besser befand. Als man ihr nun für einen so wichtigen Dienst dankete, gab sie zur Antwort: Es ist weder die Freundschaft, noch die Religion gewesen, die euer Wort bey mir geführet haben; zuerst war es ein wenig Mitleiden, und nachmals eine heftige Begierde, etwas zu thun, was noch niemand vor mir gethan hat.

In derjenigen Zeit, da man die Brechmittel für den letzten Kunstgriff der Medicin hielt, nahm sie eines ein, ungeachtet sie sich vollkommen wohl befand, stattete darauf einen Besuch ab, und sagte mit einer sehr gelassenen Mine: sie hätte eben itzt ein Brechmittel eingenommen. Man schickete sie den Augenblick, als eine Närrinn, nach Hause. Das war meine Absicht nicht, hat sie nach diesem gesaget. Ich hätte gern gesehen, daß man gesaget hätte: seht doch einmal die schöne Frau an! die hat so viel Herz, als ein Mann: und gerade das sagete kein Mensch.

Sie ward einsmals sehr böse, als man sie am Charfreytage besuchete, weil sie glaubete: dieß hieße voraussetzen, daß sie nicht einmal die an diesem Tage gewöhnliche Andacht besäße. Damals, sagte sie, war ich gar nicht gottsfürchtig; aber es wäre doch nicht fein gewesen, wenn

eine

eine junge Frau von dieſen Dingen gleich den Freygeiſtern gedacht hätte, die damals in groſſer Verachtung ſtunden.

Scarrons Freunde glaubeten, es würde nicht unmöglich ſeyn, zum Beſten ſeiner Wittwe das Gehalt wieder in Gang zu bringen, welches er drey bis vier Jahre als Hofkranker der Königinn genoſſen, und nur wegen der Mazarinade verloren hatte. Allein was für ein Recht konnte Frau Scarron auf ein Gnadengehalt haben, welches ſchon vor ihrer Verheurathung war eingezogen worden? Alle ihre Anſprüche beſtanden daher lediglich in ihrem Elende.

Man erwähnete deſſen in verſchiedenen Bittſchriften. Als der Cardinal Mazarin eine davon las, ſo fragete er: ob die Supplicantinn ſich wohl befände? Ja, gnädiger Herr, antwortete man ihm. Nun, erwiederte er, ſie kann alſo nicht in das Gehalt eines Mannes treten, der krank geweſen iſt.

Funfzehntes Hauptſtück.

Fouquet.

Nun blieb ihr noch Herr Fouquet übrig. Er hatte (und ich habe es bereits geſaget) dem Scarron ſechszehn hundert Pfunde Gnadengehalt gegeben. Von dieſem Oberaufſeher Gnadengelder zu erhalten, das war nun ſo eben die löblichſte Sache nicht. Den Mannsleuten gab er ſie aus Eitelkeit; den Frauensperſonen aus Liederlichkeit. Frau Scarron ſtritt lange Zeit mit ſich ſelbſt. Dieſer Schritt ſchien ihr der unterſte Grad ihrer Erniedrigung zu ſeyn. Die Fürſorge für ihre Tugend, ihre Zärtlichkeit in Anſehung der Ehre, ihr Vorſatz, den ſie nie aus den Augen geſetzet hatte, ſich einer unſträflichen Aufführung zu befleißen, alles mahnete ſie davon ab: ihre Freunde indeſſen beredeten ſie dazu.

Sie gieng denn zum Fouquet, aber ſo nachläßig angekleidet, daß diejenige Perſon, die ſie zu ihm einführen ſollte, ſich recht ſchämete. Frau Scarron liebete allerdings den Putz: allein, da ihr Geſchlecht ſeine ganze Beſchäfftigung daraus machet, ſo war eben dieß eine Urſache, warum ſie that, als ob ſie ihn verachtete. Sie ſtrebete nach denjenigen Lobſprüchen, die der andächtige Hof der königlichen Frau Mutter anfieng den ungezierten Kleidungen und der abgelegten Pracht zu geben. Au-

ßerdem war es noch bitter genug, einen Mann um ein Gnadengehalt anzubetteln, der vielmehr Großmuth in der Seele, als gute Sitten besaß; zu geschweigen, daß man sie ihm noch durch Liebreizungen hätte entreißen sollen.

Fouquet nahm die Frau Scarron als ein Staatsmann auf, der gar zu beschäfftiget wäre, als daß er ein Auge auf ihre bescheidenen Reizungen, die ihn gerühret haben würden, und auf den Anblick der Dürftigkeit, der ihn weichherzig gemacht haben würde, hätte Acht geben können. Er vertigte sie mit sehr schönen Versprechungen ab, die er aber vergaß: so wie alles vergessen wird, was man allen Menschen verspricht, weil man es nicht anders gewohnet ist.

Einige Tage darauf erinnerte er sich, als er die Augen auf die Bittschrift warf, die sie ihm übergeben hatte: daß Scarron eine ziemlich hübsche Frau gehabt hätte, die er dann und wann zu St. Mande gesehen. Damals, als Colbert an nichts anders dachte, als wie er ihn stürzen möchte, sann Fouquet auf nichts, als auf den Genuß der Lüste. Das ungemeine Elend, welches in der Bittschrift abgeschildert war, machete ihm große Hoffnung, die seine Einbildungskraft ihm noch mehr vergrößerte.

Er entdeckete sich einem von denen Leuten, die die Großen immer um sich haben, um entweder die Lobredner ihrer Leidenschaften, oder die Werkzeuge ihrer Wollüste zu seyn. Dieser Mensch gieng zur Frau Scarron hin, und sagete ihr: der Herr Oberaufseher wäre von ihrem Unglücke gerühret; allein

lein er könne demſelben nicht abhelfen; er hätte eine gar zu große Menge Beſoldeter zu verſorgen, als daß er das verſchwenderiſche Beyſpiel geben könnte, daß die Gnadengehalte auch auf die Wittwen erben ſollten; er ertheile zwar wirklich vielen Frauensperſonen, und ſelbſt unter den vornehmſten, ſeine Wohlthaten: allein ſie hielten ihn dagegen durch andere Dienſtleiſtungen ſchadlos. Er fügete hinzu, wenn es ihm erlaubet wäre, unverſtellt mit ihr zu reden, ſo wolle er ihr rathen, ſich mit einer von denen Frauen in eine Freundſchaft einzulaſſen, welche von den Wohlthaten des Herrn Fouquet lebeten. Dieſer treuloſe Rath ſollte die Frau Scarron in ſein Garn locken: allein Fouquet hatte ſie gar zu übel empfangen, als daß ſie muthmaßen konnte, er liebe ſie. Folglich ſchickete ſie den Herrn Abgeſandten heim.

Frau von Montigni, eine Creatur, eine Unterhändlerinn und Buhlerinn des Oberaufſehers, machete ſich mit ihr bekannt, und bemühete ſich, ſie zu bereden, ſie möchte ihn noch einmal beſuchen. Sie ſtrich die Verdienſte des Herrn Fouquet heraus; ſie ſtellete Betrachtungen über das Unglück, und ſo gar über die Laſter der Armuth an; ſie ſchilderte die Glückſeligkeit einer Wittwe ab, die von niemanden abhienge; kurz, ſie wendete alle Gründe an. Da nun dieſer erſte Anfang ſie kühn machete; ſo rückete ſie endlich mit der Sprache deutlicher heraus. Allein die Frau Scarron antwortete ihr ſo weislich, und mit ſo weniger Pralerey: daß die Frau von Montigni durch lange und überfirniſte Reden die Schande, welche ſie ſich zugezogen, wieder von ſich abzulehnen ſuchete.

Fouquets Sache war es gar nicht, eine langwierige Strenge auszuhalten. Was man bey dem Frauenzimmer eine vernünftige Aufführung nennt, das ward bey ihm zu einer Rechnungssache. Er war so sehr überzeuget, daß man die Herzen um Geld haben könnte, daß er sich nach diesem unterstund, auch auf das Herz der la Valliere einen Preis zu setzen. „Ich habe, sprach er, allen Geld des ganzen Königreichs in meinen Händen, und weis den Tarif von allen Tugenden.„ Die Schwierigkeiten indessen, die man ihm machte, reizeten ihn noch mehr an.

Die Frau du Plessisbelliere, die noch unsre seine Freundinn, als seine Buhlerinn war, vernahm den Widerstand der Frau Scarron mit großer Bewunderung; sie wünschete ihr Glück dazu, ermahnete sie standhaft zu seyn, und sagete es dem Fouquet voraus, er würde hier fehl schießen. Fouquet dachte: er würde wohl glücklicher seyn, wenn er sich einer nachdrücklichern Sprache befliſſe, und schickete ein ziemlich kostbares Juwelenkästchen an die Frau Scarron. Sie konnte weder wissen, noch errathen, woher ihr ein so kostbares Geschenk käme; und nahm es an, als ob sie es unmittelbar aus den Händen der Vorsehung erhalten hätte.

Einige Tage darauf, kam die Frau von Montigni zu ihr, bewunderte diese Juwelen, und entdeckte ihr, daß dieses Geschenk vom Oberaufseher käme. Die Frau Scarron erröthete, und rief über laut: sie wolle es ihm den Augenblick wieder zurück schicken. Die Frau von Montigni stellete ihr vor, sie

erwiese

erwieſe ihm hierdurch eine Schmach, die er nicht verdienete: dieß Geſchenk wäre bloß ein Zeichen ſeiner Hochachtung: dieß wäre die Art des Oberaufſehers gegen diejenigen Frauensperſonen, die er hoch ſchätzete.

Es ſey nun aus Furcht, einen ſo vornehmen Mann zu beleidigen, oder aus Leichtgläubigkeit, oder aus Schwachheit geſchehen: ſo ließ ſich die Frau Scarron bereden, und beſänftigte ſich. Den folgenden Tag ſtattete ſie der Frau von Montigni ihren Gegenbeſuch ab, den ſie ihr verſprochen hatte. Allein wie ſehr erſchrack ſie, als der Oberaufſeher in das Zimmer trat! Sie glaubete ganz gewiß, dieſe Zuſammenkunft ſey abgeredet; und man beſtrebete ſich vergebens ihr weis zu machen, daß es ein bloßes Ungefähr wäre. Sie blieb dabey, Fouquet wollte den Lohn für diejenigen Juwelen holen, die er voraus geſchicket hätte.

Sie eilete begierigſt aus dem Hauſe hinaus, als ob es verpeſtet wäre. Als ſie nachmals dieſen Zufall erzählete, ſagete ſie: ſie hätte niemals eine ſo wahre Freude empfunden, als damals, da ſie dieſe Juwelen zurück geſchicket, mit welchen Fouquet ihr Verderben verknüpfet hatte.

Dieſer Staatsmann erfuhr damals, daß der Marſchall von Albret beſſer angeſehen würde, als er. Seine beſoldeten Weibsleute rächeten ihn dadurch, daß ſie ausſprengeten: dieſer Herr ſtünde ſehr wohl mit der Frau Scarron. Dieſe, welcher eine ſolche Läſterung nahe gieng, ſetzete ihre oftmaligen Beſuche im Albretiſchen Pallaſte auf etliche Mo-

nathe aus, ungeachtet ſie ſehr viel Urſache hatte, dieſelbe fortzuſetzen.

Zu der Ninon gieng ſie deſto öfter. Allein, da der Marſchall von Albret mit dem Herzoge von Bethüne alle Tage hinkam: ſo gab man dieſen unſchuldigen Zuſammenkünften ſehr verhaßte Namen. Sie mußte alſo auch noch der Ninon entſagen.

Durch dieſe Entſchließung nahm denn dieſes widrige Geſchrey ein Ende. Fouquet ward überzeuget: daß zwiſchen ihr und dem Marſchall von Albret nichts als eine edle Freundſchaft obwaltete; er hoffete ferner nicht, daß er durch den Geiz ein Herz würde bezwingen, welches der Marſchall durch Empfindungen nicht hatte bezwingen können. Allein er gab ihr auch dasjenige Gnadengehalt nicht, was ſie ſo wenig verdienet hatte.

Sechszehntes Hauptſtück.

Villarceaux.

Die Tugend entriß ſie indeſſen nicht der Armuth. Man bewunderte ihre Standhaftigkeit; allein eben dieſe benahm ihren Freunden allen Muth: welche wohl ſahen, daß ſie ganz unfähig war, auch der feinſten Verſuchung zu unterliegen. Brancas war der einzige, welcher nicht ermüdete, ihr wohl zu thun; er ſtellete ihr die anſehnlichſten Geſchenke zu, und verbarg ihr mit Sorgfalt die großmüthige Hand, aus welcher ſie floſſen. Die übrigen wurden es überdrüßig, einer unempfindlichen Frau nachzugehen. Ja, wenn man nur noch den Troſt gehabt hätte, ſich an ihrer Strenge durch den Vorwurf der Sprödigkeit zu rächen. Allein man fand keinen andern Fehler an ihr, als daß ſie gar nichts lieben konnte: ein entſetzlicher Fehler x) in den Augen derjenigen, deren Gefälligkeiten und Anbethungen nur dahin abzielten, ihr denſelben abzugewöhnen.

Villarceaux, welcher derer Buhlſchweſtern überdrüßig war, die ihn in die Baſtille gebracht hatten, ungeachtet er ſich für ſie herum geſchlagen hatte, kehrete wieder zu der Frau Scarron zurück, und war zärtlicher und gefliſſener als jemals. Sie

x) Man ſehe die Briefe des Ritters de Meré.

aber gieng mit ihm so schlecht um, daß sie darüber die beste Freundinn der Frau von Villarceaux ward, welche doch die eifersüchtigste Frau ihrer Zeiten war y).

Der Marquis, welchen es verdroß, daß sie ihn mit so großem Fleiße vermied, suchete sich wenigstens durch ein Blendwerk zu trösten. Er läßt sie im Profil malen, wie sie aus dem Bade steigt, ein halbes Bein entblößet hat, die Augen blitzen, der Mund ist lächelnd, die schwarzen Haare flattern herum; mit einer Hand hält sie einen Schwamm, und mit der andern ein Tuch, welches entfällt, und nur oben durch ein Band und einen Diamant gehalten wird. Das Tuch flattert in der Luft; der linke Arm, eine elfenbeinerne Achsel, und was dem anhängig ist, biethen sich den begierigen Blicken eines jungen, garstigen, und lebhaften braunen Genii dar. Dieser hält einen Spiegel, der ebenfalls das Bild im Profil zurück wirft, z) und die Züge der verwirrten Schönen verstellet. Seine Augen und Begierden verzehren bereits diejenigen Schönheiten, die er sieht, und diejenigen, die er nicht sehen kann. Er liest an ihrer Stirne die Schwach und

y) Man sehe ein merkwürdiges Beyspiel davon, in der Geschichte der L' Enclos.

z) Ein thörichter Einfall des Malers.

a) Folgendes schreibt man mir über dieser Sache aus Paris, unter den 31 März 1755. „Dieses Bild ist „gar nicht mehr dasselbe. Man hat die Person be„kleidet, und damit alles verderbet. An statt eines „Schwammes, machet das Frauenzimmer anitzt die

und das Vergnügen, die ſie hat, ertappet worden zu ſeyn. Kurz, alles an dieſem Bilde ſieht derjenigen ſüßen Wolluſt ähnlich, die durch die ſchüchterne Schamhaftigkeit begleitet wird a).

Villarceaux rührete ſich von dieſem Bilde nicht: und da er es durch ſeine Begierden gleichſam beſeelete, ſo ahmete er diejenigen Ergetzungen nach, die er ſelbſt zu koſten verzweifelte; er glich hierinnen jenem Menſchen, welcher die Bildſäule der aus dem Meere ſteigenden Venus nicht anſehen konnte, ohne zu vergeſſen, daß es doch nur eine Bildſäule wäre. Dieſe Thorheit indeſſen machete Aufſehen. Frau Scarron beſchwerete ſich, und vergoß Thränen darüber. Dem Villarceaux gab ſie ihre Rache zu erkennen, und er erlangete ihre Freundſchaft nicht eher wieder, als 1685, nachdem Herr von Montchevreuil dieſes Bild ſeinen Händen entriſſen hatte. Diejenigen, welche nur allein die Frau von Maintenon gekannt hatten, konnten leicht auf die Gedanken gerathen: es ſey mit Vorbewußt der Frau Scarron, oder als eine Vorſtellung ihrer Schwachheiten, gemachet worden.

Die L'Enclos, deren Herz in der Freundſchaft eben ſo ſtandhaft war, als wankelmüthig es in der Lie-

a) „Büchſe der Pandora zu. In dem Spiegelrahmen zeiget ſich eine Perſpective, worinnen man einen königlichen Mantel, einen Zepter, und eine Krone erblicket. Die Naſe iſt ziemlich ſchlecht gerathen, und die Kleidung iſt ganz lächerlich. Kurz, man erkennet die Frau von Maintenon in dieſem verbeſſerten Bilde eben ſo wenig, als die Frau Scarron im Originale.„

Liebe war, ließ sich eben so sehr angelegen seyn, ihn vertraut an sich zu ziehen; als die Frau Scarron war, sich von ihm zu entfernen, ohne dennoch ihm die gehörige Achtung zu entziehen. Ninon, welche allezeit die Wahrheit redete, hat nach diesem gesaget: „Sie war tugendhaft, aber nicht sowohl in „Ermangelung lasterhafter Gesinnungen, als aus „Schwachheit des Geistes. Ich hätte es ihr gern „abgewöhnet: aber sie fürchtete Gott zu sehr. Wir „wurden täglich bekannter mit einander, und wur„den niemals vertraut. Hätte sie meinem Rathe „gefolget, so würde sie so hoch nicht gestiegen seyn, „als sie itzt gestiegen ist; allein sie wäre glücklicher „gewesen... Dieß klingt ganz anders, als was man ihr sonst beymißt, daß sie gesaget haben soll: „Ich „weis von nichts, ich habe auch nichts gesehen; aber „ich habe ihnen, ihr, und dem Villarceaux sehr „oft meine gelbe Kammer geliehen.„

Nichts ist entscheidender, als das liebe man saget derjenigen, die die Ninon gekannt haben, es sey zum Vortheile oder zum Nachtheile. Nichts aber ist auch ungewisser. Als eine gewisse Person mich einsmals versicherte, die Marquisinn von V. . r. hätte ein Handbriefchen der Frau Scarron in Händen, darinnen sie den Villarceaux zu einer heimlichen Zusammenkunft in folgenden Worten eingeladen: So kommt denn, weil es nicht anders seyn kann: denn Noth hat kein Geboth; so lief ich gleich hin und erkundigte mich nach dieser Sache; in der Meynung, meine Nachrichten damit zu bereichern, und wenn es auch nur gewesen wäre um das Wunderbare zu vermehren: denn ei-

ne

ne Frau, die ſich auf eine ſolche Art unterhalten läßt, die iſt noch viel weiter vom Throne entfernet, als die Wittwe eines Poeten. Die Marquiſinn antwortete mir, ſie hätte nie einen ſolchen Handbrief weder geſehen noch gehabt, und trotzete allen denen, die ſo wie ſie, die Frau von Maintenon gekannt hätten, ob ſie würden glauben können, daß ſie einer Niederträchtigkeit fähig geweſen wäre.

Man fügete hinzu, Villarceaux hätte ſo lange mit der Frau Scarron gelebet, daß derjenige Thurn des Schloſſes, in welchem ihr Zimmer geweſen, noch anitzt der Thurn von Aubigne genennet würde. Und dennoch iſt es gewiß, daß kein einziger Thurn von dem Schloſſe Villarceaux, jemals ſo geheißen hat. Das Fräulein von L'Enclos ward zwar drey Jahre darinnen verſperret; allein, hätte man dieſelbe wohl zur Hofmeiſterinn der königlichen Kinder erwählet? Warum nicht? wird man ſagen, die Frau von Monteſpan könnte ſie wohl gewählet haben: deſto beſſer! das Laſter zieht allemal die Tugend ſich ſelber vor.

Dieſes alles waren ſchimpfliche Nachrichten, Fallſtricke, die die Bosheit geleget hatte, und welche die Leichtgläubigkeit für Wahrheiten annahm. So ſieht ein Philoſoph die Sachen an, bis er ſie recht unterſuchet hat. Die Lieblinge des Glücks ſind in ſeinen Augen nichts als Götzen, welche von einigen mit Rauchwerk übertäubet, und von andern mit Koth bedecket werden. Er unterdrücket billig diejenigen, welche die Schmäucheley gar zu hoch erhaben hat; und hilft aus Mitleiden denenjenigen wieder auf, welche durch Haß oder Neid zu Boden geſchlagen worden.

Sie-

Siebenzehntes Hauptstück.

Frau Scarron erhält ein Gnadengehalt von der königlichen Frau Mutter.

Ihre Freunde gaben schon alle Hoffnung auf, ihr auf Lebenslang etwas gewisses ausmachen zu können: als die königliche Frau Mutter einmal unverhofft den Namen Scarron nannte. Diesen Augenblick machete sich der Baron de la Garde zu Nutze, um derselben vorzustellen: daß dieser berühmte Kranke, welcher ehemals durch ihre Wohlthaten wäre beehret worden, eine Wittwe hinterlassen hätte, die schön, und alles Mitleidens würdig wäre, doch deren Tugend seit langer Zeit mit dem widrigen Schicksale ränge.

Dieses sein Zureden ward von andern unterstützet. Die Königinn ward von allen Seiten bestürmet, der Frau Scarron zu gute dasjenige Gnadengehalt wieder zu erneuern, welches ihr Mann wegen seiner ungezähmten Feder von Rechts wegen verloren hätte. Dieses Bitten war so dringend, und so zu rechter Zeit angebracht, daß die Königinn fragete: wie viel denn dieß Gehalt ausgetragen hätte? Es waren nur funfzehn hundert Pfunde gewesen; indessen sagete jemand, es wären zwey tausend gewesen. Die Königinn befahl, man sollte es wieder in Gang bringen, und schickete ihr von Stund an das erste Quartal davon zu.

Frau

Die Frau Scarron fuhr nach Val-de-Grace, um ſich zu bedanken. Hier war nun niemand bey Hofe, der nicht Antheil an dieſer Gnadenbezeugung haben wollte. Die Frau Scarron aber ſagete zum Fräulein von Pons: meine Dankbarkeit gegen diejenigen, die an dieſer Wohlthat nicht ſchuld haben, würde ein Diebſtahl gegen diejenigen ſeyn, denen ich ſie zu danken habe.

Indeſſen, daß ihr ein jeder um die Wette Glück wünſchete, ſagete die Frau von * * * b), welche ſich nicht einbilden konnte, daß man ſo viele Freunde hätte, ohne auch viele Liebhaber zu haben, ziemlich laut: ja, ja, wofern die Königinn den ſchönſten Augen, und der größten Buhlerinn von Paris, ein Gnadengeld hat ſchenken wollen, ſo hätte ſie nicht beſſer wählen können. Die Frau Scarron hörete dieſe Worte, und dieſelben vergälleten ihr alle ihre Freude. Das Lob, welches man ihren Augen beygeleget hatte, beſänftigte ſie nicht wegen des Schimpfes, den man ihrem Charakter erwieſen.

Dieſe Unbilligkeit verwundete ihr Herz ſo ſehr, daß ſie einen unverſöhnlichen Haß auf dieſe Frau warf. Sie ſagete: dieß iſt die einzige geweſen, die ich jemals gehaſſet habe. Dieſe Empfindlichkeit gieng ſo weit, daß ihr ſchon übel ward, wenn ſie ſie nur ſah, ſie nennen hörete, oder bey ihrem Pallaſte vorbey fuhr. Bey dieſer Gelegenheit ſagete ihr einmal

b) Aus Andacht iſt der Namen dieſer Dame in dem MS. weggeſtrichen worden.

einmal ihr Beichtvater: Es wird also der Haß seyn, gnädige Frau, der sie verdammen wird.

So bald sie nach Hofe kam, gieng ihre erste Sorgfalt dahin, wie sie sich rächen möchte. Sie erzeigete dieser Frau einen wichtigen Dienst, und hasste sie deswegen doch nicht minder als zuvor. Sie erzählete diesen Vorfall zu St. Cyr der Frau von Glapion, zu einer Zeit, da ihre Größe und ihre Andacht alles entfernet haben würden, was sie ihrer ehemaligen Schwachheiten hätte erinnern können.

Dieser Ausdruck verleidete ihr die Welt, in welcher sie gleichwohl allezeit gelebet hat, doch ohne sich jemals wieder recht mit ihr zu versöhnen. Sie begab sich zu den Urselinerinnen in der Jakobsstraße in die Einsamkeit, allwo sie sehr wohlfeil leben konnte, und wo sie sich ihrem hervorkeimenden Geschmacke zu den Uebungen der Gottseligkeit überließ. Den vierten Theil ihres Gehalts widmete sie den Armen; um, sagete sie, die dienstfertige Lügen dadurch zu büssen, die ihr dasselbe verschaffet hatte. Sie befliß sich einer außerordentlichen Reinlichkeit, und ihr Putz war immer mit aller nur ersinnlichen Einfalt eingerichtet.

Der Marschall von Albret, welcher der eifrigste Freund der Frau von Maintenon war, hatte sie mit der Marschallinn, seiner Gemahlinn, in vertraute Freundschaft gebracht; welches wohl die Hochachtung, die er gegen sie getragen, zur Gnüge beweist: denn damals machete kein Mann seine Frau mit seiner Maitresse bekannt: und selbst anitzt, ist eine tugendhafte Frau sehr selten die Freundinn derjenigen, die es nicht ist.

Die

Die Frau von Albret war die verdrüßlichſte Frau ihres Standes, und beſchäfftigte ſich mit nichts als mit Roſenkränzen, und Weiberputz. Die Frau Scarron gieng mit ihr um, als ob ſie die angenehmſte zum Umgange geweſen wäre. Oft gieng ſie aus ihrer Freyſtatt, um ſich nach dem Pallaſte von Albret zu begeben; und ward das Vergnügen aller derer, die ſich daſelbſt einfanden. Das Fräulein von Pons, und Fräulein Martel, beyde Anverwandtinnen des Hauſes, beyde liebenswürdige Perſonen, obgleich verſchiedener Gemüthsart, waren in nichts, als in dem Beyfalle eins, den ſie der Frau Scarron gaben. Die Frauen von Richelieu und von Monteſpan, verbanden ſich mit dieſer Geſellſchaft. Man hielt daſelbſt große Abendtafeln, und machete kleine Verſe: die erſte wider die Frau von Montauſier, und die zweyte wider die Valliere. Man verglich einander wechſelsweiſe mit Blumen, oder mit Handwerken. Der Abt Tetu, der auf die Frau Scarron erzürnet war, weil ſie ihn mit einer diamantenen Roſe verglichen hatte, weil er ſo begierig auf neue Zeitungen war; verglich ſie mit einer Kerkermeiſterinn. Die Kerkermeiſterinn machete dieſe Verſe dagegen:

Ah l'ingrat! le maudit metier
Que le metier de geoliere!
Il faut être barbare & fiere,
Il faut faire enrager un pauvre priſonnier.
Non: ce n'eſt pas la ma maniere,
Tous ceux, qui ſont dans mes liens,

D'eux

D'eux memes ſont venus ſ'y rendre;
Je n'ai pas cherché les moyens,
De leur plaire ou de les ſurprendre
Priſon ou Liberté, je leur donne à choiſir:
Je le dis donc ſans être vaine,
Je prens mes captifs ſans plaiſir,
Et je ſai les garder ſans peine *).

Die Frau von Richelieu, die mit einer Krämerinn auf dem Saale des Rathhauſes verglichen worden war, machete dieſe:

La marchande au Palais ſe pique
D'avoir tout du plus beau chez ſoi.
Moi, je n'etale rien. Mais mon je ne ſai quoi,
Fait, qu'on accourt à ma boutique **).

Das Fräulein von Aumale, die nachmalige Marſchallinn von Schomberg, die einer Gießerinn war verglichen worden, machete dieſen Vierling, der ſich ſo ziemlich für ihre kalte und ſtöckiſche Gemüthsart ſchickete. Le

*) D. i. Ach! der Undankbare! Was für ein verdammtes Handwerk iſt nicht das Handwerk einer Kerkermeiſterinn. Man muß dabey barbariſch und wild ſeyn, einen armen Gefangenen zu quälen. Nein! das iſt meine Art nicht. Alle, die in meinen Banden ſind, haben ſich freywillig in dieſelben geliefert. Ich habe die Mittel nicht geſuchet, ihnen zu gefallen, und ſie zu haſchen. Ich laſſe ihnen zwiſchen Freyheit und Kerker die Wahl; und ſage ohne alle Eitelkeit: Ich bemächtige mich meiner Gefangenen ohne Veranſtaltung; und weis ſie ohne Mühe zu behalten.

**) d. i. Die Rathhauskrämerinn bildete ſich ein, alles aufs ſchönſte bey ſich zu haben. Ich aber krame nichts aus:

Le metier, que je fais eſt aſſes difficile,
Et ne rapporte que tres peu.
Je ſoude aſſurement, en fort honnette fille,
Mais on ne peut ſouder ſans feu.

Die Frau von Monteſpan, die ihr Schickſal noch nicht vorher ſah, ſchoß dieſen Pfeil wider die Frau von Valliere ab:

Soyez boiteuſe, ayez quinze ans;
Point de gorge; fort peu de ſens;
Des Parens, Dieu le ſait! Faites en fille neuve
Dans l'Antichambre vos enfans.
Sur ma foi! vous aurez le premier des amans;
Et la Valliere en eſt la preuve.

Die Frau Scarron leuchtete ſonderlich in denen Spielen hervor, wo man Verſe brauchete. An der Flüſſigkeit der ihrigen ſah man wohl, daß ſie in der Schule eines Dichters geweſen war; an ihrer Schönheit aber hätte man nicht gedacht, daß ſie in Scarcons Schule geweſen. Folgende machete ſie ***) auf eine

doch ein, ich weis nicht was machet, daß meine Bude den Zulauf hat.

***) Mich dünket, daß ich ſie unter einem andern Namen gedrucket geſehen. Aber das Fräulein von A... ſaget in ihrem Mit. daß ſie von der Frau von Maintenon ſind. Sie heißen ſo: Sechs Perſonen brannten vor Verlangen, einander zu ſprechen: nach langem Suchen fanden ſie ſich einen Abend beyſammen, in einem ſchattigten und einſamen Wäldchen. Wie groß war hier ihr Vergnügen! Es übertraf ihre Hoffnung. Allein nach dem Entzücken der erſten Begrüſſung, wußten ſie weder was ſie ſagen, noch was ſie thun ſollten.

eine Lustreise, wobey man kein ander Vergnügen hatte, als daß man einander sehr viel Vergnügen versprach.

Six personnes brulant du desir de se voir,
Apres s'etre cherchés se trouverent un soir,
Dans un bois sombre & solitaire:
Que leur plaisir fit grand! il passa leur espoir!
Mais apres les transports du salut ordinaire,
Ils ne surent que dire, & ne surent que faire!

Sie machete auch auf den Abt Tetu diese Grabschrift:

Ci git un Abbé froid & sec,
Dont la vigueur fut endormie.
Dans les derniers tems de sa vie
Il ne lui restat, que le bec.
Dont il becquetoit son amie *).

Und folgende auf den Herzog von Richelieu **).

Ci git Armand: l'Amour, pour faire piece aux belles,
Lui donna son souris, son caquet, & ses ailes.

Als

*) Hier liegt ein kalter und trockener Abt, dessen Kraft eingeschlafen war. In den letzten Tagen seines Lebens hatte er nur noch den Schnabel übrig, womit er seine Freundinn schnäbelte.

**) Hier liegt Armand. Um den Schönen einen Possen zu spielen, gab Amor ihm sein Lächeln, seine Geschwätzigkeit und seine Flügel.

Als verſchiedene Perſonen aus dem Pallaſte von Albret, auf einem Dorfe das Bild der Magdalena geſehen hatten, welches dem Abte Tetu glich: machete die Frau Scarron folgendes auf ihn:

Eſt ce pour flatter ma peine
Que dans un vieux Cabaret,
Croyant voir la Madelaine,
Je trouve votre Portrait?
La marque d'amour me touche;
J'en aime la nouveauté:
On vous a fait femme & louche;
Sans nuire à la verité *).

Aus dieſen geſellſchaftlichen Kleinigkeiten kann man ſchließen, daß ſie einer Desboulieres gleich gekommen wäre: wenn nicht die Andacht, dieſe Mörderinn aller liebenswürdigen Eigenſchaften, ſie bewogen hätte, der Dichtkunſt zu entſagen. „Ich habe „keine Zeit glücklicher hingebracht, als dieſelbe;„ hat ſie nachmals oft geſaget.

Die Frau von Chalais, nachmalige Prinzeſſinn Urſini, kam oft in den Pallaſt von Albret. Die Frau Scarron gefiel ihr ſehr, und ſie ſtiftete eine Verbindung mit ihr, die bis an ihren Tod dau-

*) Geſchieht es zu Stillung meines Kummers, daß ich in einem alten Wirthshauſe, indem ich die Magdalene zu finden glaube, euer Bildniß antreffen muß? Dieß Zeichen der Liebe rühret mich: ſeine Neuigkeit gefällt mir. Man hat euch zum Weibe und ſchielend gemachet, und zwar ohne Schaden der Wahrheit.

erte. Alle, die zu dieser Gesellschaft gehöreten, traueten dem recht unverschämt überlegenen Witze der Frau von Chalais nicht; und wollten niemanden, als die Frau Scarron zu Rathe ziehen, die ihnen gute Anschläge gab, ohne sie zu demüthigen.

Nachmals hat sie oft gesaget: Indessen, daß die Frau von Ursini eifersüchtig darüber war, daß man mich unter der ganzen Gesellschaft wählte, um mit mir in einem Winkel von zweifelhaften Geschäfften zu reden, wäre ich gern an ihrer Stelle gewesen, um mich zu vergnügen. Also waren wir beyde mit einander unzufrieden: ich, weil ich den angenehmen Zeitvertreib liebete; sie, weil sie die Ränke liebete. Gleichwohl war es mir lieb, daß man eine so gute Meynung von mir hatte. Man liebete meine Freymüthigkeit und mein Bißchen Vernunft: aber man fürchtete sich vor der Scharfsinnigkeit der Frau von Ursini; und ich opferte gern mein Vergnügen diesem Vorzuge auf. Denn ich habe allemal das Glück gehabt, die wahren Güter zu lieben, und das Unglück, mich an Hirngespinnsten zu weiden.

Der

*) Barillon drückete seinen Verdruß darüber, in folgenden Versen aus, die er auf die Frau Scarron machete, als sie im Begriffe stund, Constans zu verlassen:

Nous serions heureux Climene,
Si quittant ce beau sejour
Vous avies autant de peine,
Qu' Iris en quittant la Cour.
Tandis, que de Votre absence
Nous pleurerons nuit & jour,

Der Graf von Guiche, der Abt von Aumont, Feuillade, Bellefonds, Büſſy, Beuvron, Barillon, Vardes, Rouville, St. Lüc, und, der Ritter von Grammond, waren am eifrigſten bemüht, ſich bey ihr beliebt zu machen. Sie konnten ſie aber nicht im Umgange der Welt erhalten *). Sie kam in dieſelbe ohne Abſichten, und verließ ſie ſonder Reue. Die Zahl ihrer Freunde wuchs täglich, ſo gar, daß die Frauen von Albret und Richelieu eiferſüchtig wurden: die zwar nicht mehr das Alter, aber die Begierde zu gefallen noch hatten. Sie ärgerten ſich, daß nur der Wohlſtand für ſie, aber die Verehrung für die Frau Scarron war. Sie nahm es wahr, und beſänftigte ſie, durch eine Abweſenheit von etlichen Wochen, die ſie zu Montchevreuil zubrachte; wo man, in Wahrheit Gott eifrig diente **), und wo ſie mit der Frau von Brinon bekannt ward. Bey ihrer Rückkunft aber vergaß ſie nichts, was ſie für geſchickt hielt, ihre Ueberlegenheit wieder auszuſöhnen.

Croyez vous que la Cour penſe
A Madame d'Hudicour?

*) d. i. Wir wären glücklich, o Climene, wenn du, da du dieſen angenehmen Aufenthalt verläſſeſt, eben ſo betrübt wäreſt, als Iris, wenn ſie den Hof verläßt. Wann wir aber über deine Abweſenheit Tag und Nacht weinen werden; glaubeſt du wohl, daß auch der Hof an die Frau von Hudicour denken werde?

**) S. das Mſt. des Fräuleins von Aumale.

Ein Mäurer verkündigte ihr, im Pallaste von Albret, wo sie endlich ein Zimmer angenommen hatte, ihre künftige Hoheit. Diese Begebenheit ist wahr, auch ohne das Wunderbare, welches schwache Geister damit verbinden. Dieser Mäurer, Barbe genannt, wollte ein Sterndeuter seyn. Er war oft beym Scarron gewesen: und da ihn die Bildung und edle Person seiner Frau eines Tages gerühret hatte: sagete er: das ist die Frau eines Krüppels; aber ich verstehe es schon: sie ist gebohren, einmal Königinn zu seyn. Er wiederhelete es so oft, daß er es in den Sternen zu lesen glaubete, was ihm eine erhitzte Einbildungskraft eingab. Als er im albretischen Pallaste arbeitete, kam er zur Frau Scarron ins Zimmer, und sagete ihr mit einer orakelmäßigen Miene und Stimme:

Nach vielem Verdrusse und Kummer, werden sie endlich dahin steigen, wohin sie nicht zu steigen denken. Ein König wird sie lieben, und Sie werden regieren: aber Sie werden niemals sehr reich seyn. Zu dieser Prophezeihung setzete er besondere Umstände, die sie belustigten und in Verwunderung setzten. Alle ihre Vernunft und Kenntniß von der Einfalt des Sterndeuters konnten sie nicht verhindern, in einige Bewegung zu gerathen; die ihre Freundinnen ihr ansahen, und worüber sie spotteten.

Ey, meine gnädige Frauen, sagete der Mäurer, sie thäten viel besser, ihr den Rock zu küssen, als daß sie ihrer spotten. So bald

diese

dieſe Weißagung erfüllet war, ließ ſie den Barbe ſuchen. Aber er war geſtorben. Indeſſen that ſie ſeinen Kindern Gutes.

Als das Fräulein von Aumale ihr das Leben des Ritters Bayard vorlas, und an die Stelle kam, wo man ihm die Nativität ſtellte, und ſprach: Er würde einmal zu einer Stufe der Ehren ſteigen, nach welcher ein Unterthan nicht einmal ſtreben könnte; daß aber ſein Vermögen ſeinem Stande nicht gleich ſeyn würde: ſprach die Frau von Maintenon: Ich bin ihm ähnlich; und Barbe hat mirs wohl vorher geſaget.

Achtzehntes Hauptstück.

Die Frau Scarron schlägt einen Mann aus, und verliert ihr Gehalt.

Indessen lag es an dem Herrn von C. . . einem reichen und schwälgerischen Manne nicht, daß das Orakel nicht zum Lügner ward. Er wollte der Welt und den Wollüsten gute Nacht geben, weil ihm die Beine zu schwellen anfiengen. Seit dem sein Magen nicht mehr recht verdauen wollte, hub er an, sehr ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Um sich nun mit einiger Anmuth aus dem Gewirre der Welt zu ziehen, brauchte er eine Gemahlinn. Um sich aber weitläuftige Unterhandlungen, oder gar einen Korb zu ersparen, warf er seine Augen auf die Frau Scarron. Die Marschallinn von Albret nahm sich seiner an; und that seinen Antrag, in fester Einbildung, daß eine arme Wittwe ihr tausend Dank dafür wissen würde.

Allein diese glaubete nicht, daß es sehr angenehm seyn würde, aus dem Bette eines Gichtbrüchtigen ins Bette eines Wassersüchtigen überzugehen. Sie antwortete daher kurz und gut: dieser Freyer schicke sich nicht für sie; er wäre ohne Sitten und ohne Religion; hitzig und ohne Verstand; kurz, sie wolle einen glücklichen Mittelstand einem Zustande vorziehen, wo sie bey großem Reichthume noch größere Uebel antreffen würde.

Die

Die Marſchallinn drung in ſie, und ſtellete ihr vor: daß der Marquis ein Mann von Adel, und von ſo eingeſchränkter Einſicht wäre, daß er ſich ganz nach ihrem Willen richten würde. Man erwiederte ihr aber: daß Geburt ſonder Verdienſte, ſehr wenig auf ſich hätte, und daß es ſchlimm wäre, einen Menſchen zu regieren, der dumm genug wäre, ſich von ſeiner Frau regieren zu laſſen. Die Frau von Albret empfand es übel, daß man ihr widerſtund; und ſagete in der erſten Hitze ihres Verdruſſes: Sie, (die Frau Scarron) wäre eine Stolze! Sie wäre ja nicht immer ſo ekel geweſen! Der Umgang mit den Vornehmen hätte ſie angeſtecket; ja ſie hätte wohl gar einen poſſierlichen Poeten geheurathet.

Die Frau Scarron nahm dieſe Vorwürfe ſo übel, daß ſie ſich der Thränen nicht enthalten konnte; entweder, weil ihr das Andenken ihres Mannes noch lieb war; oder weil ihre Ehrliebe dabey viel litt, daß ſie ſah, man erinnere ſich noch, daß ſie Scarrons Frau geweſen, nachdem ſie alles gethan hatte, ſolches ins Vergeſſen zu bringen. Ihren Zorn wieder zu beſänftigen, ſagete ihr die Marſchallinn hundert verbindliche Sachen vor. Allein die Wunde war gemachet. Die Frau Scarron war böſe, daß man ihr einen Mann vorrückete, deſſen bloßer Namen ihr auch nach ſeinem Tode ein Gehalt zuwege gebracht. Die Herzoginn von Richelieu ſöhnete ſie aus. C. . . r bekam ſeinen völligen Abſchied: und ſtellete ſeine Beſtrebungen ein, die ſo viel Verachtung gegen ſich ſelbſt, als Hochachtung gegen die Frau Scaeron darthaten.

Als die königliche Frau Mutter verstarb, zeigete sich der Marquis von C. . . r wieder, viel vortheilhafter, aber auch viel verhasseter, als jemals. Er machete sich vergeblich die Hoffnung, daß eine Veränderung im Staate, auch eine Aenderung im Geschmacke nach sich ziehen würde. Die Frau Scarron war unbeweglich in allen ihren Entschliessungen, wenn sie dieselben für billig hielt. Der Zustand, darinnen sie sich befand, benahm ihr den Muth nicht, so wenig als der Stand sie verblendete, den man ihr anbeth. Ihre Freyheit schien ihr das größte von allen Gütern zu seyn. Sie sagete zu der Frau von Albret, sie möchte die Sklavinn eines Menschen nicht seyn, dessen Frau sie nicht hätte seyn wollen. Ihre Freunde sahen sie für eine Halsstarrige an, die keinen Schutz verdienete, weil sie ein so ansehnliches Glück ausgeschlagen. Die L'Enclos war die einzige, die ihre Standhaftigkeit billigte. Diese Frau, sagete sie, ist mehr werth, als alle Marquis von Frankreich. Um dieses zu glauben, müßte man so gescheid denken können, als Ninon dachte.

Diese L'Enclos glaubete, das Elend würde ihr doch endlich die Frau Scarron zuführen. Sie both derselben ihr Haus und ihren Tisch an. Frau Scarron aber war viel zu eifersüchtig auf ihren guten Ruf, als daß sie diese Zuflucht hätte annehmen sollen. Die Gesellschaft der Ninon schickete sich weder zu ihrem Character, noch zu ihren Absichten. Sie hätte allhier nur Anbether gefunden, und deren war sie überdrüßig. Villarceaux und sie, konn-

ten

ten sie sonder Bewegung nicht nennen hören; auf die Deisten und auf Gott allein, war ihre ganze Hoffnung gegründet. Sie schränkete sich also dabey ein, daß sie dieselbe nur dann und wann besuchete; und machete sich allmählich von ihr los, ohne doch ganz und gar mit ihr zu brechen. Sie war gar zu erkenntlich, um sie nicht zu lieben; und gar zu gewissenhaft, um sich mit ihr zu verbinden. Sie war zu scharfsichtig, um deren Character zu verachten, und viel zu tugendhaft, als daß sie ihre Aufführung hätte genehm halten sollen. Sie begab sich aus Sparsamkeit zu den Hospitalerinnen, auf der Vorstadt St. Marceau. Gleichwohl will der Verfasser des Lebens der Ninon, welches nach dem Hörensagen des Abtes Chateauneuf, und des Voltaire verfasset ist, daß sie und die Frau Scarron lange Zeit nur ein einzig Bett gehabt hätten. Ja! ja! Ninon war eben die rechte, mit Frauenzimmern zu schlafen.

Indessen nun, daß die Frau Scarron in ihrem Kloster, vor langer Weile fast des Todes war, las sie diejenigen Bücher durch, die der Abt Tetu ihr schickete; sie bestrebete sich gottselig zu werden, sie seufzete über den Verlust ihres Gehalts, und lehrete das Fräulein Balbien lesen. Nun wollen wir einmal sehen, wie es indessen an demjenigen Hofe zugegangen ist, wo sie dereinst regieren sollte; und mit wie vielen Herzen Ludwig der XIV. erst die Probe gemachet hat, bevor er eines gefunden, welches seiner würdig war.

Ich

Ich muß meine Leser wegen der Nichtswürdigkeit dieses Stückes um Vergebung bitten. Wenn man in dem Lande der Kleinigkeiten herum reiset, muß man ja wohl dessen Sprache reden! Die Journalisten zu Trevour schimpfeten ehemals auf eine solche Digression; anitzt aber wird sie durch den Titel meines Buches gerechtfertiget. Man sage ja nicht, daß dergleichen Begebenheiten, als ärgerlich, der Vergessenheit sollten übergeben werden. Das Leben der Sünder kann den guten Sitten eben so dienlich seyn, als das Leben der Heiligen. Was ist wohl z. E. erbaulicher, als die Geschichte der Päbste?

Das dritte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Die erſten Liebeshändel des Königes.

Ludwig dorfte eben nicht zärtlich und liebenswürdig ſeyn, um geliebet zu werden. Sein Rang allein hätte ihn deſſen ſchon überhoben. Allein der Himmel, welcher beſchloſſen hatte, daß alles an demjenigen Menſchen außerordentlich ſeyn ſollte, der der ganzen Welt eine andere Geſtalt geben ſollte, hatte noch den Vorzügen der Hoheit, diejenigen ſtolzen Annehmlichkeiten des Körpers, die edlen und ſchmäuchelhaften Sitten, und diejenige Empfindlichkeit des Herzens zugetheilet, welche die Eroberungen erleichtert, und den wahren Reiz der Liebe ausmachet.

Er warf ſeine Augen zuerſt auf die Frau von Beauvais, erſte Kammerfrau der Königinn c). Die Königinn Anna von Oeſterreich aber hinterrieb dieſe Abſichten: und Ludwig lernete bey frü-

her

c) Der Marquis von Richelieu heurathete nachmals ihre Tochter.

her Zeit zärtlich lieben, weil man ihm durch seine ersten Liebeshändel einen Querstrich gemachet hatte.

Das Fräulein von Argencour, die sehr schön, sehr schmachtend, sehr fein, und sehr zärtlich war, setzete sichs vor, ihm zu gefallen: und es gelung ihr auch, aber nur auf wenige Wochen, weil sie zu gleicher Zeit dem Chamarante, erstem Kammerdiener gefiel. Dieser Chamarante war einer der schönsten Mannspersonen bey Hofe, und viel geschickter einer Blonden zu gefallen, welche verliebt war, weil sie nothwendig lieben mußte; als ein junger König, welchem die Natur sagete, es gäbe gewisse Vergnügungen, deren Genuß ihm sein Alter noch nicht erlaubete. Das Fräulein von Argencour war stolz darauf, daß ihr Monarch zu ihren Füßen lag, und befestigte ihre Herrschaft über ihn durch ihre Strenge. Sie erlaubete ihm zu seufzen, und foderte lauter Ehrerbiethung von ihm. Durch ihre kluge Aufführung erwarb sie sich die Freundschaft der königlichen Frau Mutter; insgeheim aber erholete sie sich mit ihrem Liebhaber des Schadens einer so beläſtigenden Tugend.

Ludwig vermuthete zwar bey ihr irgend eine heimliche Leidenschaft; aber das bildete er sich nicht ein, daß Argencour diejenige seyn würde, welcher die Lust ankäme, den Herrn und den Knecht in einer so ehrenrührigen Verbindung zu vereinbaren. Er ließ auf alle Schritte seiner Geliebten Acht geben, und entdeckete, daß sie ihm ungetreu wäre. Bey dem

dem Ausgange aus der Meſſe, fand die Amme des Königes in dem großen Saale zu Fontainebleau, einen Brief, welchen ſie der königlichen Frau Mutter übergab. Der König las ihn. Es war ein überaus zärtliches Handſchreiben, und dennoch nicht an den König gerichtet. Welch ein Schrecken unter allen Staatsfräulein! Die von Fouilleur klagete die la Motte an. Die la Motte rechtfertigte ſich, und endlich folgeten ſo viel Anzeigen auf einander, daß aller Argwohn auf das Fräulein d'Argencour fiel.

Indeſſen kannte doch Ludwig ſeinen Nebenbuhler noch nicht; Er hatte aber den Marquis von Richelieu im Verdachte. Die königliche Frau Mutter beneidete ihm dieſen Troſt. Aber wie ſehr erſchrack er nicht, und wie ſehr ward er gedemüthiget, als ſie ihm bewies: daß dieſer glückliche Nebenbuhler, einer von ſeinen Lakayen wäre *d*).

Das Fräulein von Argencour gerieth alſo ins Vergeſſen, und Chamarante ward nur durch einen einzigen ungnädigen Blick beſtrafet. Dieſe Strafe iſt merkwürdig, zu einer Zeit, in welcher es nicht ungewöhnlich war, daß ein mächtiger Vaſal, einen Mann in Furcht und Schrecken ſetzete, dem er ſeine Frau geſtohlen hatte; daß dieſer Mann ſich verbergen mußte, um ſich vor einem unbilligen Anſehen zu ſichern; und daß die Welt dieſe Furcht und

d) Man ſehe Patins Briefe, und die Nachrichten der Frau von Montpenſier.

und Vorsichtigkeit eines solchen Mannes billigte. Allein es ist ganz billig, daß ein Privatmann sich räche, und ein König von Frankreich verzeihe.

Dieser Herr hatte lange zu thun, ehe er diejenigen Eindrücke wieder vergaß, welche diese Begebenheit ihm wider alles Frauenzimmer überhaupt einflößete. Er trauete ihnen niemals wieder recht, und sich selber nicht einmal. Er konnte nicht zu der Gewißheit gelangen, daß er auch ohne Ansehung seiner Krone geliebet würde; und ohne diese Gewißheit ist kein König in der Liebe glücklich. Sein Kammerdiener verderbete ihm alle Freude.

Zweytes Hauptſtück.

Die Mancini.

Der Cardinal Mazarin hatte ſeine Nichten aus Italien kommen laſſen, um ſein Anſehen durch Verheurathungen zu befeſtigen. Sie hatten alle viel Verſtand, und gar bald wurden ſie die vornehmſte Zierde des Hofes. Sie verbanden mit demjenigen galanten und edlen Weſen, welches Anna von Oeſterreich aus Spanien mitgebracht hatte, noch die kleinen Kunſtgriffe der Lebhaftigkeit und der Buhlerey; die ſich ſehr wohl mit derjenigen Sanftmuth, Zärtlichkeit und wohlanſtändigen Freyheit zuſammen ſchickten, die ſchon damals in Frankreich eingeführet waren.

Ludwig wandte ſich an die älteſte; er fand auch Gehör; aber er hatte nicht die Zeit, glücklich zu ſeyn. Mazarin unterbrach dieſe erſte Neigung, indem er ſie mit dem Grafen von Soiſſons, dem Vater des Prinzen Eugenii, verheurathete. Gleichwohl hatte er einige und zwar ziemlich lebhafte Zuſammenkünfte in dem Pallaſte von Soiſſons.

Ludwig ward ſehr gefährlich krank. Der Bruder des Königes bekam die häufigſten Aufwartungen. Das Frauenzimmer ſuchete Herr über ihn zu werden: allein er empfand ſo wenig Vergnügen bey der pfälziſchen Prinzeſſinn, die ſich zuerſt bemühete, ihm daſſelbe angenehm zu machen, daß er

ſich entſchloß, niemanden zu gehorchen, als lauter Mannsleuten *e*). Der Graf von Guiche, der faſt eines Alters mit ihm, ſchön, wohl gewachſen, und ſehr ſchlau war, bemächtigte ſich ſeiner, und der Ritter von Lothringen machete ihn vollends weichlich.

Die Frau von Soiſſons ließ ſich nach des Königes Befinden erkundigen. Maria Mancini aber, ihre Schweſter, erkundigte ſich in eigener Perſon darnach. Die eine erwartete den Tod ihres Liebhabers mit einer Standhaftigkeit, die dem Kaltſinne ähnlich ſah: die andere ſcheuete ihn, als das höchſte Unglück, und weinete bitterlich. Der geneſende Prinz erfuhr die unterſchiedenen Geſinnungen dieſer zwoen Schweſtern, und liebete künftig diejenige, die ihn wieder liebete *f*).

Maria Mancini, welche ſeit der Zeit den Connetable Colonna geheurathet, war eben nicht ſchön; aber ſie beſaß ſo viel Annehmlichkeit, daß man nicht gewahr ward, wie klein ihre Augen, wie groß ihr Mund, und wie gelb ihre Haut war. In allen ihren Handlungen zeigete ſich etwas wahres, und eine gewiſſe Zierde, welcher man nicht widerſtehen konnte; in ihrem Verſtande aber erblickete man diejenige Stärke, und denjenigen Stolz, der in der Gebietherinn eines Königes ſo gefährlich wird, wenn er nicht durch die Liebe und durch Annehmlichkeiten gemildert wird. Ludwig ergab ſich endlich. Sein

e) Siehe Memoires de Montpenſier, Tom. IV. p. 93.

f) Eben daſelbſt.

Sein Herz hatte nichts zu thun, und wollte beschäfftiget ſeyn.

Der Cardinal ſtellete ſich, als misbilligte er dieſe Leidenſchaft; im Grunde aber war ſie ihm ſehr lieb, und vergaß nicht dieſelbe zu unterhalten: denn ſo behielt er die Staatsgeſchäffte in Händen. Die königliche Frau Mutter war ebenfalls gelaſſen dabey: ſie dachte, der Ekel ſey allemal von der Häßlichkeit unzertrennlich; und bedachte nicht, daß das Auge ſich eben ſowohl an dieſelbe gewöhnet, als an die Schönheit; dahingegen der Verſtand immer neue Quellen hat. Außerdem bemerkete ſie, daß der König nirgend vergnügt war, als bey der Mancini; und ſie war nicht geſetzt genug, einem Sohne ſein Vergnügen zu benehmen, welchen ſie ſo ſehr ehrete, daß ſie auch einmal für allemal entſchieden hatte: ſo oft eine Zwiſtigkeit zwiſchen dem Könige und dem Herzoge von Anjou entſtehen möchte, welchen ſie doch noch lieber hatte, ſollte der Herzog von Anjou allezeit Unrecht haben. Die Spionen, welche ſie hielt, ſetzeten ſie ebenfalls in Ruhe. Sie verſicherten dieſelbe, der König und das Fräulein Mancini, wendeten diejenige koſtbare Zeit auf das Verslesen, Romanenlesen, und Komödienlesen an; welche andere Leſer zubringen würden, den Stoff zu dergleichen Schriften zu bereiten. Maria Mancini lehrete den König das Italieniſche, ſie lehrete ihn leſen, denken, empfinden, und trug zur Bildung ſeines Verſtandes mehr bey, als alle ſeine Lehrmeiſter. Die Liebe iſt ja wohl eine große Lehrerinn!

Unmerklicher Weise liebeten beyde einander mehr; ungeachtet sie beyde einander mehr kennen lerneten: und die Frau von Venelle überraschete die Italienerinn, als sie eben im Begriffe war, dem Könige die ersten Unterrichtungen in der Wollust bekannt zu machen. Mazarin wollte dieses Feuer ersticken; entweder, weil es seinen Absichten zuwider war, oder weil er seiner Nichte gram geworden; oder weil er der Königinn gefallen, und sie dadurch trösten wollte, daß er ihr so wenig die Hand im Regimente ließ. Er verbot also beyden Verliebten, einander mehr zu sprechen.

Das war nun gerade ein Mittel, daß sie sich desto öfter zu sprechen wünscheten. Was anfangs nur ein freundschaftlicher Umgang von Seiten des Königes, und eine bloße Buhlerey von Seiten der Mancini gewesen war, das schlug in eine ungestüme Leidenschaft aus. Die Mancini war viel zu witzig, daß sie nicht Ränke hätte ersinnen können: und Ludwig war ebenfalls viel zu klug, als daß er hätte gegeben wollen. Sie redeten also heimliche Zusammenkünfte ab, die sie noch zärtlicher machten, und schworen sich eine ewige Liebe. Die königliche Frau Mutter beklagete sich; der alte Italiener hielt seine Nichte im Zwange; die ungelehrige Nichte entwischete ihm immer; und der König tröstete sie über denen Verweisen, die man ihr gab, damit er seiner Seits auch wieder getröstet würde.

Mazarin ließ ihn vor langer Weile verschmachten, und machete ihn durch die Ergetzungen weichlich.

lich. Indessen war dieser Prinz zum Arbeiten gebohren, und sein ernsthaftes Wesen zeigete sol es zur Gnüge an. Da man ihn nun von allen Staatsverrichtungen entfernete, so machete er sich ein wichtiges Geschäfft aus seinen Liebeshändeln.

Maria Mancini war nach dem Herrschen begierig, und ihres Joches überdrüssig. Sie warf ihm oftmals denjenigen Zwang vor, in welchem ihr Vätter ihn hielt: der doch von allen seinen Verwandten, so wie von allen Franzosen gehasset würde. Sie schämete sich, denjenigen König, welchen sie liebete, unter einer Vormundschaft zu sehen; sie stellete ihm vor: sein Staatsrath und seine Mutter suchten nur darum seine Minderjährigkeit zu verlängern, und ihn in einer ewigen Kindheit zu halten; weil es nunmehr Zeit wäre, daß er selbst regierete: und sie würde ihn hundert mal lieber haben, wenn er ein arbeitsamer Beherrscher, als ein müssiggehender Sklav wäre. Sie sagete zu ihm: „Warum gebrauchen „Sie sich denn nicht Ihrer Gewalt? Sie gehorchen „einem Pfaffen; Sie! die ganz Europa in Furcht „und Schrecken setzen können! Ein einziger Be„weis Ihrer Macht, würde Sie mit Ehre und „Ruhm bedecken. Die Liebe allein hat mich zu „Ihrer Unterthaninn gemachet: allein, Sie sind „meiner nicht würdig; wenn es Ihnen beliebt an„dern zu dienen. Ich liebe Sie, wie mein Auge im „Kopfe; Ihre Ehre aber liebe ich noch viel mehr. „Wäre ich in Italien geblieben, so würde ich doch „wenigstens keinen Liebhaber besitzen, der in allen

„Stücken gehofmeistert wird, und dem man in allem „widerspricht!„

Auf diese Weise brachte die Liebe den Ludwig zu derjenigen Hoheit der Seele, die alle Abhänglichkeit verabscheuet; auf diese Art bereitete sie ihn zu derjenigen Standhaftigkeit, mit welcher er seit diesem das Regimentsruder geführet. Wer fähig ist nur einen Augenblick zu herrschen, der herrschet auf immer.

Das männliche und heldenmüthige Wesen der Nichte, machete den Mazarin verhaßt, und Mazarins listige Ränke, macheten die Nichte nur noch beliebter, da sie doch zu ihrem Verderben ersonnen waren. Einmal als Ludwig recht in Leidenschaft gerieth, versprach er der Mancini, sie zu heurathen; diese Augenblicke kamen oft wieder, und dieser Eid wurde hundertmal wiederholet. Es fehlete nicht viel, so hätte die Mancini die Verweisung ins Elend für den Cardinal erhalten. Kein einziger anderer Premierminister hätte seine Stelle ersetzen können. Frankreich wäre durch zwey Kinder beherrschet worden; und vielleicht wäre es eben so gut gewesen.

Mazarin hatte nicht voraus gesehen, daß diese Leidenschaft so weit gehen würde. Er hatte für die Ehre seiner Nichte alles befürchtet; nunmehr zitterte er für den Ruhm seines Königes. Gleichwohl sah er mit einem heimlichen Vergnügen ein, daß diese Heurath noch wohl möglich seyn könnte: und die königliche Frau Mutter errieth seine ehrsüchtigen Gedanken.

Eins-

Einsmals als er sie darüber zu erforschen suchete, sagete sie zu ihm mit Heftigkeit: wofern jemals mein Sohn diesen Schimpf an seinem Blute verübete, würde ich mich selbst an die Spitze aller Stände des Staates stellen, um die Ehre des königlichen Hauses zu rächen g).

Ueber diesen Worten erzitterte Mazarin, mit dem man nur herzhaft sprechen mußte. Dieser Minister hätte sich an ganz Frankreich, welches ihn verabscheuete, auf eine entsetzliche Weise rächen können; denn er liebete in demselben doch nichts, als das Geld und den König, wenn er ihm eine Königinn aus seinem eigenen Blute gegeben hätte. Allein er besaß nicht Muth genug, und die Unruhen, welche der Geiz erreget, erstickten bey ihm die Bewegungen der Ehrsucht.

Der Cardinal Richelieu hätte in dergleichen Falle keinen Augenblick angestanden. Dieser ward sowohl durch die Größe eines Verbrechens, als durch die Hoheit, die mit dessen glücklichem Erfolge verknüpfet ist, dazu gereizet, und hätte den unermeßlichen Zwischenraum, der unter einem Regenten und seiner Unterthaninn ist, auszufüllen gewußt. Mazarin hingegen, der sich durch die Klagen der Königinn, durch das Geschrey des ganzen Hofes, und durch das Murren der Prinzen abschrecken ließ,

g) Man sehe die Memoires der Frau von Motteville nach. Diese Antwort steht auch noch in andern Nachrichten der damaligen Zeit.

ſuchete ſich noch gar ein Verdienſt aus demjenigen zu machen, was nach der Schwäche ſeines Verſtandes eine Nothwendigkeit war.

Er entfernete daher ſeine Nichten. Der König mochte weinen, ſeufzen, drohen, ſeine Knie umfaſſen, ihn ſeinen Vater nennen, wie er wollte; alles half nichts, ſie reiſeten ab. Bey dieſer Trennung ſagete die Mancini zum Könige folgende Worte, die ſo viel bedeuten, und welche Racine auf eine ſo glückliche Art in dem Britannicus angebracht hat.

Mein König! du biſt Herr; du weinſt! und ich muß ſcheiden?

Als Ludwig von ſeiner Geliebten getrennet war, empfand er erſt alle Stärke ſeiner Leidenſchaft. Er gab den Vorſtellungen ſeiner königlichen Frau Mutter kein Gehör, und wollte von ſeiner Heurath kein Wort hören. Die Mancini mußte auf Anhalten der Anna von Oeſterreich von Brouage zurück kommen. Der König ließ ſich es endlich gefallen, nach Lion zu reiſen, um die Prinzeſſinn von Savoyen zu ſehen. Dieſe Prinzeſſinn, Margaretha, kam in das Innerſte von Frankreich gereiſet; um eine misfällige Geſtalt daſelbſt zu zeigen, eine zweydeutige abſchlägige Antwort zu erhalten, den ſpaniſchen Hof eiferſüchtig, und die Prinzeſſinn von Montpenſier eigenſinnig zu machen.

So bald die Mancini die Prinzeſſinn gewahr ward, ſagete ſie zum Könige: Schämen Sie ſich nicht, eine garſtige Frau von ſo weitem aufzuſuchen?

Als

Als die Prinzeſſinn merkete, daß die Vorſchläge vom Pignatelli und die Ränke der Mancini, ſie von dem Throne ausſchließen würden, wollte ſie doch wenigſtens zeigen, was ſie würde gethan haben, wenn ſie ihn beſtiegen hätte. „Wenn ich Kö„niginn wäre, ſagete ſie zu des Königes Muhme, „ſo müßte mein Gemahl mir alles über Seite ſchaf„fen, was das Unglück hätte, mir zu misfallen. Um„ſonſt würde ich mich nicht lieben laſſen! und man „würde mir nicht ungeſtraft misfallen. Je, mein „Gott! erwiederte die Prinzeſſinn ganz erſchro„cken, was werden ſie denn ſagen und thun, „wenn ſie einmal regieren werden? h).„

Endlich kam denn die ſo oft vorgeſchlagene Infantinn von Spanien, im rechten Ernſte, als ein Band zwiſchen beyden Kronen, in Vorſchlag. Der König aber verwarf denſelben. Der ſavoyiſche Hof reiſete mit einer bedinglichen Heurathsverſprechung von Lion ab: und Mazarin, welcher nunmehr ſeiner Oberherrſchaft gewiß war, ließ ſich in Unterhandlungen ein.

Nach und nach giengen dem Könige die Augen auf. Die Abweſenheit, welche junge Leute von ihren Vorurtheilen heilet, ſo wie ſie die Alten nur noch tiefer verwundet, richtete dasjenige aus, was die Vernunft nicht hatte thun können. Man las die Briefe des Cardinals, welcher beſtändig den Vorwurf machete: man wolle lieber dem Vortheile, der größte König von der Welt zu ſeyn, entſagen, um

h) Man ſehe die Memoires de Montpenſier, T. IV. p. 145.

mit der Mancini in Verachtung zu leben. Der Cardinal zählete alle Dienste her, die er diesem Königreiche geleistet hätte, welches er in der That fast zu Grunde gerichtet hatte; alle Gefahren, aus welchen er den König durch seine guten Rathschläge gerissen, nachdem er ihn erst durch seine herrschsüchtigen Niederträchtigkeiten darein verwickelt; und drohete, er wolle alles stehen und liegen lassen, und nach Italien reisen. Diese Drohung war unverschämt, und schien so viel zu sagen: Mazarin hätte die Staatssachen so durch einander gewirret, daß er allein den Leitfaden dazu hätte. Indessen wirkten doch die Briefe dieses Staatsmannes so viel, daß der König in die Heurath mit der Infantinn willigte.

Dieser Prinzessinn fehlete es nicht an Schönheit. Sie hatte ein edles Ansehen, schöne Augen, und eine sehr weiße Haut; aber nichts zärtliches, nichts lebhaftes. Ihre Leutseligkeit gewann ihr alle andern Herzen, nur dasjenige nicht, welches ihr das allernöthigste gewesen wäre. Sie hatte gar keine Begierde zum Herrschen, und hatte auch nicht die Fähigkeit dazu. Sie beschäfftigte sich bloß mit der Liebe gegen Gott, und mit der Gleichgültigkeit des Königes; ohne wider den Schöpfer zu murren, und ohne sich über das Geschöpf zu beschweren.

Drittes Hauptſtück.

Die Valliere.

An die Herzoginn von B. . .

Gnädige Frau, ich widme Ihnen die Valliere, weil Dieſelben ſie verſchönert haben. Ich übergebe ſie nunmehr den Augen der Welt, indem die Züge, welche Dieſelben hinzugeſetzet, ihr gefallen werden; und diejenigen, ſo Dieſelben haben ſtehen laſſen, Eurer Gnaden ſelbſt gefallen haben.

Ludwig hegete gegen die Königinn alle Hochachtung, welche ihre Tugend verdienete. Allein der Umgang mit der Herzoginn von Anjou gefiel ihm doch viel beſſer. Sie war Henriette von England, eine Schweſter Karls des zweyten. Ihre ordentliche Schönheit ſetzte alle diejenigen in Erſtaunen, welche ihr in ihrer Kindheit nichts als Häßlichkeit und gewiſſe Annehmlichkeiten angeſehen hatten. Wäre ihre Leibesgeſtalt vollkommen geweſen, ſo hätte ſie das Meiſterſtück der Schöpfung heißen können. In ihren Unterredungen hatte ſie tauſend Annehmlichkeiten; ihr Verſtand war durch das Leſen der beſten Bücher bereichert worden: ungeachtet ihr Geſchmack zärtlich und natürlich war, ſo war er doch unfehl-

unfehlbar und fein. Ihre Gemüthsart war gleichförmig, bezaubernd, und recht so, wie sie seyn muß, um über Franzosen zu herrschen. Ungeachtet sie einem hohen Throne nahe war; so sah man dennoch wohl an ihren Vollkommenheiten, daß sie im Schooße des Unglücks müßte erzogen worden seyn: mit allem diesem verband sie die Begierde und die Gabe zu gefallen.

Der Herzoginn von Anjou ward die Zeit bey ihrem Gemahl so lang, als dem Könige bey der Königinn. Beyde entdecketen einander ihren Ekel, und besucheten einander, um nur Luft zu schöpfen. Anfangs war dieses nur Zufluchtsweise; mit der Zeit knüpfete eine zärtlichere Empfindung ihr geheimes Verständniß zusammen. Es wurden kleine Feyerlichkeiten angestellet; man schrieb sehr verliebte Handbriefe an einander; man schickete einander Verse zu; man spazierete mit einander im Holze herum; und verirrete sich vielleicht auch ein wenig darinnen. Die Hofleute fiengen an zu schwatzen; die königliche Frau Mutter fieng an zu schelten; der Herzog von Anjou beschwerete sich; die Königinn weinete; und kurz, das ganze königliche Haus gerieth in Uneinigkeit.

Ludwig war ein viel zu rechtschaffener Mann, als daß er seines Bruders Frau hätte entführen sollen: er besuchete also die Herzoginn von Anjou seltener als sonst. Aber so tugendhaft war er doch auch nicht, und besaß sich selbst nicht so sehr, daß er ohne alle Leidenschaft hätte leben können. Er suchete also sein Herz irgendwo hinzuthun.

Ein

Ein junges Staatsfräulein der Herzogin von Anjou, ward durch die majestatische Gestalt, durch den edlen und einschmäuchelnden Ton der Sprache, durch die heldenartige Gesichtsbildung, und durch die regelmäßigen Gesichtszüge gerühret, die den König zum liebenswürdigsten Menschen seines ganzen Hofes machten.

Dieß Fräulein hatte ihn beständig vor Augen, und nährete gern ins geheim dasjenige Feuer, welches ihr Herz verzehrete. Ach! warum war sie doch keine Prinzessinn! warum hatte sie doch keine Kronen ihm anzubiethen! warum hatte doch das Schicksal ihn auf den Thron gehoben? O! wäre er doch ein Schäfer! sagete sie. Trüge er an statt eines Zepters denjenigen Schäferstab, welchen er gestern auf dem Balle führete, allwo meine Augen nichts anders sahen, als ihn! Aber welch ein unbilliger Wunsch! ist denn auch wohl ein einziger Sterblicher würdiger zu regieren?

Eine von denen schönen Nächten, die dem Nachdenken so gefährlich sind, lockete sie an, mit noch dreyen ihrer Gespielinnen, die Abendluft zu geniessen. Der König, welcher mit einigen seiner Hofleute spazieren gieng, sah, daß sie in den Wald giengen. Alle waren einstimmig, sie giengen aus verliebten Absichten dahin. Man folgete ihnen daher auf dem Schritte nach. Allein man hatte sich sehr geirret: sie hatten dießmal mit der Liebe nichts zu schaffen.

Sie setzten sich nieder. Der König befahl seinem Gefolge, bey Seite zu gehen, er selbst näherte sich

sich ganz leise, und versteckete sich mit Beringhen hinter einem dicken Baume, wo er alles hören konnte, ohne bemerket zu werden. Aber was hörete er? übertriebene Lobsprüche über das Ballet. Wer war der liebenswürdigste unter denen, die da getanzet hatten? Hier wurden die Stimmen getheilet. Die eine erklärete sich für den Marquis d'Alincour i), die andere für den Herrn von Armagnac k), noch eine andere für den Herzog von Guiche. Kurz, sie giengen alle große Herren des Hofes durch; und keine einzige erwähnete des Königes.

Zu allem Glücke war noch eine übrig, die bis dahin kein Wort geredet hatte. Ihre Gespielinnen warfen ihr dieses Stillschweigen vor; allein sie antwortete ihnen mit einem verachtungsvollen Verstummen. Die andern drungen in sie, sie sollte sich doch auch erklären. Ach! sagete sie mit einem tiefen Seufzer, ist es auch möglich, alle diese Mannsleute nur anzusehen, wenn sie neben dem Könige sind? So? schrieen alle andern, so muß man denn ein König seyn, um euch zu gefallen? Nein! erwiederte sie, die Krone vermehret seine Reizungen gar nicht; vielmehr vermindert sie die Gefahr, die sonst dabey seyn würde: für ein zärtliches Herz würde er gar zu furchtbar seyn, wenn er nicht König wäre; indessen verleidet er einem doch alles, was nicht Er ist.

Be-

i) Der letztverstorbene Marschall von Villeroy.

k) Herr le Grand, Vater des verstorbenen Prinzen Karls.

Beringhen bemerkete den Eindruck, welchen dieſe Worte in Ludwigs Seele macheten. Dieſer Prinz empfand alle Reizungen des Vergnügens, daß er bloß um ſeiner Perſon willen geliebet würde; und die Eigenliebe bereitete ſein Herz zur Liebe zu. Dieſes ungekünſtelte, natürliche und von allen denen Kunſtgriffen entfernete Geſtändniß, deren die Damen ſeines Hofes ſich bedieneten, um ihn in ihr Netz zu ziehen; dieſes war der Pfeil, deſſen die Liebe ſich bedienete, um ſich ihm unterwürfig zu machen.

Seine Glückſeligkeit erfüllete ihn ganz und gar; er war nunmehr von derjenigen Ungewißheit befreyet, welche den Freuden der Könige ſo hinderlich iſt. Er begab ſich zurück, und verboth Beringhen von dieſer Begebenheit zu reden. Beringhen muthmaßete, daß es hierbey ſein Bewenden nicht haben würde, und ſchmiedete bey Zeiten ſeine Anſtalten.

Der König dachte die ganze Nacht hindurch an dasjenige, was er gehöret hatte. Der Ton einer ſo angenehmen Stimme, die ihm den Vorzug vor allen Sterblichen zuerkannt hatte, rührete annoch ſeine Ohren, und ſein Herz ſelbſt fühlete dieſelben. Er war verſichert, daß er diejenige liebete, die ihn gekrönet hatte; er war betrübet, daß er ſie im Finſtern nicht hatte erkennen können; er war ungeduldig, ſeine Empfindungen endlich irgendwo zu befeſtigen; kurz, er eilete zur Herzoginn von Anjou. Das Fräulein von Tonnecharante gieng bey ihm vorüber: ach! ſagete Beringhen zu ihm, wenn das dieſelbe wäre! Nein, erwiederte der König, das iſt nicht die, die ich liebe.

Bey

Bey dem ersten flüchtigen Anblicke, den er auf die Staatsfräulein warf, ward er unter ihnen allen einer gewissen Gesichtsbildung gewahr, welche edel, sanftmüthig, und so einnehmend war, daß er wünschete, er möchte dasjenige ihr zu danken haben, was er die vorige Nacht gehöret hatte. Er redete sie an. Die Bescheidenheit und Verwirrung zierten sie mit neuen Reizungen aus. O! mit wie vielem Vergnügen erkannte er ihre Stimme, und wie sehr verdoppelte sie dadurch seine Liebe! Er würde ihr zu Fuße gefallen seyn; allein er scheuete sich vor der königlichen Frau Mutter, er verehrete seine Gemahlinn, und wollte sie nicht kränken; er fürchtete auch die Herzoginn von Anjou, deren Eifersucht ihm bekannt war: kurz er war verliebt.

Sie war eben keine vollkommene Schönheit; sie war aber so liebenswerth, daß man fast glauben möchte, sie habe dem la Fontaine den Gedanken eingegeben, den er in einem Verse anbringt:

Und die Anmuth, die noch schöner, als die Schönheit selber ist.

Ein sehr artiger Anstand nahm ihre ganze Person ein; sie besaß in ihren geringsten Bewegungen eine unaussprechliche Anmuth, der man gar nicht widerstehen konnte. Ihr Haar war das schönste von der

l) Diese Abschilderung ist nicht erdichtet. Man sehe die Memoires des Fräuleins von Montpensier, und der Frau von Motteville, die Gaules amoureuses des Grafen Bussy, und alle Originalportraite der Herzoginn von Valliere.

der Welt, obgleich von gemeiner Farbe. Die Augen waren blaulicht braun, und ungemein blitzend; die Augenwimpern waren lang und schwarz, milderten dieses Blitzen, und ertheileten denselben einen so gelinden, zärtlichen und zugleich bescheidenen Blick, daß sie zugleich das Herz und die Hochachtung gewann. Ihre Leibesgestalt war ohne Tadel; das Gesicht ein wenig lang; der Mund nicht gar klein; aber ausnehmend frisch; ihr Lachen angenehm, und ihr Lächeln schlau. Die Farbe der Haut war ziemlich, die Brust schwach, Hände und Arme hingegen vollkommen schön *l*). Kurz, alle einzelne Stücke waren eben nicht vortheilhaft; aber alles zusammen betrachtet, verhinderte, daß man solches gewahr ward *m*).

Ihre Seele war noch viel schöner. Ihre Gemüthsart unverstellt. Sie war nicht eigensinnig, ihr Geist kannte keine Schwäche. Ihr Herz war zur Liebe geschaffen, und zu allen andern Leidenschaften unfähig. Ihr Geschmack war in allem, was von edlen Empfindungen abhängt, auserlesen: und denjenigen Theil des Witzes, der dessen Geißel ist, kannte sie gar nicht.

Ihr geringes Vermögen, und eine dritte Heurath ihrer Mutter, beraubeten sie aller Hoffnung zu einer Versorgung, die ihrer zärtlichen Seele eine Genüge hätte thun können. Endlich sah sie sich gend-

thi-

m) Man sehe die Memoires des Abts von Choisy, dieser hatte sie recht wohl gekannt; er saget aber: wir haben mehr als hundertmal blinde Kuh und Versteckens mit einander gespielet.

thiget, die ganz erstaunliche Leidenschaft nicht gänzlich von sich zu stoßen, welche sie in einem normandischen Edelmanne gewirket hatte, der ein Officier unter der französischen Leibwache war. Er seufzete schon drey Jahre lang nach ihr. Er hielt um sie an; sie war ihm Erkenntlichkeit schuldig: allein, da ihr Herz gegen alle übrigen Empfindungen unempfindlich war, so konnte sie sich nicht entschließen, ihm die Hand zu geben. Ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Liebe zur Eingezogenheit, hatten sie indessen zu dieser Heurath schon fast schlüssig gemacht.

So war diejenige, in die sich der König verliebete; so war das Fräulein de la Valiere beschaffen n). Von ihren Ahnen sage ich mit Fleiß nichts; weil nichts berühmters an ihr war, als sie selbst.

Der König fieng von neuem an, die Herzoginn von Anjou sehr ämsig zu besuchen. Henrietten gefiel dieses überaus wohl; aber sie merkete gar bald, daß sie allein nicht die einzige Ursache davon wäre. Sie suchete ihre Nebenbuhlerinn auszuspüren; aber sie machete dieselbe nicht ausfündig; und also fiel die Unruhe ihrer verdachtvollen Eifersucht, auf alles ihr Frauenzimmer überhaupt.

Die Staatsfräulein entdeckten ihr endlich die Neigung der la Valliere gegen den König. Die Herzoginn von Anjou aber gab gar keine Acht darauf.

n) Luise Francisca de la Baume le Blanc, 1644 den 6sten August gebohren. Im 1662sten Jahre ward sie Staatsfräulein der Herzoginn von Anjou. 1655

darauf. Die königliche Frau Mutter ſagete: ach! das iſt die Redlichkeit eines durch das Leſen ſpaniſcher Romane verwöhnten Herzens! Die Hofleute trieben ihr Gefpötte damit. Als der Graf von Guiche die Valliere einmal ins Zimmer treten ſah: ſagete er zu ihr: ha, ha! ſind ſie es, meine Schöne, mit den ſterbenden Augen? Das Fräulein la Valliere gerieth in Verwirrung, und der König erröthete. Dieſe erſte Empfindung des Königes war tugendhaft.

Er wollte ſie mit einem der reichſten Cavaliere ſeines Hofes vermählen, und ſagete ſolches dem Grafen von Guiche: dieſer antwortete dem Könige: Sire, mein Freund liebet nur ſchöne Perſonen. Nun gut, erwiederte der König, ich will ihn ſo hoch zu Ehren heben, daß ſie auch dem allerzärtlichſten ſchön vorkommen ſoll.

Der König, welcher noch ſchüchtern war, beſtrebete ſich ſehr, eine Leidenſchaft zu verhölen, die man hätte durchkreuzen können. Indeſſen war es doch nöthig, daß die Urheberinn derſelben etwas davon erführe; und das war keine ſo leichte Sache. Indeſſen ward ein glückliches Ungefähr ſeiner Liebe günſtig.

Der ganze Hof gieng einmal in dem Thiergarten von Vincennes ſpazieren, und ein Regen-

nahm ihre Mutter, Franciſca le Prevot, zur dritten Ehe, den Jakob von Courtzavel, Marquiſen von St. Reny.

schauer schien Ludwigen eine geheime Unterredung vorbereitet zu haben. Alles zerstob aus einander; alles lief zu, um eine Zuflucht zu suchen: die beyden Verliebten blieben allein zuletzt; die Valliere, weil sie hinkete; und Ludwig, weil man niemals geschwinder geht, als die Person, die man liebet.

Der König gab dem Fräulein la Valliere die Hand. Anfangs machete ihn die Scheu einer wahrhaftigen Leidenschaft schüchtern; endlich aber sicherte ihn die Gewißheit, daß er geliebet würde, und er entdeckete ihr alle Liebe, die ihn durchdrang. Er hatte ihr zwar versprochen, sie den nächsten Weg zu führen; allein er vergaß sein Wort so sehr; daß er eine ganze Stunde mit ihr unterwegens blieb, den Hut in der Hand hielt, und den Regen auf dem Kopfe hatte.

Bey dieser Gelegenheit nun, hatte er ihr viel zu viel gesaget, als daß er nicht auch ein Recht hätte haben sollen, an sie zu schreiben. Beringhen bekam verschiedene Briefe zu bestellen; allein sie antwortete nicht darauf. Der König indessen drang so sehr in sie, daß sie sich endlich zu einer Antwort entschloß. Benserade, ein Hofmann, ob er gleich auch ein witziger Kopf war, fand die Valliere über dieser Antwort schwitzen, und höhnete sie über ihrer Tiefsinnigkeit aus. Ich sinne nach, sagete sie zu ihm, wie man wohl an jemanden schreiben müßte, dem man eben nicht viel Hoffnung machen, den man aber auch eben nicht betrüben wollte.

Bense-

Benſerade ſchloß hieraus von der Verfaſſung ihres Herzens, und ſetzete ihr auf der Stelle eine Antwort auf, die theils etwas, theils auch nichts ſagen wollte; die nichts verſprach, und doch ihr Wort wieder zurück nahm; als ob ſie recht viel verſprochen hätte.

Dieſen Brief ſchrieb das Fräulein de la Valliere ab, ſie fügete noch Ehrerbiethungen hinzu, welche Benſerade ihr nicht vorgeſchrieben hatte, und einige Zärtlichkeit, zu welcher ihr Herz ſie nothigte.

Ludwig ward von dieſem Briefe bezaubert. Er ſah, ſeine Geliebte wäre nicht nur zärtlich, ſondern ſie hatte auch noch Witz. Er verwies ſich ſelbſt in allem Ernſte, daß er an dem Witze einer Perſon hätte zweifeln können, die einen ſo ſehr ſeinen Witz hätte.

Beyde Verliebten ſahen einander täglich bey der Herzoginn von Anjou, und dorften doch nicht mit einander reden. Nur allein ihren Augen erlaubten ſie, einander ihre Empfindungen auszudrücken, und denjenigen ſtummen Umgang, welchen ſie zween allein verſtunden, mit welchem aber zwey Herzen, die ſich zu vereinigen wünſchen, niemals zufrieden ſind.

Ludwig hatte einmal der la Valliere etwas zu ſagen, was ſich durch die Augen nicht ausdrücken läßt. Er wollte ihr zu wiſſen thun, daß er ein Feſt geben wollte, davon ſie der einzige Gegenſtand ſeyn würde. Er hatte bey dieſer Abſicht gewiſſe Einfälle, von welchen er glaubete, ſie müßten in Verſen ausgedrucket werden. Er nahm daher ſeine Zu-

flucht zu der Muse des Benserade, welcher ihm ein sehr zierliches Schreiben aufsetzete, das halb in Versen, halb in Prosa war. Die Liebe überredete das Fräulein de la Valliere, dieser Briefwechsel sey nur ein Spiel des Witzes.

Um nun den Begriff zu unterhalten, welchen ihr erstes Schreiben von ihrem Witze gegeben hatte, suchet sie den Benserade auf, und bittet ihn, er möchte doch denselben Abend noch zu ihr kommen; mit Bitte, er möchte so kommen, daß ihn niemand gewahr würde. Benserade war liebenswürdig, und seine Gestalt war ihm sehr vortheilhaft; er war auch schon hier und da glücklich gewesen. Es war also wohl möglich, daß die [illegible] Valliere irgend einen Einfall haben konnte: und er gieng zu ihr, als ob es eine verliebte heimliche Zusammenkunft seyn würde. Sein Glück nahm ihn ganz und gar ein, bey dem ersten Eintritte warf er sich ihr zu Füßen; dieses Glück war so groß, daß er es kaum begreifen konnte. Nein, nein! sagete das Fräulein de la Valliere, indem sie ihn aufhob: es ist hier nur die Rede von einer Antwort.

Sie wies ihm ihren Brief. Hierdurch ward Benserade der Vertraute beyder Verliebten, ohne daß einer von beyden es merkete. Er drückete ihrer beyder Empfindungen aus, er vereiniget sie mit einander; er versöhnet sie wieder; er entfernet und nähert sie, nach eigenem Gefallen.

Die königliche Frau Mutter hielt alle Abende eine Lotterie; sie theilete die Loose davon unter die Hofleute aus: und dieß waren Zeichen ihrer Gnade.

Der

Der König gewann einmal ein Paar ſehr koſtbare Armſchlöſſer. Alle Anweſenden bewunderten dieſelben. Wem wird nun Ludwig dieſelben wohl zuſtellen? Die Königinn beſieht ſie mit heimlicher Hoffnung; die Herzoginn von Anjou erwartet ſie ſonder Ungeduld. Das Fräulein de la Valliere hatte ſich in eine Ecke des Zimmers begeben, wohin ſie ſich insgemein zu ſetzen pflegete, um von dem Vergnügen, den König zu ſehen, recht trunken zu werden, ohne daß es jemand merkete.

Ludwig geht auf ſie zu, und überreicht ihr die Armbänder. Sie ſind ſehr ſchön, ſagte ſie, und ſchlug die Augen nieder, indem ſie ſie wiedergeben wollte. Sie ſind, erwiederte der König, in gar zu ſchönen Händen, als daß ſie jemals wieder in die meinigen zurück kommen ſollten. Die la Valliere erröthete; die Herzoginn von Anjou erblaſſete; die königliche Frau Mutter ließ einige Unruhe ſpüren, und der ganze Hof bezeigte ſein Erſtaunen durch Stillſchweigen.

Henriette, die über einen ſo offenbaren Vorzug außer ſich gerieth, warf einen tödtenden Blick auf die Valliere; ließ hinfort genau auf ſie Acht geben, gab ſelber Acht auf ſie, entdeckete nichts, und war eben ſo ſehr erbittert, daß ſie dieſelbe unſchuldig, als daß ſie den König ungetreu befand. Dieſe Armſchlöſſer ſetzten den ganzen Hof in Feuer und Flammen: aller Augen waren aufmerkſam, welche von beyden den Sieg behalten würde; aber alles ſchwieg ſtille. Allein es war nicht mehr erlaubt zu reden.

Der König führete die Damen oftmals auf die Jagd, und sah es gern, wenn sie einen solchen Amazonenhabit anlegeten, als die Königinn Christine in Frankreich und Italien eingeführet hatte. Die sehr schöne Leibesgestalt des Fräuleins de la Valliere, nahm sich in dieser Tracht ungemein wohl aus, und in Ihr bestund das ganze Vergnügen dieser Lustjagden. Henriette, welche allezeit der Vorwand derselben seyn mußte, unterbrach dieselben sehr oft: denn ihr Stolz erlaubete ihr nicht, ihre eigene Schönheit zu mehrerer Erhebung einer andern dienen zu lassen.

Indessen wuchs Ludwigs und der Valliere Liebe von Tage zu Tage; allein die Mittel einander solches zu sagen, nahmen durch die Wachsamkeit derer jenigen ab, die auf sie Acht gaben. Die Liebe indessen half ihnen noch einmal; sie lehrete den König einen neuen Weg über diejenigen Bleydächer, die den Rand der königlichen Häuser umgeben, und auf welche das Zimmer des Fräuleins von Artigni einen Ausgang hatte o), welches an das Zimmer des Fräuleins de la Valliere anstieß.

Beringhen, ward zu dem Fräulein von Artigni abgeschicket: die, da sie nicht selbst die Geliebte werden konnte, sich es für eine große Ehre hielt, daß man sie wenigstens zur Vertrauten erwähle-

o) Der König belohnete ihr auch ihre Treue: er stattete sie reichlich aus, und vermählete sie 1666 mit dem Grafen von Roule.

wählete. Sie versprach, den König noch denselben Abend in das Zimmer ihrer Freundinn zu führen.

Das Fräulein de la Valliere, hatte sich in einer leichten Nachtkleidung auf einen Lehnstuhl geworfen, wo sie ungestört an ihren Liebhaber denken konnte. Oftmals brach der Tag schon wieder an, daß sie noch in einem Stuhle, auf einen Tisch aufgestützet, mit unverwandten Augen einer Seele, die immer an demselben Gegenstande klebete, und in der Entzückung der Liebe war. Es beschäftigte sie sonst nichts, als der König: und vielleicht beklagete sie sich in eben diesem Augenblicke, über die Wachsamkeit der Spionen der Henriette, und über die Strenge der königlichen Frau Mutter.

Ein leises Geräusch zog sie aus ihrem Nachsinnen. Sie tritt voller Erstaunen und Schrecken hinter sich. Ludwig fällt ihr zu Fuße: sie will fliehen; er aber hält sie zurück. Sie drohet; er besänftiget sie. Sie weinet; er trocknet ihre Zähren. Sie beklaget sich über die Treulosigkeit der Artigni; er aber bewegt sie, ihr zu vergeben. Sie fürchtet die Verwegenheit eines Liebhabers; er versichert sie durch die Eidschwüre eines Königes. Sie bittet ihn, sich zurück zu begeben; er gehorchet: allein die Liebe ruft ihn wieder zurück, diese Liebe verstattet ihm endlich einige Augenblicke Unterredung.

Ludwig glaubete, nunmehr sey es Zeit, ihr zu sagen: wie er ein Zeuge einer Unterredung gewesen wäre, die sie in dem Parc gehalten hätte. Er erinnerte sie derselben Nacht, desselben Tages; einer

Nacht, eines Tages, deren Andenken er auf ewig behalten würde.

Die Valliere hielt sich für verloren, weil der König ihre Leidenschaft wußte. Was kann die Tugend nicht wirken? Sie legete ihre Worte anders aus; allein sie wehrete sich vergebens, die Verstellung war ihr nicht natürlich; ihr eigenes Herz verrieth sie. Ludwig ist so grausam, daß er ein förmliches Bekenntniß von ihr fodert, und er erhält es endlich auch. Er entdecket in ihren Augen, daß sie dem ungefähren Zufalle wohl will, ihr Geheimniß verrathen zu haben, ohne daß die Tugend ihr den mindesten Vorwurf machen könnte. Die Ehrerbiethung des Königes war ein Beweis seiner Liebe; ein Beweis, der so selten ist, weil es so wenige Herzen giebt, die wirklich lieben!

Die Morgenröthe hätte die beyden Liebhaber fast überrascht, als das Fräulein von Artigni herein trat, sie zu bitten, sie möchten sich trennen. Ludwig, welcher seit dieser Unterredung noch hundertmal verliebter geworden, war von der ungekünstelten, und unschuldigen Gemüthsart, und von denen bescheidenen Annehmlichkeiten, ganz bezaubert: welche hundertmal gefährlicher sind, als die ordentlichen Schönheiten, die man so sehr bewundert. Niemals haben zwey Herzen, welche geschaffen waren, einander zu lieben, sich aufrichtiger geliebet, als diese. Der König mischete in diesen Umgang alles, was seine Seele Großes und Herrliches besaß, und die Valliere alle Empfindlichkeit und Zärtlichkeit der ihrigen.

Die

Die Eifersucht mischete sich noch ins Spiel, um ihre Glückseligkeit zu vermehren. Der König nämlich tanzete mit dem Fräulein von Pons, und that gnädig gegen sie; allein es waren nichts als bloße Höflichkeiten; indessen war dieß schon viel zu viel, um die Valliere nicht in Unruhe zu setzen. In einer derer geheimen Unterredungen also, welche die Artigni ihnen vermittelte, beschwerete sich die Valliere, und zwar beklagete sie sich nicht mit dem Ungestüme des Verdachtes und Eigensinnes; sondern mit aller Sanftmuth und Uneigennützigkeit der Liebe. Ludwig versicherte sie, daß das freye Bezeigen des Fräuleins von Pons ihm mißfiele; er hätte ihr einigen Vorrang gegeben, um den Eifer der Königinn zu mäßigen; und sich nur eine Leidenschaft ersonnen, damit man eine wahrhaftige in Ehren halten möchte. Diese Erklärung hob alle Eifersucht auf; man liebete einander vom neuen noch tausendmal mehr, und sagete es einander tausendfach vor.

Der König gieng alle Tage zur Herzoginn von Anjou, unterhielt sie von allerley gleichgültigen Kleinigkeiten, tödtete sie fast vor Verdruß, und zehrete sich selbst vor langer Weile ab. Die Valliere selbst hatte ihn zu diesem Zwange verurtheilet, und ihn beschworen, die Herzoginn Henriette noch länger in ihrem Irthume zu lassen. So sehr kann ich mich nicht verstellen, sagete ihr der König: allein, wenn ich Sie darum bäthe? erwiederte die la Valliere.

Die geheimen Zusammenkünfte waren häufig, und der König gieng allemal bezauberter hinweg, weil

weil das Fräulein de la Valliere sich allezeit tugendhaft dabey aufführete. Es fiel ihr solches auch täglich leichter, so wie Ludwigen täglich schwerer.

Man erfuhr durch Spionen, daß man des Nachts eine wohlgestallte Mannsperson über das bleyerne Dach gehen gesehen. Die Herzoginn von Noailles, ließ auf Anrathen eines Geistlichen und ihres Gemahls, welches der strengste und tugendhafteste Mann bey Hofe war, vor die Fenster der la Valliere und ihrer Vertrauten, eiserne Gitter machen, um ihr alle Gemeinschaft mit dem Zimmer der Staatsfräulein zu verwehren. Die Valliere war über diesem Schimpfe, welcher gerade auf sie zielete, oder in welchem sie sich doch mit der Artigni theilen mußte, ungemein entrüstet, die nicht liebenswürdig genug war, daß nicht alles über die Valliere hergehen sollte. Den folgenden Tag waren alle Fenster der Staatsfräuleins vergittert.

Der König drohete sehr; alles zitterte: die Herzoginn von Navailles allein behauptete, daß sie gethan hätte, was ihre Schuldigkeit wäre. Die Königliche Frau Mutter besänftigte den König, und redete ihm zu so gelegener Zeit, und mit so vieler Sanftmuth und Vernunft zu, daß sie sein Herz rührete. Er seufzete und ächzete; endlich aber überwand er doch.

Er

p) Das Fräulein de la Motte strafete sich selbst für ihren Leichtsinn, indem sie sich nach Chaillot begab. Daselbst lebete sie in der Ausübung guter Werke. Im 1674sten Jahre kam sie nach St. Cyr mit der

Er gieng zur Beichte, und bath die Königinn, ſie möchte ihm doch ihr Bethſtübchen leihen, damit es niemand erführe. So groß iſt die Gewalt der Liebe! ſie machet, daß man ſich auch ſo gar ſeiner Pflichten ſchämet. Noch denſelben Abend näherte er ſich der Herzoginn von Navailles, beth ihr die Hand, und machete mit einem gnädigen und günſtigen Beyeigen Frieden mit ihr.

Die Gräfinn von Soiſſons war der la Valliere nicht gut. Es ſchien ihr, als hätte ihr dieſelbe noch den Ueberreſt des königl. Herzens geraubet. Der Ehrgeiz, die Liebe, die Eiferſucht, dieſe drey gewaltigen Triebfedern der Seele, beunruhigten die ihrige ungemein. Sie verſuchte das Fräulein de la Motte-Houdancour vor die Augen des Königes zu führen, in der Hoffnung, ſie würde hierdurch einigen Antheil an ſeinen Geheimniſſen erhalten. Der König fiel auch wirklich in die Falle; allein er blieb nicht lange darinnen. Dieſer Anſchein einer Liebe, war nur einem ſchnellen Blitze gleich p). Er kehrete bald wieder zu der Valliere zurück, und machte ſich auf immerdar von den Banden der Gräfinn von Soiſſons los: die ihn beſtändig quälete, und zwar eben deswegen, weil ſie ihn geliebet hatte.

Indeſſen daß Ludwig ſich, wenigſtens durch Zerſtreuungen, ſtrafbar machete, widerſtund die Valliere ſolchen Anerbiethungen, die für ein jedes

p) ehrwürdigen Mutter Priolo, welche erwählet war, die Einrichtung dieſes Stiftes in vollkommenern Stand zu ſetzen.

des anderes Herz, als das ihrige war, überaus verführeriſch geweſen wären. Fouquet, welcher die große Kunſt beſaß, ein großes Vermögen auf eine edle Art anzuwenden, ſeufzete nach ihr; dieſer Oberaufſeher, welcher zu reich und zu eitel war, um an die Tugend des Frauenzimmers zu glauben, hatte die Tugend des Fräuleins de la Vallière auf funfzig tauſend Thaler geſchätzet. Die allerunverfälſchteſte Verachtung aber war der Lohn ſeines Anerbiethens. Fouquet ſah ein, daß man zwar wohl Ergetzungen, aber keine Empfindungen erkaufen könne. Seinen Nebenbuhler wußte er nicht, ſo ſehr ward das Geheimniß verſchwiegen. Ludwigen waren ſeine Anerbiethungen nicht unbekannt. Er vergab es ihm nicht, daß er ein freches Auge auf eine Perſon hatte werfen können, deren geringſte Gunſtbezeugung für den größten König von der Welt ſchon das höchſte Glück war. Ludwig ſelbſt hielt es nicht für möglich, ſie zu ſtürzen, und Fouquet hatte es für leicht gehalten.

Die Hochachtung, welche der König ſich gegen die Königinn zu beobachten vorgeſchrieben hatte, verwehrete ihm den Eingang in das Zimmer der Staatsfräuleins. Er hatte daher, um mit dem Fräulein de la Vallière zu ſprechen, nichts mehr übrig, als einen Riß, in einer tennenen Zwiſchenwand eines Zimmers. Beyde waren ſo gezwungen wie Piramus und Thisbe, und beyde ſageten einander eben dieſelben Sachen, als jene.

Auch hievon bekam die Frau von Navailles Nachricht. Die erſten Handlungen ihrer lärmen-

den

den Tugend hatten ihr Ehre gebracht; hier nun wollte ſie noch einen neuen Ruhm gewinnen, wenn ſie abermals neue Schwierigkeiten erregete. Sie ließ dieſen Riß zu machen, und ſtörete eine geheime Unterredung, deren Folgen ſo gefährlich ſeyn konnten.

Der König, welcher ſehr fähig war, ſich ſelbſt im Zwange zu erhalten, aber durchaus nicht ertragen konnte, daß man ihn im Zwange hielt; würde den Herzog und die Herzoginn von Navailles von Hofe verwieſen haben; wenn ſeine Frau Mutter ihm nicht vorgeſtellet hätte: daß ein Streich, der ſo viel Aufſehen machete, die Königinn hinter das Geheimniß bringen würde; die man lieber in der Ungewißheit laſſen müßte, und deren Empfindlichkeit man doch wenigſtens, wegen der Frucht die ſie damals bey ſich trug, zu ſchonen hätte. Dieſes Geheimniß beſchäfftigte den ganzen Hof über alles; und ward, wie ſo viele andere, mit ſo großer Sorgfalt verſchwiegen, daß die einzige Perſon, welcher daran gelegen geweſen wäre, nichts davon erfuhr.

Es iſt aber auch wahr, daß das Fräulein de la Valliere unendlich viel Vorſichtigkeit brauchete: denn was that ſie nicht alles, um die Herzoginn von Anjou zu entwaffnen, und ihr die Armſchlöſſer aus dem Sinne zu bringen? Allein dieſe Prinzeſſinn bedienete ſich ſogar ihrer Unterwerfung, um ſie noch mehr zu demüthigen. Der König ſah ſehr oft die Valliere in Thränen zerfließen; und niemals war ſie ſchöner, als dann, wann die Traurigkeit,

das-

dasjenige schmachtende Wesen, welches ihr natürlich war, noch rührender machte.

Der König gebrauchete solche Behutsamkeiten, deren auch ein Privatmann kaum fähig gewesen wäre. Aus Hochachtung gegen die Königinn; aus Zärtlichkeit gegen die Valliere, verbarg er unter allerley sinnreichen Erfindungen, das Geheimniß seines Herzens: und die unter dem großen Haufen vermengete la Valliere, genoß solcher Feyerlichkeiten, die doch bloß für sie allein angestellet waren.

Gleichwohl muthmaßete die Königinn etwas; aber, Klagen bringen keinen Treulosen zurechte! Sie sagete daher auch nichts; allein sie sprach zu einer ihrer Kammerfrauen: das große Mädchen dort, die lieber der König! die grausamen Kinder!

Der Eifer des navarrischen Hauses, der Unwillen der Herzoginn von Anjou, die Ränke des Grafen von Guiche, und die Plaudereyen des Valentinois, zwangen endlich den König, sich von der Beschwerlichkeit des Geheimnisses zu entledigen.

Das Fräulein de la Valliere weinete bitterlich. Eine Geliebte von jemanden zu seyn, die Geliebte eines Königes zu seyn, von allen Menschen so genannt zu werden; dieser einzige Gedanke setzte sie schon in Furcht und Zittern. Der Stolz, die Vorsichtigkeit, die Tugend, diese drey mächtigen Beystände der Keuschheit, unterstützeten noch die ihrige, und setzten ihrer Liebe gewisse Schranken. Sie entfernete sich zwar nachmals von diesen Schranken; allein sie übertrat sie doch niemals.

Ben

Bey zärtlichen Seelen findet die Tugend noch immer, auch mitten unter den Leidenschaften, eine Freystatt. Eine von ihren Blutsfreundinnen, erregte in ihr diejenigen Empfindungen der Religion, welche die Raserey der Liebe erstickt hatte. Sie überredete sie durch ihre Rathschläge, die Ehre dem Glücke vorzuziehen, und die Empfindungen ihres Herzens, ihrer Pflicht nachzusetzen. Allein wo sollte sie sich hinwenden? Wohin wollte sie ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne Zuschub ihre Zuflucht nehmen? Sie schwebete zweifelhaft zwischen Gott und der Welt; und war unentschlossen, was sie dem Könige, oder was sie sich selbst schuldig wäre? Ihre Ehre rieth ihr die Flucht; aber ihre Zärtlichkeit hemmte ihre Schritte. Was sie endlich völlig zum Entschlusse brachte, war ein neuer Ekel. Sie faßte das Herz, nach Chaillot zu gehen, und sich daselbst einzusperren: wo sie sich versetzte, unbekannt, entfernt von der Welt und der Liebe zu leben.

Der König fodert seine Gebietherinn wieder, erschrecket diejenigen, die er im Verdachte hatte, sie ihm geraubet zu haben; höret, daß sie zu Chaillot ist, verläßt plötzlich die spanischen Gesandten, sattelt selbst sein Pferd, und reitet mit einem einzigen Edelknaben davon. Er begehret die Valliere zu sprechen; bekömmt eine abschlägige Antwort, drohet alles, wo man sie ihm nicht wiedergiebt, spricht sie endlich, bethet sie an, erbittet sie, bringt sie im Triumphe zurück, und gebeut dem ganzen Hofe, das zu verehren, was er liebet. „Sie sind sehr wenig Herr über sich; sagete die Königinn Mutter

„zu ihrem Sohne. Bin ichs nicht über mich, „verſetzte Ludwig: ſo will ichs doch über die „ſeyn, die mich beſchimpfen.„

Bey dieſer Zeitung donnerte die Herzoginn von Anjou mit aller Erbitterung einer Frau, welche an Schönheit die erſte, an Würde aber die zweyte bey Hofe war. Was? ſagete ſie, mir eine kleine, häßliche und hinkende Creatur vorzuziehen! Die Bediente der gebiethenden Frauen! eine elende Bürgerinn von Tours, der Schweſter eines Königes! Ludwig ſagete zu ihr, er bäthe ſie, das Fräulein de la Valliere, als ein Frauenzimmer anzuſehen, die ihm viel lieber wäre, als ſein Leben. Ja, ja! ſagete die Herzoginn, mit einem erbitterten Lächeln: ich will ſie als ein Mägdchen anſehen, das Ihnen gehöret. Was? erwiederte der König, mit einiger Heftigkeit: ſoll ganz Frankreich ſie darum, weil ich ſie liebe, haſſen?

Die Valliere kehrete nicht wieder zur Herzoginn von Anjou zurück. Allein um den Schein zu vermeiden, und der Königinn allen Verdacht zu benehmen, räumete man ihr ein Zimmer ein, durch welches die Königinn gehen mußte, wenn ſie ſich in die Meſſe begab.

Die königl. Frau Mutter hoffete noch, daß die Religion den König wieder auf den rechten Weg leiten könnte. Auf ihr Anſuchen ſtellete ihm der Pater Annat ſeine Pflichten nachdrücklich vor, und drohete ihm, widrigenfalls den Hof zu verlaſſen. Den Augenblick gab der König ihm ſeinen Abſchied.

Der

Der Beichtvater gab gute Worte; allein Ludwig blieb bey seinem Entschlusse.

Den folgenden Morgen erschienen zween Jesuiten bey des Königes Aufstehen. Indem nun der König sein Morgengebeth verrichtete, sagete der eine zu dem andern: es ist doch wahr, mein Pater, daß der P. Annat zu weit gegangen ist. Das ist wahr, mein Pater, erwiederte der andere. Annats Stelle ward also durch einen Menschen besetzet, welcher glaubete, bey Königen müsse man den Augenblick der Gnaden Wirkung nicht beschleunigen.

Ludwig besuchete die Valliere so oft als möglich, nachdem er sie ohne Zwang sprechen konnte. Endlich ward er, nach einem volljährigen Widerstande und Widerstreben, glücklich.

Sie trug die Beweise ihrer Schwachheit bey sich; allein sie verbarg dieselben, so sehr sie konnte: so daß der ganze Hof sie nicht merkete, und die Königinn selbst keinen Argwohn schöpfete.

Zu allem Glücke fiel die Zeit ihrer Niederkunft in der Nacht ein. Ludwig war dabey zugegen, half selbst den Aerzten, theilete die Wehen als Vater und als Liebhaber mit ihr, fürchtete daß seine Geliebte etwa vergiftet seyn möchte, und sagete zu zweyen Damen: Nehmet mir alles mein Vermögen: aber erhaltet mir nur meine Valliere! Er nahm das Kind zuerst auf seine Arme, und ward nur desto verliebter in die Mutter.

Indessen schlug die Mittagsglocke. Die Königinn sollte durchkommen, um sich nach der Messe

zu begeben. Sie kömmt herein; ſieht, daß das ganze Zimmer mit Tuberoſen, Orangenblüthen, und anderm den Kindbetterinnen tödtlichem Wohlgeruche erfüllet iſt. Dieß war ein erſchrecklicher Entſchluß, allein la Valliere war kaum damit noch zufrieden.

Man ſagete der Königinn: die la Valliere hätte die ganze Nacht eine heftige Colik gehabt. Die Königinn trat alſo mit einem von ſpaniſchen Fellen wohlriechenden Rocke an das Krankenbett; und redete ihr von ihrem Zuſtande ſehr gnädig zu.

Bey Hofe breitete ſich ein Gerücht aus, die Valliere ſey niedergekommen; allein die Königinn ſelbſt widerſprach demſelben, indem ſie erzählete, was ſie ſelbſt geſehen hätte. Den folgenden Tag ſtand ſie auf, kleidete ſich an, und empfieng die Königinn, ſowohl bey dem Eingange als Ausgange der Meſſe; weil ſie lieber ſterben, als ſich in den Verdacht einer Leichtſinnigkeit wollte bringen laſſen.

Dieſes Geheimniß war noch der einzige Troſt der Valliere. Allein die Herzoginn von Souſſons entriß ihr daſſelbe. Sie hatte unter ihrer Hofſtatt die Tochter eines Advocaten; dieſelbe war jung und angenehm: ſie hatte alle ihre Freude an ihr, und widmete ſie dem Könige! Als nun eines Tages das Fräulein de la Valliere, dieſelbe vorbey gieng, ohne ſie zu grüßen, ſagete ſie ziemlich laut zu der Frau von Ventadour: Das wußte ich wohl, daß das Frl. de la Valliere hinket; aber das ſie auch blind wäre, das habe ich nicht gewußt. Die Valliere beſchwerete ſich hierüber bey dem Könige, welcher der Frau von Souſſons das Louvre verboth.

verboth. Die Gräfinn ſagete voller Erbitterung: endlich müſſen wir doch wiſſen, wen wir anbethen ſollen! Der König muß entweder der Valliere entſagen; oder dieß gewiſſenhafte Mägdchen durch ein öffentliches Bekenntniß entehren.

Sie ſchrieb mit Vorbewußt des Marquis de Vardes, ihres Liebhabers, und des Grafen von Guiche, Liebhabers der Herzoginn von Anjou, einen erdichteten Brief: in welchem der König von Spanien ſeine Tochter von demjenigen unterrichtete, was auf ewig vor ihr hätte ſollen verſchwiegen bleiben. Dieſen Brief ſteckete man der Königinn ins Bette. Die Molina, eine von ihren Kammerfrauen, fand denſelben und ſtellete ihn dem Könige zu.

Dieſer Brief ſtörete die Ruhe des königlichen Hauſes; er war ſehr ſchlecht ſpaniſch geſchrieben, und man merkete den Betrug. Der König zeigete ihn dem Vardes, welcher ihn ſelbſt geſchmiedet hatte, und dem Grafen von Guiche, der ihn abgeſchrieben hatte; zugleich befahl er ihnen an, deſſen Verfaſſer zu entdecken. Beyde zitterten, ſowohl für ihre Gebietherinnen, als für ſich ſelbſt. Sie warfen ihren Verdacht auf den Herzog von Anjou, und die Prinzeſſinn von Montpenſier. Endlich blieben ſie bey dem Herrn und der Frau von Navailles ſtehen; welche beyde in Ungnade fielen, ungeachtet ſie ihre Unſchuld betheureten, ungeachtet alles Bittens und aller Thränen der la Valliere.

Der König, welchen die Bosheit ſeiner Lieblinge zwang, gar nichts mehr zu ſchonen, richtete

der Valliere eine eigene Hofſtatt ein, und räumte ihr den Bironiſchen Pallaſt ein, welcher ſehr prächtig eingerichtet ward.

Sie beklagete ſich ohne Unterlaß, daß ſie gar zu ſehr geliebet würde, und glaubete allezeit, ſie ſelbſt liebe nicht genug. Ludwig ertheilete ihr ſolche Vorzüge vor der Königinn, die ſowohl die Geliebte als die Gemahlinn beleidigten.

Einsmals führete ſie der König zu einem masquirten Balle, und überließ dem Herzoge von Anjou die Königinn zu führen. Dieſe Prinzeſſinn weinete darüber bitterlich, und warf dem Könige vor, daß er nirgend vergnügter wäre, als mit ihren Feinden. Und wer hat Ihnen ſo viel geſaget? antwortete der König. Ach! ſagete die Königinn, indem ſie ſich ihm zu Füßen warf: Sie mögen auch thun was ſie wollen, ſo werde ich ſie doch beſtändig lieben. Dieſe Worte erweichten den König. Dieſe durchlauchtigſten Eheleute verſöhneten ſich wieder, und das Fräulein de la Valliere brachte mit Seufzen diejenige Nacht zu, die ſie im Schooße des Vergnügens zuzubringen geglaubet hatte.

Die Königinn hatte denjenigen Fehler an ſich, der an einer Frauensperſon der allerbeſchwerlichſte, und an einer Königinn ganz unbegreiflich iſt; ſie glaubete allezeit, man verachte ſie. Die Molinz regierete ſie, unterhielt ſie bey ihren ſpaniſchen Geſinnungen, und überließ ſich auf eine unverſchämte Weiſe, den Verehrungen des innern Hofſtaats im Palaſte. Man ſchickete ſie

daher

daher mit Flüchen und Geſchenken überladen, zurück nach Madrit. (r)

Der König ermüdete gar bald einer Prinzeſſinn getreu zu bleiben, die ihre Zeit mit Bethen und Spielen zubrachte. Er kehrete wieder zur Valliere zurück, und um ſeine Untreue bey derſelben gut zu machen, begehrete er, daß die Königinnen ſie in ihrer Geſellſchaft leiden ſollten. Die Frau von Montauzier ſtellete ihnen vor, daß eine abſchlägige Antwort den König nur erbittern, und ihre Gefälligkeit hingegen, ihn erweichen würde. Die königliche Frau Mutter willigte daher darein; allein die Königinn erwiederte: Was? ſoll ich das Mägdchen vor meinen Augen ſehen? ich liebe den König; und der König liebt nichts, als ſie. Drey Tage darauf kam die Königinn mit einer Möhrinn nieder. Ihr Leben war in großer Gefahr; die königliche Frau Mutter zerfloß in Thränen; der ganze Hof lag bethend auf den Knieen. Ludwig war recht ernſtlich betrübt; die Valliere war nicht zu tröſten. Der König gelobete, ſie zu verheirathen, ſobald die Königinn wieder geſund ſeyn würde: allein er vergaß ſein Verſprechen.

Obgleich die Valliere der Abhänglichkeit entriſſen war, ſo dachte ſie doch an diejenigen kleinen Rachgierigkeiten nicht, welche einer Lieblinginn allemal zuerſt einfallen. Sie wußte gar nicht einmal, ob ſie Feinde hätte; ja ſie vermehrete deren Zahl noch, indem ſie ſich ſehr hütete, den König jemals

r) Memoires de *Montpenſier*. Tom. VI. p. 291.

um eine Gnade zu bitten. Sie ſprach keinen Menſchen. Sie war allezeit für ſich allein, und floh alles Aufſehen und alle Ergetzlichkeiten. Alles was nicht Ludwig war, das war ihr ſehr gleichgültig. Sie beſchäfftigte ſich lediglich mit ihrer Leidenſchaft, und war gefliſſener, an denjenigen zu denken, den ſie liebete, als begierig, ihm zu gefallen: ſie vergaß keinen Augenblick, daß ſie übel thät; und hoffte immer, ſie würde ſich beſſern. Dieß war eine chriſtliche Geſinnung, die ihr endlich alle Schätze der göttlichen Gnade zuzog: indem ſie noch einen langen Theil ihres Lebens in einer gegründeten Munterkeit und ſtrenzen Buße zugebracht hat.

Einige ſchrieben dieſe Entfernung von Hofränken und Welthändeln einem Hochmuthe und einer Unerbittlichkeit zu; da ſie doch bloß aus übermäßiger Zärtlichkeit herrührete. Andere ſageten, der König habe auf ihre Entfernung gedrungen: allein, ob er gleich von einer andern war betrogen worden, ſo war er doch zu keiner Eiferſucht fähig.

Es iſt indeſſen wahr, daß, als er einsmals erfahren, es wäre ein Lieutenant von der franzöſiſchen Wache in die la Valliere ſterblich verliebt geweſen, er dieſes Ebentheuer unterſuchen wollte. Er erfuhr es auch durch die eigenhändigen Briefe des Officiers ſelbſt, welche die Frau de la Valliere ihm überreichete. Dieſe Briefe rühreten aus der Feder eines Menſchen her, der viel zärtlicher liebete als Ludwig, der nicht wieder geliebet ward, der ſolches wußte, ſich darüber beklagete, und ſich dennoch für den glücklichſten von allen Sterblichen hielt.

Der

Der König unterſagete ihr auch von Stund an allen Umgang mit einem ſo zärtlichen Menſchen. Die Valliere aber hatte ſich ihm ſchon ſelbſt unterſaget, und nahm es dem Könige eben nicht übel, daß er ſolches nicht von ſelbſt errathen hatte. Sie gebrauchete ſich nicht ihrer Zärtlichkeit, um ſich alle Augenblicke neue Martern zu erſinnen; ſie empfand zwar alles mit vieler Lebhaftigkeit; aber ſie verzieh auch alles mit Langmuth.

Der Lieutenant der Garde kömmt mit dem Kriegsheere zurück, geht den Augenblick zur Herzoginn von Anjou; er fraget umſonſt nach dem Fraulein de la Valliere. Er läuft nach ihrer neuen Wohnung, erblicket lauter hochmüthige und neue Geſichter; man verſaget ihm ſchlechtweg den Zutritt; er geht alſo mit ergrimmtem Herzen davon. Ein guter Freund von ihm, berichtet ihm, daß ſie den König liebe; erzählet ihm alle Umſtände dieſer abſcheulichen Neuigkeit, und erfüllet ihn nach aller Freymüthigkeit und Grauſamkeit der Freundſchaft mit dem Gifte der Eiferſucht. Dieſer unglückſelige Liebhaber ruft aus: So iſt denn alles für mich verloren! und durchbohret ſich mit ſeinem Schwerte.

Die Frau de la Valliere vergeß gleichwohl Thränen um dieſen Unglücklichen; ungeachtet ſie dem Könige wohl wichtigere Opfer hätte bringen mögen. Sie war beſcheiden und blöde, und genoß bey allen Feyerlichkeiten, die der König ihr zu Ehren anſtellete, kein ander Vergnügen, als daß ſie ſah, wie alle Damen ihre Augen lediglich auf

Ludwigen wandten, und Ludwig die ſeinigen bloß an ihr kleben hatte.

Sie zwang Frankreich nicht, vor ihr auf die Knie zu fallen. Sie miſchete ſich in die Ränke der Hofleute nicht. Sie machete keinen Staatsmann, und ſetzete auch keinen ab. Es war kein Verdienſt an einem Menſchen, daß er ihr gefiel; und wenn er ihr misfiel, ſo war das in ihren Augen auch kein Verbrechen. Sie beſtrafete diejenigen Gaſſenlieder nicht, welche Kinder der Unbeſonnenheit und Munterkeit ſind. Sie konnte nichts, als lieben. Sie beſann ſich kaum, daß ſie Anverwandten hätte. Sie ſchlich ſich aus dem großen Haufen, hielt ſich heimlich; ſie ſchämete ſich ein Kebsweib, eine Mutter, eine Herzoginn zu ſeyn. Die Frau von Sevigne ſagete: Nein! von dieſem Schlage wird keine nimmermehr wieder gebohren werden! Allein, ſagete ſie nicht auch, Racine würde niemals ein beſſer Stück machen, als ſeine Andromacha wäre?

Die Frau de la Valliere, vergaß ſehr oft ihrer Pflichten; aber ſie liebete doch allezeit die Tugend. Dem mehreſten Frauenzimmer fällt nur die erſte Schwachheit ſchwer; den ihr waren die nächſtfolgenden ihr erſter Fall. Weit gefehlet, daß ſie ſich an das Laſter hätte gewöhnen ſollen, ſo ſchien ihr Herz täglich unſchuldiger zu werden. Indem die Liebe ſie verzehrete, ſo verzehrete ſie zu gleicher Zeit in ihr, denjenigen Geſchmack zur Sinnlichkeit, welcher nur eine unbeſchäfftigte Seele anzeiget, und ſie niemals erfüllet. Die Schamhaftigkeit wich auch

in

in denen Augenblicken der Trunkenheit nicht von ihr, da man ſich ganz und gar der Wolluſt überläßt. Sie ward täglich zärtlicher, täglich tugendhafter, täglich desjenigen Sterblichen würdiger, welcher ſie beſaß, und desjenigen Gottes, der ſie für ihn erſchaffen hatte.

Sie bemeiſterte ſich, ohne darauf zu ſinnen, des königlichen Herzens je länger je mehr: welcher allezeit bey ihr einen angenehmen Umgang, die Zuflüchte einer zärtlichen Liebe, die Reizungen des Widerſtandes, und die Entzückung des Sieges fand. Die Tugend, die Liebe, eine ungekünſtelte Liebe, eine ungeſchminkte Tugend, dieſes waren viel ſtärkere Bande, als alle diejenigen ſind, welche die ſinnreicheſte und ausſtudirteſte Buhlerey knüpfen kann. Ach! ſprach ſie zum Könige, wenn ſie von ihrer Strenge nachließ: wie ſauer mache ich es Ihnen, mich zu lieben! ich bin betrübt, in Gedanken, ungeſtüm, und wenn ich es ſagen darf, gar eiferſüchtig. Wer würde ſich wohl wundern, wenn eine geſchickte Buhlſchweſter eben dieſe la Valliere zu ihrem Muſter nähme, die doch nichts minder war, als eine Buhlſchweſter?

Die Frucht einer ſo vollkommenen Liebe, ſollte ihren Aeltern ähnlich ſeyn. Die Prinzeſſinn von Blois, die ſo lange Zeit die Freude von ganz Frankreich geweſen, hatte an ſich alle Anmuth der la Valliere, und Ludwigs Schönheit; ihr Herz und ihr Verſtand aber waren beyden gleich. Der Graf von Vermandois, welcher ihnen zu zeitig entriſſen ward, gab alle Hoffnung zu einer gleichen Aehnlichkeit.

Die

Die Weigerungen der la Valliere verlockten zwar den König zu einigen Abwegen: aber er ſchämete ſich auch darüber; er fand allenthalben Vergnügen, aber nirgend fand er Liebe.

Diejenigen Feyerlichkeiten, welche eingeſetzet worden ſind, die Menſchen wiederum zu Gott zu führen; diejenige Zeit des Faſtens und Bethens, vor welchen die Kebsweiber ſich ſo ſehr fürchten, ſchreckten Ludwigen mehr, als die la Valliere. Sie gaben Gelegenheit zu Widerſetzungen, und verſchafften der Tugend allerley Entſchuldigungen: denn die Frau Valliere hatte niemals nöthig, durch außerordentliche Wege zu Gott geführet zu werden. Sie empfand täglich, wie demüthigend es für eine Frau ſey, ſich in den Armen eines großen Königes zu befinden.

Vier-

1) Antoinette von Pons, Marquiſe von Guercheville widerſtund Heinrichen dem IV. beſtändig, welcher einsmals zu ihr ſagete: weil ſie denn wirklich eine Dame d'honneur ſind, ſo ſollen Sie es bey der Königinn meiner Gemahlinn ſeyn.

Viertes Hauptſtück.

Frau von Monteſpan.

Der Hof fieng an den Ueberdruß des Königes zu merken. Die Hofränke giengen von neuem an. Die Standesperſonen beyderley Geſchlechts, die Prinzen, die Miniſter, alle vereinigten ſich wider die Valliere. Die Königinn ächzete. Der Beichtvater fand kein Gehör. Die Günſtlinge waren in Anſehung ihres eigenen Beſten, getheilet. Eine jede Dame beſchützete entweder jemanden, oder ward ſelbſt beſchützet. Diejenigen, denen das Alter oder die Häßlichkeit keine Hoffnung mehr für ihre eigene Perſon übrig ließ, brachten etliche junge Schönen zum Vorſcheine, welche berühmt waren, oder es doch verdieneten zu ſeyn. Alle wollten, daß dieſe Stelle, die ehemals von einer Guercheville *r*) und Rohan *t*) ſo ſehr verachtet worden war, ihnen entweder als ein Eigenthum, oder als eine Wohlthat zu Theil werden ſollte.

Ludwig merkete wohl alle dieſe Bewegungen. Sein unentſchloſſenes Herz überließ dem blinden Zufalle

r) Catharina von Rohan, nachmalige Herzoginn von Zweybrücken, antwortete Heinrichen dem IV. Ich bin zu arm, Dero Gemahlinn zu werden; und aus einem viel zu guten Hauſe gebohren, als daß ich Ihre Maitreſſe werden wollte.

falle eine Wahl, an welcher seine Empfindung keinen Theil hatte. Seine Blödigkeit erweckete ihm einen Widerwillen gegen die Spröden, und seine Redlichkeit eine Verachtung gegen die Verbuhlten.

Athenais von Mortemar, Marquise von Montespan, erschien bey Hofe, und verdunkelte alles, was man vorhin noch daselbst gesehen hatte. Alle Gaben der Natur waren im Ueberflusse über sie ausgegossen: und eine natürliche Nachläßigkeit, welche ihren Reden, ihren mindesten Bewegungen, ganz eigene Reizungen ertheilete, machete sie zu der regelmäßigsten und sinnlichsten Schönheit. Die Annehmlichkeiten ihres Körpers und Geistes, schienen in dem Hause von Mortemar erblich zu seyn. Auf allen Seiten erblickete man darinnen nichts, als Schönheit, Verstand und Wissenschaften. Worte und Blicke, alles war voller Anmuth an der Frau von Montespan. Die Marquise de Thiange, ihre älteste Schwester, hatte alle mögliche Gaben und Annehmlichkeiten. Die Aebtißinn von Fontrevault, ihre jüngste Schwester, würde ebenfalls für schön gehalten worden seyn, wenn sie nicht Schwestern gehabt hätte. Sie schrieb das Latein sonder Mühe; das Französische mit vieler Zierlichkeit. Sie las die Dichter, die Philosophen, die Theologen: ihr Geschmack erstreckete sich auf alles. Der griechische Homer war ihre Ausruhe von ernsthaften Schriften. Ihre Verordnungen waren Muster, zur Einrichtung anderer Klöster; kurz, sie war würdig, die Nachfolgerinn von sechs Prinzessinnen vom

Geblüte

Geblüte zu ſeyn. Ihr Bruder, **Vivonne** u), hatte ſo viel Verſtand im Umgange, daß man glaubete, er ertheile dem ganzen Kabinette weichen.

Seine Tochter, die **Marquiſe de Caſtres**, ſchlug nicht aus der Art. Dieß Haus hatte ſchon einen beſondern Witz, der ihm ganz allein eigen war. Man nennete ihn auch nur den **Witz derer von Mortemar**. Er beſtand darinnen, daß er fein, ungekünſtelt, und auf einen lebhaften, aber wohlanſtändigen Spott gegründet war; die Ausdrücke bekunden in einer zierlichen Einfalt, und waren zwar nachläſſig, aber auserleſen.

Frau **von Monteſpan** würde vielleicht niemals von **Ludwigen** zweymal angeſehen worden ſeyn: wofern ſie nicht eine von denen kleinen Verwägenheiten begangen hätte, an denen man allemal ſeine Luſt ſieht, aber die einen ſelten beliebt machen. Sie hatte die Gabe, das Lächerliche von andern, eben ſo richtig zu bemerken, als nachzuahmen. Alle Abende übete ſie ſich in dieſer Kunſt mit denen Hofdamen, welche ſie den Tag über Anfälle auf das königliche Herz hatte thun ſehen. Ihre luſtigen Einfälle fanden Beyfall; und man konnte deren Anmuth nicht nachahmen; man ahmete aber ihrer Sprache nach. **Lauzün** unterhielt den König damit, welcher ſie der **Valliere** wiederholete.

Lauzün

u) **Ludwig Victor von Rochechouart**, Marſchall von Frankreich, Herzog von Vivonne, General über die Galeeren, ſtarb den 31ten April 1688.

Lauzûn rühmete ohn Unterlaß die Schönheit der Frau von Monteſpan, es ſey nun aus Entzückung einer blinden Liebe geſchehen, oder um Ludwigen anzufeuern, damit der Genuß von einerley Ergetzlichkeiten das Band der Gunſt deſto feſter knüpfen möchte, oder auch vielleicht, um ihn von der Frau von Monaco abwendig zu machen, welche Lauzûn liebete, und welche Ludwig ihm rauben zu wollen ſchien.

Der König, welcher, wie es ſcheint, dazu beſtimmt geweſen, im Anfange alles mit Verachtung anzuſehen, was er nach dieſem mit Heftigkeit lieben ſollte, ſah die Frau von Monteſpan zwar als eine angenehme Frau an; die aber zu lebhaft wäre, um einer wahren Ergebenheit fähig zu ſeyn: ſie wäre gar zu luſtig, um im Ernſte zu lieben; bloß für den Lauzûn und die leichtſinnigen jungen Leute des Hofes, wäre ſie endlich noch gut genug. Gleichwohl gieng ſie ihm nach; ſie begleitete ihn auf allen Jagden; ſie ſtellete ſich ſeinen Augen allemal mit einem neuen Geſichte dar. Vor der Welt war ſie ſtolz und kaltſinnig; wenn ſie allein war, ſo ſchmachtend und zärtlich, daß ſie auch mit niemanden reden konnte, ohne daß es ſchien, als wollte ſie ihm das Herz abfodern.

Ludwig würdigte ſie nicht einmal einer Gegenwehre. Sehen Sie, ſagete er zu der Frau von Valliere, ſehen Sie, wie ſie mich anreizet! Ich glaube gar, ſie will haben, daß ich ſie dereinſt lieben ſoll! und vielleicht liebete er ſie damals ſchon.

Die

Die Frau de la Valliere gewann eine Frau lieb, die ſich mit ſo vielem Verſtande über alle diejenigen luſtig machen konnte, welche nach der Valliere ihrem Platze ſtrebeten. Sie hielt ſie für ganz unfähig, auf Abwege zu gerathen, ſich in Ränke einzulaſſen, und ſich lächerlich zu machen; weil ſie alles dieſes an andern ſo gar wohl einſah. Sie fieng daher einen vertrauten Umgang mit ihr an, ohne vorher zu ſehen, daß ſie ſie zur Geſellinn ihrer Vergnügung machete, und ſie zu ihrer Größe erhöbe: denn man ſieget über den Verſtand und über die Schönheit nur dann, wann man ſie von ſich entfernet. Dieſe Betrachtung iſt zu aller Zeit gemachet, und von den Buhlerinnen der Könige zu aller Zeit aus den Augen geſetzet worden.

Die Frau von Monaco, welche Ludwig bald fahren ließ, bald wieder zu Gnaden annahm, wollte endlich ihr Schickſal wiſſen. Lauzün, ihr öffentlicher Liebhaber, welchem die Eiferſucht diejenige lebhafte Thätigkeit ertheilete, welche den mangelnden Witz erſetzet, verboth ihr gleich anfangs den König zu lieben; und nachmals ſtörete er die Anſtalten, welche ſie machete, von ihm geliebet zu werden. Die Frau von Monaco fand es ſehr ſeltſam, daß ein Liebhaber nicht eben ſo gefällig ſeyn ſollte, als ein Ehemann; Lauzün aber, daß ein Frauenzimmer, die er mit ſeinen Blicken beehrete, ſich ein noch größer Glück in den Sinn kommen laſſen konnte. Seine Drohungen, ſein Stolz, ſeine liſtigen Ränke, reizeten die Monaco, ſich von einer ſo ſtrengen Tyranney zu befreyen. Sie bath

den König: er möchte doch ſeinen Nebenbuhler zum Kriegsheere ſchicken. Lauzún antwortete, er würde nicht hingehen; daferne man ihn nicht zum gebiethenden Feldherrn davon machete. Er bekam einen abermaligen Befehl, und ſchlug ihn von neuem aus. Lauzún warf Ludwigen vor, er wolle ihn nur entfernen, um ihm indeſſen ſeine Geliebte zu rauben; er warf hierbey ſeine Niederlegung der Würde eines Dragonergenerals auf den Tiſch: kurz, er begieng alle Thorheiten, und ſtieß alle Reden eines verliebten Romanhelden aus. Der König rächete ſich wegen aller dieſer Vergehungen, die ihm als einem bloßen Menſchen wiederfuhren, dadurch, daß er ihn in die Baſtille ſchickete.

Die Frau von Montespan erhielt dieſe Nachricht mit ungemeiner Gleichgültigkeit: es ſey nun aus einem natürlichen Abſcheue vor allen Unglücklichen; oder um allen Verdacht einer Liebe oder Schwachheit gegen den Lauzún zu vermeiden.

Indeſſen währete dieſe Ungnade nicht lange. Die Frau von Monaco gefiel, nach dem Genuſſe, nicht lange. Man glaubete, ſie verdiene nicht, daß man ihr einen Liebling aufopfere, deſſen ganzes Verbrechen in einer übermäßigen Freymüthigkeit und Liebe beſtanden. Lauzún kam alſo wieder nach Hofe, mit aller Unverſchämtheit einer durch die Ungnade geprüften Gunſt, und mit aller der Rachgier, welche eine neu blutende Wunde einflößet.

Als er einsmals die Frau von Monaco mit einigen andern Damen auf einem Raſenbette ſitzen fand, wie ſie eine von den ſchönſten Händen der

Welt

Welt auf das Gras ſtreckete: ſo trat er, als aus Verſehen, ihr mit dem Abſatze darauf. Die Prinzeſſinn ſchrie entſetzlich: indem nun Lauzun, um ſie deſto ſtärker zu drücken, ſich auf einem Fuße herum drehete, und, indem er die Thränen der Frau von Monaco mit einem bittern Lächeln vermengete; ſo ſtattete er ihr die beleidigendſten Entſchuldigungen ab x). Die Frau von Montespan brauchete daher alle mögliche Achtung gegen einen ſo mächtigen und gefährlichen Menſchen.

Als eine Vertraute der la Valliere, erfuhr ſie von derſelben den Weg zu demjenigen Herzen, deſſen Eroberung ſie im Sinne hatte: und das Fräulein Mancini, deren Liebling ſie geweſen war, hatte ihr bereits den erſten Unterricht davon gegeben.

Um die Frau de la Valliere über dem Schmerze zu tröſten, den die Kaltſinnigkeit des Königes ihr verurſachete, erſann ſie allerley Feyerlichkeiten; die ihn zwar dann und wann zu ſeiner Geliebten zurück führeten, aber doch niemals ein Feuer wieder beleben konnten, welches aus Mangel der Nahrung erloſchen war. Ludwig, welcher nach einer wahren Liebe ſeufzete, aber noch viel empfindlicher über den Verluſt dererjenigen ſinnlichen Wollüſte war, die er in der Valliere nicht mehr fand, ward endlich der Gewiſſensſcrupel überdrüſſig: die beſtändig aufgeopfert wurden, und beſtändig in einem Gewiſſen wieder hervorkeimeten; welches ihm zu viel oder zu wenig Zärtlichkeit zu haben ſchien.

x) Man ſehe die Briefe der Frau von Sevigne.

Die Gegenwart der Frau von Montespan, welche allezeit lebhaft und lustig war, blieb seine einzige Zuflucht wider die Laulichkeit der Liebe; und wider die bald gar zu freyen, bald gar zu wohlanständigen Anlockungen, deren andere Frauensleute sich gegen ihn bedieneten. Des Tages sah er sie bey der Königinn, deren Staatsdame sie war, und alle Abende bey der Frau de la Vallieres, welche viel zu zärtlich war, als daß sie nicht sich selbst hätte betrügen sollen; die diese neuen beständigen Besuche, bloß auf die Reizungen des Witzes ihrer Freundinn setzete, aber auf keinen Verdacht einer heimlichen Untreue ihres Liebhabers fiel. O! wie leichtgläubig ist doch die Freude der Frauenspersonen!

Nunmehr war Ludwig nicht mehr frey. Dem Ueberdrusse, welcher von einer langen Leidenschaft unzertrennbar ist, folgete die schmaichelnde Hoffnung, daß er von einem Frauenzimmer geliebet würde, die alles andere verachtete, und von demselben gefürchtet und verehret würde. Er bekannte ihr seine Gesinnungen. Lauzún trieb dieselben aufs höchste. Die Frau von Montespan ließ sich strenge finden, und gab gleichwohl einige Hoffnung.

Die ersten besondern Zusammenkünfte wurden sehr heimlich eingefädelt: denn wie hätte man sich entschließen können, ein so zärtliches Herz zu beleidigen, als der Vallière ihres war? Beyde Verliebten waren, wegen einer gleichen Erkenntlichkeit, zu einem gleichen Stillschweigen verbunden. Die Liebe, welche man heute zu Tage mit so vieler Unanständig-

ständigkeit treibt, und die mit allen Lastern unsers Jahrhunderts beflecket ist, war damals noch im Besitze derjenigen Wohlanständigkeit, derjenigen Schüchternheit, welche gleichsam ein Ueberbleibsel der Verrechte der Tugend sind. Die Frau von Valliere bemerkete endlich dieses geheime Verständniß, wozu sie selbst Anlaß gegeben hatte; sie weinete, sie beschwerete sich darüber; man stellete sie wieder zufrieden, und sie vergab.

Ludwig, welcher allezeit die Pracht liebete, gab dem Hofe die herrlichsten Freudenmahle, welche wegen des unaussprechlichen Zulaufes der Fremden, gar wohl Feyerlichkeiten für ganz Europa heißen konnten. Diese waren seine Ausruhe von derjenigen Einsamkeit, in welcher die Valliere ihn gefesselt hielt. Anfangs waren es bloße Ergetzlichkeiten gewesen; nachmals waren es Zerstreuungen geworden, und damals wurden sie zu einer Nothwendigkeit. Die Ehrerbiethungen blieben alle für die Frau de la Valliere, die Blicke für die Frau von Montespan aufgehoben: welche die Königinn, die Gräfinn von Soissons, und die mehresten Herren des Hofes auf den höchsten Gipfel erhoben; die Königinn, weil sie sich auf die Tugend der Montespan verließ; die Gräfinn Soissons in der Hoffnung, daß sie sich wohl von andern würde regieren lassen; die Herzoginn von Anjou, aus Rachgier gegen die Valliere; die Hofleute aber, aus Abscheu vor jeder Maitresse, bey der man nicht Gehör finden kann. Diese, die von der Eifersucht gequälet ward, war derer Spiele überdrüssig, wel-

che, nachdem sie die Liebe ausgedrücket, weiter zu nichts dieneten, als die Kaltsinnigkeit, und vielleicht gar die Unbeständigkeit zu verbergen.

Ludwig hatte der Frau de la Valliere eingebildet, daß seine Empfindungen gegen ihre Mitbuhlerinn nur flücheig gewesen wären. Allein, als er davon reisete, um die Gränzplätze in Flandern zu besuchen, und Charleroi ausbessern zu lassen, konnte er doch die Abwesenheit der Frau von Montespan nicht ausstehen. Er ließ sie daher mit der Königinn zugleich, nach Avesne kommen, welche glaubete, daß diejenigen Feyerlichkeiten ihr zu Ehren angestellet würden, die doch bloß ihrer Staatsdame Montespan zugedacht waren. Die Frau de la Valliere war hierüber ganz trostlos. Die Entschuldigungen, welche der König ihr darüber machete, waren noch beleidigender: Ich liebe sie, sagte er, aber ich will nicht im Zwange gehalten seyn.

Diese Anwort, die einem gebiethenden Herrn ähnlicher klang, als einem Liebhaber, machete die la Valliere sehr stutzig: welche kein Mensch bey ihrem Falle tröstete, weil sie, da sie in Gnaden war, alle Menschen verachtet hatte. Sie wollte die Frau von Montespan gar nicht mehr sprechen: welche, da sie fürchtete, diese Anhängigkeit möchte den König entweder erkalten, oder ihre Liebe weltkundig machen, sich über die Feindschaft der Valliere eben so beklagete, als ob sie eine Verletzung ihres guten Namens gewesen wäre.

Ludwig, welcher von derjenigen Frau dahin gerissen wurde, die er liebete, misbrauchete seine Macht

Macht über diejenige, die ihn noch liebete. Er befahl ihr mit der Frau von Montespan eben so umzugehen, als sie gewünschet hatte, daß die Herzoginn von Anjou mit ihr selbst umgegangen seyn möchte. So? erwiederte die Valliere, so soll ich also mit meiner eigenen Hand diejenigen Bande schlingen, die Eure Majestät mit einer andern verbinden? und Sie selbst verdammen mich dazu? Um nun die Frau de la Valliere zu befriedigen, überließ man ihr zwar die freye Hand über ihrer Aufführung; aber mit solchen Bedingungungen, die ihr dieselbe wieder bunden.

Die Frau de la Valliere, welche schon vor dem bloßen Gedanken zitterte, daß der König sie verlassen möchte, machete sich ein Gesetz aus seinem Willen: und, indem sie ihm so gar die Eifersucht aufopferte, so bewies sie, daß der Liebe nichts unmöglich sey. Frau von Montespan fand also alle freundschaftlichen Gefälligkeiten, in einem Herzen, welches von allen Wallungen einer edelmüthigen Liebhaberinn zerüttet ward. Die Frau de la Valliere, welche der heftigsten Verzweifelung ausgesetzet war, sagete nichts mehr als diese Worte: Ach! sie wissen beyde nicht allen Gram, den sie mir machen.

Alle dergleichen erstickte Seufzer, so viele verschwiegene Zähren, stürzten sie endlich in eine tiefe Schwermuth. Der König belästigte sie mit einer beleidigenden Ehrerbiethung, und die Frau von Montespan mit einem gebietherischen Eigensinne.

Eine in aller Eile bewerkstelligte Flucht, rächete sie an allen beyden. Sie gieng in ein Kloster, um daselbst ungestöret zu weinen, und sowohl die Liebe, als die Könige zu vergessen.

Conde, welcher aus einem Aufwiegler, ein Heffmann geworden war, entdeckete den Ort ihres Aufenthalts, beschwor sie, wieder nach Hofe zurück zu kehren, und lernete bey dieser Gelegenheit: daß es leichter wäre, eine Stadt einzunehmen, als das Herz einer beleidigten Geliebten zu beruhigen. Ludwig aber war glücklicher als er. Zwey Worte von seiner Hand geschrieben, verschafften ihm die Valliere wieder, die sich gleichwohl folgender Worte nicht enthalten konnte: **Ehemals kam er selbst und suchete mich auf; heute soll ich ihm nachlaufen!**

Diese Begebenheit vollendete den Sieg der Frau von Montespan, welche bisher nur ins geheim angebethet worden war. Des Königs Bruder, welcher sie sonst heftig geliebet, welchem aber der Ritter von Lothringen einen andern Geschmack beygebracht hatte, that, als ob er darüber erürnet wäre. Die Mortemars aber schienen sich aus einer Gunst nichts zu machen, die sie doch mit allen möglichen Ränken befördert hatten. Die Hofleute streueten dem neuen Abgotte Weihrauch. Alle Mannspersonen von hohem Stande murreten, über eine Wahl, die sie einem Weibsbilde unterwarf, deren herrschsüchtige Gnade ihnen gar bald das ganze Gewicht ihrer Ketten zu empfinden geben würde. Der alte Marquis von Antin aber dankete dem Him-

Himmel, daß endlich das Glück seinem Hause wieder einmal günstig würde.

Der Marquis von Montespan zitterte über der Nachricht von einem Liebeshandel, den er niemals nicht einmal hatte argwohnen wollen. Das konnte er endlich wohl leiden, daß seine Frau eine Geliebte des Grafen Lauzün wäre; aber eines Königes Geliebte zu seyn, das stund ihm gar nicht an. Dieß ist allerdings ein Widerspruch; allein die Ehrliebe, deren Gesetze so wunderlich beschaffen sind, erkennet ihn und machet ihn begreiflich. Er warf also seiner Gemahlinn ihre Unerkenntlichkeit, ihre Treulosigkeit, alle seine Liebe gegen sie, und so viel reiche Eheverbindungen vor, die er ihrentwegen ausgeschlagen hätte. Frau von Montespan, die sich auf den Schutz des Königes steifete, erwiederte dieses alles mit neuen Beleidigungen und mit Verachtung; sie behauptete, ihr Umgang mit dem Könige sey auf nichts, als auf eine ganz unschuldige Freundschaft angesehen, und drohete ihm endlich gar, sich durch seine Verbannung von seinem ungestümen Bezeigen zu befreyen.

Montespan ward erbittert und antwortete ihr: in seinem eigenen Hause wolle er keinen andern Herrn erkennen, als sich selbst; ja er hob so gar die Hand wider diejenige auf, die sich auf einen zweyten berief. Der König liebet mich, sagete die Frau von Montespan, schlagen Sie zu, wenn Sie das Herz haben! Indessen ward die Wuth des Gemahls nicht gemildert: er vergieng sich an seiner Gemahlinn sowohl mit der Hand, als

mit Reden. Die Frau von Monteſpan ſchrie überlaut; alles lief hinzu, und man fand ſie in Thränen zerfließen. Die Königinn, des Königes Schweſter, und der ganze Hof ſchrien über einen ſo ungeſtümen Mann y). Der König war ungnädig, daß man einer Frau ſo übel begegnet, von welcher er bis dahin noch nichts, als Hoffnungen genoſſen hätte. Er befahl dem Monteſpan, ihr in Zukunft mit Ehrfurcht zu begegnen, und verboth ihm, ſie in eine Provinz abzuführen.

Die Rache des Marquis kannte keine Gränzen mehr. Er iſt ſelbſt der erſte, welcher ausſprenget, daß er durch eine Frau verunehret würde, die noch in ganz gutem Rufe ſtand. Er ſuchet dem Könige ſeine Ergetzungen zu vergällen. Er leget eine tiefe Trauer an, als ob ſie geſtorben wäre; ſaget ihr gewiſſe Fehler nach, die ein Ehemann allein wiſſen kann; ſchreibt an den Pabſt einen Brief, um von demſelben eben die Erlaubniß zu erhalten, welche in England diejenigen haben, denen die Könige ihre Weiber rauben. Dieſen Brief zeiget er dem Louvois, und begehr hundert von denen ausſchweifenden Thorheiten, welche in Paris Beyfall finden, weil Paris boshaft iſt; und worüber ganz Verſailles lachet, weil ſie mit unſern Sitten nicht übereinſtimmen.

Der

y) Mem. de *Montpenſier.*

z) Heinrich Ludwig von Pardaillan von Gondrin, Marquis von Monteſpan, ein Sohn Roger He-

Der König verboth ihm den Hof, und endlich verbannete er ihn auf seine Güter: bis er zuletzt genöthiget war, ein Liebesverständniß fast ganz bekannt zu machen, welches er doch noch immer für heimlich gehalten haben wollte. Herr von Montespan z) fand daselbst in den pyrenäischen Gebirgen, viele Gläubiger, und wenig Leute, die sein Bezeigen geheim hielten. Seine Einbildungskraft indessen beruhigte sich allmählig; er erhielt von Hofe Wohlthaten oder Schadloshaltungen, wie man es nennen will. Mit hundert tausend Thalern bezahlete man ihm seine Frau, sein Stillschweigen, und seine Niederträchtigkeit.

Indessen machete sich der König doch ein Gewissen aus seinem Liebesverständnisse, mit einer verheuratheten Frau. Heinrich der IV. dachte er oftmals bey sich selbst, wandte sich gleichwohl an eine Prinzessinn, die von ihrem Gemahle mit dem Degen in der Faust vertheidiget werden konnte: ich aber hänge mich an eine willfährige Buhlerinn, an eine Ehefrau, deren Mann ich mit einem einzigen Augenwinke zernichten kann? Er suchte sich zwar wegen dieses Verbrechens fühllos zu machen, indem er es durch die Niederträchtigkeiten und Beyspiele der Hofleute in Ehren erhielt; allein dieser Gewissensscrupel verließ ihn doch niemals. Dieses war noch eine

ctors von Pardaillan von Gondrin, Marquis von Antin, Chevalier d'honneur der Herzoginn von Orleans, ward 1663 vermählet, und starb 1702.

eine glückselige Frucht derer redlichen und gottseligen Grundsätze, welche man ihm in seiner Kindheit beygebracht hatte. Die Frau von Montespan ward oftmals verlassen, und immer wieder angenommen. Vielleicht wäre auch ihre Herrschaft nicht so lange bestanden, wenn sie mehr befestiget gewesen wäre. Ludwigs Leidenschaft gegen dieselbe dauerte funfzehn Jahre: weil eines Theils die oftmaligen Gewissensbisse allmählich das Feuer erstickten; und andern Theils die Nothwendigkeit zu lieben, die Gewissensbisse wiederum unterdrückten.

Fünftes Hauptſtück.

Die Frau Scarron erhält ein Gnadengehalt vom Könige.

1666.

Frau Scarron hielt indeſſen immer noch um die Wiederherſtellung desjenigen Gehalts an, welches die königliche Frau Mutter ihr gereichet hatte. Man überreichete verſchiedene Bittſchriften ihrentwegen, in welchen der Abt Tetü eine erſtaunliche Stärke ſeiner Beredſamkeit angewendet hatte. Dieſe Bittſchriften, welche alle mit dem Ausdrucke anfiengen: **Die Wittwe Scarron bittet Eure Majeſtät demüthigſt**, ermüdeten endlich den König. Denn er ſagete: **werde ich denn ewig von der Wittwe Scarron reden hören?** Dieſe Worte gaben zu einer veränderten Redensart Gelegenheit, und wohl vierzehen Tage lang ſagete man bey Hofe: **dieſer oder jener ſey ſo ungeſtüm, wie die Wittwe Scarron.**

Herr Colbert, an welchen ſie ſich wandte, glaubete nicht, daß der Namen eines Mannes, der in ſeinem ganzen Leben nichts gethan hätte, als leiden und lachen, hinlänglich wäre, um Anſprüche auf ein Gnadengehalt zu machen. Der Großalmoſenier hielt dafür, es gäbe noch elende und tugendhafte Perſonen genug, die es nöthiger hätten, daß man ihnen unter die Arme griffe. Herr von Cha-

lais

Lais versprach ihr seinen Schutz, aber bloß mit Worten. Die Frau von Lyonne sagete, ich will sehen, ich will ihr Wort reden, mit eben den Gebärden, womit man das Gegentheil saget. Alle Menschen bothen der Frau Scarron Dienstleistungen an; und kein einziger dienete ihr wirklich. Auch so gar ihre ältesten Freunde wollten nicht länger eine Frau um sich leiden, die allemal eine Bittschrift in der Hand führete.

Die Herzoginn von Richelieu war noch die einzige, die ihr einen Aufenthalt antrug. Sie glaubete, die Frau Scarron sey geschickt, den guten Ruf des Marais zu befestigen: welcher so lange Zeit der Aufenthalt leichtsinniger Gesellschaften gewesen war, und schon damals anfieng, dasjenige zu werden, was er noch itzt ist. Die Frau Scarron aber schlug dieß Anerbiethen aus. Sie wollte der Hoheit nicht ein mehreres zu verdanken haben, als der Liebe. Sie kam der Welt so unscheinbar vor, daß die Welt ihr auch gleichgültig ward. Ihre einzige Hoffnung also war diejenige, welche andächtige Seelen und unglückliche Personen auf die göttliche Vorsehung gründen. Mitten in dem Verdrusse aber, welchen der Gedanken in ihr erweckte: daß die Herzoginn von Richelieu, und die l'Enclos, (worüber sie beschämet war) sie beschützeten, sagete sie: Ach! wenn ich einmal in Gnaden wäre, ich wollte mit unglücklichen Leuten ganz anders verfahren!

In diesem demüthigenden Zustande, lebete dennoch die Eigenliebe in ihr. Ihr guter Ruf wuchs dadurch.

dadurch. Man erhob sich über den Verdacht der Schwachheiten, welcher insgemein mit der dürftigen Tugend verknüpfet, und so geschickt ist, sie zu Boden zu schlagen. Indessen machete die Bewunderung das Mitleiden wieder gut.

Die Frau Scarron machete durch das Uebermaß des Leidens dasjenige Herz nur noch zärtlicher, welches schon zur Erbarmung so geneigt war. Sie lernete leiden und dulden; eine Wissenschaft, die in allen Ständen nützlich ist. Ihre Beschwerde wider die Austheiler der Gnadengehalte, war eine Art von Verabredung mit sich selbst, ihnen niemals zu gleichen: und die Wohlthaten, welche man ihr selbst versagete, bereiteten sie zu denenjenigen vor, die sie dereinst selbst austheilen sollte. Ihre eigene Dürftigkeit lehrete sie die Noth anderer Leute einsehen, sie zu errathen, denselben zuvor zu kommen, und ihnen zu rechter Zeit abzuhelfen. Die Nebenumstände, zu welchen ihre Umstände sie verbunden, macheten ihr diejenige Sparsamkeit geläufig, die so sinnreich ist, dennoch allem eine Genüge thun zu können: kurz, mitten unter dem Seufzen erlangete sie diejenigen Eigenschaften, die in ihr dereinst so große Vollkommenheiten zuwege bringen sollten.

Endlich schien das Glück milder gegen sie zu werden. Die Prinzessinn von Nemours ward Königinn von Portugall. Sie liebete die Frau Scarron, und wollte sie mit sich dorthin nehmen. Die Frau Scarron war unglücklich und weise genug dazu, daß alle Länder ihr gleich viel gelten konn-

konnten. Man ward also über den Bedingungen eins, und der Tag der Abreise war bestimmet; allein ein glücklicher Zwischenfall warf den ganzen Anschlag über einen Haufen.

Frau Scarron wollte, bevor sie von dannen reisete, sich der Frau von Montespan vorstellen lassen. Diese letztere kannte sie bereits; Frau von Montespan aber, die bereits in Gnaden stand, und in eine neue Welt versetzet war, hatte Zeit genug gehabt, den Palast von Albret zu vergessen. Die Marquisinn von Thiange, welche noch allezeit mit ihr verbunden geblieben war, stellete mit vielem Vergnügen ihrer Schwester eine Frau vor: welche im Begriffe stand, Frankreich zu verlassen, und wenigstens noch einmal das Wunderwerk davon betrachten wollte.

Die Frau von Montespan, welche von den Schmäucheleyen der Hofleute noch nicht verderbet worden war, wußte sich was mit diesem Complimente; und fand es sehr ungeschickt, daß die Königinn von Portugall, Paris um die Frau Scarron bringen wollte. Diese antwortete ihr: der Tod der königlichen Frau Mutter zwänge sie, außer Frankreich einen anständigen Unterhalt zu suchen. Frau von Montespan hörete sie an, ward von ihrem Elende gerühret, welches bey so vieler Schönheit so viele Tugend blicken ließ; verlangete von ihr eine nochmalige Bittschrift an den König, und versprach, selbige eigenhändig zu übergeben.

Die Bittschriften der Frau Scarron kamen also wiederum zum Vorscheine. Was! sagete der König,

König, ist die Wittwe Scarron immer noch da? Frau von Montespan antwortete ihm: Sire! Sie hätten schon seit langer Zeit nichts mehr von ihr hören sollen: und es ist erstaunlich, daß Eure Majestät einer Frauen noch kein Gehör gegeben haben, deren Ahnen ihr Vermögen dem Dienste der Ihrigen aufgeopfert haben.

Die Hand, welche diese Bittschrift übergab, machete dieselbe angenehm. Der Marquis von Alincourt, welcher die Frau Scarron nur sehr wenig kannte, aber ein Schutzherr aller Unglückseligen ward, redete sehr nachdrücklich, indem er gewiß war, er würde sowohl seinem Herrn gefallen, wenn er eine Wohlthat für jemand anders erbäthe, als er ihm mißfallen hätte, wenn er ihn für sich selbst darum gebethen hätte. Das Gnadengehalt ward also bewilliget, und die Reise nach Portugall dadurch unterbrochen.

Die Prinzessinn von Nemours gieng folglich ganz allein nach Lissabon, um daselbst Verbrechen auszuüben, und Staatsveränderungen zu verursachen; um einen König wegen Unvermögens anzuklagen, welcher doch selbst Kinder hatte, und mit ihr gar wohl auch welche hätte erzeugen können; denjenigen, der sie auf den Thron erhoben, in ein Gefängniß stecken zu lassen; und dessen Schwager mit päbstlicher Einwilligung zu heurathen.

Bey der ersten Nachricht ihrer Vermählung mit dem dummen Don Alphonso, von welchem man versicherte, er sey der dümmste König von der Welt,

mengete der Herzog von Nevers in dieses Gespräch eine Frage mit ein, die den Prinzen des Balzac, und den Staatsminister des von Boutzeis, betraf; und sagete, indem er auf die Prinzessinn von Nemours wies: Der Prinz taugete nichts, und der Staatsrath eben so wenig. Schon recht! hatte sie geantwortet, ich werde schon Verstand genug für ihn haben; und diese, indem sie auf die Frau Scarron zeigete, wird für den Staatsrath welchen haben.

Die Frau Scarron gieng zum Herrn von Alincour, um sich zu bedanken; welcher damals noch nicht glaubete, daß sie dereinst die Stütze der Villeroys werden würde; und zu der Frau von Montespan, die sichs nicht träumen ließ, daß ihr ganzes Schicksal von diesem Gnadengehalte abhängen, und daß eine Frau, die für zwey hundert Pistolen Einkommen, von Erkenntlichkeit erfüllet wäre, es dereinst ausschlagen würde, Königinn von Frankreich zu werden.

Es freuete sie so sehr, einmal zu rechter Zeit Gutes gethan zu haben, daß sie selbst die Frau Scarron dem Könige vorstellen wollte. Der König sagete zu dieser: Madame, ich habe Sie lange warten lassen; ich bin über Ihre Freunde eifersüchtig gewesen, und habe dieses Verdienst um Sie, ganz allein haben wollen a).

Frau

a) Siecle de Louis XIV. Herr Voltaire schreibt: er hätte dieß vom Cardinale Fleury gehöret, welcher gesaget, Ludwig der XIV. hätte ihm eben dieses Compliment gemacht, als er ihm das Bißthum Frejus

Frau Scarron näherte sich von neuen der grossen Welt, welche sie sonst geflohen war. Sie nahm nunmehr eine Wohnung im Palaste von Richelieu an, nachdem sie solche mit Wohlstande annehmen konnte. Der Graf von Guiche, ein Mann nach der damaligen Weltart, gab sich Mühe um sie; er misfiel ihr aber, erschrack darüber, that Vorschläge, erweckte dadurch nichts als Verachtung, und mußte zu Entschuldigungen seine Zuflucht nehmen. Sie sind wohl, sagete er, das erste Frauenzimmer auf der Welt, welches verbiethet, daß man sie lieben solle.

Aus einem Liebhaber, den man sehr strenge gehalten hatte, ward Herr von Guiche ein wahrer Freund *b*). Dieses führe ich nicht gern an; ich weis wohl, daß dergleichen Wahrheiten mit meiner Ehrfurcht gegen ein Jahrhundert streiten: welches, wenn es täglich so viel unanständige Fehltritte erblickt, sich nicht einbilden wird, daß man ehemals einer Mannsperson habe widerstehen können, um welche sie sich anitzt alle reißen würden. Allein! wäre die Frau Scarron schwach gewesen; würden denn wohl alle ihre Zeitgenossen geglaubet haben, daß sie es nicht gewesen wäre? Das Laster mag sich auch in die dickeste Finsterniß verhüllen; so zertheilet die Wahrheit dieselbe doch bald. Eine junge, liebenswürdige und arme Frau, gehe mit der Welt um,

geben. Es ist doch sonderbar, daß eben dieselben Worte, von einerley Prinzen, gegen zwo Personen gebrauchet werden, die einerley Glück gemacht haben.

b) Hist. der Frau von Clavion.

wie sie wolle; so überlebet doch ihre Tugend zuweilen das Gerücht; aber ihr guter Namen überlebet niemals die Tugend.

Ein Augenzeuge machet uns einen Begriff von der Tugend der Frau Scarron. „Außerdem, „schreibt er, daß sie sehr schön war, und eine sol„che Schönheit besaß, die beständig gefällt, war sie „noch sanftmüthig, erkenntlich, getreu, verschwie„gen, bescheiden und klug; das beste an ihren An„nehmlichkeiten aber ist, daß sie sich ihres Witzes „nicht anders gebrauchet, als um die Leute zu beli„stigen, oder sich beliebt zu machen. Und was ich „an einer so jungen Person am meisten bewundere, „ist dieß, daß sie die Liebhaber bey sich nicht anders „duldet, als in so weit sie rechtschaffene Leute sind. „Nach dieser Regel aber, dünket mich, daß sie in kei„ner sonderlichen Gefahr schwebe...

Wer kann nun wohl Anstand nehmen, entweder dem Ritter von Mere zu glauben, der sie persönlich gekannt hat; oder dem Sandras de Courtil c), der sie gar niemals gesehen hat?

Sech-

c) Ein französischer Hauptmann, welcher sich nach Holland begeben, und Verfasser von dreyßig Schmähschriften wider Ludwigs des XIV. Hof ist.

Sechstes Hauptstück.

Frau Scarron wird andächtig.

Frau Scarron, welche befürchtete, man möchte ihr diejenigen Neigungen oder Schwachheiten zutrauen, die man in der großen Welt erlernet, mit welcher sie umgieng, suchete in einer verehrungswerthen Einsamkeit, eine Zuflucht wider die Verwägenheiten derjenigen Mannsleute: welche, da sie der Geilheit überdrüssig sind, mit der Vernunft Frieden machen, und durch neue Verbindungen einem guten Namen wenigstens einen Schandfleck anhängen. Auf einmal gab sie durch ihre Reden und durch ihre Art sich zu kleiden, zu verstehen, daß sie sich ganz der Andacht ergäbe.

Es war schon damals, wie noch itzt, die Andacht mehr ein Scheinwerk, als eine innere Empfindung, wenn man weiter keinen Rath wußte: entweder weil man alt oder unglücklich war, oder weil man sich übel aufgeführet hatte, so begab man sich in diesen Orden. Man gehörete doch wenigstens jemanden an; man ward wieder jung; der gute Namen erholete sich wieder; und das Glück ward günstiger. Trat man aber noch in der Jugend zu dieser Zunft, hatte man Annehmlichkeiten und Ehre: so ward von einem, als von einem Wunderwerke der göttlichen Gnade geredet. Die Andächtigen strichen eine solche Aufopferung heraus; die

Welt aber rechnete einem auch solche Ansprüche an, die man nicht einmal machen konnte. Allein, man ward endlich gewahr, daß die Andacht eben nicht die Herzen änderte; daß das andächtige Frauenzimmer schlaue Köpfe zu Gewissensräthen, und Dummköpfe zu Beichtvätern annahm; daß sie dem erstern ihre Vollkommenheiten erzählten, und dem andern ihre Sünden verschwiegen; daß das Aeußerliche an ihnen verbessert, und das Innere nur desto lebhafter würde.

Von der Verwunderung schritt man zum Mistrauen, und gieng nicht ohne Zittern mit denjenigen um, die alle acht Tage zum Abendmahle giengen. Die allgemeine Verachtung zog ihnen vollends die Larve vom Gesichte. Man erblickete, wie sie von ihrem vorigen Andachtseifer wieder zur Welt zurückkeheten, und von der Welt, wieder zum ersten Andachtseifer, oder wie sie sich des Anscheines der Andacht zu ihrem Eigennutze bedieneten. Man nennete sie die Scheinheiligen. Ein nachdrücklicher Namen; denn wenn man einmal recht heilig ist, so ist man es in allen Stücken und allezeit.

Die Freunde der Frau Scarron waren also über ihre Veränderung misvergnügt. Die Leute erstaunetеn, daß eine junge Frau, deren Leben bis dahin, gar keiner Besserung bedorfte, sich so plötzlich von der Welt absonderte: gleich, als ob man um fromm zu werden, erst warten müßte, daß die Erschöpfungen des Alters dieselbe nothwendig und nützlich machete; und die Gewohnheit an den Ergeßungen, einem das Belieben daran benähme!

Der

Der Abt Terü, welcher wegen seiner aufsteigenden Dünste, die der Abt Ruccelai, ein Florentiner in Frankreich aufgebracht hatte, nur ein klein Fünkchen Andacht besaß, sagete ihr, sie hätte ihr Gewissen einem gar zu strengen Manne übergeben. Sie hatte den Abt Gobelin zu ihrem Gewissensrathe angenommen. Aus einem Rittmeister, war Gobelin ein Doctor der Sorbonne geworden. Er hatte die Welt bloß darum verlassen, um an seine Seligkeit zu denken, und empfand, wie gefährlich das Wissen demjenigen sey, welcher selig werden will. Er bestrebete sich auch ganz und gar nicht, den Titel eines Doctors durch diejenige Erkenntniß zu behaupten, welche die Gelehrsamkeit mit sich führet; er suchete nichts, als die Gnade. Er brachte seine Sitten in eine gewisse Regel, wählte sich dieselben seinem Stande gemäß, und suchete dieselben in aller Vollkommenheit zu erreichen. Er verband, mit allem Eifer eines Priesters, die Freymüthigkeit eines Soldaten, und machete sich durch seine Strenge einen großen Namen.

Er trieb dasjenige, was man die christliche Einfalt nennet, die so oft der allerweltlichsten Argliß zum Deckmantel dienet, so weit, daß man oftmals hätte glauben sollen, er wäre ein Dummkopf. Er warf sich weg aus Demuth, und machete Trugschlüsse aus Gewissensangst; übrigens war er sehr erleuchtet, und voll von dem Geiste Gottes.

Er hatte übrigens gewisse Fehler an sich, davon die Andacht ihn nicht heilen konnte, eine überaus große Ehrerbiethung gegen die Hohen dieser Welt;

einen ungemeinen Gefallen an Processen, und alles Mistrauen, was einem unruhigen und zanksüchtigem Geiste eigen ist. Sein ganzes Leben hindurch predigte er, processirete, und lag zu Füßen.

Die Frau Scarron, welche nicht begreifen konnte, daß ein Geistlicher sich auch nur den mindesten Eigennutz verstatten könnte, rückte ihm diese Lust zur Zanksucht oftmals vor; und verzieh ihm nur wegen derjenigen unbiegsamen Liebe zur Gerechtigkeit, welche ihn zwang, ohne Unterlaß mit seinen Verwandten, guten Freunden, und vielleicht auch wohl mit Beichtkindern im Processe zu liegen.

Einige dergleichen Schatten in dem Gemälde dieses Gewissensrathes, können nicht verhindern, daß man nicht das Bild eines Heiligen darinnen erkenne d). Er strebete allezeit nach der Vollkommenheit, und begehrete von den armen Sterblichen lauter Riesenschritte. Diejenigen, die nichts als Laulichkeit wünschen, klageten über seine gar zu grosse Strenge. Es ist doch wunderlich genug, daß man bis auf diese Stunde noch nicht weis, worinnen denn eigentlich die Vollkommenheit bestehe; oder was denn lächerlich sey? und dieses in solchen Sachen, an deren Kenntniß uns am meisten gelegen ist.

Der Abt Gobelin verdammete auch die unschuldigen Ergetzungen; wollte, daß man allezeit ein zerknirschtes Herz haben sollte, und glaubete, daß es schwerer wäre, Leidenschaften auszurotten, als dieselben zu ordnen.

Diese

d) Man sehe einen Auszug der Nachricht der Frau von

Diese ersten Vorbereitungen kosteten ihm viel Mühe. Der Abt zankete beständig mit der Frau Scarron über dem Ueberreste ihrer Liebe zur Welt. Allerwegen wünschete man, sie um sich zu haben: sie ward zu allen Lustbarkeiten gebethen; und Herr Gobelin glaubete, daß sie lediglich Gott eigen seyn sollte. Sie kleidete sich sehr ungekünstelt, aber doch mit einer einfältigen Zierlichkeit, und Gobelin glaubete in dieser Zierlichkeit eine Pracht zu finden. „Aber mein Herr, sagete man ihm, es sind ja „nur gemeine Zeuge, es ist schlechte Wäsche, „ein bloßer Etamin: ich trage keine Spitzen, „und das Band ist schwarz. Das ist wahr, „erwiederte er: aber ich weis nicht, wie es kömmt, daß, wenn sie sich auf die Knie legen, ich in ihnen zugleich eine vornehme Frau niederknieen; und eine große Menge Stoff um meine Füße herum liegen sehe, der so angenehm verarbeitet ist, daß ich an allem diesen etwas gar zu Gutes finde.

Sie empfand einen Widerwillen gegen die kleinen Uebungen der Frömmigkeit; vielleicht darum, weil sie von den kleinen Lehren der Religion nicht sonderlich viel glaubete: und Herr Gobelin begehrete von ihr, sie sollte alle Tage zwo Messen hören, und sich den eingeführten Begriffen von dem Rosenkranze und der Anbethung der Bilder gemäß bezeigen. Er sagete, von Rechts wegen sollte ich Ihnen zur Buße auferlegen, alle Reliquien und alle Bilder in der Kirche zu küssen. Dieses that er nun zwar nicht; allein die Frau von

Maintenon hat nach dieſem geſaget: wenn er mir es befohlen hätte, ſo hätte ich ihm zwar gehorchet, ungeachtet ich überzeuget war, daß die ganze Welt mich ausgelachet hätte, und er ſelbſt zu allererſt.

Um ihre außerordentliche Begierde, witzig zu ſeyn, zu bekämpfen, begehrete er von ihr, daß ſie in Geſellſchaften ſich beſtreben ſollte, allen lange Weile zu machen. Allein, man leget den Verſtand nicht ſo bey Seite, wie den Degen. Eine ſolche Ungereimtheit konnte die Frau Scarron ſich nicht abzwingen. Gleichwohl wollte ſie gehorchen. Sie entſchloß ſich darüber, gar nichts zu ſagen. Ihre guten Freunde höhneten ſie darüber aus. Der Abt Terů ſagete ihr: der Abt Gobelin wüßte viel, wie man die Gewiſſen regieren ſollte, und bald würde ſie ſo lächerlich werden, als er. Aber ſie blieb bey ihrem Entſchluſſe, und als ſie bemerkete, daß alles um ſie herum gähnete, und ſie ſelbſt mit gähnen mußte, ſo ermannete ſich ihr Witz wieder, ja es fehlete nicht viel, daß ſie nicht dem Andächtigen, und der ganzen Andacht, den Dienſt aufgekündiget hätte.

Ihre Seele ward ſo laulicht in dieſen Uebungen, daß ſie, nachdem ſie allen Befehlen gehorſamet hatte, endlich an allem zu zweifeln anfieng. Nichts iſt der Religion ſchädlicher, als die Schwärmerey: und der Aberglaube machet vielleicht eben ſo viel Freygeiſter, als die Schwälgerey.

Die Frau Scarron, welche in ihrer Denkungskraft vielmehr verfolget, als auf den rechten

Weg gebracht ward, sah noch keine von denen Ergetzungen, die der Abt Gobelin ihr versprochen hatte; und die aus dem freywilligen, und nicht aus einem erzwungenen Opfer unserer selbst fließen sollen. Der Widerwillen nahm mit der Unterwürfigkeit zugleich zu. Endlich hielt sie diejenigen mystischen Wahrheiten für Hirngespinnste, die ihr zur Last fielen, und sie dennoch nicht schadlos hielten. Die Messe, diese andächtige Handlung eines Katholischen, welcher noch von dem Laster stinket; und die er gleichwohl mit der gewissenhaftesten Begierde abwartet; diese Messe so gar schien ihr verdrüßlich zu seyn. Das Fräulein von Aumale schreibt, ich habe von ihr sagen hören: daß sie von Herzen gern des Sonntags nicht in die Messe gegangen wäre, wenn sie nicht die üble Nachrede der Leute gescheuet hätte.

Der Abt Gobelin begriff gar nicht, daß die wahre Religion, welche daselbst allenthalben groß und majestätisch ist, allwo die Menschen nicht die Niedrigkeit ihrer Seelen hinein gemenget haben, nur darauf abzielet, den Gebrauch der Gaben der Natur in uns vollkommener zu machen, nicht aber dieselben auszurotten; und daß es dem Glauben allerdings in seinen nützlichen und die Vernunft übersteigenden Lehren, an Uebungen nicht fehle; ohne daß man ihn noch mit nichtigen Gebräuchen belästige, die demselben zuwider sind. Gleichwohl milderte er seine Strenge, und erlaubete endlich der Frau Scarron, Verstand und Witz zu haben.

Die-

Dieser Geschmack verunreinigte sie mit der Frau de la Fayette, welche mit Widerwillen ihre kleine Hofstatt dünne werden sah, indessen, daß die Gesellschaft bey der Frau Scarron täglich zunahm. Die Frau de la Fayette wollte die Stelle der Marquise de Sable ersetzen; derjenigen Frau, welcher man die moralischen Gedanken schuldig ist, die kein Mensch mehr liest, und die von Rechts wegen jedermann auswendig wissen sollte. Allein sie konnte sich dabey nicht erhalten. Die Frau von Sable hatte denjenigen Verstand, der sich für alle Stände schicket, und der einer Frau unentbehrlich ist, welche eine Gesellschaft empfangen muß, die sie nicht aussuchen kann. Der junge Adel versammlete sich in ihrem Palaste, lernete die Sprache rechtschaffener Leute reden, und erlangete dadurch ein Vorrecht mit gutem Anstande in der Welt zu erscheinen.

Frau de la Fayette hatte mehrere Gaben, aber sie besaß das Einnehmende nicht, welches den Umgang angenehm und standhaft machet. In ihren Schriften besaß sie tausend Annehmlichkeiten, in ihrem Vortrage aber sehr wenig. Sie war gar zu ungeduldig; bald schmäuchelte sie zu viel, bald war sie zu herrschsüchtig; mit allem diesen heischete sie unendliche Ehrerbiethungen, die sie oftmals mit Hochmuth erwiederte. Ihr Haus ward alsobald leer, ungeachtet des Herzogs von la Rochefoucault; der sich daselbst, wegen einer Gicht, die ihn beständig plagete, und einer Gesichesbildung wegen tröstete, die der König nicht leiden konnte. Troß allem

allem seinem Witze aber, welcher vornehmlich in ganz richtigen Gedanken bestund, welche nur in vertraute Redensarten, auch wohl in Sprüchwörter eingekleidet waren, und dann und wann durch eine besondere Schönheit des Ausdruckes erhoben wurden. Die Frau de la Fayette schrieb alles dieß auf die Frau Scarron; die sie es nach diesem wohl empfinden ließ *e*), daß sie die Ehre gehabt hätte, liebenswürdiger zu seyn, und höher geschätzet zu werden, als sie.

Der Abt Gobelin machete sich den Ekel zu Nutze, welchen seine Beichttochter damals gegen diejenigen Gesellschaften bekam, in welchen man mit so vielem Vergnügen, aber schwerlich im Frieden regieret, um ihre Bekehrung wieder vor die Hand zu nehmen. Sie ließ sich folgsam finden, und that sich durch ihre ordentliche Lebensart dergestalt hervor, daß sie dem Abte Gobelin vollends einen großen Ruhm erwarb.

Auf sein Anrathen begab sie sich in die Straße des Tournelles, von wannen sie oftmals zu den blauen Ordensschwestern gieng: allwo sie von der Marschallinn von Ranzau, die sich dort einkleiden lassen, und von der Frau de St. Bazile, einer überaus gottseligen Frau, die sich oftmals daselbst aufhielt, sehr hochgeschätzet wurde.

In

e) Man sehe ihre Memoires de la Cour de France, allwo sie die Nutzbarkeit der Stiftung von St. Cyr niederschlägt.

In dieser Einsamkeit, aus welcher die lange Weile sie hundertmal hätte vertreiben mögen, legte sie sich sehr auf das Bücherlesen. Coulanges suchete ihr die besten Bücher aus, und schickete ihr alle merkwürdigen Neuigkeiten zu. Ihr Geist nährete sich also mit allem, was selbiges Jahrhundert sinnreiches und weises hervorbrachte. Die Romanen misfielen ihr allezeit; ungeachtet die Scudery ihr persönlich recht wohl gefiel. Die moralischen und historischen Bücher wurden allen andern vorgezogen; und unter diesen vornehmlich die Geschichte der Königinn Elisabeth, das Leben des heiligen Ludwigs, und Plutarch, welcher allen Menschenaltern und allen Jahrhunderten angenehm ist.

Ende des ersten Theils.

Nachrichten,

welche zu der

Geschichte der Frau von Maintenon,

und des verflossenen Jahrhunderts

dienen.

Zweyter Theil.

Das vierte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Die Frau Scarron wird Hofmeiſterinn der königlichen Kinder.

1669.

Die Frau von Maintenon hatte noch nicht alle Sorgfalt für ihre Ehre verlohren. Im Anfange ihrer Leidenſchaft ſchien ſie vom Laſter ſo entfernet zu ſeyn; daß ſie mit Verachtung von den Fehlern der Valliere redete, und ſagete: „Wann „mir dergleichen Unglück widerführe, ſo ließe ich mich „mein Lebenlang nicht ſehen, und würde vor Scham „ſterben.„ Indeſſen erloſchen dieſe Geſinnungen. Es möchte aber nun eine ſtrafbare Behutſamkeit, oder ein tugendhafter Widerſtand ſeyn: ſo vergiengen doch ihre erſten Jahre, ohne den Anſchein begangener Schwachheiten. Die Herzoginn von Valliere hatte den Titel einer Maitreſſe; die Frau

von Montespan aber die Ehre und das Vergnügen derselben.

Endlich bewilligte sie es, auch eine Mutter zu werden. Allein, da sie eben so aufmerksam war, ihre Schwäche zu verbergen, als die Gunst, darinnen sie stund, zu zeigen: so sollte die Geburt ihrer Kinder ein Geheimniß seyn. Diese Vorsichtigkeit nun hätte ihnen leicht tödlich werden können. Niemand merkte ihre Schwangerschaft: und unter denjenigen Kleidertrachten, deren Schiedsrichterinn sie war, und die nach ihrem Sinne wechselten, aber allezeit beliebet und gepriesen wurden, erfand sie eine, die gewiß den schönen und tadelfreyen Leibesgestalten nicht ihr vortheilhaft war.

Gleichwohl mußten diese Kinder erzogen werden. Man suchete also eine Frau, die verschwiegen, und zu solcher Erziehung geschickt wäre. Die Frau von Montespan warf ihre Augen auf die Frau Scarron, als auf eine ihrer Creaturen. Man saget, diese Wahl habe Ludewigen mißfallen. Da aber die Mutter glaubete, sie könnte keine bessere treffen: so ließ sie derselben durch die Frau von Hudicourt vorschlagen: ob sie sich zur Erziehung eines Kindes entschließen wollte, welches einen großen König zum Vater hätte. Diese Worte wurden so geheimniß voll gesaget; der Zustand der Frau von Montespan war noch so unentschieden, und die Gerüchte von ihrer Liebe mit dem Lauzün noch so neu: daß die Frau Scarron es abschlug. Vvonne erhielt nichts mehr bey ihr, als die Frau von Hudicourt; und Richelieu nichts mehr, als Vvonne.

Diese

Diese Weigerung misfiel nun sehr. Allein die Frau Scarron war so unentbehrlich und so standhaft, daß man den Louvois an sie schicken mußte. Der Abt Gobelin urtheilete: die Schwachheiten der Frau von Montespan zu verhölen, ware mehr eine Handlung christlicher Liebe, als eine Verletzung der Tugend. Sie erwiederte also dem Minister: „Gehöret das Kind dem Könige, so will ichs „wohl thun. Allein auf diesen Fall muß er mirs „selbst befehlen. Der Frau von Montespan ih„re Kinder würde ich nicht übernehmen.„

Auch diese Antwort misfiel. Indessen ließ man sie nach Hofe kommen; und der König befahl ihr, sich des Kindes anzunehmen, welches die Frau von Montespan ihr liefern würde *). Diese Stelle führte eigentlich nichts verächtliches bey sich. Die Frau von Colbert hatte die Prinzessinn von Blois erzogen. Und nachmals ward die Marquisinn von Sabliere zur Hofmeisterinn des Fräuleins von Nantes und von Tours vorgeschlagen **).

Die Frau Scarron, die selbst durch ihren guten Ruf, gegen allen Verdacht einer Theilnehmung an dem Wesen der Frau von Montespan gesichert ward, übernahm also mit Freuden das mühsame Amt, welches sie zum eingezogenen Leben verdammete. Sie kündigte allen ihren Bekanntschaften den Entwurf ihrer künftigen Lebensart an. Ihre

*) Memoires de Mlle d'A. . .

**) S. die Briefe der Sevigne vom 18 Oct. 1680.

Freunde verspotteten sie. Der Abt Testi sagete ihr vorher: Sie würde es bald überdrüssig werden. Die Frauen von Albret und von Richelieu, bathen sie, sich ihrer Freundschaft zu erinnern.

Aus Furcht, durch öftere Besuche von ihren Pflichten abgehalten zu werden; miethete sie sich ein Haus, am Ende der Vorstadt St. Germain, wo sie, ihrem Vorgeben nach, einsam, und von aller Welt, außer von wenigen Freunden, unbesuchet leben wollte. Und, um allen Argwohn zu vermeiden, setzete sie hinzu: daß die Erziehung eines Kindes sie vor dem Verdrusse der Einsamkeit versichern würde. Sie bath auch die Frau von Hudicourt, ihr dero Tochter anzuvertrauen *).

Die Frau von Montespan kam in einem entlegenen Hause, und mit allen Behutsamkeiten des größten Geheimnisses nieder. Clement, der Beystand der Gebährerinnen, kam mit verbundenen Augen, und muthmaßete so wenig auf den Vater des Kindes, daß er sich auch von dem anwesenden Könige zu trinken einschenken ließ. Als die Beylage ihr anvertrauet werden sollte, nimmt die Frau von Maintenon eine Miethkutsche aus einer entlegenen Gasse, tritt zur Frau von Montespan mit einer Larve vorm Gesichte hinein, nimmt das Kind in ihre Scherse, und nimmt die Masque im Herausgehen wieder vor; nicht ohne große Furcht, das Geheimniß möchte verrathen werden.

Ihre

*) Die nachmalige Gräfinn von Montzon, Hofdame der Herzoginn von Burgund.

Ihre große Empfindlichkeit machete ihr eine Bedienung, die schon an sich so mühsam war, noch beschwerlicher. Sie stund ihr nicht als eine Tagelöhnerinn vor, sondern als eine Philosophinn, die da weis, wie sehr das Leben und die Gemüthsart der Großen den Menschen nützen oder schaden kann. Sie opferte ihrer Pflicht alle Gesellschaften auf, deren Vergnügen sie war, ihren Schlaf, ihre Schönheit, ihre Ergetzungen. Selbst ihre Ehre litt dabey. Denn als sie das Fräulein Balbien zu dem Prinzen haben wollte: so schlugens ihre Aeltern mit den Worten ab: das sieht sehr übel aus! Gewiß sind es einige Bastarte, die sie von ihren Liebhabern gehabt hat.„

Die Fruchtbarkeit der Frau von Montespan drohete ihr eine lange Sklaverey. Sie kam nochmals zu St. Germain nieder. Man wagete es nicht, die Frau Scarron ins Schloß zu bringen. Lauzün empfieng das Kind; man hatte nicht Zeit es zu windeln. Man wickelte es nur in Tücher. Er nahm es in seinen Mantel, durchkreuzete der Königinn Zimmer, voll Zitterns, daß es nicht etwa schreyen möchte, und trug es zur Kutsche der Frau Scarron, die im kleinen Thiergarten hielt, und es erwartete.

Die Frau von Montespan sah, daß jedes Kind gleichsam ein neues Band ward; und daß die Zärtlichkeiten eines Vaters, den Unbestand des Liebhabers fesselten: und kam also jährlich nieder. Die Frau Scarron hatte nicht einmal Zeit Athem zu holen, und durfte solche nicht einmal hoffen. Man

kannnte ihre Munterkeit zu wohl, als daß man die neuen Kinder jemanden anders anvertrauet hätte. An statt eines einzigen, das man ihr versprochen hatte, bekam sie drey. Man gab ihr ein schönes großes Haus bey Vaugirard, Bediente, Kutsche und Pferde; mit einem Worte, alles, was nur zween Tage lang gefällt.

Um ihr Geheimniß besser zu verbergen, flog sie die Nacht durch an allen denen Oertern herum, wo diese Prinzen verpfleget wurden. Des Morgens besuchete sie ihre Freundinnen, als ob sie wohlgeschlafen hätte; und Nachmittage, empfieng sie Besuch bey sich. Diese Behutsamkeiten hinderten gleichwohl die Neugierde nicht, ihrem Geheimnisse nachzuforschen; und daß es die Hofleute nicht hätten errathen sollen. So bald man den Namen Montespan nannte, ward sie roth. Diese Neigung zum Erröthen, zu heben, ließ sie sich zur Ader. Sie schwächete dadurch ihre Gesundheit, und erröthete gleichwohl.

Colbert, der eben so neugierig war, als die andern, aber mehr Grund hatte, es zu seyn, wollte wissen: ob es wahr wäre, daß sie Kinder erzöge? Die Frau von Valliere regierete nur noch aus Gewohnheit. Die Frau von Montespan spielete täglich bey der Königinn. Er gieng also zur Frau Scarron, und, um sie zu überraschen, trat er ungemeldet hinein. Sie herzte eben eins von diesen Prinzchen. Allein, ohne verwirrt zu werden, schaffete sie es ihm geschwind aus den Augen, ließ es als ein Pack leinen Zeug wegtragen, und unterhielt

hielt den Minister mit so kaltem Geblüte, daß er völlig betrogen ward, oder doch so schien *).

Sie gewann diese Kinder recht zärtlich lieb: denn durch alle diese Sorgfalt für sie, erwarb sie sich das Recht, sie noch mehr, als ihre eigene Mutter zu lieben. Der erste starb, und sie war untröstlich darüber. Der zweyte ward Herzog du Maine. Man weis, wie viel sie seit seiner Kindheit für ihn ausgestanden; und wie werth er ihr bis an sein Ende gewesen. Ihre Briefe an den Abt Gobelin zeigen, wie viel Widersprüche sie von Seiten der Frau von Montespan zu erdulden gehabt, die bey weitem nicht so zärtlich und mitleidig war; und sie wegen ihres Bekümmernisse, mehr verhöhnte, als ihr dafür dankte. Als eine Feuersbrunst das Haus, wo die Prinzen versteckt waren, ergriffen hatte; schickete die Frau Scarron, aus Schrecken darüber, einen Bothen an sie. Die Antwort der Mutter war: „das ist mir lieb: denn „das Feuer bedeutet Glück.„

Bey den öftern Reisen, so sie nach Hofe that, besuchete sie die Frau von Montespan mit unendlich vieler Behutsamkeit. Die Frau von Ludicour, ihre beyderseitige Freundinn, hatte ein Zimmer daselbst, wohin beyde sich begaben: die Frau von Montespan, um ihre Kinder zu sehen; die Frau Scarron aber, um zu seufzen, daß sie selbige so wenig liebete. Sie vergaßen sich bisweilen Stundenlang, in dem Vergnügen eines muntern Umgan-

*) Memoir. de Montpentsier, T. VI. p. 260

ges ohne Zwang. Eines Tages fragete der König nach der Frau von Monteſpan: „Sie iſt, verſe„ßete die Frau von Hudicour, mit der Frau „Scarron beyſammen; und beyde reden ſo ge„lehrt und erhaben, daß ich davon gieng; weil ich „nichts davon verſtund.„ Von dem Augenblicke an bekam der König einen Abſcheu vor der Hofmeiſterinn.

Die Frau von Hudicour bemühete ſich, aus einer Vertrauten der Frau von Monteſpan ihre Nebenbuhlerinn zu werden *). Sie gefiel aber ſo wenig, daß man ihr ſolch Vorhaben verzieh. Man ſprach ſie wieder, ohne ſie darüber zur Rede zu ſetzen. Man war ihrer Spaßhaftigkeit gewohnt. Sie rührete die Einbildungskraft nicht. Man brauchete ſie zwar nicht; aber man war ſie gewohnt. Heute war ſie in dem offenen Wagen, oder in dem Boote des Königes; morgen in der verdrüßlichſten Geſellſchaft zu Paris. Man gab ihr ein Zimmer bey Hofe; aber bey dem geringſten Bedürfniſſe deſſelben, ſchlackete man ſie wieder fort. Man hätte ſagen können, daß ſie täglich aus der Gunſt in Ungnade fiele, und aus dieſer in jene gelangte: ſie war aber von beyden gleich weit entfernet.

Die Frau Scarron hatte ihr allerley Begegnungen zu vergeben, die der Ehre, der Erkenntlichkeit und Freundſchaft zuwider waren. Sie überführete ſie, daß ſie der Frau von Albret eine Eiferſucht gegen ſie beygebracht hätte; die Frau von Richelieu,

*) Lettr. de Sevigne 1670.

chelieu, verbeth der Frau von Hudicour ihr Haus: der Marschall von Albret betraf sie mit dem Herzoge von Bethune; und schwatzete alles aus, was er gesehen hatte. Allein die Frau Scarron verdoppelte ihre Sorgfalt gegen die kleine Hudicour, die keine Schuld an den Fehlern ihrer Mutter hatte; und bald für eine Muhme, bald für die Schwester der Prinzen gehalten ward.

Ihre Absicht bey Uebernahme der Auferziehung war, einige Gnade vom Könige zu erhalten; die ihr alle die Bemühungen vergelten, und ihr ein ruhiges und unabhängliches Leben verschaffen könnte. Diese Hoffnung aber stund noch in weitem Felde. Die Frau von Montespan bath nicht für sie: entweder, weil sie das Herz nicht hatte, sie dem Könige zu nennen, oder weil sie eine so nügliche Person zu verlieren fürchtete. Die Frau Scarron, die das Vergnügen in die Welt lockete, und doch durch die Zärtlichkeit gegen ihre Zöglinge in der Sklaverey gehalten ward, widmete sich herzhaft allen Mühseligkeiten ihres Zustandes, für 2000 Livres Besoldung, mit Verluste ihrer Freyheit, und mit dem Mizvergnügen, zu wissen: daß sie dem Könige misfiele.

Der Abscheu dieses Herrn wuchs jedesmal, wenn er sie reden hörte, so oft er die Frau von Maintenon mit der Hofmeisterinn antraf. Er liebete den Witz; aber er konnte die Praleren damit nicht leiden. Er sah die Frau Scarron wie eine gefährliche Pedantinn an, und für eine Frau, die durch den Umgang mit einem Poeten verderbet worden. Er nannte sie nur die hochtrabende Schwätze-

rinn (precieuse) oder die Witzige, (le bel Esprit). So bald er kam, entfernte sie sich geschwind. Wann die Kinder nach St. Germain kamen, wurden sie von der Amme dargestellet. Die Frau Scarron aber wartete in dem Vorzimmer, bis der König wieder weg war, und die eigensinnige Gebietherinn sie rief; um sie durch ein Paar günstige Worte zu trösten, oder durch ungerechte Vorwürfe zu betrüben.

Indessen erhob die Amme einmal durch ein ungekünsteltes Wort die Dienste der Frau Scarron so nachdrücklich, als sie es immer selbst hätte thun können. Der König fragete: wem diese Kinder gehöreten, die sie da brächte? „Ich bilde mir ein, sa„gete sie, daß es Bastarte irgend eines Herzogs oder „Parlamentspräsidenten sind. Was die Mutter an„langet: so muß ich aus den Bewegungen unserer „Frau bey jedem Uebel, das sie betrifft, schließen: „daß es niemand anders, als sie selbst seyn könne.„

Zwey-

Zweytes Hauptſtück.

Die Frau Scarron bey Hofe.

Der König wollte, daß ſeine Kinder vor ſeinen Augen erzogen werden ſollten. Man gab ihnen alſo ein Zimmer bey Hofe. Die Frau Scarron ſetzete ihre Sorgfalt fort, aber allezeit mit der befohlnen Heimlichkeit. Die Herzoginn von Valliere ward nur durch die übrigen beym Könige erhalten. Allein, ob ſie gleich der Untreue ihres Liebhabers verſichert war, ſo war ſie es doch nicht von den Schwachheiten ihrer Nebenbuhlerinn. Die Königinn hub an, die öfteren Abweſenheiten ihrer Staatsdame nicht mehr den Blähungen und den Kopfſchmerzen zuzuſchreiben. Allein die Frau von Richelieu ſprach ihr wieder Muth ein, und verſicherte ſie: daß ſie allezeit ſelb-dritte, mit der Frau von Monteſpan beym Könige wäre.

So bald man die Frau Scarron bey Hofe ſah, ergwöhnte man, daß ſie weniger Prinzen erzöge, als zum Vergnügen des Königes dienete. Es war nichts, daß ſie ihre Jugend aufgeopfert hatte: ſie mußte auch noch ihren Ruf aufopfern. Da die Umſtände ſie drungen, und der Abt Gobelin ſie aufmunterte, ja die Hoffnung ſie unterſtützte; überließ ſie ſich ohne Murren dem Verdachte des zweydeutigſten Zuſtandes von der Welt. Die Frau von Monteſpan ſah und ſprach niemanden, als ſie. Die

Frau

Frau von Hudicour wagete sich nicht, wieder zu erscheinen. Die Frau von Coulanges, deren Verstand dem Hofe eine Würde gab *), hatte wegen ihrer Schwatzhaftigkeit misfallen. Die Frau Scarron allein, ward der Frau von Montespan täglich bekannter, nothwendiger, und angenehmer. Damals fieng zwischen ihnen die Vertraulichkeit an, die gar zu besondere Folgen hatte; als daß die eine sie vorher sehen, die andere sie wünschen, und jemand von ihren Freunden sich selbige hätte einbilden können.

Die Frau von Montespan ließ sie alle Abende rufen, und sprach mit ihr, indem sie sich auskleiden ließ, und nachdem sie sich niedergeleget hatte. Sie mußte einen muntern und flüchtigen Umgang haben, um sich nach den Unterredungen mit dem Könige wieder zu erholen; der zwar sehr verliebt, aber auch sehr trocken in Gesprächen war. Diese langen Gespräche misfielen Ludewigen, welcher die Schwachheit hatte, sich vor witzigen Leuten zu fürchten **). Er sah auch an seiner Gebietherinn schon mehr Ordnung im Denken, und mehr Nachsinnen. Er argwöhnete, daß ihre Vertraute ihr diesen Trieb zu Hofränken, und diesen Geschmack an Gelehrsamkeit einflößete, die ihm so sehr misfielen. „Was „finden sie doch für eine Erholung, fragete er sie, „an den langen Unterredungen mit einer hochtraben„den Schwätzerinn? Wollen sie sich auch von ihr „anste-

*) Lettres de M. de Sevigné.

**) Traun! lauter schöne Eigenschaften, des so angebethe-

„anſtecken laſſen?„ Es mochte nun Eiferſucht, oder Eigenſinn ſeyn, kurz, er verlangete es von ihr, als ein Opfer, daß ſie nicht mehr des Abends mit der Frau Scarron reden ſollte. So bald er von ihr weg war, kam die Frau Scarron gewöhnlicher Weiſe herein. Man ſagete ihr kein Wort. Sie eröffnete das Geſpräch; bekam aber keine Antwort. Sie fuhr fort. Kein Wort! „Ich verſtehe es „ſchon, ſagete ſie, man hat Ihnen verbothen, „mit mir zu ſprechen. Ich will mich dieſes Verbothes ſogleich, meinem Schlafe zum „beſten, bedienen. Die Frau von Monteſpan konnte ſich des Lachens nicht enthalten; geſtund ihr alles, und hielt das gegebene Wort, nicht mehr mit ihr zu reden, ſehr ſchlecht.

Allein, dieſe geheime Gunſt, ward durch viele Beſchwerden erkaufet. Die Frau von Monteſpan, ließ ſie alle Ungleichheiten ihrer Gemüthsart fühlen. Sie hatte nämlich allen Eigenſinn ihres Geſchlechtes, und alle Unruhen ihres Platzes bey Hofe. Bald war ſie von der Frau Scarron bezaubert, und vertrauete ihr alles aufs freundſchaftlichſte. Bald gab ſie ihr aufs herrſchſüchtigſte den Abſchied, und begegnete ihr, als einer Kammerfrau; da ſie doch eine Frau war, die nur des Königs, und nicht ihre Kinder zu erziehen übernommen hatte: und die ſolches eben ſowohl zu ſagen, als merken zu laſſen wußte. Doch

tem Ludwigs, des Vollkommenſten unter allen Sterblichen! Allein, wie viele ſeines gleichen ſitzen nicht noch im Purpur!

Doch dieſe Zwiſtigkeiten wurden nicht bekannt. Der König erfuhr nichts davon; die Verſöhnung folgte bald, und jede Zwietracht vermehrete das Anſehen der Hofmeiſterinn. Ihr Geſchmack am Umgange zog ſie oft nach Paris: und die Krankheit des Herzogs von Maine hielt ſie etliche Monathe daſelbſt. Hier erholete ſie ſich nach den Verdrüßlichkeiten des Hofes; und lachete, mitten unter auserleſenen Geſellſchaften, über die ſchwarzen Kümmerniſſe und traurigen Beluſtigungen der Frauen zu St. Germain; über die beſtändigen Raſereyen Lauzüns, über den Verzweiflungen der Valliere, und über die abſcheulichen Bewegungen des Landes, welches ſie ſo wohl kannte *). Die Frau von Fayette, die Marquiſinn von Sevigne, die Coulangen, der Abt Tetü, der Herzog von Rochefoucault, Barillon, und andere machten dieſe reizende Geſellſchaft aus.

Drit-

*) Die Frau Scarron ſpeiſet alle Abende bey uns. Ihre Geſellſchaft iſt unvergleichlich. Sie hat einen liebenswürdigen, und ungemein richtigen Verſtand. Es iſt ein Vergnügen, ſie reden zu hören. Ihr werdets

Drittes Hauptſtück.

Die Frau von Richelieu wird Staatsdame.

Die Frau von Monteſpan miſchete ſich in alle Geſchäffte, und vergab die ſchönſten Stellen bey Hofe. In Frankreich iſt die Gebietherinn des Königes faſt nothwendig ein Staatsminiſter. Die Frau Scarron aber ward über die kützlichſten Sachen zu Rathe gezogen. Die Geliebte brauchte einen geſetzten Kopf, der die Lebhaftigkeit des ihrigen mäßigen konnte. Täglich erſparte man ihr Vergehungen, oder lenkete ſie zu nützlichen Anſtalten. Man half ihr glücklich wählen; kurz, durch gute Anſchläge verhalf man ihr zu dem Anſehen, ohne welches, die Schande der Laſter, wodurch dieſe Stelle erkaufet wird, ganz auf diejenige Perſon fällt, die ſelbige bekleidet.

Die Frau von Montauſier ſtarb. Ihre Bedienung, als Staatsdame der Königinn, ward ſo gar von denjenigen geſuchet, deren Ehrbegierde lächerlich war. Die eine berief ſich auf die Verdienſte

niemals vergeſſen. Sie iſt beſcheiden, doch prächtig gekleidet. Sie iſt liebenswürdig, ſchön, gütig, und ungekünſtelt. Ihr werdet in dieſem Lande nicht angegriffen, ohne tüchtig vertheidiget zu werden. Letr. de Seyig. à Mad. de Grignan. von 1672 1673.

ſie ihrer Vorfahren; die andere auf ihre ſtrenge Frömmigkeit, ſo wie die Königinn ſie haben mußte; die dritte auf eine ſanfte und einnehmende Tugend, wie ſie der König gern hatte. Dieſe rechnete auf die Beſchirmung der Frau von Valliere; jene auf den Geſchmack ihrer Majeſtäten; die Frau von Crequi auf den Grafen Lauzün; die Frau von Richelieu aber auf die Erkenntlichkeit der Frau von Montespan. Der Herzog von Montauzier hätte gern ſeine Tochter, die Frau von Cruſſol vorgeſchlagen: allein in dem Verdruſſe über den Vorwand von ihrer Jugend, rief er aus: Das abſcheuliche Land! wo nur die Maitreſſen und Miniſter die Macht in Händen haben! Der König erfuhr dieſe Worte, ließ den Montauſier fodern, verwies ihm ſeine Hitze mit Sanftmuth; und rächete ſich nächſten Tages, indem er die Frau von Cruſſol zur Hofdame machte.

Indeſſen ſtrebeten die Herzoginnen von Crequi und von Richelieu, ſehr lebhaft nach dem erſten Platze: und ihre Bemühungen theilten den Hof. Die Frau von Montespan empfand es ſehr übel, daß Lauzün andere Abſichten hatte, als ſie. Lauzün bath ſie, eine Clientinn zu verlaſſen, die dem Könige misfiel. Die Frau Scarron beſchwor ſie bey allen Trieben der Ehre und Freundſchaft, dasjenige zu behaupten, was ſie einmal unternommen hatte. Ludewig war zwiſchen ſeinen

*) Hat die Frau Scarron dazu was beygetragen, ſo iſt ſie beneidens werth. Ihre Freude iſt gewiß die dauer-

ſeinem Lieblinge und ſeiner Gebietherinn unſchlüſſig; hatte gleich ſtarke Gründe auf beyden Theilen, und befahl, ſie ſollten ſich vereinigen.

Keiner von beyden wollte weichen: die Frau von Monteſpan nicht, weil ſie von der Frau Scarron unterſtützet ward; Lauzûn nicht, weil er des Königs Schweſter verſprochen hatte, die Herzoginn von Crequi zu verſorgen. Die Unſchlüſſigkeit des Königes machete ſie furchtſam, daß er auf eine dritte Perſon fallen möchte. Und ſo entſtund ein offenbarer Bruch zwiſchen dem Grafen und der Geliebten. Der Graf belagerte den König den ganzen Tag: des Nachts vernichtete die Marquiſinn ſein Werk. Lauzûn war heftig und kühn, und ſchmähete überlaut auf die Frau von Monteſpan; griff ihre Sitten an, und redete ſogar von ihren Reizungen übels. Sie beklagete ſich darüber gegen den König, der, ſie dafür zu rächen, den 21 Nov. die Herzoginn von Richelieu *) zur Staatsdame ernannte. Lauzûns Wuth brach hierüber noch gewaltiger aus. Ludewig verwies es ſeinem Lieblinge, der ihn bath, ihn mit der Marquiſinn wieder auszuſöhnen. Die Frau von Monteſpan und Lauzûn verſprachen einander eine vollkommene Vergeſſenheit des Vergangenen, und eine unverbrüchliche Freundſchaft aufs Künftige.

Vier-

*) haſteſte, ſo man in dieſer Welt haben kann. Letter. de Sev. den 6 Dec. 1671.

Viertes Hauptstück.

Lauzün und die Prinzessinn von Montpensier.

Dieser Mann hatte ein seltsames Schicksal. Ein gascnischer jüngerer Bruder, ohne Vermögen, ohne einen wirklichen Verstand, ohne besondere Gaben, ward, nachdem er des Königs Nebenbuhler gewesen, gar sein Vertrauter, und war auf dem Puncte sein Schwager zu werden; näherte sich aber dem Throne bloß, um in ein langes und hartes Gefängniß zu fallen; woraus er nur kam, um einen König zu retten, alt zu werden, und von seiner Zeit gehasset, von der unsrigen aber verachtet zu werden. Er gefiel den Weibern, ohne daß er sie liebete; ließ das größte Glück aus seinen Händen, ohne es zu bedauren; ward unglücklich, ohne Verschulden; und starb, aller seiner berühmten Abentheuer ungeachtet, als ein Vergessener.

Er zählete die Menge seiner Eroberungen, nach der Zahl seiner Angriffe. Alle Weiber fielen in seine Schlingen; und alle erschracken über ihren Fall. Diese liebete ihn aus Schwachheit, jene, sich dadurch ein Ansehen zu geben; aber keine war eifersüchtig, und wenige wurden ihm ungetreu. Zu Venedig und zu Florenz gelung es ihm eben so, wie zu Paris. Die Königinn von Portugall, die ihn

hatte

hatte heurathen wollen, ehe ſie den Thron beſtieg; hatte die Luſt dazu noch nicht verlohren, nachdem ſie ihn beſtiegen hatte *).

Er gefiel alſo der Prinzeſſinn von Montpenſier auch: und die Enkelinn Heinrichs des Groſſen, die ſo viele Prinzen nicht gemocht, und ſo vielen Königen den Korb gegeben hatte, ſeufzete in einem Alter von vier und vierzig Jahren, nach einem ſchlechten Edelmanne. Die Unanſtändigkeit dieſes Geſtändniſſes hätte ſonder Zweifel dieſelbe zurück gehalten, wenn ihr Herz nicht vor Liebe gebrannt hätte. In der Reiſe nach Flandern, wo Ludewig mitten unter Luſtbarkeiten und Vergnügungen auf den Einfall in Holland dachte, folgete die Prinzeſſinn mehr dem Lauzún, als ſie die Königinn begleitete. Drey Monathe nach dem erſten Geſpräche mit ihm, erklärete ſie ihm ihre Neigung durch einen Brief, den ſie ihm mitten im Louvre gab. Er las die Worte darinnen:

Der Graf von Lauzún iſt derjenige, den ich liebe, und den ich heurathen will.

Lauzún hatte das Herz nicht, ſeinen Augen zu glauben. Allein des folgenden Tages wiederholete ſie ihm eben das tauſend mal. Er ſtellete ſich, als ob er noch daran zweifelte. Die Prinzeſſinn aber überführete ihn mit Thränen. Er beſchwor ſie, an ihre Ehre zu denken! Sie antwortete: der liebenswürdigſte Mann iſt mir der allervornehmſte.

*) Memoir. de Montpenſier, T. VI. p. 53.

Er warf sich ihr also zu Füßen, und stellete sein Schicksal in ihre Hand.

Die beyden Liebhaber dachten nun auf die Erlaubniß des Königes. Die Prinzessinn schrieb zwanzig Briefe darüber, zerriß sie aber alle wieder, und hatte das Herz nicht, selbst davon zu reden. Lauzün fürchtete den Widerstand der Frau von Montespan. Um sie nun auf seine Seite zu bringen, versprach er ihr die Heurath ihrer Nichte, des Fräuleins von Thianges, mit dem Herzoge von Nevers zu Stande zu bringen. Und das gelung ihm. Als der König den öftern Besuch Lauzüns bey seiner Muhme erfuhr, setzete er ihn darüber oft zur Rede. Der Liebling antwortete mit so vieler Demuth, daß die Frau von Montespan den König bath, sich seinem Glücke nicht zu widersetzen. Der Tod Henriettens von England, hatte Gelegenheit gegeben, Heurathsvorschläge zwischen dem Herzoge von Orleans, und der Muhme des Königes zu thun. Der Prinz machete so wenig aus dem Frauenzimmer, daß er auch eine alte geheurathet haben würde. Die Prinzessinn aber liebete den Lauzün so sehr, daß sie ihn auch dem größten Könige der Welt vorgezogen hätte.

Die Frau Scarron rieth der Frau von Montespan sehr nachdrücklich, eine so lächerliche Heurath zu stören. Man wandte ihr das gegebene Wort ein.

*) Dieß scheinet etwas zu sagen, saget aber in der That nichts. Denn nahm der Herzog von Lothringen den Vorschlag an, ein Land, das Millionen trägt, für

ein. Man ſtellete vor, daß die Ueberlegung dem ſchnellen Einfalle vorgehen, und man mehr an die Ehre des Königes, als an die Erkenntlichkeit gegen den Lauzún, denken müßte: der ohne dieß ſchon mächtig genug wäre, ohne ſein Anſehen noch durch eine ſo große Heurath zu vergrößern. Dieſer Rath würde dem Könige viel Vergehungen, der Prinzeſſinn viel Gelächter und Verdruß, dem Lauzún ein langes Unglück, dem königlichen Hauſe eine unanſtändige Furcht, ja dem Adel ſelbſt einen großen Schimpf erſparet haben.

Lauzún ſchickete einen Edelmann an den Herzog von Lothringen, der ſeiner Länder beraubet war, und both ihm 50000 Livres jährliche Einkünfte an, wenn er ihm ſeine Rechte abtreten wollte. Der Herzog nahm dieſes Anerbiethen als ein Herr auf, der wenig Hoffnung hatte, wieder in Beſitz ſeines Landes zu kommen; und dem ſeine Verſchwendung, und ſein Unglück auch ſo gar den Troſt der Wucherer abgeſchnitten hatten *).

Die Prinzeſſinn von Montpenſier, die durch ihren Stand, und durch ihre Liebe verdammet war, um einen Gemahl zu bitten, ſchrieb einen langen Brief an den König, der voller Leidenſchaft und Ehrfurcht war. Der König antwortete durch einen Zettel, daß ſie ſich in einer ſo wichtigen Sache nicht übereilen möchte; und gab endlich ſeine Bewilligung

* eine Kleinigkeit hinzugeben; warum ſchloß Lauzún nicht? Als Herzog von Lothringen hätte er ſeine Prinzeſſinn ſchon bekommen.

mit dem Bedinge, daß die Angehörigen Lauzüns ihn um diese Gnade bitten sollten, und daß die Prinzessinn selbst kommen, und ihn bitten möchte, ihr einen Edelmann zum Manne zu geben. Die Prinzessinn lief zum Könige; beschwor ihn, das Glück ihres Lebens zu machen, und versicherte ihn, daß eine Versagung ihr das Leben kosten würde.

Einen Augenblick hernach traten die Herzoge von Crequi, und von Montauzier, der Marschall von Albret, und der Marquis von Guitri herein, und sageten: daß die Herzoge und Pairs den ausländischen Fürsten gleich wären; daß Lauzün dieses Titels fähig wäre: und daß, nachdem der König in die Heurath der Schwester der Prinzessinn von Montpensier mit dem Herzoge von Guise gewilliget; so könne er auch diese Heurath nicht abschlagen, ohne den hohen Adel des Königreiches zu kränken. Dieß wäre auch nicht das erste mal, daß das Blut der Edelleute mit dem Blute der Götter vermischet worden.

Der König erstaunete über die Hitze seiner Muhme, zuckete die Achseln, und sprach: „Sie ist fünf „und vierzig Jahre alt; sie thue, was ihr ge„fällt.„ Gleichwohl war er über die Protestationen gerühret, die man gegen ihn that, daß die Hoffnung, sich mit dem Blute der Könige zu verbinden, den französischen Adel zu den größten Dingen treiben würde. Der Cardinal von Richelieu hatte ganz andere Grundsätze. „Ein Prinz vom Geblüte, „sagete er, kann, ohne sich zu erniedrigen, „ein Fräulein heurathen. Aber eine Prinzes„sinn

„sinn kann, ohne ihre Beschimpfung, keinen „schlechten Edelmann nehmen.„ Gleichwohl hatte eine Königinn von Frankreich einen genommen.

Die Heurath ward indessen bekannt gemachet. Die Prinzessinn und Lauzún empfiengen die Glückwünsche von ganz Frankreich. Die Prinzessinn giebt ihrem Liebhaber zwey und zwanzig Millionen. Der Vergleich wird aufgesetzet. Lauzún, anstatt zu schließen, beschäfftiget sich eines Tages, einen Herzog von Montpensier vorzustellen. Drey Tage hernach stellen die Königinn, der Herzog von Orleans, und der Prinz von Conde, dem Könige das Unrecht vor, welches diese Heurath dem königlichen Hause thun würde. Sie sageten ihm: es würde öffentlich ausgebreitet: diese Heurath wäre sein Werk, und man klagte ihn an, daß er seine Muhme seinem Lieblinge aufopfere. Der König ließ hierauf den Herrn von Lauzún und die Prinzessinn von Montpensier vor sich fodern; und, anstatt ihren Contract zu unterzeichnen, wie er versprochen hatte, verboth er ihnen, weiter darinnen zu gehen.

Lauzún erhielt diesen Befehl mit aller der Ehrfurcht, mit aller der Standhaftigkeit, und aller der Verzweiflung, welche ein so großer Fall erfoderte: er schien dadurch seines Glückes würdig geworden zu seyn. Die Prinzessinn aber brach in Thränen,

Leben der Fr. von Longueville, durch den Herrn von Villeroke.

Schreyen und Klagen aus. Sie sagete zum Könige: Sire! was wird der arme Lauzün bey diesem Befehle anfangen? und was soll ich selbst machen? Sie warf sich ihm zu Füßen, und, indem sie sich das Gesicht mit dem Schnupftuche verdeckete, um ihre Thränen und Verwirrung zu verbergen, setzete sie hinzu: ich spiele hier eine Rolle, die mich ganz schamroth machen müßte, wenn nicht Eurer Majestät Einwilligung mir ein Recht dazu gegeben hätte. Selbst Dero Beyspiel hat mich gelehret, den Lauzün zu lieben. Der König erwiederte: ich will ihn in einen solchen Stand setzen, daß er keines einzigen Menschen Glück beneiden dörfe. Aber meine liebe Muhme, versprechen Sie mir, nichts ohne meinen Willen zu thun. Ich verspreche nichts! antwortete die Prinzessinn, und gieng hitzig davon.

Als sie wieder in ihr Gemach kam, hielt sich die Frau von Nogent, eine Schwester des Lauzüns, und die dem Dienste der Prinzessinn ergeben war, bey ihrer beyderseits niedergeschlagenen Gemüthern auf, und schlug ihnen vor, eine Heurath zu vollziehen, welcher nur noch die Kirchengebräuche fehleten. Ein Priester gab ihnen also den Ehesegen. Lauzün schmäuchelte sich, er würde den König durch siegreiche Schlachten und andere Gefälligkeiten noch erweichen können; die Prinzessinn von Montpensier aber, daß ihr solcher

ches durch die Traurigkeit und durch Thränen gelingen würde.

Es breitete ſich ein Gerücht aus, dieſe Vermählung würde dennoch vor ſich gehen, und des Königes Gnade gegen den Lauzün, würde die Ungleichheit des Standes überwiegen. Der Adel murrete wider den vermeyntlichen Schimpf, welcher ihm angethan wäre. Ludwig ſchrieb an alle ſeine Geſandten an fremden Höfen, und meldete ihnen: er hätte dem Herzoge von Crequi, dem Marquis von Guitri, und dem Herzoge von Montauzier geſaget: er würde niemals zulaſſen, daß die Prinzeſſinn einen Prinzen heurathete, welcher ſein Unterthan wäre; unter dem ganzen Adel von Frankreich aber könnte ſie ſich erleſen, welchen ſie wollte, nur den Lauzün nicht; und alsdann wolle er ſie ſelbſt zur Trauung führen.

Zween Monathe darauf ſchickete der König, um den Lauzün wieder zu beſänftigen, ihm den Marſchalsſtab von Frankreich zu. Lauzün ſchlug ihn aus, und ſagete: ich habe ihn noch nicht verdienet. Er fuhr fort, die Prinzeſſinn von Montpenſier zu beſuchen, und ſcheuete die Muthmaßungen nicht, die man über ihre häufigen Zuſammenkünfte anſtellete. Unter der großen Menge deren Feinde, die ſeine Glücks- und Unglücksfälle ihm zugezogen hatten, befanden ſich ein Paar recht furchtbare; nämlich Tellier, welcher es ihm nicht verzeihen konnte, daß er ſeine Tochter, die Frau von Villequier, verführet hatte, und Louvois,

welcher gern das Kriegswesen ganz und gar allein in Händen haben wollte, und da er mit Schmächlern umgeben war, sich alle Tage von dem Lauzún trotzen lassen mußte, welcher von eben dieser Ehrbegierde verzehret ward. Louvois erfuhr durch seine Spionen alles, was in dem Palaste von Orleans vorgieng; er machete den Lauzún bey dem Könige verdächtig: welcher diesen Verdacht noch mehr bestätigte, indem er an sich alles Bezeigen eines Mannes blicken ließ, welcher ein Gemahl der vornehmsten von allen Prinzessinnen wäre.

Der Graf von Guiche, welcher verbannet worden war, weil er die Herzoginn von Anjou geliebet hatte, ward mit dem Bedinge wieder zurück gerufen, daß er die Stelle als Oberster der Leibwache niederlegen sollte. Lauzún unterstund sich nicht, den König darum zu bitten: welcher, wenn er ihn empfieng, nur eine gezwungene Freundschaft gegen ihn blicken ließ. Er nahm seine Zuflucht zu der Frau von Montespan, welcher er es zutrauete, daß sie verzeihen könnte, und bath dieselbe, diese Stelle für ihn zu erbitten. Frau von Montespan versprach ihm alles, und sagete dem Könige: Lauzún gienge mit seinem gebiethenden Herrn heimlicher um, als mit seiner Maitresse; sie verstünde nichts von allen seinen Arglistigkeiten: und ein Prinz, der ihn mit so viel Gnaden überschüttete, sollte doch wohl mehrere Offenherzigkeit von ihm zu fodern haben.

Ludwig, welcher sich über diesem Verfahren wunderte, das durch die Zuge der Frau von Montespan

teſpan noch häßlicher ward, unterredete ſich mit dem Lauzün von allen denen, die nach der Stelle des Grafen von Guiche ſtrebeten; fragete ihn auch, ob er nicht ſelbſt etwa Luſt dazu hätte? Lauzün antwortete: auch der Gedanken davon wäre ihm noch nicht einmal eingefallen; er wäre von Wohlthaten des Königs überhäufet, und tauſend andere verdieneten dieſes Amt beſſer als er. Dieſe Beſcheidenheit kleidet euch recht gut, erwiederte der König; allein, fügete er hinzu, wenn ihr eine Luſt dazu habet, warum vertrauet ihr euch nicht eurem Freunde? Lauzün verſicherte noch einmal, daß er nie daran gedacht hätte. Der König warf einen tödtenden Blick auf ihn, und ſagete ihm: er erſtaune über einer ſo unverſchämten Lügen; er wiſſe alles, und hielte ihn fernerhin für einen bloßen Betrüger. Lauzün brachte ſtammelnd etliche Entſchuldigungen vor, und gieng voller Wuth und Verzweiflung davon. Ich bin der unglücklichſte Menſch von der Welt, ſagete er zum Herzoge von Crequi; und der beſte von meinen Freunden wird mich noch umbringen. Er kennete zur Frau von Monteſpan, warf ihr ihre Treuloſigkeit vor, vergieng ſich ſo weit, daß er gar Drohungen wider ſie ausſtieß, und fuhr ſie mit ſolchen Worten an, die nur allein ein in Ungnade gefallener Liebling ausſtoßen kann.

Die Lieblinginn ſtund lange Zeit an, ob ſie ſich bey dem Könige beſchweren ſollte. Sie hatte dem Lauzün einmal ein nichtiges Geheimniß vertrauet;

und sie mußte ihn folglich vollends stürzen, oder sich mit ihm versöhnen. Der Groll trug dießmal den Sieg davon; Lauzün ward angeklaget. Dieser, welchen der König mit gleichgültigen Augen ansah, seitdem er seine Augen auf die Prinzessinn von Montpensier geworfen; welcher verachtet ward, seitdem er gelogen hatte, ward verhasset, seitdem er diejenige beleidiget hatte, welche der König liebete. Ludwig hätte lieber ein Vergehen an seiner eigenen Person verziehen. Er war ergrimmet, daß so viele Wohlthaten mit so vielem Undanke belohnet würden, Louvois bestürmete ihn ebenfalls, welcher ihm vorstellete, die Strenge allein könne einen so hochmüthigen Geist zurecht bringen. Er ließ ihn also beym Kopfe nehmen, und den 1sten Decembr. nach Pignerol führen, allwo sich der unglückliche Fouquet bereits seit zehn Jahren befand.

Lauzün that diese Reise in einer so großen Verzweifelung, daß man ihn keinen Augenblick verließ. An einem gewissen gefährlichen Orte wollte man ihn aus der Kutsche nehmen: Ach! sagete er, das sind Unglücksfälle, die mich nicht treffen! Er sagete zu dem Officier, welcher bey ihm in der Kutsche saß: mein Verbrechen ist, daß ich eine gar zu große Freundinn, und eine zu mächtige Feindinn habe. Indem er in das Gefängniß trat, rief er aus; in Sæcula Sæculorum!

In seinem Schreibkästchen fand man Gemählde von Frauenzimmern, ohne Ende und ohne Zahl: eines ohne Kopf, das andere mit ausgekratzten Augen,

gen, ein anders mit zerſetzter Hand; die Haare aller dieſer Maitreſſen aber, in ſchönſter Ordnung liegen, und noch Handbriefchen darneben, aus welchen Ludwig erfuhr, daß die ſprödeſten Damen ſeines Hofes, eben nicht die unerbittlichſten wären. Niemand bedauerte ihn. Der König ſagete kein Wort von ſeinem Verbrechen, und dieſes Stillſchweigen zeigete deſſen Beſchaffenheit zur Gnüge an.

Folgenden Morgen ſchickete Ludwig zum Marſillac, und ſagete ihm: ich gebe euch die Stadthalterſchaft von Berry, welche Lauzün gehabt hat. Marſillac antwortete: Sire, E. M. welche die Geſetze der Ehre beſſer kennen als ich, geruhen zu bedenken, daß ich niemals Lauzüns Freund geweſen bin; und dann geruhen Sie zu urtheilen, ob ich ein ſolches Geſchenk annehmen darf. Der König erwiederte: ihr ſeyd auch gar zu gewiſſenhaft; ich will euch mit euren edeln Empfindungen Ehre machen. Alsdann kehrete er ſich zu den Staatsräthen, erzählete ihnen, wie gewiſſenhaft Marſillac wäre, und ſetzete hinzu: ich bewundere den Unterſchied: Lauzün hat mir für die Stadthalterſchaft von Berry nicht einmal gedanket; und hier ſeht ihr einen Menſchen voller Dankbegierde!

Der Gram verſchlimmerte ſeine Geſundheit ſo ſehr, und ſo geſchwinde, daß er in eine Schlafſucht verfiel, welche von den Aerzten als ein Verboth des letzten Schlafes angeſehen ward. Der Stadthalter

halter von Pignerol schickete einen eilenden Bothen ab, um die Nachricht von seinem Tode zu überbringen; sechs Stunden darauf aber meldete ein anderer Bothe, daß er sich wieder erholet hätte. Der König ließ weder Betrübniß noch Freude an sich spüren. Die Prinzessinn von Montpensier, welche von dem bittersten Schmerze durchdrungen ward, erschien bey Hofe mit allem Außenscheine der Gleichgültigkeit; und verwünschete des Nachts denjenigen Augenblick, da sie eine Prinzessinn gebohren werden; des Tages aber ließ sie alle diejenigen, die sich ihr näherten, durch ihren Hochmuth und Eigensinn empfinden, wie sehr sie eine Prinzessinn wäre.

Fünftes Hauptſtück.

Allerley Unordnungen bey Hofe.

Ludwigs Beyſpiel ward zu einer anſteckenden Krankheit. Sein Hof war mit nichts, als mit Liebeshändeln beſchäfftiget. Die Gräfinn von Soiſſons, welche der männlichſten Verbrechen fähig war, wenn ſie ihrer Eherſucht eine Genüge thun konnte, ließ ſich auch zu den allerſchändlichſten Niederträchtigkeiten hinunter, um immer ihren Ergetzungen eine neue Geſtalt zu geben.

Die Marquiſe von Coetquen bezauberte und betrog den Türenne. Der Cardinal-Legat, welcher ſich in die Herzoginn von Crequi verliebet hatte, ſagete ganz vertraut zum Herzoge: mein Vergnügen wäre nicht halb ſo groß, wenn ich glaubete, daß man mir Gehör gäbe.

Des Königes Bruder, welcher mehr an ſeine Schönheit als an ſeine Ehre dachte, wollte, da ſeine erſte Gemahlinn eiferſüchtig geweſen, daß es die andere ebenfalls ſeyn ſollte. Der Königinn Staatsfräulein wurden gar zu oft in Verſuchung geführet, als daß ſie nicht oftmals hätten unterliegen ſollen. Die Staatsfräulein der Herzoginn von Anjou, wurden über dem mindeſten Anſcheine eines Liebesverſtändniſſes fortgejaget, und alle Tage waren wieder andere an ihrer Stelle da, denen man verboth zu gefallen, und deren Geſtalt dieſe Sache unmöglich machete.

Fran-

Französinnen, die wegen ihrer Schönheit berühmt waren, überbrachten unsere Verschwendung und unsere Leidenschaften in fremde Länder. Die Herzoginn von Portsmouth *) regierete in England mit so vieler Gewalt, als eine Maitresse bey einem Könige haben konnte, dessen Parlament ihm beständig widersprach. Das Fräulein von Perouse regierete die Churfürstinn von Bayern, ungeachtet der Churfürst auch ihr Liebhaber war. Die Herzoginn de la Trimouille tröstete sich in Dänemark darüber, den König sich nicht unterwürfig gemachet haben zu können, dadurch, daß sie seinen Bruder **) und den Großkanzler ***) gefesselt hielt.

Louvois seufzete seiner Seits auch. Die Frau von Fresnoy, Gattinn eines seiner Verwalter †), hatte anfänglich mit ihren Reizungen den Herrn von Villeroy, den Herzog von Caderousse, und endlich gar den Monarchen bestürmet: zuletzt wandte sie sich auch an den Minister; sie misfiel dem Könige, und diesem letzten machte sie sich unterwürfig. So

*) Luise Renata, von Penancoët de Kerval. Sie ward 1672 zur Herzoginn von Portsmouth erkläret, und 1684 ward sie Herzoginn von Aubigny für sich und ihren Sohn, Karln Lenox, Herzogen von Richmond. Sie ward dem Könige Karln dem II. durch seine eigene Schwester vorgestellet. Sie mußte gegen die Nell Gwin, eine engländische Comödiantinn, eine Mutter des Herzogs von St. Albans kämpfen.

**) Prinz George, welcher nach diesem die Königinn Anna heurathete.

***) Der Graf Greifenfeld.

So unabhänglich Louvois auch war, so mußte er dennoch das allgemeine Gesetz erdulden, nach welchem alle Maitressen eines Staatsmannes, sein Staatsrath sind. Um ihr nun mit desto mehrerm Wohlstande zu gehorchen, erschuf er eine ganz neue Bedienung für sie bey der Königinn; sie ward nämlich Dame du lit ††); folglich ertheilte sie die Bittschriften alle aus ihrer Hand. Man legete sich ihr zu Füßen. Als einsmals eine gewisse gebrechliche Frau sich an der Tafel des Königes zeigete, stieß des Königs Bruder sie zurück, und fragete sie, was sie wollte? Ach! Monsieur, antwortete sie, ich wollte nur den König bitten, mir Gehör bey dem gnädigen Herrn (Monseigneur) von Louvois zu verschaffen. Der König antwortete ihr: dort steht die Frau du Fresnoy, die kann es noch viel leichter ausrichten, als ich.

Sech-

†) Die Frau du Fresnoy speisete bey uns. Dieß ist eine „Nymphe, eine Göttinn. Allein die Frau Scarron, die Frau de la Fayette, und ich, fanden alle, „daß sie der Gräfinn Grignan auf hundert Meilen „weichen müßte; nicht wegen ihres guten Anstandes, „oder ihrer Haut wegen; allein, ihre Augen sind selt„sam, ihre Nase kömmt mit der einigen in keine „Vergleichung, und an ihrem Munde fehlet auch „noch was. Sie ist so sehr aufmerksam auf ihre „Schönheit, daß sie auch kein Wort ausspricht, was „ihr nicht wohl anstehet... Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne, vom 27 Jan. 1672.

††) Die sich bey dem Aufstehen der Königinn befinden muß.

Sechstes Hauptstück.

Ungnade und Wiederkehr der Frau von Montespan.

1672.

Die Frau von Montespan, welche von ihrem Manne geschieden war, von ihrer Familie unterstützet ward, und auf ihre Fruchtbarkeit bauete, fieng an, unumschränkt zu herrschen. Das Jahr zuvor hatte sie, ohne zu erröthen, den König nach Flandern begleitet, und sich der ganzen Welt zur Schau ausgesetzet. Bis dahin war sie noch, entweder ihrer Stelle nicht recht sicher, oder auf ihrem guten Namen noch aufmerksam gewesen. Endlich aber glaubete sie, die Königinn, die Valliere und ganz Frankreich trotzen zu können. Es sey nun, daß sie glaubete, sie müßte ihrer Aufführung eine gewisse Würde ertheilen, um für die Ausschweifungen derselben Vergebung zu erlangen; oder daß sie besorgete, das Geheimhalten möchte den König in seinen Gewissensscrupeln bestätigen, welche die Kundmachung des Verbrechens zuweilen ersticket; oder daß sie von dem Vergnügen dahin gerissen werden, einem Liebhaber nachzuahmen, der noch jung genug war, um die wahre Größe zu verkennen: so ließ sie sich anfänglich alles gefallen, und überließ sich nachmals allem dem, was eine ehrsüchtige Seele trösten kann, daß sie nicht auf den Thron gelanget ist.

ist. Die vornehmsten Herren des Hofes freueten sich, daß sie ihnen den König wieder verschaffete, welchen ein verborgener Liebeshandel eine Zeit lang ihrer Bewunderung entzogen hatte. Ihre Verehrungen waren lediglich an die Frau von Montespan gerichtet. Die Unterwürfigkeit nahm täglich zu; an beyden Verliebten war alles lauter Stolz, und an den Hofleuten alles voll tiefer Demuth. Dieß ist der Zeitpunct einer großen Veränderung, die in unsern eigenen Sitten entstanden ist, welche gelinder und biegsamer wurden; die aber an Seiten der Freyheit dasjenige verlohren, was sie an Wohlstande und Höflichkeit gewannen.

Die Frau von Montespan suchete das herrschsüchtige Laster mit der demüthigen Gottesfurcht zu vereinigen. Sie hatte sich eine Morale ersonnen, welche für eine Christinn gar zu gelinde, und für eine Maitresse gar zu strenge war. Ihre schönen Hände schämeten sich nicht, für die Armen zu arbeiten. Sie glaubete, die Almosen, ihre fleißige Besuchung des Gottesdienstes, und einige andere äußerliche Handlungen, würden bey Gott ihren ärgerlichen Ehebruch schon wieder gut machen. Sie näherte sich dem Tische des Herrn unter dem Schutze einiger Absolutionen; die sie entweder von unverständigen oder feilen Priestern zu erschleichen wußte.

Einsmals versuchete sie, sich von einem Dorfpriester absolviren zu lassen, den man ihr als einen Mann gerühmet hatte, bey dem es keine Schwierigkeit haben würde. Allein dieser Mann Gottes sage-

te ihr kurz und rund: Was? Sie sind die Frau von Montespan, die ganz Frankreich ein Aergerniß giebt? Gehen Sie, gnädige Frau! legen Sie Ihre bösen Gewohnheiten ab, und dann kommen Sie wieder vor diesen schrecklichen Richterstuhl. Sie gieng voller Wuth davon, beschwerete sich bey dem Könige, und foderte von ihm, die Standhaftigkeit des Priesters, als eine Beschimpfung zu bestrafen. Der König glaubete nicht, daß seine Macht so weit gienge, von Sachen zu urtheilen, die bey den Sacramenten, zwischen Gott und dem Menschen vorgehen. Er zog also den Bossüet zu Rathe, dessen Einsicht er verehrete, und den Montauzier, dessen tugendhafte Unerbittlichkeit er hoch schätzete. Bossüet stand gar nicht an, einen Muth an dem Priester zu loben, welchen er vielleicht selbst nicht gehabt haben würde. Montauzier hingegen sagete rund heraus: die Frau von Montespan sollte ihm noch Dank dazu wissen, daß er ihr eine Kirchenschändung ersparet hätte: ungeachtet die Frau von Montauzier überhaupt im Verdachte stand, sie hätte die Bande wieder verknüpfet, die ihr Mann trennen wollte.

Der König, dessen Herz auch dieser Wahrheit Gehör gab, die das Ohr regierender Häupter so wenig ertragen kann, versprach ihnen: er wolle nach seiner Rückkehr von dem Kriegsheere die Frau von Montespan gar nicht mehr sprechen. Er erlaubete so gar dem Bossüet, ihm ganz freymüthig zu schreiben, und man hatte noch zween Briefe, in welchen

er

er ihn lebhaft ermahnet, und ihn im Namen seiner Religion und seines Ruhmes beschwöret, fest an seinen Eidschwüren zu halten.

Nach der Rückkunft aus dem Feldzuge, entspannen sich die Anlockungen der Frau von Montespan; die pathetischen Ermahnungen der Andachtigen, und die Unentschlossenheit des Königes. Man fragte ihn, ob die Maitresse sich vom Hofe entfernen sollte? Diese Frage ward als ein sehr schwieriger Gewissensfall untersuchet. In Paris stimmete man einhallig auf die Verbannung; bey Hofe waren die Stimmen getheilet.

Die strengen Casuisten, die Feinde der Frau von Montespan, sageten mit dem Bossüet: man müßte dieses Bündniß durch einen Bruch endigen, welcher Aufsehen machete. Man prophezeihete dem Könige, er würde nicht Meister seines Herzens seyn; man führete ihm den Grundsatz des Weisen an: daß man der Gefahr entfliehen müsse, wenn man nicht darinnen umkommen wollte; man stellete ihm vor, daß, da der Fehltritt weltkundig wäre, die Gutmachung desselben es auch seyn müßte; man überreichete ihm endlich viele Bücher, die er ungelesen liegen ließ.

Diejenigen, die mehr auf die Staatslist, als auf die Wahrheit sahen, setzten diesen Meynungen scheinbare Gründe entgegen. Man müßte doch die noch zur Zeit ungekränkte Ehre eines Frauenzimmers schonen, deren einziges Verbrechen darinnen bestün-

de, daß sie einer Versuchung nicht hätte widerstehen können, welche die furchtbareste von allen wäre. Eine öffentliche Veränderung würde einen ehrlosen Schandfleck auf die Frau von Montespan werfen, den Hof zwar erbauen, aber ganz Frankreich einen Abscheu erwecken. Man müßte dem Volke die Schwachheiten ihrer Landesherren nicht weis machen. Die Beyspiele der ersten Kirche beweisen nichts; die Umstände hätten sich geändert; dieß hieße in gegenwärtiges verkehrte Jahrhundert die Vollkommenheit einführen; und die strenge Tugend desjenigen Weltalters einführen wollen, dessen Tugenden man vielmehr bewundern müßte, als daß man dessen Wiederkehr hoffen dörfte. Es wäre genug für Ludewigen, wenn er der Frau von Montespan nur entsagete; und was würde es denn für ein groses Opfer seyn, wenn man sie ganz aus den Augen verbannete? Sie öffentlich zu sehen; sie täglich zu sehen, ohne sie jemals wieder heimlich zu besuchen: das wäre eine Probe, die einer so großen Seele, als Se. Majestät hatten, anständig wäre.

Ludwig pflichtete ihrer Meynung bey, weil sein Herz eben so dachte. Die uneigennützigen Leute aber sageten: je! was wäre denn nun eben daran gelegen, daß die Montespan fortgeschicket würde? Verweist er sie ins Elend; so werden seine Leidenschaften ihm bald eine andere Montespan verschaffen. Unsere Landesherren müssen Frauen haben, die ihnen solche Wahrheiten sagen, die sie von Mannsleuten nicht hören mögen, und die auch keine

me Mannsperſon das Herz haben würde, ihnen zu ſagen.

Viele Damen fiengen bereits an, ihm Fallſtricke zu legen; einige mit Liſt, andere mit Unverſchämtheit. Die Frau von Chevreuſe, deren Perſon man das Grab der Ergetzungen nennen konnte, nachdem ſie deren Tempel geweſen war, ſtellete ihm die Frau von Luynes dar: allein ſie hatte wenig oder gar keinen Verſtand. Die Frau de la Ferte, beth ſich ſelbſt dar; allein, ungeachtet ſie ſehr vielen Verſtand hatte, ſo war ſie doch nicht ſchön. Ein gewiſſer Hofmann ſagete zum Könige: daß, wenn er eine Abſicht auf die Frau von Grancey hätte *), er Se. Majeſtät anflehete, ihn zu brauchen; er wolle alles Anſehen eines Vaters brauchen, und allen Eifer eines alten treuen Dieners anwenden. Der König antwortete ihm lächelnd: Mein Herr, wir ſind beyde zu alt, ihr, ein Mägdchen von funfzehn Jahren zu verführen; und ich, ſie zu lieben.

Indeſſen nun, daß man ſich berathſchlagete, die Frau von Monteſpan von den Verſammlungen bey Hofe auszuſchließen, erſchien ſie immer noch dabey, und zwar mit allen Reizungen, die eine langwierige Abweſenheit ihr ertheilete. Der König floh vor ihr; ſie vermied ihn ebenfalls, ohne daß es einem

*) Luiſe Eliſabeth Rourel von Granzey, Staatsdame von Marien Luiſen von Orleans, Königinn von Spanien.

nem Zwange ähnlich ſah; indeſſen begegneten ſie einander beſtändig. Sie flohen einander ohne Unterlaß, und trafen doch beſtändig wieder zuſammen. Ehe ſie es gewahr wurden, ſtunden ſie beyſammen, und erröthteten alle beyde; ihre Augen redeten mit einander; aber ihre Herzen erweichten ſich. Einerley Schamröthe trieb ſie wieder aus einander; und einerley Empfindung vereinigte ſie wieder. Ein dergleichen Geſpräch von einem Augenblick an einem Fenſter, vernichtete alle Mühe des Boſſiers. Welche Caſuiſten könnten denn wohl der Beredſamkeit zweyer ſchönen Augen widerſtehen?

Siebentes Hauptſtück.

Reiſe der Frau Scarron nach Anvers.

1674.

Indeſſen nahm der Herzog von Maine an Wachsthum zu: er hinkete; aber ſonſt war er ſehr liebenswürdig. Er war ſehr wohlgeſtaltet gebohren; allein im dritten Jahre, da die Backzähne hervordrungen, bekam er ſolche gewaltige Verzuckungen, daß ihm das eine von ſeinen Beinen viel kürzer ward, als das andere.

Nachdem man nun alle Mittel der mediciniſchen Facultät zu Paris vergeblich angewendet hatte, gab der oberſte Leibarzt, Aquin, den Rath, man ſollte ihn nach Anverpen ſchicken, um ihn alldort einem Arzte zu zeigen, deſſen Gelehrſamkeit man ſehr rühmete.

Da man nun nicht wollte, daß das Kind erkannt würde, um entweder die Koſten, oder die Beſchwerlichkeiten zu vermeiden: ſo that die Frau Scarron dieſe Reiſe unter dem Namen einer adelichen Frau aus Poitou, und nennete ſich eine Marquiſe de Sürgeres. Der kleine Prinz galt für ihren Sohn. Indeſſen verrieth das zahlreiche Gefolge des Herzogs von Maine zur Gnüge, daß er kein gemeines Kind wäre. Frau Scarron ſelbſt verrieth das Incognito, durch ihr äußerſtes Beſtreben,

ben, denen Unglücklichen zu helfen, die sie um eine milde Gabe ansprachen, und durch ihre Aufmerksamkeit den Prinzen zu lehren, wie angenehm es sey, Wohlthaten auszuüben. Da sie mit einer päbstlichen Erlaubniß versehen war, so ließ sie sich allenthalben die Kirchenschätze zeigen, und schenkte silberne Monstranzen an alle Orte, wo es deren keine gab.

Die Arzeneyen des medicinischen Pfuschers waren sehr heftig. Frau Scarron konnte kaum den Anblick der Schienung ansehen; worüber noch jemand, welcher zugegen war, sagete: Den Vater von diesem Kinde sehen wir nicht; aber das ist wohl wahrhaftig die Mutter davon! Der kleine Herzog, welcher schon schamhaft war, daß er seine Leibesgebrechen einem fremden Menschen zeigen sollte, sagete zu dem Arzte: wenigstens, Monsieur, bin ich nicht so gebohren. Hier sehe meine Mutter; und mein Papa hinket gewiß nicht. Der Pfuscher that der Natur Gewalt an, er verlängerte das Bein, aber stärkete es nicht; und schickete den Prinzen nach Paris zurück, mit dem Versprechen: er würde nicht mehr hinken, und mit allen Anstalten, daß er noch mehr als zuvor hinken mußte *).

Der

*) „Frau von Maintenon hatte ihn, ehe er legitimirt „worden war, nach Anwerpen geführet, um ihn einem Manne zu zeigen, welchem man nachrühmete, „er könne die Hinkenden heilen. Allein er kam hinkender wieder, als er hingegangen war.„ Man sehe Mem. de Mlle. de Montpensier, im VI. Th.

Der König belohnete ihr ihre Mühe. Als er den Aufsatz der Gnadengelder durchsah, fand er zwey tausend Franken für die Frau Scarron, strich sie aus, und schrieb hin zwey tausend Thaler. Diese Wohlthat verband sie mit dem Hofe, und schaffete ihr ein angenehmes Leben in der Stadt; sie kündigte ihr aber auch neue Gnadenbezeugungen und neue Fassel an. Indessen, und da sie mehr als jemals mit ihren alten Freunden beschäftiget war, widmete sie ihnen alle die Muße, welche sie übrig behielt, und dieses mit einem solchen Vergnügen, daß man bedauern mußte, daß sie nicht mehr Muße hätte **).

Der König empfand gegen die Marquise de Sürgeres keinen solchen Widerstand, als er gegen die Frau Scarron gehabt hatte. Man hatte sie ihm als eine Grillenfängerinn vorgestellet, als eine Ruhmsüchtige, mit der man sehr behutsam umgehen müßte: allein er sah, daß sie ganz bescheiden und voller Sanftmuth war. Er ließ sie bey seinen heimlichen Zusammenkünften zugegen seyn; weil ihn die Frau von Montespan, welche in Ansehung dieses ersten Wohlgefallens, den König versicherte: wenn er die Frau Scarron besser kennen lernete, würde er sie noch höher schätzen.

Der

**) Die Frau von Coulanges saget in einem Briefe an die Frau von Sevigne: „Es giebt bey einer von „diesen Freundinnen einen Menschen, wel„cher sie so angenehm von Gestalt und im Um„gange befindet, daß er ganz ungeduldig wird, „wenn er sie nicht sieht.„

Der Herzog von Maine, dessen Herkommen fast gar kein Geheimniß mehr war, trug viel dazu bey, dem Könige gute Begriffe von ihr zu erwecken; und dieses durch eine Antwort, die zu rechter Zeit kam. Ludwig, welcher wie alle Bourbons, ein sehr zärtlicher Vater war, schämete sich nicht, mit seinem Sohne zu spielen. Er war mit dessen Witze zufrieden, und konnte sich nicht enthalten, ihm zu sagen, er wäre ja recht vernünftig. Und wie sollte ich es auch nicht seyn? erwiederte das Kind: ich werde ja von einer Person erzogen, die die Vernunft selbst ist. Diese Antwort brachte seiner Hofmeisterinn hundert tausend Franken ein.

Indessen konnte der König an ihrem Charactere doch noch kein Belieben finden. Bey seinen geheimen Abendtafeln duldete er sie vielmehr, als daß er sie dazu eingeladen hätte. Er sah sie für eine Frau an, welche allen Verstand verdunkeln wollte, den andere Leute besaßen. Da er nun erstaunete, daß sie so viel Einsichten besaß, und nicht muthmaßete, daß sie auch Wissenschaften besäße: so glaubete er, sie zwänge sich nur in seiner Gegenwart; und vielleicht hielt sie ihn selbst im Zwange.

Der Herzog von Maine und der Graf von Vexin *) wurden legitimiret. Der eine bekam das Amt

*) Ludwig Cäsar von Bourbon, Graf von Vexin, den 20. Jun. 1672 legitimiret. Er ward zum Abte von St. Germain de Prez ernannt, und starb den 10ten Jänner 1683.

**) Frau von Sevigne schreibt unter dem 1sten Jänner

Amt als Generallieutenant von der Schweizerey ert, und der andere die Abtey von St. Germain des Près. Endlich kamen sie **) auf einem Balle zum Vorscheine, welchen die Frau de la Vallière gab. Wie angenehm war es Ludwigen nicht, eine Versammlung zu sehen, worinnen sich der Dauphin befand, welcher große Hoffnung von sich gab; die Prinzessinn von Blois, welche alle mögliche Anmuth besaß; den Grafen von Vermandois, welcher schon damals empfand, wer er wäre; den Herzog dû Maine, dessen Lebhaftigkeit zur Gnüge anzeigete, daß er dereinst in der Bahne der Ehren nicht hinken würde; und den Grafen von Vexin, welchem ein italienischer Sterndeuter den pohlnischen Zepter versprochen hatte.

Die Erziehung des Herzogs dû Maine ward lediglich der Frau Scarron anvertrauet: denn man ließ ihr die Wahl der Lehrmeister und Lehrer. Einen Theil ihrer Obergewalt vertrauete sie dem Herrn le Ragois, einem Neffen des Abtes Gobelin: welcher gelehrt, aufrichtig, arbeitsam, aber ein kleiner Geist war; kurz, ein solcher Mann, wie er für einen Prinzen seyn muß, welcher seinen Rang und seine Würde auch selbst verdienen sollte. Als nun das zunehmende Alter und die Gesundheit den Prinzen

**) 1674 folgendes: „Diese jungen Prinzen kommen noch „nicht zum Vorscheine; der älteste ist drey Tage bey „seinen Aeltern gewesen. Er soll sehr angenehm seyn, „aber kein Mensch hat ihn gesehen. Man spricht die „Frau Scarron sehr selten.„

zen zum Unterrichte fähiger macheten, gab sie ihm den Chevreau zu, eben denselben, der eine Weltgeschichte geschrieben und in dreyen Wochen die Prinzessinn von der Pfalz bekehret hatte, welche dem Bruder des Königes bestimmet war.

Sie selbst behielt sich vor, in ihm ein redliches und mildthätiges Herz zu bilden; und es gelung ihr. Der Prinz war voller guten Neigungen, er hatte einen offenen Kopf, er war gelehrig, und hatte seine Oberhofmeisterinn erstaunlich lieb. Sie hingegen liebete ihn wiederum tausendmal mehr, als seine Mutter that; und er hatte sie auch tausendmal lieber, als dieselbe. Diese gegenseitige Zuneigung bereitete des Prinzen Glück, welches er einer Frau zu danken hatte, die ihm hundertmal gesaget: Wenn sie groß geworden seyn, so werden sie nicht mehr an mich gedenken *).

Die Frau von Montespan erkundigte sich zuweilen nach allen einzelnen Theilen der Erziehung ihrer Kinder; sie machete Aenderungen; widersprach dem entworfenen Plane; und schränkete insonderheit den Aufwand ein: Denn sie besaß allen den Geiz, welcher solchen Personen eigen ist, die Standes wegen zu einer Verschwendung gezwungen sind, welche sie aus freyer Neigung nicht thun würden.

Die Oberhofmeisterinn ertrug mit großer Ungeduld, daß man unnütze Neuerungen machete; sie beschwerete sich daß man diese armen Kinder vor ihren

*) Memoires der Frau von Boujû, jetzigen Urseliner-Schwester zu Mantes.

ihren ſehenden Augen umbrächte; es fehle ihnen ſo gar am nothwendigen; man erzöge ſie wie Bürgerskinder; und drohete endlich, ſie würde ſie der Fürſorge ihrer Mutter allein überlaſſen.

Dieſe Streitigkeiten fiengen ſich bey einem Kampfe von Empfindungen gegen die Prinzen an, und endigten ſich durch bittere Vorwürfe von Seiten der Frau von Monteſpan, und an Seiten der Frau Scarron, durch allerley Anſchläge, den Hof zu verlaſſen. Die Mutter beſtund darauf, man könne ihr nicht verſagen, dieſe Kinder nach ihrem Kopfe zu ernähren. Die Oberhofmeiſterinn antwortete: Sie gehören dem Könige, und ſeitdem er ſie legitimiret hat, der Krone Frankreich.

Die Frau von Monteſpan rächete ſich wegen dieſer Widerſprüche dadurch, daß ſie die Frau Scarron von denen Geſellſchaften ausſchloß, in welche ſie dieſelbe ſonſt eingenommen hatte. Dieſe hingegen, die ſich durch dergleichen Merkmaale ihres Grolles noch beleidigter fand, als durch den Groll ſelbſt, mochte auch nicht wieder hingehen, wenn ſie gleich gerufen ward. Es ſchien ihr ſchimpflich, ſich zum Spiele einer Frau gebrauchen zu laſſen, deren Unterhändlerinn ſie eben nicht war. Die Frau von Monteſpan erzürnete ſich über ihre abſchlägigen Antworten, und veruneinigte ſie mit dem Könige. Die Frau Scarron, welche von Natur ſehr empfindlich und heftig war, fuhr zuweilen deſto heftiger heraus, jemehr ſie ſich mit ſtarker Gewalt lange genug bemeiſtert hatte. Die Monteſpan beklagete ſich darüber bey dem Könige; die Hofmeiſterinn

bey

bey dem Abte Gobelin: welcher sie zwang, bey Hofe zu bleiben, in der Hoffnung, daß dieses ihm eine gute Pfründe, und ihr ein reichliches Gehalt verschaffen würde.

Diese zwo Frauen, die sich bald zanketen, bald wieder versöhneten, konnten weder mit einander noch ohne einander leben. Die eine wollte, die andere sollte mit ihr, wo nicht als ihres gleichen, doch als mit einer Freundinn umgehen. Die andere, vergaß bald in gewissen zärtlichen Augenblicken ihrer Würde; bald ließ sie die andere wieder den großen Abstand empfinden, welcher zwischen derjenigen, die die Prinzen zur Welt bringt, und derjenigen Statt hat, die sie nur erzieht.

Der König, welcher dieser ewigen Zänkereyen überdrüssig war, sagete endlich zur Frau von Montespan: wenn sie Ihnen mißfälle, warum jagen Sie sie denn nicht fort? *) Die Frau von Montespan aber hielt dafür, es wäre leichter, die Frau Scarron zu besänftigen, als ihre Stelle zu ersetzen.

Allein sie gab ihm zu verstehen, der König hätte ihre Rache in ihre Hand gestellet. Die Frau Scarron war dadurch sehr beleidiget, daß man sie der Tyranney einer andern überließ, und erklärte sich deutlich, daß sie sich in die Einsamkeit begeben wolle. Ihre Freunde beschworen sie, das Glück nicht zu fliehen, welches sie suchete. Die Frau

*) Mem. des Marquis de la Fare. Mss. des Fräuleins von Aumale.

Frau von Montespan war von diesem Entschlusse beunruhiget, und vermochte die Häuser von Albret, und von Richelieu, sie durch die stärksten Bewegungsgründe zurükzuhalten. Allein umsonst. Der König hatte sie beleidiget: der König mußte sie wieder gut machen.

Auf sein Anhalten ergab sie sich endlich; und versprach mit dem Herzoge von Maine die Reise nach Barege zu thun. Die Hochachtung anderer Leute gegen uns hebt von derjenigen an, die sie an uns gegen uns selbst wahrnehmen. Der König verehrte eine Frau, die keinen andern Herrn, als ihn selbst erkannte. Er fürchtete nun nicht mehr den Umgang des witzigen Kopfes. Er befreyete sie von dem Joche der Fr. von Montespan. Er wollte daß sie nur ihm allein von der Prinzen Erziehung Rechenschaft geben sollte. Und in diesen Unterredungen fand er sie so liebenswürdig: daß er von seinen Vorurtheilen gänzlich zurück kam.

So hub die Frau Scarron unvermerkt an zu gefallen. Einige wollen, daß Ludewig sich plözlich und gleichsam durch einen Zufall in sie verliebet habe. Das Mährchen findet man überall, und hier erscheint es nur, um widerleget zu werden.

Der König, saget man, habe einesmals der Fr. von Montespan eine von denen zarten Fragen gethan, die voraus setzen: daß ein Prinz um sein selbst willen geliebet werden kann; und doch niemals gewiß ist, es zu seyn. Die Gebietherinn habe ihm darauf geantwortet, was alle Weiber ihren Lieb-

habern antworten. Der König habe sie darauf verlassen, indem er trocken gesaget: sie könnte wohl die Empfindungen des Ehrgeizes mit den Empfindungen der Liebe vermengen. Die Frau von Montespan wäre über diesen Zweifel bestürzt geworden, und habe es nicht leiden wollen, daß Ludewig mit demselben schlafen gehen sollen. Sie habe also an ihn geschrieben, um ihn eines bessern zu belehren. Allein da sie mit ihrem Briefe nicht zufrieden gewesen, hätte sie ihre Zuflucht zur Frau Scarron genommen; die ihr den Augenblick ein recht reizendes Schreiben aufgesetzet, welches sie abgeschrieben hätte. Der König sey davon ganz eingenommen worden, und habe es so sehr gelobet, daß die Fr. von Montespan aus Schamhaftigkeit Lobsprüche anzunehmen, die einer andern gehörten, ihm gestanden: sie hätte sich mit dem Witze der Frau Scarron geputzet. Ludewig wäre unwillig geworden, daß seine Gebietherinn einer fremden Hand nöthig gehabt, um ihn zu versichern, daß sie ihn um sein selbst willen liebe. Er hätte diejenige sehen wollen, die so schön schriebe. Der ungezwungene und muntre Umgang der Fr. Scarron habe den Begriff sehr wohl erhalten, den ihr Brief von ihrem Geiste gemachet hätte: und der Widerwillen des Königes habe aufgehöret. * Das ist nun die Fabel, die von jemanden ersonnen worden,

* Man sehe die Briefe der Fr. du Noyon, die von allen Geschichtschreibern verachtet und abgeschrieben worden. Bujor von Pitaval, Urheber der Bibliotheque des

den, der weder die Frau Scarron, noch die Frau von Monteſpan gekannt.

Dieſe hatte es nicht nöthig, jemandes Feder zu entlehnen. Sie ſchrieb wie die Frau von Sevigne. Und wenn ſie nicht die Schreibart ihres Hauſes gehabt hatte, ſo würde ihr die Liebe die ihrige geliehen haben. Andertheils misbilligte die Frau Scarron gar zu ſehr, alles was das Anſehen der Buhlerey hatte, als daß ſie ſo gefällig hätte ſeyn ſollen. Ob man gleich, bey einem witzigen Kopfe, den Ausdruck aller Leidenſchaften und aller Stände in ſeiner Gewalt hat; ſo hätte ihr doch die Frömmigkeit, der ſie ergeben war, nicht erlaubet, dergleichen Brief zu ſchreiben. Sie litt ſchon durch die Nothwendigkeit genug, diejenige Verachtung zu bezwingen, die ſie gegen die Fr. von Monteſpan hatte. Es bedünkte ſie: zu ihren Luſtbarkeiten eingeladen zu werden, das hieße allen ihren Schwachheiten beygeſellet zu ſeyn: obgleich ihr Gewiſſensrath entſchieden hatte: daß man ohne Gott zu beleidigen, mit denen, die ihn beleidigen, leben könne.

Ihr guter Ruf war auch ſo feſt gegründet, daß der König, als er einmal auf dem Lande aller Frauenzimmer Lehnſtühle umwarf, der Fr. Scarron ihren vorbey gieng, und ſagete: Was dieſe anlangt; ſo darf ichs nicht wagen.

des Gens de Cour, führet daſelbſt den vorgeblichen Brief der Frau Scarron, für die Fr. von Monteſpan an. Er ſaget aber nicht, woher er ihn hat. Die Schreibart zeiget ſattſam, daß er aus ſeiner Feder gefloſſen.

Oft drung sie in die Fr. von Montespan, dem Könige zu entsagen. Diese versprach alles, war einen Monath lang streng, schien sich aber der Sünde nur entzogen zu haben, um mit desto lebhaftern Geschmacke wieder zu sündigen. Oftmals ließ sie die Frau Scarron allen ihren Eigensinn fühlen; um sie für eine Tugend zu strafen, die ihr ein stillschweigender Verweis ihrer Fehler zu seyn schien. Einer alten Bethschwester hätte sie gern ihre Ermahnungen und Beyspiele vergeben: aber bey einer Frau, die nur fünf Jahre älter war, als sie, eben soviel Anmuth, weniger Schönheit, und mehr Witz besaß, wurden dieselben lauter trotzige Vorwürfe.

Sie verbarg so sorgfältig vor ihr alle ihre Ergetzungen, als die Frau Scarron ihren Fortgang in der Frömmigkeit. Sie fürchtete auch ihre Blicke: und als selbige sie einmal einlud, sie in einer ihrer Sechswochen zu besuchen; schrieb sie ihr: Ich will sie sprechen, ob ich gleich Ihre Gegenwart scheue. Um Gottes willen! lassen sie ja ihre großen schwarzen Augen in dem itzigen Zustande nicht auf mich fallen.

Um eine ungestüme Strenge zu mäßigen, ließ sie sich mit auf die guten Werke ein, die man vorschlug. Sie beschützte das Josephskloster: allein ihre Wohlthaten waren so geizig, daß man wohl sah, sie fürchtete mehr die Frau Scarron, als sie die Armen liebete. Sie schenkte einer Kirche eine so leichte goldene Lampe, daß die Frau Scarron sich schämte, dieselbe zu überbringen; und daß man sie mit Sande füllen mußte, wenn die Luft sie nicht hin und her bewegen sollte.

Als

Als sie einmal beyde in der Kirche waren, gieng die Frau von Montespan nach einem Beichtstuhle. Die Frau Scarron glaubete, sie hätte sich bekehret; und zweifelte nicht mehr daran, als sie dieselbe sehr andächtig die Meise hören, und das gesegnete Brodt mit Inbrunst empfangen sah. Im Herausgehen bezeugte sie derselben ihre Freude, über so eine aufrichtige Wiederkehr zu Gott. Allein die Frau von Montespan befahl ganz lustig ihrem Kutscher, sie wieder nach Versailles zu führen. „Was? schrie „die Frau Scarron, sie haben ihren Schöpfer em„pfangen; und sie gehen ohne Entsetzen, sich wieder „in die Arme eines Menschen zu werfen? Ach! „gnädige Frau, fürchten Sie doch wenig„stens den Teufel; wenn Sie zu Gott nicht „lieben.„

Die Frau Montespan seufzete, aber änderte ihren Vorsatz nicht. Sie suchte sich durch falsche Tugenden zu betrügen. Sie wußte sich viel mit gewissen ordentlichen Andachtsübungen. An Fasttagen ließ sie das Brod ihrer Abendmahlzeit vor ihren Augen abwägen. Die Frau Scarron lachete über diese Zärtlichkeit. „Wie nun? versetzete die Frau „von Montespan: weil man eine Sünde be„geht, glauben Sie denn, daß man sie alle „begehen muß?„ Der P. Feuillet * würde ihr geantwortet haben: Gnädige Frau, verzehren Sie ein ganzes Rind, und seyn Sie nur eine Christinn!

* Der Beichtvater der Dauphine.

Achtes Hauptstück.

Die Herzoginn von Valliere wird eine Carmeliterinn.

Die Frau von Valliere hoffte nun nicht mehr ein Herz wieder zu finden, welches Zeit gehabt hatte, sie zu vergessen. Sie dachte also auf die Austilgung einer Sünde, die sie zum Glücke für ihre Seligkeit, nicht mehr begehen konnte. Alle Tage verfluchte sie den Hof, und hatte doch die Kraft nicht, ihn zu verlassen. Das Verlangen ihre Kinder ausgestattet, oder doch nahe dabey zu sehen; das Vergnügen den Prinzen noch zu erblicken, dem sie alles aufgeopfert hatte; vielleicht auch ein Ueberbleibsel von Hoffnung, hielt sie zurück.

Lauzun hatte sie heurathen wollen; und sie hatte ihn verächtlich abgewiesen. Der Herzog von Longueville war verliebt in sie: sie aber verboth ihm, etwas zu hoffen *. Sie glaubete, Gott allein könnte den Platz besetzen, den der König in ihrem Herzen inne gehabt hatte. Alles sollte an ihr wunderwürdig seyn. Kein Frauenzimmer hatte mit mehrerer Zärtlichkeit geliebet; keins strafte sich auch mit mehrerer Strenge dafür. Kurz, sie war bestimmet das Muster aller königlichen Gebietherinnen zu seyn.

Ein

* Memoir. de Montpensier.

Ein heiliger Ordensmann hatte von ihr eine ansehnliche Summe zu einer frommen Stiftung erhalten. „Gnädige Frau, hieß es, Sie sind viel „zu wohlthätig, daß Gott sich nicht Ihrer „erbarmen sollte. Sie haben der Welt ein „Aergerniß gegeben; aber Sie werden sie „dereinst erbauen.„ Obgleich diese Worte ihre Reue erweckten, so erfreueten sie selbige doch. Und Gott, der sie bisher nur von fern anzusehen geschienen hatte, fügte nun auch die siegende Gnade hinzu, die über die Laster, denen sie gehorchet hatte, in den ersten Bewegungen triumphiret.

Sie reisete heimlich von St. Germain, und verschloß sich in ein Kloster zu Chaillot; von wo sie einen Brief an den König schrieb, so wie ihn Leidenschaft, Verzweiflung und Gottesfurcht hatten eingeben können. Der Marschall von Bellefonds bekam Befehl, sie wiederzuholen. Sie aber bath ihn, dem Könige zu sagen: „Nachdem sie sein „Herz verlohren hätte, so würde sie auch schon den „Hof verlassen haben; wofern sie es von sich hätte „erhalten können, ihn nicht mehr zu sehen; und daß „diese Schwachheit so viel Gewalt über sie gehabt „hätte, daß sie kaum im Stande wäre, dieselbe „Gott aufzuopfern. Gleichwohl wünschte sie, daß „der Ueberrest ihrer Liebe gegen ihn, zu seiner „Buße dienen möchte; und daß es, nachdem sie „ihm ihre ganze Jugend geschenket, nicht zu viel „wäre, das übrige ihres Lebens der Sorgfalt für „ihr ewiges Heil zu widmen.„

Der König ward gerühret: und schickte Herrn Colbert nach Chaillot, um sie zu bitten, wieder nach Versailles zu kommen. Sie gehorchte auch. Die Frau von Montespan gieng ihr mit offenen Armen und thränenden Augen entgegen. Die Herzoginn umarmte ihre Nebenbuhlerinn zärtlich, und beschwor sie: es dem Könige zu erlauben, daß er seine Seele retten könnte. Diese sprach etwa eine Stunde mit ihr, billigte ihren Entschluß, bath sie aber, die Vollziehung desselben auf ein andermal auszusetzen, und gieng mit nassen Augen aus dem Zimmer. Die Fr. von Valliere aber erklärte ihm, daß sie schlechterdings die Welt verlassen wolle„. Ich kenne mein Herz, sagte sie: „ich traue ihm nicht, ich muß es in eine Sela„verey setzen. Das ist das beste, wozu ich sei„ne Freyheit brauchen kann.„

Der König stellte ihr die Schwierigkeit einer immerwährenden Verbindung vor, die Schwäche ihrer Gesundheit, und wie leicht es wäre, mehr gutes in der Welt, als in der Einsamkeit zu thun. „Ich „habe meinen Entschluß, versetzte sie, für meine Eh„re schon viel zu spät gefasset: und ich schmäuchle mir, „daß ich ihn zu meiner Seligkeit noch zeitig genug fasse„. Er wollte sie wenigstens bewegen, einen nicht so strengen Orden zu wählen; wo sie ihre Tugenden, als Aebtissinn, in Regierung eines Klosters ausüben könnte. Mit Seufzen erwiederte sie: „Wenn man selbst verlohren ist, wie kann „man doch andre regieren?

Die

Die Hofleute bildeten sich ein, daß die Reisen nach Chaillot, nur ein so gekartetes Spiel wären: wobey sie durch abgefeimte Buhlerkünste das Herz des Königes zu gewinnen; oder durch eine grausame Rache, ihn wenigstens von der Frau von Montespan abzuziehen suchete. Allein, die Gesinnungen der Gottesfurcht hatten so tiefe Wurzeln bey ihr geschlagen, als sie anfänglich seicht gewesen waren. Ihre Entfernung von Hofe war fest beschlossen. Bey einer Jagd des Königs entdeckete sie sich der Fr. Scarron als einer Person, die am geschicktesten war, einen Vorsatz vernünftig zu beurtheilen; welcher viel öfter das Werk der Verzweiflung, als der Reue zu seyn pflegt.

Die Frau Scarron erschrack schon bey dem bloßen Worte einer Carmeliterinn. „Ja, erwiederte die Herzoginn, dieß ist ein Vorsatz, den ich „schon lange im Sinne gehabt; und mich zu den „strengen Büßungen eines Standes, den ich ergreifen will, vorzubereiten, trage ich schon ein „härenes Hemde und einen Sack am Leibe. Man „kann ja das Laster, zuviel geliebet zu haben, „nicht schmerzlich genug büßen.„ Die Frau Scarron bath sie, sich noch ferner zu prüfen, und stellte ihr die Folgen des ersten Schrittes, den sie thun würde, vor. „Wie? hieß es, werden sie „das Leben einer Carmeliterinn aushalten können? „Sie, die sie von Jugend auf der Weichlichkeit „und der Ergetzungen gewohnt sind? Ach! versetzte „die Herzoginn, indem sie auf den König, und die „Frau von Montespan wies; wenn ich Schmerzen

„empfinden werde, so darf ich mich nur derjenigen „Martern erinnern, die ich von diesen zwo Perso„nen habe erdulden müssen.„

Sie vollzog ihren Entschluß mit aller Großmuth eines Helden. Der ganze Hof wollte Zeuge ihres Opfers seyn. Die Königinn war auch dabey. Das Opfer hatte niemals liebenswürdiger ausgesehen, als in dem Augenblicke, da es geopfert ward. Ihre Schönheit setzte alles in Erstaunen; die Predigt des Bischofes Bossuet aber niemanden. Die Hofleute zerflossen in Thränen. Die Frau la Valliere sprach die Gelübde, womit sie sich auf ewig verband, mit eben der Anmuth, mit eben dem Eifer, mit eben der Freyheit des Gemüths aus, womit sie Ludewigen tausendmal eine ewige Liebe zugeschworen hatte.

Seitdem hat sie die Welt niemals bedauret; und keinen Seufzer nach dem Prinzen mehr gethan, den sie angebethet hatte. Sie beschäfftigte sich nur mit ihren Sünden, und mit Gott. Sie umschrieb den schönen Psalm, womit David noch frevelhaftere Vergehungen beweinte. Alle Empfindungen der Liebe, des Glaubens, der Zerknirschung dieses königlichen Sünders, waren geringer, als diejenigen so

* Sie trat den 21en des Brachmendes 1674. ins Noviciat, that ihre Profeßion den 4. Brachm. 1675, und starb 1710, 65 Jahre alt. Sie schenkte alle ihr Vermögen Marien Annen von Bourbon, ihrer Tochter, die zu Vincennes 1666. gebohren, 1667. legitimiret, und 1680, den 16. Jänner, oder Winterwends, an Ludwig Armand Prinzen von Conti vermählet wurde, und 1739 ohne Erben

ſo ihr die bittre Erinnerung von Schwachheiten einflößete, die doch viel vergebungswürdiger waren, als die Liebe der Bathſeba. In dieſen Bußübungen hat ſie fünf und dreyßig Jahre, unter dem Namen der Schweſter Luiſe von der Barmherzigkeit zugebracht. Unter den Augen eines Chriſten und ſelbſt des Königes, iſt ſie im härenen Hemde, in der tiefſten Erniedrigung, und auf den Stufen der Altäre viel größer geweſen; als da ſie zur Seiten des Thrones, einen Schwarm von Schmäuchlern, zitternd um einen ihrer gnädigen Anblicke betteln ſah. Ihre Vergnügungen hatten ihre Unruhe gewirket: ihre Martern wurden ihre Freude. *

Die mütterliche Zärtlichkeit ſtörte ihre Einſamkeit. Der Graf von Vermandois, den ſein Vater anbethete, ſeine Gespielen verderbten, und die Gewalt ſeiner Leidenſchaften hinriß, glaubete, daß ihm alles frenſtünde. Mit allen Gebärden eines Königsſohnes verband er die lüderlichſte Lebensart. Da man ihn in den ſchändlichſten Ueppigkeiten ergriffen, erhielt er Befehl, dem Könige nicht mehr vor die Augen zu kommen. Seine Bedienten waren abgeſchaffet worden. Er ward in ſein Zimmer verſperret, ohne Erlaubniß jemanden zu ſprechen; und

ben ſtarb. Dieſe Prinzeßinn von Conti gab ihr Herzogthum Vanjour dem Marquis von Valliere, ihrem Oheim. Die Frau von Valliere hatte drey Söhne gehabt; deren einer den 15ten des Heumonds 1666. unlegitimiret ſtarb, und zu St. Euſtach begraben ward. Der zweyte ſtarb, wie das Fräulein von Montpenſier ſaget, vor Schrecken ſeiner Mutter über einen Donnerſchlag; der dritte, Graf von Vermandois, ward Admiral von Frankreich.

und er dorfte nur in die Messe und in die Akademie gehen. Schwester Luise von der Barmherzigkeit konnte diese Unordnungen nicht ohne empfindlichen Schmerz vernehmen. Der Prinz bekam einen derben Text, bekannte alle seine Vergehungen, schien sehr andächtig zu seyn, besserte sich aber nicht im geringsten. Doch der König vergab ihm alles; und der Prinz folgte ihm in die Belagerung von Cortrick. Hier gab er groſse Proben seines Muthes, machte sich durch seine Verschwendung bey den Soldaten beliebt, erregte des Dauphins Eifersucht, und bekam Händel mit ihm. Das sind Geschichte, saget das Frl. von Montpensier, die man nicht erfährt, und nicht erfahren mag.* Das Gerücht breitete sich im Heere aus, daß der Herzog von Vermandois in der Nacht gestorben wäre. Einige sageten, an einem bösartigen Fieber, andre an den Blattern, andre, weil er zuviel Brantwein getrunken hätte.

Allein der Graf von Vermandois ward nach Arras gebracht, und ohne Gepränge in der Kathedralkirche begraben. Indessen sah man bey Tages Anbruche eine wohl vermachte Sänfte tragen, worinnen, dem Vorgeben nach, die Kriegscasse seyn sollte. Diese Sänfte nahm einen Abweg: und man glaubete, sie trüge einen wichtigen Gefangenen. Die Frau von Valliere erfuhr, durch den Bischof Bossüet, den Tod ihres Sohnes. „So „muß ich denn, sagete sie, schon den Tod ei„nes Sohnes beweinen, dessen Geburt ich „noch nicht sattsam beweinet habe.„ Man redete

* Memoir. de Montpensier.
** Eben daselbst.

redete verschiedener *) Weise von seinem Verstande und von seiner Aufführung. Allein es erhellet aus allen Nachrichten damaliger Zeiten, daß niemand an seinem Tode gezweifelt habe.

Der Verfasser der geheimen Nachrichten von Persien, ein Buch voller Falschheiten und Wahrheiten, versicherte ungefähr vor 15 Jahren, daß der von Vermandois, insgeheim in die Bastille gebracht worden, und zwar in einer eisernen Verkleidung. Nachmals hat Herr von Voltaire diese Sache mit verschiedenen, etwas andern Umständen, als der erste Urheber, erzählet; und die allen Verdacht entfernen, daß dieser Gefangene der Graf von Vermandois gewesen sey. Die Untersuchungen, so ich über diese besondere Begebenheit angestellet, haben mich gelehret: es sey wirklich ein Staatsgefangener, mit eiserner Masque, von ansehnlicher Gestalt, ungefähr 50 Jahre alt, in der Bastille gewesen; und daß er vorher, ehe er in dieß Schloß gebracht worden, in Pignerol und auf der Margaretheninsel gewesen; daß er im Herbstmon. 1703 gestorben, und zu St. Paul begraben worden; und daß man vor einigen Jahren, als ein Gewölb der Kirche zu Cortryk geöffnet worden, einen Sarg voller Sand gefunden habe **). Es ist sehr wunderbar, daß eine Sache, die so viel Leute gewußt, und so viel andere haben muthmaßen müssen, noch itzo, nicht nur ein Geheimniß, sondern fast eine bloße Frage ist.

Neun-

*) Man bemerke, daß fast alle Geschichtschreiber sagen: der Körper des Grafen von Vermandois sey nach Arras gebracht worden.

Neuntes Hauptstück.

Der Kauf des Landgutes Maintenon.

Die Frau Scarron bemerkete, daß sie beym Könige täglich mehr Beyfall fand, und von der Frau von Montespan mehr gehasset ward. Allein ihre Vergnügungen waren Augenblicke; und ihre Plagen Jahrhunderte. Die Frau von Montespan verschloß sich mit ihr, um ohne Zwang alle Dünste ihrer Galle verrauchen zu lassen. Wann die Frau Scarron ihre Unpäßlichkeit, oder ein Geschäfft vorwandte; so verwarf man alle ihre Entschuldigungen. Man erlaubete ihr nicht einmal andächtig, oder krank zu seyn.

Bey so vielen Verdrüßlichkeiten, denen sie unterworfen war, und welche die Selbstliebe sonder Zweifel noch vermehrte, hatte sie nur den Abt Gobelin, dem sie dieselben vertrauen konnte; und erhielt nur solche Tröstungen von ihm, die noch traurigter waren, als ihre Uebel. Tausendmal bekam sie Lust, dem Könige ihre Noth zu klagen, war aber viel zu erkenntlich, als daß sie wider ihre Freundinn reden wollte. Sie hatte bald den Vorsatz, sich ein Landgut zu kaufen, bald in ein Kloster zu gehen. Allein, heute hinderte ihr Alter, und ihr geringes Vermögen; morgen ein gnädiges Wort des Königes, oder eine Vertraulichkeit seiner Gebietherinn, allemal aber eine Betrachtung, oder irgend sonstein

Vor-

Vorfall, ihr Vorhaben. Mitten im Streite ihrer Neigungen, und im Getümmel der Welt seufzete sie nach der Einsamkeit; und in der Stille der Einsamkeit nach den Vergnügungen des Hofes.

Dieser heimliche Widerwillen, der sie allenthalben begleitete, diese Neigung, alles zu verschmähen, was sie hatte, und sich in alles zu verlieben, was sie nicht hatte; diese Unruhen, diese Ungeduld, die niemand bemerkete, worinn sie sich aber selbst oft betraf, überzeugeten sie je mehr und mehr: daß Gott allein das leere Herz eines Menschen erfüllen kann. Ob sie gleich nicht glücklich seyn konnte, so konnte sie doch gefallen. Eine oft erzwungene Freude, die ihr aber allezeit natürlich schien, machete ihre Gemüthsart angenehm; ob wohl zum Schaden ihres Temperaments, welches allezeit widerspänstig war, und allezeit überwältiget ward. Das Unglück, die gekränkteste Frau bey Hofe zu seyn, ward dadurch vergolten, daß sie die allerangenehmste im Umgange war.

Ihre Sorgfalt für den Herzog von Maine verdoppelte sich, je näher die Zeit rückte, da sie ihn aus den Händen geben sollte. Als der König einmal zu seinem Sohne kam, fand er sie allein mit demselben; indem er das Fieber hatte, und sie ihn bey der Hand hielt. Mit der andern wiegte sie die Prinzessinn von Nantes, und der Graf von Vexin schlief auf ihrem Schooße. Die Dienstweiber waren unter der Last müde geworden. Die Frau Scarron war drey Nächte bey diesen kranken Kindern geblieben; und doch glaubete sie noch nichts

gethan

gethan zu haben. Der König schickete ihr hundert tausend Livres.

Doch diese neue Wohlthat verband sie darum nicht an den Hof. Sie bestund auf dem Vorsatze, ihn zu verlassen. Allein, eines theils besorgete sie, der König möchte ihren Eifer ihm zu dienen, für eigennützig oder treulos halten; andern theils fürchtete sie, sich mit der Frau von Montespan zu entzweyen, als welche die Welt für die erste Quelle der königlichen Geschenke ansehen würde. Gleichwohl hatte die Gebietherinn keinen Theil daran gehabt; und die Frau Scarron hatte wenigstens das Vergnügen zu sagen; daß die Frau von Montespan weder ihre Frau noch ihre Wohlthäterinn wäre.

Ob sie nun gleich durch einen unmittelbaren Trieb am Könige hieng: so waren doch ihre, obwohl freywillige Ketten, darum nichts leichter. Sie suchte eine Zuflucht vor der Sklaverey, und fand doch eine weit ärgere daselbst. Sie hatte beschlossen, sich ein Landgut zu kaufen; entweder daselbst in Freyheit zu leben, oder den Namen davon zu führen: denn der Namen von Sürgeres, den sie versuchet hatte, hatte ihr nur den Abscheu vor dem ihrigen vermehret.

Sie war um das Lehn von Aubigne in Anjou in Handel getreten; welches das älteste Stammgut, und die Wiege ihrer Voraltern gewesen war. Man

*) Den 27 des Christmonaths 1674.

**) Sie ward in ein Marquisat, und eine Pairie 1688 verwandelt. Itzo gehöret sie dem Hause von Noailles,

Man ſchlug ihr Maintenon, ein ſchönes und adeliches Gut vor; das ein großes Schloß, von gutem Anſehen, am Ende eines ſehr großen Städtchens hatte, vierzehn Meilen von Paris, und zehn von Verſailles gelegen. Dieſe Lage reizete ſie. Der Kauf ward *) für 250000 Livres, (d. i. 8333 Thaler), geſchloſſen. Maintenon zwar brachte nur neun bis zehntauſend Livres ein. Allein, ſie brachte den Geiſt der Ordnung und Wirthſchaft mit, den ſie von ihrer vorigen Armuth hatte. Sie lockte niederländiſche Spitzenkleppler dahin, um ſolche Werkſtätten daſelbſt anzulegen. Sie rief normandiſche Leute hin, um Webereyen aufzurichten; ſo, daß ſie die Einkünfte ihres Gutes bald auf 15 bis 16000 Livres trieb. Sie ſagete, als ſie einzog: Hier will ich ſterben! Und dieß iſt das einzige Grundſtück, welches ſie bey einer Gnade beſeſſen hat, die ihr unendlich viele und große Güter hätte erwerben können.

Dieſe Caſtellaney **) gehörete damals dem Hauſe von Angennes. Die Marquiſinn von Maintenon, die von ihren Gläubigern gedrungen ward, reiſete nach Martinique, machete daſelbſt Anſtalten, und beſchloß ihr Leben in demſelben Hauſe, aus welchem die Frau Scarron gekommen war, ihr Landgut zu kaufen.

Die

*) und bringt vermittelſt einiger hinzu gekommener Stücke, mehr als 50000 Livres Einkünfte. Sie iſt dem Ordenſtifte zu St. Cyr unterworfen.

Die Augenblicke, welche die Frau von Montespan, oder der König, der Frau Scarron übrig ließen, wurden nunmehr angewandt, Maintenon zu besichtigen. Sie verschönerte es; sie stiftete Schulen, und sonderlich Manufacturen; um kein Spital nöthig zu haben. Sie sah alle ihre Unterthanen, als ihre Kinder an, und erließ ihnen oft diejenigen beschwerlichen Auflagen, deren Ungerechtigkeit die Macht und die Zeit geheiliget haben. Ihr Pachter schrieb daher an sie: „Man muß gestehen, gnädige Frau, daß sie, für eine kluge „Frau, sehr dumm sind.„

Ihre Neigung zu ihrem Landgute ward ihr oft gestöret. Sie ließ daselbst arbeiten, und konnte doch keinen einzigen Tag erhalten, um hinzugehen, und ihre Befehle zu geben. Der König ward durch ihren reizenden Umgang so eingenommen, daß er sich oft mit ihr und der Frau von Montespan verschloß: oft nahm er sie zur Schiedsrichterinn von Zwistigkeiten, die er mit seiner Gebietherinn hatte. Sie haben Unrecht, sagete sie ihm einmal mit Freymüthigkeit. Aber es liegt nur an E. Majestät, um allezeit Recht zu haben. Die Frau von Montespan erstaunete, und warf zornige Blicke nach ihr. „Vermuthlich, gnädige Frau, „setzete die Frau Scarron hinzu, werden sie den „König nicht hindern, wenn er irgend Willens wird, selig zu werden.„

Der König sah sie so vergnügt über den Kauf ihres Gutes, daß er sie öffentlich Frau von Maintenon nannte. Einige glaubeten, daß diese Verän-

derung

derung des Namens zwiſchen ihr und dem Könige abgeredet geweſen. Ihre Freunde rückten ihr vor, daß ſie den Namen ihres Mannes verachtete. Ihre Neider breiteten aus, ſie wäre nur mit Eitelkeiten und Pracht beſchäfftiget. Die Frau Sevigne ſchrie: So muß ſie ſich denn ſehr geändert haben *)! Man nannte ſie ganz leiſe, Frau von Maintenon. Sie ſtellte ſich, als wüßte ſie das alles nicht, was die Welt von ihr ſagete; hüllete ſich in ihre Unſchuld ein, und unterſchrieb ſich nicht mehr anders, als Maintenon. Bis dahin hatte ſie ſich von Aubigny unterzeichnet.

Dieſe Namensänderung war ihr viel nützlicher, als ſie es ſelbſt vorher geſehen hatte. Wie hätte ſie ſich immermehr mit dem Namen Scarron, der dem Könige ſelbſt allezeit einen widrigen und poſſenhaften Begriff erweckte, zu derjenigen Würde erheben können, zu welcher ſie ſtieg? hätte ſich Ludewig der XIV. noch entſchließen können, eine Frau der Verehrung ſeiner Unterthanen darzuſtellen, deren bloßer Namen ſchon faſt lächerlich war? Alles Ernſthafte der Wittwe, konnte den Eindruck nicht vertilgen, den das Andenken ihres Mannes noch machete. Kurz, die Frau von Maintenon mußte die Frau Scarron ins Vergeſſen bringen.

*) S. Lettr. de Sevigne. 1675.

Das ſechſte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Der Frau von Monteſpan Entfernung vom Hofe.

Die Faſtenzeit brachte bey Hofe eine große Veränderung hervor. Der König wollte ſie im alten Schloſſe zu Verſailles zubringen, um deſto ordentlicher allen Predigten beyzuwohnen: ob er gleich noch nicht Willens war, ſich daraus zu erbauen. Er gab dem Erzbiſchofe zu Paris Befehl, ihm, zum Dienſte der ſtillen Woche, einige Prieſter aus der Verſammlung der Miſſion zuzuſchicken, damit er diejenigen auf die Probe ſtellen könnte, denen er die Sorgfalt für das Kirchſpiel zu Verſailles auftragen wollte.

Dieſe Miſſionarier (oder Bußprediger) erfüllten ihre Pflicht, als Männer, die noch nicht bey Hofe geweſen waren. Ihre Predigen ſetzten alle Gewiſſen in Unruhe; und die ſtrengen Beichtväter ſprachen

*) Memoir. de Mad. de Montpenſier. T. VI. p. 267.

**) Chacun diſoit à la Cour,
Que Madame d'Hudicour

chen ihnen nicht viel Troſt ein. Die Frau von Monteſpan ward in ſchmerzliche Reue und Leid verſetzet *). Ludewig ſelbſt erſchien bey der Koniginn mit Augen, die geweinet hatten; und es war ihm nicht zuwider, daß man ihm ſolches anſehen möchte.

Die Frau von Zudicour war wieder nach Verſailles gekommen, um ſelbſt die Wirkung wahrzunehmen, ſo die Predigt von Vergebung der Beleidigungen nach ſich ziehen würde. Die Frau von Monteſpan litt ſie, und die Frau von Maintenon hatte ſie umarmet. Kurz, der ganze Hof war über dieſe Erſcheinung **) erſtaunet. Es mochte nun aus einer Regung der Gnade, oder aus Begierde, die Mode mit zu machen, geſchehen: ſo bezeigete ſich doch die Frau von Zudicourt ſehr andächtig; und änderte Aufführung, Putz und Geſpräche. Die Frau von Monteſpan erlaubete ihr die vormalige Vertraulichkeit; um eine ſo gefällige Bethſchweſter der unbiegſamen Frau von Maintenon entgegen zu ſtellen. Sie beſorgete noch immer, der König möchte ihr aus Gewiſſenhaftigkeit entwiſchen, und bemühete ſich, ihn gegen die Macht ihrer Reizungen, und der öffentlichen Urtheile zu befeſtigen: indem ſie eine alte Freundinn in ihrer Geſellſchaft ließ; deren brennende Gottesfurcht, ohne Zweifel den

*) Eſt une belle Femme
Quoi? la voilà de retour?
Tredame! Tredame! Tredame!
d. i. Notre-Dame! oder deutſch: Jeſus Maria!

ganzen Hof überreden würde: daß man von nichts, als von Gott in denen Zusammenkünften reden würde, die vor der Fasten nur ihn zu beleidigen bestimmet zu seyn pflegen. Unnützer Kunstgriff! obgleich die Frau von Ludicourt mit aller häuchlerischen Gefälligkeit drein willigte. Die Frau von Montespan wollte die göttliche Gnade hindern, daß sie Ludewigen nicht rühren möchte; und eben diese Gnade ergriff sie selbst. Sie befürchtete sich, ihren Abschied zu bekommen, und ward selbst diejenige, die ihren Abschied von selbsten nahm.

Unter ihren Kammerfrauen war eine, von einer so bewährten Gefälligkeit und Verschwiegenheit, daß man sich kein Bedenken machete, auch in ihrer Gegenwart allen Freyheiten eines geheimen Umganges zweyer Verliebten nachzuhängen. Diese Frau gerieth auf einmal in eine Furcht vor den Gerichten Gottes. Sie klagete sich selbst aller unzüchtigen Ausschweifungen an, davon sie entweder die Unterhändlerinn oder eine Augenzeuginn gewesen war. Sie lief zur Frau von Maintenon, deren guten Rath sie doch allezeit verachtet hatte; sie fieng daselbst an, auf die Frau von Montespan zu schimpfen und zu schelten; ja sie zog wider sich selbst los: und das that sie mit aller Wuth einer Verzweifelten. Sie bekannte, an der ewigen Verdammniß des Königes Schuld zu seyn, der sich ins ewige Verderben stürzte. Sie maß sich alle das Unheil bey, womit die Rache eines beleidigten Gottes dem Königreiche drohete. Mit ängstlichem Geschreye versicherte sie zu mehrern malen, daß nunmehr keine Gnade, keine

Verge-

Vergebung für sie zu hoffen sey. Ihre einzige Zuflucht wäre nur noch der Strick, oder ein Wasser. Der Frau von Maintenon machete sie eine umständliche, aber unflätige Beschreibung, aller der ausgestudirten Kunstgriffe der Frau von Montespan in ihren Lüsten: mit welchen diese zeither entweder ihre Sinnlichkeit durch mannigfaltige und immer frische Vergnügungen zu unterhalten, oder ihren Liebhaber immer zu reizen und anzufeuern gesucht hatte.

Die Frau von Maintenon hörete ihr eine Weile geduldig zu. Endlich aber unterbrach sie diese schmutzige Vertraulichkeit, und bemühete sich, ihre Hitze zu dämpfen, und ihr beyzubringen: daß Gott noch viel barmherziger sey, als sie gefällig gewesen wäre. Aber alles umsonst! die Kammerfrau empfand um destomehr Gewissensbisse, je weniger sie vorhin an sie gedacht, oder sich davor gefürchtet hatte. Die Hölle, schrie sie, sehe ich vor und unter mir. Sie hat ihren Rachen unter meinen Füßen aufgethan, mich zu verschlingen. Ich, ich allein, bin an allem schuld. Aber sie, gnädige Frau, die sie so heilig sind, würden viel besser thun, wenn sie diesen Hurenbälgen den Hals umdreheten, als daß sie Sorge für ihre Auferziehung tragen.

Was die Frau von Maintenon von dieser Wütenden erhalten kannte, war dieses: daß sie, ehe sie sich noch erhienge, zuvor den Pater Lecuyer spräche, einen Missionar, der damit die Sünder Gott zuzuführen pflegte, daß er ihnen dieses höchste Wesen als einen langmüthigen und liebreichen Herrn

vorstellte; dem man zu viel Unrecht anthäte, wenn man ihn immer in seiner erzürneten Gestalt, und mit Donnerkeilen in der Hand aufführete. Es glückte auch diesem frommen Geistlichen, dieser Frau den Kopf wieder zurecht zu rücken. Er leitete sie Stufen weise von der Verzweiflung zur Reue, und von der Reue zur Hoffnung. Er ließ sie aus seinem Beichtstuhle mit zerknirschtem Herzen gehen. Ihre Augen schwommen in Thränen. Sie schlug an ihre Brust, und legete alle Kennzeichen eines wahrhaftig bußfertigen Gemüthes an den Tag. In dieser Verfassung gieng sie zu ihrer Frau, foderte ihren Abschied. Mit einem Ueberreste ihrer Wuth gab sie ihr die Geschenke wieder zurück, die sie von ihr und dem Könige bekommen hatte; verwarf mit Unwillen ihre Anträge; meldete ihr, daß sie ihre Seele bedenken wollte; vermahnte sie auf das nachdrücklichste, ein gleiches zu thun, und redete mit ihr aus einem solchen Machtone, dergleichen ein Herz, welches gewiß ist, daß es mit Gott wohl daran sey, über eine Frau hat, die nur mit ihrem Könige wohl steht.

Die Frau von Montespan setzete unterdessen ihre Ueberlegung fort. Das harte Urtheil erschreckete sie, welches wenigen Augenblicken eines flüchtigen Vergnügens, Martern von einer ewigen Dauer zuerkennet. Ein Beyspiel riß sie dahin; und Beyspiele bringen viel Bekehrungen zu Stande. Sie war müde, die Rolle einer Maitresse zu spielen, eine Rolle, welche eine Person in den vierzehn Tagen vor und nach Ostern so sehr demüthiget. Kurz, sie

sie befand sich in demjenigen Zustande, da das Herz bereit ist, sich dem ersten Eindrucke einer gewaltigen Rührung zu überlassen. Sie verlangete, daß eben dieser Beichtvater, dieser so bewegliche fürchterliche Beichtvater, ihrer Ungewißheit abhülfe; und entweder ihr Schrecken noch vergrößerte, oder ihr doch eine leichte Vergebung von Gott versprächе. Sie ließ also dem Pater Lecuyer sagen, daß er sie des andern Tages darauf in seinem Beichtstuhle erwarten sollte. Den Missionar befremdete nun zwar eine so unerwartete Bothschaft; gleichwohl aber machete er sich gefaßt darauf, diesem gebietherischen Beichtkinde eine Ehrfurcht gegen die Diener Gottes beyzubringen.

Die Mittwoche vor Ostern, beym Anbruche der Nacht, begab die Frau von Montespan sich ganz in der Stille, ohne Bedienung, und in der Frau von Maintenon ihrer Kutsche, in die Kirche; eine Vorsicht, die man nöthig hielt, dem Aergernisse vorzubauen, das eine Andacht gegeben haben würde; die, wenn sie vor den Augen der ganzen Welt angestellet worden wäre, für einen Vorläufer einer Entehrung der heiligen Stätte, oder für das Spiel einer Häucheley würde angesehen worden seyn. So weit bringts ein ruchloses Leben! An ihm wird selbst das Gute böse und verwerflich.

Die Frau von Montespan zerfloß in Thränen, als sie aus der Kirche gieng. Sie schickete nach dem Herrn Bossuet, damaligen Lehrmeister des Dauphins, Bischofes von London. Sie erzählete ihm den ganzen Verlauf der Sache, und bekannte,

daß der Missionar ihr ihren gegenwärtigen Zustand auf das äußerste verhaßt gemachet, und sie durch die Drohungen der göttlichen Rache so sehr erschüttert habe; daß sie fest entschlossen sey, den Hof zu verlassen, und den Rest ihrer Tage zur Buße für die verstrichenen anzuwenden. Sie ersuchete ihn, ihren Entschluß dem Könige zu hinterbringen. Der Herr Bossüet billigte denselben, stellete ihr mit vielem Wortgepränge die Größe des Ruhmes bey den Menschen, und des Verdienstes bey Gott vor, und versprach, den König zu vermögen, daß er sich ihrem Entschlusse nicht widersetzte. Es begegnete ihm die Frau von Maintenon unter Weges, der erzählete er, was der Pater Lecuyer für Wunderwerke verrichtet hätte. Allein, die Frau von Maintenon fragete ihn: ob er, als ein Mann, der das menschliche Herz so wohl kannte, sich wohl einbilden könnte, daß eine so andächtige Laune lange Bestand haben werde? Dafür kann ich nicht stehen, antwortete der Bischof. Unterdessen gewinnt man doch wenigstens ein Paar Wochen mehr für den lieben Gott, und etliche Sünden weniger für den Teufel. Ach! versetzete die Frau von Maintenon, verzeihen mir Eure Hochwürden. Nicht sowohl mit dem Leibe erzürnet man Gott, als mit den sündlichen Lüsten.

Kaum hatte die Frau von Maintenon den Fuß in das Zimmer der Frau von Montespan gesetzet, als diese ihr mit offenen Armen entgegen eilte, und sie mit diesen Worten anredete: „Endlich einmal werden Sie mit mir zufrieden seyn! Morgen reise ich von hier ab. Ich nehme nicht Abschied,

„ich

„ich nehme auch keinen Abschiedsbesuch an, und mei„nen Hingang wird keine sonderliche Reue begleiten.„

Eine Fromme von der gemeinen Art, würde ein solches Vorhaben mit einer angenommenen Mine von Gottesfurcht gebilliget, und zugleich die Ausführung desselben gehindert haben. Aus Eitelkeit würde sie auf ihre Frau gescholten, und dennoch aus Eigennutz ihre Liebeshändel dabey befördert haben. Aber die Frau von Maintenon, deren Glück noch von dem Schicksale der Frau von Montespan abhieng, bezeigete durch ihre standhaften Rathschläge, daß ihre Abneigung von dem Hofleben ungeheuchelt, ihre Treue gegen den König uneigennützig, und ihre Gleichgültigkeit gegen diejenige Gunst außerordentlich wäre, die sie sich durch eben diejenigen Tugenden erworben hatte, welche andere darum zu bringen pflegen.

§. Sie befestigte die Frau von Montespan in ihrem Vorhaben, und brachte die Nacht bey ihr zu: es sey nun, sie durch die Gebothe des Christenthumes von dem Hofe los zu reißen; oder auch nur durch die Bewegungsgründe der Ehre, sie zu Ausführung ihres Vorsatzes anzuhalten. Weinete die Frau von Montespan, so warf ihr die Frau von Maintenon, der dergleichen Thränen verdächtig vorkamen, Blicke zu, die sie beschämten. Sie versprach ihr beyzustehen, und sie nicht zu verlassen. Sie ermunterte sie, Gott anzurufen, daß er ihr die Kraft verliehe, dieses Opfer zu vollbringen; ein Opfer, das ihr bald gering und leicht deuchte, bald groß

groß und schwer vorkam; nachdem die verschiedenen Regungen das wankelbare Gemüth umhertrieben, welches sie sich unterwürfig machen wollte.

Wer die Frau von Maintenon in der Nähe kannte, der konnte keinen Verdacht auf sie werfen, als ob sie hierunter verdeckte Ränke spielte, oder den Verlust ihres Ansehens bedauerte, oder mit einem angenommenen Muthe sich in die Zeiten schickte. Schon seit geraumer Zeit hatten ihre Freunde sich deswegen über sie beschweret, daß sie diesem tugendhaften Herzen aus der alten Welt nicht hatten beybringen können: daß ein solcher Umgang dem Rühme eines Fürsten unschädlich, dem Volke vortheilhaft, und dem Frauenzimmer leicht zu verzeihen sey. Die Frau von Montespan hatte ihr Schuld gegeben, sie hätte oftmals geheime Zusammenkünfte angestellet, nicht sowohl in der Absicht, durch ihre witzige Unterredung sie zu vergnügen, als vielmehr ihr durch die Gegenwart einer Tugend, Ekel vor Vergnügungen von einer geringern Art beyzubringen; und ihrer Freyheit durch die Gegenwart einer Tugend Zwang anzuthun, die zwar eben nicht finster und mürrisch, gleichwohl aber ernsthaft wäre. Der Abt Gobelin wußte, wie sehr und wie oft die Frau von Maintenon auch über die unschuldigsten Gefälligkeiten geseufzet hatte; und daß sie zwanzig Geistliche hielte, die alle Tage bey der Messe, in ihrem Gebethe die Bekehrung des Königes und der Frau von Montespan Gott anbefehlen mußten; die dann dafür ein Gehalt von ihr bekamen. Damals stifteten

ten fromme Leute andächtige Verbindungen wider die Maitreſſen. Sie ſchrieben der Inbrunſt ihres Gebethes die Bekehrung der la Valliere zu; und ſehneten ſich nach dem Glücke, auch über die Frau von Monteſpan zu triumphiren, die doch ungleich mehr zu gedachter Bekehrung beygetragen hatte, als jener Andacht. Sie wünſcheten ſich ein ſolches Glück um ſo viel mehr, da die lang anhaltende kindiſche Gemüthsart der Frau von Monteſpan, ihrer Wünſche und ihrer Anſchläge gleichſam zu ſpotten ſchien. Die Nonnen opferten dem Herrn ihre Keuſchheit auf, um nur dafür die Verbannung eines ehebrecheriſchen Weibes zu erhalten. Andächtige Schweſtern, die die große Einbildung von ihrem Chriſtenthume aufblähete, und die ſich um ſo viel mehr mit anderer Leute Vergehungen beſchäfftigten, je weniger ſie an die ihrigen gedachten, dieſe caſteyeten ſich mit wüllnen und härnen Hemden, für fremde Sünden; und ihre Buße begleitete alle die Strenge eines Stolzes, der für fremde Sünden büßet. Manche unternahmen in der Abſicht lange Wallfahrten, andere gaben reichliche Almoſen. Ueberall hörte man Bethen, man ſah faſten und ſich geißeln. Andere legten ſich ſelbſt Buße auf; nicht, damit der König von Frankreich ſeine Nachbarn in Friede und Ruhe ließe; nicht, damit er die Auflagen verminderte; nicht, damit er ſich ſelbſt nach den Geſetzen hielte; nicht, damit er dem Parlamente, das ihm entwandte Recht *), die königlichen Befehle auf einige

*) Man hatte ihm dieſes Recht durch die Befehle von den Jahren 1667 und 1699 genommen.

nige Zeit zu hemmen, wieder zurück gäbe: sondern nur, damit er eine Frau abdanken möchte. Ja selbst zu Quebec *) ließ man Messen lesen, für Sünden, die zu Paris begangen wurden; gleich, als ob die Gebethe aus der neuen Welt Gott angenehmer wären, als die aus der alten. Andre Völker verfolgen und bestürmen die Kebsweiber ihrer Fürsten, durch Empörungen und Verwünschungen. Nur der Franzes allein rächet sich an ihnen mit Stachelgedichten und Fürbitten bey Gott. Daher kömmt es auch, daß unsre Könige unser Murren, nie ohne Merkmaale unserer Liebe gegen sie, erfahren haben.

Der Herr Bossüet gieng indessen zum Könige, und meldete ihm, daß die Frau von Montespan, die sich zeither so sehr über die Strenge ihrer Beichtväter beschweret hätte, nun bald über ihre Gelindigkeit klagen würde. Sie hätte eben itzo einen Ausspruch wider sich selbst gethan, an dessen Richtigkeit zu zweifeln, die Casuisten sich ganz kein Bedenken gemachet hätten; daß nämlich ihre erste und nöthigste Pflicht sey, sich vom Hofe zu entfernen. Endlich meldete er, daß sie Seine Majestät auf das beweglichste ersuchte, ihren Entschluß genehm zu halten, sie selbst gänzlich aus den Gedanken zu lassen; und vor allen Dingen weiter nicht ein Herz in Versuchung zu führen, das die Gnade zwar gerühret, aber noch nicht völlig bezwungen hätte.

Bossüet galt bey Ludewigen gar viel. Sowohl der glückliche Fortgang des Unterrichtes, den er dessen Prinzen gab, als auch sein Eifer in Bekehrung

*) Mem. Mstes d'Hebert.

kehrung der Ketzer, hatte ihn in großes Ansehen beym Könige gesetzt. Es war einer von denen seltenen Männern, deren Person und Gegenwart ihren Ruhm nicht schmälert. Allezeit that sich an ihm der Blick und die Stimme eines Bothschafters des lebendigen Gottes hervor. Der so schleunige Abzug der Frau von Montespan gieng dem Könige zu Herzen, und kostete ihn einige Thränen. Der Bischof stellte sich, als sähe er diese Regung der Schwäche des Königes, für den Augenblick der Wiederkehr seiner Großmuth an. Er führete ihm demnach zu Gemüthe: daß eine unordentliche Aufführung die guten Sitten vertilge, und die Religion aufhöbe. „Ach, Sire! fügete er hinzu, was für ein Beyspiel geben Sie Ihrem Dauphin? Was können „alle meine Ermahnungen bey einem Sohne fruchten, der seinen Vater in einem öffentlichen Ehebruche sicher leben sieht; der mit ansehen muß, daß „man der Königinn mehr Ehrenbezeugungen nicht „übrig gelassen hat, als die der Wohlstand ihr nicht „entziehen kann; der da sieht, wie die Frau von „Montespan dagegen angebethet wird; wie man „überall die Tugend verachtet, wie die Beförderer „und die Werkzeuge ihrer Lüste weit mehr zu sagen haben, als deren Staatsräthe. Das Wohl „ihrer Unterthanen steht in ihren Händen. Sie sind „das Muster des Hofes, der Hof ist das Muster der „Hauptstadt; und diese ist es endlich für das ganze „Land. Eure Majestät werden dem Uebel steuren, „wenn sie es zu hassen anfangen, weil sie versichert „seyn können, daß man ihnen nachahmen werde.„

Der

Der König sah die Richtigkeit dieser Vorstellungen ein, und gab dem Prälaten mit einem Seufzer zu erkennen, daß er also wohl einsähe, wie viel Ausschweifungen er einzustellen habe: daß er der Frau von Montespan die Sorge für ihr Betragen gänzlich anheim stellen wolle, und daß ihm weiter nichts mangele, als ein Anführer, der auch ihn auf den Weg des Heils brächte.

Der Bischof hinterbrachte diese Erklärung der Frau von Montespan, die eine so leicht zugestandene Einwilligung darum gar sehr verdroß, weil sie sich einer abschlägigen Antwort versehen hatte. Gern hätte sie den Prälaten gefraget, ob der König denn ganz ohne Ueberwindung ihr Suchen zugestanden habe? ob er nicht Zeichen eines erweichten Herzens von sich blicken lassen? ob er sich nicht gestellet, als hoffte er noch, sie würde ihren Entschluß aufgeben? Doch, sie getraute sich nicht, eine so strafbare Neugierigkeit bloß zu geben. Wider ihren Willen erstickte sie Regungen, die sie zu gleicher Zeit verdammte und innig liebete. Sie weinete zu einer Zeit über begangene Sünden; da es ihr nahe gieng, daß sie auf andere Verzicht thun mußte, zu deren Genusse sie sich nur noch kurz vorher Hoffnung machen konnte. Die Verzweiflung mengete in ihrem Gemüthe Schwachheit und Andacht unter einander. Sie gelobete Gott an, ihm treu zu seyn; und murrete wider ihn, weil der König gegen sie entweder unempfindlich, oder veränderlich wäre.

Die Frau von Maintenon und Herr Bossuet sahen sich unter einander ganz bestürzt und beschämt an,

an. Es befremdete ſie, daß das Laſter noch ſo viel Reitzungen über ein Herz hatte, das die Tugend ihre Stimme hatte hören laſſen. Um die Wette ermahnten ſie die Frau von Monteſpan, ihre Gelübde dem Höchſten zu bezahlen; da ſie dafür hielten, daß es zuweilen gleich viel ſey, auf was Art und Weiſe etwas Gutes geſchehe, wenn es nur geſchieht: ſo ſtellten ſie ihr bald die Freude der Engel über ihre Bekehrung, bald das Jauchzen der Menſchen bey ihrer Entfernung von der Welt vor. Das Kloſtergelübde der Frau la Valliere ſageten ſie, ſchreibt man einer Eiferſucht, einem Misvergnügen zu: Ihres aber, gnädige Frau, wird bloß der lautern Tugend zugeſchrieben werden. Der König dankete die Valliere ab: Sie aber geben den König von ſelbſten auf. Nachdem ſie ihn unglücklicher Weiſe beherrſchet haben, iſt ihnen weiter nichts mehr übrig, als der Ruhm, ihm zu entſagen. Das waren entſcheidende Gründe für ein Frauenzimmer, die in einem Alter von 33 Jahren noch ſo kindiſch war, daß ſie ſich, für alle ihre angethane Kränkung, mit einer kleinen Kutſche von durchbrochener Silberarbeit (Filogrän) mit ſechs Mauſen beſpannet, abſpeiſen ließ.

Der Schlaf kühlete dieſe fliegende Andachtshitze, die der Frau von Monteſpan wider ihren Willen aufgeſtiegen war, gar ſehr ab. Als bekehrt legete ſie ſich nieder; als unwiedergebohren ſtund ſie wieder auf. Umſonſt machete ihre Kammerfrau, die ſchon gebeichtet hatte, ſie munter. Es war kaum Tag, und dennoch klagete ſie ſchon über

unaussprechliche Mattigkeit. Sie nannte es eine unerhörte Grausamkeit, daß man ihr auch nicht einen Augenblick Ruhe verstattete. Sie stieß tief geholte Seufzer aus, und beschloß sie mit der Versicherung: „Nun sollst du es sehen, lieber Gott, „wie sehr ich dich lieb haben will!

Der Frau von Maintenon hatte es geahnet, daß ihre Abreise eben so langsam vor sich gehen würde, als ihr Entschluß übereilt gewesen war. Deswegen hatte sie alles zur Abreise bey Zeiten angeordnet. Den Bedienten hatte man anbefohlen, sich reisefertig zu halten. Die Pferde stunden vor dem Wagen. War denn nun kein Vorwand zum Aufschube mehr übrig? In diesen letzten Augenblicken warf die Frau von Montespan einen starren Blick auf das Bett, welches ihr Sünden zu Gemüthe führete, die sie gerne gehasset hätte, wenn sie nur gekonnt hätte. Mein Gott, sagete sie, soll und muß ich denn dieses Land auf immer und ewig verlassen! Sie thun ihm viel Ehre an, erwiederte die Frau von Maintenon, daß sie dessen Verlust bedauren.

Indessen kleidete man sich an. Sie schalt die Kammerfrauen schon mit der bittern Stimme einer Bethschwester. Man machet schon Entwürfe, wie man Fontevrault auspußen will: man giebt zu verstehen, daß es doch etwas hartes sey, die Vollendung des Schloßbaues zu Versailles nicht mit ansehen zu können. Die Uebungen der Buße unterbricht man mit geheimen Klagen, über die göttliche Gnade, die ihre Zeit so übel wählet. Niemals ist

man

man so liebenswürdig gewesen, als eben itzo. Niemals ist man so sehr geliebet worden, ja niemals hat man selbst so inbrünstig geliebet. Es gienge noch hin, wenn man gewiß seyn könnte, daß der König bey dem ersten Eindrucke seiner Reue beharren würde. Aber läßt es sich wohl dazu an, daß ein Mann von seinen Jahren, Gott über alles lieben werde? Man sieht ihn schon euren Liebesbeuten nachjagen; und eine Frau auftreiben, die ohne Bedenken ihm ihre ersten Gunstbezeugungen, und die folgenden ohne Gewissensangst zugesteht. Man sieht schon, wie er sie mit Begnadigungen und Ehrenvorzügen überhäufet, welche man noch mehr bedauret, als den Liebhaber, aus dessen Hand man sie erhalten hatte. Umsonst that die Frau von Maintenon die Vorstellung: „Was ihr denn daran gelegen sey, wer nach ihr die„ses Zimmer einnehmen werde; da sie es nicht be„halten könne?„ Man beantwortete es gleich mit den Worten: **Man sieht es wohl, daß Sie nie einen König, ja nicht einmal eine Mannsperson geliebet haben.**

So gieng die Frau von **Montespan** ab, und die von **Maintenon** blieb, auf jener Ansuchen, bey Hofe, um die nöthigen Maaßregeln für die Abreise der Prinzen zu nehmen; deren Erziehung ihre Mutter von nun an selbst übernehmen wollte.

Indessen ließen die Hofleute des Morgens sich erkundigen, wie die Gebietherinn sich befände. Aber sie war schon zu Paris, zu eben der Zeit, da ein ungestümer Haufen sich erkundigte, wie sie die Nacht zugebracht hätte. Theils waren es Leute, die mit

Vertröſtung auf ihren Schutz, für die Auswirkung eines Befehls, ſchon die Hälfte der Belohnung zum Voraus bekommen hatten. Neugierige, die auf das erſte Gerücht von einer Begebenheit alsbald zulaufen, und das Geheimniß davon wiſſen wollen. Dieſen allen ſagete man mit einem betrübten Geſichte: die Frau von Monteſpan wäre plötzlich nach Paris verreiſet. In einem Augenblicke nahm der Haufen, der ſogleich nur eine einzige Geſichtsbildung gehabt hatte, unterſchiedliche Geſtalten an. Einige legeten ihre Freude darüber ungeſcheut an den Tag. Andere hielten damit zurück, in Hoffnung einer Verſöhnung. Andere ſtelleten ſich, als gienge ihnen dieſer Unfall zu Herzen; andere verhöleten ihre Betrübniß, weil ſie ſich ſchämeten, über eine Verwieſene Leid zu tragen. Einige ſahen ſich beſtürzt unter einander an: gleich, als ob ſie ſich wechſelsweiſe befrageten, ob ſie ſich freuen oder betrüben ſollten? Die meiſten nahmen ein ernſthaftes und zweydeutiges Geſicht an; es war ihnen aber dabey dennoch bange, daß nicht ihr gezwungenes Weſen zum Verräther würde. Alle giengen endlich zweifelhaft davon, ob ſie auch behutſam genug geweſen; und bekümmert, ob ſie es nicht wohl gar zu ſehr möchten geweſen ſeyn?

So bald die Sache ruchtbar worden, ward verſchiedentlich davon geſprochen. Die Günſtlinge des Hofes maßen die Entfernung der Frau von Monteſpan einer verliebten Zwiſtigkeit bey. Die Frommen wollten behaupten, ſie wäre durch die Faſtenpredigten gerühret worden. Einige wollten den Grund

davon

davon in des Königes Achtung gegen die Vorurtheile finden. Aber der Pöbel nannte diese Begebenheit ohne Umschweif eine gänzliche Ungnade. Man erkundigte sich begierig bey der Frau von Maintenon nach der Ursache; bekam aber von ihr mehr nichts, als unbestimmte Bescheide; die die Ungewißheit nur vermehrten, und die Neugier reizten. Die Herzoginn von Richelieu, der die Sünden ihrer Freundinn so einträglich gewesen waren, konnte sich gar nicht zufrieden geben; daß diese dieselben aufgegeben hatte. „Sie hätte nur da bleiben sollen, „sagete sie: wir wollten sie schon, auch ohne euer „Paris, und ohne euren Pater Lecuyer bekehret „haben.„ Diese Herzoginn ließ sich von ihrem Stolze und dem Abte Gobelin regieren; brachte aber beyder Eingebungen damit zur Eintracht, daß sie eines Theils die Geliebte des Königes beschwor, endlich einmal einen Muth zu fassen; andern Theils aber Ludewigen Gelegenheiten verschaffte, da es ihr unmöglich fiel, nicht schwach zu seyn. Doch hätte sie gern eine solche Gebietherinn für den König gehabt, die ihm nie die Herrschaft zugestanden hätte.

Die Frau von Maintenon erstickete so schändliche Regungen. „Es kömmt nicht darauf an, sage„te sie, daß man durch die von Montespan herr„sche, sondern darauf, daß niemand nach ihr herr„sche. Lassen Sie mich nur sie bekehren! Wer„den Sie mich aber böse machen, so will ich Sie „selbst bekehren.„ Die Frau von Richelieu gab mit Erstaunen der Uebermacht nach, die man sich

über ſie anmaßte; über ſie, die doch ſo gebietheriſch, ſo unumſchränkt über die Herzen zu herrſchen gewohnt war, daß ſie den Richelieu, auch wider Mazarins, der Königinn Anne von Oeſterreich, und der Herzoginn von Aiguillon Willen, geheurathet; die Würde einer Staatsdame bey der Königinn, auch wider dieſer ihren Willen, erhalten, und ſich beym Könige, ihrer vergangenen Fehler, und gegenwärtigen Willigkeit ungeachtet, in Gunſt geſetzet hatte.

Zweytes Hauptſtück.

Wie der König zur Frau von Maintenon eine Neigung bekommen habe.

Sie waren noch in der Unterredung begriffen, als der König die Frau von Maintenon zu ſich fodern ließ. Er zweifelte gar nicht, die von Monteſpan würde ihre letzten Gedanken ihr anvertrauet haben. Frau von Maintenon ſprach mit ihm von der Monteſpan, von Gott, und von des Königes Pflichten, ſowohl gegen ſeine Unterthanen, als gegen ſich ſelbſt. Das that ſie mit allem dem gebieteriſchen Anſtande, mit welchem eine Tugend Herzen feſſelt, von deren Aufrichtigkeit ſie durch die Uneigennützigkeit gerechtfertiget wird. Eben damit ſtürzte ſie ihr eigen Anſehen, daß ſie ihr Miſſallen an ſeiner Liebe zu erkennen gab. Ketten verbanden die Frau von Monteſpan mit dem Hofe; aber nur ein Faden verband die von Maintenon mit dieſen Ketten.

Doch es ſey nun, daß dieſe Gunſt einer Geliebten, wegen des Argwohnes einer Nachſicht, dem ihr Amt ſie ausſetzete; oder daß ihre damaligen Glückumſtände ihr einen angenehmen Aufenthalt zu Paris verſprachen, ihr den Entſchluß dem Hofleben zu entſagen, erleichterten; oder daß ſie noch andere Bewegungsgründe dazu vermocht haben, die

eben so edelmüthig, und noch viel lauterer können gewesen seyn: so ließ sie sich doch allezeit von den Entzückungen der Andacht dahin reißen, und gieng eher nicht von dem Könige weg; als bis er ihr zugesaget hatte, die von Montespan nicht wieder nach Hofe zurück zu berufen. Aber, sagete Ludwig in seiner Betrübniß, sie liebt mich ja, und ich liebe sie auch noch. „Wollten Sie wohl, Sire, antwortete die von Maintenon, wenn Sie sie wirklich liebeten, sie in Schande, und in ihr ewiges Verderben bringen? Der gute Name „geht über alle Ihre Schätze. Sire, die „ganze Welt gilt gegen eine Seele nichts. „Hätte sie Eure Majestät je wahrhaftig geliebt, so würde sie ja dieselben nicht verführet „haben. Ist die Liebe nicht eine Tugend, „so ist sie das schändlichste unter allen Lastern.„

Unterdessen, da sie so sprach, hatte sich der König mit dem Arme auf einen Kamin gelehnt, und hörte ihr mit einer Aufmerksamkeit zu, welche die Wahrheit lockt, ihre Stimme unerschrocken hören zu lassen. Die von Maintenon machete sich diesen glücklichen Augenblick zu Nutze, und sagete zum Könige: Unfehlbar ist es mir erlaubt, mich meiner Freundinn anzunehmen. Aber meinem Könige Rath und Maaße zu geben, stehet mir nicht frey. Sollte aber gleichwohl doch . . . hiebey hielt sie inne, und suchete in dem Blicke des Königes die Vergebung ihrer Dreistigkeit, und die Erlaubniß, eine neue zu begehen.

gehen. Der König versicherte sie, daß sie alles sagen dürfte, was sie auf ihrem Herzen hätte; und daß er gar zu wohl wisse, wie sehr sie von ihm eingenommen sey, als daß ihn etwas beleidigen könnte, das von ihr käme. „Konnten also, fuhr sie fort, „die Wohlthaten, womit Eure Majestät mich überhäufet haben, mich berechtigen, denenselben meine Erkenntlichkeit durch Ertheilung einer höchstwichtigen Nachricht an den Tag zu legen: so würde ich Ihnen melden, daß Weiberliebe den Ruhm „der Fürsten beflecke; daß seinem Nächsten sein „Weib zu entführen, eine Ungerechtigkeit sey, die „die Gesetze in der ganzen Welt bestrafen; aber daß „das ein Verbrechen sey, das noch zur Zeit keinen „Namen hat, wenn der Landesherr seinem Unterthan „sein Weib raubt.„ Wohlan denn, antwortete der König: was sie da sagen, ist allzuwahr, als daß es mich beleidigen könnte. Ich habe zu sehr, als ein unumschränkter Herr geliebet. Ich habe mein Ansehen zu weit getrieben. Es war niederträchtig, mir dasselbe zu Nutze zu machen; und unbillig, solches zu misbrauchen. Nunmehr werde ich es inne: ich sehe es ein, und schäme mich dessen. Aber das alles habe ich fast wider Willen gethan. Meine Liebe war zu heftig; ich war nicht mehr meiner mächtig. Ohne Herr von mir zu seyn, habe ich andere zu sehr überzeuget, daß ich ihr Herr wäre. So gehts, wenn man sich selbst in die mißliche Verfassung stürzet, daß man Fehler auf Fehler begehen muß. In der That, Sire, versetzete die von Maintenon, sie klagen sich selbst mit so vie-

ler Aufrichtigkeit an, daß nun nichts mehr übrig ist, als Sie ihren eigenen Betrachtungen zu überlassen. Aber bedenken Eure Majestät wohl, daß sie nunmehr frey sind. Lassen sie der Frau von Montespan, ich bitte Sie um Gottes Willen, den ihr noch übrigen doppelten Trost; die Thränen, die allein vermögend sind, sie mit Gott wieder auszusöhnen, und eine freywillige Zuflucht zur Einsamkeit, als welche sie allein in die gute Meynung der Menschen wieder einsetzen kann. Machen Sie dem Höchsten ein Herz nicht streitig, das er Ihnen misgönnt, und raubet. Hören Sie auf, ein ansteckendes Beyspiel eines in Lüsten versunkenen und zügellosen Lebens zu geben; ein Beyspiel, das unser Geschlecht im Grunde verderbt, und das Ihrige mit Niederträchtigkeit anfüllet. Es wird einmal die Zeit kommen, da langwierige Gewissensangst auf ein kurzes Vergnügen folgen wird. Wenden Sie einmal den Carmeliterinnen einen Blick zu; und sehen Sie es mit an, wenn man bey ihnen dergleichen Ausschweifungen büßet.

Man konnte der Frau von Maintenon nicht widerstehen. Ertappte sie zuweilen die von Montespan in einem Vergehen: so bath diese jene nur still zu schweigen; und damit wollte sie der bezaubernden Kraft ihrer Beredsamkeit entgehen. Aber in einem Augenblicke darauf, bath sie sie inständig, nur zu sprechen; um der unerträglichen Marter eines

nes noch viel beredtern Stillschweigens los zu werden. Manche Leute möchten die von Maintenon gar zu gern, als eine über die Maaße andächtige Bethschwester, als eine bis zum Ekel mit ihrer Sittsamkeit sich zierende Närrinn, mit einem Schleyer auf dem Haupte, einer Ruthe in der Hand, und einer Larve vorm Gesichte, abmalen; bald mit niedergeschlagenen, bald mit erhabenen Augen, die wechselsweise an der Erde, und am Himmel kleben. Lauter Vorbegriffe! Aber Ludewig würde die Wahrheit von lächerlichen Lippen gewiß nicht angenommen haben; Ludewig, der in Feinheit des Geschmackes alle andere Menschen übertraf; und der mehr als sonst jemand gewohnt war, Schmäucheleyen anzuhören. Die Frau von Maintenon verstund sich vortrefflich auf die Wahl der Augenblicke, in welchen die Wahrheit gefallen kann; sie wußte sie auch in Worte von Seide einzukleiden: daß ich mich eines Ausdruckes der Parisatis bediene *). Eine überaus angenehme Stimme, ein einnehmender Klang, eine heitere und lächelnde Stirne, eine den schönsten Händen angebohrne natürliche Beredsamkeit, in deren Wendungen die feurigen Augen, die muntern Bewegungen einer edlen Leibesgestalt, die bey allem ihren Ungezwungenen, dennoch so majestätisch und regelmäßig war, daß sie auch die schönsten am ganzen Hofe **) verdunkelte: kurz, alles dieses beförderte die Ueberzeugung

*) Das war eine Königinn von Persien.
**) Mst. de Madame de Bouju.

zeugung. Ihre vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, die bey ihr eine Frucht des Forschens in ihrem eigenen war, hielt die jähen Sprünge ihres freyen Witzes im Zaume; und zeigte ihr die Augenblicke an, wenn sie ihnen den Zügel schießen lassen, und wenn sie ihn wieder anhalten sollte. Das Fräulein d'Armagnac, die Marquisinn d'Havrincourt, die Frau de la Lande, das Fräulein d'Aumale, versichern noch heut zu Tage: daß, wer sie sah, die Gratien zu sehen, und wer sie hörete, die Weisheit selbst zu hören geglaubet habe. Und gleichwohl haben diese Damen sie nur in ihren letzten Jahren gekannt.

Ludwig gerieth außer sich, als er sah, daß die Tugend eben diejenigen Reizungen anwendete, ihn zu Gott zu leiten; welche das Laster angewendet hatte, ihn von Gott abzuziehen. Er verlängerte deswegen ein Gespräch, bey welchem er das Vergnügen genoß, die anziehende Schönheit einer Frau vor Augen zu haben, welche durch ihre Anmuth ihm die übrigen Frauen insgesamt verekelte. Es dünkete ihm was leichtes zu seyn, derjenigen, die ihm zu gefallen anfieng, zu schwören: er wolle einer andern entsagen, die ihm so lange gefallen hatte. Es dünkete ihm eine rechte Wollust zu seyn, die bezaubernde, und dem Anscheine nach so liebenswürdige Sünde mit einer Frau zu begehen, die sie so häßlich und so scheußlich vorstellete. Alle seine Lüste neigeten sich derjenigen zu, die sie vertilgen wollte. Er hatte über eine Jungfrau gesieget, und sich damit glücklich geschätzet. Er hatte ein buhlerisches Eheweib bezwun-

bezwungen, und das kützelte ihn noch. Nun war nichts mehr übrig, als eine Philosophinn zu gewinnen, die ihn nicht einmal würdigte, ihn zum Kampfe aufzufodern. Das war in seinen Augen sein größtes Glück. Ist die Liebe anders nichts, als Neigung: so wirft man sie sich selbst als Schwachheit vor. Ist sie aber eine Empörung aufgebrachter Leidenschaften wider diejenige Hand, die sie in den Banden hält: so wird sie über sich selbst stolz, und betrachtet sie als eine großmüthige Regung. Christine verachtete die Ehre, über das Herz eines Königes zu herrschen; sie verließ ihren Thron, und die schöne von Sparre*), und gieng nach Braband, den Besieger von Rocroy aufzusuchen; ob sie gleich versichert war, daß der Prinz Conde das Kriegshandwerk zu sehr trieb, als daß er sich auf die Kunst zu lieben verstehen sollte. Ludwig sah nunmehr die von Montespan für eine Frau an, die nicht empfindlicher wäre, als ihre Docke; und die sich eben so leicht, als diese, durch beygebrachte fremde Bewegungen treiben ließe. Aber in der von Maintenon fand er eine Amazoninn, deren Stolz gedemüthiget werden muß. Eine für ihn neue Empfindung lehrete ihn, daß für Herzen, die die Lüste schon abgenutzet haben, noch eine Wollust übrig wäre, die allen andern die Wage hielte; nämlich die Wollust, die Tugend zu bezwingen und zu entheiligen. „Ich muß also, sagete er seufzend, mich entschließen, die beyden Personen, die ich am meisten liebe, nicht weiter zu sehen!„ Doch fügete er hinzu, daß er sich Hoffnung machete, sie wenigstens wür-

*) Das war ihr Staatsfräulein.

würde bey seinen Kindern bleiben; und daß der Abe Gobelin den Ausspruch thun würde, daß ihre Mütter, sich an ihren Kindern, wenn sie dieselben erziehen sollte, mehr versündigen würde; als sie zu der Zeit gethan, da sie selbige gebohren hätte.

Die von Maintenon gleitete hurtig und stillschweigend über den ersten Theil dieser Rede hin; als welchen sie der Gewohnheit des Königes beymessen konnte, den Damen nur Artigkeiten vorzusagen. Auf den andern Theil aber antwortete sie so, daß sie sagete: Ihr Misfallen am Hofleben rühre von zweyen Ursachen her: die eine sey ihr Abscheu an dem Lande der Ungerechtigkeit, in welchem der Herr die einzige ehrliche Mann wäre; die andere sey dasjenige Gemeng von Achtung und Verachtung, von Liebe und Hasse, von Zutrauen und Mistrauen, mit welchem die Frau von Montespan ihr begegne. Ihr Aufenthalt zu Paris würde ihren Klagen über das erstere ein Stillschweigen auflegen; aber das zweyte könne die Frau von Montespan außer Zweifel setzen. Man müsse es demnach erwarten, ob ihre Andacht, ihre Gemüthsart bessern, und sie belehren würde: daß es nicht unanständiger und strafbarer sey, zu lasterhaften Gefälligkeiten gegen seine Obern sich herab zulassen; als seinen Untergebenen und Freundinnen, mit Stolze, Eigensinne und Härte zu begegnen.

Der König gieng alles ein, was man verlangete: weil er sich genöthiget sah, seine wahren Gedanken zu verbergen. Aber ganz gewiß setzete er sich vor, solche Maaßregeln zu nehmen, daß ihm weder die von Montespan, noch die von Maintenon ent-

entgienge. Die eine wollte er dafür züchtigen, daß sie ihm den Dienst aufgesaget hatte; die andere dafür, daß sie ihn gezwungen hatte, in jener Entfernung einzuwilligen. Jene war eine Widerspänstige, die mußte wieder zum Gehorsam gebracht werden; diese war eine Unabhängliche, der mußte das Joch aufgeleget werden. Jene erweckete zuweilen bey ihm Mitleiden; diese nöthigte ihm allezeit Bewunderung ab: und beyde macheten bey ihm die Begierden rege, welche zu zähmen, er Gott angelobete.

Auf diese Weise beförderte die Tugend das erstaunend große Glück, dazu die Dürftigkeit den Grund geleget hatte. Auf diese Weise verbanden eben diejenigen Maaßregeln, die Frau von Maintenon mit dem Hofe, mit dem ihr gehässigen Hofe, die ihrer Anstalt und Erwartung gemäß, sie von demselben entfernen sollten. Wer nicht bey Hofe ist, der wird sich schwerlich bereden können, daß ein solcher Ekel am Hofleben in der Wahrheit gegründet sey. Bevor man aber einen entscheidenden Ausspruch darüber thut, erkundige man sich erst bey den Hofleuten, was sie vom Hofe sagen.

Weil der König nun von Tage zu Tage mehr auf sie erpicht ward; so unterließ er nichts, ihr den Aufenthalt bey Hofe beliebt zu machen. Mit inbrünstigen und anhaltenden Versicherungen einer unverbrüchlichen Treue huldigte er gleichsam diesem Herzen ohne falsch, welches neu genug für ihn war, um ihm sehr zu gefallen; und liebenswürdig genug, um ihm lange Zeit zu gefallen. So bald die Hochachtung ihm die Hoffnung, sie zu verführen, benommen hatte: so verrat der bloße Gedanken,

ken ihre Tugend in Versuchung zu führen, und das Vergnügen sie zu sehen, die Stelle aller andern Ergetzungen. Seine Zuneigung nahm in der Stille zu, und brach durch anders nichts, als durch diejenige Ehrfurcht aus, die an einem Liebhaber selten, und an einem Könige zu furchtsam ist. Das trieb er so lange, als er das Joch der Ehe tragen mußte; bis er von demselben frey geworden, und sein Herz und seine Hand derjenigen anbiethen konnte; zu deren Genusse zu gelangen, er sich anfänglich zwar wünschete, nach der Zeit aber fast verzweifelte. Das machete, ihre Standhaftigkeit hatte ihn überführet, daß sie weit über alle Schwachheiten hinaus wäre, und ihre Demuth war ihm ein Bürge, daß alle Hoheiten zu niedrig für sie wären.

Wann die Frau von Maintenon zuweilen diese Folge von Begebenheiten bey sich überdachte; die sie auf eine Staffel der Ehren geführet hatten, von welcher selbige sie natürlicher Weise hätten ausschließen sollen; wann sie erwog, wie die Sittsamkeit sie durch Mittel erhoben hatte, welche die Klugheit verbannet haben würde; wann sie sah, daß eben das Bestreben sich vom Hofe los zu reißen, sie an den Thron angekettet habe: so wird sie unfehlbar ausgerufen haben: O! die glückliche Tugend! Wann sie aber dagegen bedacht, daß die strafbare Fruchtbarkeit der Frau von Montespan, das erste Glied an dieser ihrer Kette gewesen sey, eine Fruchtbarkeit, die sie ungescheut gemisbilliget hatte, die aber dennoch ihr so vortheilhaftig geworden war; wird sie nicht heimlich gedacht haben: O die glückliche Sünde!

Drit-

Drittes Hauptſtück.

Ränke der Scheinheiligen. Unruhen der Hofleute.

Der König gab den ſchwankenden Gerüchten, die ſich von der neuen eingezogenen Lebensart der Frau von Monteſpan ausgebreitet hatten, den Ausſchlag. Er gieng zur Kirche; pries den Eifer der Miſſionarien, ſprach vom Pater Lecuyer mit vielem Lobe, und ſagete zu ihnen beym Beſchluſſe des Gottesdienſtes: „Meine Herren, ich habe viel Vergehungen zu büßen. Ich „weis, ihr ſteht bey Gott in Gnaden, bittet demnach „für mich„. Kaum hatten die Kopfhänger das weg, ſo frohlocketen ſie über ihren Sieg; die rohen Weltmenſchen wurden beſtürzt und erzitterten: vernünftige Leute aber ſahen ein, daß dieſe Bekehrung keinen Beſtand haben würde. So viel Schönheiten annoch von der einen Seite; ſo gar wenig Verlangen darnach, von der andern; und das alles bloß um Gottes Willen! das war ein gezwungener Zuſtand.

Indeſſen nahm der Biſchof von Condom die Glückwünſchungen vom ganzen Hofe an. Die Ehre, ein zweyter St. Ambroſius zu ſeyn, lehnete er nur ſehr ſchwach von ſich ab. Der König gab ihm ſein Verlangen zu erkennen, daß er gern zum Abendmahle gehen möchte; konnte aber mehr nicht, als

die Erlaubniß zu beichten, erhalten. Die Prediger wollten auch an seinem Ruhme Theil nehmen, und donnerten auf gut apostolisch wider die Huren und den Ehebruch los. Der König wohnete einstens einer scharfen Strafpredigt wider die Ruhmsucht und die Weiber bey. Als er nun zur Kirche wieder hinaus wollte, fragete er den Prinzen von Marsillac: was er zu der Predigt sagete, die er gehöret hätte? Sire, antwortete derselbe, ich sage, daß, * * * und stockete. Ich an meinem Theile bin ganz wohl damit zufrieden; fuhr Ludwig fort: O, ich auch! versetzete der andere.

Die Jesuiten, deren Eifer doch sonsten sehr bedächtig ist, thaten itzo den Mund so weit auf, daß es ließ, als ob ihr Eifer unbesonnen geworden wäre. Einer von ihnen erkühnete sich das Gleichniß vom Nathan, das er auslegete, auf den König zu deuten, und ihn zwanzigmal hinter einander mit dem Ausdrucke, tu es ille Vir! anzufahren. Der König fragete: was die Worte bedeuteten?*) Kein Mensch getraute sich, sie ihm zu erklären. Der eine sagete, er hätte sie nicht gehöret, der andere, er hätte das Latein vergessen. Der einzige Herzog von Montauzier sagete ihm: Sire, Sie sind derjenige Mann. Der König konnte die Regungen seines Unwillens darüber nicht bergen. Die Höflinge machten

*) Man merke, daß dieß eben der große Ludewig ist, der in seiner Jugend den Cäsar ins Französische übersetzet haben soll.

machten sich das zu Nutze. In ihrem Herzen sahen sie es freylich wohl gern, daß man dem Könige eine herbe Wahrheit gesaget hatte. Aber sie würden es sehr übel aufgenommen haben, wenn man sie für Leute angesehen hätte, die nicht auch über Wahrheiten böse werden konnten. Sie bemüheten sich also, den Groll des Königes wider diesen unbescheidenen Apostel noch mehr anzufeuren. Allein Ludewigen thaten die Ohren von den Vorwürfen der Frau von Maintenon noch wehe: und er war überdem ein Herr, der eine ganze Landschaft um eine Gelegenheit, seine Großmuth zu zeigen, dahin geben konnte. Er sagete also mehr nicht, als so viel: Der Mann hat das seinige gethan; laßt uns nun auch das unsrige thun.

Unterdessen befremdete es die Frau von Montespan sehr, daß sie sich zu Paris befand. Die Einsamkeit, die sie um sich her gewahr ward, erschreckete sie. Bald fragete sie sich, ob sie denn in der That den König verlassen hätte? Bald fragete sie sich, welche Zauberkraft sie auf den Entschluß hätte bringen können? Vom Könige hörete sie nichts, und hätte doch gerne wissen mögen, was er zu ihrer Abreise möchte gesaget haben? ob ihre Abwesenheit ihm nahe gienge, und ob er sie noch liebete? Aus Ungeduld stund sie schon auf dem Sprunge, von allem persönlich Nachricht einzuziehen. Ihre Frau von Maintenon blieb aus. Das machete sie besorget, ob nicht der König selbst sie zurück gehalten hätte? und diese Besorgniß erfüllete ihr Herz mit dem Gifte der Eifersucht. Es ward ihr zu lange,

in ihrem eigenen Hause die von Maintenon zu erwarten. Sie fuhr also nach dem Hause zu, das diese zu Paris hatte. Aber sie fand niemanden da, als eine Weibsperson, die man da gelassen hatte, Briefe und Bothschaften anzunehmen und weiter zu bestellen. Dieser befahl die von Montespan: dringet doch bey eurer Frau darauf, daß sie sich unverzüglich bey mir einfinde. Ihr kennet mich ja schon! Ja freylich, antwortete das Mensch. Alle Welt weis, daß sie sich das Amt der de la Valliere erkauft haben *). Die Frau von Montespan begegnete ihr nichts desto weniger mit dem Glimpfe, der Beleidigungen zudecket und vergißt. Meine Tochter, sagete sie, ihr verhöhnet mich; aber ihr saget gleichwohl die Wahrheit: und ich habe ein noch viel ärgeres Schicksal verdienet.

Zu Versailles aber arbeitete die Frau von Maintenon mit dem Herrn Bossüet daran, die beyden Verliebten auf immer und ewig zu trennen. Der Bischof hatte es für nöthig geachtet, dem Könige die Sacramente zu weigern, damit er kein öffentlich Aergerniß gäbe: und die von Maintenon hielt dagegen dafür, man müßte die Frau von Montespan dazu anhalten, um sie vor einem Rückfalle zu verwahren; wenn man sie durch geheiligte Gelübde zu ihrer Pflicht anstrengte. Aber einer Frau, die kaum den Armen eines Liebhabers entronnen war, fiel

*) Die Frau Marquisinn von . . . hat mich versichert, diesen beissenden Einfall aus dem Munde der Frau von Maintenon selbst gehöret zu haben.

fiel es schwer, zu sehen und zu schmecken, wie freundlich der Herr ist.

Endlich sahen die beyden Frauen einander wieder. Die von Maintenon sagete der andern viel von der Königinn vor, aber vom Konige nicht ein Wort. Aber vermag einen wohl die Hochachtung, wegen des Verlustes einer Liebe zu trösten? Die von Montespan würde ihr gern, wenn sie gedurft hätte, darauf geantwortet haben: Was frage ich darnach, ob mich die Königinn verachtet, wenn nur der König mich liebet? Die von Maintenon versäumete nichts, ihr den Weg zum Himmel zu bähnen. Sie ermüdete sie nicht mit übermäßigen Casteyungen und Gebethen; sie foderte weiter nichts von ihr, als gute Werke. Sie hoffete, daß das Vergnügen, Gutes zu thun, ihr die andern Ergetzungen aus dem Sinne bringen würde.

Die Wankelmuth der Frau von Montespan, die in iheer Andacht heute kalt und morgen warm war, machete die Frau von Maintenon wechselsweise bald bekümmert, bald wieder getröst. Jene war zwar nicht im Stande, sich die Zeit mit sich selbst zu vertreiben. Doch der Zulauf der Kopfhänger sorgete dafür, daß ihr keine Zeit übrig blieb, um inne zu werden, daß sie allein wäre. Diese Leute bemüheten sich um die Wette, sie in ihren eigenen Gesinnungen zu befestigen. Sie ließen es auch an der Kost nicht ermangeln, an die sie so sehr gewöhnt war. Ihre Eigenliebe, die durch Schmäucheleyen so stark geworden war, fand auch hier in

denen Lobsprüchen ihre Nahrung, womit die heiligen Prediger ihre Buße beehrten. Sie prägte sich selbst den Gedanken ein, daß die Seele einer Marquisinn Gott ungleich werther sey, als die Seele einer Magd; und daß sie Gott einen Gefallen damit erwieſe, wenn sie spröde gegen den König wäre. Der Abt Gobelin stürzte sie in einen Wirbel andächtiger Uebungen und milder Werke, welche dem Verdruſſe der langen Weile nicht den Zugang abschnitten. Die Kleinigkeiten der Andacht beschäfftigten nunmehr die Augenblicke, die ehedem dem wühlenden Geräusche des Hofes aufgeopfert wurden. Der Stoff, den der Gedanken einflößt, daß man unmittelbar von der Hand Gottes beschützet werde, machete: daß es ihrer Eitelkeit weniger kostete, und nicht so schmerzlich fiel, eines und das andere aufzuopfern, das ihr sonst am Herzen lag.

Die Frau von Maintenon gab sich Mühe, diesen andächtigen Traum so lange zu unterhalten; bis daß entweder der König seine Ketten völlig zerrissen, oder bis die lange Ausübung der Tugend der Frau von Montespan die Tugend selbst beliebt gemachet hätte. Jene war es, die den Herrn Bossuet dahin vermochte, daß er die Königinn beredete, sie vor sich zu lassen. Sie sprachen einander im Carmeliterkloster, auf der Gasse du Bouloy, und blieben zwo Stunden bey einander. Die Frau von Montespan fiel der Königinn zu Füßen, bath sie um Vergebung, und versprach ein ärgerliches Leben durch ein erbauliches wieder gut zu machen. Die Königinn sah Gewissensbisse für löbliche Regungen an,

an, zweifelte an der Aufrichtigkeit ihrer Thränen nicht, trocknete dieſe Thränen ab, und verweigerte ihr nicht nur die Erlaubniß aus ihren Dienſten zu gehen, ſondern ſagete auch zu ihr: Madame, ſie haben bey mir geſündiget, ſo ſollen ſie auch bey mir Buße thun. Hierauf ward die Unterredung freyer. Man geſtund und entdeckete ſich wechſelsweiſe ſeine Beſchwerden, die eine Eiferſucht, und ſein Unrecht und ſeine Anſchläge. Die von Monteſpan unterrichtete die Königinn in den Kunſtgriffen dem Könige zu gefallen. Dagegen brachte die Königinn ihr die Mittel bey, Gott wohl zu gefallen.

Zwo Reiſen nach Fontevrault machten vollends die Staatskundigen verwirrt. Aus keiner andern Abſicht ſageten einige, hat ſie dieſe Reiſe unternommen, als eine Stelle im Kloſter für ſich auszumachen: Ja, ha! antworteten andere, ihre Schweſter, die Aebtiſſinn, wird ihr ganz gewiß wohl rathen, den Schleyer anzulegen! Glaubts doch nur, ihr Leute, das alles iſt lauteres Blendwerk, oder, wenn es hoch kömmt, die Wirkung des Zorns einer aufgebrachten Liebe. Die Janſeniſten behaupteten *): diejenige göttliche Gnade ſehete dem Könige recht ſichtbar nach, die er in ihren Vertheidigern verfolgete. Seine Schwachheiten rühreten von den Schwachheiten ſeines Beichtvaters her. Man könne zwar alles von des Königes aufrichtigem und gelehrigem Gemüthe erwarten; allein man dürfe ſich gar nicht wundern, daß ein

*) MS. d'Hebert.

Jesuit auch nicht einmal der zureichenden Gnade zu statten käme. Die Hugenotten wurden über die Gewalt unruhig, die Bossüet sich über das Gewissen des Königes anmaßte: Denn an Ludwigen dem XIII. hatten sie erfahren, was ein pietistischer König auf sich habe; und die Erklärung des katholischen Glaubens hatte ihnen einen richtigen Begriff von diesem Prälaten beygebracht. Das sahen sie wohl gern, daß Ludwig sich sittsam bezeigete; nur fürchteten sie sich vor dem arglistigen und blutdürstigen Eifer seiner Zuchtprediger. Und darum streueten sie aus, der König würde unter Bossüets Händen ein eben so schlimmer Christ werden, als Türenne ein schlimmer Katholik geworden war: Bossüet würde mit den Leidenschaften des einen eben den Vertrag eingehen, den er mit den Irrthümern des andern eingegangen war. Die Ausschweifungen pflegten da viel eher verhöret, als abgeschaffet zu werden, wo der Hausvater zu seinem Gewissensrathe den Aufseher über seine Kinder nähme. Mit dem trägen und weichlichen Ernste des Bischofes hielten sie die unbiegsame Strenge derjenigen Synode zusammen, welcher Heinrich den IV. auf das förmlichste vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen hatte. Für dergleichen Gerüchte rächete sich Bossüet damit, daß er diejenigen bekehrete, die von ihm selbige ausbreiteten: damit, daß er den Pabst beredete, gedachte Erklärung zu billigen, an welcher Maimburg sonst alles fand, nur die Wahrheit nicht; und endlich damit, daß er die Schwachheiten des Königes ohne Schonen, wiewohl ohne Bitterkeit, bestrafte.

ſtrafte. Denn ſo biegſam und geſchmeidig er, als ein Hofmann, in den Streiten mit den Calviniſten über die Glaubenslehren war; ſo ſteif und hartnäckig war er, als ein Kirchenregent betrachtet, gegen den König; wo es auf entſcheidende Machtſprüche in Fragen ankam, die die Sittenlehre betreffen.

Indeſſen rucketen die Pfingſten heran. Der Biſchof geſtattete dem Könige ſeine Andacht zu halten: und die Frau von Maintenon bereitete auch die von Monteſpan dazu. Ludwig verſicherte den Pfarrer von Verſailles und die Königinn von ſeinen Geſinnungen: „Ihr könnet, ſagete er, euch „gewiß darauf verlaſſen, daß ich meinen Sinn nicht „ändern werde. Verlaſſet euch auf mein Wort, „und thut meine Willensmeynungen den Neugieri„gen kund.„ Wer Ludwigs Gewalt über ſeine Leidenſchaften kannte, der glaubete in dieſer Erklärung einen unwiderruflichen Ausſpruch wider die Kebsweiber gehöret zu haben. Aber die Frau von Maintenon kannte ihn beſſer. Sie ſah zum voraus: daß, wenn er die von Monteſpan fahren ließe, gar bald eine andere an deren Stelle treten würde.

Denn die Königinn ließ ſich von einem Beichtvater leiten, der voller ſpaniſchen Vorurtheile ſteckete. An ſtatt die Mittel zu ergreifen, womit ſie das Herz des Königes wieder hätte gewinnen können, beſchäfftigte ſie ſich für ſein Heil zu bethen: ſie machete ihn durch eine übel angebrachte Frömmigkeit von ſich abwendig; hielt es zu niedrig für ſich, dem Ueberreſte

ihrer Reizungen durch den Putz aufzuhelfen, enthielt sich aller Lustbarkeiten; oder, wohnete sie ihnen ja bey, so that sie es mit Jähnen.

Die Prinzessinn von Montpensier besuchte damals die von Montespan. Das war eine Prinzessinn, die neugierig und zu Ränken geneigt war, aber nirgends Zugang fand. Sie fragete die Frau von Montespan, ob sie nicht wieder an den Hof kommen würde; und versicherte sie zugleich, daß sie sie so sehr liebete, daß sie sich nicht enthalten könnte, ihr Glück zu wünschen. Man antwortete ihr mit einem großen Gelächter; daran aber die Prinzessinn sich nicht kehrte. So sehr hatte sie das Gefängniß des Lasters gegen Beschimpfungen abgehärtet. Endlich sagete die Frau von Montespan: „So „muß ich dann wohl noch meinen Namen verändern. Denn wie könnte ich wohl unter dem Namen Montespan in der Welt erscheinen? einem „Namen, der, so bald man ihn höret, das Gedächtniß der Ausschweifungen meines Ehemannes, „und der Thorheiten seines Weibes erneuert.„ Die Prinzessinn begriff erst einige Jahre hernach den wahren Sinn dieser Worte, wie wir bald sehen werden.

Zu Paris, zu Versailles ängstigte man sich über des Königes Gleichgültigkeit, da man unterdessen in den übrigen Landen dem Himmel dafür dankete. Denn, so schloß man: unsere Könige müssen Kebsweiber, oder einen regierenden Minister haben. Beyde können groß Uebel anrichten; unterdessen thun sie doch dem Lande den größten Dienst, indem sie die Leute,

Leute, die in Aemtern ſitzen, in Schranken halten. Ein Weib mildert die Geſinnungen eines Fürſten, erweichet ſein Herz bey dem Winſeln ſeiner Unterthanen, beſänftiget ſeine rachgierige Empfindlichkeit, entdecket ihm ſeine Fehler, flößet ihm Liebe zur Ehre und zu den Künſten ein, und bringt ihm diejenige Mäßigung bey, welche die Oberherrſchaft ſo ſanft, und den Gehorſam ſo leicht machet. Hiermit wird den Misbräuchen der Macht der untern Befehlshaber Ziel und Maaß geſtecket. Die Miniſter werden zwar uneins, dienen aber eben darum deſto beſſer. Wer würde dem Verdruſſe, dem Unglücke ein König zu ſeyn, gewachſen ſeyn, wenn dem Herrn eine Freyheit verbothen ſeyn ſollte, die auch der geringſte ſeiner Unterthanen ſich für erlaubt hält. Es iſt wahr, ein Kebsweib iſt eine Ausgabe mehr; was liegt aber daran, wenn nur die Ueppigkeit dem Lande wieder einbringt, was die Beſehle ihm rauben? Wie viele Beamten hat nicht die Frau von Monteſpan in ihrem Schutze gehabt? wie viele Künſtler hat ſie nicht beſoldet? Für wie viele hat ſie nicht Bittſchreiben überreichet, wie viel Elende hat ſie nicht verpfleget! Aber die guten Sitten leiden ja doch darunter! Waren denn die guten Sitten zu Ludewigs des XIII. Zeiten untadelhafter als itzo, den doch gar nichts rührete? War denn ſein Cardinal darum mit dem Pabſte und der Sorbonne übler dran, weil er alles liebete? Man ſollte aber doch ein wenig mehr auf des Königs ewiges Wohl denken! Je, wird er denn nicht ohne dieß in kurzem grau werden? Man hat

Urſache,

Ursache, sich mehr vor seiner Andacht, als vor allen seinen Liebeshändeln zu fürchten. Aber man sehe doch einmal mit an, zu was für Niederträchtigkeiten dergleichen Unordnungen die größesten Herren bringen! Eitles Vorurtheil! die Verehrung, welche wir der Frau von Montespan weiheten, war ein Theil des Dienstes, den wir unserm Könige schuldig sind. Nunmehr werden wir, an statt einer Frau, ihrer zwanzig anbethen müssen; und was denn für welche! Madame Colbert, vor die man eben so schwer kommen kann, als vor ihren Mann; die Dufrenoy, die eben so hoch hinaus will, und so stolz ist, als ihr Liebhaber; und einige Lieblinge vom Seignelay, die man in den Vorstädten aufsuchen muß.

So schlossen die Leute, die den Wohlstand unaufhörlich im Munde haben, und die Tugend verachten; die den ganzen Umfang und die völlige Stärke der obersten Macht durchschauet haben; und die Gewalt der Gesetze und der guten Sitten nicht kennen. Die Frau von Maintenon konnte richtiger schließen. Hätte Frankreich, sagete sie, einen König ohne Zärtlichkeit, was würde aus den Ausländern werden? Sie wußte, daß die Eingebungen der Liebe, und die Bekümmerniß der Frau von Montespan Holland seinem Untergange entrissen hatten.

Viertes Hauptſtück.

Vorſchlag einer Heurath.

Die Frau von **Maintenon** hatte eine Reiſe nach Barege vor; aber die von **Monteſpan** konnte ſich nicht entſchließen, ſie von ſich zu laſſen. Sie hielt ſie damit zurück, daß ſie ihr drohete, der Andacht zu entſagen; ſo bald ſie diejenige nicht mehr um ſich haben würde, die ihr dazu gerathen hatte, und die ſie darinnen beſtärkte.

Unterdeſſen fieng der Verdruß der langen Weile an, ſie ihres Verluſtes zu erinnern; und der Stolz fieng an, ihr die Mittel zu zeigen, wie ſie ſich ihres Schadens erholen könnte. Unter der Hand that ſie dem Herrn von **Louvois** Vorſchläge, und dem von **Marſillac** Verheißungen. Allein die Frau von **Maintenon** erfuhr ihre Anſchläge, und hintertrieb ſie: damit aber machete ſie, daß die von **Monteſpan** ſie für eine beſchwerliche Oberaufſeherinn über ſich anſah, und ſie antrieb, ihre Reiſe anzutreten.

Die Frau von **Richelieu** war immer beſorget, die Frau von **Maintenon** würde ihr noch einmal, entweder mit Gewalt, oder mit gutem Willen, entwiſchen. Sie entſchloß ſich daher ſie durch eine Heurath, die ſie zu einer Herzoginn machete, bey Hofe zu erhalten. Nicht damals erſt gerieth ſie auf dieſen Einfall: weil ſie wohl ſah, daß es ſich leicht zutragen könnte, daß die von **Monteſpan** nicht wieder

nach

nach Hofe berufen würde, oder daß die von Maintenon, nach ihrer Rückkunft von Barege sich vom Hofe entfernen möchte. Sie hatte ihre Wahl auf den Due de V. . . B. . . *) fallen lassen, den eine in Lüsten durchgebrachte Jugend, ein kränkliches Alter, und ein Paar ziemlich schlimme Weiber dennoch nicht abschreckten, an die dritte zu gedenken. Die Frau von Richelieu hatte diesen alten Herrn hiezu angefrischet, und er glaubete auch nicht, sich unter seinen Stand herunter zu setzen, wenn er die Witwe eines seiner ehemaligen Schutzgenossen heurathete, die nach der Zeit selbst auch in seinem Schutze gestanden hatte. Die Frau von Montespan hatte anfänglich so wenig Antheil an diesem Handel genommen, daß nichts daraus geworden war. Weil sie sich aber immerfort von der Frau von Maintenon widersprechen und meistern lassen mußte, so that sie endlich aus Klugheit, was sie aus Freundschaft nicht würde gethan haben. Sie verband ihre Bemühungen mit der Frau von Richelieu ihren, die ersten Schwierigkeiten in diesem Handel aus dem Wege zu räumen.

Es misfiel allerdings der Frau von Maintenon nicht, zu sehen, daß ihr possierlicher Mann ihr den Zugang zu den alleranfehnlichsten Heurathen nicht gesperret hatte. Aber das kam ihr sauer an, daß sie in ihrem Leben anders nichts thun, als nur die Fessel verwechseln, und zum Sklaven eines Greises werden sollte, nachdem sie es bey einem Krüp-

*) Einen Sohn Georgs von B. . . und Bruder der Prinzessinn von . . . der An. 1679 starb.

Krüppel, und bey einem Kinde gewesen war. Sie sagete weder Ja noch Nein, zu diesem Handel; sondern überließ sich blindlings ihrem Schicksale. Da es aber zum Abdrucke kam, so konnte weder ein prächtiger Titel, noch eine Ehrenstelle bey Hofe, noch alle dergleichen funkelndes Spielwerk, das doch sonsten so viel Heurathen stiftet, ihr die Einwilligung abnöthigen. Die Eitelkeit verstummete, als die Vernunft zu predigen anfieng.

Die Furcht nöthigte anfangs die Frau von Montespan diese Heurath zu treiben. Aber bald drauf befahl ihr eine noch weit wichtigere Furcht, sie zu hintertreiben. Unter den verschiedenen Gemüthsbewegungen, die sie umtrieben, war das ungeduldige Verlangen, ihr künftiges Schicksal vorher zu wissen, wohl die stärkste. Ihre Leichtgläubigkeit versuchete es mit allen Mitteln, die man ihr nur an die Hand gab, die Zukunft um Rath zu fragen. Entweder war sie mit den Antworten, die sie bekam, übel zufrieden; oder sie trauete ihnen nicht, weil sie sich widersprachen. Kurz, sie versuchete es endlich auch mit einer Zigeunerinn. Sie begab sich zu der allerberühmtesten Hexe von Paris, in Begleitung der Frau von Ludicourt, und der Frau von Maintenon, die sich als Kammerfrauen verkleidet hatten. Nachdem die Wahrsagerinn ihre gewöhnlichen Gaukeleyen gemachet, sprang sie vor Schrecken und Bestürzung zurück, und sagete, indem sie auf die Frau von Maintenon wieß: Was seh ich? Es wird nicht lange währen, Madame, so wird ihre Kammerfrau, (und damit wies sie auf die Maintenon) eine ungleich größere Frau seyn,

seyn, als sie selbst sind: und du mein liebes Kind, (hiermit wandte sie sich zu der von Hudicourt) wirst zwar auch Glück haben; aber deine arge Zunge wird dich vom Hofe verjagen.

Diese Reden erschütterten bey der Frau von Montespan den Grund ihres Herzens. Von der Stunde an sah sie die Maintenon nie, ohne gewahr zu werden, daß sie etwas in ihren Augen hätte, das ihr zu verstehen gäbe, daß dieselbe mit der Zeit über sie selbst weit erhaben seyn würde. Die vorgehabte Vermählung mit dem Herzoge von V. . . machete sie bekümmert. Sie sah sie für die erste Stufe zu der zukünftigen Größe der von Maintenon an. Sie hintertrieb also diese Heurath, und machete durch ihre anhaltenden und hitzigen Verfolgungen, daß aus dieser mislungenen Heurath eine andere entstand, die sie wirklich erniedrigte. Auf diese Weise erfüllete die von Montespan die Wahrsagung eben damit, daß sie ihr möglichstes that, sie zu vertreiben: und die von Maintenon warf sich, indem sie einer Sklaverey entgehen wollte, in eine viel größere.

Die Frau von Richelieu wiederholete zu mehrern malen, doch allezeit vergebens, ihre Anwerbungen. Man wies sie allezeit damit ab, daß man ihr zu verstehen gab, es mangele dem Herzoge von V. . . an dem Wesentlichen, nämlich an einem guten Namen, und am Vermögen. Dessen ungeachtet hätte man sich vielleicht noch endlich diese Parten belieben lassen, woferne der König nicht gesaget hätte, da er erfuhr, alles was vorgieng: „Will sie sich ver„heurathen, so will ich ihr einen großen Her„ren geben.„

Zünf-

Fünftes Hauptstück.

Wiederkunft der Frau von Montespan nach Hofe.

Der König suchte sich seiner Freundinn wieder zu nähern; ohne daß es denenjenigen möglich wäre, seinen Anstalten vorzubauen, denen er angelobet hatte, seine Bande zu zerreißen. Herr Bossuet, dessen Eifer zu heftig war, als daß er allezeit wohl überlegt hätte seyn können, der ermüdete ihn mit Ermahnungen, und sprach gegen einen Fürsten, der über seine Leidenschaften nicht Meister war, mit aller Strenge eines gänzlich unempfindlichen. Er mußte doch in den Gedanken stehen, daß es dem Könige eben so leicht fallen würde, der von Montespan zu entsagen, als dem Fräulein von Vieux. Er foderte dem Könige einen förmlichen Scheidebrief ab. Der König willigte darein, und übergab ihm ein Schreiben, es in eigener Person zu überbringen. Aber an statt eines herben Abschiedes, dazu er Hoffnung gemachet hatte, hätte er ihr in den zärtlichsten Ausdrücken sein Verlangen nach ihr bezeiget. Der Bischof stellte es der von Montespan zu, und brachte ein anderes dafür wieder mit, das noch viel zärtlicher und liebkosender war. Dieser Briefwechsel hielt einige Tage an. Man versprach sich von beyden Seiten eine keusche Liebe. Man bestellte sich auf Unterredungen,

mit dem Versatze, dieses Versprechen zu übertreten. Racine brachte die Schreiben des Königes in Verse; und der Bischof von Condom, der Bothschafter beyder Liebhaber, trug sie unter einem grauen Mantel alle Abende von Versailles nach Clagny, ab und zu.

Einige Tage darauf gieng der König selbst dahin, unter dem Vorwande, die Arbeiter daselbst in Augenschein zu nehmen. Unter zwölf hundert Arbeitern fand er seine Freundinn anordnen, anbefehlen, sich einzig mit ihrem Hause beschäftigen, das Andenken der Schwachheiten zerstreuen, mit welchen sie dieses Haus erkauft hatte, Zimmer aufputzen, die die allerzärtlichste Wollust auffodern konnten, und den Witz der Künstler erschöpfen, der den wunderlichen Eigensinn einer Pracht von ganz neuer Erfindung befriedigen sollte. Dieser erste Besuch war sehr andächtig und sittsam; bestellte sich aber noch mehr andere, die ein wenig vertrauter seyn sollten. Die außerordentliche Demüthigung, womit das Hofgesind die Frau von Montespan anbethete, that dem Herrn Bossuet die Augen auf. Nunmehr merkete er, daß man ihm eine Nase angedrehet, und daß er eine Rolle gespielet hätte, deren ein Bardes oder Lauzun sich geschämt haben würde. Wegen des Spottes, den er deswegen erdulden mußte, tröstete ihn die Frau von Montespan damit, daß sie ihm versprach, alle Stürme, die der König auf sie wagen würde, muthig abzuschlagen; und der König belohnte seine Bemühung in richtiger Bestellung seiner Bothschaften damit, daß

daß er ihn zum Oberalmoſenier bey der Dauphine machete.

Die Frau von Maintenon konnte dieſe Zurückkehr nach Hofe noch nicht billigen. Es war an dem, beyde Liebhaber ſahen ſich ohne unzüchtige Vertraulichkeiten unter vier Augen. Aber zeuget die That Aergerniß, ſo zeuget die Begierde das Laſter. Die gezwungene Enthaltſamkeit der Frau von Monteſpan beruhete auf einem Grunde vom Stelze, der die Tugend beſchimpfte, deren Geſtalt ſie gleichwohl angenommen hatte. Allen frommen Herzen kamen dieſe Ränke der Buhlſchaft verdächtig vor, die man unter dem Namen von Rührungen des Geiſtes Gottes verkaufte. Sie fürchteten ſich vor der Uebermacht einer Frau, die den Herrn mit Liebe berauſchen, und mit Ehrerbiethung gegen ſich anfüllen und durchdringen konnte.

Die Achtung, die man gegen ſie hatte, überſchritt ſchon das Maaß. Die Königinn ſelbſt gieng darinn mit ihrem Beyſpiele vor. Die Frau von Richelieu unterſtützete die allerabentheuerſten Ausſchweifungen. Ohne alle Umſtände gieng die Frau von Monteſpan allen Herzoginnen vor. Die Ehrenbezeigungen, die ſie ehedem, da ſie noch ſtrafbar war, als Schmäuchelenen abgelehnet hatte, die fieng ſie nunmehr an, als einen ſchuldigen Zoll einzufodern, ſeit dem ſie es nicht mehr war. Alles wich vor einer Unterthaninn, die ſich anders nicht, als mit dem prachtigſten Aufzuge der königlichen Würde öffentlich zeigte, und allezeit vier Trabanten an den Thüren ihrer Kutſche hatte. Ein ſolcher Stelz ſetzte das ganze Volk in Erſtaunen. Hatte ſie dann

vergessen, daß das Parlament dem Könige Heinrich dem IV. durch Abgeordnete aus seinem Mittel, zu dem Tode der schönen Gabrielle Glück hatte wünschen lassen?

In diesem Triumphe, (denn dazu hatte es wenigstens das äußerliche Ansehen) bemerkete man einen verborgenen Kummer. Der König gab der Frau von Maintenon hinlängliche Ursache zum äußersten Unwillen; aber er that nicht gnug, die Frau von Montespan zu befriedigen. Man hatte alles angeschicket, sich zu Fontainebleau lustig zu machen, als Türenne plötzlich starb. Das Volk schrie: die Frau von Montespan wäre schuld an seinem Tode; und Gott hätte seinen Zorn wider eine Frau geäußert, die den König zur Sünde verleitete, die die Schatzkammer erschöpfete, die von dem sauren Schweiße und Blute der Bürger einen Pallast aufführete. Dergleichen Murren wiederholeten vor dem Thore des Königes Mannspersonen, die es misbilligten, und darüber spotteten, und Weibspersonen, die die Frau von Montespan beneideten und verwünschten.

Den Verdruß über eine so große Verbitterung gegen sie, stillete der König bey ihr damit, daß er ihrem Bruder, Vivonne, den Marschallstab schenkte; den dieser erst ein Jahr darauf, auf der Rhede von Palermo mit dem Siege über die spanische und holländische Flotte verdiente.

Der König bezeigte sich seiner Gemahlinn ganz anders, als der von Montespan. Diese Verschiedenheit des Betragens würde ihn zu allererst schamroth gemachet haben, wenn die Leidenschaft nicht in

ihm

ihm einen Fürſten verblendet hätte, der doch ſonſten dem Wohlſtande ſo getreu war. Die Königinn verſpielete eines Tages die Meſſe, und tauſend Thaler. Laſſet uns einmal rechnen, ſagete damals der König zu ihr, wie viel das das Jahr durch machet. Aber mit der Frau von Monteſpan rechnete er nicht.

Dieſe belohnete alle Wohlthaten der Königinn damit, daß ſie ihr eine Falle nach der andern legete. Bald ſchreckete ſie ſie mit falſchen Nachrichten; bald zog ſie ſie zu Geſellſchaften, von denen ſie lieber hätte wegbleiben ſollen. Oftmals behielt ſie die Königinn beym Hocaben ſich, bis zwey Uhr gegen Morgen, und machete dann darauf dem Könige ein lebendiges aber häßliches Bild einer Betſchweſter *). Die Herzoginn von Richelieu war das Werkzeug aller dieſer verrätheriſchen Streiche. Und was hatte denn dieſe Staatsdame davon? Ein Paar Handbriefchen, die der König ihr aus dem Lager geſchrieben, die wies ſie herum, und gab ſie für ſehr zärtlich aus. Aber hätte die Frau von Maintenon die ihrigen aufgewieſen, ſo würden jene kaum zur Noth noch den Namen höflicher Schreiben haben behaupten können.

Die Frau von Monteſpan konnte mit ſich ſelbſt nicht einig werden, ob ſie die Folgen der Einwilligung, der Gefahr einer Weigerung vorziehen ſollte.

*) Iſt aus einem Briefe der Frau von Maintenon an den Herrn de Dangeau genommen, der, nebſt andern, von dieſer Ausgabe abgeſondert iſt.

Die Furcht ihre Gunstbezeigungen zu verschwenden, konnte lange Zeit den Ausschlag über die Furcht nicht erhalten, als möchte man, wenn sie ihre Thüre verschlösse, wo anders anklopfen. Die Sünden, die in den Gedanken und Begierden stehen bleiben, kamen bey dem Könige in keine Betrachtung. Sie bekümmerten ihn nicht: aber die Sünden des Fleisches machten ihm schon mehr Bedenken. Ihr hingegen hatte ein Kapuziner alle Aengstigung benommen, indem er ihr die Worte aus dem Evangelio zugeschrieben hatte: Weib, dir sind viel Sünden vergeben; denn du hast viel geliebet. Wird denn nun der strengste Orden allezeit die gelindesten Beichtväter aufweisen?*)

Da die Frau von Maintenon nun sah, daß sie eine völlige Trennung zwischen dem Könige und der von Montespan nicht bewirken konnte, so wünschete sie zum wenigsten, daß sie in den Schranken der Freundschaft mit ihm blibe. Aber sie konnte sie nicht dahin bringen. So viel Schönheit und so viel Stolz lassen sich nicht leicht dahin bringen, daß sie mit der zweyten Stelle zufrieden sind, zumal da dieselbe ihr viel mehr zu schwanken dünkete, als die erste. Unterdessen mußte sie sich wozu entschließen, denn der König verlangete einen endlichen Entschluß mit frostigem Anhalten; welches zwar feurige, aber auf kein gewisses Ziel gerichtete Begierden verrieth. Die Frau von Montespan, die, allem Ansehen nach, von einerley Glut verzehret ward, ergriff den Entschluß, in Sünden fort zu fahren, um zu regieren. Sech-

*) Aus dem Manuscripte des Bischofs von Agen.

Sechſtes Hauptſtück.

Reiſe nach Barege.

Die Frau von Maintenon reiſete vom Hofe ohne Widerwillen ab, und ſchmeckte endlich einmal das Vergnügen, ihr eigener Herr zu ſeyn. Der König ließ den Marſchall von Albert, Statthalter von Guienne wiſſen, mit was für Ehrenbezeugungen er ſeinen Prinzen empfangen haben wollte. Ich habe dieſes Schreiben bey mir. Er ſpricht in demſelben von der Frau von Maintenon, mit eben der Verlegenheit, als einer, der zu lieben anfieng, und wußte, daß der Marſchall ſie ehedem geliebet hatte. Man erwies dem Herzoge von Maine zu Bourdeaux eben ſo viel Ehre, als wenn er der Dauphin ſelbſt geweſen wäre. Sein Vater wollte vielleicht die Unterthanen bey guter Zeit zu der Hoheit angewöhnen, die er ihm zugedacht hatte. Unter allen dieſen Ehrenbezeugungen konnte die Frau von Maintenon ſich dennoch eines Unfalles von Traurigkeit nicht erwehren, als ſie das Chateautrompette erblickete. Sie erwog ihren itzigen Zuſtand, hielt ihn gegen den vergangenen; und ſagete zugleich zu dem Marſchall von Albret: „hier „bin ich erzogen worden. Aber ich kann Sie, mein „Herr verſichern, daß ich ein noch härteres Gefängniß ausgeſtanden habe. Mein Bette iſt nicht gemächlicher, als meine Wiege geweſen.„

Auf einige wenige vergnügte Augenblicke folgeten ganze Reihen kummervoller Zeiten, der Herzog von Maine ward gefährlich krank. Siebenzehnmal wiederholete Anfälle vom Fieber brachten ihn auf den Rand der Grube. Die Frau von Maintenon versah sich in der äußersten Verzweiflung alle Stunden seines Endes, und wünschete sich selbst das ihrige. Denn wie würde sie vor dem Könige mit einer so traurigen Nachricht haben bestehen können? Was hätte sie von der Frau von Montespan zu gewarten gehabt, wenn sie ihr die Leiche eines so theuren Kindes vor die Augen gebracht hätte! Was würde das nicht für ein Verlust für sie selbst gewesen seyn! Wie würde das zärteste Herz von der Welt nicht von einer solchen Wunde geblutet haben!

Fagon, oder die Natur half dem Prinzen durch; und damit machete dieser Arzt sein Glück. Es stieg mit dem Glücke der Frau von Maintenon, die seine Verschwiegenheit, Wissenschaft und Redlichkeit von Tage zu Tage höher schätzte.

Die Bäder von Bagneres und Bareges, die man wechselsweise versuchte, und die anfänglich wenig fruchteten, stärketen am Ende doch den Schenkel des Herzogs von Maine. Die Frau von Maintenon stattete dem Könige unmittelbar Bericht von der Gesundheit ihres Zöglinges ab. Ihre Briefe gefielen auch dem Könige ungemein wohl. Ihre Sorge für das so sehr beliebte Kind erhöhte dieses Wohlgefallen noch mehr; wie nicht weniger die ungezwungene natürliche Schönheit ihres Ausdruckes,

ckes, welche den König von dem Widerwillen abbrachte, der ihn wider den Witz eingenommen hatte.

Auf der Rückreise gieng sie durch das Land Poitou, besuchete ihre Anverwandten, und ward von ihnen als eine Person aufgenommen, die gegenwärtig bey Hofe wohl gelitten wäre; bezeigete sich gegen sie so, als ob sie allezeit bey Hofe viel gegolten hätte, versöhnete sich aus Herzensgrunde mit den unrechtmäßigen Inhabern ihres Vermögens; erneuerte die Freundschaft mit den Villetten, die sie seit ihrer Religionsänderung nicht geachtet hatten; bezahlete das Gnadengehalt, das sie den Ursulinerinnen von Niort schuldig geblieben war; vernahm, daß sie von einem der besten Häuser im Lande abstammete, und ward darüber nicht stolzer.

Die Frau von Montespan und die Aebtissinn von Fontevrault holten den Prinzen ein, hauptsächlich in Betrachtung der Gnade, in der dessen Aufseherinn beym Könige stand. Es lief zwar ein Gerücht: die Frau von Maintenon wäre in Ungnade gefallen, und die Frau von Montespan sollte ihr das hinterbringen; die Aebtissinn aber sollte sie deswegen trösten. Niemand konnte auch daran zweifeln, der alle die geheimen Zänkereyen erfuhr, welche seit zweyen Jahren her, die Gebietherinn des Königes und die Lehrmeisterinn des Prinzen, wider einander verbitterten *). Aber in der That eilete

*) Ich will Ihnen etwas entdecken, darüber Sie sich wohl wundern werden. Sehen Sie einmal hier unter diese Karte

die Frau von Montespan mehr der Frau von Maintenon, als ihrem Sohne entgegen. Sie erachtete es für dienlich, ihr zu liebkosen, weil sie ihrer Freundschaft unentbehrlich zu werden anfieng. Ihre Abwesenheit hatte sie in der Gunst des Königes noch fester gesetzt.

Nichts war artiger, als das Vergnügen, womit man den König überraschte. Zu einer Zeit, da er den Herzog von Maine erst des Tages darauf erwartete, sah er ihn in sein Zimmer treten. Er gieng von sich selbst einen ganz guten Schritt, nur daß die Frau von Maintenon ihn bey der Hand hielt. Der König gerieth darüber vor Freuden außer sich: „Ach, Madame! rief er aus, was für „ein Vergnügen machen Sie mir da!„ diese Worte waren die Belohnung aller ihrer Mühe. Aus dem

Karte her. Die so sehr gerühmte Freundschaft der Quanto mit seiner ihr auf der Reise beygesellten Freundinn ist in der That ein Haß, und das ist sie schon seit zweyen Jahren. Es ist unter den beyden Leuten eine wahre Verbitterung, eine unüberwindliche tief eingewurzelte Abneigung von einander. Sie sind einander so ungleich, als weiß und schwarz. Sie fragen mich, woher das komme. Ich will es Ihnen sagen. Die Freundinn ist zu stolz. Ihr Stolz empört sie wider der Quanto Befehle. Sie will sich nicht bequemen, unterthanig zu seyn. Sie hält es mit dem Vater, aber mit der Mutter nicht: Ihm, aber keinesweges ihr zu Liebe, hat sie diese Reise vorgenommen. Ihm, aber nicht ihr, giebt sie schriftliche Rechenschaft. Sie führt den Freund an, und verübelt ihm, daß er mit der Ruhmredigen zu viel Geduld

dem Munde der Könige höret man selten mehr als trockne Lobsprüche.

In einem Augenblicke wußte der ganze Hof von dieser ungekünstelten und natürlichen Danksagung. Louvois, der mit einerley Eifer der Gunst der Weiber nachjagete, und die Gunst gegen die Mannspersonen zernichtete, flog der Frau von Maintenon zu, und zog die ganze Schaar der Hofleute hinter sich her; davon ihr einige die Hand, andere den Rock küsseten: da Sie indessen in ihrem Herzen ihrer aller spottete. Die niederträchtige Verehrung erstickt darum das Hämische der Tadelsucht nicht. Weder dem Auge noch der Zunge des Schmäuchlers konnten einige Regungen von Freude, vielleicht auch wohl von Steife, entgehen, welche der Frau entführen, die er den Augenblick zuvor angebethet hatte **).

Sie-

Geduld hat. Seit sechs Monathen schon murmelt man von diesem Geheimnisse. Die Freunde der Freundinn sind deswegen in großer Angst, und sehr kleinlaut geworden. Man glaubet, daß ihrer zweye vorigen Winter diese Zwietracht haben entgelten müssen. Briefe der Frau Sevigne, vom 7 August 1675.

**) Was höre ich doch von der Frau von Maintenon! Ich bin ganz erstaunt darüber. Man saget, sie wäre ganz anders geworden. Sonst bewunderte sie jedermann. Aber nunmehr soll diese Bewunderung sehr gefallen seyn. Das Sprüchwort soll an ihr eingetroffen seyn. Das bringt meine kleine Freundinn von Coulanges auf allerley christliche und sittliche Betrachtungen. Briefe der Sevigne vom November und December 1675.

Siebentes Hauptstück.

Die Frau von Maintenon bleibt bey Hofe.

Sie war also nunmehr wieder bey Hofe. Aber da fand sie eben die Veranlassungen zum Verdrusse, die sie da gelassen hatte. Von beyden Theilen fieng man das Spiel wieder von vorne an; man fing an einander kleine Streiche zu spielen, und mit großen Beleidigungen einander zu begegnen. Man zankte sich ohne Ursache; man verglich sich ohne Versöhnung wieder. Die Frau von Montespan war gar zu eigensinnig, als daß sie nicht Unrecht hätte haben sollen; dabey aber war sie auch zu stolz zu bekennen, daß sie Unrecht hätte. Die Frau von Maintenon hergegen war zu empfindlich, als daß sie ihr hätte verzeihen können; und zu ungeduldig, als daß sie die Kränkungen so hätte einstecken können.

Man muß sich wundern, wenn man die Mishälligkeiten, Klagen, und Vorwürfe sieht, die gar kein Ende nehmen wollten, und über eine Art von buhlerischer Nacheiferung, die unter zwoen Frauen von so ungleichem Stande und Wesen obwalteten. Doch, hatte gleich die Frau von Montespan die erste Stelle inne, und in so weit vor der andern etwas voraus: so hatte hingegen die Frau von Maintenon den Vortheil, einer unwandelba-

ren

ren Tugend für sich. Den Zwischenraum, der zwischen ihnen beyden war, füllete die Achtung des Königs aus. In den Städten geht man nach den Ehrenämtern und der Abkunft. Aber bey Hofe richtet die Gunst des Herrn die Rangordnung willkührlich ein. Die Art von Gunst, darinnen die Frau von Maintenon stand, war geschickt sie aufzublähen; da hingegen die Gunst, welche die Frau von Montespan genoß, nur zu ihrer Demüthigung gereichen konnte. Daher kam es auch, daß die eine die Beschimpfungen der andern hitzig und muthig abschlug; und wenigstens gleiches Recht in einem Lande zu haben verlangte, wo ein Augenwink des Fürsten die Magd erheben, und die Frau stürzen kann.

Der Frau von Montespan Foderungen nach hätte die Frau von Maintenon aus Dankbarkeit alles von ihr erdulden sollen. Aber sie hatte ihr die erwiesenen Wohlthaten zu oft vorgerücket: die andre hatte sie dagegen mit so vieler Geflissenheit und Dienstleistungen vergolten; es hatten so viel Beleidigungen allen Anspruch auf die Dankbarkeit aufgehoben; und die so oftmaligen Entzweyungen, bey denen man auf seinen Abschied gedrungen hatte, hatten die Begnadigte auf einen so gleichen Fuß mit der Wohlthäterinn gesetzt: daß die Frau von Maintenon sich in dem hitzigen Treffen schlechterdings nicht halten konnte, wo auch das allersanfteste und allererkenntlichste Gemüth das Ansehn des allerundankbarsten gewinnet, und sich wider die Wohlthat empöret, die es zu Boden treten will. Wer sich die Freyheit heraus nimmt alles zu sagen, was

er

er auf dem Herzen hat, der giebt dem andern ein Recht, ihm mit gleichem Maaße zu antworten. Man konnte also, ohne seiner Schuldigkeit gegen die Frau von Montespan zu nahe zu treten, die Eigenliebe, die sie vertilgen wollte, aus Eifersucht, oder aus Eigensinne und Muthwillen, zuweilen erheben. Wie? sagete einstens die Montespan zu der andern, unterstehet sich eine arme Hofmeisterinn meiner Kinder mir zu widersprechen? und die andere antwortete darauf also: Ist es eine Schande, sagete sie, ihrer Kinder Hofmeisterinn zu seyn: was soll denn das heißen, vollends ihre Mutter zu seyn?

Wie konnten doch wohl immer diese beyden Frauen, nach so heftigem und so oftmaligem Gezänke einander wieder sehen? Sie lebeten in einem unaufhörlichen Wechsel von Gezänk und Verträgen. Entweder mußte der Eigensinn der Frau von Montespan aus der Maaßen unbillig seyn; und dennoch dabey noch so viel Billigkeit haben, um sein Unrecht wieder gut zu machen: oder die Frau von Maintenon mußte an sich die Obermacht gespüret haben, die eine Frau von unsträflichem Wandel über eine andre hat, die das Bewußtseyn quälet, sich dergleichen nicht rühmen zu können.

Es schien, als ob nunmehr weiter nichts, als die Furcht, Ludwigen, der keine Last gebüßet hatte, in der Liebe fest hielte. Neue Ursache zu Verbitterungen für die Frau von Montespan. Denn das gab ihr Anlaß, die Frau von Maintenon im Verdachte zu haben, als ob sie dem Könige entweder gar zu tugendhafte lehren, oder ein für sie gar zu gefähr-

fährliches Beyspiel gäbe. Bald ward Louvois abgeschicket, die beyden Weiber zur Liebe unter einander zu ermahnen. Bald hielt sie der König durch die dringendsten Vorstellungen an, allen Groll und allen Zwietracht bey Seite zu legen. Es wird mir viel leichter, sagte er, den Frieden in Europa, als zwischen zween Frauen, zu stiften.

Er wohnte ihren Zwistigkeiten bey, und brachte sie aus einander. Selten behielt die Frau von Maintenon Unrecht. Diejenige die man besitzet, verliert allezeit gegen eine, die man nicht besitzet. Eines Tages traf er sie in einer grossen Hitze gegen einander an. Er wollte also die Ursache ihrer Uneinigkeit wissen. Die Frau von Maintenon sagete demnach. „Wenn eure Majestät geruhen wollen „in dieses Zimmer zu treten, so sollen Sie selbige von „mir vernehmen.„ Und alsdann fing sie an ihm alle ihr leyden recht lebhaft abzuschildern, und beschloß ihre Rede mit instandiger Bitte: ihr den Zwang zu erlassen, mit einer Frau in Gemeinschaft zu leben, die ein Herz von Stein hätte. „Wie kann das „seyn? fuhr der König voller Verwunderung auf. „Ich sehe ja, daß ihr die Augen allemal übergehen, „so oft sie von Unglücklichen sprechen höret. Und ich „sehe, versetzte sie, daß Eure Majestät allezeit für sie „eingenommen sind. Haben sie das dem Herrn „Bossuet, der Königinn, ihrem Volke, dem Allerhöchsten angelobet? Sie weinet über Unglückliche, „und macht sie doch dazu. Der König bath die Frau „von Maintenon nichts desoweniger bey Hofe zu bleiben. So kann ich mich denn, versetzte sie darauf,

„auf, des herznagenden Kummers nicht erwehren, „meine Tage in der Gesellschaft zwoer Personen zu„zubringen, die sich alle Tage vor meinen Augen mit „einander versündigen, und in dem Angesichte von „ganz Europa, das ärgerliche Beyspiel einer ihrem „Eheherrn ungetreuen Frau, und eines Mannes auf„stellen, der seinem Nächsten sein Weib aus den „Armen reißt.„ Sie stellte dem Könige weiter vor, daß ihre Ehre sie verbände, eine eingezogene Lebensart zu wählen. Daß sie in ihrem Gefängnisse zu Vaugirard anders nichts, als ihre Freyheit vermisset hätte: aber daß sie um ihre Ehre kommen würde, wenn sie länger bey Hofe bliebe. Leuten zwar, die um den Handel wüßten, wäre gar wohl bekannt, was sie da für eine Person vorstellete: allein der gemeine Hause könnte sie leicht im Verdachte haben, als ob sie mit unter der Decke steckte, und an Verbrechen Theil nähme, davon sie ein Augenzeuge wäre. Der König versicherte sie, daß der gegenwärtige Zwang nicht lange währen sollte: und hätte ihr unfehlbar gern gesaget, wenn er gedurft hätte, daß er schon auf einen andern dächte.

Die Frau von Maintenon war ihm eben so unentbehrlich geworden, als sie dem Herzoge von Maine war. Seit dem derselbe von Barege wieder gekommen, war der König aufgeräumt, und froh, daß er seine Bekümmerniß los geworden war. Zudem hatte er ein Alter erreichet, das in dem Umgange mit Frauen mehr Zeitvertreib, als Vergnügen suchete. Er fand an ihr den Zeitvertreib wieder, dessen Werth und Unentbehrlichkeit ihm der Mangel

dessel-

desselben, begreiflich gemachet hatte. Den Kopfhängerinnen war er gram, und es kam ihm nicht in den Sinn, die Frau von Maintenon für eine solche anzusehen. Die große Kunst über sich selbst gebiethen zu können, die noch größere Kunst, ohne verwegenes Zutrauen zu sich selbst, und ohne Klügeley von Menschen zu urtheilen; die Gabe sich nach festgesetzten und abgemessenen Absichten zu betragen, die Fertigkeit, alles zu bemerken, und sich alles zu Nutze zu machen: das waren die Vorzüge, welche, unter allen Weibern, die dem Könige zu gefallen trachteten, die Frau von Maintenon kennbar und schätzbar macheten. Sie kannte den König durch und durch; und konnte ihm die Zeit vertreiben. Das erstere war leicht: denn seine Art nahm sich gar zu sehr aus. Das andere aber war um desto schwerer, weil sein Herz sehr leer, und sein Geschmack sehr ekel und fein war. So oft sie also vor ihm erschien, so oft erschien sie mit Artigkeit, mit Sanftmuth; mit dem ängstlichen Ansehen einer Person, der die Erhaltung des Herzogs von Maine am Herzen läge; mit Vorschlägen zu Mildigkeiten gegen die Armen; mit einer gefälligen Aufmerksamkeit auf schon hundertmal wiederholte Reden und Histörchen; mit dem Ansehen eines immer frischen und neuen Behagens, an immer einförmigen und veralteten Erzehlungen. Ihre Annehmlichkeit nahm in den Augen des Königes von Tage zu Tage zu. Eine jede von ihren Tugenden wirkte neue Empfindungen in ihm. An ihr sah er einen unsträflichen Wandel, eine ungezwungene und kummerfreye Gottesfurcht.

Damit, daß sie ihm dieselbe nur zur Hälfte sehen ließ, machete sie ihm dieselbe in ihrem ganzen Umfange beliebt.

Was war denn nun wohl das Augenmerk der Frau von Maintenon? Dieses. Sie strebte darnach, wornach aufrichtige, eitle und ein wenig stolze Gemüther zu streben pflegen. Sie wollte, wenn sie den Hof verließ, eine Sehnsucht nach ihr bey demselben zurück lassen; und bliebe sie bey Hofe, so wollte sie bey demselben im Ansehn stehn.

Wegen obangeführter Unterredung mit dem Könige, besprach sie sich mit dem Abte Gobelin. Dieser hielt das Gute, das sie bey Hofe stiften könnte, gegen das Gute, das sie zu Paris ausrichten würde: und da kam der Schluß heraus, sie sollte bey Hofe bleiben. Der Herzog von Maine verband sich mit demselben; und die Achtung des Königs gegen sie, machete ein neues Band aus, das sie an dem Hofe befestigte. Aber, dachte sie an das Toben der Frau von Montespan, so wichen alle andere Betrachtungen ihrer Empfindlichkeit. Sie entdeckte also dieses ihr Bedenken und Widerstreben ihrem Gewissensrathe. Allein dieser befahl ihr an Gottes Statt, ihr Widerstreben zu überwinden; und sagete ihr: daß sie berufen wäre, den König zu heiligen. er wies ihr die besondern Absichten und wunderbaren Wege, die die Vorsehung mit ihr vorhätte. Die sich regende Zuneigung des Königs gegen sie, schrieb er einem Wunderwerke der Gnade zu; gleich als ob die lediglich menschlichen Mittel, die sie erreget hatten,

hatten, nicht hinlänglich gewesen wären, ihr Daseyn begreiflich zu machen.

Es gehe dem Menschen wohl oder übel, so liebkoset ihm nichts so sehr, als der Gedanken! der dem Höchsten vielleicht ehrenrührige Gedanken, daß ihm Gott unmittelbar beystehe. In den hitzigen Anfällen der Andacht glaubete die Frau von **Maintenon**: daß Gott sie ausersehen hätte, den König zu bekehren. Dieses große Werk deste bequemer zu vollführen, unterwarf sie sich dem wunderlichen Eigensinne der Frau von **Montespan**. Ihr von der einen Seite gebeugter Stolz erholete sich an einem noch viel größern; der aus der Einbildung erwuchs: daß der Vater der Menschen sich der Handlungen einiger seiner Kinder auf eine ganz besondere unmittelbare Weise annähme.

Sie nahm demnach mit vergnügtem Eifer die Sorge für die Erziehung des Herzogs von **Maine** wieder vor. Der Abt **Gobelin** nahm ihr einen Theil davon damit ab, daß er den **la Fontaine** beredete, die Fabeln zu machen, die so lange leben werden, als es Menschen und Kinder geben wird; und ferner damit, daß er versprach, bey dem ersten Prinzen Gevatter zu stehn, den die Frau von **Montespan** zur Welt bringen würde.

Achtes Hauptstück.

Das 1675 Jahr.

Die Frau von Montespan, die immer hoch hinaus wollte, immer unüberlegt und wunderlich handelte, machete sich damit verhaßt, daß sie sich furchtbar machete. Der König lebete mit ihr in demjenigen Zwange, der der Liebe so verderblich ist, nachdem sie ihres Wunsches theilhaftig geworden; als sie derjenigen Liebe günstig ist, die noch glücklich werden will. Er hatte unaufhörlich und vollauf zu thun, um mit ermüdender Aufmerksamkeit und Vorsicht dem Anbrausen, welches man gar gern duldet, und dem beißenden Scherze, den man nur schwerlich vergeben kann, auszuweichen.

Oestere Anfälle von Flüssen, welche die Bäder zu Bourbon und Vichi nicht hatten vertreiben können, erfüllten den Sinn der Frau von Montespan mit noch mehrer Bitterkeit, der vorhin schon so ungleich war, und sich mit dem Wetter änderte. Ohne äußerstes und behutsamstes Schonen durfte man sie nicht anreden, noch vielweniger ihr widersprechen. Mit plötzlichem Anschnauben belohnte sie Gefälligkeiten, die an und für sich geschickt waren, solches abzuhalten. Ludwig, der alles geduldig ertrug, so übel man ihm auch begegnete, unterhielt die Liebe mit Anständigkeit, und beantwortete ihr Anfahren mit anders nichts, als damit, daß er ihm und der Per-

Perſon aus dem Wege gieng, von der es kam. So ward ſie dann, in ihrer Einſamkeit, von allen Unruhen und Kränkungen einer Perſon gefoltert, die der Stolz frißt, die kränklich iſt, die vom Verdruſſe, daß ſie vierzig Jahre alt iſt, vergehen möchte, die endlich nicht weis, wie lange ſie noch am Brete ſeyn wird. Sie ſah gar wohl ein, daß ein bloßer einer andern Frauen zugeworfener Blick, den ein andrer günſtiger Blick beantwortete; ein einzig Kopfweh, eine einzige Beichte, ein Augenblick Reue oder Ekel, vermögend wäre, ſie ins Kloſter zu ſtürzen.

Nach einer Predigt, darinnen **Bourdaloue** die Wahrheit ohne Verſtellung und Uebermuth geſaget hatte, beſuchte der König die Frau von **Maintenon**, beweinte ſeine bisherige Verblendung, und ſeufzete über ſeine begangnen Schwachheiten. Die Frau von **Maintenon** unterſtützte den Jeſuiten, und die Gnade, die an dem Herzen des Königs wirkte. Und von der Zeit an, hatte die Frau von **Monteſpan**, vom Könige weiter nichts als Achtung und den nöthigen Unterhalt zu genießen. **Ludwig** ſagete damals zum P. **Bourdaloue**, als dieſer Abſchied von ihm nahm: Von nun an werdet ihr wohl zufrieden mit mir ſeyn. Denn die Frau von **Monteſpan iſt zu Clagny**. Aber **Bourdaloue** antwortete: „der liebe Gott würde mit Eurer Majeſtät noch vielmehr zufrieden ſeyn, wenn **Clagny** „vierzig Meilen von Verſailles entfernt wäre.„

Der Eifer des P. **Bourdaloue** brauchte eben nicht angeflammet zu werden. Unter den Geiſtlichen war er in Anſehung der Sitten der ſtrengſte.

Seine Aufführung ſowohl, als ſeine Predigten waren die kräftigſte Widerlegung der Lettres provinciales. Gleichwohl beſprach die Frau von Maintenon, und nach ihrem Beyſpiele auch die Frau von Richelieu, ſich öfters mit ihm. Sie gaben ihm unter den Fuß, wie er den König gewinnen könne. Sie wapneten ihn mit den Gründen, die ihn rühren konnten, und ließen ihn die Augenblicke wiſſen, die den Angriffen wider einen Feind guten Fortgang verſprachen: welchen einer ſeiner Amtsgenoſſen ſo beſtritt, daß man ihm den Vorwurf machete; er thate aufs höchſte ſeine Pflicht, aber auch gerade ſo viel, und mehr nicht.

Die Eiferſucht der Frau von Monteſpan hielt den König in einem beſtändigen Zwange. Er hatte ihr alle Hoffräulein aufgeopfert. Zwar hieß es, um den guten Namen der einen zu retten, hätte man ſie alle abgedanket: aber die wahre Urſache war dieſe. Die Frau von Monteſpan war dahinter gekommen, daß dieſes Frauenzimmer der Königinn, für ſie eine Hydra wäre, die ſie völlig ausrotten und mit Kammerfrauen von ausnehmender Häßlichkeit wieder beſetzen müßte, wenn ſie ruhig ſeyn wollte. Das Fräulein von Guedamy *) erſchien bey Hofe. Das war ein munteres, gutherziges, gefälliges, ruhmrediges und flatterhaftes Mädchen. Der König ſchien einen Gefallen an ihr zu haben.

*) Eine natürliche Tochter des Heinrich Julius von Bourbon Herzogs von Anguien, und die Wittwe des Grafen von Marans, die man in das Recht ehelicher

haben. Das war genug, die Frau von Montespan aufzubringen. Der König hielt ihr das vor. Es iſt ja nur noch ein Kind, ſagete er. Eben, vor den Kindern fürchte ich mich, antwortete ſie, und zwar inſonderheit vor den Kindern der Liebe. *)

Die Gräfinn von Grammont **), eben die, die ihr Mann zu London zu heurathen vergeſſen hatte, that einigen Verſuch auf das Herz des Königs. Aber man hob ſie bald aus. Denn man brachte dem Könige bey, daß ſie janſeniſtiſch wäre. Nun aber konnte in Ludewigs Augen keine Ketzerinn ſchön ſeyn.

Hierauf verſuchte die Frau von Soubiſe ihr Heil, aber mit eben ſo wenigem Erfolge. Ihr Mann befahl ihr an, ihm nach Flandern zu folgen. Sie murrete dawider. Der König billigte ihren Ungehorſam nicht; und darum mußte ſie folgen. Da ſie aber von dem Feldzuge wieder heim kam, fand ſichs, daß ſie einen Schuh mehr Schminke und einen Zahn weniger, als vorhin hatte. Die Frau von Montespan war alſo nunmehr der Mühe überhoben, ihre Zähne wider ſie zu ſchärfen.

Kaum war eine Nebenbuhlerinn verdrungen, ſo gieng der Kampf mit einer andern aufs neue an. Die Frau von Lüdre machete aus ihren Anſprüchen gar kein Geheimniß. Denn, als einſtens die

cher Kinder eingeſetzt, und an den Marquis von Laſſay verheurathet hatte.

*) d. i. den unehelichen Kindern.

**) Eliſabeth Hamilton.

Dauphine mit einem Zirkel spaßete, und zu ihr sagete: sie müßte die beyden Augen ausstechen, die so viel Uebel anrichteten; so antwortete ihr die Frau von Lüdre: Ja, thun sie das, gnädigste Frau, und das zur Strafe. Denn sie haben noch nicht alle das Uebel angerichtet, daß sie nach meinem Wunsche wohl hätten anrichten sollen. Diese Frau war mit der Frau von Richelieu sehr vertraut; und diese mußte es entgelten. Die Wuth der Frau von Montespan fiel ganz auf sie. Doch rechtfertigte sich die Herzoginn damit, daß sie heilig versicherte: daß es sie allzusehr gereue, die erste Liebe des Königs angezündet zu haben, als daß es ihr einfallen sollte, eine neue Glut zu erwecken. Die Frau von Maintenon meldet, es sey nicht wahrscheinlich, daß der König eine Person im Ernste geliebet habe, dergleichen die Frau von Lüdre war; indem sie sehr große und sichtbare Fehler hatte. Doch gab man ihr zu bedenken, ob sie auch wohl das Seltsame von einem verderbten Geschmacke hinlänglich kennete. Der König zöge ja den Herzog von Maine allen seinen Kindern vor, weil er hinkte. So konnte er ja wohl auch die Frau von Lüdre eben darum allen andern Frauen vorziehen, weil sie stotterte.

Die Frau von Montespan, welche in den Arten sich selbst zu foltern sehr sinnreich war, fand Ursache zum Misvergnügen, selbst unter ihren eignen Blutsfreunden. Die Frau von Thianges hätte gerne ihre beyden Töchter an die Stelle ihrer Schwester gebracht; und sich selber wünschte sie, an der Frau von Maintenon ihre Stelle zu kommen. Sie

wollte

wollte andächtig seyn; und war so stolz darauf, daß sie sich folgendergestalt über einen Bedienten beschwerte, der ihr bey der Tafel starke Getränke anboth: Der Mensch muß doch wohl nicht wissen, daß ich fromm bin. Bey einem äußerlich so guten Wandel nahm sie dennoch an allen Liebesränken Antheil. Sie war außer sich, daß sie nicht mehr zu den vertrauten Unterredungen gezogen ward; und schrie die Gunst für einen unrechtmäßigen Eingriff an, in welcher diejenige beym Könige stand, die ihren Platz eingenommen hatte. Ihre beyden Töchter, die Frau von Nevers, und das Fräulein von Thianges, nachmalige Herzoginn de Sforce, sah sie für ein paar Personen an, welche verdienten am Brete oben an zu seyn. Es waren unverbesserliche Schönheiten. Ludewig zog sie zu allen seinen Spazierfahrten und Ergetzungen. Seine Neigung wankte wechselsweise von der einen zu der andern, und konnte nie Wurzel fassen. Er liebete die, die er vor sich hatte, die abwesende kam ihm aber noch liebenswürdiger vor.

Die Frau von Montespan glaubete diesen einheimischen Fallstricken zu entgehen, wenn sie den König des bisherigen Zwanges entließe, und ihn wieder nach Hofe brächte. Dem zu Folge trat eine ausgelassene Lebensart an die Stelle eines einsamen Lebens, das sie sich selbst die Zeit her auferlegt hatte. Man vertrieb sich die Zeit mit Spielen, Jagden, Gastereyen und Schauspielen. Bald spielte sie in Nachtkleidern, mit der Königinn, die sie vermittelst eines Blickes fortschaffete, den sie der Herzoginn von

Richelieu zuwarf; bald zeigte sie sich in einem beläſtigenden Putze von edlen Gesteinen, und dem ganzen Gefolge der Hofstatt in allem dem Glanze der Schönheit, welcher fremde Gesandten in Bewundrung setzen, ihre Nichten verdunkeln, und die Frau von Maintenon zur Verzweiflung bringen konnte.

Der König reiſete zum Heere nach Flandern ab, und die Frau von Monteſpan gieng nach Bourbon ins Bad. Die Damen bestrebten sich mit allen ersinnlichen Ränken um die Ehre sie dahin zu begleiten. Sie aber begegnete ihrer zudringenden Dienstwilligkeit, mit dem stolzen und verachtungsvollen Unwillen einer Person, welche der allgemeinen Knechtschaft, die vor ihr zittert, müde ist. Zu Maintenon hielt sie sich drey Tage auf, wo sie zween Couriere vom Könige bekam, die die Frau des Ortes sehr beunruhigten. Jene ließ dieſer von dem Inhalte der Bothschaften nichts wiſſen; das machete, daß die Frau von Maintenon, die zwar gern den Hof verlaſſen hätte, aber nicht gern von ihm verwieſen ſenn wollte, in die Furcht gerieth: man möchte wohl gar in ihrer eignen Behausung ihr eine Falle bauen. Doch benahm ihr die Frau von Monteſpan endlich dieſe Bekümmerniß: als welche eher einer kleinen Falschheit, als einer Bosheit fähig war.

Seit der Wiederkunft des Königes nahm die Wuth der Frau von Monteſpan, und die Gunſt gegen die von Maintenon zu. Die Königinn unterließ nichts, womit ſie das Hofleben der erſten zuwider, und der zweyten annehmlich zu machen vermeynte.

meynte. Sie führte sie zuweilen in die Klöster; die eine, um sie von der Welt allmählig zu entwehnen; die andre um die Welt mit ihr bekannter zu machen. Eines Tages als sie bey den Carmeliterinnen waren, schlug die Frau von Montespan eine Lotterie vor, und ließ allerley holen, das sich für Nonnen schicket. Doch machten diese geheiligten Frauenzimmer sich ein Bedenken darüber. Die Agnus, Crucifixe, Kopftücher, Rosenkränze, und was dergleichen heiliges Spielwerk mehr war, dünkte ihnen von der unreinen Hand entweihet zu werden, die sie ihnen schenkte. Um sie nun ihres Kummers zu entledigen, verstatteten sie der Frau von Montespan, die Loose zu bezahlen, und bathen die Frau von Maintenon sie unter ihnen auszutheilen. Schwester Louise der Barmherzigkeit gewann eine Magdalene. Der Anblick dieses Bildes rührte die Frau von Montespan. Das fliegende und zerrüttete Haar, die gefaltenen Hände, die von Thränen verdunkelten schmachtenden Augen, das von Schaam, Liebe, Furcht und Hoffnung verwirrte Gesicht, die Gegenwart der Valiere, die das lebendige Bild von diesem allen war; die Schande, das zu seyn, was die Valiere sonst gewesen war; das Andenken eines ehemaligen Vorsatzes, derjenigen in der Buße nachzuahmen, welcher sie in ihren Vergehungen nur gar zu sehr nachgeahmet hatte; die Hoffnung, die Reize ihrer Schönheit, so wie die Valiere, noch beyzubehalten, oder durch das Anzügliche der Wehmuth zu erheben; die Stille unter den Anwesenden, die entweder auf ihre Augen Acht gaben, in welchen

sie

sie sich einbildeten alle diese Betrachtungen erscheinen zu sehen, und zwar in eben der Folge, wie sie in ihrer Seele aufstiegen, oder sich über die Wirkungen der göttlichen Gnade an ihrer Seele verwunderten; alles dieses stürzte die Frau von Montespan in eine Verwirrung, die ihres Bemühens ungeachtet, sich mit einer erzwungenen Munterkeit nicht wollte bergen lassen, und durch die Fragen nur noch sichtbarer ward, die sie an die Valiere that. Im rechtem Ernste, fragte sie, sind sie denn so vollkommen zufrieden, als man saget? Zufrieden bin ich nicht, antwortete diese Carmeliterinn: aber gelassen bin ich doch. Und sie, gnädige Frau? Ich, an meinem Theile, erwiederte die Frau von Montespan, bin keines von beyden. Da sieht man, unterbrach sie die Frau von Maintenon, da sieht man den Unterschied zwischen der bußfertigen Magdalene, und Magdalene der Sünderinn. Die Frau von Montespan ward beschämt, verstummte, und brach mit ihrer Lotterie ab, woraus sie alle Nieten für sich nahm. Nichts destoweniger machete sie im Hinweggehen mit einer angenommenen Heiterkeit allerhand Spaaß; und fragte unter andern die Valiere, was sie in ihrem Namen dem Bruder des Herzogs von Orleans melden sollte? Melden sie ihm, was sie wollen, antwortete die andre, mit der Heftigkeit einer Liebenden, und der Gleichgültigkeit einer Carmeliterinn.

Endlich erhielt die Frau von Maintenon Erlaubniß, sich einen Monath lang auf ihrem Landguthe

guthe aufzuhalten. Sie nahm ihre Freunde mit; nicht die Freunde von gestern her, die an andern nur sich selbst lieben; sondern ihre alten Bekanntschaften, mit denen sie auch allezeit aufrichtige Freundschaft gepflogen hat: Montchevreul, la Tourre, Mantomiller, Barillon, Coulanges, alles Personen von liebenswürdiger Sittsamkeit, deren rechtschaffenes Herz dem aufgeraumten Umgange keinen Abbruch that. Courtin wäre auch gern mit dabey gewesen. Aber die Frau von Maintenon meldete ihm, sie hätte keinen Raum für seine Bedienten. Ach Madame, versetzte Courtin, bey Hofe hat man Zimmer genug für Bediente, aber nicht für seine Freunde.

Es haben ihr einige Schuld geben wollen, als hätte sie sich vor allen und jeden verläugnen und verschließen lassen; die sie entweder an ihre Jugend erinnern konnten, oder sich ihr Ansehen zu Nutze machen wollten. Andre schreiben ihre Sehnsucht nach einem eingezognen Leben dem Entschlusse zu, sich aller ihrer Freunde und Anverwandten zu entladen. Wer noch am meisten auf sie hielt, den befremdete ein so liebloses Betragen; er stund an, seine Gedanken davon zu äußern, und rief bestürzt aus: „Wem wird man doch nun endlich noch wohl trauen „sollen, wenn es wahr ist, daß auch dieser sonst gu„te Kopf dem Wirbel dieses Landes nicht hat wider„stehn können?„

Dergleichen Klagen vermehrten ihre Neigung zur Einsamkeit. Sie entwischte dem Zunöthigen solcher Unbilligen, deren Foderungen und Unverschämt-

schämtheit eine lohngierige Freundschaft verrieth. Sie schloß sich zu Maintenon ein, weil die lange Dauer der knechtischen Verehrung, mit der man sie anbethete, sie ermüdete. Verjagte sie hinwiederum ein Murren, das sie bis in den Schooß der Ruhe verfolgte, so ließ sie sich wieder bey Hofe sehen; wo sie anders nichts, als gebückte Hofschranzen, oder misvergnügte Freunde antraf. Jener Verehrung liebkoßte ihrem Stolze weniger, als sie ihre Aufrichtigkeit zum Zorne reizete. Diese Unbilligkeit hergegen erregte nicht sowohl ihren Unwillen, als ihren Gram.

Doch tröstete sie die Güte des Königes, der von ihr, wie von seiner zweyten, ja zuweilen wohl gar als wie von seiner vornehmsten Freundinn sprach. Nur fehlte wenig, daß die Schmäucheley nicht auch diese Güte, durch das ewige und unbescheidne Wiederholen derselben, ihr vergället hätte. Alles schien ihr zu Gebothe zu stehen. Die Hofstatt der Frau von Richelieu richtete sie nach Gutdünken ein: und diese Herzoginn nöthigte sie, sich den Gefälligkeiten der Damen nicht zu entziehen; davon die eine ihr die Handschuhe zutrug, eine andre die Seifenbüchse vor ihr auf den Knieen hielt, und vor Sehnsucht ihre schönen Hände zu küssen fast vergehen wollte. Die eine kleidete sie aus, die andre brachte sie zu Bette; alle waren um sie her, bestrebten sich ihr zu gefallen, und belästigten sie. Die Frau von Richelieu wollte sie mit aller Gewalt bereden, daß sie niemanden weder grüßen, noch danken dürfte. Wollen Sie, sagete sie zu ihr, das An-

Andenken ihres vorigen Standes den Leuten aus dem Sinne bringen; so müssen sie ihn selbst auch vergessen. Dieser Rausch verrauchte bey der Frau von Maintenon gar bald. Sie spottete selbst über ihre Würde, und lachte der erfinderischen Niederträchtigkeiten der Weiber sowohl, als ihrer eigenen Langmuth sie zu dulden.

Unterdessen machete man zu Paris seine Glossen. Muthmaßungen ohne Ende verursachte eine Reise des Herzogs von Orleans nach Maintenon, und eine Entfernung der Frau von Montespan vom Hofe auf eine kurze Zeit; dazu Eigensinn, Ekel der Hofförmlichkeiten, und Unpäßlichkeiten die Veranlassungen waren. Man wollte von allen die Ursachen und Absichten wissen: warum man weine, warum man lache, warum man sauer und ernsthaft sähe; warum man sich ziere und seltsam gebährde? Mit Vorurtheilen beobachtete man, und beurtheilte auch eben so unrichtig. Auf der Stirne der Frau von Maintenon sah man Stralen von Wonne; aber auf den Augen der Frau von Montespan dicke Wolken. Einige sehneten sich nach einer Veränderung, andre fürchteten sich davor, und die meisten behaupteten: sie wäre schon geschehen. Manche wollten die Erkenntlichkeit der Frau von Maintenon anklagen; aber wider ihre Keuschheit hatte kein Mensch nichts. Die Frau von Sevigne hat uns alle diese verschiednen Urtheile aufbehalten, davon sie selbst eine Zeuginn war. Doch unter allen fiel es nicht einem einzigen ein, die Frau von Maintenon in den Verdacht zu ziehen, als strebte sie

nach

nach der Stelle der Frau von Montespan. Man sah wohl, daß sie sich höher schwänge; aber man sah auch, daß sie das ohne Vorbedacht, ohne gewaltsame Bemühung, und ohne Schwachheiten that. Ihr guter Namen mußte gewiß untadelhaft seyn, weil man ihn sogar nicht in einem Lande beschmitzet hatte, wo die besten Werke oder Gesinnungen beynahe niemals der Tadelsucht hämischer Herzen entrinnen.

Die Frau von Montespan sah wohl ein, daß eine anscheinende Gunst gar oft eine wirkliche nach sich zieht. Sie sammlete also alle Ueberreste ihrer Gewalt über das Herz des Königs, um ihrem Verluste wieder benzukommen. Mitten unter dem heftigsten Verzagen that sie sich Gewalt an, außerordentlich lustig zu seyn. So übel zufrieden sie auch mit ihren Reizen war, so war sie sich doch auch der Stärke derselben gewiß bewußt. Bald zeugte ein nachläßiger Putz von ihrem Zutrauen zu sich selbst; bald sagete ein siegerischer Aufzug, wie rechtmäßig ihr Zutrauen wäre. Den einen Tag nahm sie von ihrem Liebhaber die Gelübde der Treue kaltsinnig ein; den andern lehnte sie sich ganz vertraut mit ihrem Haupte auf die Achsel des Königes, gleich als wollte sie so viel sagen: Ich bin itzund besser mit ihm dran, als ich je gewesen bin.

Neun-

Neuntes Hauptſtück.

Das 1677ſte Jahr.

Der König gab der Frau von Maintenon von Tage zu Tage neue Kennzeichen ſeiner Hochachtung gegen ſie. Bey den Gaſtereyen, die er auf dem Lande anſtellete, ſetzte er ſich nicht zu Tiſche, ſondern bediente die Damen insgeſamt; obgleich ſeine Neigung nur ein einziges Ziel vor ſich hatte. Er fürchtete ſich vor den eiferſüchtigen Blicken der Gebietherinn, die er noch hatte; und vor der Strenge derjenigen, die er gerne haben wollte.

Die Frau von Monteſpan ſah das Spiel ein, das man in geheim trieb. Ihre Eiferſucht ward aufs empfindlichſte dadurch angegriffen. Aber hat wohl je die Eiferſucht etwas gehindert? Sie getraute ſich nicht, die Frau von Maintenon einer Liebe gegen den König zu beſchuldigen. Man legte ihr das zur Laſt, daß ſie dem Könige wohl gefiele, verweigerte ihm ſeine bisherigen Ergetzungen, und warf ihm nicht ſowohl ſeine Neigung, als ſeine Sünde vor. Der König war in tauſend Aengſten, weil er beſorgte, man würde ſeine neue Verbindung für lächerlich anſehen: da er aber ſah, daß man ſie nur als ſtrafbar betrachtete, ſo kam er wieder zu ſich. Man überhob ihn des Zwanges, ſeine Leidenſchaft zu bekennen. Ein ſchwaches Läugnen galt

bey ihm so viel, als ein förmliches Geständniß: und die Frau von Montespan brachte durch ihre Hitze und ihr unbescheidenes Toben zwey Herzen zusammen, welche der Wohlstand von Rechtswegen hätte von einander entfernen sollen. Vielleicht hätte die Frau von Maintenon nie erfahren, daß der König in sie verliebt wäre, wenn die Frau von Montespan es ihr nicht beygebracht hätte. Diese hätte dergleichen Gedanken ihr nicht in den Kopf setzen, sondern vielmehr durch höhnische Spöttereyen und Verachtung, sie in die Classe der Unmöglichkeiten verweisen sollen.

Ludwig gab diese Eroberung noch nicht auf. Er nahm sich fest und steif vor, alles zu wagen, und hatte das Herz nicht, auch nur ein Wort deswegen zu verlieren. So lange er die Frau von Maintenon nicht in den Augen hatte, konnte er sich nicht vorstellen, daß es möglich sey, daß sie ihm widerstünde. So bald er sie aber sah, so entfiel ihm der Muth, einen Angriff auf sie zu wagen. Die Hoffnung, die seine Würde ihm machete, ward von der Verzagtheit zernichtet, welche die Gegenwart der Tugend den Herzen einjaget. Niemals war der Mensch mit dem Könige einig.

Doch, als er einstens auf der Jagd war, verließ er die Gesellschaft, und wollte die Frau von Maintenon in ihrem Schlosse überraschen. Aber sie war den Augenblick zuvor ausgefahren. Der König schloß daraus, daß man ihm entgehen wolle; und dieser Verdacht half seiner Hoffnung auf. Ein Paar Tage darauf kam er wieder; aber er ward ge-

gewahr, wie wenig die Ehrfurcht ſeinem Verlangen günſtig war.

Die Frau von Monteſpan hätte über den Ausſichten berſten mögen, womit dieſe verliebten Ueberfälle ihr droheten. Die Undankbarkeit der Frau von Maintenon mußte wiederum herhalten: doch eine Schwachheit ruckete ſie ihr nicht vor. Zu Paris trug man ſich mit folgenden Reden: Sie hat zu guten Rath bekommen, ſagte man, als daß ſie das Panier einer ſolchen Untreue aufwerfen ſollte; zumal bey ſo wenigem Anſcheine einer Hoffnung, die Früchte derſelben lange Zeit zu genießen. Wird ſie die Straße der Untreue eröffnen, ſo wird ſie nur zu einem Thore dienen, dadurch man zu andern jüngern und wohlgeſtaltetern forteilen wird. „So ſchloſſen die Neugierigen, die ohne hinlängliche Kenntniß, an Folgerungen fruchtbar, unvermögend, dasjenige einer Keuſchheit beyzumeſſen, was der Klugheit zugeſchrieben werden kann, und gewohnt ſind, an Leuten, die bey Hofe in Gnaden ſtehen, ſich mit Schmähſucht zu rächen. Mitten unter den Stürmen, die den Hof beunruhigen, ſaß die Frau von Maintenon geruhig. Ihren Freunden kam es vor, als wollte ſie ſich gar nicht ins Spiel mengen; und dem Könige, als würde ſie alle ſeine Angriffe zu ſchanden machen. Darum ſagete auch die Frau von Monteſpan zu ihm: Sire, dieſe Frau wird ſie weiter locken, als ſie ſich itzt einbilden.

Dieſer Frau ihr Regiment gieng zum Ende. Sie ſtrengete demnach ihre Kräfte an, die kurze Zeit ſich noch recht zu Nutze zu machen. Tag und

Nacht ſann ſie darauf, wie ſie den König von fleiſchlichen Lüſten abbringen möchte. Sie ſetzte ſich in den Kopf, ihn damit allen Weibern zu entreißen, wenn ſie in ihrer Perſon allein, ihm alles vergönnete, was ſie, alle zuſammen genommen, ihm hätten einräumen können. Allem ſeinem Begehren willfahrte ſie. Ja es war ihr nicht genug, ihnen Gnüge zu leiſten. Nachdem ſie ſie befriedigt hatte, ließ ſie ihm auch ihre eigenen Lüſte koſten; und, um ſie zu erſticken, ſo mußte das äußerſte Anſtrengen einer recht ausſtudirten Sinnlichkeit die letzten Quellen der Wolluſt aufthun.

Die Frau von Maintenon konnte nicht begreifen, wie die Frau von Monteſpan zu einer Zeit das Haupt noch empor tragen, und der allgemeinen Verachtung Trotz biethen konnte, da der Unflath des Laſters ſie noch ſcheußlich machete; da ihr ſtarres und wildes Auge ſeine natürliche Gelaſſenheit noch nicht wieder angenommen hatte; da ihre Stirne noch rauchte, und ihre Hand noch zitterte. Die Frau von Maintenon ſeufzete darüber, daß ſie ſehen müßte, daß der König auf ſeine Reichsgeſchäffte, und auf das Anliegen ſeiner Unterthanen mehr nicht, als einen ausgemergelten Körper, geſchwächte Sinnen, und ſo zu ſagen, die Ueberreſte ſeiner ſelbſt vorwenden konnte.

Auf ſolche Weiſe riß die Frau von Monteſpan Ludewigen von ſich ſelbſt los, und brachte ihm die Empfindung der wahren Glückſeligkeit damit bey, daß ſie ihm das leere und unzulängliche nichtiger Ergetzungen ſehen ließ. Nunmehr verlohr er vollends die geringen Ueberreſte einer Hochachtung gegen ei-

ne

ne ſchnaubende Buhlerinn. Ihre Reize, die ehedem eine untrügliche Kraft hatten, ihn aufzumuntern, konnten ihn nun gar nicht mehr aus ſeiner Ohnmacht erwecken. Seine Sinne waren bey nahe eben ſo fühllos, als ſeine Liebe. Führte die Gewohnheit ihn zuweilen derjenigen noch zu, die ihn ſeiner Empfindlichkeit beraubet hatte: ſo mußte der Anblick eines fremden Bildes ihn zuvor wieder beleben. Mit einer von ſelbſt aufgedrungenen Bethörung täuſchete er ſein Herz; und in den Armen der Frau von Monteſpan opferte er ſeine Neigung der Frau von Maintenon.

Das Fräulein von Tours, und der Graf von Toulouſe waren die letzten Früchte dieſer erzwungenen Lüſte. Ludwig ſchämete ſich ſo ſehr darüber, daß er ſein, den Unterthanen gegebenes Wort nicht gehalten hatte, daß die Frau von Monteſpan auch dieſe Kinder eben ſo heimlich, als die erſten zur Welt brachte. Die Frau von Maintenon wollte mit ihrer Erziehung nichts zu thun haben; dieſe Weigerung ſtund auch ſowohl der Mutter als dem Vater an. Jener ſah ihn gern, weil er vermeynte, daß die Frau von Maintenon um ſo vielmehr Zeit für ihn übrig behalten würde; dieſe aber, weil ſie hoffete, die Frau von Maintenon um deſto gemächlicher vom Hofe losmachen zu können, je weniger Bande ſie an demſelben befeſtigten. Beſagte Kinder wurden in der Stille bey der Frau d'Arbon, dem Weibe des Haushofmeiſters von dem Herrn le Tellier erzogen.

Der Herzog von Maine beſchäfftigte indeſſen die Frau von Maintenon mit einem angenehmen

Zeitvertreibe. Mit ſeiner Geſundheit gieng es nun ſchon etwas beſſer, und ſein Verſtand fieng an, die Verſicherungen zu rechtfertigen, die die Frau von Maintenon von ihm gegeben hatte. Er hatte die artigſten Einfälle von der Welt. Seine Hofmeiſterinn hatte ſeiner mit der zärtlichſten Sorgfalt gewartet, und ihn mit Liebkoſungen überhäufet, die ihn aber doch nicht hatten ausarten laſſen. Sie hatte ihm eine Beſcheidenheit eingeflößet, die ihn weder einfältig noch kleinmüthig gemachet hatte. Eines Tages gieng der Herzog von Montauzier mit einem Stocke in der Hand vorbey, als er eben am Fenſter ſtund. Dem ſchrie er zu: Haut la baguette - - den Stab hoch, Monſieur de Montauzier. Nichts hätte dieſen ernſthaften Herrn beſſer ſchildern können, als dieſe Worte. Einsmals beſchwerte ſich der Prinz von Conde über das Geräuſch, das dieſer kleine Herzog mit ſeinem Spiele machete. Das Kind aber antwortete ihm damit, daß es ſagete: Wollte Gott, daß ich nur tobte wie Sie, Monſieur. Als die Frau von Maintenon ihn einmal ermahnte, ſich gewiſſe trotzige Gebärden abzugewöhnen, und ihn auf das Exempel des Königes verwies, welcher viel höflicher wäre, als er: ſo ſagete der Prinz: Ach, das glaube ich wohl. Der König iſt auch ſeines Anſehens gewiß. Aber ich weis noch nicht, was für eine Perſon ich einmal vorſtellen werde. Dieſe erſten Funken eines feurigen Geiſtes fielen auf ein Herz, das bereits von Liebe zu deſſen Lehrerinn entglommen war; und dieſe gieng durch Kleinigkeiten ihrer Größe entgegen.

Fa-

Fagon rieth zu einer zweyten Reiſe nach Barège. Der König erließ der Frau von Maintenon die Beſchwerlichkeit derſelben. Allein ſie ſehnte ſich nicht weniger nach ihrer Freyheit, als Ludwig ſich wünſchete, ſie um ſich zu haben. Sie ließ deswegen ihre ganze zärtliche Liebe zu dem jungen Prinzen für ſich ſprechen; den zu verlaſſen, ſie nicht über ihr Herz bringen konnte. D'Aubigne, der damals zu Coignac ſtand, that ſich durch ſeine Gefliſſenheit, den Herzog von Maine anſtändig aufzunehmen, hervor. Das war das einzige Vergnügen, das er in ſeinem ganzen und langen Leben ſeiner Schweſter machete. Aus den Briefen der Frau von Maintenon ſieht man, was für Freude ſie empfunden, als ſie ſich wieder in dem Schooße ihrer Verwandten befand. Doch traf ſie in demſelben anders nichts, als dürftige, ketzeriſche oder lächerliche Leute an: denn, war gleich ihr Geſchmack feiner geworden, ſo war er doch nicht verderbet worden.

Zu Murcay machete ſie noch eine wichtige Entdeckung. Sie fand ihres Großvaters Memoires ſécrets, oder geheime Nachrichten; und in der Gemüthsart dieſes großen Mannes zugleich die meiſten ihrer eignen Fehler und guten Eigenſchaften. Sie war, wie er, frey im Reden, ernſthaft, ungeduldig, uneigennützig, und unfähig, zum Werkzeuge von eines andern Leidenſchaften zu dienen. Man hätte beynahe darauf geſchworen, daß die Seele vom Agrippa d'Aubigne in deſſen Enkelinn gefahren wäre. Unſere Eigenſchaften ſind erblich. Nur weil es nicht ohne Ausnahme geſchieht, ſo bemerket

man es nicht. Diese Memoires gaben der Frau von Maintenon allerhand artige Historchen an die Hand, dem Könige die lange Weile zu verkürzen. Er konnte auch daraus ermessen, daß sie dazu eben nicht gebohren worden, was sie ehedem gewesen. Ein Mortemar, den der König zum Pair und Marschall de France gemachet hatte, war weit unter dem Helden aus dem vorigen Jahrhunderte. Der König nahm alle Eindrücke willig auf, die dem Gegenstande seiner heimlichen Zuneigung, der in seinen Augen schon so ehrwürdig war, noch mehr Ansehen gaben; und er bedauerte die Frau von Maintenon wegen der Härte ihres Schicksals um so viel mehr, je weniger sie sich selbst darüber beschwerte. Der Abt von Vertot besaß diese Nachrichten. Was für einen Dienst würde er nicht beyden erwiesen haben, wenn er sie bekannt gemachet hätte! Der Großvater würde ganz gewiß das Andenken des Ehemannes vertilget haben.

Der König mußte ein beständiges Gezänk zwischen den beyden Frauen mit anhören; doch konnte er die Frau von Montespan nicht missen, wenn er die von Maintenon behalten wollte. Denn bey dem geringsten Misverständnisse machete sich diese aus der Gesellschaft weg: und der Verdruß trat an ihre Stelle. Er söhnete sie mit einander aus, und setzete einen Vertrag auf, vermöge dessen sie einander angelobten, sich zu lieben. Sie unterschrieben ihn zwar, hasseten sich aber nichts desto weniger. Die Zusage der Weiber ist nicht geheiligter und zuverlässiger, als der Könige ihre. Die Feindselig-

keiten

kriten giengen wieder aufs neue an; nur wurden ſie mit mehrerm Wohlſtande ausgeübet.

Die Frau von Maintenon hoffete die Eiferſucht der andern zu beſänftigen, wenn ſie ſich mit dem Herzoge von Maine einſchlöſſe. Sie unternahm eine Sammlung von ſeinen Verſuchen im Schreiben drucken zu laſſen; von ſeinen witzigen Einfällen hätte man ebenfalls eine artige Sammlung machen können. Wer nur den Herzog ſah, der verwunderte ſich über ihn. So lahm? und dennoch ſchon ſo weit gekommen! ſo munter, und dennoch ſo verſtändig! Dieſes kleine Büchlein kam unter der Aufſchrift heraus: Oeuvres diverſes d'un Auteur qui n'a pas encore ſept ans. Es beſtund aus Briefchen, die alle etwas artiges und feines an ſich hatten, wie auch merkwürdige Begebenheiten aus der Geſchichte, die Betrachtungen und Lehrſprüche enthielten; Zu der letztern Art gehöret folgender: Sollte ich auch gleich wider mich ſelbſt den Ausſpruch thun; ſo will ich es dennoch ſagen: die Fürſten nehmen gern Geſchenke an; geben ſie aber welche, ſo ſind ſie ſchon ſo aufgeräumt nicht. Le Ragois hatte viel glänzende Schönheiten mit eingeſtreut. Aber die Frau von Maintenon ſtrich ſie aus, und ließ nur das artige, treuherzige und ungekünſtelte der Kindheit darinn ſtehen.

Die Zueignungsſchrift machete Aufſehens. Man hatte ihr einen Schwung gegeben, der einem auch noch ſo ekeln Geſchmacke nicht misfallen konnte. Der König und ſeine Maitreſſe waren darinn über

die Maaße heraus gestrichen; doch ohne darüber ins Niederträchtige oder ins Plumpe und Abgeschmackte zu verfallen. Bayle schätzete drey Zueignungsschriften hoch. Meines Erachtens wird man, nach Durchlesung dieser, von der hier die Rede ist, nur eine einzige bewundern. Sie sollte aus der Frau von Maintenon Feder geflossen seyn. Zwar hat sie sich nicht unterschrieben. Aber wer wäre wohl, außer ihr, befugt gewesen, dieses Buch der Frau von Montespan zu überreichen, und sie mit dem Tone einer genauen Bekanntschaft, eines vertrauten Umganges, und eines für ihre Vortheile eingenommenen Herzens anzureden? Manchen schien dieselbe gar zu wohl geschrieben, und gar zu unverbesserlich zu seyn; als daß sie nach allen ihren Theilen lediglich von einer Frau hätte herrühren können. Allein, die Auferziehung des Herzogs von Maine hatte ihrem Verstande so viel Erleuchtung verschaffet, als sie ihr Mühe gekostet hatte. Wie sehr man auch heut zu Tage dem Verdachte ergeben ist, daß Schriftstellerinnen an denen Büchern, die unter ihren Namen heraus kommen, weiter keinen Antheil haben, als daß sie ihren Namen Männern leihen; deren übrige Schriften weit unter dem Werthe derer jenigen sind, die ihren Namen verläugnen: so wird man der Frau von Maintenon doch die Ehre des Eigenthumes einer so witzigen Kleinigkeit, nun nicht mehr streitig machen: seitdem die Sammlung ihrer Briefe zu einem Beweise des weiten Umfanges ihrer Einsicht und Fähigkeit geworden ist.

Zehen-

Zehen es Hauptſtück.

Karl von Aubigne.

Die Anverwandten der Frau von Maintenon waren die erſten, welche die Wirkungen ihrer Gunſt bey Hofe empfanden. Sie liebete ihren Bruder zärtlich. Sie unterließ nichts, das ihn antreiben konnte, den Namen d'Aubigne durch eine ausnehmende That zu erheben. Keine blinde und verzärtelnde, ſondern eine männliche, eine ſolche Freundſchaft war es, die ihn von ſeinen Fehlern hätte heilen können: wenn ſein Temperament oder ſeine natürliche Fähigkeit nicht die Ermahnungen der Schweſter, und vielleicht wohl gar auch den Willen des Kranken geheilet hätte.

Karl d'Aubigne that die erſten Kriegsdienſte in dem Regimente des Kardinal Mazarins, als Fähnrich, und in dem Regimente des Königes als Lieutenant. Louvois gab ihm, auf beſtändiges Anhalten der Frau von Maintenon, zwo Compagnien, eine zu Fuße und eine zu Pferde; und verhalf ihm zur Stelle eines Gebiethigers in Amersfort, einer kleinen Stadt in Holland, die der König vor kurzem eingenommen hatte.

Ludewig führete an allen Orten, die er erobert hatte, den Gottesdienſt, dem er zugethan war, mit einer ſolchen Strenge ein, die Völker nothwendig erbittern mußte, welche der ſpaniſche Trotz in die Freyheit

Freyheit versetzet hatte. Seinen Verfahren nach, hätte man sagen sollen, er brauchete seine Waffen eben sowohl zu Erweiterung des Gebiethes der Kirche, als der Krone von Frankreich. Die Bedienten, welchen die Aufsicht über diese neu angeworbenen Grundstücke aufgetragen ward, ahmeten dem Könige in seinem Eifer nach, und keine so sehr, als die von ketzerischen Ahnen abstammeten. D'Aubigne that sich demnach zu Ammersfort durch seine brennende Begierde Calviner zu bekehren hervor, indem er sie unterdrückte. Er begegnete ihnen mit der unmenschlichen Grausamkeit, welche so sehr geschickt ist, Rom und Frankreich verhaßt zu machen. Die Stadt beschwerete sich darüber bey dem Marquis de Ruvigni, Generaldeputirten der reformirten Kirchen. Die Frau von Maintenon erfuhr ihres Bruders Betragen, und verwies es ihm in einem Schreiben: welches man zwar schon seit langer Zeit im Drucke gesehen hat, auch in gegenwärtiger Sammlung findet; und welches ich nichts desto weniger unsern Zeiten zur Schande auch hier wiederholen muß. „Seyn sie, schrieb sie an ihren Bru„der, den Katholiken günstig, aber auch „nicht

*) So muß man die Stelle auf der 182 Seite der Ausgabe von Nancy verstehen. Ich sprach daselbst aus einem spöttischen Tone. Aber man legete allem Ansehen nach, meine Spötterey übel aus. Man sah die Larve für das Gesicht an. Man beschuldigte mich von allen Seiten her, daß ich ein Apostel der Inquisition wäre, die doch, Gott sey Dank! kein Franzos so sehr verwünschet, als ich. Und wie könnte ich denn auch wohl ein Feind der Duldung seyn, ich, der ich der

„nicht grauſam gegen die Hugonotten. Sie „gehen in der Irre, das iſt wahr; aber in „eben der Irre, da auch wir ſonſt giengen; „darinnen Heinrich der IV. ſonſt ſteckete, und „viel große Fürſten noch ſtecken.„ Jeſus Chriſtus hat die Menſchen mit Sanftmuth gewonnen. Den Pfaffen ſteht es zu, zu bekehren: aber den Soldaten hat Gott zu keinen Seelſorger gemacht. Das ſind eben die Geſinnungen, die man in der Vorrede Thuans bewundert. Aber die Frau von Maintenon brachte ein hurtiger Einfall auf die Spur der Wahrheiten, darauf das Nachdenken den Thuan geführet hatte. Vernünftige Leute kannten damals das Recht noch nicht, das der König ſich nach der Zeit über das Gewiſſen anmaßete; ſie konnten ſich nicht überreden, daß die Kirche befugt ſey, durch alle nur erſinnliche Mittel ihre verlaufene Kinder wieder in ihren Schooß zu ziehen; und durch die wüthenden Verfolgungen eines Diocletians diejenigen zu zwingen, welche den Einladungen Petri widerſtunden. Die Duldſamkeit hieß damals noch nicht ein Ueberbleibſel von dem proteſtantiſchen Weſen *).

Von

der Duldung ſo bedürftig bin? Wenn doch die Eiferer nur l'Accord parfait de la religion & de la politique nachleſen wollten! ein Buch, welches ich als eines der beſten von der bürgerlichen Duldung, anzuführen, nicht umhin kann; obgleich deſſen Verfaſſer mich in ſeiner Vorrede nicht angeſtecket hat. In einer zweyten Ausgabe, die man veranſtaltet, ſollen, wie es heißt, die kleinen Gebrechen der erſten mit neuen Schönheiten erſetzet werden.

Von Amersfort, das man bey nah ſo bald wieder verließ, als man es eingenommen hatte, gelangte d'Aubigne zu der Gouverneursſtelle zu Bedfort im Elſaß. Daſelbſt machete er ſich beliebt, und gerieth in Schulden, welche ſeine Schweſter für ihn bezahlte.

Die Unruhe begleitete ihn überall. Er ſtrebte nach Ehrenſtellen, für die er nicht gemachet war. Anſtatt, ſeines mittelmäßigen Standes froh zu ſeyn, und zu genießen, dazu ihm der Anfang ſeines Lebens keine Hoffnung gemachet; ſeine Fähigkeit und Betragen aber gar kein Recht gegeben hatten: ſo quälte er ſeine Schweſter mit Bitten und Flehen, alle ihr Anſehen zu ſeinem Vortheile anzuwenden. Sie bemühte ſich auch, ihn zu hohen Ehrenſtellen geſchickt zu machen. Aber alle ihre Ermahnungen konnten ihn nicht von dem bürgerlichen Großthun; nicht von den polternden Ausbrüchen einer falſchen Herzhaftigkeit; nicht von dem Geziere eines Mannes, der gern für eine wichtige Perſon angeſehen ſeyn möchte; nicht von den ſeltſamen Einfällen eines veränderlichen Sinnes; nicht von dem Geſchmacke an ſchlechter Geſellſchaft; nicht von tauſend andern Thorheiten abbringen, die auf ſie ſelbſt zurückfielen. Da ſie ihn nun auf dieſe Weiſe nicht erheben konnte, ſo wollte ſie ihn wenigſtens reich machen. Aber das eine gelung eben ſo wenig, als das andre. D'Aubigne brachte in einem Augenblicke Summen Geldes durch, welche ihm zu erbitten, ſeiner Schweſter ganze Monathe gekoſtet hatten.

Sein Lebenswandel war nicht erbaulicher, als ſein Aufwand vernünftig war. Er liebete das Frauenzimmer;

zimmer; aber seine Wahl half ihm zu keiner Nachsicht für seine Ausschweifungen. Nur den ekelhaften Gegenständen der allgemeinen Geilheit brachte er seine Opfer. Von einer dieser Nymphen bekam er einen Sohn, der zu Maintenon erzogen ward, und im Elende starb *). So gar sehr war er zu gar nichts nütze.

Da die Frau von Maintenon sah, daß das Alter ihren Bruder nicht zur Vernunft brachte, versuchte sie es mit der Heurath, von der sie noch einige Hoffnung hatte, als würde sie einen neuen Menschen aus ihm machen. Seine Freunde suchten ihm eine Gemahlinn aus, ja Louvois selbst beth ihm eine an. Er hatte keine Mittel. Man gab ihm deswegen die Landvogtey über Coignac im Saintogniſchen, die jährlich zehn tausend Livres eintrug. Er wählte unter den vorgeschlagnen Partien sehr lange, ohne sich zu entschließen; und seine Schwester nahm sich seiner Wahl so wenig an: daß man sie nicht beschuldigen kann, als wäre sie darauf umgegangen, einen halben großen Herrn aus ihm zu machen; oder ihn mit einem großen Hause zu verbinden, das ihr selbst zum Rückenhalte hätte dienen können. D'Aubigne bewarb sich anfänglich um zwo reiche alte Witwen, davon er der einen zu theuer, und der andern nicht reizend genug war. Hierauf berhete er ein Fräulein Cavelier, oder hundert tausend Thaler an, die sie hatte; einem Fräulein

*) Er hieß Charlot und starb 1707.

lein du Bourg gab er den Korb, welche ihn wieder nach America zurück bringen wollte. Endlich schien es, als wollte er bey dem Fräulein de Foligny stehen bleiben. Funfzehn Jahre, Artigkeit, Liebe, eine Mitgabe von hundert tausend livres, das waren Reizungen, die ihn dennoch nicht halten konnten. Da er eben im Begriffe war, die Sache mit ihr zur Richtigkeit zu bringen, brach er mit einemmale ab; und das machete überall Aufsehen. Man schlug ihm die Jungfer Pietre, die Tochter eines Anwalds vor: und die heurathete er ohne Wissen seiner Schwester. Diese billigte die Heurath, gleich als ob sie sie gestiftet hätte; weil sie sah, daß der Schaden einmal geschehen war. Der Vorwurf einer niedrigen Abkunft war das eben nicht, was die Frau von Maintenon an dieser Person am meisten kränkte. Jungfer Pietre konnte weder mit ihren Gemüthsgaben, noch mit ihrem äußerlichen Ansehen, noch mit ihrem Vermögen, den Uebelstand einer ungleichen Heurath rechtfertigen. Nie hatte der Stolz der Frau von Maintenon mehr zu verbeißen, als damals, da sie die Frau d'Aubigne der Frau von Richelieu und der Frau von Montespan vorstellte. Alles was an derselben war, schien sich wider einen hohen Stand zu sträuben. In dem Lande, wo der Neid sich alles zu Nutze machet, um alles umzukehren, hatte man zur Noth noch wohl einen Großvater, der ins Elend verjaget worden war, einen Vater, der um seine Ehre gekommen war, und einen lächerlichen Ehemann, vergessen können: aber izt sah man einen seltsamen Br. der,

eine

eine tölpische Schwägerinn, und Blutsfreunde, die man nicht gern anders, als in der Dämmerung sehen ließ.

So lange die Absichten der Frau von Maintenon noch über ein gemächliches und angenehmes Leben nicht hinausgiengen, hatte sie mit allen ihren Angehörigen Freundschaft gepflogen. Aber da das Glück anfieng, ihr ein erhabner Schicksal anzudeuten, so entzog sie sich ihnen unvermerkt, und hob den Umgang mit ihnen auf, ohne ihnen ihren Schutz zu entziehen. Sie besorgte von dem Adel aus Poitou überschwemmet zu werden. Man rühmte sich schon mit ihr verwandt zu seyn, wenn man es gleich nicht war. Auch ihre Verschwägerten wollten von ihrem Hause seyn; und die es wirklich waren, die wollten alle Stellen haben, die nur erledigt wurden. Die Frau von Maintenon setzete ihrer Begehrlichkeit Ziel und Maaß, das sie selbst ihr hätten setzen sollen; sie versetzete sie zwar in etwas bequemere Umstände, die aber gleichwohl ihrem Stande keinen größern Glanz gaben. Sie pries ihre Dienste an, ohne diejenigen, die sie belohnen konnten, zu behelligen; und spottete ihres Murrens.

Bey ihren nächsten und liebsten Freunden fieng sie an, ihre Freunde von sich zu entfernen. Den Herrn und die Frau von Aubigne schickte sie nach Cognac zurück. Zwar kamen sie von Zeit zu Zeit nach Paris, aber man vertrieb sie wieder mit allen Arten von Verdruß, den man ihnen bey Hofe anthat. Nichts destoweniger nahm die Frau von

Maintenon sich ihrer Bedürfniß mit mehrerer Willfährigkeit an, als ihr äußerliches Bezeigen gegen dieselbe zu versprechen schien. Sie gab ihnen Rathschläge an die Hand, stellte allerley Dinge an, und trieb allerhand Unternehmungen durch, davon ihr Bruder die Früchte genoß. Diese Art Geld zu sammeln hatte etwas niederträchtiges an sich, das den unbeschreiblichen Abscheu um ein großes vermehrte, den sie vor dem Namen einer Fürbitterinn hatte. Waren gleich dergleichen Anstalten den Räthen, und selbst dem Könige, nicht unbewußt: so mußte sie sich doch nachsagen lassen, daß sie ihren Schutz verkaufte; daß sie die Bedienungen den Meistbietenden zuschlüge; daß sie nach geschlossenem Handel, mit der Frau von Montespan abrechnete; daß sie beyde ihre Gelder in auswärtigen Banken unterbrächten, um sie außer Gefahr eines Beschlages zu setzen, wenn sie etwa in Ungnade fallen sollten; daß sie zu Paris Schreibestuben hätten, wo sich jedermann melden konnte, wer was bey Hofe zu suchen hätte, und wo eine Fürbitte beym Herrn Colbert, die Uebergabe einer Bittschrift beym Könige, ein angefangner Handel, ein vollzogner Handel, für gewisse festgesetzte Preise zu Kaufe wären. Verleitete ein blinder Zufall, ein Vorurtheil, oder das Ansehen einer Person, den König oder den Minister zu einer übelausgeschlagnen Wahl: so mußte das von der Habsucht der Frau von Maintenon herrühren. Sie mußte es seyn, die den Dacum für zwanzig tausend Thaler zum ersten Leibarzte, und den Brunet, für hundert tausend Franken zum Generalpach-

ter

ter gemachet hatte. Sie mußte alles verschlungen haben *). Aus den Misvergnügten wurden frondeurs, das ist Schleudrer, oder Rottiergeister. Schlug der Hof einem was ab, so macht man dieses den geheimen Ränken noch reicherer Mitwerber bey. Von der Frau von Montespan hieß es, kann man nichts, als nur durch die Frau von Maintenon erhalten, und von dieser erhält man nichts, ohne Geld. So sprach der große Haufen von der uneigennützigsten, von der gutthätigsten Frau von der Welt. So lange die Welt steht, wird man mit den Freundinnen unsrer Könige eben so verfahren.

Die Frau von Maintenon erfuhr dergleichen Gerüchte; sie fürchtete sich, sie mochten dem Könige zu Ohren kommen; die Furcht machete ihr bange, der Verdacht wider sie möchte zu einem Beweise werden; und darum schlug sie alle Sachen aus, die ihr vorgetragen wurden. Es ist natürlich für jemanden, der in der Dürftigkeit gesteckt hat, einen Rückfall in sein voriges Elend zu besorgen. Das Sparen war der Frau von Maintenon so natürlich, die Begierde Schätze zu sammeln ist damit so sehr verwandt; und so viel Beyspiele machten das Geldnehmen rechtmäßig: daß die Hintansetzung eigner Vortheile, welche anfänglich mehr nicht, als eine Eigenschaft wohlgesitteter und ehrbarer Leute zu seyn scheint, in der That zu einer Tugend wird. Die Weiber fiengen an mit den Beamteten in einer nie-

*) S. Les Desordres de la Cour de France.

verträchtigen Vertraulichkeit zu leben. Diejenigen, die einen Controleur general, einen Intendant des Finances, einen Generalpachter nicht erwischen konnten, die hiengen sich mit den verächtlichsten Unanständigkeiten an ihre Agenten und Buchhalter. Die Weiber gaben Rath; sie brachten neue Steuern auf, sie verkauften ihren Schutz, ihre Keuschheit, ja das Blut der Unterthanen. Kurz, der geschäfftigste Theil des Volkes ward von dem liebenswürdigsten unterdrücket.

Der König wunderte sich, daß die Frau von Maintenon sich nichts von ihm ausbath; und verordnete daher ihrem Bruder Erkenntlichkeiten, wegen aufgetragener Geschäffte. D'Aubigne kam nach Paris sie daselbst durchzubringen. Umsonst bemühte sich die Frau von Maintenon, ihn wieder nach Cognac zurück zu schicken. Weder Zureden noch Kaltsinn vermochte was bey ihm. D'Aubigne verspielte alles, was der König ihm gegeben hatte, und was er noch zu bekommen hoffete. Eines Tages spielte er Pharaon, und setzte Haufen von Golde auf die Carten, ohne sie zu zählen. Der Marschall von Vivonne kam dazu und sagete: Außer dem d'Aubigne kann niemand so große Spiele spielen. Das machet, antwortete d'Aubigne vermessen, daß ich meinen Marschallstab in baarem Gelde bekommen habe.

So behutsam nun die Frau von Maintenon war, die Gunst, in der sie bey Hofe stand, zu verbergen, so eitel war d'Aubigne, sie überall auszuposaunen: gleich als ob alle seine Ehre und Vor-

zug

zug darinnen bestanden hätte, ihr Bruder zu seyn. Er stieß unbesonnene Reden aus, die man der Schwester mit Höflichkeit wieder hinterbrachte. Dergleichen Uebereilungen wieder gut zu machen, war sie genothigt, ihren besten Freunden was weiß zu machen. Und so geschah es, daß Paris neue Zeitungen nach Versailles wieder zurück schickte, welche auch die neugierigsten und verschmitztesten Hofleute irre macheten.

Der Frau von **Maintenon** ging es nahe, daß sie in ihrer ganzen Familie niemanden hatte, den sie mit Ehren hätte aufführen können. Der König hatte auf ihr Wort den **von Aubigne** zu lieben angefangen. Aber so bald er ihn hatte kennen lernen, hatte er auch Abscheu vor ihm bekommen. Kein stärkerer Beweis von der unglaublichen Gewalt, die die Frau von **Maintenon** über den König hatte, kann angegeben werden, als dieser: daß Aubigne mit der Zeit den heil. Geistsorden und die Landvogtey von Berry bekam. **La Bruyere** hat ihn in seinen Schilderenen vortrefflich wohl getroffen, wenn er ihn also abmalet: „Das Gold blitzet auf „seinen Kleidern. Sein Degengefäß ist ein „Onyx. Ein großer Demant an seinem Finger blendet die Augen. Kein einziges von den „kostbaren Spielwerken mangelt ihm, die man theils „zum Gebrauche, theils aus Eitelkeit bey sich zu „tragen pflegt. Er trägt allen den Schmuck an sich, „den ein Jüngling mit einem alten Weibe erheurathen kann. Laßt mich doch wenigstens solche Kost-

„barkeiten sehen. Schickt mir die Kleidung und „den Schmuck; so will ich euch den Menschen gern „lassen *). Er kommt mit großem Geräusche an, „er dringt sich durch, er kratzt, er stößt einen beyna„he. Er nennet sich endlich, und so kommt man „denn wieder zu sich selbst. Man läßt ihn mit dem „großen Haufen ein. Er schien beneidenswürdig „zu seyn; und nun erregt er Mitleiden.„ **) Kurz, die Frau von Maintenon war das Götzenbild des Hofes, und mit dem Grafen d'Aubigne trieb der Hof nur seinen Spott.

*) Im zweyten Hauptstücke, von persönlichen Aufzügen.
**) III Cap. vom Frauenwelt und 5 Cap. vom Hofe.

Eilftes Hauptſtück.

Die Frau von Maintenon ſpricht mit dem Könige.

Seit der Geburt des Grafen von Toulouſe ſah der König die Frau von Monteſpan mit Gleichgültigkeiten. Dieſe gramte ſich darüber, und ſcheb die Schuld auf ihre Wochen; ſchwur daher, Sorge dafür zu tragen, daß ſie nicht wieder ſchwanger würde, und richtete alles darauf ein, wieder in die Wochen zu kommen. Louvois und Marſillac, die allezeit voraus ſahen, wenn man zu gehorchen haben würde, hatten die Gunſt des Königes gegen die Frau von Maintenon ſo lange befordert, als dieſe ihnen nicht bedenklich geworden war. Aber da ſie ſie mit ſchnellem Wachsthume ſteigen ſahen, ſo bemüheten ſie ſich dieſelbe zu zernichten. Sie wußten, daß die Frau von Maintenon nicht von ihnen abhangen würde; und die Frau von Monteſpan war in einem ſolchen Zuſtande, den dieſer Herren ihr Mitleiden nicht gänzlich vernachläßigen durfte; und der die Frau von Monteſpan ſelbſt anhalten konnte, genoſſene Wohlthaten zu erwiedern. Gleichwohl machten ſie ſich ſelbſt die Einwendung: daß, geſetzt auch, ihre Bemühungen für die Frau von Monteſpan hätten einen glücklichen Erfolg; geſetzt auch, dieſe hätte ein erkenntliches Herz, dennoch ihre Erkenntlichkeit

ihnen nicht viel helfen würde; weil der König allem Ansehen nach, einen Ekel vor ihr bekommen hätte, und also von nun an mehr Achtung, als Geneigtheit gegen sie haben würde. Jedoch, Leuten die viel vermögen, weil sie bey dem Herrn wohl stehen, dergleichen Louvois und Marsillac waren, solchen Leuten ist nichts angenehmer, als eine Frau, die weder schaden noch helfen kann, an der Stelle zu sehen, wo man einem schaden kann.

Die Frau von Maintenon war auf alle Anlagen eines Vorhabens aufmerksam, davon der erste Punct ihr eigen Verderben war. Es mag nun ein Edelmuth, oder Mistrauen gegen ihre eigene Kräfte Schuld daran gewesen seyn; genug, sie begnügte sich die Streiche, die man ihr zudachte, abzuwehren. Oeffentlich zerfiel sie mit ihren Feinden nicht, setzete sich folglich nicht in die Nothwendigkeit, sie wiederum an ihrem Theile zu stürzen. Gleichwohl schien es, als machten diese sich aus einem Bruche nichts; und untergruben ohne Schonen, eine Gunst, deren Seltsamheit ihne, die Folgen davon ankündigte, und die ihnen ein Eingriff in alle Regeln des Wohlstandes zu seyn schien. Denn, erhebt der Stolze sich über allgemeine Vorurtheile, wo es auf seine eigene Person ankömmt: um wie viel mehr wird er sie nicht bey andern für ungültig erklären?

Marsillac suchete die Frau von Maintenon lächerlich zu machen. Die Erzählungen vom Krüppel mußten in ihrem Beysein so oft herhalten, daß man wohl sah, daß er sich wenig drum bekümmerte, wie

wie ſie es aufnähme. Die Frau von Maintenon erröthete, und verbeſſerte dieſe Schwachheit geſchwinde damit, daß ſie eben ſo arg darüber lachete, als die andern. Dem Könige verdroß der verſetzliche Muthwillen Marſillacs, und die hämiſche Freude der Frau von Montespan; ſonderlich die Beſchämung der Frau von Maintenon. Scarron mußte ſo oft auftreten, daß der König endlich die Abſicht des Poſſenreißers merkete, und durch ſein ernſthaftes Anſehen zu erkennen gab, daß man ihm mit dergleichen Einfällen wenig Gefallen erwieſe. Seine Achtung gegen die Wittbe machete, daß er ihren Mann nicht mehr ſo lächerlich fand. Die Frau von Maintenon mag es nun gethan haben, in welcher Abſicht ſie wolle; entweder den König wider alle Eindrücke abzuhärten, die Scarron auf ein zärtliches Herz machen konnte, weil es nicht philoſophiſch zu denken gewohnet war; oder um ſich des Zwanges zu entſchütten, darinn ſie ihr Geſicht halten mußte: ſo brachte ſie doch den König zuweilen in ihren beſondern Unterredungen auf den Kranken der Königinn; erwähnte nicht ſo wohl ſeiner luſtigen Schwänke, als vielmehr ſeiner Leibesſchwachheiten; und gab dem Könige zu verſtehen, daß ſie mehr ſeine Wärterinn als Ehefrau geweſen wäre. Solche Eindrücke drungen um deſto leichter und tiefer bey dem Könige ein, weil die Liebe ihnen das Wort redete.

Louvois fiel die Frau von Maintenon hierauf liſtiger und verdeckter, aber von einer nicht ſo empfindlichen Seite an. Er ſchwärzte ſie bey dem

Könige als eine Auskundschafterinn der Heimlichkeiten des Hofes an, es möchte nun Neugier, oder Stolz sie dazu verleiten. Die Frau von Maintenon, sagete er, weis alles; oder sie rühmet sich wenigstens, alles zu wissen. Hätte diese Nachricht Glauben gefunden: so hätte sie die Frau von Maintenon zu Boden geschlagen. Der König war mistrauisch und argwöhnisch genug, um einer Verschmitzten gram zu seyn, die sich in alle geheime Händel eindringt; aber er war es zu sehr, um einem Minister blindlings zu trauen. Bey Ergründung beyder Herzen sah er, wenigstens in seinen Gedanken, an ihr eine ungemeine Bescheidenheit, und am Louvois erblickte er eine unsägliche Eifersucht. Eine Regung von Billigkeit vereinigte sich bey ihm mit dem Unwillen, daß er sehen mußte, daß man ihn bey einem Haar hintergangen hatte; und das machete, daß er allen Eindrücken den Zugang versperrete, die seine Zuneigung zu ihr hätten schwächen können. Wider den Marsillac hatte er sich ihrer aus Mitleiden angenommen; von Billigkeit und Rechtswegen hatte er sie wider den Louvois geschützet; aus Geschmack hatte er sie wider die Frau von Montespan vertreten. Wider alle andre Menschen vertheidigte er sie seiner eigenen Ehre wegen. Kurz, die Frau von Maintenon hatte bey ihm niemanden, der ihr das Wort redete, als ihn selbst.

Nun hoffete sie, mehr als sonst, ihn zu bekehren. Der Gottesfürchtige sieht überall den Finger Got-

Gottes, wo der Weise mehr nichts, als des Menschen seinen gewahr wird. Einem Wunderwerke der göttlichen Gnade maß sie einen Kaltsinn bey, der gemeiniglich auf einen langen Genuß zu folgen pflegt. Dieser andächtige Gedanken trieb sie an, ihren Vorsatz durchzusetzen; und alle Gelegenheiten zu dessen Beförderung als außerordentliche Fügungen der Vorsehung zu betrachten.

Der König hatte einst sein Leibregiment gemustert; und war darüber aus der maßen aufgeräumt. Er machete viel Rühmens von den Musketairen, hatte aber gemerket, daß die Frau von Maintenon die ganze Zeit über sehr ernsthaft ausgesehen hatte. Des Abends fragete er sie: warum sie so ernsthaft gewesen wäre? Denn ihr ganzes Betragen fing nunmehr an, ihn aufmerksam zu machen. Die Frau von Maintenon antwortete, sie hätte sich eines gewissen Gedankens nicht erwehren können, der sie die ganze Zeit über bestürmet hätte. Der König ersuchte sie inständig, ihn doch auch diesen Gedanken im Vertrauen wissen zu lassen. Es deuchte mich, versetzte sie darauf lächelnd, daß alle diese Musketairs ausgelassene Freygeister wären; und daß ihr Capitain nicht viel besser wäre. Der König zog sich unvermerkt, unter einem Scherze über diesen Einfall, von der Gesellschaft ab; sie ging ihm nach, und als sie so weit gekommen war, daß niemand sie hören konnte, so sagete sie: Sire, spaßen sie immer, so viel sie wollen. Ich weis,

weis, daß sie viel auf ihre Musketairs hal-
ten: und gleichwohl sollten sie erfahren, daß
einer von ihnen seinem Nachbar die Frau
entführet hätte; so bin ich gewiß versi-
chert, er dürfte heute nicht bey Hofe schlafen;
sollte es auch der wackerste Kerl, und sollte
es auch gleich das schlechteste Mensch unter
der Sonne seyn. Schon seit einiger Zeit war in
Ludewigs Gewissen allerhand Bedenken aufge-
stiegen, seit dem die Liebe bey ihm erkaltet war.
Diese Vorstellung aber erstickte nun vollends seinen
strafbaren Trieb, und weckte das Gewissen auf,
das auch so laut zu predigen anfing: daß er sei-
nen Urias vor sich zu sehen vermeynete, der ihm
seine Bathseba wieder abfoderte; aber mit einem
Verweise, daß er ihm eine Person, die er ihm
keusch entführet hätte, nun befleckt wieder zurück
gäbe.

Zwölftes Hauptſtück.

Unbedachtſamkeit und Fall der Frau von Monteſpan. 1679.

Die Frau von Monteſpan verſäumete nunmehr nichts, womit ſie ſich wieder in die vorige Gunſt ſetzen zu können vermeynte; und Ludwig verſäumete auch nichts, womit er ſich von ihrem Garne loswickeln könnte. Ihr letztes Kindbette machete ſie bekümmert. Ihr ward bange, es möchte der Graf von Toulouſe ihr einige Unbequemlichkeiten zugezogen haben, die dem Könige einen Ekel vor ihr erweckten. Sie war ſo unbedächtig, ſich darüber gegen ihn herauszulaſſen, und er war ſo hart, ihrer Vermuthung Recht zu geben. Das trug ſich eben zu einer Zeit zu, da er von der Jagd kam, und am ganzen Leibe ſchwitzete. Die Frau von Monteſpan, als über der Kaltſinn, mit welchem man ſie beſchimpfete, noch vielmehr verdroß, als der Schimpf ſelbſt, antwortete ihm trotzig: er könnte ihr ja wohl einige Gebrechen zu gute halten, da ſie ſo lange Zeit die ſeinigen ertragen hätte: und damit warf ſie ihm einen Fehler vor, den die ſtolze Liebe zwar zuweilen duldet, aber die fleiſchliche niemals vergiebt. Das war für das Herz des Königes ein Pfeil; der ſo tief eindrang, daß er nicht wieder konnte heraus gezogen werden. Umſonſt umfaſſete die Frau von Monteſpan ſeine Schenkel, deren ekelhaften Geruch ſie ausgebracht hatte. Man hob ſie auf, ohne Haß, oder Liebe, oder Mitleiden gegen ſie blicken zu laſſen. Und von der Zeit an begriff Ludewig das Gleichniß mit dem Muſketair in ſeiner völligen Stärke.

Nach-

Nachrichten von dem Leben der Frau von Maintenon.

Das ſechſte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Die Frau von Maintenon wird Hofdame bey der Dauphine.

1680.

Die Vermählung des Dauphins brachte den ganzen Hof in Bewegung. Man mußte den Hofſtaat der Dauphine anlegen, und nach den erſten Stellen drung ſich eben niemand groß. Alle Welt ſagete: die Frau von Maintenon würde eine erſtaunliche Würde bekommen. Die Frau von Sevigne ſchrieb: Sie brauchet nichts mehr als ihren Witz, um zu allem zu gelangen.

Die Herzoginn von Richelieu, welche Staatsdame bey der Königinn war, ward zur Staatsdame bey der Dauphine ernannt. Der König hielt ſie für fähig, den Hofſtaat dieſer Prinzeſſinn einzurichten, und die Liebesverſtändniſſe daraus zu verbannen,

bannen; indem sie, da sie dabey alt geworden, alle deren Ränke, Gefahren und Unnützlichkeit besser kennete, als andere.

Allein es sey nun, um die Dauphine ein wenig zu ziehen, oder der Staatsdame das Gegengewicht zu halten, so brauchete man eine Frau, deren Tugend auf festem Fuße stand, und deren Redlichkeit keiner Verderbniß unterworfen war. Die Frau von Maintenon hatte noch nicht Ansehen genug, um die Stelle einer Hofdame zu bekleiden; indessen konnte dieselbe doch durch niemanden besser besetzet werden, als durch sie.

Der König hatte weder das Herz, ihr dieselbe zu geben, noch sie davon auszuschliessen. Er übergieng nicht gerne den Wohlstand, und fürchtete, sein Hof möchte eben so viel Wohlstand von ihm heischen, als er selbst von demselben erfoderte. Die Frau von Maintenon hatte weiter keinen Anhalt; der Herzog dů Maine war dem Marquis von Montchevreuil übergeben worden, der sein Hofmeister war; nunmehr mußte man ihm einen angenehmen Unterhalt verschaffen, und seinem Geschmacke zum eingezogenen Leben, eine Pflicht entgegen setzen, die ihn mit der Welt verbände. Um nun dasjenige, was er seiner Liebe schuldig war, mit demjenigen zu verbinden, was er dem öffentlichen Wohlstande schuldig war, so erfand er noch eine neue Würde einer Hofdame, und dieses wider den eingeführten Gebrauch des Hofes, welcher nur eine einzige verstattete.

Er

Er bath dieselbe der Frau von Maintenon mit aller derjenigen Gnade an, die eine Wohlthat erhöhen, und den Weigerungen der Bescheidenheit zuvor kommen können. Die erste Stelle einer Hofdame bekam die Frau Marschallinn de la Rochefort. Die Frau von Maintenon welche ganz verwirrt ward, daß sie künftig einer Dame an Range gleichen sollte, welche bisher so sehr über sie erhoben war, bath den König: er möchte dieselbe zuvor um Rath fragen, damit sie über den Unwillen beruhiget würde, welchen die Marschallinn haben könnte, einerley Bedienung mit ihr zu haben. Die Frau von Rochefort antwortete als eine Person, die von Dankbarkeit gegen denjenigen erfüllet war, welcher ihr diese Stelle gegeben hatte; und voll von Hochachtung gegen diejenige, welche man ihr bergesellete. Andere wollen, der König habe mit der Frau von Maintenon selbst die Wahl der Hofstatt der Dauphinn überleget; und sie selbst habe die Frau von Rochefort vorgeschlagen, von deren Gesinnungen sie schon gewiß war.

Dem sey wie ihm wolle, so erstaunete der Hof über dieser Erhöhung gar nicht. Der Herzog de la Feuillade drang sich durch den dichten Haufen derer, die ihr Glück wünschten, und sagete: Gnädige Frau, ich statte Ihnen meinen Glückwunsch zu dieser neuen Ehre ab: denn ich habe diese Bedienung nicht für mich selbst gesuchet.

Die

Die Frau von Maintenon bath *) sich für die Frau von Montchevreuil, die Stelle einer Oberhofmeisterinn der Staatsfräulein aus: welche der König gern beybehalten wollte, um den Hof lebhaft zu erhalten; welchen die Andacht und die Hofdamen ziemlich traurig zu machen begunten. Indessen war dieser Posten für die Frau von Montchevreuil zu schlecht. Der König ersetzete diesen Abgang dadurch, daß er ganz besondere Ehrenbezeugungen damit verknüpfete; diese waren der freye Zutritt zur Dauphine; ein Sitz in ihrer Kutsche; der oberste Rang unter dem Staat vom Hause; das Vorrecht, in Abwesenheit der Hofdamen die Aufwartung zu haben, und mehrere solche Nichtswürdigkeiten, die bey Höfen eine so wichtige Sache sind.

Die Staatsfräulein wurden angenommen, ohne daß man auf ihre Schönheit sah. Es waren die Fräulein von Biron, von Caval, von Tonnere, von Rambüres, und nach der Zeit fügete man ihnen noch die Fräulein von Hamilton und von Leuwestein bey, zwo liebenswürdige Ausländerinnen, deren Geburt und Annehmlichkeiten aber, eben nicht ihre größten Vorzüge ausmacheten.

Der ganze Hofstaat der Dauphine sollte ihr bis Schlestadt entgegen gehen. Man begnügete sich allein die zweyte Hofdame, und den ersten Almo-

*) Man sehe die Briefe der Frau von Sevigne vom 13 Decembr. 1679.

Almoſenier entgegen zu ſchicken. Die bayeriſche Prinzeſſinn konnte die Frau von Maintenon und den Biſchof Boſſüet nicht anders ſehen, als einen erſtaunlich großen Begriff von dem franzöſiſchen Hofe zu bekommen; der aber ganz und gar verſchwand, als ſie ihn näher kennen lernete. Sie ſelbſt hatte viel Verſtand, liebete die Künſte nicht nur, ſondern kannte ſie auch; aber ſie zu beſchützen, das kam ihr nicht in den Sinn. Als der König ihr einsmals ſagete: Eur. Liebden haben mir noch nicht geſaget, daß die Großherzoginn von Toſcana, Ihre Schweſter, ſo ſehr ſchön ſey; antwortete ſie: Kann ich mich auch wohl darauf beſinnen, daß meine Schweſter alle Schönheiten unſers Hauſes geerbet hat; indeſſen, daß ich alle Glückſeligkeit deſſelben geerbet habe?

Dieſe Prinzeſſinn beſaß diejenige Begierde zu gefallen, welche an einer Privatperſon Buhlerey zu ſeyn ſcheint; die aber bey einem ſo erhabenen Range, nur den Annehmlichkeiten der äußerlichen Geſtalt aushilft. Sangum hatte zum Könige geſaget: Sire, ſtoßen Sie ſich nur nicht an den erſten Anblick, ſo werden Sie vollkommen zufrieden ſeyn: und Sangum hatte wahr geredet.

Nunmehr war die Frau von Maintenon ihrer Sklaverey los. Als ſie zu der Dauphine Hofſtatt trat, verließ ſie die Frau von Monteſpan, welche nicht mehr Urſache hatte auszuruſen, wie ſie ſo oft gethan hatte: Sie will vom Hofe weg? Je! wer hindert ſie denn daran?

Sie

Sie wohnete bisher in den Zimmern des Fräuleins von Tours; der König aber ließ ihr die von der Frau von Elbeuf, und wenige Tage darauf, ein Zimmer oben über dem seinigen einräumen, damit er öfter von ihren Unterredungen Nutzen ziehen könnte; die ihm theils von den Schmäucheleyen seiner Hofleute, theils von dem leeren Gewäsche seiner Staatsräthe, eine Erholung verschafften *).

Sie hatte beſorget, ihre neue Ehrenſtelle möchte ſie zu einer Pracht, zu Luſtbarkeiten, und zu einem Müſſiggange verbinden, denen allen ſie gram war. Allein die Dauphine liebete nichts, als die Eingezogenheit; und nach den erſten Feyerlichkeiten, ſah ihr Hof einem Kloſter ähnlicher, als einer Hofhaltung: ſo, daß die Frau von Maintenon, ſich, ohne ein Sonderling zu werden, demjenigen eingezogenen Leben überlaſſen konnte, welches ſie Gott und dem Abte Gobelin verſprochen hatte.

Ferner hatte ſie gefürchtet, daß ihre Standeserhöhung nicht lächerlich ſeyn möchte, und man wieder gar zu ſehr an ihren vorigen Stand gedenken dörfte. Allein dieſer Schandfleck ward durch ſo viele Beſcheidenheit bedecket, und die Hochachtung des Königes, die ſie ſo billiger Weiſe verdienete, tilgete denſelben ſo vollkommen aus: daß dieſe Wahl von niemanden gemisbilliget ward, als von der Frau von Monteſpan allein; welche zornig ward, daß Scarrons Wittwe ſich unterſtanden hätte, ihr gleich zu werden, und dieß mit ſo vielem Aufwande,

*) Mem. de Mlle. de *Montpenſier*.

als ob sie in ihrer Jugend dazu gelanget wäre. Die Frau von Maintenon indessen wickelte sich aus diesen niedrigen Zänkereyen der Hofdamen so geschickt heraus, daß man hätte schwören sollen, sie wäre nicht zu wichtigern Dingen gebohren.

Mit ihrer glücklichen Gabe, alle Herzen zu gewinnen, fiel es ihr nicht schwer, auch das Herz ihrer gebiethenden Frau einzunehmen; sie mochte auch so herrschsüchtig und wetterwendisch seyn, als sie wollte.

Die Marschallinn von Rochefort war immer krank; der Herzoginn von Richelieu ward man überdrüssig: folglich behielt sie Muße genug, sich bey der Dauphine beliebt zu machen. Sie war aufmerksam auf alles, was ihre Gunst vermehren konnte, und verschmähete also auch die niedrigsten Dienstleistungen nicht. Die Dauphine hatte einen ganzen Wald von Haaren auf dem Kopfe, welcher von keiner ihrer Kammerfrauen ausgekämmet werden konnte. Die Frau von Maintenon allein konnte sie auseinander bringen, ohne die Prinzessinn zu raufen. Sie herrschete also am Nachttische, an welchem der König oftmals erschien: nicht sowohl aus Freundschaft gegen die Dauphine, als aus Liebe zur Hofdame. Seitdem hat sie oftmals gesaget: Ihr glaubet nicht, wie viel die natürliche Gabe einen Kopf auskämmen zu können, zu meiner Erhöhung beygetragen habe *).

Sie

*) Schriftliche Nachrichten der Frau von Bouju.

Sie verlohr ein Geſchenk an dem Dauphin. Sie ſchickete ihm einen Steck, deſſen Knopf eine goldene Granate mit Rubinen beſetzet war. Die Krone der Granate öffnete ſich, und zeigete das Bild der Dauphine, oben über war geſchrieben: il piu grate n'asconde. Ehemals hatte man dieſes Sinnbild für die Gräfinn von Grignan erdacht. Damals ſchien es übertrieben zu ſeyn: für die Dauphine aber war es eine Wahrheit **).

Die Frau von Maintenon ſah nunmehr den König alle Tage, ohne daß die Frau von Montespan ſie ausſchelten dorfte. Beyde haſſeten ſich im höchſten Grade. Die Frau von Montespan war erbittert, daß man die Maintenon nur mit einer ehrfurchtsvollen Furcht anredete, daß ſie alles lenkete, daß die Staatsräthe ihr ſo aufwarteten, wie andere Leute ihnen aufwarten mußten; und gab endlich der Dauphine zu verſtehen, ſie ſey nur der Vorwand von des Königes fleißigen Beſuchen: dieſe aber beſchwerete ſich, daß auch ihre kürzeſten Beſuche bey dem Könige, allezeit ſolche zweyſeitige Geſpräche unterbrächen, die man angenehm zu finden ſchien. Die Frau von Montespan erweckete ihre Eiferſucht, und mußete die Nachläſſigkeit ſehr auf, mit welcher der König auf einem langgeſtreckten Lehnſtuhl ſäße; und über die gezwungene Weiſe der Frau von Maintenon, ſich allezeit an die andere Ecke des Zimmers zu ſetzen: Sie ſagete: Die Gunſt, worinnen die Eur. königlichen Ho-

**) Briefe der Sevigne den 31 May 1680.

heit Hofdame ſteht, befremdet Dieſelben? Was würden Sie ſagen, wenn Sie den erſten Band ihrer Lebensgeſchichte wiſſen ſollten?*) und hierauf folgete der Krüppel, die ungeſtümen Bittſchriften der Wittwe, die Liebhaber, die geleiſteten Dienſte, die unter der Larve der Beſcheidenheit verſteckete Ehrſucht, der Undank an ſtatt des Dankes, und alles, was eine Frau nur ſagen kann, welche außer ſich iſt, daß ſie Frankreich ſo fruchtlos ein Schauſpiel ihrer Liebe und ihres Schmerzens gegeben hatte.

Dieſe Eindrücke verloſchen niemals in dem Gemüthe der Dauphine. Sie hatte zwar allezeit viel Achtung gegen die Frau von Maintenon; aber ſie gewann ſie niemals lieb. Der König hingegen ward über die Bösartigkeit ſeiner Maitreſſe ſo erbittert, daß er ſie von den abendlichen Zuſammenkünften, (Medianocche) ausſchloß: und die Frau von Maintenon beſuchete dieſelbe nicht mehr. Die Frau von Monteſpan ſtellete ſich vergebens erſtaunet an, daß man ihr ein Verbrechen aus einer ſo wahrhaften Erzählung wirklich geſchehener Begebenheiten machete; ſie würde dennoch in Ungnade gefallen ſeyn, wenn nicht Herr Colbert ſchleunig an ihrer Verſöhnung gearbeitet hätte. Da ſie indeſſen ihre Klagen nicht bemeiſtern konnte, ſo breitete ſie allenthalben aus: der König würde eines Weibes bald überdrüſſig werden, welche ihm den Verſtand ver-

*) Ebendaſ. den 7 Jul. 1680. Es ſteht daſelbſt ein Brief von der Frau von Coulanges an die Frau von

verderbete. Da sie aber zugleich überzeuget war, daß nichts das Ansehen mehr schwäche, als wenn man mit denen Personen übel daran ist, die in gewissem Ansehn stehen, so redete sie mit der Frau von Maintenon, wenn sie dieselbe antraf, mit einer dem Scheine nach so großen Zärtlichkeit, daß ihre Zwistigkeit immer noch in dem Innersten des Schlosses verborgen blieb.

Als sie einsmals auf einem Spaziergange mit einander waren, sagete sie: Wir wollen hier in die Höhe steigen, und uns von allem dem Ceremoniel nicht hudeln lassen. Wir wollen vertraut mit einander schwatzen; wenn wir zurück kommen, wollen wir unsern Haß und unsere Streitigkeiten wieder hervor suchen. Dieser kurze Waffenstillstand aber ward so bald gebrochen, als er vorgeschlagen war. Die Frau von Montespan sagete ihr: es hätte ihr geträumet, daß die graue Katze **) weggejaget wäre; und daß sie sich mit dem Könige, selbst in dem Zimmer der Frau von Maintenon wieder versöhnet hätte. Mich hat auch geträumet, erwiederte die andere, daß wir beyde auf die große Treppe zu Versailles gestiegen wären. Ich stieg hinan; sie giengen hinunter; ich schwung mich bis zum Himmel, und sie wanderten nach Fontevraule.

Sevigne, den sie an die Frau von Grignan schickete; dieser würde vieles erläutern.

**) Eben daselbst.

Dergleichen häufige Spöttereyen erbitterten ſie endlich auf eine unverſöhnliche Art. Die Frau von Maintenon ſcheuete nicht ſowohl die Frau von Monteſpan, als die Aebtiſſinn von Fontevrault, welche über die Sünden ihrer Schweſter beſchämet und bezaubert war, und für dienſtlicher gehalten hatte, die Hofdame lächerlich zu machen, als ſie öffentlich durch Beſchuldigungen von Bosheiten anzugreifen. Da nun die Frau von Maintenon von den Abſichten ihrer Feinde unterrichtet war, ſo ſetzete ſie denſelben alle ihre Klugheit entgegen. Da ſie indeſſen auch bey ihrer Stelle ſehr gleichgültig war, ſo ſagete ſie: gelingt es ihnen nicht, ſo wollen wir ſie auslachen; gelingt es ihnen aber, ſo wollen wir es ſtandhaft erdulden.

Zweytes Hauptstück.

Das Feuer-Gericht.

Die Dauphine, ward schwanger. Die Freude welche der Hof darüber empfand ward durch einen gewissen Vorfall gemindert, welcher beweist, daß unsere Sitten damals noch nicht gemildert gewesen.

Seitdem die Marquisinn von Brinvilliers zum Feuer verdammet worden war, indem sie das Probestück ihrer Giftmischerey an den liebsten Personen ihres Hauses gemachet hatte, redete man von nichts als von Vergiftungen. Alle Menschen waren mit Schrecken eingenommen. Man scheuete sich vor allem Wohlgeruche; man setzete sich nicht ohne Zittern zu Tische; alle schleunigen Todesfälle schrieb man einer Vergiftung zu; diejenige Missethaten, die am schwierigsten auszuführen sind, wurden am leichtesten geglaubet: und diejenige Nation, welche die offenherzigste und die mäßigste in der Rachgier ist, hatte sich selbst im Verdachte der treulosesten und grausamsten Rachgier. Wir Franzosen besitzen eine gar zu schwache Einbildungskraft, als daß wir diejenige Unerschrockenheit haben sollten, die zu großen Verbrechen gehöret: und unser Herz ist gleichwohl ungerecht genug, um allem Verdachte derselben Eingang zu verstatten *).

*) Hier sieht man, was die französische Eitelkeit von sich selbst für schöne Sachen denket. Aber hat sie auch Grund, sich

Die Vigoureux und die Voisin, zwo Weiber, die mit den Reizungen dürftiger Schönen gehandelt hatten, nachdem die ihrigen keine Kundleute mehr gefunden, gaben dieses gefährliche Handwerk für ein noch viel gefährlichers auf, das aber mehr eintrug. Sie verkauften nämlich Quintessenzen von bewährtem Gifte, und zwar denen Weibern oder Töchtern, die des langen Lebens ihrer Männer oder Verwandten überdrüßig waren. Das gemeine Volk fragte sie als Zauberinnen um Rath, die Hofleute aber als Giftmischerinnen. Anfangs trieben sie ihre Kunst.

sich allen Völkern von Europa so merklich vorzuziehen? Welches Volk hat wohl in den grausamsten Verfolgungen über unschädliche Glaubenslehren mehr unschuldiges Blut vergossen, als Frankreich? Die Bluthochzeit zu Paris mordete in einer Nacht mehr Menschen nieder, als Nero in allen seinen Grausamkeiten. Ludwig der XIV. ließ durch seine gestiefelten Apostel mehr Menschenblut der Huguenotten verspritzen, als etliche Verfolgungen heydnischer Kaiser in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vergossen. Und welches Volk in Europa hat wohl in neuern Zeiten mehr Königsmörder aufzuweisen, als eben Frankreich? Solche schwarze Seelen hat weder Spanien noch England, weder Deutschland noch Ungarn, weder Pohlen noch der ganze Norden hervorgebracht. Sind das nun gleich einzelne Menschen, und nicht das ganze Volk gewesen; so haben doch die andern Reiche auch nicht einmal solche einzelne Böswichter ausgeheckt. Hat es überdem Frankreich wohl an Cartouchen, an Mandrins, und an anderm solchem räuberischem Gesindel gefehlet? Hat nicht ein Herzog von Orleans durch den Actienhandel das ganze Königreich

Kunſtſtücke im Verborgenen; nachmals aber, es ſey nun, daß die Begierde zum Gewinne ſie angelocket habe, oder daß ſie geglaubet, ſie wären unter dem Schirme ſo vieler vornehmen Miſſethäter ſicher: ſo thaten ſie endlich ihre Orakelſprüche öffentlich, und theileten ihre Recepte ſonder alle Behutſamkeit aus. Paris war über dem erſten Rufe dieſes Verbrechens in Bewegung geſetzet worden; und nun erzürnte es ſich, daß daſſelbe ſo ungeſtrafet ausgieng.

Frau von Monteſpan ſcheuete ebenfalls das Gift, wie alle Maitreſſen der Könige thun; und Lou-

nigreich geplündert? Und iſt nicht die Sodomiterey und das Giftmiſchen, ſelbſt in dieſer Geſchichte Ludwigs des XIV. zu Paris in Schwang gerathen? Zeuget das alles nun einen ſo löblichen ſanften und leutſeligen Character der Nation an, als Herr von Beaumelle ihr beyleget: ſo ſieht man nicht, was er andern Völkern beylegen wird. Er wird ſie gar zu Heiligen machen müſſen. Und was hat nicht neulich, der unglückliche Damien, für unchriſtliche, grauſame, barbariſche, ja hölliſche Martern erdulden müſſen? Solche Strafen waren ſeit ganzen Jahrhunderten in Europa abgeſchaffet, und wurden auch unter Türken und Tartern nicht mehr gehöret. Nur das geſittete, feine, und artige Frankreich erwecket ſie von neuem: und zwar nicht durch eine übereilte Hitze des dummen Pöbels; nein, durch einen Schluß der Größten des Landes, der Edelſten des Volkes, des ganzen Parlamentes, und der Prinzen vom Geblüte! Ja, was noch mehr iſt, der ſo hochgeliebte König lindert auch das unmenſchliche Urtheil nicht einmal, durch eine Begnadigung, oder Verwandelung der Todesſtrafe. Nun ſchließe man auf den Character dieſer ſo ſanftmüthigen Nation!

Louvois hatte sich entschlossen, alle Großen von Frankreich auf das äußerste zu treiben. Beyde redeten dem Könige so heftig zu, daß in dem Zeughause ein Feuergericht angeordnet ward, um durch dasselbe die Giftmischer aufzusuchen.

Der Marquis von Louvois, welcher an die Zauberey glaubete, indem er über alle Vorfälle des Krieges einen gewissen Barfüßermönch zu Rathe zog, den er in dem Zukünftigen für sehr erfahren hielt *), gab den Commissarien heimlich Befehl, sich nach den Zauberern seiner Feinde zu erkundigen. Er wußte, wie zärtlich Ludwig in allem war, was die Religion betraf; und wollte gern aus Gottesfurcht diejenigen aus dem Wege räumen, die er durch rechtmäßige Mittel nicht stürzen konnte. Einer der Richter sagte zum Herrn de la Reynie: wir haben hier mit nichts als mit Zaubereyen und Teufeleyen zu thun, deren Anklage das Parlament zu Paris gar nicht mehr annehmen will! Unser Auftrag ist, die Giftmischereyen zu untersuchen; warum hören wir denn noch andere Sachen an? La Reynie erschrack sehr, daß er unter den Commissarien noch einen gerechten Mann fand, und antwortete: ich weis wie meine Befehle lauten! Mein Herr, gab man ihm zur Antwort, eine gerichtliche Obrigkeit erkennet keine lettres de cachets, geheime Canzelleybriefe. Man mache ein Gesetz aus dem was sie enthalten; alsdann wollen wir so

*) Ebendas.

ſo gehorſam ſeyn wie ſie, bis dahin aber müſſen wir bey dem Herkommen bleiben.

Die größten Herren des Hofes wurden in dieſe Sache mit verwickelt, die Vigoureux und die Voiſin behaupteten, daß diejenigen, die ſie hintergangen hatten, ihre Mitſchuldigen wären. Die Gräfinn von Soiſſons ward angeklaget, ſie hätte ſich Raths erholet, durch welche Zauberkräfte ſie einen Liebhaber wiederum an ſich ziehen könnte, der ſie verlaſſen hatte. Dieſer Liebhaber war ein großer Prinz, und dieſer große Prinz hatte ſeit ihr nichts als Gaſſenmenſcher geliebet. Die Zauberinn hatte geantwortet, ſie würde ihn nimmermehr wieder an ſich ziehen; die Gräfinn aber hätte erwiedert: das ſoll ihn wahrlich gereuen! Bey Hofe machete man ihr aus dieſem unbedachtſamen Ausdrücke ein Verbrechen; in der Stadt aber ſagete man: dergleichen Fragen und Drohungen ſind ein lauteres Nichts für eine Mancini.

Die Gräfinn von Soiſſons, welche vielleicht von ihren Gewiſſensbiſſen gequälet ward, vielleicht aus ihren Beſorgniſſen ſchlechte Rathſchläge zog, reiſete eiligſt nach Brüſſel, und folgendes Tages ward ihr ein Arreſt auferleget. Ich habe es gern geſehen, ſagete der König zu der Frau von Carignan, daß die Frau von Soiſſons ſich gerettet hat; aber vielleicht werde ich dereinſt Gott und meinem Volke dafür Rechenſchaft geben müſſen.

Als der Herzog von Luxembourg erfuhr, daß die Commiſſarien eine von ihm unterzeichnete Schrift

in

in Händen hatten, in welcher er den Zauberern völlige Gewalt gab, in seinem Namen den Teufel, seinen guten Freund zu beschwören, lief er zum Pater de la Chaise, unterredete sich lange mit ihm, und gieng von da in die Bastille, allwo er fest verwahret ward. Er soderte einen Beichtvater; allein man schlug ihm solchen ab. Man erlaubete ihm zwar ein Buch zu haben; allein, anstatt Cäsars Commentarien, gab man ihm das Leben der Heiligen. Die Welt nahm es ihm übel, daß er nicht aus dem Königreiche gegangen wäre, und dieses mit der Versicherung, daß er wieder kommen wollte, wann seine rechtmäßigen Richter ihn vorladen würden.

Die Frauen von Bouillon und von Tingri wurden vor dieß Gericht geladen. Sie erschienen auch davor in Begleitung ihrer ganzen Familie. Man klagete sie an: sie glaubeten an den Teufel; und an Gott glaubeten sie nicht. Man gab vor, die Herzoginn von Bouillon sey zu der Voisin gegangen, und vom Herrn von Vendome unterstützet worden, der ihr liebhaber war; und habe sie nur um ein ganz klein bißchen Gift gebethen, um sich einen alten verdrießlichen Mann vom Halse zu schaffen, und ein Mittel zu finden, einen jungen Menschen zu heurathen, den sie liebete. Wie? meine Herren, antwortete die Frau von Bouillon ihren Richtern, glauben Sie denn solche Narrenpossen? Sie stand vor ihnen mit aller Unerschrockenheit eines Helden, und Herr von Luxembourg mit aller Zaghaftigkeit eines Weibes.

Die

Die Herzoginn ward für ihre Unerschrockenheit durch einen Verbannungsbefehl belohnet, welcher ihr eine Wohnung in Nerac, nahe am pyrenäischen Gebirge anwies, der Herzog aber für seine Schwachheit, durch ein achtzehn monathliches Gefängniß. Jedermann erstaunete, daß er sich bey dieser Gelegenheit, nicht auf das Vorrecht der Pairs berief.

Dieses Feuergericht erschreckete die Verbrecher vielmehr, als es dieselben strafete. Man hob es also auf, und sah es für den Richtstuhl der Rachgier des Louvois an. De Lorge ward angeklaget, er habe ein Bündniß mit dem Teufel gemachet; Vendome, er habe die Wahrsager über Ludwigs Tod befraget; Nevers, er habe seiner Schwester, der Herzoginn von Soissons, ihren Mann in letzten Zügen gewiesen. Allein alle diese Gerüchte verschwunden von selbst. Indessen waren doch so viel Leute um geringer Anzeigen halber verklaget worden, daß man den la Reynie für den obersten Inquisitor des Königreichs ansah, in welchem bisher weder die Unbehutsamkeiten, noch die Neugierde war bestrafet worden. Aus dieser außerordentlichen Commißion entstund zuletzt ein Edict über die Vergiftungen, welches für die öffentliche Sicherheit sehr heilsam war.

Frau von Montespan, gegen welche die Gunst des Königes so sehr abgenommen hatte, daß man fast einander fragen mochte: was machet sie denn noch bey Hofe? wollte gern durch eine große Ehrenstelle mit demselben verbunden bleiben, welche

welche ihr in der Hofſtatt der Königinn eben ſo viel Anſehen verſchaffete, als Vergnügungen ſie in dem Cabinette des Königes genoſſen. Die Herzoginn von Soiſſons war Oberaufſeherinn und Vorſitzerinn des Raths der Königinn. Man erlaubete ihr aus noch übriger Gnade, dieſes Amt niederzulegen. Frau von Monteſpan kaufete daſſelbe an ſich, bezahlete ſehr ſchlecht, und dachte Wunder was ſie gewonnen hatte. Allein ſie ſah gar bald ein, daß wenn man bey Höfen das Anſehen verliert, einem kein Amt aufhilft. Man beſchuldigte ſie ſo gar, ſie hätte der Herzoginn von Soiſſons Feinde erwecket, um ſich mit ihrer Beute breit zu machen. Die Königinn ſagete ganz kaltſinnig: es iſt alſo mein Schickſal, daß ich mich von allen Rebsweibern meines Gemahls bedienen laſſen muß? So ſehr ſind die außerordentlichen Kränkungen, mit der außerordentlichen Hoheit verbunden!

Drittes Hauptſtück.

Das Fräulein de Fontanges.

Indeſſen daß die Frau von Monteſpan und die Frau von Maintenon ſich um die erſte Stelle in dem Herzen des Königes, wiewohl mit ungleicher Sehnſucht, und aus ganz verſchiedenen Abſichten ſtritten, ließ ſich eine Nebenbuhlerinn blicken und raubete es ihnen allen beyden.

Das Fräulein du Lude war nur ein Uebergang; eine einzige Nacht hatte den Anfang und das Ende ihres Glücks gemachet. Die Frau von Grancey hatte nichts als leere Hoffnungen genoſſen. Die drey Schweſtern la Motte-Houdancourt hatten ihr Netz vergeblich ausgeworfen. Frau von Harcourt hatte herzhaft widerſtanden; und einige flüchtige Liebeshändel ſchienen endlich dem Könige die recht ernſthaften verekelt zu haben. Das Fräulein de Fontanges allein *) brachte ſeinem Herzen alle deſſen erſte Lebhaftigkeit wieder bey.

Sie war groß, wohl gewachſen, ſehr reizend, und wäre vollkommen geweſen, wenn nicht ihre Haare ein wenig ins röthliche geſchlagen hätten. Ihre Verwandten, welche aus Rovergue waren, bewunderten ſelbſt ihre Schönheit, und baueten ſchon Luftſchlöſſer darauf. Seit ihrer erſten Kindheit dachten

*) Maria Angelica von Scoraille de Ruſſille, Herzoginn de Fontanges, 1651. geboren, 1681. geſtorben.

ten sie ihr bereits diejenige Eroberung zu, die sie wirklich machete, und verschaffeten ihr, durch Beyhülfe der Herzoginn von Arpajon, die Stelle eines Staatsfräuleins bey der Dauphine. Ihre Gemüthsart war sanft und ein wenig melancholisch; ein königliches Ansehen, ein unschuldiges Wesen, lud alle diejenigen, welche sie sahen, ein, ihr die ersten Begriffe der Lüste beyzubringen. Sie ward durch den Herrn von Peyre, königl. Lieutenant der Provinz Languedoc vorgestellet.

Sobald sie angekommen war, sagete die Frau von Montespan, die dazu bestimmet war, sich ihre Fallen allemal selbst zu bauen, zum Könige: die Dauphine hatte ein Fräulein aus einer Provinz bey sich, welche ein rechter marmorner Abgott wäre. Ludwig, welcher alle schönen Gesichter kennen wollte, brauchete dieser Anmahnung nicht. Er stellete eine Jagd für die Dauphine an; und das Fräulein de Fontanges war dabey. Die Marquisinn von Montespan ward sie gewahr, rief sie zu sich, und stellete sie dem Könige vor, wobey sie ihm alle ihre Reizungen auf eine unverschämte Weise mit unendlichen Lobeserhebungen anzeigete. Das Fräulein de Fontanges befand sich hierbey in derjenigen Verwirrung, die der Schönheit so vortheilhaft ist. Ein einziger Blick des Königes aber entdeckete noch mehr Reizungen in ihr, als alle Neugier der Frau von Montespan. Er fand diese Bildsäule sehr schön; gleich dem Pygmalion verliebete er sich in sie; und gleich dem Pygmalion beseelete er sie auch: der Herzog von St. Aignan befang

seinen

seinen Triumph. Alles was groß war, diente zu Ludwigs Ruhme; und alles was schön war seinen Lüsten.

Frau von Maintenon war nicht zu trösten. Nun war alle Hoffnung dahin, den König jemals zu bekehren! Er trat in ein Gleis, wo er noch zwölf ganzer Jahre verliebt seyn konnte. Diese neue Leidenschaft stürzete die Königinn wieder in denjenigen tiefen Abgrund von Gram, aus welchem die Frau von Maintenon sie gezogen hatte. Denn der König hatte schon angefangen, sich ihr wiederum mit derjenigen Vertraulichkeit zu nähern, worüber alle diejenigen frohlockten, denen die Einigkeit des königl. Hauses zu Herzen gieng.

Er war in ein gewisses Frauenzimmer verliebt gewesen, welche sich vor einem sehr eifersüchtigen Manne überaus in Acht nehmen mußte. Die Königinn hatte ihn bis vier Stunden nach Mitternacht erwartet; sie ließ ihn im ganzen Schlosse suchen, und endlich in ganz Versailles. Man that im Namen der Königinn bey allen Buhlschwestern und allen Spröden des Hofes Nachfrage nach ihm; man weckete die Frau von Montespan auf, welche zur Antwort gab, seit langer Zeit schliefe man nicht mehr bey ihr. Man lief zur Frau von Hudicourt, die über dieser Muthmaßung stolz ward: umsonst! man konnte nicht herausbringen, wo er wäre.

Den folgenden Tag war ein Haufen von dieser Abwesenheit zu reden. Einige Damen gaben zu verstehen, der König wäre die ganze Nacht bey ih-

nen geweſen, und ſo wäre er recht liebenswürdig; andere thaten, als ob ſie über dem Schimpfe den man ihnen gethan hätte, erbittert wären. Frau von Monteſpan freuete ſich über dieſer Geſchichte. Die Schuldige ſchob allen Verdacht auf die Frau von St. Geran; welche ganz außer ſich, zur Frau von Maintenon lief, und ihr zuſchwor: ſie hätte niemals ſo viel Ehre genoſſen.

Der König aber empfand dieſe Bosheit ſo übel, daß er der Königinn ſelbſt die verſteckte Maitreſſe nannte. Die Königinn erſtaunete: denn es war eine Frau, mit welcher der König faſt niemals ein Wort geredet hatte. Ludwig antwortete: wenn ſie mir eine heimliche Zuſammenkunft ankündigen will, ſo machet ſie ſich ſmaragdene Ringe in die Ohren; und ich, ſetzete er hinzu, ſtecke einen Diamant an meinen kleinen Finger, um meine Begierden anzuzeigen.

Der König mußte einen Zeitvertreib haben! Frau von Maintenon hatte etwas gar zu ſchweres von ihm gefodert; dazu war er noch nicht alt genug. Er brachte zwar ganze Stunden mit ihr zu; er verſprach ihr Wunderdinge: von Liebe durfte er mit ihr nicht reden, daher ward ihm bey ihr Zeit und Weile lang. Es iſt wohl wahr, daß er die lange Weile bey ihr aller andern vorzog: indeſſen ward ſie ihm dennoch lang!

Das Fräulein de Fontanges hatte Verwandten und Freunde, die für ihr Glück wacheten. Sie gaben ihr Rathſchläge, und ſie hatte ſie wohl nöthig: denn, ſagete der Abt von Choiſi, ſie war

ſchön

ſchön wie ein Engel, aber dumm wie ein Klotz. Sie eilete ihrem Schickſale entgegen. Sie ward öffentlich für eine Maitreſſe erkläret, und überließ ſich ſeitdem ganz und gar dem Stolze. Sie ging die Königinn vorbey, ohne ſie nur zu grüßen; der hochmüthigen Monteſpan gab ſie hunderterley die Beleidigungen ab, die ſie ihr angethan hatte; verzehrete monathlich hunderttauſend Thaler; wunderte ſich ſehr, daß man dieſes noch Verſchwendung nennen wollte; erzürnete ihre Freunde durch ihren Kaltſinn; und machete ſo gar die Hofleute durch ihre Undankbarkeit ſtutzig. Sie hätte gern ganze Königreiche zu verſchenken gehabt. Ludwig bethete ſie an; weil er ſeine eigene Gemüthsart in ihr wieder fand; indeſſen war er doch von ihrem Prachte allemal mehr verſichert, als von ihrer Treue.

Die Marquiſe von Monteſpan, welche über dieſem Vorzuge ganz in Wuth gerieth, und wüthend war, daß ſie ſelbſt ihrer Nebenbuhlerinn aufgeholfen hatte, hörete auf, die Frau von Maintenon zu verfolgen, und wendete ihre ganze Bosheit gegen die Frau de Fontanges. Dieſe hatte ihre Reizungen und die Neuigkeit für ſich, und wider ſich alle diejenigen, die ihr Anfangs gedienet hatten, deren Wohlthaten ſie mit Hochmuthe belohnet hatte; ferner die Frau von Maintenon, welche den König oftmals an den Hof der Dauphine zog, allwo das Geſpräch überaus angenehm war; dann, alles Frauenzimmer, welches ſich Rechnung auf den König gemachet hatte; und endlich die Frau von Mon-

teſpan, welche glaubete, ſie hätte rechtmäßige Anſprüche.

Der Pater de la Chaiſe, welcher des Königes Gewiſſensrath war, hatte ihm vielmehr als ein Chriſt, denn als ein Kopfhänger ſeit langer Zeit den Genuß der Sacramente unterſaget. Der König, welcher mehr aus Nothwendigkeit als aus Geſchmacke verliebt war, drang ihm endlich eine Abſolution, unter dem Scheine einer verſtellten Entſagung der Maitreſſe ab. Man glaubete, der Beichtvater ſey nur dem Ehebruche feind. Und weil er öffentlich über die Liebeshändel der Monteſpan eiferte, ſo beſchuldigte ihn dieſe, daß er der Fontanges ihre beförderte. Der König communicirte dann endlich *). Mehr brauchete es nicht, daß alle Welt von Kirchenſchändung redete: die Fontanges ſagete ſehr poſſierlich: Der Pater de la Chaiſe iſt ein ſehr bequemer Beichtvater **).

Mit dem Herzoge von Mazarin war ſie beſſer zufrieden; mit eben demſelben, welcher eine ſo ſchöne, ſo liebenswürdige Gattinn gehabt, und doch mit ihr nicht hatte auskommen können. Seine Andacht trieb er bis zur Narrheit: Er begehrete den König ganz allein zu ſprechen, unter dem Vorwande, er hätte von ſehr wichtigen Dingen mit ihm zu reden. Er

*) Der König hat dieſe Pfingſten communiciret. Frau de Fontanges ſteht in einem gegründeten und prächtigen Anſehen; aber wie viel wäre von dieſer lieben Freundſchaft nicht zu ſagen! Briefe der Sevigne vom 12. Jun. 1680.

Er erhielt auch dieſe Audienz, und ſagete ihm: er wolle Sr. Maj. nur melden: daß Gott ihm im Traume von einer bevorſtehenden Staatsveränderung Nachricht gegeben, die das ganze Königreich umwerfen würde; wofern er nicht bald die Fontanges fortſchaffete. Und ich, erwiderte der König, ich rathe euch euer Gehirn in vernünftigere Falten zu rücken.

Die Schweſter Luiſe der Barmherzigkeit erfuhr dieſe neue Freundſchaft in ihrem Kloſter. Dieß war ein Dolch in ihre Bruſt: es ſey nun aus einer überbliebenen Eiferſucht, die ſie gern vor ſich ſelbſt verhöhlet hätte; oder aus Eifer für Ludwigs Seligkeit. Kurz, ſie beweg einen gewiſſen Biſchof der ihr Verwandter war, Ludwigen zuzureden.

Der König, welcher über die hitzigen Vorſtellungen des Biſchofes erſchrack, ſagete zu ihm: mein Herr, ſie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie ihren Eifer für ihr Kirchſpiel allein verſparen wollen.

Die Uneinigkeiten des Hofes verderbeten alle Luſtbarkeiten. Man war mitten unter den Ergetzungen des Hofes, ohne einen einzigen freudigen Augenblick zu haben. Der König, welcher von ſeinen zwo Maitreſſen übel geplaget ward, nahm ſeine Zu-

*) Dieß iſt ein Wortſpiel, und läßt ſich folglich nicht überſetzen. Im Originale heißt es: Le pere de la Chaiſe n'eſt qu'une chaiſe de commodité. Man ſehe übrigens die Memoires des Marquis de la Fare über die vornehmſten Vorfälle von Ludwigs des XIV Regierung.

flucht zur Frau von Maintenon, die ihn nicht mehr annehmen wollte, und gleichwohl nicht das Herz hatte, ihn ganz abzuschrecken. Der Herr, schrieb sie an die Frau von Coulanges *), könne alle Tage zu mir, so unlieb mir es auch ist. Er bath sie, zwischen dem Fräulein de Fontanges und der von Montespan Frieden zu machen. Anfangs schlug es die Frau von Maintenon ab, sich in diese Zänkereyen zu mischen; endlich aber wich sie dem anhaltenden Bitten des Königes, und glaubete, daß auch aus diesem Uebel noch wohl was Gutes gezogen werden könnte.

Eines Tages, als er besorgete, die Fontanges möchte öffentlich ausbrechen, beschwor er die Frau von Maintenon: sie möchte sie doch besänftigen, es möchte auch kosten was es wollte. Sie begab sich denn zu der Maitresse, erlitt alle ihre ersten Heftigkeiten, versprach ihr nichts, schlug sie nieder, da sie ihr ihre Schwachheiten vorrückete, und half ihr wieder auf, indem sie ihr die Mittel anzeigete, dieselben auszusöhnen. Was soll ich aber thun? erwiederte das Fräulein de Fontanges. Sie müssen sagete die Frau von Maintenon, dem Könige entsagen: denn entweder Sie lieben ihn, oder Sie lieben ihn nicht. Lieben Sie ihn? so müssen Sie für seine Seligkeit sorgen, und für die übrige auch. Lieben Sie ihn aber nicht, so wird es Ihnen ja keine Mühe kosten

*) Das Original davon ist in den Händen des Herrn von M... Mitgliedes der Akademie.

koſten, ihn zu verlaſſen. Dem ſey nun wie ihm welle: ihn zu verlaſſen, das iſt eine löbliche Handlung für ſie.

Dieſe Predigt daurete ganze zwo Stunden; aber ſie war der Denkungsart der Fontanges gar nicht gemäß; welche über ſo viele betrübte Wahrheiten endlich böſe ward, und zur Frau von Maintenon ſagete: Sollte man nicht denken, es wäre eben ſo leicht einen König aufzugeben, als ein Hemde auszuziehen?

Der König ſchätzete von nun an die Frau von Maintenon noch höher. Ihre Aufrichtigkeit mußte durch viele Annehmlichkeiten erſetzet werden: denn eine wahre Freundinn wird in den Augen eines verliebten Freundes, ſo gar leicht für eine Pedantinn gehalten! Frau von Maintenon ſagete nach dieſem: man mag gedacht und geſaget haben was man wolle, ſo habe ich doch den Maitreſſen des Königes nie was anders geſaget, als was an allen vier Ecken der Welt im Drucke hätte können angeheftet ſtehen.

Das Fräulein de Fontanges verdunkelte die Frau von Monteſpan ganz und gar; ſie theilete alle Gnadenbezeugungen aus; ſie war der Gegenſtand aller Verehrungen, und alle Damen beſtrebeten ſich, ihr zu gefallen, und ſie nachzuahmen. Als einsmals bey einer Jagd, der Wind den Kopfputz des Fräuleins de Fontanges verzauſet hatte, ließ ſie denſelben mit einem Bande zuſtecken, deſſen Kno-

ten ihr auf der Stirne lag. Diese neue Mode gefiel dem Könige so sehr, daß er sie bath, den ganzen Tag so zu bleiben. Den folgenden Tag erschienen alle Damen mit dergleichen Kopfputze. Von dem französischen Hofe kam dieser Geschmack über ganz Europa, mit dem Namen des Fräuleins Fontanges zugleich.

Frau von Maintenon brachte ebenfalls etliche Moden auf, die nach ihr genannt wurden. Ihr Putz war allezeit sehr sauber und einfältig. Niemals hatte sie Schminke, und sehr selten Gold an sich. Fast allezeit war sie halb geschleyert, entweder aus Furcht, die Augen der Leute gar zu sehr zu sättigen, oder weil dieses ihr besser stand. Sie gieng mehrentheils in falber Baumblätterfarbe, damit ihre blitzenden Augen sich desto besser höben. Die Kappen, in die sie sich hüllete, spareten dem Anblicke des Gesichtes ein allezeit neues Verwundern vor, welchem nur noch die erste Blüte fehlete. Ihre Reinlichkeit war wie ihre Bescheidenheit ausserordentlich. Seidene Kniebänder würden die sanfteste Haut schrumpflich gemachet haben. Sie erfand also eine eigene Art, wodurch sie dieselbe erhielt. Dieß sind allerdings sehr kleine Behutsamkeiten: aber ist nicht die vollkommenste Frau diejenige, die am wenigsten ein Frauenzimmer ist.

Des Königes Herz war überaus beunruhiget Er überließ sich der Fontanges aus Schwachheit, er kehrete wieder zur Montaspan zurück aus Gewohn-

wohnheit; zur Maintenon allein gieng er aus Geschmack. Alle drey indessen wollten ihn eine jede ganz allein haben. Die erste ward geliebet; die andere gefiel ihm noch dann und wann; die dritte war, im Begriffe, ihm ganz allein, mit Ausschliessung der zwo übrigen, zu gefallen. Ludwig mußte allen Eigensinn der Liebe, alle trotzigen Heftigkeiten der Eifersucht, alle Strenge der Sittenlehre, allen Gram der Königinn, welchen er gar wohl errieth, insonderheit aber seine eigenen Gewissensbisse erdulden, seitdem er entdecket hatte, daß man nicht ein Christ und zugleich verliebt seyn könne.

Frau von Maintenon hatte die beste Rolle in diesem Spiele. Man hätte glauben sollen, sie hätte gar keinen Theil an diesen Liebeshändeln. Dem Liebhaber redete sie von nichts als von der Nothwendigkeit vor, seine Fesseln abzuwerfen; und den Maitressen von der Nothwendigkeit, einig mit einander zu leben. Sie tröstete den König und versöhnete die zwo Nebenbuhlerinnen; kurz sie richtete ihre Sachen so gut ein, daß die Fontanges auf einem Balle zur Villers-Cotterets von den Händen der Frau von Montespan selbst gepuzet zu seyn schien.

Diese indessen beobachtete die Friedensartickel nicht lange. Ihr Geschrey erhob sich wider. Sie ereiferte sich wider die Fontanges, wieder die des Adrets, ihre Vertraute, wider das Fräulein l'Estrange, die beyden Parteyen dienete, und von beyden verabscheuet wurde, wider den Prinzen von Marsillac, und wider den ganzen Hof.

Der

Der König welchen di se heftigen Verdrüßlichkeiten kränketen, floh seine ehemalige Geliebte, um sich der Macht zu entreißen, die sie über ihn gewonnen hatte; brachte nur wenige Augenblicke bey der neuen zu, die nicht Verstand genug hatte ihn zu unterhalten; und brachte hingegen ganze Stunden bey der Frau von Maintenon zu, deren Sanftmuth seiner geplagten Seele täglich nothwendiger ward.

Die Fontanges ward endlich schwanger, und der König erklärete sie zu einer Herzoginn. Allein sie genoß ihres Glücks nicht lange. Se merkete wohl, daß man sie nicht lange mehr lieben würde: ja die reichlichste Versorgung, konnte sie über einem Nachmittage nicht trösten, den er bey der Frau von Maintenon zugebracht hatte. Der König überschüttete sie mit Wohlthaten; und sie begehrete nichts mehr als Empfindungen: einer von ihren Schwestern schenkete er Chelles. Bey der Einführung dieser Aebtissinn, nahmen die Verzierungen der Krone, die Edelsteine, die Music, das Räucherwerk, die Zahl der Bischöfe die den Gottesdienst verrichteten, eine gewisse Frau aus der Provinz dermaßen ein, daß sie überlaut ausrief: Ach! hier ist der Himmel selbst! Nein, nein! Madame, erwiederte man, Im Himmel würden sie nicht so viel Bischöfe sehen.

Das Wochenbett der Frau de Fontanges lief nicht glücklich ab. Es breitete sich allenthalben ein Gerücht aus, Frau von Montespan hätte sie vergeben; gleich als ob gefährliche Zufälle bey Wochenbetten etwas neues wären. Die Staats-

klugen

klugen glaubeten, die Fontanges selbst hätte dieses Gerücht ausgebreitet, um nur eine Wache zu bekommen: denn sowohl in ihrer Krankheit, als so zu reden, im Schoeße des Todes, ward sie noch von der Ueppigkeit und Hoheit geführet.

Die Kaltsinnigkeit des Königes rührete sie indessen noch mehr. Sie verachtete vierzig tausend Thaler gewisses Gehalt, und seufzete nach nichts mehr, als nach der Gesundheit und dem Herzen des Königes, die sie beyde verlohren hatte. Sie verfiel endlich in eine Auszehrung, die ihre Gesichtszüge veränderte. Der Prior von Cabrieres nahm sich vor, sie wieder zurechte zu bringen; allein seine Arzeneyen vermehreten nur ihr Uebel: und eine gewisse andere Art von Marktschreyern gieng mit ihrer Seele nichts besser um.

Sie wandte sich von Hofe weg, und sagete zum Könige: sie hätten nun weiter an nichts zu denken als an den Tod. Sie gieng in ein Kloster auf der St. Jakobsstraße, wohin der König alle Wochen dreymal den Herzog de la Feuillade an sie schickete, um sich nur nach der Gesundheit derselben erkundigen zu lassen; er, der doch an den großen Catinat, nicht einmal einen Kammerjunker geschicket hatte, als derselbe krank war.

Die Eifersucht der Frau von Montespan ward heftiger als jemals. Das wußte ich wohl, sagete sie, daß ich über die flüchtige Leidenschaft dieser dummen Schönheit siegen würde; aber über den Witz, über einen angenehmen Umgang

ganz kann ich nicht siegen. Ich muß also vor Gram sterben.

Die Frau von Fontanges rang bereits mit dem Tode, und ließ den König bitten, sie noch einmal zu besuchen. Ludwig furchte sich vor einer Erweichung; und aus einem Ueberreste von Liebe, schlug er ihr diese Probe davon rund ab. Der Beichtvater, welcher nicht so gewissenhaft war, sagete, sie würde desto ruhiger sterben, wenn sie ihn noch einmal gesprochen hätte. Alle rechtschaffene Leute entrüsteten sich über eine solche Gefälligkeit, eines Mannes, dem es oblag die Rache des Himmels anzukündigen.

Denselben Tag also als man ihr zu diesem Besuche Hoffnung gemachet hatte, fragete sie alle Augenblicke was die Glocke wäre? Endlich kömmt denn der König, erblicket sie ganz blaß, abgezehret, und kennet sie noch kaum. Sie bath ihn nichts mehr, als daß er ihre Schulden bezahlen, und ihre Schwester verheirathen möchte. *) Der König versprach ihr beydes und ihr Abschied war sehr zärtlich. Ich sterbe vergnügt, sagete sie, weil meine letzten Blicke meinen König haben weinen sehen.

Sie verschied mit einer Vermischung derer Liebestriebe, und derer Empfindungen des Glaubens und der Reue, welche Gott uns in der letzten Stunde zugestehet, um uns zu einem bessern Leben vorzubereiten, und die er auch zuweilen den großen Sündern

*) Dieselbe heirathete bald hernach den Hrn. von Molac.

dern einpräget, um ihnen die Augen über dem Abgrunde zu eröffnen darein sie sich stürzen. Die Herrschaft dieser Buhlerinn, war gleich der Dauer der Rosen, eben so schön und eben so kurz.

Frau von Montespan freuete sich über den Tod ihrer Nebenbuhlerinn. Ludwig, welchen diese ärgerliche Freude verdroß, warf ihr vor, wie wenig Antheil sie an seinen Schmerzen nähme, da sie doch so viel an seinen Vergnügen gehabt hätte. Seine Geliebte schwebete ihm immer vor Augen, wie die Todesblässe sie verstellete, wie sie vielleicht annoch eine strafbare Hoffnung mitten unter den lebhaftesten Betheurungen einer völligen Entsetzung der Welt behehielt, wie sie Gott nur ein Herz anböth, welches annoch von irdischer Liebe schlug, und von zu später Reue gefeltert ward; ja welches vielleicht auf ewig und auch für ihn selbst, unglücklich seyn könnte.

Dieß Bild rührete ihn heftig, er eilete zur Frau von Maintenon. Ich kann, sprach er, nur durch sie allein getröstet und glücklich werden. Er fand sie allezeit standhaft; aber auch allezeit mitleidig.

Das vierte Hauptſtück.

Der Herzog von Maine wird Prinz von Dombes.

1681.

Die Prinzeſſinn von Montpenſier fieng an alt zu werden, und trug noch eine brennende Liebe zum Lauzún: entweder weil ihre Leidenſchaft hartnäckigt war, indem ſie rechtmäßig war; oder darum, weil ſie ſchimpflich und durchkreuzet worden war. Sie hoffete noch immer die Loslaſſung des Lauzúns aus dem Gefängniſſe zu erhalten; und zehn lange Jahre, da man ihr ſolches abgeſchlagen, machten ihr nur deſtomehr Hoffnung. Der Groll des Königes nahm mit der Zeit noch mehr zu; der Frau von Monteſpan ihrer aber ſchwächete ſich.

Die Prinzeſſinn von Montpenſier war gegen die Frau von Maintenon überaus gnädig, beſchwor ſie, Mitleiden mit ihrem Unglücke zu haben, und verſprach ihr alles; dafern nur ihr Liebhaber auf freyen Fuß käme.

Die Frau von Maintenon, welche dieſe Eröffnung für ſich ſelbſt hatte vortheilhaft machen können, entſchloß ſich, dieſelbe bloß zum Beſten des Herzogs von Maine anzuwenden. Der König und die Frau von Monteſpan waren mit dieſem An-

Anſchlage zufrieden, und die Prinzeſſinn von Montpenſier fand täglich, daß die eine viel mehr Mitleiden mit dem Lauzün hätte; die andere aber viel geneigter war, ihn auf eine ſchmäuchelnde Art vorzuziehen: und ihm diejenige vorzügliche Hochachtung anzuthun, ohne welche die Prinzeſſinnen bey Hofe nur den Rang und lange Weile haben. Frau von Monteſpan ſagete ihr oftmals: Beſinnen Sie ſich doch auf etwas, wodurch Sie dem Könige einen Gefallen thun können. Sie ſchickete ihr oftmals ihre Kinder; ſie waren artig und gefielen ihr überaus. Der Herzog von Maine ſah wohl aus, und hatte Verſtand; man fand es nur ſchlimm, daß er hinkete; und dieſes war auch der Prinzeſſinn Meynung von ihm; und Frau von Maintenon erhielt dieſelbe ſo ſehr, daß ſie ihrem Zöglinge tauſend Artigkeiten angewöhnte, welche die ihm zugedachte Legitimation vorbereiteten.

So oft die Prinzeſſinn, welche allezeit ihren Lauzün in Gedanken hatte, ſich Mühe gab, ein Mittel auszufinden, wie ſie den König erweichen möchte, warf die Frau von Maintenon einen Blick auf ſie, lenkete deren Blicke auf das Kind, und lehrete ſie daſſelbe mit Zärtlichkeit und Hoffnung anſehen. Gewann die Frau von Monteſpan bey einer Lotterie ein Kleinod; ſo überbrachte der Herzog von Maine ſelbiges der Prinzeſſinn von Montpenſier, welche, da ſie in alle Fallen fiel, die ihrer Erkenntlichkeit und Leichtgläubigkeit geleget wurden, ſich in ein Kind vergaffete, welches ihr alle Morgen die artigſten Handbriefe

von der Welt ſchrieb; ſie hingegen antwortete mit mütterlichen Empfindungen auf diejenigen, die dem Kinde unter dem Fuß gegeben wurden.

Dieſes Kunſtſtück gelung ſo gut, daß die Prinzeſſinn ſich entſchloß, den kleinen Herzog zu ihrem Erben einzuſetzen: wenn nur Lauzún aus Pignerol losgelaſſen würde, und der König in eine Heurath willigte, die er gleich anfangs gebilliget, und hernach verbothen hatte. Sie trug der Frau von Maintenon auf, der Frau von Monteſpan ihre Vorſchläge kund zu thun: die ſolches auch mit Freuden übernahm, die aber dieſelben aus dem eigenen Munde der Prinzeſſinn hören wollte.

Dieſe Prinzeſſinn, die, wie es ſchien, zum Beweiſe gebohren war, daß nichts ſo niederträchtig ſey, als die Niederträchtigkeiten der Großen, gieng zu der Maitreſſe ſelbſt hin, bath ſie: eines der ſchönſten Erbtheile von der Welt anzunehmen, dankete ihr für das Lob, ſo ſie ihrer Standhaftigkeit gegen den Lauzún ertheilet hätte, und machete ſich zu allem gegen eine Perſon anheiſchig; die ſich ſelbſt zu gar nichts anheiſchig machete.

Den folgenden Tag ſagete ihr die Frau von Monteſpan, der König hätte ſich wegen dieſer Heurath durch einen Brief die Hände gebunden, welchen er damals, als er dieſelbe aufgehoben, an alle Geſandten geſchrieben; und rieth der Prinzeſſinn, um ſie noch mehr zu feſſeln, ſie möchte ſelbſt mit dem Könige davon reden. Die Prinzeſſinn von Montpenſier, anſtatt in dem Tone einer

Prin-

Prinzessinn zu sprechen, welche durch ihr großes Vermögen schon im Stande war, ein Bündniß einzugehen, redete mit ihm als eine Supplicantinn, und er antwortete ihr, als ein gebiethender Herr.

Da sie nun wieder zu sich selbst kam, sah sie wohl, daß die Frau von Montespan künftighin die Gebietherinn ihrer Herzogthümer und Bedingungen seyn würde.

In diesem ihrem Verdrusse schrieb sie an den Herzog von Lothringen, ihren Verwandten, sie wollte ihn zum Erben einsetzen. Dieser Prinz schickete ihr den Herrn von Bec, welchem er befahl, diese Sache, als die größte Heimlichkeit abzuhandeln, indem das Luxemburgische von lauter Kundschaftern umringet war.

Dieser Agent kömmt in Paris an, mit Lumpen bekleidet, verkriecht sich in eine elende Herberge, erfährt, daß die Prinzessinn von Montpensier oft in eine nahgelegene Kirche käme, stellet sich neben einen Weihkessel und bittet sie um ein Almosen; als sie nun sah, daß er sein Gebethbuch mit so großer Sorgfalt zumachete, so schien sie darüber neugierig und unruhig zu seyn.

Den folgenden Morgen machete er es auf, und die Prinzessinn las darinnen: Von Seiten des Herzogs von Lothringen. Den folgenden Tag las sie allezeit in dem Gebethbuche, die Unterhandlungen dieses Bothen.

Die Prinzessinn von Montpensier, deren Geist ein wenig romanhaft war, freuete sich über diesem Abentheuer. Sie nahm ihre Anstalten, ihm

einen sichern Ort zu einer Zusammenkunft durch ein Handbriefchen anzuzeigen, welches sie zwischen zween Thaler steckete. Allein! ihre Unglücksfälle hatten sie noch nicht gelehret, klüglich zu handeln; sie entdeckete ihr Geheimniß nur einem von ihren Bedienten, und dieser war gerade ein Verräther. In dem Augenblicke, da Herr von Bec sich zu der heimlichen Unterredung einfinden wollte, führete ihn ein Policeybefehl aus seiner Herberge, und wies ihm das Nachtlager in Bicetre an.

Folgenden Tag mußte er vor dem Marquis von Louvois erscheinen, welcher sich stellete, als kenne er ihn nicht, und den er um ein Almosen bittet. Der Staatsrath gebeuth ihm, sich den Augenblick aus Paris zu packen, und jagte diesen versteckten Agenten, als einen Bettler fort, der doch seitdem bey dem Congresse zu Cambray Abgesandter war; allwo er der Marquise von H . . . . diese Begebenheit erzählete, von welcher ich sie habe.

Da nun die Prinzessinn von Montpensier den Bettler nicht widerkommen sah, fürchtete sie, ihr Brief an den Herzog von Lothringen möchte aufgefangen seyn, und man dörfte ihm einen Fallstrick gelegt haben, um desto mehr hinter ihre Gesinnungen zu kommen. Sie bemühete sich von neuem mit der Frau von Montespan Freundschaft einzugehen, welche alle Vortheile die sie ihr anboth nicht einmal einer Antwort würdigte.

Man schickete endlich die Frau von Maintenon an sie ab. Die Prinzessinn, welche dieselbe

als

als Urheberinn, oder doch als Mitschuldige derer Kränkungen ansah, die man ihr zufügete, sagte zu ihr: Ich habe euch lange Zeit nicht die Ehre angethan mit euch zu reden; weil ich — Frau von Maintenon die über einem dergleichen Eingange erstaunte, gieng plötzlich zum Zimmer hinaus. Die Prinzessinn aber hielt sie zurück, und sagete ihr mit milderm Tone: sie wäre bereit sich ihres ganzen Vermögens zu berauben, wenn man ihr nur erlaubete den Lauzün zu heurathen.

Die Frau von Maintenon stellete ihr vor, daß der König, welchem sie ihre Anerbiethungen gethan hätte, ohne gewisse Bedingungen hinzu zu setzen, sich sehr verwundern würde, wenn sie ihm welche vorschreiben wollte: es wäre besser gethan, wenn sie sich auf seine Großmuth und Erkenntlichkeit verließe.

Die Prinzessinn erwiederte; sie kennete die Großmuthsproben der Höfe gar zu wohl; sie würde mit ihrem Vermögen nach eigenem Belieben verfahren, wenn man ihr diese Heurath nicht verstatten wollte. Man erwiederte ihr: der König, welchem sie deswegen Versprechungen gethan hätte, würde ihr solches niemals erlauben. Hierauf brach sie in Klagen aus, u. sagete: sie wollte also alles den Armen schenken, und doch einmal sehen, ob der König das Herz haben würde, Güter an sich zu reißen, welche rechtmäßiger Weise den Hospitälern gehöreten? Wofern Eu. königliche Hoheit dieses thun, erwiederte die Frau von Maintenon: so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß Herr von Lauzün nicht gar noch in die Bastille gebracht wird.

Die Prinzessinn welche über dieser Drohung erschrack, überließ sich der Gnade des Königes, und vermachte dem Herzoge von Maine die Oberherrschaft von Dombes, und der Grafschaft von Eu. Hierauf bekam die Frau von Maintenon Befehl, ihr zu sagen: man erlaube ihr den Herrn von Lauzún heiml. zu heurathen, und ihm 400000 Pfunde jährlicher Renten anzuweisen. Hierbey versicherte sie dieselbe: es würde ihr nichts angelegener seyn, als ihr zu dienen, und die Verbindlichkeit zu erkennen, welche derjenige Prinz ihr schuldig wäre, den sie erzogen hätte, und den sie einzig und allein liebete. Sie redete ihr hierben so viel rechtschaffenes, dankbares und zärtliches vor: daß diese Prinzessinn, der man nur schmäucheln durfte, noch dazu froh war, ihre Güter weggeschenket zu haben. Zwey Worte vom Könige brachten sie vollends außer sich selbst; und Lauzúns Beredsamkeit verblendete sie gar.

Derjenige aber, dem sie alles aufgeopfert hatte, öffnete ihr die Augen, und überließ ihr nichts mehr, als den Schmerz, sich dem nichtswürdigsten Menschen zu gute, der allgemeinen Verachtung ausgesetzet zu haben. Lauzún sah sie für nichts, als für ein aufgebrachtes Fräulein an, welches eifersüchtig war, und von einem geilen Feuer in denjenigen Jahren verzehret ward, wo auch die allerrechtmäßigsten Flammen erlöschen. An ihm spürete sie nichts, als einen Unbesonnenen, Untreuen, Undankbaren, und einen Lügner. So viele Wohlthaten belohnete er mit Haß und Beleidigungen, welche gleichwohl die Prin-

Prinzeſſinn von Montpenſier von ihrer Leidenſchaft eben ſo wenig zurück brachten, als zehn Jahre Gefängniß den Lauzün von ſeinen Fehlern geheilet hatten.

Frau von Monteſpan konnte ihren eigenen Namen gar nicht mehr nennen hören; ſie hatte ſich ſchon lange vorgenommen gehabt, ſich einen andern zu geben. Sie ſagete: dieſer lächerliche Name würde ſie unglücklich machen: und glaubete noch, wenn ſie nur einen andern erwählete, ſo würde es ihr auch beſſer glücken. Sie ward innen, daß es dem Namen Maintenon nur gar zu gut gelungen war. Der Namen Monteſpan war ihr verhaſſet, indem ihr Mann ihr einen Begriff von Trunkenheit; ſie ſelbſt aber einen Begriff von Schwachheit und Unreinigkeit damit verbunden hatte.

Der Namen Montpenſier kützelte ihre Ohren, und reizete ihre Eitelkeit. Sie begegnete dem Lauzün mit einer Achtung, die den ganzen Hof wunder nahm; allwo man an dieſen Gefangenen faſt gar nicht mehr dachte. Sie nahm ſich ſeiner wider den Louvois an, welcher noch aus einem Ueberreſte von Eiferſucht oder Haſſe, den König mit den Erzählungen der lächerlichen Unvorſichtigkeiten desjenigen Menſchen unterhielt, deſſen hochmüthiges Bezeigen der König ehedem ſelbſt geſcheuet hatte. Sie erklärete ſich ſo gar öffentlich für ihn, daß man des Lauzün Zurückberufung fürchtete, welchem doch der Hof verbothen worden war. Zu dieſer Aufführung zwang ſie der Eigennuß. Sie verſprach dem Lauzün, ihn wieder zu ſeinem vorigen Anſehen

zu verhelfen, damit ſie wegen desjenigen ſicher ſeyn könnte, welches er bey der Prinzeſſinn von Montpenſier hatte; ſie wollte dieſelbe vermögen, ihm den übrigen Theil ihrer Güter zukommen zu laſſen, mit Vorbehalt einer jährlichen Leibrente, hergegen ſolle er ihr verſtatten, den Namen Montpenſier anzunehmen, damit er hernach auf den Grafen von Toulouſe kommen könnte. *)

Die Prinzeſſinn von Montpenſier aber war für ihre erſte Thorheit gar zu übel bezahlet worden, als daß ſie ſich noch zu einer zweyten hätte entſchlieſſen ſollen. Sie verwarf dieſe Vorſchläge ſo ſehr, daß keine Hoffnung mehr übrig blieb; und Lauzün fiel wieder in ſein voriges Nichts zurück.

Die Prinzeſſinn litt zwar etwas bey dieſem neuen Falle, Lauzün klagete ſie an, als ob ſie Schuld an ſeinem ganzen Unglücke wäre: und er herrſchete mit ſo vieler Gewalt über ſie, daß man auch ſagen will: er habe einsmals, da er von der Jagd gekommen, zu ihr geſaget: Henriette von Bourbon, zieh mir die Stiefel ab; daß, da ſie ſich über dieſer Unverſchämtheit ereifert, er mit dem Fuße eine gewiſſe Bewegung gemachet, die der äußerſte Grad der Beleidigungen geweſen.

Den

*) Er war eben legitimiret werden. Ludwig der XIV. zog ſich ein wenig vor dieſer Legitimationsacte, welche ein öffentliches Bekenntniß ſeiner Schwäche enthielt. Heinrich der IV. war nicht ſo zärtlich geweſen; die Legitimationsbriefe des Herzogs von Vendome enthalten: daß Heinrich, da er die Vollkom-

Den folgenden Tag kam er wieder in den luxemburgiſchen Palaſt, welcher vermuthlich mehr dergleichen Scenen geſehen hatte. Allein, Lauzüns Frau erinnerte ſich endlich, daß ſie eines Kaiſers Gemahlinn hätte ſeyn können. Dieſe Stellung und dieſen Ton nahm ſie an, und ſagete zu ihm: Ich verbiethe euch, jemals wieder vor meinen Augen zu erſcheinen. Dieſen Befehl beantwortete Lauzün bloß mit einer tiefen Verbeugung. *)

Nachdem nun die Prinzeſſinn von Montpenſier auf dieſe Weiſe ihr Leben mit Ergetzungen und Liebeshändeln, das Mittel davon mit Liebe und Gram zugebracht hatte, ſo beſchloß ſie daſſelbe mit Andacht und im Verborgenen. Sie fiel ſo gar tief hinunter, und Frau von Maintenon ſtieg ſo gar hoch, daß nunmehr die Frau von Maintenon ihr zuweilen die Ehre that, mit ihr zu reden. Ein Beyſpiel, welches alle Prinzeſſinnen auf ewig lehren mag: daß da ſie den Verdrießlichkeiten ihres Standes nicht entgehen können, ohne in alle Fallſtricke ihrer Leidenſchaften zu fallen: ſie ſich ja entſchließen mögen, lieber mit gutem Anſtande unglücklich zu ſeyn.

kommenheiten und Annehmlichkeiten, ſowohl am Leibe als Geiſte, ſeiner geliebten Gabrielle von Eſtrees geſpüret, er ſie, als den würdigſten Gegenſtand ſeiner Freundſchaft, zu gewinnen geſuchet.

**) Mem. du Marquis *de Dangeau.*

Man verſichert, Ludewig habe niemals vergeſſen können, daß dieſe Prinzeſſinn das Geſchütz der Baſtille auf ihn habe abfeuren laſſen. Da er einsmals einem auswärtigen Geſandten die Unruhen in ſeiner Minderjährigkeit erzählete, als er in der Belagerung von Paris begriffen geweſen, trat die Prinzeſſinn ins Zimmer: da kömmt, ſprach der König, indem er ſeine Erzählung unterbrach, da kömmt meine Muhme, die wird Ihnen meine Geſchichte vollends erzählen.

Louvois trug zu dieſem überbliebenen Groll gern alles mögliche bey. Er wendete die Befehlshaberſchaft des Kriegesheeres vom Conde ab, indem er zu gelegener Zeit ſeiner erſten Fehltritte erwähnete. Der König hatte ſie ihm bereits vergeben; allein ſie waren ihm doch noch immer verdrießlich, ſobald er daran dachte. Bey einem gewiſſen Feldzuge in Flandern, konnte er ſich nicht enthalten, dem Prinzen von Conde mit Verdruſſe zu ſagen: Wenn Sie nicht wären, ſo wäre dieß ganze Land mein. Der Prinz erwiederte: Ach Sire! Sie hatten mir verſprochen, niemals wieder davon zu reden! *).

Fünf-

*) Mem. de F. Hebert.

Fünftes Hauptſtück.

Die Bekehrſucht.

Indeſſen daß die Frau von Maintenon ſich ihres Anſehens bediente, um die Tugend bey Hofe einzuführen, ſtellete England dem ganzen Europa ein ganz ander Schauſpiel dar. Die Herzoginn von Portsmouth fuhr fort, aus St. James einen Ort des Vergnügens und der Ergetzungen zu machen. Seit langer Zeit beherrſchete ſie ſchon Karln den II. durch die Macht ihrer Schönheit und Reitzungen. Wenn ſie gefallen wollte, ſo kam ihr keine gleich. Sie ſtand in der höchſten Gnade, und dieſe ausnehmende Gnade kam dennoch demjenigen nicht gleich, was ſie verdienete. Vielleicht iſt dieſes die einzige Prinzeſſinn geweſen, welche die Unglücksfälle mit Standhaftigkeit ertragen hat, nachdem ſie die glücklichen Begebenheiten mit Hochmuthe erlebet hatte. Die Verbindungen, in welchen ſie mit Frankreich ſtund, gaben der Frau von Maintenon Anlaß, ſich mit ihr näher bekannt zu machen.

Die römiſchkatholiſche Religion war der Gegenſtand ihrer Briefe an dieſelbe. Frau von Portsmouth hatte ſich verbindlich gemachet, ſie in England zu beſchützen; und Verſailles gab ihr die Mittel dazu an die Hand. Sie dachte, ihr Eifer, Papiſten zu machen, würde ihr Verbrechen tilgen,

eine

eine so übele Christinn zu seyn. Die Herzoginn von York ward von einem gleichen Eifer eingenommen; und diese drey Standespersonen führeten am Hofe zu London diejenige Bekehrsucht ein, welche unter der folgenden Regierung alle Schranken überschritt, und das größte Unglück anrichtete. In London war die Verderbniß der Sitten aufs höchste gestiegen; andere zu verführen und selbst verführet zu seyn, das nennete man gute Sitten, und gerade diejenigen, welche die meisten Seelen durch ihre Handlungen in die Hölle führeten, waren die eifrigsten, sie durch ihre Lehren selig zu machen.

An dem Französischen Hofe gieng es nicht besser zu. Allein hier versteckete sich das Laster, und der Andachtseifer zeigete sich unbedeckt. Karl hasste die Protestanten, als Feinde des Stuartischen Despotismus; Ludwig aber, als Feinde Gottes selbst. Der eine verlangete seinen Vater zu rächen, und der andere die Kirche.

Frau von Maintenon, welche des Königes Abscheu gegen die Ketzer kannte, setzet sich vor, ihre Anverwandten zu bekehren, und fieng bey dem Marquis de Villette an, einem Sohne derjenigen Base, von welcher sie in ihrer Jugend erzogen worden war. Der Bischof Bossuet, welcher alle Vorzimmer des Hofes von Religionsstreitigkeiten erschallen ließ, disputirte nur vergeblich, wenn er dabey war. Er machete den Marquis de Villette zwar oft verwirrt; aber er überzeugete ihn niemals. So oft jener Gottesgelehrte sich in tiefsinnige Reden einließ, und Folgerungen daraus zog, antwortete ihm

ihm der Ketzer: ſeine Beredſamkeit wäre für einen ſolchen Seefahrer als er wäre, nicht gemachet, die Wahrheit müßte mit ungekünſteltern Gründen bewieſen werden, und er könne einer Religion nicht glauben, die er nicht verſtehen könnte.

Bourdalone war eben nicht überzeugender. Herr von Villette verſchanzete ſich immer hinter ſeiner Unwiſſenheit. Endlich ſchickete der König ihm einen Befehl zu: er ſolle ſich bekehren. Villette bath ſich Bedenkzeit aus, und die geſtund man ihm zu. Frau von Maintenon drang in ihn: er ſoüe doch eine Zeit ſetzen, da er bekehret ſeyn wollte. Der Marquis aber antwortete ihr: Ich brauche hundert Jahre Zeit. Zum wenigſten brauche ich zehn Jehre, an die Unfehlbarkeit einer gewiſſen Zahl von Menſchen zu glauben; zwanzig Jahre mich an die Transſubſtantiation zu gewöhnen, und ſo ferner.

Seine Muhme hatte ſich dieſes Widerſtandes nicht verſehen. Sie nahm Abrede mit dem Miniſter, daß ihm eine lange Reiſe über Meer anbefohlen werden ſollte: damit, wofern ja der Vater ſeine Seele verwahrloſen wollte, ſie doch zum mindeſten die Kinder retten möchte.

Er hatte eine Tochter und zween Söhne, welche ob ſie gleich noch ſehr jung waren, dennoch ſchon Feldzüge mit gethan hatten. Der älteſte war als ein neunjähriger Knabe bey der Schlacht von Meſſina geweſen, allwo Ruyter uns Leben kam. Dieſes Kind ward damals verwundet und zum Schifs-

fähnrich

fähndrich gemachet. In der gröſten Hitze des Treffens, war er doch ſo geſetzt, daß, als er ſein Blut laufen ſah, er ſagete: Wenn das meine liebe Baſe ſähe, was würde ſie ſagen!

Nach der Abreiſe des Herrn von Villette, welchen alle Anerbiethungen der Frau von Maintenon bey Hofe nicht erhalten konnten, foderte ſie das Fräulein von Mürzay zu ſich. Ihre Anverwandten brachten allerley Vorwand vor, um ſie ihr abzuſchlagen; allein ſie achtete nicht darauf, und foderte ſie immer von neuen. Man ſchlug ſie ihr immer wieder ab. Endlich ließ ſie dieſelbe, mit Einwilligung ihrer Mutter, entführen. Das Kind weinete ſehr, als die Frau von Maintenon ihr ſagete: ſie müſſe katholiſch werden. Ihre Thränen erinnerten die Maintenon, was für Gewalt man gegen ſie ſelbſt in ihrer Kindheit gebrauchet hatte, um ihr diejenigen Geſinnungen beyzubringen, die ſie nach dieſem von freyen Stücken angenommen: und dieſe Erinnerung mäſſigte ihren Eifer. Das Fräulein von Mürzay ließ ſich durch die Sanftmuth gewinnen, und fand des Königes Meſſe ſo ſchön: daß ſie katholiſch werden wollte, wenn ſie nur täglich des Königes Meſſe hören dörfte. Nach der Zeit ward ſie gar eine Jeſuitinn: und die Frau von Maintenon vergab ihr ſo wenig dieſe zweyte Ketzerey, als die erſte.

Herr von Chateaurenaud, welcher den älteſten von Villette bey ſich hatte, bekam Befehl, ihn nach Hofe zu ſchicken. Er war ſehr feurig und ehrgeizig. Dieſem ſagete man, die Ketzerey würde

ein

ein Hinderniß desjenigen Glückes seyn, so man ihm zugedacht hätte. Er schwor sie also ab. Sein Bruder war schon halsstarriger, weil er jünger war; indessen legete er sich endlich auch zum Ziele, weil ihm der unermüdliche Gobelin ewig vorpredigte. Zu derselben Zeit war nichts leichter und arglistiger, als die Bekehrungen.

Anfangs saqete man den Lehrlingen, diese zwo Religionen wären gar nicht so sehr von einander unterschieden, als die Priester vorgäben. Man las ihm die exposition de la foi catholique vor, die dieselben mit so vieler Kunst zu verbinden suchet; man versicherte ihn endlich, der Hugonott wäre schon ein halber Katholick. Allein, so bald er abgeschworen hatte, schien der Katholik gleichwohl noch sehr hugonottisch gesinnt zu seyn: Man begehrete von ihm, er solle sich allen Ausübungen eines Gottesdienstes unterziehen, in welchem alle die kleinen Lehrpuncte wieder vorkommen, die man ihm in währender Unterrichtung geschenket hatte.

Man wird sich unfehlbar wundern, daß die Frau von Maintenon sich so viel Mühe gegeben, Bekehrungen zu veranstalten. Allein ein lebendiger Glauben gegen ihre Religion: trieb sie dazu, und die Gesinnungen des Königes verstärketen diesen Bewegungsgrund. Der Religionseifer rechnet die väterliche Gewalt für nichts, wenn es auf die Seligkeit ankömmt: und die Menschen gehören Gott frühzeitiger zu, als ihrem Vater. Noch weniger muß man sich wundern, daß sie sich bestrebet hat, Kinder zu bekehren; der königliche Rath hatte eben

den

den Ausſpruch gethan: ein Kind von ſieben Jahren ſey gar wohl im Stande, dasjenige zu thun, was Heinrich der vierte für eine ſo ſchwierige Sache gehalten; nämlich eine Religion zu erwählen, und zwiſchen Genf und Rom einen Ausſpruch zu thun.

Herr von Villette machete bey ſeiner Wiederkunft der Frau von Maintenon die bitterſten Klagen, und warf ihr alle Verbindlichkeiten vor, die ſie ſeiner Mutter ſchuldig wäre. Indeſſen legete ſich ſein Zorn allgemach, und, nachdem er der Beredſamkeit des Biſchofs Boſſuet, den Verheißungen des Königes, und dem Zuſetzen der Frau von Maintenon widerſtanden, that er eine zweyte Reiſe über Meer, und ſtellete Betrachtungen an, die er bis dahin noch nicht gehabt hatte. Das Evangelium vom Unkraute und guten Saamen ſchien ihm, wider die Spaltung der evangeliſchen Kirche, ſo gar klar zu ſeyn, wie der helle Tag; er ſah ein, daß es nicht den Menſchen zukomme, ſie zu trennen.

Da er nun überzeuget war, aber nicht beſchuldiget ſeyn wollte, daß er ſich um Geldes willen hätte bekehren laſſen; ſo legete er bey ſeiner Rückkunft eine heimliche Abſchwörung in die Hände ſeines Pfarren ab. So bald er bey Hofe erſchien, empfieng ihn der König, welcher oft geſaget hatte, ſein einziger Fehler wäre dieſer, daß er ein Ketzer wäre; mit vieler Gnade, und bezeigete: daß er ſeine Rückkehr in dem Schooß der Kirche, als einen ihm ſelbſt geleiſteten Dienſt anſähe. Der Marquis de Villette antwortete ihm: dieſes iſt die einzige Sache,

che, die ich noch gethan habe, ohne Abſicht denenſelben zu gefallen.

Gleichwohl ſann er darauf, wie er ſeine Religionsänderung auch zum Vortheile ſeines Glückes kehren möchte. Aus einem **Bekehrten**, ward er ſelbſt ein **Bekehrer**: es ſey nun, um diejenigen Sätze auszubreiten, die er für wahr hielt; oder um ſich über ſeinen Gewiſſensbiſſen zu betäuben, indem er das Gewiſſen ſeiner Freunde betäubete; oder auch, um ſich vor der göttlichen Rache und den Urtheilen der Menſchen in Sicherheit zu bringen, da es ſo viele dergleichen Sträfliche gäbe; oder endlich, weil es bequemer war, die Aufrichtigkeit einer Religionsänderung durch blinden Eifer, als durch wahre Tugenden zu beweiſen.

Die Frau von **Maintenon** hatte ihren Bruder in dem Verdachte des allerniederträchtigſten dieſer Bewegungsgründe, und beſchwor ihn: er möchte ja nicht mehr Katholicken machen; er ſelbſt aber ſollte ſuchen, ein beſſerer Katholik zu werden. Die Scheinheiligkeit der Reformirten erweckete ihr einen Abſcheu: **Es iſt ehrlos**, ſagete ſie, **abzuſchwören, wenn man nicht überzeuget iſt.** Ach! warum hat ſie ſich doch nicht allemal dieſes Lehrſpruches erinnert! dann hätte ſie ſich denen Grauſamkeiten widerſetzet, welche die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten vermehreten, und dennoch keine Ueberzeugung wirketen.

Die Familie de St. **Hermine** war feſt bey ihrer Religion geblieben. Die Frau von **Maintenon**, welche durchaus wollte, daß alles, was mit

ihr verwandt war, gut katholiſch ſeyn ſollte, ließ das Fräulein von St. Hermine an den Hof kommen, und unterrichtete ſie ſelbſt im Catechiſmus. Sie hatte viel Einſicht in die Materien der Controverſe, und die Gegenſätze der Reformirten waren ihr nicht unbekannt; ſo ſchworen denn dieſe ihre Anverwandtinnen, nach langem Widerſtreben, endlich ihre Religion ab. Man nennete diejenige Standhaftigkeit, womit man behauptete, man wäre nicht überzeuget, auch ſelbſt nachdem man es ſchon war, oder doch ſo thun wollte, als wäre man es, und ſich nicht eher zu ergeben, als bis man das ganze Feld der Controverſen durchwandert wäre, und über jedem Satze Einwürfe gemachet hätte, einen lobenswürdigen Widerſtand. Dieſer Kunſtgrif gereichete zum Lobe des Bekehrers, und machete den Bekehrten von allem Vorwurfe einer Zaghaftigkeit frey.

Gleichwohl gab es noch einige Aubignes, welche halsſtarrig waren. Um bey ihrer Religion zu bleiben, verließen ſie ihr Vaterland. Ich ſelbſt habe in Kopenhagen ein Fräulein aus dieſem Hauſe in einem Zuſtande geſehen, welcher ihrer Geburt gar nicht gemäß war. Sie beſchwerete ſich über dem Aufahren und Religionseifer der Frau von Maintenon; übrigens aber redete ſie mit vieler Ehrerbiethung von ihr.

Die Begierde der Frau von Maintenon, Proſelyten zu machen, zog ihr den Haß aller Proteſtanten zu. Sie tröſtete ſich darüber damit, daß ſie hoffete, Gott deſto beſſer zu gefallen, und mit der Ueber-

Ueberzeugung, daß ſie dem Könige gefiele, deſſen Hochachtung die Liebe, und deſſen Liebe die Ehrerbiethung vermehrete. In den königlichen Vorkammern ſah man nichts als ſie, wie ſie ſich mit dem Boſſuet und Peliſſon berathſchlagete, oder wie ſie irgend einen Hugonotten in die Kirchen begleitete. Es war eine Ehre von ihr bekehret worden zu ſeyn. Diejenigen, die den Gründen der Theologen, oder den Anerbiethungen der Verkehrer widerſtunden, die wichen den überzeugenden Einladungen einer ſo liebenswürdigen Apoſtelinn: und dieſe Eigenſchaft, ob ſie gleich ein wenig männlich ausſah, war eine große Schönheit in den Augen eines ſo gottſeligen Fürſten, als Ludwig der XIV. war; welcher ſo gar ſich ſelbſt bekehren wollte!

Sechſtes Hauptſtück.

Die Aufführung der Frau von Maintenon, gegen die Frau von Monteſpan.

Zu einer wahren Bekehrung gehören zwey Stücke. Erſtlich muß man das Böſe meiden; und dann muß man es wieder gut machen. Das erſte war geſchehen: denn ſeit vier Jahren hatte der König der Frau von Monteſpan weder etwas bewilliget, noch etwas von ihr begehret. Er hatte ſich wohl dann und wann ein wenig verirret; aber er ſchämete ſich darüber. Die Ergetzungen liebete man wohl noch; aber die Zauberey hatte ein Ende.

Das zweyte Stück ſchien der Frau von Maintenon ſchwieriger zu ſeyn. Es ſollten zwey Eheleute mit einander verſöhnet werden, deren Gemüthsart einander ſchnurſtracks zuwider waren: ſie ſollte die Zaghaftigkeit des Königes überwinden, welcher ganz beſchamet war, daß er ſeine Gemahlinn ſo lange Zeit beleidiget hätte; ſie ſollte die Gewiſſensſcrupel der Königinn bezwingen, welche ſich hatte angewöhnen müſſen, die Enthaltung als eine Tugend anzuſehen, die man ihr ſo lange Zeit zu einer Nothwendig-

*) Die Stelle, welche die Frau von Maintenon bekleidet, iſt in ihrer Art die einzige in der Welt. Es giebt dergleichen keine, und wird

wendigkeit gemachet hatte; ſie mußte beyde Beichtväter unters Joch bringen, davon man dem einen einer Laulichkeit beſchuldigte, und den zweyten des Aberglaubens überzeuget hatte.

Die Frau von Maintenon wendete zu ihrem Vorhaben die beſtändigen Beſuche des Königes bey ihr an. Ohne ihn mit Ermahnungen zu ermüden, brachte ſie ihn ſo weit, daß er ſich weiter nicht zu helfen wußte, als durch ihre Rathſchläge: es ſey nun, daß ſie ihm durch ihren Rath zeigete, wie mangelhaft die Rathſchläge der Frau von Montespan geweſen waren; oder daß ſie ihn lehrete, die Ruhe eines Gewiſſens zu beneiden, welches ſich keines Böſen bewußt iſt; oder daß ſie ſeine Beſuche mit aller der Unruhe einer Frau annahm, die gar wohl weis, daß die Welt zuförderſt ein Urtheil fället, und dann erſt unterſuchet.

Der König brachte oftmals des Nachmittags zwo Stunden in ihrem Zimmer zu, und redete ihr mit aller Freundſchaft, mit dem ungezwungenen natürlichen Weſen zu, welches ihr ihren Stand zum angenehmſten von der Welt machete*). Die Hofleute ſageten: kann man auch wohl ſo lange bey einem Frauenzimmer ſeyn, ohne gerühret zu werden? Das Frauenzimmer aber ſprach: man kann alſo in Gnaden ſtehen, ohne eine Schwachheit zu begehen?

*) auch niemals eine dergleichen geben. Man ſehe die Briefe der Frau von Sevigne.

Die Frau von Monteſpan indeſſen ſtarb faſt vor Verdruſſe: man hielt ſie nicht einmal der Ehren werth, ſie vom Hofe wegzujagen; man beſuchete ſie alle Tage, und täglich mit mehrerem Kaltſinne.

Die Frau von Maintenon war alſo ihres Obergewichtes und der Gleichgültigkeit des Königes gewiß? Ach nein! ſie zweifelte doch noch daran; allein, da ſie geſehen hatte, daß die volle Sättigung den König vielmehr von der Liebe geheilet hatte, als die Beraubung: ſo glaubete ſie, die Gegenwart der Frau von Monteſpan würde ihm vollends einen Ekel gegen ſie beybringen. Und in der That, als der König ſeine Maitreſſe ſah, gieng er von dem Haſſe gegen die Sünde, zu dem Abſcheue gegen die Perſon über, welche ihn zu der Sünde verleitet hatte. Die Frau von Monteſpan, die gleichwohl noch ſehr ſchön war, ſchien es in den Augen desjenigen Prinzen nicht mehr zu ſeyn, welcher acht Kinder mit ihr gezeuget hatte, und dem ſolches herzlich leid war.

Sie that noch einen Anfall auf ihn, um ihn wieder zurück zu bringen. Der König zeigete der Frau von Maintenon einen Brief der Monteſpan: welcher voll von dem Feuer der erſten Jahre ihrer Liebeshändel war, und befahl ihr, zu dieſer Unſeligen (dieſes Wortes bediente er ſich), zu gehen, und ihr zu ſagen: er möchte nicht mehr von ihr geliebet ſeyn, und ließe ſie ermahnen, ſich gegen ihn eine gleiche Kaltſinnigkeit anzugewöhnen.

Die

Die Frau von Maintenon richtete diesen Befehl mit so vielem Eifer aus, welcher wohl anzeigete; daß sie für ihren guten Namen so sicher wäre, als für ihre Tugend: denn, wäre sie sträflich, oder einer Schwachheit wegen angeklaget, oder auch einer Nebenbuhlerey beschuldiget gewesen, so würde sie ja einer andern nicht eine Leidenschaft haben aufrücken können, die sie selbst gefühlet hätte?

Dieser Ausspruch nun war ein Donnerschlag für die Frau von Montespan. Bald ward sie über diejenige wüthend, die ihr denselben ankündigte; bald suchete sie dieselbe durch Entschuldigungen und Versprechungen zu gewinnen. Versprechungen! sagete die Frau von Maintenon, ich begehre nur eine einzige von Ihnen; allein, Gott, der König, und Ihre eigene Ehre fodern sie zugleich mit mir: Versprechen Sie mir aufrichtig Ihrer Leidenschaft zu entsagen. Ach! erwiederte die Frau von Montespan: es wäre eben so viel, Sie rissen mir das Herz aus der Brust!

Als die Frau von Maintenon von diesem Besuche zurück kam, begegnete ihr ein Hofmann, welcher ihr sagete: es gehe die Rede, der König entsagete allem Frauenzimmer, und Sie wären schuld daran. Wollte Gott, erwiederte sie, und sollte michs auch auf dieser Stelle das Leben kosten! Dieß sagete sie mit aller Standhaftigkeit derer Seelen, welche auch mitten am Hofe über der Tugend nicht erröthen.

Man berathſchlagete, ob man die Frau von Monteſpan ins Elend verweiſen wollte. Die Frau von Maintenon erſparete ihr aus Mitleiden dieſen letzten Streich. Allein ſie belagerte ſie mit Gewiſſensräthen, welchen man eingebunden hatte, ſie ſollten ſie ermahnen, ſich ſelbſt zu verbannen. Sie aber überredeten ſie nicht. Der Hof war ihr gar zu unentbehrlich geworden, ſeit dem ſie an demſelben eine überflüſſige Perſon war. Der König ließ ihr indeſſen alle äußerlichen Merkmaale der höchſten Gunſt. Die Hofleute mußten nothwendig allemal einen Abgott haben, und die Frau von Maintenon wollte es durchaus nicht ſeyn.

Indeſſen kamen doch alle Gnadenbezeugungen auf dieſe letztere an. Die Frau von Monteſpan, die immer noch das Anſehen haben wollte, als hätte ſie viel zu ſagen, wendete ſich allezeit an dieſelbe, wenn entweder die Gewohnheit Fürbitten einzulegen, oder die Ehre etwas erhalten zu haben, ſie bewog, ihren Schutzgenoſſen beyzuſtehen. Die Frau von Maintenon war ſo unfähig zu haſſen, als etwas abzuſchlagen; ſo, daß zuletzt die Frau von Monteſpan durch diejenige Frau regierete, welche zehn Jahre lang durch ſie geherrſchet hatte.

Der Pater de la Chaiſe, welcher dem Herzen des Königes nicht hatte zuvorkommen können, indem er ihm noch kein völliges Vertrauen abgewonnen hatte, fürchtete, er möchte zweifelhaft ſeyn, zwiſchen der Frau von Monteſpan und der Tugend zu wählen; und die Herrſchaft, welche die Maitreſſe noch immer behielt, prophezeihete ihm, die Tugend

würde

würde ſchwerlich die Oberhand behalten. Er gab alſo demjenigen Jeſuiten, der immer vor dem Könige predigte, Befehl, einmal von dem Rückfalle zu predigen. Dieſe Predigt gelung; und Ludwig, damit er nicht zurück fallen mochte, wollte ſich durch das heilige Abendmal ſtärken. Der Pater de la Chaiſe ſchlug ihm die Beichte ab, und wendete eine Krankheit vor; gleich als ob er nicht beſſer gethan hätte, ihn beichten zu laſſen, und alsdann ihm die Abſolution zu verſagen? Der König ſchrieb ihm mit eigener Hand, er möchte wiederkommen; er ſollte mit ihm zufrieden ſeyn. Weiter weis man nicht, was unter dem Beichtkinde und dem Beichtiger vorgefallen iſt; allein ſo viel iſt gewiß, daß er die Frau von Monteſpan niemals wieder unter vier Augen geſehen hat, welche indeſſen doch allemal ihren alten Platz behielt.

Die Andächtigen, und ſo gar die rechtſchaffenſten Leute murreten auch, daß ſie an demjenigen Orte noch immer ſo viel Macht behielt, welchem ſie ein ſo großes Aergerniß gegeben hatte. Sie ſageten: **Wie kann man doch glauben, daß dieſer Umgang abgebrochen ſey, da die beyden Verliebten einander noch täglich beſuchen?** Vor „Franciſco dem I. blieben doch die Sünden unſe„rer Könige noch im Verborgenen; und hierdurch „ſchienen ſie ſelbſt dieſelben zu verdammen. Ihr Volk „wenigſtens, war weder das Schlachtopfer noch ein „Zeuge davon; ſie hatten das Herz doch nicht, auch ihre „liebſte Maitreſſe, den Verehrungen des Hofes darzuſtellen: und wir, wir ſollen heute eine Maitreſſe an-

„bethen, die es gar nicht einmal mehr ist? Daß der „König die Montespan geliebet, und sie in Anse„hen gesetzet hat, das war schon eine große Schwach„heit; allein es war doch auch nichts mehr, als eine „Schwachheit; daß er sie aber nicht mehr liebet, „und ihr gleichwohl alle Gunst läßt, das ist eine „Niederträchtigkeit! das heißt, die Wirkung länger „hinaus dehnen, als die Ursache; wer aber das La„ster ehret, der unterdrücket die Tugend...

Der Abt Gobelin wiederholete der Frau von Maintenon diese Reden oft, welche sie zwar sehr billigte, aber sie dem Könige nicht wiedersagen dorfte: der König konnte noch nichts anders vertragen, als nur halbe Wahrheiten. Sie fürchtete einen Geschmack zu erwecken, welcher bereits dadurch halb gedämpfet war, weil man ihm widersprach. Uebrigens war es gefährlich, einen Menschen durch dornigte Wege zu seiner Seligkeit zu führen, welcher noch in die Rosen der Liebe vergaffet war.

Ludwig hatte der Frau von Montespan, nur aus Hochachtung gegen die Frau von Maintenon entsaget. Sein Gewissen warf ihm nichts vor: und er war noch nicht zärtlich genug, sich dasjenige aufzurücken, was das Volk ihm vorwarf. Er lievete zwar die Andächtige; aber er hassete die Andacht: und der Vorschlag, die Mutter seiner Kinder öffentlich zu beschimpfen, schien ihr die höchste Raserey zu seyn. Man mußte daher den König erst zu einem weisen Manne machen, ehe man ihn zu einem Christen machen konnte.

Siebentes Hauptſtück.

Die Aufführung der Frau von Maintenen in Anſehung der Königinn.

Der Hof reiſete nach Chambor ab, und Frau von Monteſpan ward von dieſer Reiſe ausgeſchloſſen. Die Königinn genoß alhier mehr Vergnügungen, als ſie ſich vermuthet hatte. In der Fülle ihrer Freuden, gab ſie der Frau von Maintenon ſo viele Merkmaale ihrer Achtung, als Bezeigungen der Hochachtung die Königinn von dem Könige ſelbſt empfieng. Sie ſchmäuchelte ſich, daß ſie noch liebenswürdig wäre; ſo ſehr ſchien die Ehrfurcht des Königes gegen ſie, aufmerkſam und zärtlich zu ſeyn. Ich glaube ſagete ſie, daß Gott mir die Frau zugeſchicket hat, um mir dasjenige Herz wieder zuzuwenden, welches die Monteſpan mir abwendig gemachet hatte.

Die Herrſchaft der Frau von Maintenon konnte durch nichts beſſer beſeſtiget werden. Die Königinn dankete ihr, daß ſie diejenigen Triebe ihr zuwieſe, die ſie für ſich ſelbſt hätte behalten können. Alle Hofdamen bewunderten eine Aufführung die ſie nicht begreifen konnten: ſogar diejenigen Hof-Cavaliere welche doch ſelbſt ohne alle Sitten lebeten, waren froh, daß der König geſittet ward; es mochte nun aus Belieben an der Veränderung, oder weil man des Laſters ſatt war, oder des Reizes der Tugend wegen, geſchehen.

Keine

Keine Lieblinginn war noch der Frau von Maintenon ähnlich geweſen, keine war ſo geehret worden, und keine hatte ſich ſo wenig ehren laſſen, als dieſelbe. Sie ſah daß der Landesherr Geſetze von ihr annahm; die Königinn hieng von ihr ab, die Staatsräthe erfülleten ihr Vorzimmer; und ſie wurde nichts minder als aufgeblaſen, ſondern vielmehr verwirret und beſchämt darüber. Sie ſtellete ſich mit ihrem Glücke in gleichem Paare, dadurch, daß ſie ihr Glück zu groß für ſich hielt. Die Prinzen ſelbſt bücketen ſich ohne Widerwillen vor einer Frauen, welche entweder zu furchtſam, oder zu beſcheiden war, dieſe Ehre zu misbrauchen. Louvois ganz allein war eiferſüchtig.

Die Dauphine war nicht mit in Chambor, ſo daß die Gunſt der Frau von Maintenon offenbar von der Freundſchaft des Königes gegen dieſe Prinzeßinn unabhängich zu ſeyn ſchien. Am Tage Franciſci, als ihrem Jahrstage, bekam ſie von der Königinn ihr Portrait, ſehr reich mit Juwelen beſetzet. Dieß war eine Gnadenbezeigung die nur ihr allein geſchah, und welche die Frau von Maintenon über alles ſchätzete. Frau von Monteſpan hatte nichts dergleichen bekommen. Sie ſtrebete zwar nach einer eben ſolchen Gnade: allein man gab ihr zu verſtehen, daß ſolche Geſchenke nur aus Hochachtung kämen.

Indeſſen währeten die Unterredungen unter vier Augen ſo lange, daß der ganze Hof denſelben nachſann und die ganze Stadt, davon redete. Die Frau von Chamarante holete die Frau von Maintenon

tenon vor aller Menſchen Augen ab, und brachte ſie wieder vor aller Welt heim. Man konnte eine Gunſt von ſo neuer Art gar nicht begreifen. Kein Freund kann gegen ſeinen Freund ſo viel Aufmerkſamkeit haben, als der König gegen die Frau von Maintenon hatte. Dieſe lehrete ihn ein ganz neues Land kennen; ſie zog aus ſeiner Seele Empfindungen heraus, die ihm bis dahin unbekannt geweſen waren, und ließ ihn die Glückſeligkeit des Genuſſes einer zärtlichen und gegründeten Freundſchaft genießen, welche ohne Zwang, ohne heftige Leidenſchaft, und ſonder Unruhe war.

Oftmals unterbrach ſie die lebhafteſten Unterredungen, mit Betrachtungen über denjenigen, was die Königinn erlitten hätte; und mit Ermahnungen, wie der König dieſes alles wieder gut machen müſte. Der König gab ſolchen uneigennützigen und häufigen Rathſchlägen nach; er verließ ſie aus Liebe zu ihr, gieng zu der Königinn, und redete zu ihr mit eben der Freundſchaft, wie er gegen die Frau von Maintenon gethan haben würde, deren Bild er im Herzen hatte. Endlich verſchwand das Blendwerk; er ſah an ihr nichts mehr als ſeine Frau, und verfiel wieder in ſeine erſte Kaltſinnigkeit.

Unterdeſſen gewann er einen Geſchmack an ernſthaften Zeitkürzungen; vergaß allmählig die Lüſte der Jugend; und nachdem er die Königinn ſonder Widerwillen betrachtet hatte, welche vor Andacht und Eiferſucht veraltet war, fand er an der Frau von Maintenon unzählige Reizungen. Er hieng

der

der Königinn täglich mehr an, und täglich brach er diese Treue durch Empfindungen, die er gegen eine andere hegete. Seine Einbildungskraft, welche von Begierden entzündet ward, versüßeten ihm die Wollüste des Ehstandes, welche doch für einen Mann, der noch sonst etwas liebet, so abgeschmackt sind: und wenn die Tugend dem Ehstande niemals mehr zu Hülfe gekommen ist, so hat auch niemals der Ehstand, der Tugend mehr Dienste geleistet.

Die Königinn, welche dieser lebhaften Zärtlichkeiten durch eine zwanzigjährige Kaltsinnigkeit, entwöhnet war, freuete sich darüber; aber sie wußte ihr nicht zu begegnen. Als der König sie einmal zu sich bitten ließ, wußte sie nicht, ob sie kommen sollte, oder nicht. Frau von Maintenon, welche diese vertraute Zusammenkunft angestellet hatte, begleitete sie zu ihm, und unterstützete sie. Denn so groß war die natürliche Furchtsamkeit dieser Prinzeßinn; oder so groß war die Furcht, welche der König einflößete, daß sie die ganze Zeit über, da er mit ihr redete, in vollem Zittern war. Endlich ließ sie nach ihn zu scheuen; und endlich ward die so lange gewünschte Einigkeit vollkommen. Sie antwortete auch einer von ihren Hofdamen, die sie wider die Frau von Maintenon aufhetzen wollte: warum sollte ich eifersüchtig seyn? der König ist noch niemals so gut mit mir umgegangen.

Die Frau von Richelieu war ein Zeuge von dem Siege der Frau von Maintenon; sie lernete die Tugend kennen, und grämete sich, daß sie von der-

derſelben abgewichen war. Der Neid erſtickete die Freundſchaft. Sie meynete: ihr käme es zu, die beyden Eheleute wieder zu vereinigen, die ſie doch ſelbſt entzweyet hatte; und da ſie eben ſo begierig war, das Gute als das Böſe zu thun, daſern es ihr nur eben ſo viel einbrachte, ſo ſagete ſie: ſie hätte allezeit eine Mittelsperſon abgegeben, ſie wäre auch noch dazu bereit; und wenn der König ſich bekehren wollte, ſo würde ſie ihn gar wohl bekehren. Sie ſtreuete einen Saamen der Uneinigkeit unter der Königinn und Dauphine aus, und ſchob die Schuld auf die Frau von Maintenon.

Indeſſen hätten beyde Prinzeßinnen ſich recht gut zuſammen ſchicken ſollen: beyde waren andächtig, beyde wurden bey Seite geſetzet; beyde waren unglücklich. Gleichwohl liebten ſie einander nicht; ſie beſuchteten ſich ſehr ſelten, und vernachläßigten einander zuweilen auch wohl, ſo viel als Perſonen von ſo hohem Stande einander vernachläßigen können. Anſtatt nun, daß ſie dieſes ihrem widerſprechenden Character hätten zuſchreiben ſollen, welche Antipathie noch ſtärker war, als die Sympathie ihrer Schickſale: ſo hatten ſie die Frau von Maintenon im Verdachte, welcher man doch lediglich die ganze Einigkeit zu danken hatte, die noch bey Hofe zu finden war.

Frau von Maintenon welche einzig damit beſchäfftiget war, den Frieden allenthalben zu ſtiften, wo ſie auch nicht zugegen war, ward durch einen ſo beleidigenden Verdacht empfindlich gerühret, und erſtau-

erſtaunete eben ſo ſehr über der Bosheit der Menſchen, als ob ſie erſt anfienge dieſelben kennen zu lernen. Bey der Königinn rechtfertigte ſie ſich gar bald; die Dauphine aber wollte ſie gar nicht vor ſich laſſen. Sie ſelbſt war eiferſüchtig über der Gunſt, darinnen ihre Staatsdame ſtund: ſie befürchtete, man möchte ſie auf andere Gedanken bringen, weil ſie ſich entſchloſſen hatte, ſie nun einmal zu haſſen. Frau von Richelieu, welche die Frau von Maintenon als den gefährlichſten Kopf von der Welt abmalete, beſchwor dieſelbe, ſich gar ſehr vor einer mündl. Erklärung zu hüten. Die Dauphine alſo, welche ohnedem ſchon einſam genug gelebet hatte, ſperrete ſich vollends noch ärger ein. Der König ließ die Frau von Maintenon täglich zu ſich holen; und um ſie wegen ihrer Verdrießlichkeiten zu tröſten, gieng er auch wohl ſelbſt zu ihr.

Sie aber war über dem Schimpfe, welchen man ihrer Gemüthsart angethan hatte, gar zu empfindlich gerühret, als daß ſie es nicht auch gegen dieſe neue Ehre ſeyn ſollte. Sie ſagete dem Könige: „ſie „könne die ungerechten Blicke der Dauphine unmöglich ertragen, noch einer gebiethenden Frau „dienen, von der ſie als eine Feindinn angeſehen „würde. Sie hätte allemal geſuchet Frieden zu ſtiften: „und da ſie das Unglück hätte, eine Urſache der Uneinigkeit bey Hofe zu ſeyn, ſo wäre es ihre Pflicht „ſich weg zu begeben. Es wäre kein Opfer zu erſinnen, welches ſie dem Frieden nicht herzlich gern „bringen wollte.„

Der

Der König glaubete, daß wenn alle dieſe Mißhälligkeiten ins Licht geſetzet wären, ſo würden ſie ſich von ſelbſten heben. Die Königinn, die Dauphine und Frau von Maintenon, unterredeten ſich lange Zeit mit einander in ſeiner Gegenwart; aus welcher Unterredung ſo viel heraus kam: daß die Frau von Richelieu ſehr neidiſch, und die Frau von Maintenon ſehr unſchuldig wäre. Sie bezeugeten alle einander öffentlich ihre Reue, daß ſie ſich geirret hätten. Die Dauphine führete ſie ſo gar in ihr Zimmer zurück, und bath ſie, das Vergangene zu vergeſſen; die Königinn aber fragete weiter niemanden um Rath, als ſie.

Indeſſen ſchmerzete es die Frau von Maintenon von neuem, daß ſie auf Koſten der Herzoginn von Richelieu gerechtfertiget ſeyn ſollte? Sie hatte bey dem ganzen Hofe nur eine einzige Freundinn; und dieſe Freundinn hinterging ſie! Ja, wenn es noch die Frau von Monteſpan geweſen wäre! aber die Herzoginn von Richelieu! der ſie alles zu danken hatte? Sie mußte ſich indeſſen einmal nach ihrem Schickſale bequemen, daß ſie ihre Wohlthäterinnen, weder lieben noch hochſchätzen konnte! Dieſe nur gar zu richtigen Betrachtungen, waren ihrer Gemüthsart eben ſo nachtheilig, als ihrem Glücke. Sie fing an mistrauiſch zu werden, und dieſer Fehler vermehrete ſich mit den Jahren. Da ſie täglich ein Augenzeuge von hundert Treuloſigkeiten war, ſo ward ihr alles verdächtig. Sie glaubete, ſie wäre von lauter falſchen Freunden umringet, und verhielt ſich auch ſelbſt gegen die redlichen Freunde, nicht,

als ob ſie dieſelben nicht einmal haſſen würde, ſondern als ob dieſelben ſie einmal anfeinden könnten. Hieraus [illegible]wuchs diejenige Liebe zur Einſamkeit, welche an d[illegible]telle der Liebe zur Freyheit trat; die große Behutſamkeit in allem was ſie ſchrieb; ihr Widerwillen gegen alle Welthändel, aus Furcht neue Ränke darinnen zu entdecken; ihr beſtändiger Kampf zwiſchen der Offenherzigkeit und Vorſichtigkeit, und endlich ihr ſo beliebter Grundſatz, welcher leider nur gar zu wahr iſt: Man wird täglich, auch von Freunden hintergangen, die man ſchon dreyßig Jahre gekannt hat.

Der König erzürnete ſich ſehr über die Frau von Richelieu, und würde ſie verwieſen haben, wenn die Frau von Maintenon ihn nicht beſänftiget hätte, indem ſie ihm ſagete: Klätſchereyen gegen Klätſchereyen gerechnet! ſo ſind doch diejenigen die man kennet, beſſer als die, welche man nicht weis.

Achtes Hauptſtück.

Der Tod der Königinn.

Frau von Maintenon war bey allen Reiſen zugegen, die der König in das Burgundiſche, nach dem Elſaß, oder der Saar that, allwo er allenthalben fliegende Läger hatte, um ſeine Soldaten in der Ordnung, und ſeine Gränzplätze in gutem Stande zu erhalten. An dieſen Orten that ihr der König Ehrenbezeugungen an, welche die Gunſt, worinnen ſie ſtand, noch mehr bemerketen, und die ſie alle an die Königinn zurück wies.

Indem er von Straßburg zurück kam, ward die Königinn krank, und der König ſchien ſehr betrübt darüber zu ſeyn. Die Frau von Maintenon ſuchete theils den König zu tröſten, theils der Königinn beyzuſtehen, welcher ſie mit rechter Begierde dienete. Die Aerzte hatten ſchon alle Hoffnung aufgegeben; und der ganze Hof zerfloß in Thränen, es ſey nun aus Betrübniß, oder aus Nachahmung. Der Dauphin bath mit Schluchzen um die Erlaubniß, von ſeiner ſterbenden Frau Mutter noch den letzten Segen zu erhalten; der Beichtvater unterließ auch nichts, wodurch dieſer Anblick, welcher den König ſo lebhaft rührete, demſelben zu ſeiner Erbauung dienlich gemachet werden konnte.

Die Königinn kam zu Sprache und Geſicht, rief die Frau von Maintenon zu ſich, welche ſich

versteckt hatte, um ungestört zu seufzen und zu bethen. Sie zog ihren Ring vom Finger, und gab ihn ihr: es sey nun aus einer geheimen Ahndung dessen, was geschehen würde, oder um ihr ein unverdächtiges Merkmaal ihrer Achtung zu hinterlassen; oder dem Könige die Wahl anzuzeigen die er thun sollte, wenn er sie einmal über das Vorurtheil erheben wollte.

Als sie nun an diejenige Stunde kam, da dem Menschen alles klein vorkömmt, außer der Tugend, so griff sie sich selbst in Ansehung der einzigen Frau an, der man an dem verderbtesten Hofe von der Welt, nicht das mindeste vorrücken konnte. Die Zunge erstarrete ihr in währendem Reden, und man horete nur noch einige Worte, welche durch Seufzer unterbrochen wurden.

Frau von Maintenon wollte sich ihres Schmerzens bemeistern; und kam nicht sonderlich damit zurechte. Sie predigte auf das herzhafteste vom Christenthume, und erfüllete einen Augenblick darauf das Zimmer mit nur halb unterdrücktem Geschreye.

Wer wird nun wohl solche Thränen für redlich halten? derjenige, welcher ihr Schritt vor Schritt folget, und bemerket, daß sie ihren einzigen Beystand bey Hofe verlor: nicht eine Königinn; denn die beweinet man so aufrichtig nicht; aber eine Freun-

*) Maria Theresia, Infantinn von Spanien, den 20sten September 1638. gebohren, den 4ten Junius 1660. zu Fontarabien vermählet, war Regentinn im 1667.

Freundinn, die vornehmſte Frau im Lande, der ſie die erſten Dienſte geleiſtet hatte, und auf welche ein Anſchlag gerichtet war, der ſie ganz allein beſchäfftigte.

Ich überlaſſe hier den Spottvögeln diejenigen hämiſchen Muthmaßungen, welche glauben: ein Glück ſey vorbereitet und vorausgeſehen worden, welches man noch kaum für möglich halten konnte; inſonderheit in demjenigen Augenblicke, darinnen die äußerſte Zärtlichkeit natürlicher iſt, als die Ueberlegung. Jene ſahen allezeit die Frau von Maintenon, wie ſie bereits Königinn von Frankreich wäre; und betrachteten niemals die Staatsdame, wie ſie aus Andacht, vielleicht auch aus Liebe, ja wenn man will, auch aus Eigennutz zitterte: daß der König ſich einer Frau überlaſſen würde, deren erſter Schritt ein Fall, und deren erſte Bedingung, die Ungnade der ungeſtümen Andächtigen ſeyn würde.

Sobald die Königinn *) erblichen war, gieng die Frau von Maintenon, die nicht aus ihrem Zimmer gewichen war, davon, um ſich nach Hauſe zu begeben. Allein der Herzog von Rochefoucault, ein Liebling, welcher der Frau von Monteſpan ſein Glück zu danken hatte, ergriff ſie herzhaft bey dem Arme, und ſagete zu ihr: Hier iſt es nicht rathſam, gnädige Frau, daß ſie ſich wegbegeben.

Mm 3

1657. und 1672ſten Jahre, nämlich in währenden Reiſen nach Flandern und Holland, und ſtarb zu Verſailles den 30ſten Jul. 1683. um drey Uhr Nachmittags in ihrem fünf und vierzigſten Jahre.

ben. Der König ist in solchen Umständen, daß er Ihrer nöthig hat.

Ludwig indessen schien nur mittelmäßig betrübt zu seyn. Seit drey und zwanzig Jahren, sagete er ganz kaltsinnig, ist dieses die erste Betrübniß, die sie mir verursachet. Zuweilen hatte sie seine ungetreuen Streiche wohl durchkreuzet; aber nur selten hatte sie ihm Vorwürfe darüber gemachet: entweder, weil sie geglaubet hatte, die Klagen helfen doch nichts; oder weil sie dieselben zu schlecht für sich hielt, denn ihre Seele war an sich selbst erhaben genug. Eine einzige Antwort kann hiervon zeugen, welche sie demjenigen Beichtvater gab, der sie über alle Sünden ihres vorigen Lebens befragete, und ihr rund heraus die Frage vorlegete: ob sie vor ihrer Vermählung nicht einige fleischliche Begierden gehabt hätte; da sie nun vergaß, daß sie mit einem Manne redete, der an Christi Statt da war, antwortete sie: Nein, nein! es war kein König an meines Vaters Hofe.

Sie war wirklich eine Heilige; Ludwig aber mußte eine Frau haben. Die Königinn hätte ihrer Gemüthsart nach eine Carmeliterinn seyn sollen, und das Schicksal hatte sie auf einen Thron gehoben. Sie besaß alle Tugenden, nur die nicht, die ihrem Stande gemäß gewesen wären. Aus Andacht gieng sie sehr oft in die Kirche, indem eben der König sie zu sich rufen ließ: und ihr Beichtvater, welcher

ihr alle Pflichten hätte vorschreiben sollen, die den König auch zu seiner Pflicht verbunden hätten, wiegete sie, mit, ich weis nicht was für Begriffen ein, die sich auf die Aufopferung und Versagung auch der rechtmäßigen Ergetzungen gründeten.

Nichts hatte Ludwigen von der Andacht mehr abgeschrecket, als dieses Hirngespinnst von Reinigkeit. Ich habe ihn gar wohl gekannt, sagete die Frau von Maintenon, und ich weis es aus eigener Erfahrung: hätte er eine vernünftige Frau gehabt, so würde er sich niemals nach einer andern gesehnet haben.

Neuntes Hauptstück.

Die Liebe des Königes zur Frau von Maintenen.

Frau von Maintenon tröstete den König auf rechten Ernst über seine Betrübniß, die er nur Wohlstands wegen annahm. Sie stellete ihm vor, daß Gott ihm durch dergleichen Fälle eine Wohlthat erwiese, und indem er ihm seine Frau nähme, ihn für sein Kind ansähe. Sie beschwor ihn denen Lüsten zu entsagen, die er zu sehr geliebet hätte; und welche der Himmel entweder durch Widerwärtigkeiten, oder durch Unbußfertigkeit bestrafete. Der König versprach ihr alles; allein, indessen daß sein Mund ganze Aufsätze von Bußfertigkeit hersagete, machte sein Herz unfehlbar schon neue Liebesanschläge.

Folgenden Morgen kam Louvois zu ihr, und bath sie im Namen des Königes, sie möchte ihm doch nach St. Cloud folgen; zugleich hatte er Befehl, die Dauphine von dieser Reise abzuhalten. Er wollte trey seyn, und die Gegenwart dieser Prinzessinn hätte ihn nur im Zwange erhalten. Der Staatsminister ließ also der Dauphine eine Aderlaß vorschreiben, unter dem Vorwande, daß sie schwanger wäre; beredete sie, im Bette zu bleiben, und ließ, gleichsam als von ungefähr, einige Ausdrücke von der Reise nach St. Cloud mit einfließen.

Die

Die Dauphine ſagete: ſie wollte auch mit dabey ſeyn. Man ſtellete ihr ihren Zuſtand vor, und ſagete ihr dieſe wichtigen Worte: der König brauchet eben nicht dergleichen Proben von Eurer Königl. Hoheit Freundſchaft; aber das Königreich hat einen Prinzen nöthig. Sie gerieth außer ſich, als ſie hörete, daß Frau von Maintenon allein mitreiſen würde; und der ganze Hof erſtaunete ebenfalls darüber. Man konnte ſich nicht verſtellen, daß eine ſo ſtandhafte Frau ſo bald ſollte überwunden worden ſeyn; und man konnte nicht glauben, daß Ludwig nicht die Abſicht hegen ſollte, ſie zu überwinden. Zwar leidet ein tiefer Schmerz die Einſamkeit; allein von des Königes ſeinem wußte man, daß er ſehr mäßig war. Man fragete einander: ob er es denn etwa ſeiner Majeſtät für ſchimpflich hielte, öffentlich betrübt zu ſeyn? oder, ob er etwa die Schande, daß er nicht betrübt wäre, in der Einſamkeit verbergen wollte? oder ob man ſich über den Verluſt einer Ehegattinn, nur mit einer liebenswürdigen Frau tröſten könnte?

Dieſe Reiſe währete fünf Tage, und dieſe fünf Tage waren die betrübteſten von der Welt. Frau von Maintenon hörete nicht auf, die Königinn zu beweinen: und der König bezeugete ihr beſtändig, daß ihm ihre Traurigkeit noch naher gienge, als der Verluſt der dieſelbe verurſachete. Da er aber ſah, daß ihre Thränen kein Ende nahmen, fieng er an ihrer zu ſpotten, und ſagete die Gräfinn von Caylus in ihren Souvenirs: ich wollte eben nicht Bürge ſeyn, daß meine Baſe nicht im Grunde ihres

Herzens eben das gedacht hat, was der Graf von Guiche der Aufseherinn des Flügelwerks antwortete, welche tausend Ursachen angab, sich über den Tod ihres Mannes zu trösten, worüber er sie beklagete: O! wenn ihr die Sache auf diesen Fuß nehmet, so frage ich auch nichts darnach.

Der König machete einen Schluß von ihren Empfindungen gegen die Königinn, auf diejenigen, die sie gegen ihn selbst hatte. Da er nun selbst liebete, und gewiß war, daß er wieder geliebet würde, so ward er erfreuet, daß er es auch sagen dorfte; und vermuthlich ward die Frau von Maintenon auch nicht böse, daß sie es hörete. Diese gegenseitige Liebe, welche bis dahin derjenigen selbst vielleicht noch unbekannt geblieben war, die sie gewirket hatte; diese Zärtlichkeit, die der König unter dem Namen von Hochachtung und Geschmack verborgen; die Maintenon aber unter dem Deckmantel von Erkenntlichkeit verhüllet hatte, sollte endlich einmal in ihrer natürlichen Gestalt erscheinen, da sie nicht mehr durch den Wohlstand zurück gehalten ward, der sie unterdrücket hatte. Der Königinn Tod ertheilete ihrer beyder Herzen die Freyheit: nunmehr konnte Ludwig ohne Verbrechen lieben, und Frau von Maintenon konnte sich ohne Gewissensbisse lieben lassen.

Allein es war doch allemal eine Leidenschaft, und folglich dorfte man derselben nicht trauen; Empfindungen waren es, die ehrlich waren; allein sie konnten auch wohl schändlich werden: indessen minderte die Vorsichtigkeit diese Gefahr. Man hatte weder

die

die Macht, dieſelben zu bemeiſtern, noch auch, ſich unterwürfig zu machen; doch ſo viel Macht beſaßen ſie noch, daß ſie ſelbſt von ihnen nicht bezwungen wurden, und daß ſie ſo gar dieſelben noch verbergen konnten. Ludwig ſuchete ſeine Empfindungen kund zu machen, und man wies ihn allemal mit der allerſtärkſten Ehrerbiethung zurück.

Der König, welcher vielleicht zum erſtenmale den Streit zwiſchen der Liebe und Tugend in ſich empfand, gerieth auch zum erſtenmale in Verwirrung; er furchte ſich faſt ſo ſehr, als er liebete.

Der Tod des Grafen von Vexin both der Liebe eine günſtige Gelegenheit dar. Frau von Maintenon hatte dieſen Prinzen erzogen und beweinete ihn bitterlich: Ach! ſagete der König zu ihr, wie angenehm müßte es ſeyn, von einer Perſon geliebet zu werden, die ſo zärtlich zu lieben weis! Mehr ſagete er nicht, und zitterte, daß er ſchon zu viel geſaget haben möchte. Frau von Maintenon that, als hörete ſie dieſes nicht. Allein der König, welchem dieſes Bekenntniß ein wenig Luft gemachet hatte, redete nach der Zeit ſo mit ihr, als ob man ihm geſtanden hätte, man hätte es gar wohl gehöret.

Man kann ſich leichtlich die Freude beyder Perſonen vorſtellen. Der König genoß das Vergnügen, ein ſo lange Zeit verhöhltes Geheimniß ausgekundſchaftet zu haben, und Frau von Maintenon der Freude, daß ſie richtig errathen hätte.

Eine

Eine Frau sey so andächtig als sie auch wolle, so sieht sie doch eine Mannsperson nicht mit gleichgültigen Augen vor sich auf den Knieen liegen: und die Frau von Maintenon erblickete in dieser Gestalt ihren König, ihren Wohlthäter; den liebenswürdigsten König, den großmüthigsten Wohlthäter.

So oft sie die Augen auf den Ring der Königinn warf, und auf diejenigen Briefe, die sie über den Tod dieser Prinzeßinn trösteten, hoffete sie vermuthlich so viel von ihrem Glücke; als ob sie selbst bereits Königinn gewesen wäre, und denjenigen Hof vor sich auf den Knieen hätte liegen sehen, dessen aufrichtige Verehrungen die Wahl des Landesherrn zu rechtfertigen schienen. Allein! wenn sie dieses alles mit ihrem vorigen Stande verglich, konnte sie es wohl für etwas anders, als für bloße Hirngespinste halten?

In währendem diesem Kampfe zwischen den schmäuchelhaften Vorschlägen der Liebe und den strengen Rathschlägen der Pflicht, entstund eine Unruhe, und solche Bewegungen, die ihr den Hof vergälleten, die sie aber gleichwohl nicht von demselben losmacheten. Sie hatte gar zu große Begriffe vom Könige, und gar zu kleine von sich selbst; sie erröthete an Ludwigs statt, über der Leidenschaft, die sie selbst in ihm erreget hatte, und machete sich einen Vorwurf aus der Ehre, daß sie geliebet würde: gleich als ob solches ein Schimpf für den Liebhaber gewesen wäre. Es schien ihr unanständig zu seyn, in demjenigen Alter noch zu lieben, da man aufhöret

zu

zu gefallen, und klagete sich selbst einer Arglist und Schwachheit an.

Indessen konnte der König ohne sie nicht mehr leben. Er fand keine Ruhe, kein Vergnügen, als bey ihr. Er unterredete sich, er spielete, er vertrieb sich die Zeit, lediglich mit ihr allein. Bey der Jagd, auf dem Felde, bey dem Kriegsheere, verfiel er gleich in Traurigkeit, so bald sie sich entfernete. Wer nicht mehr die ungestümen Lüste der Jugend fühlet, der begehret auch deren Reizungen an der Person die er liebet, nicht mehr. **Ludwig** vergaß, daß sie nicht mehr jung wäre, und wünschete nicht einmal, daß sie es noch seyn möchte. Alles was ohne die frische Jugendblüthe schön seyn kann, das war noch schön an ihr. Die Hände, die Arme, waren ungemein schön; der untere Theil des Gesichts überaus angenehm; ihre Gestalt schlug die majestätischsten bey Hofe zu Boden; ihre Augen waren feurig und funkelnd, so daß man alles errathen konnte, was sie sagen wollte; und ihr Lächeln so richtig abgemessen, daß man errathen konnte, was sie gesaget hatte. Ihr Gesicht war so überaus weiß, und so voller Leben, daß es schien, das Feuer schlüge mitten durch den Schnee hindurch. Ihr Witz war dem jüngsten Witze gleich. Ihre Brust war noch so schön, oder man muthmaßete doch, sie wäre noch so schön; daß, als einsmals eine Menge Masquen durch eine Thüre drang, allwo die Frau von **Maintenon** eben auch durchgieng, eine von jenen sich nicht enthalten konnte, eine Verwegenheit mit der Hand zu begehen. **Ach!** rief sie aus, **das ist der Dauphin**; in

in ganz Frankreich wäre sonst kein anderer so keck! Und er war es auch in der That *).

Es war daher kein Wunder, daß der König eine Frau heftig zu lieben anfieng **) deren Schönheit nicht veraltete, und welche dasjenige was sie an Annehmlichkeiten verloren hatte, durch den allersinnreichsten Putz, durch eine Anmuth die allen Menschenaltern wohl steht, durch Bescheidenheit, als der größesten von allen, und durch hundert angenehme Dinge ersetzete, die dem Gesetze der Zeit nicht unterworfen sind.

Sie überhäufete den König mit Strengigkeiten, und konnte doch seiner anhaltenden Besuche nicht los werden. Vergeblich gab sie Krankheiten, oder Beschäfftigungen vor, um sich von denen Lustreisen abzusondern die man ihr vorschlug; man ließ keine Entschuldigung gelten. Sie schlug aus, in währender Schwangerschaft der Dauphine, nach Fontainebleau mitzugehen: allein der König befahl ihr, sie sollte und müßte folgen.

Lou-

*) Man sehe die Handschriften der Frau von Aumale; die Memoires des Abts von Choisy; die Memoires von Perou; und die Briefe der Frau von Coulanges.

**) Memoires des Marquis de Fonquieres.

*) N d'O, welche mit Bernhardon de la Guiche Grafen von St. Geran, Ritter der königl. Orden, General-Lieutenant der Kriegsheere, vermählet war. Er starb plötzlich den 18 März 1696. Der Herzog von Bethune sagete von ihm: der dicke St. Geran

Louvois, welcher die Freude im Gesichte, und die Rachsucht im Herzen hatte, mußte ihr alle dergleichen Befehle überbringen, die für ihn so bitter und für die Frau von Maintenon so angenehm waren; welche ein so süßer Zwang bezauberte, und indem sie dem Könige gehorsamete, ihrem eigenen Herzen folgete; und die unschuldigen Freuden einer Liebhaberinn, in den Pflichten einer Unterthaninn fand. Durch diese Art von Abrechnung, die sie mit der Welt, ihrer Aufführung wegen hielt, benahm sie den Hofleuten allen Verdacht eines heimlichen Umganges, und dem Landesherren alle Hoffnung, sie jemals zu dergleichen zu bewegen.

Sie war eben so beflissen, Ludwigen nicht unter vier Augen zu sprechen, als ämsig er war, die Gelegenheiten dazu zu suchen; sie bath ihn, die Annehmlichkeiten von dergleichen besondern Unterredungen mit einigen ihrer Freundinnen zu theilen, z. E. mit der Frau von St. Geran *), mit der Frau von Ventadour, mit der Prinzeßinn von Harcourt **), der Herzoginn von Lude, der Grässinn

ran ist ein braver Kerl; aber er muß sich nothwendig wohlschlagen lassen, wofern man ihn recht hoch schätzen soll.

*) Franciska von Brancas, eine Tochter Georgs von Brancas, Herzogs von Villars, welcher 1657. in einem Alter von 89. Jahren verstorben war, ward den 21sten Febr 1667. mit Alphonsen Heinrich Karln von Lothringen, Prinzen von Harcourt, Staatsdame der Königinn, vermählet. Sie folgete 1679. der Königinn von Spanien nach Madrid, und starb den 13. April 1715.

sinn von Beaumont, die sich alle sehr eifrig um die Frau von Maintenon bestrebeten, damit man sich wieder um sie Mühe geben möchte.

Der König schlug ihr nichts ab. Er war gar zu verliebt, daß er nicht ihre Bedenken hätte hochschätzen sollen; und bereits zu tugendhaft, als daß er sie nicht hätte verehren sollen. Er verglich diese Art von Aufführung mit der Montespan ihrer, die auch nicht einmal die allerersten Gesetze des Wohlstandes beobachtet hatte. Gegen alle andern war sie viel zu strenge gewesen; gegen den König aber hatte sie sich so gar viel Nachsicht erlaubet, daß sie auch selbst diejenigen Lüste gekostet hatte, über welche die Hand der Schamhaftigkeit, ja selbst die Hand der Wollust, einen Schleyer zu werfen pflegt; und dieses that sie vor den Augen derer Kinder, denen sie doch kaum einen Blick, einen einzigen unschuldigen Ausdruck zu gute hielt.

Die guten Eigenschaften der Frau von Maintenon wurden durch alle Fehler ihrer Nebenbuhlerinn erhoben. Wenn gleich ihre Person nicht angenehm gewesen wäre, so hätte sie doch alle Schönheit der Tugend an sich gehabt; und welche Macht ist wohl stärker, über solche Herzen, die der Wollüste satt sind? Indem er sich besann, wie vieles Frauenzimmer sich ihm sonst angeboten hatte, wie viel andere die größten Schwachheiten gegen ihn hatten blicken lassen: so ward Ludwig von einer wahren Ehrfurcht gegen diejenige eingenommen, die ihn liebete, die solches auch gestund, die

ihrer

ihrer ſelbſt aber ſo ſicher war, daß ſie ihn nicht einmal fürchtete, und weiſe genug, um die Bosheit der Leute nicht zu fürchten. Es hatte ihm mehr Mühe gekoſtet, ihr das erſte Geſtändniß ihrer Meynung herauszulocken, als allen andern die erſte Gunſtbezeugung. Die Valliere, die Fontanges, die Monteſpan, hatten ſich ſelbſt in ſeine Arme geworfen: und dieſe gieng alle Wochen zum Abendmahle? Jene hatten von ihm ununterbrochene Beſuche begehret; und dieſe verſtecket ſich vor allem ſeinem Beſtreben? Jene hatten ihn mit allerley Ungeſtüme ganz mürbe gemachet; und Frau von Maintenon legete für niemanden Fürbitten ein, als für die Armen? Der Leſer wird leichtlich einſehen, wie viel die Liebe bey dieſen ſo ſichtbaren und ſo oft wiederholten Entgegenſetzungen, gewonnen haben müſſe. Das Laſter kann einem Appetit erwecken; die Tugend allein wirkt heftige Leidenſchaften: und Ludwig fieng an im Ernſte zu lieben.

Es ſey nun aber, daß er noch immer hoffete, er wolle über ſie ſiegen; oder daß er nicht ermüdete, ihr ſolche Empfindungen zu wiederholen, die er in Gegenwart anderer Leute, nicht anders als durch Gefliſſenheiten bezeugen konnte: ſo überraſchete er ſie doch zuweilen, und kam in ihr Gemach, wenn ſie ihn am wenigſten vermuthete. Die Frau von Maintenon gab ihm deutlich zu verſtehen, daß ſie ihm die Thüre weiſen würde, wenn er nicht König wäre; und Ludwig misbrauchete ſich ein wenig des Vorrechtes, daß er es war.

Alles was ſie nur erſann, ihn von ſich zu entfernen, war eben geſchickt ihn aufzuhalten; und nichts ſah der Klugheit ähnlicher, als die Tugend. Als einsmals die Frau von St. Geran die Frau von Maintenon fragete: ob ſie denn noch immer beſtürmet würde? antwortete ſie: **Ach! das wird ſobald nicht ein Ende nehmen! er verliert leicht alle Hoffnung; aber abweiſen läßt er ſich nicht!**

Das Geheimniß ihrer Herzen indeſſen, war noch unter ihnen beyden eine Heimlichkeit. Die Frau von Maintenon verrieth das ihrige zuerſt. Einmal auf einer Luſtjagd ſtürzte des Königes Pferd: und man glaubete, er hätte den Arm gebrochen. Frau von Maintenon konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Der König bemerkete dieſelben; die Hofleute ſpotteten darüber: und die Frau von Montespan nahm es ihr ſehr übel, indem ſie glaubete, es käme nur ihr annoch zu, ſo zartlich zu weinen.

Indeſſen ſtattete der Hof bey der Frau von Maintenon die Glückwünſche ab, daß der Arm des Königes ſich wieder gebeſſert hätte, der doch nur verrenket war; gleich als ob ſie das vornehmſte Recht gehabt hätte, an ſeiner Perſon Theil zu nehmen. Die Provinzen ſchickten an ſie, um durch ſie, die Ausdrucke ihrer Freude an den König zu bringen. Einige Hofdamen, die vor der Montespan niemals hatten die Knie beugen wollen, hielten ſichs für keinen Schimpf, ſich an dieſe neue Freundinn ihres Landesherrn zu halten.

Unter

Unter dieſer Zahl befanden ſich die Frau von Chevreuſe und die Frau von Beauvilliers. Ungeachtet ſie beyde viel Belieben am Hofe trugen; ungeachtet der Eheverbindung, welche ihr Vater, Colbert, durch ſeine dritte Tochter mit dem Herzoge von Mortemar getroffen hatte, waren ſie doch bey einer unüberwindlichen Standhaftigkeit beharret. Dieſe waren erfreuet, daß ſie ſich dem Könige wieder nähern könnten: und dieſe Demüthigung ſchien ihnen keine Niederträchtigkeit zu ſeyn, in einem Lande wo die Tugend ſo was ſeltenes iſt, daß der Hochmuth ihr nichts abzuſprechen denkt. Die Frau von Monteſpan ſelbſt, welche durch den Strom dahin geriſſen ward, gab, aber ſeufzend, ihren Beyfall dazu.

Zehentes Hauptstück.

Colbert und Pelletier.

Colberts Tod, welcher den 6ten September 1683. erfolgete, gab der Frau von Maintenon Gelegenheit, ihre Gewalt über Ludwigs Gemüth zu versuchen. Dieser Staatsmann starb, so zu reden, unverhofft. Ihn hatte der Gram verzehret, welchen Louvois ihm verursachte, indem er ihn zwang, dasjenige Volk durch Bedrückungen vollends zu Grunde zu richten, welches er durch den Handel bereichert hatte *). Er, war der einzige Märtyrer des gemeinen Wohlstandes, und der einzige Oberverwalter der Finanzen, welcher in seiner Würde gestorben ist.

Bevor er verschied, stattete er dem Könige dieses schöne Zeugniß ab, daß in drey und zwanzig Jahren, die er ihm gedienet, er nur einen einzigen gar zu lebhaften Ausdruck von ihm gehöret hätte **). Da seine Gemahlinn ihm bis in den letzten Seufzer von lauter Staatssachen vorredete, sagete er zu ihr: Was! will man mir auch nicht einmal die Zeit lassen, zu sterben?

Der König schrieb ihm einen Brief, der seinen langen Diensten gemäß war. Der Sterbende legete

*) Handschriften der Frau von Maintenon.
**) Memoires des Marquis von Dangeau.

gete denselben uneröffnet unter sein Kopfküssen, und sagete: man machet sich aus dergleichen Gnadenbezeugungen sehr wenig, wenn man im Begriffe stehe, dem Könige aller Könige Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Ein Ausdruck, welcher beweist, daß die Beschäfftigungen mit Staatssachen, in ihm das Licht des Glaubens nicht verlöschet hatten.

Wer konnte sich auch wohl mit mehrerm Zutrauen dem Throne des Allerhöchsten nahen, als dieser Staatsmann? Wie viel gute Werke begleiteten ihn nicht dahin! Der Ackersmann säete mit guter Hoffnung ein, und ärntete mit Freuden; die Tyrannen der geizigen Zollpachter war unterdrücket; der Ueberfluß ward erhalten, die Künste wurden beschützet; das Land gab hundert Millionen Einkünfte, der Staat gieng ihm so sehr zu Herzen, und die eitele Ehre rührete ihn so wenig. Er hatte die Härtigkeit eines Staatsmannes gegen einen unersättlichen Hofmann, und alle Mildigkeit eines Christen gegen das ganze Volk besessen. In der That kann ein jeder rechtschaffener Bürger des Erasmus Gebeth an den Sokrates, auf ihn anwenden ***).

Louvois, welcher durch Macht dasjenige wieder gewinnen wollte, was er am Ansehen verlor, machete sich über des Verstorbenen Beute her, und erhielt die Aufsicht über die Gebäude. Frau von Maintenon konnte der Begierde nicht widerstehen, einen obersten Staatsrath zu machen. Sie

***) Sancte Socrates! ora pro nobis!

nahm sich öffentlich derjenig. Partey an, welche wünschete, daß es Pelletier werden möchte. Dieser war ehemaliger Aufseher der Kaufmannschaft, und ihr Freund gewesen, und zuletzt hatte er sogar ihre Geschäffte beförget. Der König ernannte ihn auch wirklich zu diesem Posten, und sagete dabey: **Ich erwähle ihn darum, weil er ein gutes Gemüth hat, und ich nicht will, daß man meinen Unterthanen hart begegne.** Vortreffliche Worte, die so vielen Regenten zur Schande gereichen!

Der neue General-Controleur rechtfertigte gleich anfangs diese Wahl durch eine Gelindigkeit in Sitten, und durch eine Bescheidenheit, welche die Schmäuchelen, der Trockenheit und Strenge seines Vorgängers entgegen setzete. Allein, die Folge wies es aus, daß Colberts Stelle zwar bekleidet, aber nicht ersetzet werden könnte. Pelletier suchete in schleunigen Ausrichtungen diejenigen Quellen der Einnahme, welche Colbert in einer vernünftigen Eintheilung mäßiger Auflagen gefunden hatte. Man erkannte daher seine Unfähigkeit; er selbst erkannte sie ebenfalls, und entledigte sich einer so schweren Last. Seitdem ließ sich die Frau von Maintenon sehr selten in die Veränderungen des Staatsrathes ein, und sagete oftmals: **ein Staatsrath muß nicht durch eine Cabale, sondern durch die Stimme des ganzen Volkes gemachet werden** *).

Eilftes

*) Souvenirs de la Frau von ✠ . . . .

Eilftes Hauptstück.

Abschlägige Antwort oberste Staatsdame zu werden.

1684.

Sie hatte die Treulosigkeiten der Frau von Richelieu bereits vergessen; Frau von Richelieu aber dachte noch daran. Diese Herzoginn war der Frau von Maintenon nur so lange gut gewesen, als sie im Elende und Mittelstande gesessen hatte. Die Gunst, darinnen sie nunmehr stand erbitterte sie; sie war außer sich, daß man ihr eine Verrätherey zu verzeihen hatte. Anstatt nun, daß sie ihr voriges Unrecht dadurch wieder hätte gut machen sollen, daß sie wieder auf den alten Fuß gehandelt hätte, verband sie sich mit der Frau von Montespan; und unterließ nichts um sich an dem Schimpfe zu rächen, daß man das von ihr ausgeübte Unrecht großmüthig verachtet hatte. Man antwortete ihr aber: **Thun Sie! thun Sie immerhin, Madame, alles was Sie wollen! Sie werden dennoch das Andenken Ihrer Wohlthaten gegen mich nicht auslöschen.**

Auch diese Erkenntlichkeit erbitterte sie noch mehr. Sie hätte gern alle Bande zerreißen wollen, welche die Frau von Maintenon mit ihr verbanden, und da sie dieselbe nicht undankbar ma-

chen konnte, so wollte sie sie doch zwingen undankbar zu scheinen. Da nun die Frau von Maintenon allem ihrem Hasse ausgesetzet war: so überhäufete sie dieselbe mit Freundschaft, und erhielt sie bey dem Könige in Gnaden; dahingegen die Richelieu ihr alle mögliche Fallen bey der Dauphine bauete.

Die Herzoginn hätte über so vieler Langmüthigkeit und Großmuth erstaunen sollen: denn Frau von Maintenon hätte unfehlbar Unrecht mit Unrecht vergelten und ihr sagen können: Sie haben mir freyen Zutritt zu sich, und an ihrer Tafel erlaubet; allein zehn Jahre darauf habe ich sie auch zur Staatsdame bey der Königinn gemachet. Allein für edelgebohrne Seelen sind die erst empfangenen Wohlthaten eine Schuld, die niemals, auch nicht einmal durch noch größere Wohlthaten getilget werden kann; und der Wohlthäter bleibt allemal ein Herr, der seine Rechte nicht verlieren kann. Er kann wohl beneidet, gehasset und verachtet werden; aber man muß ihn dennoch verehren und ihm dienen.

Frau von Maintenon gab sich alle Mühe ihrer Feindinn noch einiges Ansehen zu erhalten, und ihr einige Liebe zum Guten beyzubringen, indem sie machete, daß man dieselbe zur Oberaufseherinn der Versammlung der Barmherzigkeit erwählete, eine zu Versailles neu gestiftete Einrichtung. Diese Stiftung war ihr Werk. Zu Bagnieres *) hatte sie schon dergleichen gemachet. Da sie sich mehr

berü-

*) Brief der Frau de la Güttere.

betrübete, nicht genug gute Werke thun zu können, als sie erfreuet war so viele zu thun, verband sie sich mit etlichen Damen, welche noch andere einluden sich mit ihnen zu vereinigen. Hiedurch nun ward mehrern Unglücklichen geholfen; und ihr Eifer sorgete für hundert Bedürfnisse, zu denen ihre Einkünfte nicht zulangeten.

Diese Damen besucheten sich dann und wann; um einander Rechenschaft von dem Elende zu geben, was ihnen bekannt geworden war, und über die Mittel zu rathschlagen, wie man ihm abhelfen könnte. Daher nun entstand die Versammlung der Barmherzigkeit, welche mit einer Ermahnung anfieng, und mit einer Collecte beschloß, die man den bescheidenen Armen austheilete: welche sich schämen zu betteln, und insonderheit denen Mädchen, welche die Dürftigkeit den Verführungen aussetzet.

Im Anfange erschienen die Hofdamen sehr fleißig bey diesen Versammlungen, welche wöchentlich einmal gehalten wurden. Damit der König sie bemerken und man ihrer erwähnen möchte, gaben sie Almosen um die Wette. Frau von Maintenon, die den Grund dieses Nacheifers gar wohl einsah, gebrauchete sich aller Gnade darinnen sie stand, um denselben zu erhalten: sie entriß auf diese Weise der Eitelkeit das, was man aus Tugend ihr nicht würde zugestanden haben. Mit der Zeit erkaltete dieser große Eifer; und diese ganze Einrichtung wäre gefallen, wenn sie sie nicht erhalten hätte: indem sie durch einen ziemlich seltenen Mis-

brauch ihrer Gunst, aus den Ehrenstellen bey Hofe eine Belohnung der christlichen Mildigkeit machete.

Ein bösartiges Fieber riß die Frau von Richelieu den 27 May plötzlich dahin. Der Tod selbst fand sie noch mit guten Werken beschäfftiget, und fast von allem ihrem Grolle gegen diejenige entblößet, welche ihr eine Lust dazu gemachet hatte. Die Armen und ihr Gemahl beweineten sie.

Der Herzog von Richelieu hatte sich noch fast als ein Kind schon in sie verliebt, und in einem reifern Alter gereuete ihn diese Wahl nicht: welcher doch von der Frau von Aiguillon so viel Hindernisse in den Weg waren geleget worden; die aber der Prinz von Conde mächtig beschützet hatte. Einige Jahre darauf that der Herzog von Richelieu eine noch viel unaleichere Heurath. Er vermählete sich mit dem Fraulein von Beauvais, einer Braut die weder schön noch von gutem Stande war; allein die so viele Reitzungen besaß, als die verstorbene Herzoginn Arglist besessen hatte. Meine Neffen, sagete die Frau von Aiguillon, in der Bitterkeit ihres Schmerzens, meine Neffen werden je länger je ärger; der eine heurathet eine Wittwe von deren Herkommen niemand weis; der zweyte, die Tochter einer Magd der Königinn: ich will es noch erleben, daß der dritte die Tochter des Scharfrichters heurathen wird. Das hat sich wohl der Mühe verlohnet, daß mein Vätter sich in die Hölle gestürzet hat!

Der

Der König erfuhr diese Nachricht in der Belagerung von Luxenburg, dahin ihm die Frau von Maintenon gefolget war, und ihm durch ihre Unruhen über die Gefahren darein er sich begab, diejenigen Empfindungen entdeckete, die sie des Wohlstandes wegen verbarg. Sie war so betrübt über den Tod einer Freundinn, welche seit zweyen Jahren es nicht mehr war; daß auch die Dauphine, entweder um sie zu trösten, oder sie noch mehr zu betrüben, ihr sagete: die Frau von Richelieu würde keine Thräne um sie vergessen haben. Hiebey entdeckte sie ihre Bosheiten, die ihr noch unbekannt waren. Die Prinzeßinn schien ein Vergnügen daran zu finden, sie zu demüthigen; indem sie ihr alles erzählte, was man wider sie gesaget hatte. Allein die Frau von Maintenon, die sich allezeit so viel erhob, als man sie niederdrücken wollte, machete die Redlichkeit ihrer Aufführung so sichtbar; und ohne weder die Leichtgläubigkeit ihrer gebiethenden Frau, noch die Bosheit der Herzoginn von Richelieu zu beleidigen, bewies sie ihre Unschuld so gut, indem sie eine Menge unläugbarer Begebenheiten anführete; daß die Dauphine der Macht der Wahrheit weichen mußte. Sie gestund, man hätte sie hintergangen, und versprach, sich niemals mehr hintergehen zu lassen. Nichts ist so schlau, sagete oft die Frau von Maintenon, als wenn man niemals unrecht hat. Das ist meine ganze List *).

Nun-

*) Mem de Mlle d'Aumale, & Mad. du Peron, und die Nachrichten, so ich von der Fr. von C. habe.

Nunmehr giengen die Bestrebungen um die Stelle der Herzoginn von Richelieu schon an. Die Frau von Maintenon, die man nicht für vornehm genug hielt, sie zu bekleiden, aber für groß genug sie zu ertheilen; war die Vertraute der Gesinnungen und des Eigennutzes beyder Partenen. Der König wollte es auf den Ausspruch der Dauphine ankommen lassen, welche ihn bath, ihr zu befehlen, welche sie wählen sollte. Der König versicherte sie, er würde ihr nichts vorschreiben. Die Prinzeßinn versetzte: sie wolle nichts, als was ihm beliebte. Wann das ist, erwiederte der König: so wird Eurer Liebden Wahl bald geschehen seyn. Den Augenblick nannte die Dauphine die Frau von Maintenon. Das Gerücht davon breitete sich bey Hofe aus. Man konnte diese Wahl weder glauben, noch verwerfen. Indessen redeten und handelten einige, als wenn es noch erst geschehen sollte, andre als ob es schon geschehen wäre.

Der König welcher vergnügt war, diejenige Frau, so in seinem Herzen regierte, an die Spitze des Hofes zu setzen, wollte der erste Zeuge der ausnehmenden Freude seyn, die diese Nachricht bey ihr erwecken würde. Der ganze Charakter der Frau von Maintenon war ihm noch nicht recht bekannt! Sie erhielt diese Nachricht mit der ehrerbiethigsten Gleichgültigkeit, und schien dadurch dieser vornehmsten Ehrenstelle würdiger, als begierig darnach zu seyn. Sie stellete dem Könige vor: daß diese Stelle den Neid wider sie erregen würde; welchen man vielmehr durch Mäßigung entwaffnen, als durch

Stolz

Stolz aufhetzen müßte. Sie hätte noch nicht vergessen, was sie gewesen, und was sie geworden wäre; und die Erkenntlichkeit verbände sie Se. Majestät der Gesetze des Wohlstandes zu erinnern; weil er doch so gnädig wäre, dieselben ihr zu gut zu vergessen. Was die Ehre betrifft, die dieser Platz mir ertheilen könnte, setzete sie hinzu: so genieße ich dieselbe schon dadurch, daß Eure Majestät mir solche anbiethen.

Der König fuhr fort. Die Frau von Maintenon aber beharrete bey ihrer Weigerung. Folglich muß der König mit ihr die großen Absichten noch nicht gehabt haben; die nachmals ihn selbst in Erstaunen setzeten. Denn sonst, würde er, anstatt ihr die Stelle einer Staatsdame anzutragen, sie vielmehr gebethen haben, sich der Stelle einer Hofdame zu begeben. Die Frau von Maintenon sah also diese erstaunliche Erhöhung noch gar nicht vorher; davon man doch saget, sie hätte sich selbige von weitem her vorbereitet. Denn sonst hätte sie es dem Könige erlaubet, sie nach und nach zu erheben. Diejenigen, welche der Tugend so gern die Ehre aller Handlungen rauben, die auch dem Laster beygeleget werden können, werden sagen: sie habe sich mehr empor geschwungen, da sie diese Stelle ausgeschlagen, als wenn sie selbige angenommen hätte. Es ist wahr, daß bey irgend einer andern diese scheinbare Demüthigung, wohl ein schlauer Stolz hätte seyn können. Bey ihr aber konnte es nichts anders seyn, als eine innige Bescheidenheit. Wann eine Herzoginn behauptet hätte, diese Gnade wäre

zu

zu groß für sie: so wäre sie zu groß für sie gewesen: Aber da Scarrons Wittwe dieses sagete: so redete sie die Wahrheit. Man glaubete es ihr, und wußte, daß es wahr war. Kurz, Tacitus, der von den Menschen so viel böses denket, aber so richtig von ihnen urtheilet, Tacitus selbst hätte an dieser Weigerung nichts auszusetzen gehabt.

Der König meldete solches der Dauphine, welche, es sey nun, daß sie auf der Frau von Maintenon Standhaftigkeit gebauet, oder daß sie ihre ehmaligen Unbilligkeiten gegen sie zu vergüten, allen ihren Stolz vergaß, selbst zu ihr ins Zimmer gieng, sie beschwor, diese Stelle anzunehmen, und die Art von Verachtung ihrer selbst durch die schmäuchelhaftesten Ausdrücke von Hochachtung und Freundschaft widerlegte; und sich stellete, als fürchtete sie: diese Weigerung, wäre noch ein Ueberbleibsel von Misvergnügen. Alles war umsonst, die Frau von Maintenon blieb unbeweglich. Die Prinzeßinn beschwerte sich darüber beym Könige mit vieler Verwunderung, vielleicht aber auch mit einer heimlichen Freude.

Ludwig verzögerte also, diese erledigte Stelle zu besetzen, indem er versichert war, daß die Gewohnheit, worinnen die Frau von Maintenon sich befand, die Verrichtungen dieses Dienstes zu besorgen, sie auch überreden würden, dieselben fernerhin zu verwalten. Allein, sie übergab dieselben der Mar-

*) Memoires du Marquis de Dangeau.

**) Elisabetha Henriette von Harcourt, den 24 April 1659. mit Ludwigen Herzogen von Arpajon, Gros-

Marschallinn von Rochefort, aus Furcht, sich in irgend eine Verbindlichkeit einzulassen, oder ihre Dienstleistungen gar zu gut zu besorgen, oder weil sie dieselben gar zu gern verrichtete; die Marschallinn indessen schickete sie ihr wieder zurück, als ob sie gar bald ihr selbst zugehören würden.

Der König hielt dieserwegen von neuem an; allein Frau von Maintenon war unerbittlich. Wohlan, sagete der König, weil sie denn sich meine Gnade nicht zu nutze machen wollen, so sollen sie doch wenigstens einen Nutzen von ihrer abschlägigen Antwort haben. Die Frau von Maintenon beschwor ihn zu schweigen; allein der König erzählete die Begebenheit nach der Mittagstafel allen Hofleuten *).

Die Gräfinn von Mossens und die Herzoginn von Arpajon machten sich einige Zeit die Stelle der Herzoginn von Richelieu streitig. Beyde waren alte Freundinnen der Frau von Maintenon, beyde von unsträflichen Sitten, sanftmüthig, liebenswürdig und friedsam. Die Tugend der erstern war so groß, daß man sich unterstund sie vorzuschlagen, ob sie gleich eine Ketzerinn war; allein Frau von Maintenon konnte sie nicht bewegen in die Messe zu gehen, ungeachtet die vornehmste Würde des Hofes darauf stand. Ein Jahr darauf gieng Frau von Mossens für nichts hinein.

Des Königes Wahl blieb also bey der Frau von Arpajon **) stehen. Diese war eine Schwe-

ster

*) Großmeistern der königl. Orden, Generallieutenants in dem Gouvernement von Languedoc, und Großvaters der Gräfinn von Noailles vermählet.

ſter des Marquis von Beuvron *), mit welchem die Frau von Maintenon in ihrer Kindheit ſolche ſüße Stunden vertrieben hatte, und deſſen Familie ſie noch bis ins dritte Glied beſchützete.

Die Gleichgültigkeit, die ſie gegen eine Staatsdame gehabt hatte, empfand ſie nicht gegen die Stelle einer Vorſteherinn der Verſammlung der Barmherzigkeit. Sie hatte einmal alles ihr Anſehen den Armen gewidmet; Sie war gar zu begierig nach guten Werken: um ſich auf andere zu verlaſſen; und fürchtete, daß alles, was ſie nicht ſelbſt für ſie thäte, übel ausgerichtet würde. Sie konnte ſich nicht enthalten, ſich immer an ihre Stelle zu ſetzen, und mitten unter den Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens, prägete ihre Einbildungskraft ihrem Herzen eine lebhafte Empfindung ein, indem ſie ihr deren Elend und Leiden vorſtellete. Sie floßete durch ihre Klagen dem Könige ihr eigenes Mitleiden ein, woran alle ihre Beſcheidenheit ſie nicht verhindern konnte. **Wie?** ſagete ſie, **ſo entſetzlich viel Geld wird auf Hofleute verwendet? und das arme Volk ſtirbt vor Hunger!**

Das Gerücht von ihrer Mildigkeit verbreitete ſich bis in die Provinzen. Von allen Seiten nahm man

*) Er ſtarb den 23. April 1705. im 78ſten Jahre, als Vater Heinrichs, Grafen von Harcourt, Pairs und Marſchalls von Frankreich. Er war den 2ten April 1654. gebohren, und den 19. October 1718. geſtorben.

man ſeine Zuflucht zu ihr, als zur Zuflucht der Unglücklichen. Die Geringern waren ihr ſo angenehm, als die Höhern. Man ſah ſo gut den prächtigen Cardinal in ihr Zimmer treten, als den ekelhaften Capucıner; den Prinzen eben ſo gut, als den mit Lumpen bekleideten Bettler.

Einsmals trat ein Mann in ihr Vorgemach, der ſich durch den dichten Haufen drang, und indem er ſie mit einer ehrerbiethigen Dreiſtigkeit anredete, zu ihr ſprach: „Gnädige Frau, ich habe „Sie in viertig Jahren nicht geſehen, und Sie „können mich nicht mehr kennen; aber Sie haben „mich unmöglich ſchon ganz vergeſſen. Beſinnen „Sie ſich noch, daß Sie bey Dero Rückkunft aus „den Inſeln, alle Dienſtage vor die große Pforte „des Jeſuiterkloſters zu Rochelle kamen: allwo „Sie nach Gewohnheit der meiſten Brüderſchaften, von den jungen Patern die Armenſuppe ausgetheilet bekamen? Da nun einmal auch mich die „Reihe dieſer Austheilung traf, fielen Sie mir unter dem großen Haufen der Bettler in die Augen. „Ich erinnere Sie ſonder Scheu einer Sache, die „Eure Gnaden ohne Erröthen anhören. Dero „edle Bildung rührete mich. Sie ſchienen mir zu „einem ſo niedrigen Stande nicht gebohren zu ſeyn; „ich merkete, wie ſauer es Ihnen ankam, ſich zur „Ausſpendung darzuſtellen, und dieſes jammerte „mich.

„So? ſagete ſie, mein Herr, ſeyd ihr es ge„weſen, der, um mir die Schmach zu erſparen, daß

„ich mit diesen Elenden vermenget würde, mir die „Suppe auf die Stube bringen ließ? u. das mit tau„send Betheurungen, daß es euch leid wäre, mir nicht „wichtigere Dienste leisten zu können! Ihr habet „mir auf eine zwiefache Art das Leben gerettet; in„dem ihr mir theils diese Kost gereichet, und dann „indem ihr Mitleiden mit mir getragen, daß ich „öffentlich betteln gehen mußte.„

Sie fragete ihn: worinn sie ihm denn dienen könnte? und bath ihn, in ihr Gemach zu kommen: gleich als ob sie ihm die Demüthigung ersparen wollte, ihr seine Noth öffentlich vorzutragen. Allhier sagete ihr der Greis: daß er einige Jahre darauf das Jesuiterkloster verlassen, und jetzt Schulmeister auf einem gewissen Dorfe wäre; daß sein ganzer Stolz nicht weiter, als auf eine Dorfpfarre gienge; und daß er nach allem, was er von ihr gehöret hätte, hoffete: ihr Schutz und vielleicht auch die Erkenntlichkeit, würden ihm dieselbe verschaffen.

Frau von Maintenon dankete ihm für ein so schmäuchelhaftes Zutrauen, antwortete ihm aber: sie menge sich in die Vergebung der Kirchenämter nicht. Sie wüßte auch nicht, ob er sich zum Dorfpfarrer schicke; daß aber müßte sie wohl, daß er mitleidig wäre. Sie bäthe ihn daher, sich gegenwärtig mit einer Goldbörse von hundert Louisd'ors zu begnügen. Hiermit übergab sie ihm dieselbe, mit dem Versprechen, ihm alle Jahre eben so viel zu reichen. Ich wollte gern mehr thun, fügte

sie

ſie hinzu, allein ich genieße noch nicht alle Vortheile meines Standes; indem ich auch noch meinen Verwandten beyſtehen muß: denn ihr ſeyd der einzige nicht, welcher in meiner Kindheit Mitleiden mit mir gehabt hat.

In dieſem Augenblicke trat der König zu ihr ins Zimmer, zu welchem ſie ſagete: hier ſehen Eu. Maj. meinen Pflegevater. Nun werden Sie ſich nicht mehr wundern, Sire, daß ich Ihnen zuweilen armer Waiſen halber zur Laſt falle. Sie erzählete ihm die ganze Sache, entweder aus einer überſchwänglichen Erkenntlichkeit, oder um den Erzählungen der Uebelgeſinnten vorzubeugen: denn die Eigenliebe findet ſich doch allemal auch daſelbſt ein, wo ſie zu fliehen ſcheint.*)

Alle Menſchen die im Vorzimmer waren, erſtaun'en, daß ſie weder Schaamröthe, noch Praleren, noch Verdruß, auf dem Geſichte der Frau von Maintenon entdecketen: und die Frau von Maintenon, erzürnte ſich ſonder Zweifel über dieſem Erſtaunen. Großen Herzen iſt nichts zu groß.

Indem ſie allerley beſondern Begebenheiten ihrer Jugend nachdachte, erinnerte ſie ſich: daß, da ſie einsmals einen Beſuch von etlichen vornehmen Damen empfangen ſollen, eine Wäſcherinn ihr einiges Geräthe dazu geliehen, und keinen Zins dafür hätte haben wollen. Sie ſchämete ſich daß ihr ſolches

*) Memoires, ſo ich von dem Herrn de St. Renne erhalten habe.

solches so spät einfiele, und befahl ihren Bedienten diese Frau aufzusuchen. Nach vielem Nachforschen, fand man sie in einer Dachkammer, sehr alt und krank sitzen; und eben im Begriffe ihren letzten Stuhl zu veräußern, um sich noch ein Stückchen Brod dafür zu kaufen. Die Frau von Maintenon fuhr selbst zu ihr hin, erinnerte sie des ehemals geliehenen Geräthes, und versicherte sie: sie sollte auf lebenslang ein kleines Gnadengehalt genießen, davon sie ihr das erste Quartal sogleich übergab.

Täglich belohnte sie ganz in der Stille die Dienste, welche man ihr in der Jugend gewiesen hatte; und ihre Wohlthaten sucheten so gar mitten in den Provinzen Leute auf, welche erstaunten, daß man sie noch nicht vergessen hätte.

Ende des zweyten Theils.

Verbesserungen.

Im folgenden II. B. a. d. 113. S. steht, die Frau von Caylus sey eine Nichte aus unrechtmäßigem Bette gewesen. Die Redensart aber, Niece à la Mode de Bretagne heißt nur, eine Tochter dessen, der mit einem Geschwisterkind ist.

A. d. 473 S. lies in zween auf einander folgenden Zeilen, errathen, für verrathen, und glückliche, für unglückliche. Das übrige wird der gen. Leser selbst wahrnehmen können.

Nachrichten,

die

zum Leben

der

Frau von Maintenon

und des

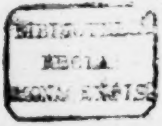
vorigen Jahrhunderts gehörig sind.

Zweyter Band,

welcher den dritten und vierten Theil enthält.

Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.
1757.


ESCUELA

Das ſiebente Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Der Marquis von Richelieu erlanget Vergebung.

Des Königs Neigung und Zärtlichkeit ſchien täglich mit ſeiner Hochachtung gegen die Frau von Maintenon zuzunehmen. Er unterwarf alle ſeine Neigungen den ihrigen, um Ihr gefällig zu ſeyn. Bisher war die Ehre ſein Abgott geweſen: er lernte aber ihre Nichtigkeit kennen, und liebte nichts ſo ſehr, als das gemeine Beſte. Faſt jeder Tag ſeiner Regierung war entweder durch Siege bezeichnet, oder durch Luſtbarkeiten gefeyert worden; von nun an giengen alle ſeine Bemühungen dahin, Europa die Ruhe, und ſeinen Unterthanen Erleichterung zu verſchaffen; welches eigentlich die guten Werke der Könige ſind. Er hatte vorher die Jagd ungemein geliebet; allein, er erkannte endlich, daß die darauf verwendeten

Stunden, der Sorge für sein Reich entzogen würden, und fieng an sparsamer mit seiner Zeit umzugehen.

Sein Geschmack an den Schauspielen, brachte diejenigen Meisterstücke hervor, welche noch itzo alle Nationen der französischen Bühne beneiden. Nunmehr sah man den König selten in der Komödie. Das ganze Trauerjahr um die Königinn, erschien er gar nicht darinnen. Die Künste verloren, aber sein Volk gewann dabey. An statt die Zeit mit müßigen Hofleuten zu verschwenden, unterhielt sich Ludwig im Cabinette, mit seinen Ministern, und nachdem er sich allmählich in die Reichsgeschäffte vertiefte, fand er, daß es einem Könige weder möglich, noch erlaubt sey, Muße zu haben.

Da sich nunmehr der König einzig und allein mit den schweren Pflichten seines Standes beschäfftigte, half er den Uebeln ab, welche der Krieg verursachet hatte. Die Anschläge und das Beyspiel der Frau von Maintenon bewogen ihn, den Unglücklichen zu helfen. Ludwig verehrete ein so guthätiges Gemüth. Als man einmal über die Leichtsinnigkeit der Männer scherzte, und die Fähigkeit der Weiber zu Verwaltung der öffentlichen Aemter rühmte, sagte der König zur Frau von Maintenon: Sie, Madame, Sie würden die Stelle des Großallmosenierers von Frankreich sehr gut verwalten *).

Sie half den Armen so wohl, als denen, die in Ungnade gefallen waren. Der Marquis von Richelieu

*) S. die Memoires des Abbé Pirot.

nen, der sich einer Entführung schuldig gemachet hatte, wurde durch die Frau von Maintenon von der Strenge der Gesetze befreyet. Niemand wagte es, für den Marquis zu bitten. Der König hatte dieses Verbrechen noch niemals vergeben. Es war in seinen Augen das einzige, das die Gnade nicht verzeihen konnte. Gleichwohl hatte es Ludwig selbst begangen. Allein, dasjenige was bey einem Unterthan ein grausames Verbrechen ist, scheint bey einem Könige nur eine leichte Sünde zu seyn. Die Frau von Maintenon, die Freundinn von allem, was den Namen Richelieu führte, stellte dem Könige vor: daß er keine Entführung bestrafen könnte, davon er ein Exempel gegeben hätte; und zwang ihn also, daß er aus Mitleiden gegen sich selbst, denjenigen vergeben mußte, der sich unterstanden hatte, seinem Beyspiele zu folgen.

Um nun dem Uebel vorzubeugen, welches diese Nachsicht hätte verursachen können, wurde in den Erlassungsbrief diese Clausel eingerückt: daß dem Marquis von Richelieu bloß in Ansehung des Cardinals, und desselben geleisteter Dienste, vergeben seyn sollte *). Die Gesetze schwiegen, bey dem Namen desjenigen Mannes, der sie alle übertreten hatte.

*) S. die Mémoires des Marquis von Dangeau.

Zweytes Hauptstück.

Die Prinzen von Conti.

Dem Prinzen von Conti war der Hof verbothen, und er hatte es verdienet. Die Frau von Maintenon glaubte, wenn sie einen Fürspruch für ihn einlegte, geschähe dieses zum Nachtheile der guten Sitten, die der Prinz gänzlich verlassen hatte, und wofür er billig gestrafet würde. Allein, sie verwehrte der Prinzessinn nicht, ihre Liebe und ihren Schmerz für ihren Gemahl sprechen zu lassen. Sie vermuthete, daß der König von seiner Tochter leicht zu bewegen wäre; und daß der Prinz die guten Dienste, die ihm seine Gemahlinn leistete, erkennen würde.

Dieses Bezeigen der Frau von Maintenon kam mit ihrem Vorsatze völlig überein, den König mit nichts zu belästigen; und mit dem Entwurfe den sie gemachet hatte, die Einigkeit in der königlichen Familie wieder herzustellen. Die Prinzessinn überreichte dem Könige zween Briefe von ihrem Gemahl. Ludwig antwortete: „Ich kann nichts abschlagen, „was von ihren Händen kömmt; allein, ich werde „sie zu nichts anders brauchen, als sie ins Feuer zu „werfen.„ Die Frau von Maintenon bath den König, daß Er sie nur lesen möchte: allein, er nahm und verbrannte sie. Gleichwohl befahl er noch denselben Tag, dem Prinzen von Conti von seinen

seinen Einkünften so viel zu geben, als er verlangen würde: allein, was der Prinzessinn zugehörte, sollte man nicht anrühren *).

Der Prinz, welcher durch den Schimpf, den man seinen Briefen angethan hatte, viel zu sehr beleidiget war, als daß ihn die Gnade des Königs hätte rühren sollen, entschloß sich, Frankreich zu verlassen. Er hatte an dem Orte seiner zeitherigen Verbannung, eine zahlreiche Hofstadt, welche aus lauter Misvergnügten bestund. Darunter waren die Söhne des Herzogs von Crequi, die nichts zu hoffen hatten; der Prinz von Türenne, den man beschuldigte, er habe den Haß des Dauphins gegen seine Gemahlinn erreget; der Prinz Eugen, dem man ein Regiment versaget hatte: und andere junge Herren, die entweder durch den Stolz des Louvois beleidiget, oder des Zwanges bey Hofe überdrüßig waren. Der Prinz von Conti und der Prinz von Roschesüryon, sein Bruder, hatten den König vorher schon um Erlaubniß gebethen, dem Feldzuge in Pohlen beyzuwohnen; der König aber schlug es ihnen ab und sagte: „Haben Sie Geduld, Sie sol„len genug zu sehen bekommen.„

Sie thaten ihren Freunden den Vorschlag, in geheim nach Deutschland zu gehen, und wichtige Unternehmungen zu versuchen. Der Prinz Eugen, der nach nichts als Ruhm und Ehre seufzete; und welchem der Friede die Möglichkeit des einen, und das Unglück, die Hoffnung zu dem andern benahm,

*) Aus den Handschriften des Marquis von Dangeau.

ergriff diesen Vorschlag mit vielen Freuden, und bewog die erwähnte unbedachtsame und kriegerische Jugend, einen Entschluß zu fassen, den er schon selbst gefasset hatte.

Man erfuhr diesen Anschlag bey Hofe nicht eher, als bis er ins Werk gerichtet war: und der König bezeugte seinen Unwillen darüber. Man beschuldigte die Prinzen, daß sie entschlossen wären, in kaiserliche Dienste zu gehen, und dieser Uebergang wurde der Strenge des **Louvois** beygemessen. Der Hof fertigte verschiedene Couriers an sie ab, mit Befehl, sich zurücke zu begeben. Dem Prinzen von **Türenne** ließ **Louvois** melden, daß es Ihnen vergeben seyn sollte, wenn sie augenblicklich zurücke kehren würden: ausgenommen dem Prinzen **Eugen**; welcher nicht wieder nach Frankreich kommen sollte. **Eugen** gab zur Antwort: dem **Louvois** zu Trotze will ich doch wohl einmal wieder kommen.

Aller Orten erzeigte man den Prinzen so viel Ehre, daß dadurch ihre Empfindlichkeit über die Verachtung, so sie am französischen Hofe erlitten hatten, immer heftiger wurde. In Wien überhäufte sie der

*) S. die Geschichte des Herrn von Foulques vom Prinzen Eugenius.

a) Wer den alten österreichischen Hof gekannt, wird dieß schwerlich glauben. Der wienerische Stolz sah die größten Prinzen für nichts an, und ohne kaiserliche Kämmerer oder geheime Räthe zu seyn, konnten sie kaum bey Hofe, oder in Gesellschaften erscheinen. S.

b) Das ist ein französischer Brocken des Herrn von

der Kaiſer mit Höflichkeit. Leopold war ſtolz darauf, daß ſich unter ſeinen Hofleuten Prinzen aus dem Hauſe Bourbon befanden *a*). Die prächtigſten Luſtbarkeiten mußten ihnen jeden Tag angenehmer machen, um gleichſam die Lebloſigkeit der Bälle zu Verſailles zu beſchämen. Kurz, ſie vergnügten ſich ſo gut, als es Franzoſen möglich war, unter einem Volke luſtig zu ſeyn, welches niemals lachet *b*). Nach geendigten Luſtbarkeiten, eilten ſie ins Feld: entweder daß man ſie in Frankreich, wegen ihrer Tapferkeit bedauern, oder Ihnen ihre Flucht vergeben ſollte. Der Prinz Eugen wurde ein kaiſerlicher Befehlshaber; die übrigen dienten alle als Freywillige. In Ungarn wohnten ſie einer Belagerung und einer Schlacht bey, und in beyden Gelegenheiten, thaten ſie Wunder *c*). Die Freude, welche dieſe Nachricht dem Könige verurſachte, ließ ihre Begnadigung hoffen.

Mittlerweile unterhielten ſie einen ordentlichen Briefwechſel mit ihren Freunden zu Paris. Ihre Briefe waren ſehr frey, und die Antworten wurden auf eben die Art eingerichtet. Der Marquis

Beaumelle. Man ſollte denken, er müßte in Berlin genug haben lachen ſehen. Wenigſtens hat man über ſeine Begebenheiten und Zufälle genug zu lachen gehabt. Aber ſo denken die Franzoſen! Wer nicht mit ihrem flatterigten Stutzer närriſch thun kann, oder will, der dünket ihnen ein Cato und Heraklit zu ſeyn.

c) Was das für Wunder geweſen ließt man in den Geſchichten dieſer Feldzüge nirgends; vermuthlich ſind es franzöſiſche geweſen.

von Louvois bekam Nachricht davon, und ließ durch seine Kundschafter, einem Edelknaben, Namens Nierfit nachsetzen, den die Prinzen aus Ungarn geschicket hatten. Er fertigte sogleich einen Courier nach Straßburg ab, welcher dem dasigen Commendanten Befehl brachte, den Edelknaben auf der Brücke anzuhalten, wenn er im Begriffe wäre, nach Deutschland zu gehen. Nierfit wurde geplündert, und die bey ihm gefundenen Packete dem Minister zugeschicket, der sie dem Könige übergab.

Der erste Brief den Ludwig erbrach, war von der Prinzessinn Conti. Zween andere waren in diesen eingeschlossen, der eine von dem Sohne des Louvois, der andere von seinem Schwiegersohne. Louvois, der über seine Unvorsichtigkeit theils beschamet, theils bestürzt wurde, wollte sich dieselbe wenigstens zu Vermehrung seines Ansehens zu Nutze machen. Er verbarg seine Unruhe. Der Ehrgeiz unterdrückte die Natur. Er sagte zum Könige: „Wenn mein Eidam, wenn mein Sohn Eure „Majestät beleidiget haben, so beschwöre ich Die„selben, sie beyde zu bestrafen.„

Man fieng an die Briefe zu lesen. „Die Prin„zessinn von Conti schrieb: sie hätte eiligst ein Hof„fräulein angenommen, damit sie nicht etwan eine „von der Frau von Maintenon bekommen möchte. „Sie fügte hinzu: Ich gehe öfters mit dem Könige „und der Frau von Maintenon spazieren; urthei„len sie also von meinem Zeitvertreibe.

Der

Der Marquis von Courtenvaux schrieb folgendes: „Sein Vater könne es nicht dahin bringen, „den König zu einem neuen Kriege zu bewegen, und „treibe also nur seinen Scherz mit der Fähigkeit des „Königes, Belagerungen zu unternehmen, und mit „dem Abscheue, den er vor Schlachten bezeugte. Lou„vois ward hierdurch mehr erbittert, als betrübt. Die „Frau von Maintenon ward durch jedes Wort, daß „auf den König zielete, innigst gerühret: der Ko„nig, welcher über Beleidigungen eben so sehr, als „über die Ehre erhaben war, las diese Satiren mit „gleicher Kaltsinnigkeit, womit er seinen Lobspruch „würde gelesen haben.„

In den Briefschaften des Herzogs von Rochefuryon, und des Marquis von Liancourt, eines Sohnes des Herzogs von Rochefoucault, fanden sich harte Ausdrücke. Liancourt schrieb dem Prinzen Conti: „Ludwig wäre nur ein „König für den Pöbel, er würde alt vor der Zeit; „er stünde mit seiner Frau vom Lande im besten „Vernehmen von der Welt. Er verschlösse sich täg„lich mit ihr; man gäbe zwar vor, es geschähe, sei„nen Lebenslauf zu schreiben: allein er glaubte.„... Liancourt fuhr fort, eine lächerliche Erzählung von den Lustbarkeiten zu Sceaux zu machen. Er spottete desjenigen, der sie angestellet hatte, und machte die, so am prächtigsten darbey erschienen waren, lächerlich; vornehmlich den König und die Frau von Maintenon, welchen er allemal schimpfliche Namen beylegte. Er beschloß endlich mit einer Erzählung von der öffentlichen Audienz, der moscowitischen

schen Gesandten, und mit folgendem Scherze über den König: „Er ist ein Theaterkönig, wenn er öf„fentlich seine Person spielen soll; und ein Schachkö„nig, wenn es zum Schlagen geht.„

Der Herzog von Rocheguyon hatte ganz am Schlusse des Briefes geschrieben: daß ihm sein Bruder nichts mehr beyzufügen übrig gelassen hätte. Gleichwohl als er den Brief des Liancourt gelesen, hätte er sich nicht entbrechen können, ihm zu sagen: „Was machet ihr, mein Bruder? Wenn euer Brief „aufgefangen wird, so verdienet ihr den Tod.„

Der Brief des Marquis von Alincourt war mit tausend Unflätereyen in Versen und in Prosa besudelt. Der vom Cardinal von Bouillon, enthielt eine bittere Stachelschrift, (Schmähschrift) über die Lebensart des Königs, über seine Regierungsart und über seine Person. Er war voll von bittern Wahrheiten, die ein langes Andenken zurücke lassen.

Die Frau von Maintenon würde gern alle diese Briefe unterdrücket haben, um den König des Lesens so vieler Schmähungen zu überheben. Sie gab dem Marquis von Louvois durch die Blicke einen starken Verweis für seine Dienstbarkeit. Der, so die Beleidigung entdeckete, schien ihr eben so strafbar zu seyn, als diejenigen, so sie begangen hatten. Sie konnte nicht begreifen, daß dieser Minister, welcher so viel unerlaubte Dinge begieng, sich nicht unterstanden hätte, diese Briefe zu erbrechen; daß er nicht ihren Verfassern einen starken Verweis gegeben,

geben, ihnen gedrohet, die Schriften dem Könige zu zeigen, und sie sodann ins Feuer geworfen hätte.

So unempfindlich der König bey dieser Beleidigung zu seyn schien, so war doch diese Mäßigung mehr seiner Großmuth, als einer Gleichgültigkeit zuzuschreiben. **Ludwig** war trunken vom Ruhme und Lobe, von seiner eignen Größe ganz eingenommen, und mußte nothwendig durch alles, was ihm seine Fehler zeigte, auf das ärgste beleidiget werden. Er erfuhr dadurch, wie ungegründet das Lob war, damit man ihn überhäufte; die Scharfsinnigkeit seiner Hofleute, dasjenige zu entdecken, was ihnen der König verbergen wollte; ihre beshaften Muthmaßungen über das, was sie nicht erfahren konnten, und ihre unbillige Verachtung gegen die Personen, die er über alles schätzte. Nunmehr blieb **Ludwig** nur in seinen eigenen Augen groß.

Die Herzoge von **Rochefoucault** und **Villeroi** wurden herbey gerufen. Der König fragte sie, ob sie die Siegel von diesen Briefen kenneten? Sie antworteten ganz erschrocken, daß es die Hand ihrer Kinder wäre. Lesen Sie dieses: sagte der König. Bey den ersten Worten fielen ihnen die Briefe aus den Händen; und sie warfen sich beyde dem Könige zu Füßen. Der Herzog von **Villeroi** umfaßte und benetzte sie mit seinen Thränen; **Rochefoucault** sagete: „Ich wage es nicht, um Gnade für unsere „Söhne zu bitten; sie haben das Leben verwirket; „allein sie sind so jung, und Eu. Majest. Gnade „hat keine Gränzen.„ Der König hob sie auf, und sagte: „ich werde sehen, was ich thun kann.„

Gleich-

Gleichwohl sollen sie mir nicht vor die Augen kommen. Diese Worte ließen zwar einige Hoffnung schöpfen, allein die Größe des Verbrechens unterdrückte sie fast gänzlich. Betrübt und niedergeschlagen, verließen beyde Herzoge den König. Ihre Augen schienen die Frau von Maintenon für ihre Familien zu bitten, die ihnen mit Thränen antwortete: Sie beweinte so wohl den besten König, der so sehr gekränket würde, als die beyden Väter, die über das Verbrechen ihrer Kinder so billig und schmerzlich betrübt wären.

Ein and er Fürst, der sich selbst weniger beherrschet hätte, als Ludwig, würde eine so große Bosheit ungesäumt bestrafet haben: und der ganze Hof glaubte, daß die Verbrecher würden fest gesetzet, und der Gerechtigkeit überliefert werden. So gelinde auch unsre Sitten sind; so scheint es doch, daß sie kaum der Todesstrafe hätten entgehen können. In einer unbeschränkten Regierung, kann der Mensch von dem Monarchen, auch in Gedanken nicht getrennet werden, ausgenommen in den bloß thierischen Handlungen. Ein Fürst mag Fehler oder Laster besitzen, so muß er dennoch von seinen Unterthanen vorzüglich verehret werden. Alle Schriften, dadurch diese schuldige Ehrfurcht vergeringert wird, sind Zeugnisse einer Empörung wider das Volk, welches dem Gesetzgeber die höchste Macht verliehen hat. Ludwig hätte, ohne ein Tyrann zu seyn, die Verläumder seiner geheiligten Person am Leben strafen können. Allein er wußte die Kunst, zu vergeben. Seine Großmuth muß diejenigen auf ewige Zeiten beschämen,

men, die in hohen Aemtern stehen, und als Zeugen, Richter, und Kläger, die Waffen der königlichen Gewalt misbrauchen, um ihre persönlichen Beleidigungen zu rächen.

Die Verbrecher wurden vom Hofe, und die meisten davon, auf ihre Güter verwiesen. Der Marquis von **Liancourt**, wurde auf die Insel **Oleron** geschickt. Der Cardinal von **Bouillon** schimpflich verjaget, und die Prinzessinn **Conti** mit zornigen Blicken niedergeschlagen.

Sie gieng voller Thränen zur Frau von **Maintenon**. Alles, was man ihr sagete, war dieses: „Weinen Sie immer, Madame, weinen Sie: es ist „ein großes Unglück, wenn man ein böses Herze hat.

Einige Zeit hernach wurde die Prinzessinn krank. Die Frau von **Maintenon** aber pflegete ihrer mit so vieler Güte und Sorgfalt, daß der Prinz, ihr Gemahl, bewogen wurde, ihr folgendes zu sagen: **Getrost, Madame, ihr Glück ist noch nicht gemachet.** Die Prinzessinn bath umständigst, den König zu sehen. Sie sagte: sie wollte ruhig sterben, wenn ihr die begangenen Fehler mit ernster Zärtlichkeit vergeben würden. Der König tröstete sie in den höflichsten und leutseligsten Ausdrücken.

Der Herzog von **Rochefoucault** wagte sich nicht, dem Könige vorzustellen, daß die ungesunde Luft von **Oleron** dem Marquis von **Liancourt** sehr schädlich wäre. Allein der König erfuhr es, und erlaubte nicht nur dem Marquis, sich sogleich nach **Verteuil** zu begeben, um seine Gesundheit wieder herzustellen, sondern auch zu seinem Regimente zu

gehen,

gehen; um durch seine Verdienste an der Spitze desselben, die Gnade des Königs wieder zu erwerben.

Endlich gieng der König einige Tage auf ein Landhaus des Herzogs von Rochefoucault. Hier sagte Ludwig, auf was Art er gesonnen wäre, seinen Wirth zu bezahlen: daß er für die gute Bewirthung, die man ihm erzeigte, nicht erkenntlicher seyn könnte, als wenn er dem Sohne des Herzogs von ganzem Herzen verziehe; und daß diesem also, in Ansehung des Vaters, vergeben seyn sollte. „Der „König fügte hinzu: Lassen Sie ihn wiederkommen, „damit er seine Vergebung aus meinem Munde „erhalte.„

Der Herzog wurde durch die Güte des Königs so beweglich gerühret, als wenn er dieselbe nie vermuthet hätte; er weinete vor Freuden, und versicherte den König: daß sein Sohn durch seine Dienste die begangenen Fehler wieder auslöschen würde.

Der Marquis von Liancourt erschien; warf sich dem Könige zu Füßen, und wiederholte die Versicherungen, so sein Vater in seinem Namen gegeben hatte. Von dieser Zeit an, lebte derselbe mit so vieler Annehmlichkeit bey Hofe, als wenn er den König niemals so schwer beleidiget hätte. Ludwig kannte die Art von Empfindlichkeit nicht, durch welche öfters ein Unglück verewiget wird, wenn der Fürst den Anblick seines Beleidigers fürchtet. Er konnte diejenigen ohne Bestürzung sehen, die er nicht im Zorne bestrafet hatte, und von welchen er ohne Ursache war verhöhnet worden. Sein eigner Werth unterstützte ihn: und er wußte, daß seine Ehre weder

der von den Schmähſchriften Lancourts, noch von den Schmäucheleyen des Boileau abhieng.

Die Prinzen von Conti und von Rocheſur Yon kamen auch aus Ungarn zurück: ſie erſchienen bey Hofe, und wurden überall kaltſinnig aufgenommen. Sie waren die ſtärkſten Verbrecher; denn vor und nach ihrer Reiſe hatten ſie üble Beyſpiele gegeben. Der König ſagte zur Frau von Maintenon: er wolle dem Prinzen von Conti unterſagen, mit den gewöhnlichen Vorzügen eines Prinzen vom Geblüte bey Hofe zu erſcheinen, und ſeine Gemahlinn ſollte ihm dieſes melden. „Sire, antwortete die Frau von Maintenon: laſſen Sie der „Prinzeſſinn das Amt, gute Nachrichten zu verkündigen; und überlaſſen ſie mirs, die ſchlimmen zu „überbringen.„ Sie tröſtete wirklich den Prinzen, indem ſie ihn betrübte; und verſprach ihm, daß das vergangene bald vergeſſen ſeyn würde.

Der Prinz von Conti ſtarb ohne Erben zu Fontainebleau an den Blattern. Seine Titel und Güter fielen an ſeinen Bruder, den Herrn von Rocheſur Yon, welcher ſich mit des Königs Bruders Tochter vermählte. Er erhielt ebenfalls Verzeihung, und verdiente dieſelbe auch, wie wir in der Folge hören werden.

Drittes Hauptstück.

Die Kopfhänger.

Da der König von der Frau von Maintenon zum Guten gelocket ward, so unterstützte er selbiges mit so vielem Nachdrucke: daß man in kurzer Zeit eine Veränderung bey Hofe gewahr wurde. Man fieng an, sich andächtig zu stellen. Die Damen, so die meisten Ausschweifungen begangen hatten, wurden die scheinheiligsten. Die Kirchen, die Beichtstühle, die Bälle, die Opernlogen, wimmelten von Menschen. Die Frau von Montespan diente allen zum Beyspiele. Sie wollte wenigstens in den Ueberrest ihrer Pracht ein wenig Frommigkeit mischen, und suchte dadurch einen neuen Reiz zu bekommen. Die Lustbarkeiten wurden seltner; die angenehmsten Naturgaben schätzte man geringer. Kurz alles, auch sogar das Vergnügen, wurde ganz ernsthaft. Diese Scheinbekehrungen gefielen dem Könige. Das Frauenzimmer entsagte, Ihm zu gefallen, ihren liebsten Neigungen. Die Liebhaber wurden abgewiesen, oder hielten sich ganz verborgen; man bediente sich keiner Schminke mehr. In den Moden zeigte sich mehr Ehrbarkeit: man ward in Worten und Werken gewissenhafter, und man bereuete es, daß man mit Rom gespannet wäre. Die Frau von Maintenon indessen war die einzige, die nicht konnte hinter-

tergangen werden. Sie wußte diejenigen, die sich aufrichtig bekehrten, von denen sehr wohl zu unterscheiden, die sich nur nach der Mode richteten, und mit der Scheinandacht ein Laster mehr annahmen. Allein erweiterte dadurch die Frau von Maintenon nicht vielleicht die Gewalt der Geistlichkeit, indem sie die Ehre Gottes befördern wollte? Die Geistlichen wurden nunmehr über alles zu Rathe gezogen: und ein Pfarrer zu Versailles ward eine Person von Wichtigkeit. Unter dem Vorwande, die Sitten zu verbessern, bekam die Kirche einen Einfluß in alle Staatssachen. Diejenigen, denen in der Beichte die Geheimnisse ganzer Familien anvertrauet wurden, bedienten sich dieser Kenntniß, ihre Rathschläge unentbehrlich zu machen.

Wider diesen Anfang einer Pfaffenregierung wurde nun nicht wenig gemurret. Sie rathen alle dem Könige, sagte man: kein einziger aber redet für das Volk. Diese Klagen nun wurden nicht so bald stille. Man verwies den Scheinheiligen, daß die besten Feldherrn nicht gebrauchet würden, weil sie keine Messe hörten, und daß ein Prinz vom Geblüte darum in Ungnade fiele, weil er ein Freygeist war.

Der König wünschete seinen Hof so einig, wie seine Familie zu sehen. Er versöhnte die Großen, so sich seit geraumer Zeit hasseten, oder die durch lange Processe Feinde geworden waren. Fand sich ein Ungläubiger, der auf dem Todbette den Priester und die Sacramente nicht verlangte: sogleich schrieb Ludwig dem Sterbenden mit eigner Hand einen nach-

drücklichen Brief, welchen der Priester überbrachte *e*). Lebte ein Mann mit seiner Frau in Uneinigkeit: sogleich schickte der König durch den Geistlichen zu Versailles ihnen Befehl zu, sich zu lieben *f*).

Dieser Zwang nun brachte die sträflichsten Laster hervor. Einige junge Hofleute errichteten eine Gesellschaft, worunter auch Prinzen aufgenommen wurden. Man beschuldigte sie, das erste Gesetz ihres Ordens, wäre ein Eid, wodurch sie allem Frauenzimmer entsagten. Es ist gewiß, daß sie Ueppigkeiten begangen, bey welchen nur das Frauenvolk fehlete. Der König erfuhr diese abscheulichen Laster, und ließ einen Prinzen deshalben aus dem Lande verweisen. Ein andrer ward ausgepeitschet, und Ludwig bezeigte so viel Misfallen darüber, daß kein Mensch sich wagen durfte, für die Verbrecher zu bitten. Was den Herzog von G. . . betrifft, sagte der König, dieser mag bey Hofe bleiben, ich verachte ihn zu sehr, daß ich ihn bestrafen sollte. Ich glaube, daß es billig ist, die Namen dieser Herren mit Stillschweigen zu übergehen, aus Ehrerbiethung gegen die Verdienste ihrer Väter, und gegen die Würde ihrer Kinder, die bey itziger Zeit in großem Ansehen sind. Die Verwiesenen kamen endlich zurück, und ihr Verbrechen mit ihnen. Hebert, der Pfarrer zu Versailles, der von den Vor-

e) Mém. de Dangeau. *f*) Mém. de l'Evêque d' Agen.
g) Mém. Mſts. de l'évêque d' Agen.
b) Vortreffliche Bilder von einem Hofe, den fast ganz Europa vergöttert hat!

Vornehmſten des Hofes mit Klagen über die Gewalt und Verführung der Großen ganz betäubt wurde, bath die Frau von Maintenon, mit dem Könige dieſerhalben zuſprechen. Sie gab ihm zur Antwort: „Dieſes „iſt ſchon vielmals geſchehen; allein, ſo oft ich den Kö„nig gebethen, nur einige, andern zum Exempel „zu beſtrafen, hat er mir allemal geantwortet: So „muß ich denn g) . . . . . h)

Die Sitten wurden durch die Frömmigkeit nicht gebeſſert. Die Pracht und alle das Uebel, was ſie als unvermeidliche Folgen nach ſich zieht, waren aufs höchſte geſtiegen. Der König aber diente darinnen allen zum Beyſpiele. Die Frau von Maintenon ſagte deshalben zu ihm: „Sire! Sie haben „der Tugend eine Wunde gemacht, die lange Zeit „bluten wird.„ Die königlichen Paläſte, deren äußerlicher Anblick die Größe des Monarchen zeigte, und deren inwendiger Zierrath von ſeinen Reichthümern und von ſeinem Geſchmacke urtheilen ließ, ſetzten alle Fremden in Erſtaunen, und bewogen alle Franzoſen zur Nachahmung.

Die Vornehmen im Lande ahmten im Kleinen dasjenige nach, was ihnen der König im Großen vorthat. Und das, was zwanzig Jahre vorher als eine Verſchwendung wäre getadelt worden, das hielt man itzo für eine löbliche Mäßigung i).

i) Daher iſt die Peſt der Ueppigkeit und Pracht in ganz Europa gekommen, und hat ſchon mehr als einen Hof zu Grunde gerichtet.

Die Prinzen tröſteten ſich über die Einſchränkung ihrer Gewalt, da ſie nur die Herrſchaft über die Moden erhielten. Es war kein Unterſchied mehr unter den Ständen. Der, ſo ſich Vermögen erworben hatte, that es dem gleich, dem ſeine Geburt den Vorzug gab; der Arme ahmte dem Reichen nach. Die Geiſtlichkeit verwendete die Reichthümer, ſo zur Verſorgung der Armen beſtimmet waren, bloß der Eitelkeit eine Gnüge zu leiſten, und es ſchien, daß die königliche Kammer ſo gar in die Austheilung der Gerichtsſtellen einen Eingriff thun wollte.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Frankreich durch den Handel und durch die Künſte reich geworden war. Allein aus Mangel ſolcher Geſetze, ſo die Ausgaben einſchränkten, wurden die Früchte des Fleißes, den Colbert unterſtützte, von den Franzoſen verzehret; an ſtatt, daß ſie den Ausländern verkaufet werden ſollten *k*).

Die Pracht und der Uebermuth waren der Anfang zum Untergange des Volkes, und die Aufhebung des Befehls von Nantes brachte es damit zu einem unglücklichen Ende *l*).

Vier-

k) Dieß iſt deſſen ungeachtet zum Ueberfluſſe geſchehen. Denn welches Volk hat Frankreich nicht durch ſeine Eitelkeiten geplündert?

l) So urtheilet ſelbſt ein Franzos. Aber auch andere Länder müſſen eben ſo denken, wenn ſie ihr eigenes

Viertes Hauptſtück.

Die Aufhebung des Befehls von Nantes.

Mit den allerſchmerzlichſten Empfindungen reiße ich hier Frankreich die noch nicht geheilte Wunde wieder auf. Allein es iſt faſt nöthig, daß man eine Begebenheit nicht oben hin erwähnet, durch welche die Glückſeligkeit dieſes Landes zum Ende gieng *m*), und welche dem ganzen Zuſammenhange von Europa auf einmal ein ander Anſehen gab.

So bald der König durch Hülfe der Frau von **Maintenon** anfieng ſich zu erholen, und ſich der Frömmigkeit zu widmen: ſo bald wurden mit dem Herrn von **Harlay**, Erzbiſchofe zu **Paris**, dem Herrn **Boſſuet**, Biſchofe zu **Meaux**, und mit dem Pater de la **Chaiſe** Unterhandlungen gepflogen.

Dieſe Unterredungen handelten anfangs bloß von der Gottesfurcht; und endlich ſprach man auch von der Religion. Man rühmte den Eifer **Karls des Großen** und **Kaiſers Theodoſius**, mit welchen die-

Beſtes verſtehen. Die aus Frankreich Vertriebenen haben die damaligen Laſter ihres Hofes und Landes in ganz Europa ausgebreitet; und eine Franzöſiſche Sucht hat ſeit dem alles angeſtecket.

m) Schreibt ſo ein Katholik?

selben sich hätten angelegen seyn lassen, die Ketzerey auszurotten. Man stellete den calvinischen Glauben so verhaßt, als möglich vor. Man prophezeihete dem Könige einen unsterblichen Ruhm, wenn bey seiner Regierung ein Ungeheuer erstücket würde, welches zu vertilgen sechse von seinen Vorfahren vergeblich versuchet hätten: so, daß Ludewig sich fest einbildete, es wäre kein sicherer Mittel, für alle seine Sünden zu büßen, als wenn er alle seine Unterthanen katholisch machte *).

Diese Vorstellung hatte schon einen so guten Fortgang gewonnen, daß der König einsmals zu den Herrn von Rüvigni sagte: Wenn er die Ketzer ausrotten könnte, wolle er gern zugeben, daß eine von seinen Händen die andere abhiebe. Dieser Herr stellete zwar dem Könige vor, wie der Befehl, den Heinrich der IV. gegeben, Ludwig der XIII. beybehalten, und den Er selbst bestätiget hätte, durch die Verordnungen des großen Raths täglich übertreten würde. Allein der König gab ihm zur Antwort: „Mein Großvater lieb„te, und mein Vater fürchtete euch. Was mich be„trifft, so liebe und fürchte ich euch nicht.„ Rüvigni hätte hier nur sagen sollen: o) Wir sind gleichwohl Menschen, und Eurer Maj. Unterthanen.

Louvois ward endlich eifersüchtig über diese geheimen Unterredungen: er bemühte sich, das Geheim-

*) Der kräftigste Sporn aller übertriebenen Eiferer, unter den Katholischen.

heimniß zu entdecken, und zitterte vor Furcht, sein Ansehen zu verlieren. Er suchte alle Mittel hervor, um an allem demjenigen, was vorgehen sollte, Theil zu haben. Allein schien es wohl möglich, daß ein Staatsmann, der bloß mit dem Kriegswesen beschäfftiget war, in Religionssachen nützliche Anschläge geben könnte? Jedoch Louvois fand bald Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen. Er wußte, daß der König alle seine Anschläge geschwinde auszuführen verlangte. Er wußte, daß Ludwig durch den geringsten Widerstand gleich abgeschrecket würde; und daß derselbe unzählige Schwierigkeiten, bey der Bekehrung so vieler tausend Unterthanen fürchtete. Louvois versicherte, daß er schon Mittel in Händen hätte, sie bald zu allen Entschließungen zu bewegen, und weil er keine andern Mittel, als die Gewalt kannte; so wollte er, daß seine unterhabenden Kriegsvölker zur Ueberzeugung mit wirken sollten. Sein Anschlag ward gebilliget. Priester und Reuter wurden mit einander in die Provinzen des Reichs ausgeschickt, und vermehrten die Anzahl der Neubekehrten recht um die Wette *p*). Alle Zeitungsblätter waren mit Nachrichten von diesen Bekehrungen angefüllet: allein man erwähnte der seltsamen Werkzeuge nicht, so dieselben zuwege brachten. Wenn die Pfaffen die Hugonotten mit Martern ermüdet hatten,

o) Aus den ungedruckten Mém. des Bischofs von Agen.

Vos dilexit Avus, timuit Pater: ast ego neutrum.

p) Schreibt so ein Katholik, oder ein Protestant?

ten, sagten sie zu ihnen: „Schmecket und sehet, „wie freundlich der Herr ist!„ Ihr Abgeordneter beklagte sich umsonst gegen die Minister über die Plagen; so sie von den königlichen Gevollmächtigten zu erdulden hätten. Die Minister versprachen ihnen Erleichterung; fertigten aber noch schärfere Befehle aus.

Man nöthigte die Protestanten, entweder ihren Glauben abzuschwören, oder alle Martern zu leiden. Die bedrängten Unterthanen, legten ihren Verfolgern, die geheiligten Befehle vor, unter deren Schutze sie sicher zu leben vermeynten. Allein dieses hieß sich der Gewalt des Schwerts, mit der Feder widersetzen. Sobald als der Soldat die Gemüther vorbereitet hatte, die Wahrheit anzunehmen, wurde man eins, das Hauptwerk zu unternehmen. Es wurden dem Könige so viele falsche Verzeichnisse von erkauften Abschwörungen vorgeleget: daß Ludwig den Befehl von Nantes von nun an für überflüssig hielt; und daß es nicht nöthig wäre, künftig denselben, um einer kleinen Anzahl von Hartnäckigten willen, beyzubehalten. Man überredete den König, dieser Befehl sey, nach Beschaffenheit des damaligen Zustandes, und als erpreßt, anzusehen; weil die öffentlichen Artikel davon, die Protestanten für unentbehrliche, und die geheimen Artikel, dieselben für geliebte Unterthanen erklärten. Das ganze Königreich, (sagte man,) wird katholisch werden! Und gesetzt, daß die Väter widerspenstig wären, so werden doch die Kinder leichter zu bekehren seyn. Allein die Erfahrung hat gezeiget, daß alles dieses Versprechen

chen und dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen ſind. Nach einer ſiebenzigjährigen Unterdrückung erſcheinen die Nachkommen dieſer Vertriebenen ſo zahlreich, und viel ſtandhafter, als jemals. Der König war von dem unfehlbaren Ausſchlage dieſer wichtigen Sache ſo eingenommen, daß ſie im großen Rathe nicht einmal vorgetragen wurde.

Die Nachwelt wird vielleicht nach den Urſachen fragen, die einen ſo weiſen und leutſeligen Fürſten, als Ludwig war, bewogen, vier Millionen Menſchen unglücklich zu machen? Sie mag zur Antwort wiſſen: daß es der Religionseifer ganz allein geweſen, der den König dahin gebracht hat. Er hatte weder Urſache, die Proteſtanten zu haſſen, noch ſie zu fürchten, oder über ſie zu klagen. Er kannte ſie weiter nicht, als durch die Dienſte, die ſie ihm geleiſtet hatten. Niemals iſt ein Rechtshandel unter Privatperſonen entſtanden, der nicht mit mehrerer Sorgfalt, Billigkeit und Langſamkeit unterſuchet worden, als dieſer, welcher den fünften Theil des ganzen Volks betraf. Der geheime Rath ſtimmte darinnen gänzlich überein, daß der Befehl von Nantes aufgehoben würde; und es iſt zu bewundern, daß unter ſo vielen Staatsminiſtern ſich nicht einer fand, der ein Menſch geweſen wäre! Sobald aber dieſe Zeitung bekannt wurde, prophezeihete Gourville alle das Unglück, welches ein ſo gewaltſamer Entſchluß nach ſich ziehen würde: allein, man ſpottete ſeiner. Es hat ein ganzes Jahrhundert erfodert, uns zu überzeugen: daß der Kammerdiener des Herzogs von Rochefoucault richtig geur-

urtheilet hat. Und es finden sich gleichwohl noch angesehene Personen, die dem Scheine nach an dieser Wahrheit zweifeln; gerade als ob sie die Fehler ihrer Verfahren zu verantworten hätten.

Chateauneuf war es, welcher den strengen Befehl abfassete, dessen Veränderung ihm gleichwohl verächtlich schien. Der König sagte darinnen, daß fast gar keine Ketzer mehr in seinem ganzen Reiche übrig wären. Le Tellier drückte das Siegel darunter und starb zufrieden. Das Parlament, das itzo aus lauter redlich gesinnten Bürgern besteht, damals aber schwärmerisch verfuhr, zeichnete diesen Befehl ein, ohne die geringste Vorstellung dawider zu thun. Louvois nahm die Ausführung desselben über sich. Er schrieb an den Herzog von Noailles in Languedoc: „Der König will, daß diejenigen, „so seine Religion nicht annehmen wollen, mit „der äußersten Schärfe sollen angegriffen werden.„ Dieses war die Sprache, in welcher man die Gewissen anredete. Die Hugonotten stellten vergeblich vor: es wäre besser, gar keine Religion zu haben, als eine solche mörderische anzunehmen. Sie sagten: daß die Herzen der Menschen, nicht so wie die Städte anzugreifen wären. Aber, alles war umsonst; man zeigte ihnen den ausdrücklichen Befehl des Königs: Ihr sollet denken wie der König denket.

Die Jansenisten fiengen an Verfolgungen zu erregen, um nicht selbst verfolget zu werden. Die Jesuiten erfülleten alle die Hoffnung, die man sich von

g) Mém. de Mr. l'Evêque d'Agen.

von ihrem Eifer gemachet hatte. Sie unterrichteten den einen Theil, und unterdrückten den andern. Fenelon war der einzige, der keine Soldaten bey seinen Bekehrungen in Poitou, als Gehülfen annehmen wollte.

Der Erzbischof von Paris tadelte die Wiederrufung des Edicts q), und wünschte gleichwohl dem Könige öffentlich Glück darzu. Der Pabst bezeugte weder einige Freude noch Dankbarkeit darüber. Dieses diente zum Beweise desjenigen, was einmal die Königinn von Schweden im Senate zu Stockholm gesaget hatte. „Ich kenne den Pabst! er würde „für eurer aller Seelen nicht vier Häller geben r).

Einige sagten zu Paris, nunmehr würde das Reich ruhig werden: gerade, als wenn es diese Glückseligkeit nicht seit vierzig Jahren schon genossen hätte. Andere behaupteten, daß man die Ruhe auf diese Art zu theuer erkaufte; daß die ersten Kriege der Hugonotten deswegen wären geführet worden, um die Capetingische Krone, nach welcher die Guisen schon ehemals gestrebet hätten, in dem Hause Bourbon zu befestigen.

Die folgenden Kriege wären durch die Unverträglichkeit der Katholiken, oder durch den Ehrgeiz der Großen angesponnen worden. Man fügte hinzu: daß die Verzweifelung eines unterdrückten Volkes, welches sich genöthiget sähe, geheime Versammlungen anzustellen, mehr zu fürchten wäre, als

r) Nachrichten von der Königinn Christina, vom Herrn Rath Arkenholz im zweyten Theile.

als alle Berathschlagungen der Synoden, in der Versammlung, wo der König durch seine Gevollmächtigten gegenwärtig wäre?

Es fanden sich Bischöfe, welche die Unterdrückung vertheidigten. Sie behaupteten: der Heiland habe verordnet, ihm Jünger mit der äußersten Gewalt, und so zu sagen mit Stockschlägen zu verschaffen *s*). Die Verfolgten stellten vor, daß der Gewissenszwang nur Häuchler hervor brächte, die ihr Gespött mit der Religion trieben, oder Gleichgültige, die sie verachteten; oder Freygeister, die sie widerlegten. Alles war umsonst, man lachte über diese Vorstellungen, und spottete über ihr Unglück. In Spanien wurden die Juden, so die Sacramente entheiligten, von den dasigen Bischöfen zum Feuer verurtheilet: und in Frankreich wurden die Calvinisten auf die Galeeren geschickt, weil sie sich weigerten, die Sacramente zu entheiligen. Beyde dienten gleichwohl dem Gott des Friedens. Die Hugonotten verabscheueten einen so blutdürstigen Gott: die Geistlichkeit wünschte dem Könige Glück, daß er alle seine Unterthanen, ohne Gewaltthätigkeit mit dem päbstlichen Stuhle vereiniget hätte. Die Reformirten durften sich mit ihren Klagen nicht bis zum Throne wagen: und Ludwig war der völligen Meynung, daß ein Baville, ein la Trousse, und ein Marillac sehr sanftmüthige Apostel wären *t*). Gleichwohl herrschete in den Provinzen nichts als Grausamkeit und Verstörung.

Den

s) Mem. de l'évêque d'Agen.

Den Müttern wurden ihre Kinder aus dem Schooße gerissen; die geistlichen Bücher wurden durch des Henkers Hand ins Feuer geworfen. Die Edelleute wurden zu Galeerensclaven gemachet; den Weibern, die französische Psalmen sungen, wurden auf die schimpflichste Weise die Haare abgeschnitten, Priester, die ihre Heerde den reißenden Wölfen nicht überlassen wollten, wurden verurtheilet, auf dem Rade zu sterben. Greise wurden durch Soldaten zum Altare geschleppet, die unter beständigem Lästern sie zwingen wollten, die katholische Communion zu empfangen. Die Abtrünnigen wurden in die abscheulichsten Gefängnisse geleget; die Neubekehrten mit Kundschaftern umgeben, welche alle ihre Seufzer zählten: die Väter wurden auf das Angeben ihrer Kinder verurtheilet. Die Sterbenden verfolgte man bis an den letzten Augenblick ihres Lebens: sie wünschten erleuchtet zu werden, und fanden einen verhaßten Priester: und spieen die Hostie und den Geist zugleich von sich. Die todten Körper der Widerspenstigen wurden wieder ausgegraben, mit Füßen getreten, und in eine Schindgrube geworfen. Ein ganzes Volk ward durch andre Gesetze, als seine Mitbürger regieret; unter einer langsamen Verfolgung abgemattet, und dahin gebracht, das Schicksal seiner Vorfahren zu beneiden; welche wenigstens alle zugleich und in einer Nacht zur Zeit der Bluthochzeit umgebracht wurden. Um das

Maaß

r) S. den Brief der Frau von Maintenon an den Cardinal Noailles.

Maaß der Grausamkeit voll zu machen, wurden die Jungfrauen in den Armen ihrer Mütter geschändet. Andre wurden von den Tyrannen mit brennenden Fackeln gequälet. Kurz, meine Feder stocket, alle die Abscheulichkeiten zu beschreiben, die damals ausgeübet wurden. Man stelle sich hier alles vor, was ein von Geilheit, Eifer und Rache schäumender Mönch nur erfinden kann! Diese Abschilderung ist nicht übertrieben. Die Geschichte des vorigen Jahrhunderts liefert Exempel, die der Grausamkeit wegen fast unglaublich scheinen würden; wenn unsere Zeiten nicht eben dergleichen aufweisen könnten u). Die Statthalter der Provinzen sind noch nicht müde, die Menschen ihrem Schöpfer zu Ehren zu martern und zu quälen.

Allein, womit beschäfftigte sich Ludwig der XIV, zu der Zeit, da seine Minister die schönsten Provinzen zu Wüsteneyen machten? Er feyerte das Beylager des Herzogs von Bourbon und der Prinzessinn von Nantes, mit den prächtigsten Lustbarkeiten; er faßte den Anschlag, sich selbst zu vermählen; er frohlockete über die Anzahl der Bekehrten, und wie leicht dieselben dahin gebracht wären; er brachte Versailles zu Stande, und fieng an Marly zu bauen. Er gab dem Boileau Gehör, der zu ihm sagte:

L'Uni-

u) Man sehe: Les plaintes des Réformés en France, des Herrn Claude; des Herrn Benoit Histoire de l'édit de Nantes; des Herrn Court ungedruckte Histoire des Réligionaires, depuis la révocation. Man sehe

L'univers ſous ton Regne a-t-il des malheureux?

Hat unter dir die Welt noch Elend aufzuweiſen?

Die Strenge welche man allenthalben ausübte, entblößte das Reich von ſeinen Unterthanen; aber ſie wurden nicht dadurch bekehret x). Die Hugonotten giengen bey tauſenden aus dem Lande, und führten ihr Geld, ihre Geſchicklichkeit und ihren Haß wider die katholiſche Religion, mit ſich in andere Gegenden. Was für Schaden litt der Staat, durch die Flucht ſo vieler Unterthanen! Und wie groß war der Verluſt, für einen König von Frankreich, der keinen Unterthanen verlieren kann, der ihn nicht liebet!

Ganz Europa war erſtaunt über das Opfer, das die Staatskunſt dem Aberglauben brachte. Die unglücklichen Flüchtlinge wurden willig aufgenommen, und fanden bey den Türken mehr Menſchlichkeit, als unter ihren Mitbürgern. Gott erhalte den frommen Sultan Mahmoud! (ſchrien unſre Feinde) ſo lange als dieſer lebet, wird Frankreich an wüſten Dörfern keinen Mangel haben. Ohne dieſen Zufall, den man nicht vorher ſah, ob man ihm gleich durch die Entvölkerung, die der Zwang verurſachete, hätte vermuthen ſollen: könnte man die Aufhebung des Edicts von Nantes, als eine gottſelige und der Staatskunſt gemäße Handlung betrachten.

ſehe desgleichen die pièces juſtificatives, welche dem Traité du Culte publie des Herrn de la Chapelle angehenkt ſind.

x) S. die Mit. des Abts von Agen.

trachten. Die Einigkeit des Glaubens im ganzen Reiche einzuführen, war die Absicht davon. Allein, es ist gewiß, daß der Nutzen des Staats, nicht eher dabey erwogen wurde; bis man die üblen Folgen sah, die der Vortheil der Kirche nach sich zog. Um sich nun den Verlust so vieler Unterthanen erträglich zu machen, und über den Abfall so vieler Neubekehrten sich zu trösten, sprengete man aus: daß der Staat im Grunde nichts anders, als Rebellen und übelgesinnte Bürger verlohren hätte.

Nunmehr fieng man an, bürgerliche Kriege zu erregen. Man machte den **Guisen** keine Vorwürfe mehr; die den Namen von **Rohan** führeten, waren bey Hofe wohl gelitten: die armen **Hugonotten** allein mußten das Bad bezählen.

Louvois misbrauchte das königliche Versprechen auf die ungebührlichste Weise. Man suchte die vermennten Reformirten in Frankreich zu behalten, und ein neuer königlicher Befehl erlaubte ihnen ihre Gewissensfreyheit; indem er ihnen nur die öffentliche Ausübung ihrer Religion untersagte. Den andern Tag wurden allenthalben Verordnungen ausgefertiget, ihnen die gegebene Freyheit wieder zu benehmen. Das größte Verbrechen für einen Minister, ist gewiß dieses, wenn er den Monarchen verhindert, seinen Unterthanen Treu und Glauben zu halten. Es ist wahrscheinlich, daß der König das Edict von **Nantes** niemals würde widerrufen haben, wenn man ihn nicht hintergangen hätte y). Die Briefe, so

y) S. den VI Theil der pieces justificatives.

so Ludwig an den Churfürsten von Brandenburg und den Herzog von St. Aignan schrieb, zeigen, wie gerecht er war, wenn er niemanden als sein eigen Herz zu Rathe zog. Von Robais stellte dem Rentkammerschreiber vor, daß die Widerrufung des Befehls, die nützliche Manufactur zu Abbeville gänzlich zernichten würde. Diese Vorstellung gelangte vor den König. Dem Van Robais wurde eine Capelle und ein Prediger zugestanden; Vorzüge, welche man dem Marschall von Schomberg abgeschlagen hatte; weil man den Werth dieses Mannes nicht genugsam einsah. „Ludwig sagte: ich will, daß mein Königreich ka„tholisch sey; allein ich will nicht daß es verar„men soll.„

Niemals ist ein Volk unglücklicher, als dieses gewesen. In Spanien wurde wenigstens den Juden erlaubet aus dem Lande zu gehen. Die Reformirten, so gezwungen wurden in Frankreich, ohne Kirchen, und ohne Gottesdienst zu bleiben; die ihre geistlichen Zusammenkünfte an wüsten und entlegenen Oertern anstellten, wurden für zusammengelaufenes aufrührisches Gesindel gehalten. Sie übertraten die Gesetze, die sie nicht erfüllen konnten, ohne sich an Gott zu versündigen, und selbst in den Augen des Gesetzgebers sie verächtlich zu machen. Sie sungen die Psalmen Davids, und weinten über den Trümmern ihrer niedergerissenen Kirchen. Alles dieses machte man ihnen zu Staatsverbrechen. Daher kamen die Befehle, welche die Galeeren anfüllten. Der Staat wurde erschöpfet; der Monarch

ward nicht müde im Bestrafen, und der Kätzer sich zu widersetzen. Die bald gelinderte, bald vermehrte Schärfe, mit welcher man verfuhr, war ein klarer Beweis von der Ungewißheit der Grundsätze, nach welchen man gehandelt hatte.

Die eitle Ehre, das Schattenbild, das ein Weiser verachtet, und welches von den Königen angebethet wird, entzog den Protestanten noch den Ueberrest ihrer Hoffnung. Ludwig wollte dasjenige vollenden was er angefangen hatte, es möchte kosten was es wolle. Die Kätzerey widersetzte sich dem Eifer, und die Macht der Hartnäckigkeit. Aus diesem Streite, in welchem das Gewissen schrie: ich bin frey! die höchste Gewalt aber antwortete: Nein, du bist es nicht! entschloß sich der eine Theil, alles zu leiden; der andre aber alles zu vertilgen.

Ludwig, der gegen sein Volk taub blieb, hörte das Geschrey von ganz Europa. Aus fremden Ländern erfuhr er, was in seinem Reiche vorgieng, und fremde Gesandten sagten ihm Wahrheiten, die ihm seine Statthalter verschwiegen. Bonrepaux, Barillon, der Graf von Avaux meldeten dem Könige in allen ihren Gesandschaftsberichten: daß an allen Höfen die Klagen der Protestanten über seine Grausamkeiten erschollen. Der Graf von Avaux, der dem Könige berichtete, wie etliche Kaufleute von den Hugonotten aus dem Reiche giengen, und ein Vermögen von drey Millionen mit sich nähmen; erhielt zur Antwort: Mein Reich wird auf diese Art gereiniget. Der Graf von Avaux unterstund sich dem Könige zu erwiedern: daß dieses abzüh-

abführende Mittel dem Reiche die Auszehrung verursachen würde; und er erboth sich eine Menge Arbeiter, die bey den Manufacturen und der Handlung unentbehrlich wären, durch gelinde Wege, wieder nach Frankreich zu bringen. Ludwig antwortete: „Wenn sie ihren Glauben nicht abschwören wollen: „so ist es besser, daß sie in fremden Ländern bleiben; „als daß sie mit der Freyheit in ihrem Irrthume zu „beharren, in die meinigen zurücke kehren.„ Vergeblich suchet man in diesen Worten, einen Vater seines Volks; man findet aber wohl einen Scheinheiligen darinnen, der über seine fehlgeschlagenen Absichten erbittert war.

Die protestantischen Mächte legten für ihre unglücklichen Glaubensgenossen öfters Fürsprach ein: Ludwig aber war oftmals unerbittlich. Der engländische Abgesandte verlangte die Freyheit für diejenigen, so um der Religion willen, auf die Galeeren waren gebracht worden. Der König gab zur Antwort: „Was würde der König von Großbritannien „sagen, wenn ich die Loslassung der Gefangenen zu „Newgate 2) von ihm verlangte? Sire! antwortete der Abgesandte; der König mein Herr, „würde solche Eurer Majestät nicht versagen; „wenn Sie dieselben unter den Namen ihrer Mitbrüder abfoderten.„

Etliche von den Flüchtlingen vergaßen die Liebe, die sie ihrem Vaterlande schuldig, und die Ehrfurcht

2) Newgate ist ein Gefängniß in London, dahin die Uebelthäter gebracht werden.

mit welcher sie ihrem Monarchen verbunden waren. Sie schütteten Schmähschriften aus, da sie als Christen diese Zeit auf die erbaulichsten Betrachtungen ihres Leidens hätten wenden; und als französische Unterthanen, für ihren König hätten bethen sollen. Etliche von den vornehmsten ergriffen die Waffen wider den König. Darunter war **Schomberg, Ruvigny, der Graf von Roye,** und andere mehr. Der Hof wurde durch den Haß dieser Leute mehr erbittert, als in Furcht gesetzet. Die Katholiken warfen ihnen vor, daß sie keine so guten Bürger wären, als die **Cimons,** und die **Aristiden.** Diese hätten die Mauren ihre undankbaren Vaterlandes nicht mit Feuer und Schwert verheeret. Gleich als wenn heut zu Tage jeder Degen, der Held der ihn führt, mag seyn von welcher Religion er will, nicht demjenigen Fürsten diente, der ihn am besten bezahlet.

Die Verweise welche man den Entwichenen, zur Antwort auf ihre bittersten Klagen gab, waren eben so unbillig. Den Unglücklichen ist es erlaubet zu seufzen; das Christenthum lehret uns die Geduld: allein, es machet uns nicht unempfindlich. Etliche **Hugonotten** waren gar nicht mehr französisch gesinnet: allein man hatte auch alles gethan, was möglich war, um die guten Gesinnungen aus ihren Herzen zu verbannen.

Nichts erbitterte den König mehr, als dieses, daß der meiste Theil von seinen entwichenen Unterthanen in den freyen Staaten, wo sie hingeflüchtet waren, auch die freyen Gesinnungen dieser Völker

angenommen hatte. Sie riſſen den heiligen Schleyer entzwey, der jene urſprünglichen Rechte verdeckte, die man nicht unterſuchen kann, ohne ſie zu verkennen. Bey dem Anblicke aller dieſer Verträge, welche den Grund einer monarchiſchen Gewalt völlig untergruben, rieſen die Klugen aus: Gott behüte uns vor einem proteſtantiſchen Pabſte!

Die holländiſchen Buchdruckereyen, welche zuvor nur frey waren, wurden frech und ganz ausgelaſſen. Frankreich wurde mit Schriften überſchüttet, darinnen die Verfaſſer ihre Empfindlichkeit auf die ungebührlichſte Weiſe wider alle diejenigen ausſtießen, denen ſie ihr Unglück zuſchrieben a). Louvois, der einzige, ſo Schuld daran war, wurde ganz allein verſchonet. Die Franzoſen ſchreiben gemeiniglich den Unſinn ihres Königs, entweder demjenigen Miniſter zu, den er zu Rathe zieht, oder der Frauensperſon, welche er liebet. Die Reformirten beſchuldigten den Pater de la Chaiſe aller der Gewaltthätigkeiten, die ſie erlitten hatten; da dieſer doch der erſte war, der dem Könige ſagte: daß nichts grauſamer und abſcheulicher wäre, als das Ausgraben der todten Körper, die man nachher auf zuſammen geflochtenen Hürden herum ſchleppte. Die Frau von Maintenon wäre äußerſt beſtürzt geworden, wenn man ihr alle das Elend ſo vieler Männer und Weiber vorgeſtellet hätte, davon einige

a) Dahin gehöret Baylens Avis aux Refugiés, oder Nachricht oder Rath an die geflüchteten Hugonotten und dergleichen mehr.

bey den Haaren an die Decken ihrer Kammern, oder an die, in den Schorsteinen befindlichen Hacken gehenkt; andere mit Stecknadeln gespicket, mit glühenden Zangen zerrissen, im freyen Felde und durch die Wälder, wie die wilden Thiere gejaget; mit Blasebälgen aufgeblasen; in Brunnen gestürzet, und so lange gemartert wurden, bis sie diese Worte aussprachen: Ich will mich mit der römischen Kirche vereinigen.

Verschiedene Geschichtschreiber *b*) sind durch die Klagen eines blinden Vorurtheils bewogen worden, zu versichern; die Frau von Maintenon hätte die Widerrufung des Befehls von Nantes, mit den Jesuiten verabredet. Gleichwohl wurde dieser Anschlag zu der Zeit abgefasset, da sie noch keinen Einfluß in die Staatsgeschäffte hatte; ob sie gleich in Gnaden stund. Ludwig konnte wohl einer vernünftigen Frau, den Schluß einer berathschlagenden Versammlung entdecken; allein er stellete keine Ueberlegungen mit ihr an. Die Widerrufung des Befehls war kein jäher Einfall des Religionseifers; sondern die Frucht einer seit geraumer Zeit mit Vorurtheilen eingenommenen Vernunft. Die Frau von Maintenon, welche sich zu wenig vor der Wuth der Scheinheiligen in Acht nahm, hatte ohne Zweifel den König in seinen frommen Wünschen, sein ganzes Reich katholisch zu machen, befestiget. Al-

b) Linniers, Larrey, und insonderheit le Vassor, welcher in seiner Geschichte Ludwigs des XIV. die Frau Maintenon und das Haus von Noailles, aus

Allein, sie war viel zu klug, Grausamkeiten anzurathen; und viel zu mitleidig, dergleichen zu billigen. Jemanden eines Verbrechens zu beschuldigen, wovon man keinen Beweis hat, das ist eine Verläumdung; und einer Person, ohne Beweis, ein Laster aufzubürden, welches ihren Neigungen ganz und gar zuwider ist, das ist ungereimt. Alles, was wir von der Frau von Maintenon aufgezeichnet finden, rechtfertiget dieselbe. In einem an den König gerichteten Schreiben, tadelt sie ohne alle Umschweife die Strafgesetze, den erzwungenen Genuß des Abendmahls, und den Verfolgungsgeist, der sich bis auf die Kaufmannswaaren erstreckte. Es ist nicht zu läugnen, daß sie die Hugonotten für gefährliche Unterthanen hielt; die, nachdem sie von allen Aemtern und Bedienungen ausgeschlossen waren, nur als nöthige, und dem Reiche nützliche Bürger angesehen werden konnten. Allein die Frau von Maintenon wußte auch gar wohl, daß die wahre Religion allezeit ist unterdrücket worden, niemals aber ihre Nebenchristen verfolget hat; daß die Kirche das Recht hat, die Ketzer mit dem Banne zu bestrafen; aber nicht die Menschen zu erwürgen: und daß die Gewalt des Schwertes denen Fürsten nur wider diejenigen zu gebrauchen, verliehen ist, so die Gesetze des Staats übertreten; nicht aber die zu bestrafen, so die Gebothe Gottes unrecht auslegen.

Rachgier wider den Cardinal dieses Namens lästert, welcher ihm sehr verächtlich begegnet war.

Sie wurde fast genöthiget, einen Umstand mit Stillschweigen zu übergehen, der sie gleichwohl hätte empfindlich rühren sollen. Der Marquis von Rüvigny c), welcher sich verschiedene mal mit der Frau von Maintenon über das Unglück ihrer ehemaligen Glaubensgenossen unterredet, und gesuchet hatte, sie zu deren Besten zu bewegen, bekam allemal von ihr zur Antwort: daß dieses ihre Rolle nicht wäre, sich in Staatssachen zu mengen; und sie vermahnte ihn, sich selbst zu bekehren. Rüvigny, den die Ehre sowohl, als das Gewissen bewogen, die Sachen so er vertheidigte, zu behaupten, wollte diejenigen, welche sie ihm anvertrauet hatten, nicht seinen eigenen Absichten aufopfern. Er meynte, daß die Frau von Maintenon geneigter wäre, den Hugonotten zu schaden, als ihnen zu helfen. Um nun die Anschläge, so sie vielleicht gegen seine Kinder und seine Buhlerinnen geben konnte, ungültig zu machen, ließ sich Ruvigny einmal in Gegenwart des Königes verlauten: Die Frau von Maintenon wäre calvinisch gebohren; sie hätte so lange in dieser Religion gelebet, bis sie nach Hofe gekommen wäre: und vielleicht wäre sie noch in ihrem Herzen gut calvinisch gesinnet.

Nichts war der Frau von Maintenon leichter, als ihre Unschuld über diese Anklage an den Tag zu legen. Allein es ist auch leicht zu glauben, daß sie dadurch beleidiget wurde; und daß dieses viel beygetra-

c) Nachdem er Ludwig dem XIV. bey vielen kützlichen Unterhandlungen in England gedienet hatte, diente

tragen, die Wirkung, ihres von Natur zur Gelindigkeit und Mitleiden, geneigten Herzens zu hemmen; und dem Fürspruche eine große Hinderniß in den Weg geleget, durch welchen sie die erschreckliche Strenge, die man im Anfange ausübte, zum wenigsten in etwas hätte vermindern können. Es ist wahrscheinlich, daß sie nicht gewußt, wie weit man die Schärfe trieb. Allein, konnte sie wohl zu Versailles, dem Vergnügen im Schooße, dem Throne so nahe, dessen Zugang mit verlogenen Priestern besetzet war; mitten unter den Schmäuchlern, die sich bemühten, alle verdrüßliche Wahrheiten zu entfernen; konnte sie wohl, (sage ich,) daselbst die Klagen derjenigen hören, die in Languedoc, Dauphine und Poitou ohne Trost seufzeten? Gleichwohl wurde ihr Mitleiden, über die neuen Grausamkeiten, die zu Paris vorgiengen, erreget. Man hatte es bis dahin daselbst noch nicht gewaget, die Meynungen der Geistlichkeit mit dem Schwerte zu behaupten; aus Furcht, ein Volk unwillig zu machen, das, ob es gleich abergläubisch war, dennoch Menschlichkeit besaß. Die Frau von Maintenon sagte dem Könige: es wäre zu befürchten, daß denjenigen, die man aus dem Irrthume zu bringen gedächte, ein ewiger Abscheu vor der wahren Religion beygebracht würde. Die Bosheit sollte seinen Zorn erwecken; das Laster ihn zum Eifer, und der Irrthum zum Mitleiden bewegen. Sie redete so heftig dar-

er auch Wilhelmen dem III. welcher ihn zum Lord von Galloway machte.

darüber, daß der König sich nicht entbrechen konn'e ihr zu sagen: „Ihr Gespräch macht mich unruhig, „Madame! Zeigt dieses nicht einen überbliebenen „Eifer für ihre ehemalige Religion an?„ d) Bayle hat eben diese Betrachtung über die Königinn Christine von Schweden gemachet: und diese sowohl, als die Frau von Maintenon konnten antworten: muß man eben grausam seyn, wenn man katholisch ist? *)

Man versichert, daß, als der König einmal mit der Frau von Maintenon, der Mlle. von Armagnac, und dem Herrn Fagon spazieren gefahren, unter andern auch von den Drangsalen gesprochen worden, mit welchen man die Hugonotten so unnöthig quälete. Fagon hätte einige Arten derselben erzählet, worüber die Frau von Maintenon wäre zum Mitleiden bewogen worden. Der König hätte gerühret geschienen, und gesaget: „Wenn den „Hugonotten für ihre Person, oder an ihrem Ver„mogen ist zu hart begegnet worden: so hoffe ich, „daß Gott mir diese Gewaltthätigkeiten nicht bemes„sen wird, die ich niemals auszuüben befohlen habe..

Ludwig irrete sich sehr darinnen: Gott läßt die Könige nicht ungestrafet, die nicht wissen, was in ihrem Reiche vorgeht.

Fünf-

d) Die Königinn Christine hatte die gestiefelten Apostel in einem Briefe an den Ritter von Terlan

Fünftes Hauptſtück.

Der Zuſtand ihres Herzens.

Das Schickſal der Frau von Maintenon war noch nicht völlig beſtimmet, und ihr Herz war nicht ruhig. Die Leidenſchaften, welche in jedem Alter unanſtändig ſind, und die in ihren Jahren lächerlich wurden; vielleicht die Beſtürzung, ihre Begierden noch nicht völlig unterdrückt, und ihre Hoffnung nicht gänzlich verſchwunden zu ſehen; die Furcht, dem Könige eines oder das andre beyzubringen; die Zerſtreuungen, die ſie oft in ihrem Gebethe ſtöreten; die Lauligkeit in ihrer Andacht, die ſie vorher mit ſo vielem Eifer abgewartet hatte; ihr Herz, dem die Gegenwart des Königes unentbehrlich war; und der Kummer, den ſie jedesmal empfand, wenn ſie genöthiget war, ſich ſeinem Zuſpruche zu entziehen; alles dieſes brachte ihr Gemüth in die heftigſte Bewegung. Ihr Glück ſchien ihr ein Wunderwerk; ihre Liebe aber thöricht zu ſeyn.

Am meiſten befürchtete ſie, man möchte ihr Schuld geben, daß ſie die Gottesfurcht, als ein Mittel zu ihrer Erhöhung gebrauchet hätte, und die Frömmigkeit ihr dazu gedienet hätte, die Stelle einer

gemisbilliget. Bayle hatte geſagt, diß wäre bey ihr noch ein Ueberbleibſel des Proteſtantiſmi geweſen.

*) Iſt das wohl die Sprache eines Katholiken?

ner Maitresse zu vertreten. Diese Vorstellungen waren der Frau von Maintenon unerträglich. Die Tugend hätte sie noch nicht so weit erhoben, daß ihr das Ansehen bey den Menschen gleichgültig gewesen wäre. Sie zitterte bey dem bloßen Argwohne, eine Stelle zu bekleiden, die durch Laster, die sie verabscheuete, beflecket seyn könnte. Und ob sie gleich völlig überzeuget war, daß sie solche, ohne lasterhaft zu seyn, erlanget hätte; so wurde sie doch, durch das Aergerniß, zu welchem ihr Glück, auch nur dem Scheine nach, hätte Anlaß geben können, eben so sehr beunruhiget; als sie gewiß überzeuget war, daß sie niemals dergleichen geben würde. Es schien ihr, als wenn Gott Rechenschaft für alle die verwegenen Urtheile von ihr fodern wollte, die der Hof theils aus Bosheit, theils aus Unwissenheit über sie fällete.

Sollte sie sich vom Hofe wegbegeben: so hätte sie sich vom Könige, und so zu reden, von sich selbst entfernet. Sie hätte den besten, den ansehnlichsten von ihren Freunden verlassen müssen. Sollte sie daselbst bleiben: so stund ihre Ehre in Gefahr, und sie stellete sich dem Aergernisse von ganz Europa bloß; als das bereits über die Vermischung ihrer bekannten Gottesfurcht, und der Schwachheiten, die man von ihr argwohnte, ganz erstaunet war. Der erste Entschluß war der Liebe unmöglich, der zweyte der Tugend. In Erwählung des ersten fand sie eine gewisse Art von Heucheley und Niederträchtigkeit. Sie sah im voraus, daß entweder der König sie daran verhindern, oder sie zurück rufen würde; daß sie weder

der seinen Bitten, noch seinen Befehlen widerstehen könnte; daß das Volk, welches über die Entfernung der Valliere so entsetzlich gespottet hatte, ihren Vorsatz in der Stille zu leben, einer Absicht, den König nur desto mehr zu fesseln, zuschreiben würde; und ihre Weigerung zurücke zu kehren, konnte man für eine gleiche List halten. In dem andern Anschlage fand sie alles, außer die Ehre nicht. Die Frau von Maintenon war mit sich selbst unzufrieden, daß sie sich dem Urtheile anderer so sclavisch unterworfen hatte; und gleichwohl konnte sie dieses Joch nicht abschütteln. Sie lebte in einem beständigem Streite mit den Empfindungen, die bald von der Zärtlichkeit, bald von der Frömmigkeit erreget wurden. In diesen Anfällen einander zuwider laufender Regungen, fand sich kein Mensch, den sie hätte um Rath fragen können. In gewissen Jahren entdecket man auch dem besten Freunde nicht, daß man liebet; und dem Beichtvater saget man es in keinem Alter.

Die Frau von Maintenon, die eine immerwährende Unruhe beständig quälete, entdeckete ohne Zweifel ihrem Seelsorger, daß sie geliebet würde. Der Abt Gobelin benahm ihr darüber allen Gewissensscrupel. Er wieß ihr, wie Gott sie bey der Hand leitete: und indem er ihr den Verdruß zeigete, den ihre Entfernung bey dem Könige erregen würde, eröffnete er ihr die Augen über den Nachtheil, den sie sich selbst dadurch zuziehen könnte. Die Wohlfahrt eines so geliebten Königs war in Gefahr; durch ihre Trennung wäre ihm alles das entzogen worden, was ihn zu Gott führen konnte. Man hät-

hätte ihn nicht nur seines Trosts und seiner Stütze beraubet, sondern sich auch den Absichten der Vorsehung widersetzet; und es war einerley, ob Ludwig durch die Hochachtung, durch die Gnade, oder durch die Liebe, zu Gott gebracht würde; genug, wenn man nur zu diesem Zwecke gelangete. Die Frau von Maintenon wurde leicht überzeuget. Ihr Herz redete selbst für den König, und viel nachdrücklicher, als ihr Gewissensrath. Gobelin, der unmöglich die künftigen Begebenheiten vorher sehen konnte, ob sie gleich nicht weit entfernet waren, gab ihr solche Anschläge, als wenn er die entferntesten Zufälle vermuthete. Ein mittelmäßiger Verstand unternimmt gemeiniglich dasjenige, wozu nur ein weit aussehender Geist Fähigkeit zu haben scheint.

Gleichwohl wagte es die Frau von Maintenon, den König um Erlaubniß zu bitten, einen Monath in Maintenon zuzubringen: entweder, um das Herz des Königs zu prüfen, oder ihn an ihre Abwesenheit zu gewöhnen. Die Frau von Montchevreuil that ihr alle Vorstellungen darwider, und gab ihr zu verstehen: daß sie die angenehmen Stunden, darüber sie der ganze Hof beneidete, bey ihrer Wiederkunft würde anders eingetheilet finden. Die Dauphine, welche die Reise nach St. Cloud noch nicht vergessen hatte, bewilligte diesen Vorsatz sehr gerne. Der König allein machte Schwierigkeiten. Er sagte zu ihr: „Sie können „verreisen, Madame: ich mache mir ein Gesetz daraus, sie in nichts zu zwingen. Allein, überlegen

„Sie,

„Sie, wie sehr Sie mich bekümmern werden, wenn „Sie mich einen einzigen Tag verlassen.„

Nichts ist grausamer, als wenn die Liebe bittet. Die Frau von Maintenon entsagte dem Anschlage, den sie gefasset hatte, sich in die Einsamkeit zu begeben, und nahm alle ihre Klugheit zu Hülfe, sich wider die empfindlichen Muthmaßungen zu waffnen, die ihre Feinde, bey der anscheinenden Ungewißheit ihres Zustandes, schon über sie gefället hatten. Ihr Unternehmen gelung ihr auch. Alle Menschen glaubten, daß sie die völlige Gunst des Königs hätte, ohne seine Maitresse zu seyn. Die Hofleute nahmen wider ihren Willen, in ihrem Bezeigen, alle die Gestalten und die Meynungen an, darinnen sich ihnen ihr Gegenstand zeigete. Die Frau von Maintenon wurde aus der Ehrerbiethung, die ihr jedermann erzeigte, gewahr, daß man wußte: der König sey nichts anders, als ihr Freund.

Sechſtes Hauptſtück.

Die Reiſen nach Marly.

Der ganze Hof war auf der Frau von Maintenon Seite. Den einen Theil hatte ſie durch ihre Mäßigung gewonnen: der andre folgte dem größten Haufen. Sie wendete ihre äußerlichen Annehmlichkeiten, die ſie noch beſaß, nicht darzu an, den König zu feſſeln; ſondern ſie kleidete ſich, wie es einer Perſon von höherm Alter geziemet hätte. Sie hätte ſich einiger Ränke bedienen können, die Neigung des Königes zu erhalten, allein es war ihr nicht möglich, unerlaubte Abſichten, oder einige Argliſt zu gebrauchen.

Sie verfuhr mit dem Könige ſowohl ohne alle Nachſicht, als ohne alle Strenge. Ihr Bezeigen war allemal der Gefälligkeit einer Freundinn, und der Ehrfurcht einer Unterthaninn gemäß. Hauptſächlich ſuchte ſie die gefährlichen Augenblicke zu vermeiden, in welchen das weibliche Geſchlecht, entweder Hoffnung, oder abſchlägige Antworten geben muß.

Der König machte ſich ein Vergnügen, wenn er den Vorzug zeigen konnte, den ſein Herz der Frau von Maintenon, vor der Frau von Montespan gab. Als dieſe einmal ſagte: Sie vermeynte bald zu ſterben; und die Frau von Maintenon erwiederte: wie ſie hundert Jahre zu leben hoffe;

gab

gab der König zur Antwort: „dieſes wäre das gröſ-„te Glück, das mir begegnen könnte.„ Die Quaal der Frau von Monteſpan wurde täglich erneuert und vermehret: endlich gewöhnte ſie ſich daran, und ertrug ſie mit vieler Standhaftigkeit. Die Frau von Maintenon hätte ihr gern vielen Verdruß erſparet: allein die Frau von Monteſpan konnte nicht einem einzigen entgehen. Endlich ſuchte man ſie vom Hofe zu entfernen, weil ſie nur täglich mehr zur Laſt wurde. Man mußte ſich von ihrem Ungeſtüme und ihren ſcherzhaften Einfällen befreyen, die bisher dem Könige ſo oft die Zeit verkürzet hatten; und die er itzo zu ſcheuen anfieng. Zu dem Ende wurden die Reiſen nach Marly unternommen. Ludwig glaubte, daſelbſt ungezwungener und glücklicher zu ſeyn.

Diejenigen, ſo dem Könige folgen ſollten, ernannte er ſelbſt, und Bontems richtete es ſo ein, daß allemal zwey und zwey Perſonen, in jedem Flügel des Schloſſes zuſammen kamen. Man fand in dieſem Zimmer ſowohl alles, was zum weiblichen Nachttiſche, als auch für die Mannsleute gehörete. Wenn die Frauen ernannt waren, folgten ihnen ihre Männer, ohne weitere Erlaubniß, auch dahin. Der Ehrgeiz der Hofleute gieng nicht weiter, als ſo glücklich zu ſeyn, mit nach Marly zu reiſen *). Dieſes hatte den Schein einer vorzüglichen Gunſt, welche das einzige Anſehen bey Hofe giebt. Die Prinzeſſinn von Montauban, welche noch niemals un-

*) Dieſe Reiſen währten drey Tage: Mittwochs fuhr man hin, und Sonnabends kam man wieder.

ter die Zahl dieſer Auserwählten war gerechnet worden, doch der Prinzeſſinn von Harcourt eine Summe Geld, für ihren Platz bey dieſer Gelegenheit an.

Die Frau von Maintenon ſtellte die vornehmſte Perſon dabey vor. Die Hofleute erzeigten ihr ſo viel Ehrerbiethung, als dem Könige ſelbſt; weil ſie wußten, daß die Reiſen nach Marly von ihr allein veranſtaltet wurden. Mittlerweile, da ſich die ganze Geſellſchaft Landsknecht zu ſpielen beſchäfftigte, unterhielt ſich Ludwig in völliger Freyheit mit der Frau von Maintenon; und verlangte von denen, die in ſeinem Gefolge waren, die Perſon zu verehren, die er liebte. Er brachte die Abendſtunden bey ihr zu, und ſein Herz wurde in dieſen geheimen Unterredungen immer mehr und mehr gebunden.

Die Frau von Monteſpan, welche der König gern von allen dieſen Geſellſchaften ausgeſchloſſen hätte; die aber von der Frau von Maintenon entweder des Wohlſtandes wegen, oder aus Mitleiden öfters darzu eingeladen wurde, ſah: daß Ludwig ſie vergeſſen konnte; und es ſchien, daß ſie Muth genug hatte, dieſen Schmerz zu ertragen. Sie behauptete gegen alle Menſchen, daß ſie ihre Herrſchaft wieder erlangen würde; allein ſie hatte den Verdruß, daß ihr niemand glaubete.

Zuweilen ließ ſie ſich etlicher beißender Reden verlauten, als wenn ſie vergeſſen hätte: daß Ludwig weder Gefallen trug, ſelbſt zu ſcherzen, noch von andern Scherz zu vertragen. Einsmals ſagte die Frau von Monteſpan: „Ich bitte Eur.

„Ma-

„Majeſt. mir eine Gnade zu erzeigen. Ueberlaſſen „Sie mir die Sorgfalt, die Perſonen in der zwey„ten Caroſſe zu unterhalten, und erlauben Sie mir, „in Dero Vorzimmer zu regieren.„

Sie hätte ſich noch mit der beſten Art vom Hofe entfernen können; allein ſie ſollte für ihre vorher begangenen Fehler büßen, und durch ihre eigene Unvorſichtigkeit ſollte ſie den Sieg ihrer Feindinn vollkommen machen, zu welchem ſie durch ihr hartes Bezeigen Gelegenheit gegeben hatte. Ihre guten Einfälle würden die Frau von Maintenon vergnüget haben, wenn der König nicht wäre dadurch beleidiget worden. Als ſie einmal in dem Vorzimmer der Frau von Maintenon eine Menge Geiſtliche und Biſchöfe fand, ſagte ſie zu derſelben: Ich glaube, Madame, Sie laſſen ſchon Ihr Vorzimmer zu meiner Leichenrede, mit Tapeten behängen. Ihr beißendes und widerwärtiges Weſen ſetzte zwiſchen ihr und dem Könige ſolche Schranken, die ſelbſt durch den Fall der Frau von Maintenon nicht wären durchbrochen worden. Der König ward anfangs unwillig, über verſchiedene unbedachtſame Reden, ſo die Frau von Monteſpan geführet hatte. Alsdann hörte er mit Verdruß den Beyfall, den ſie den Misvergnügten gab: und endlich gerieth er in Zorn, wie er hörte, daß ſie in Paris in keiner andern Geſellſchaft, als von ſeinen Feinden wäre. Ludwig glaubte nämlich, daß er Feinde hätte.

Die Misvergnügten wachten wieder auf. Die Verworfenen ſpotteten über die Auserwählten. Man ſagte ſo gar, daß eine von den Töchtern des Königes,

ges, an verschiedenen Gesprächen Antheil hätte: welche eben so anzüglich für die Person des Königs, als wider die Frau von Maintenon geführet worden. Ludwig empfand die Undankbarkeit dieses Verfahrens. Die Frau von Maintenon suchte ihn zu besänftigen, und sagte zu ihm: „Ist es dem größ„ten Könige wohl erlaubt, so empfindlich zu seyn? Ludwig antwortete: Verdient der beste Vater wohl so eine harte Beleidigung? Die Zeit half endlich der Frau von Maintenon zu ihrem Zwecke: die Spottlieder wurden vergessen, und die Prinzessinn kam wieder, ganz Marly zu belustigen und zu erfreuen.

So gar die Sitten der Frau von Maintenon wurden nicht verschonet. Als der Herr von Basville, Oberaufseher in Languedoc, alle Gassenlieder, so man wider sie ausstreuete, zu sehen bekam, sagte derselbe: „Ich bin mit ihr bekannt ge„wesen, als sie noch die Frau Scarron war. Ich „habe Sie hundertmal in meinem Wagen, aus den „Häusern des Marquis von Albret und Riche„lieu, nach der St. Jakobsstraße geführet, wo „Sie wohnete. Ich hatte eben so viel Ehrfurcht ge„gen Sie, als ich gegen die Königinn würde gehabt „haben. Ihr bloßer Anblick wirkete dieselbe, und „wir verwunderten uns allerseits, so viel Tugend, so „viel Armuth und so viel Reiz beysammen zu finden.„

Sie.

Siebentes Hauptſtück.

Das Vorhaben des Königs.

Der Neid und der Haß ſuchten die Frau von Maintenon zu ſtürzen, und waren die Mittel zu ihrer Erhöhung. Der König, welcher täglich mehr von ihr eingenommen wurde, der die Verehrung ſah, die man ihr öffentlich bezeigte; Ludwig, in deſſen Augen nichts groß war, als was er ſelbſt machte, ward durch die Beſchimpfunger, die man der Frau von Maintenon in geheim zufügte, und durch die Schmähſchriften, dadurch man ſie geringe zu machen ſuchte, ſo erbittert, daß er beſchloß, ſie über alle Verläumdung zu erhöhen, und mit ſo viel Gunſt zu überhäufen: daß ihre Feinde beſchämt werden, und ihre Freunde ſelbſt in Verwunderung gerathen ſollten. Alles beugte ſich vor der Frau von Maintenon, ungeachtet einige Uebelgeſinnete dawider murreten; und ſie ſtellete ſich, als ob ſie es nicht gewahr würde. Die Anbethung der Hofleute war gegen ſie aufs höchſte geſtiegen. Wenn ſie nur einen Blick auf jemanden warf, ein halbes Wort ſagte, oder im Vorbeygehen, mit größter Geſchwindigkeit grüßte: ſo glaubte man ſchon, ſein Glück gemacht zu haben.

Es ſchien, daß man den Anſchlag des Königs errieth. Die Frau von Monteſpan war die einzige, die nicht gewahr wurde: daß die letzten Funken, einer ehemals feurigen Gemüthsbeſchaffenheit, in eine ſo heftige Flamme ausbrachen. Der übrige

Theil ſah alle die Folgen voraus, die ein Bündniß, welches auf Ehrfurcht und Liebe gegründet war, nach ſich ziehen würde.

Ein luſtiger Kopf erfand Gemählde in die Tabaksdoſen, worauf die Valliere vorgeſtellet wurde, wie ſie mit ihrer Hand nach dem Herzen des Königs griff. Mademoiſelle Fontange griff nach dem Geldbeutel; die Frau von Monteſpan ſchlich mit der ihrigen, ich mag nicht ſagen, wohin: und die Frau von Maintenon ſtreckte die ihrige nach der Krone.

Der König konnte nicht ohne Maitreſſe ſeyn, und verlangte gleichwohl keine mehr. Er dachte an das Heil ſeiner Seele, und war müde, Gott und ſeinen Beichtvater zu hintergehen. Er wollte ſich nicht wieder vermählen: weil ſolches nicht mit dem Vortheile ſeines Volks übereinſtimmete. Er hatte drey Enkel, und urtheilte ſehr vernünftig: daß, wenn von ſeiner zweyten Vermählung Prinzen kommen ſollten, entweder Unruhen in ſeinem Reiche, oder wenigſtens Uneinigkeit unter ſeinen Kindern entſtehen könnten. Die Frau von Maintenon war es gleichwohl, die dem Könige einzig und allein gefiel. Sein Hof zeigte ihm keine Perſon, die ſeiner Hochachtung würdiger geweſen wäre, als dieſe. Ludwig war an ſie gewöhnet. Ihr leutſeliger und einnehmender Verſtand, verſprach dem Könige, ſowohl eine angenehme Gefährtinn, als eine verſchwiegene Vertraute, an ihr zu finden. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Frau von Maintenon an einen Mann von geringem Anſehen, war verheurathet geweſen: allein wahrſcheinlicher Weiſe war ſie nicht

als

als seine Frau, sondern nur als seine Freundinn anzusehen. Fünf und zwanzig Jahre waren schon nach dieser Begebenheit verstrichen, und eine dreyßigjährige Hochachtung, die sie sich erworben, lösche te diesen Fehler gänzlich aus. Das Glück hatte an der Frau von Maintenon unrecht gehandelt: und wie gut war es, daß dieser Schaden konnte ersetzet werden! Ludwig durfte nicht fürchten, daß man sagen würde, sie maßte sich der Regierung an, über welche er eifersüchtig war. Er hatte ihre Bescheidenheit und ihren Verstand kennen gelernet, und erfahren: daß es ihr nicht möglich wäre, die Vertraulichkeit ihres Herrn jemals zu misbrauchen. Allein, fragte Ludwig, was wird die Welt sagen? Jedermann wird sprechen, daß ich die allertugendhafteste von meinen Unterthanen krône. Denn welche unter allen, würde die vornehmste Stelle am Hofe ausgeschlagen haben, wie diese gethan hat?

Seine Ueberlegungen stellten ihm nicht nur alles vor, was ihn an seiner Verbindung hindern konnte; sondern auch alles, was ihn in seinem Entschlusse befestigte. Die Ehre stritt mit der Liebe, und die Liebe siegte. Die Wahl, so Ludwig getroffen hatte, war so gut, als sie die Vernunft jemals treffen konnte.

Die Frau von Maintenon wurde ohne Zweifel von den ersten Glücksstralen, die sie in dem Vorhaben des Königs entdeckete, gerühret, aber nicht verblendet. Ludwig, den seine Begierden, und vieleicht auch das Gewissen beunruhigten, beschloß, sein Herz seinem Beichtvater zu entdecken.

Achtes Hauptstück.

Der Pater de la Chaise.

Der Pater de la Chaise war seit zehn Jahren des Königs Gewissensrath. Zuvor hatte der Pater **Annat** diese Stelle verwaltet. Dieses war ein unsträflicher Ordensgeistlicher. Die Jansenisten lästerten und verehrten ihn zu gleicher Zeit. Er war so uneigennützig, daß er seinen Anverwandten niemals einen Kirchendienst gab, auch bey keinem Bischofe in dieser Absicht eine Bitte für sie einlegte. Diesem folgte der Pater **Ferrier**, welcher des ersten Beyspiel in nichts, als in dem Eifer wider die Jansenisten nachahmte. Er hatte Verstand, und seine Absichten giengen auf das gemeine Beste. Er ließ sich das Verzeichniß der geistlichen Aemter geben, welches vorher allemal der erste Kammerdiener dem Könige überreichte. Er gab sich ein großes Ansehen, und glaubte, er wäre geheimer Staatssecretair: und durch ihn wurden alle seine Nachfolger verderbet. Als Er starb, hatte er von dem Könige nicht eine Beichte gehöret; nachdem er sieben Jahre sein Beichtvater gewesen war. Er sagte einmal zu einem von seinen Freunden: „Ich „wünschte dem Könige ehe hundert **Vallieren**, als „eine **Montespan**.„

Nach

Nach dem Tode des Pater Ferriers überließ der König die Wahl eines Beichtvaters den Ränken seiner Hofleute. Der Marschall von Villeroi erreichte seinen Zweck. Er sprach von den Verdiensten, der Aufrichtigkeit und der Geschicklichkeit des Paters de la Chaise auf die vortheilhafteste Art. Zu Lion war derselbe Professor der Gottesgelahrheit, Rector der dasigen Schule, und über den ganzen Orden in der Provinz gesetzt gewesen. Dieser Jesuit, der zu Fore von armen adlichen Aeltern gebohren worden, war des Pater Coton, Heinrichs des IV. Beichtvaters, Bruders Sohns Kind. Seine Brüder waren des Erzbischofs von Lion, Villeroi, Stallmeister, welcher der gröste Jäger zu seiner Zeit war. Des Paters de la Chaise Gesichtsbildung war edel, und so wie Ludwig der XIV. sie liebte. Sein Ansehen war bescheiden, der Ton seiner Sprache einnehmend, und sein ganzes Bezeigen voller Sanftmuth, Leutseligkeit und Aufrichtigkeit. Er war besorgter, einen guten Namen, als ein großes Glück zu erhalten: und er erlangte die Gunst des Königs, und verlohr den Ruhm, den er zuvor hatte. In den Streitigkeiten über die verledigten Bißthümer in Frankreich, diente er seinem Herrn, als ein treuer Unterthan: der Pabst mochte schelten, wie er wollte. Er liebte den Verstand, weil er selbst klug war, und beschützte denselben.

Im Anfange, als er nach Hofe kam, war er nur in geringem Ansehen: allein, die Zeit, die Religion und das Alter des Königs, machten ihn viel wichtiger.

tiger. Er liebte das Gute, ſtrebte ohne Unruhe darnach, erwartete mit vieler Vorſicht die gelegenſte Zeit, und ergriff mit allem Eifer die Mittel darzu, wenn ſie ſich ihm darbothen. In den erſten Jahren hatte er ſein Amt mit ſo vielem Nachdrucke verwaltet, daß der Fall von der Frau von Montespan dadurch war beſchleuniget worden, und mit ſo vieler Klugheit, daß der König nicht allein viel Hochachtung gegen ihn hegte; ſondern es wurde auch dadurch der Grund zu dem Vertrauen geleget, womit Ludwig ihn nachmals beehrte.

Neun-

Neuntes Hauptstück.

Die Vermählung des Königes.

Es ist wahrscheinlich, daß der Pater de la Chaise dem Könige die Gefahr vorgestellet, worein ihn die Leidenschaft gegen die Frau von Maintenon stürzete. Vieleicht hatte ihm sein Beichtsohn entdecket, daß er noch nicht gänzlich von seiner Neigung gegen das Frauenzimmer zurücke gekommen wäre; daß er gegenwärtig eine Frau mehr liebte, als er vorher die andern alle geliebet hätte; und wenn seine Absichten ohne Tadel wären, so wären seine Begierden nicht rein: eine Sünde, welche durch die christliche Sittenlehre getadelt wird, die unsere Gedanken eben so strenge, als unsere Thaten beurtheilet.

Die Pflicht des Predigtamts bedecket alles, was zwischen dem Beichtvater und Beichtkinde vorgeht. Unterdessen ist doch nicht zu zweifeln, daß der Pater de la Chaise von dem Vertrauen, welches der König auf ihn setzte, eben so beunruhiget, als vergnüget worden. Er bath sich acht Tage Bedenkzeit aus. Es war eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, und es war ihm nicht erlaubt, sich gegen einen Fremden darüber zu offenbaren. Die Leidenschaft des Königs konnte sehr leicht gerechtfertiget werden; aber ihre Gültigkeit mußte mit seiner Ehre übereinstimmen. Der Jesuit wurde von tausend

ver-

verschiedenen Vorurtheilen eingenommen. Vorurtheile seines Standes, des gemeinen Wesens, und selbst die, so der König bey aller seiner Liebe hatte, beunruhigten ihn. Er mußte sich über alle Betrachtungen des Wohlstandes hinweg setzen, weil die geringste einen weniger geschickten, oder nicht so eifrigen Mann, zurück gehalten hätte. Um sein Gewissen mit der Ehrfurcht, so er beyden Theilen schuldig war, zu vereinigen, that der Pater de la Chaise den Vorschlag, sie durch das unauflösliche Band einer Heurath zu verbinden; die obwohl geheim, doch nach allen Gebräuchen der Kirche sollte eingerichtet seyn. Der König gab diesem Anschlage völligen Beyfall. Allein, entweder fand er sich beschämt, seine Hand ohne seinen Thron anzubiethen; oder befürchtete, nicht Meister über sich selbst zu seyn, und beydes zugleich aufzuopfern. Ludwig trug also dem Pater la Chaise auf, ihr den ersten Antrag zu thun.

Die Frau von Maintenon ward erstaunt, unbeweglich und verwirrt. Bald hörte sie zu, bald unterbrach sie, bald rief sie aus; und fragte sich: ob es nicht ein Traum, eine Falle, ein Spiel sey? Sie ließ sich tausendmal das wiederholen, was sie weder glauben konnte, noch müde wurde zu hören. Alle Regungen der Erkenntlichkeit, der Bescheidenheit, der Freude, der Unruhe, der Neugier, der Liebe, vereinigten sich in ihrem Herzen. Wünsche, die sie niemals sich gewaget hatte zu thun, sah sie erfüllet: und dankete Gott, dem Könige, und dem Pater de la Chaise dafür. So bald sie von ihrer

Bestür-

Bestürzung sich erholet hatte, gab sie zur Antwort: daß sie dem Könige ganz eigen wäre, und keinen andern Willen, als den seinigen hätte.

Auf die Bewegungen des Herzens folgten Ueberlegungen. Es sollte eine Heurath geschlossen, aber nicht bekannt gemacht werden. Dieses Geheimniß beunruhigte die Zärtlichkeit der Frau von Maintenon. Wer konnte ihr für das Herz des Königes gut seyn? Ludwig war ein redlicher Mann, allein noch nicht alt genug, um nicht unbeständig zu werden. Je mehr sie sich untersuchete, je weniger wurde sie davon versichert. Sie hatte noch Reiz genug, dem Könige zu gefallen; allein war ihre Anmuth auch zureichend, alle seine Leidenschaften fest zu halten? Die Annehmlichkeiten, so ihr noch übrig blieben, konnten durch die Hand der Zeit, und durch den völligen Besitz vertilget werden. Fand sie wohl eine Wahrscheinlichkeit, daß Ludwig sie nicht überdrüßig werden könnte? Ludwig, der die Frau von Montespan überdrüßig geworden war? Der König konnte ja durch besondere Ursachen, durch listige Ränke, durch treulose Rathschläge, durch verläumderische Nachrichten in Zukunft leicht bewogen werden, diese Heurath aufzuheben. Wie würde man nach seinem Tode ihr begegnen? Würde ganz Frankreich sie bey seinem Leben nicht für sein Kebsweib halten? Das Volk kannte keinen Mittelstand zwischen einer Königinn, oder einem Kebsweibe.

Diese Gedanken aber wurden durch andere Ueberlegungen vernichtet. War es wohl erlaubt, daß eine Unterthaninn, daß die Bediente von der Dauphine,

phine, daß die Wittwe Scarrons Sicherheit von einem Könige verlangte? Sie war ihm alles schuldig, und mußte ihm auch alles aufopfern. Ludwig konnte seinen Schluß ändern: die Frau von Maintenon sah sich also genöthiget, alle Mittel anzuwenden, ihn dabey zu erhalten. Vieleicht hätte er sich durch eine unerträgliche Gleichgültigkeit wegen des Vorsatzes rächen mögen, zu welchem ihn die Liebe bewogen hatte. Sie mußte sich also entschließen, alles zu ertragen. Wenn sich verschiedene Verdrüßlichkeiten bey diesem Geheimnisse fanden, so waren auch viele Vortheile dabey. Die Gunst, in welcher eine Buhlerinn steht, und die sie als Königinn vieleicht hätte entbehren müssen, wurde befestiget. Sie wurde des, mit so vielem Zwange begleiteten Hoflebens, überhoben; und sie verband dadurch den König, die Liebe mit aller möglichen Sorgfalt zu erhalten.

Der Pater de la Chaise befestigte ihre Meynungen, indem er ihr vorstellete: wie der König nicht ohne sie leben könne; daß ihre Heurath das einzige Mittel für seine Leidenschaft wäre; daß seine ewige Wohlfahrt davon abhienge; und daß die Sorge für ihre Ehre diesen kräftigen Bewegungsgründen nachgeben müßte. Er bestritt alle ihre Zweifel, und die Liebe überzeugte sie. Die Neigung gegen den König überwog alle scheinbaren Pflichten der Ehre und des Wohlstandes; und knüpfte das Band, welches die Leidenschaft des Königs rechtfertigte, ohne gleichwohl den Stand der Frau von Maintenon

non zu verherrlichen; die dadurch größer wurde, ob gleich ihr Ansehen nicht mehr Hoheit erlangete.

Der König suchte ihre Furcht durch tausend Eidschwüre zu benehmen, und versicherte sie, alle Maaßregeln zu gebrauchen, um diese geheime Handlung, dennoch so fest und dauerhaft als möglich zu machen. Diesen Versicherungen zu Folge haben viele geglaubet, daß die Urkunde davon in den Archiven des apostolischen Stuhls, wäre niedergeleget und verwahret worden. Allein man hat zu Rom nicht die geringste Spur davon gefunden; weder in den Briefschaften Innocenz des XI. noch in des Favoriti seinen, welcher bey dieser päbstlichen Regierung alles unter Händen hatte; noch in der geheimen Staatsschreiberey, worinnen auf mein Bitten eine gewisse vornehme Frau die Erlaubniß erhalten hat, genau nachforschen zu lassen. Einige andere sagen: der Pabst sey darüber zu Rathe gezogen worden; welches aber gar nicht wahrscheinlich ist. Der Beyfall von Rom war sehr unnöthig. Das Gesetz, daß die Heurathen öffentlich sollen vollzogen werden, ist bloß ein bürgerliches Gesetz, und verbindet den Gesetzgeber ganz und gar nicht. So viel ist gewiß, daß ein Heurathsvertrag unter beyden Theilen schriftlich aufgerichtet worden. Dieses habe ich von einer Person erfahren, in deren Händen er sich vielleicht gegenwärtig noch befindet.

Sollte der erste Artikel dieses Vertrags darinnen bestanden haben: daß die Heurath niemals möchte bekannt gemacht werden? Dieses ist kaum zu vermuthen. Die Liebe allein hatte ihn gestiftet, und

die Liebe leget keine unanständigen Bedingungen auf. Wenn es erlaubt wäre, zu muthmaßen, wo die Beweise fehlen; so würde ich sagen: daß Ludwig, welcher die Frau von Maintenon nach und nach erheben wollte, wahrscheinlicher Weise nur eine bequeme Gelegenheit abgewartet, sie öffentlich für eine Königinn zu erklären; daß die Kriege, so ihm der König Willhelm erregte, und die Vermählung des Herzogs von Burgund, ihn daran verhindert haben; daß ihr Umgang seit dem ersten Aufschube, ihm schon zur Gewohnheit geworden; daß die Frau von Maintenon selbst kein Verlangen darnach bezeuget: und vieleicht dieselbe gänzlich ausgeschlagen.

Man muß bekennen, daß diese Wahrscheinlichkeiten durch folgende Betrachtungen kraftlos werden. Ludwig der XIV, und die Frau von Maintenon nahmen dieß Geheimniß mit ins Grab. Hat es nicht den Schein, daß einer von ihnen verlangt habe, es niemals zu entdecken; und daß der andere Theil versprochen habe, es unverbrüchlich geheim zu halten? Ist nicht das Stillschweigen, womit der König diesen Punct in seinem Testamente übergieng, und die Sorgfalt der Frau von Maintenon, mit welcher sie alles zu vertilgen suchte, was ihren Stand hätte darthun können, bloß diesem Versprechen zuzuschreiben? Wie kann man aber auf der andern Seite vermuthen, Ludwig der XIV. habe nicht besser von der Frau von Maintenon geurtheilet, als daß er befürchtet, diese Heurath würde zum Nachtheile seiner Ehre gereichen; oder von sich selbst so schlecht gedacht, sich dasjenige zu versagen, was dem geringsten

ſten von ſeinen Unterthanen frey ſtünde; oder ſo übel von der Nachwelt geurtheilet, daß er geglaubet, einige Tadler ſeiner Zeiten möchten durch ihren Scherz ein ungleiches Urtheil über dieſe Handlung fällen? Ludwig verehrte die Frau von Maintenon noch mehr, als er ſie liebte. Er machte alſo ſeine Vermählung nicht öffentlich bekannt, weil er ſah, daß niemand daran zweifeln würde.

In einigen Nachrichten findet man, daß, als der König mit dem Marquis von Louvois davon, als von einer Sache, die noch nicht beſchloſſen wäre, geſprochen; und ſeine Meynung darüber verlanget, dieſer Miniſter zur Antwort gegeben habe: „Denken auch Eure Majeſtät wohl an das, was ſie mir „ſagen? Was? der größte König von der Welt, „der mit Ruhme und Ehre gekrönet iſt, will ſich „mit Scarrons Wittwe vermählen?„ Ludwig gab ihm lächelnd zur Antwort: daß er ſich zur Unzeit entrüſtete. Louvois warf ſich ihm zu Füßen, umfaßte dieſelben: und ſagte mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit. „Sollten Sie auch, Sire, mir mein Ver„mögen, meine Freyheit und mein Leben nehmen: „ſo werde ich dennoch ſagen, daß ſich Eure Ma„jeſtät dadurch vermehren.„ Der König hob ihn auf und ſagte, daß er es überlegen wollte. Er erzählete der Frau von Maintenon dieſe Unterredung; weil er von ihrem guten Gemüthe verſichert war. Dieſe wurde gar nicht unwillig darüber, ſondern gab dem Könige zur Antwort: „Ich habe es Eurer „Majeſtät wohl geſaget, es würde ſehr darwider ge„ſchrieen werden: daß Sie die unanſtändigſte Heu-

„rath von der Welt thäten.„ Louvois zweifelte nicht, daß der König der Frau von Maintenon seine Meynung leicht entdecken würde, und glaubte in ihren Augen zu lesen, und aus ihrem gezwungenen Wesen zu errathen, daß Sie ihm dasjenige nicht vergeben könnte, was Louvois selbst, wenn er an ihrer Stelle gewesen wäre, niemanden würde verziehen haben. Er bemühte sich, den Schuß wieder zu erhalten, den er in Zukunft nöthig zu haben vermuthete, und in dieser Absicht geschah es vielleicht, daß er kurze Zeit hernach, die Besorgung der Arbeit zu Maintenon über sich nahm. Allein man wurde bald gewahr, daß das Misverständniß zwischen der Frau von Maintenon und dem Marquis von Louvois schon einen ältern Ursprung hatte. Louvois war der Frau von Montespan ihr bester Freund: „Er erfüllet, sagte sie von ihm, alle die „Gedanken, die ich von einem großen Manne habe.„

Der Tag, welcher zu der Vermählung des Königs bestimmet war, wurde wegen einer Krankheit der Frau von Maintenon aufgeschoben. Der König kam fast gar nicht aus ihrem Zimmer, und trug die zärtlichste Sorgfalt für dieselbe. Daquin, welcher sich unterstund, eine unbescheidene Frage an die Kranke zu thun, bekam den Befehl, sich nicht wieder vor dem Könige sehen zu lassen. Er behielt gleichwohl seine Stelle; die Verrichtungen aber, so dabey vorfielen, überließ er dem Herrn Fagon, von welchem jedermann vor langer Zeit wußte, daß er viel geschickter, als Daquin war; da der König erst anfieng es gewahr zu werden. Dieses ist das

einzige

einzige mal gewesen, wo die Frau von Maintenon gewiesen, was sie vermocht. Allein die Anfrage Daquins, war eine Beleidigung, welche nicht erlaubte, ihm wieder unter die Augen kommen zu lassen. Die Wachsamkeit der Frau von Montespan, und das ungestüme Wesen der Dauphine verhinderten zwar einige Anstalten; der Pater de la Chaise aber brachte alles zu Stande, und die Sachen wurden so vermittelt, daß man sich ein tiefes Geheimniß dabey versprechen konnte.

Hier findet sich in meinen Erzählungen eine Lücke, welche durch die umständliche Nachricht des verstorbenen Erzbischofs von Narbonne, Herrn de la Berchere, kann ausgefüllet werden. „Derselbe redet also: „der Erzbischof von Paris, Harlai, „stund einmal im Winter des Morgens sehr früh „auf, und sagte zu seinem ersten Allmosenierer: ma„chen sie eine grüne Kirchenbekleidung zu rechte, und „zeichnen sie in dem Meßbuche den Artikel de Ma„trimoniis ein. Hierauf ließ der Erzbischof, den „Ornat und das Meßbuch, in den Wagen legen, „und fuhr nach dem Schlosse zu Versailles, woselbst „er in aller Stille anlangte, und ohne daß ihn je„mand gewahr wurde.„ Bautems, der erste Kammerdiener des Königs, und der Marquis von Montchevreuil vertraten die Stelle der Zeugen bey der Trauung. Der Erzbischof und der Beichtvater waren die Priester. Der König und die Frau von Maintenon wechselten die Ringe vor einem Altare, in der alten Capelle zu Versailles, wo

man durchgieng, in den neuen Flügel des Schlosses zu kommen. Als Montchevreuil der Frau von Maintenon zu dieser feyerlichen Handlung Glück wünschte, drückte er sich also aus. „Ich werde mit „unendlicher Zufriedenheit gewahr, Madame! „daß es mir unmöglich seyn wird, die Ehrfurcht zu „vermehren, die ich bereits gegen Sie hege.„

Denselben Tag reisete der König mit einem sehr kleinen Gefolge nach Marli. Als er hier die Frau von Maintenon fragte: welche Opera ihr unter allen am besten gefiele? und sie sich für die Opera Acys erklärte, sagte der König zu ihr. Acys ist allzu glücklich.

Zehntes Hauptstück.

Zeugnisse der Geschichtschreiber.

Ludwig der XIV ist schon von sieben Geschichtschreibern verewigt worden. Der Abt von Choisi, der Marquis de la Fare, Larrey, Limiers, la Martiniere, Reboulet, und der Herr von Voltaire, alle haben dieser Vermählung gedacht. Hätten sie dieselbe mit Stillschweigen übergangen: so wäre eines Theils der König nicht aus dem ungerechten und schlimmen Verdachte gekommen; mit einer Frau, die nicht die seinige war, einen so ärgerlichen als vertrauten Umgang gepflogen zu haben. Andern theils würde allen beyden die entsetzliche Vermengung eines gottseligen Lebens und erbaulichen Todes, mit einer hartnäckigten Beharrung in einer lastervollen, oder wenigstens verdächtigen Neigung, ein ewiger Vorwurf seyn. Die Lobredner Ludwigs des XIV haben diese Vermählung nicht gerühmet, und seine Tadler haben sie nicht gemisbilliget. Sie haben alle geurtheilet, daß seiner Ehre dadurch nicht der geringste Nachtheil zugefüget würde. In der That ist es an dem, wenn ein Monarch eine Ungerechtigkeit begeht, so verletzet er ein Gesetz: allein, ein Herr, der seine Unterthaninn heurathet, verachtet nur ein Vorurtheil.

Die Erzählungen der beyden ausländischen Verfasser, des Limiers und Larrey, sind nur auf gemeine Gerüchte gegründet, und verdienen nicht die

geringste Aufmerksamkeit. Der eine malet die Frau von Maintenon als eine ehrgeizige Person ab, die Fähigkeit genug gehabt hätte, alle männliche Laster und Bosheiten zu begehen. Der andere machet eine junge Schönheit aus ihr, die einfältig genug gewesen wäre, dem Könige alles zu bewilligen; und geschickt genug, durch diese Gefälligkeiten bis zum Throne zu gelangen. Dieses ist eine unerträgliche Ungereimtheit. Ein ehrlicher Mann kann aus Unvorsichtigkeit eines andern Kebsweib heurathen: aber welcher wird sein eigenes zur Frau nehmen?

La Fare, welcher im Umgange der angenehmste Mann war, so wie er der bitterste Historienschreiber ist, stellet die Frau von Maintenon als eine Buhlschwester vor, die sich halb und halb übergiebt; die nach dem Tode der Frau von Fontanges, sich ein Gut gekaufet habe, um dadurch einen anständigen Namen zu erhalten; die andächtig wurde, weil sie täglich älter ward; die aus Ehrgeiz dem Könige gottesfürchtige Gedanken einflößete; welche sie in der einen Stunde nur dem Scheine nach annahm, in der andern aber vielleicht wirklich hatte; und die endlich den König überredete, sich mit ihr zu vermählen, und sich von den Unruhen seines Gewissens zu befreyen. Er bemerket aber den Tag nicht, da sich diese Begebenheit eräugnet hat. Der Abt von Choisi bestimmet diesen Umstand schon gewisser. Er setzt ihn auf das 1686ste Jahr, und erzählet, als einer, der von den Eigenschaften der Frau von Maintenon genaue Kenntniß hatte, viele Umstände davon. La Martinere und Rebouler haben

ihnen

ihnen nur nachgeschrieben. Es scheint daß der Herr von Voltaire, welcher sonst sehr unrichtig in seinen Erzählungen ist, diesen Theil von seinem Siecle, von Ludwig dem XIV. mit vieler Sorgfalt geschrieben habe. Es hat derselbe viele lächerliche Umstände vernünftig widerleget. Entweder ist er durch glaubwürdige Nachrichten dahin geleitet worden; oder das außerordentliche Mistrauen, so der Herr von Voltaire in die öffentlich ausgestreuten Gerüchte setzet, hat ihm diesen guten Dienst geleistet. Kein Geschichtschreiber hat die Frau von Maintenon vortheilhafter vorgestellet, und besser die Stufen ihres Glückes gezeiget, als dieser. Allein er irret sich, wenn er saget *): daß man bey Hofe diese Vermählung allezeit für ungewiß gehalten habe. Kein Mensch zweifelte mehr daran. Er sagt weiter, daß gar kein Vertrag zwischen ihnen errichtet worden sey. Ist es aber wohl wahrscheinlich, daß beyde Vermählte ihre Einwilligung nicht schriftlich von sich gegeben hätten? Daß die Frau von Maintenon damals in ihrem zwey und funfzigsten Jahre gewesen wäre? Sie war zwey Jahre jünger. Daß die Vermählung im 1680sten Jahre wäre vollzogen worden. Doch im Anfange dieses Jahres empfand der König heftige Beschwerung von einem Fistelschaden; und es ist nicht zu glauben, daß er eben diese Zeit zu seiner Vermählung würde erwählet haben, in welcher er, von den Händen der Aerzte einen gefährlichen Schnitt erdul-

*) Man sehe das Buch le siecle de Louis XIV. im zweyten Bande, die Pariser Ausgabe von 1752.

den sollte; noch daß ihn in denen Tagen, da er mit nichts als mit seiner Gesundheit beschäfftiget seyn konnte, die Begierden und die Liebe hätten reizen sollen.

Man kann also gewiß glauben, daß diese Vermählung gegen das Ende des 1685sten Jahres *f*) vollzogen worden. Der Tag und der Monath sind gänzlich unbekannt; allein, es ist gewiß, daß von dieser Zeit an die Frau von **Maintenon**, nicht mehr die Stelle einer Staatsdame bey der **Dauphine** vertreten. Das Fräulein von **Aumale** berichtet: wie der Marschall von **Villeroi** sie versichert hätte, es sey zwey Jahre nach dem Tode der Königinn geschehen, und dieser ist im 1683sten Jahre erfolget. Als die Frau von **Maintenon** einmal mit der Herzoginn von **Burgund** in einen Streit gerieth, sagte die erstere: „Das, was ich itzo bin, war ich schon, „ehe Sie gebohren wurden.„ Diese Prinzessinn aber war den 6ten December 1685 gebohren. Hierbey ist noch zu bemerken, daß in der ganzen Sammlung der eignen Briefe, von der Frau von **Maintenon**, an den Abt **Gobelin**, nicht ein einziger von diesem Jahre befindlich ist. Wahrscheinlicher Weise hat dieselbe alles zurück gefodert, was Sie an den Abt über diese wichtige Sache geschrieben hatte.

Diejenigen, welche diesen Umstand ein Jahr eher bestimmen wollen, werden durch den Antrag, welchen man der Frau von **Maintenon** that, widerleget; nämlich die Stelle einer Hofdame bey der

Dau-

f) Der Tod der Königinn, schreibt der Marquis de Feuquieres, erhob sie über alles, was man

Dauphine zu vertreten. Kein Mann wird seiner Frau, die Stelle einer Kammerfrau bey seiner Schwiegertochter anbiethen.

Einige vermennen, daß der Marquis von Louvois und der Ritter von Fourbin, unter der Zahl der Trauungszeugen gewesen wären. Allein der erste stund zu übel, und der andere nicht so gut bey der Frau von Maintenon, um bey diesem Umstande gegenwärtig zu seyn. Ueberdieses vermehret man bey einer geheimen Handlung die Zahl der Vertrauten nicht gern, wenn es nicht die höchste Noth erfodert.

Die Urkunde der feyerlichen Vollziehung ist in den erzbischöflichen Archiven zu Paris, wo sie gleichwohl seyn sollte, nicht befindlich. Der damalige Erzbischof, Harlay, nahm sie in seinem Schubsacke mit sich. Er war so nachläßig, daß er, so oft er seine Kleidung veränderte, allemal dasjenige, was er ablegte, in einen Schrank verschloß; um die Mühe, seine Briefschaften in Ordnung zu bringen, zu ersparen. Nach seinem Tode wurden eine Menge alter Kleider verschlossen gefunden, und in einem derselben, diese Urkunde. Nachdem solche von allen Bedienten genug war ausgespottet worden, gieng dieser schriftliche Vertrag aus einer Hand in die andere: bis endlich derselbe vielleicht einem Manne zu Gesichte gekommen, der vielleicht die Seltenheit davon nicht kannte, und dieses Stück in einem Winkel seiner Schreibestube verwahret.

Eilf-

sich hätte ersinnen können. Man sehe seinen 1. B. a. d. 44sten S. der holl. Ausg.

Eilftes Hauptstück.

Beschluß des neunten Capitels.

Als der Hof von Versailles zurück war, gab der König der Frau von Maintenon eines der besten Zimmer, und sehr nahe an dem seinigen ein. Man glaubte, es würde nur auf etliche Tage geschehen: allein der König fand die Frau von Maintenon daselbst so bequem, daß er verlangte, sie solle sich nach ihrem Willen darinnen einrichten. Sie bemühte sich, den Muthmaßungen des erstaunten Hofes zu entgehen, und ließ ihre neue Wohnung ohne alle Pracht bekleiden. Als der König ein groß Crucifix darinnen gewahr wurde, sagte er zu der Frau von Maintenon: „dieses ist „ein ernsthafter Zierrath; ich rathe Ihnen, denselben abzuschaffen. Wie? gab sie dem Könige zur „Antwort: Sie scheuen sich, das Bildniß desjenigen zu sehen, den Sie lieben wollen? desjenigen, „der itzo Ihre Hoffnung ist, und der im Tode Ihre „einzige Zuflucht seyn wird?„ Ludwig antwortete: „Sie predigen, wie ein Engel:„ und das Crucifix blieb an seinem Orte.

Dieses Gemählde war von jenem sehr unterschieden, womit die Frau von Montespan, zu der Zeit ihres Ansehens und ihrer Schwäche, ein Cabinet ausgezieret hatte, welches nur den Auserwählten geöffnet wurde. Der König zeigte sich darauf

an

an der Spitze seines Kriegsheeres, wie er das Gesicht wegwendete, und mit einem aufmerksamen Auge und lächelndeln Blicke in die Ferne sah; wo sich ein Weibsbild mit allen den Zügen der Frau von Montespan, und in der Blöße der Grazien zeigte; welche nachläßig auf einem mit Blumen bestreueten Bette ruhete, und mit Seufzen, folgende zärtliche Worte zu verstehen gab: Wenn wird Mars mir meinen geliebten König wieder schenken?

Der König, welcher endlich durch die Vielfältigkeit der lärmenden Ergötzlichkeiten bewogen wurde, das stille Vergnügen zu lieben, ward von der Sittsamkeit der Frau von Maintenon ganz eingenommen, welche mit mehr Sorgfalt ein rechtmäßiges Bündniß zu verbergen suchte, als sich andere angelegen seyn lassen, ein lasterhaftes zu verheelen. Der König war nunmehr vor allen Gewissensbissen sicher, welche die Frau von Montespan von nun an nicht mehr verließen, und die sie so sehr quäleten, daß sie ohne Schauer nicht alleine seyn konnte. Sie schlief allemal zwischen zwo Frauenspersonen; Sie kam außer sich selbst, so bald sie von einem jählingen Todesfall hörete. Kum durfte sich der Donner hören lassen, sogleich leß sie ein junges Mägdchen auf ihren Schooß setzen; vieleicht durch die Unschuld eines Kindes Vergebung zu erhalten; oder, weil ihr ohnmächtiger Geist glaubte, daß der Himmel in seinem Zorn sich wohl irren, und das Kind an ihrer Statt zerschmettern könnte.

Man wird sich leicht vorstellen, daß die Anzahl derer, so die Frau von Maintenon verehrten, täg-

täglich zunahm. Alle die Hohen und Vornehmsten des Hofes bestrebten sich, ihr gefällig zu seyn. Und sie bemerkte, daß alle die, so ihr aufwarteten, nichts als ihre Schuldigkeit zu thun meynten. Sie wurde durch diese Ehrerbiethungen einigermaßen über den Verlust ihres guten Namens getröstet. Wie leicht hätte sie sich des neuen Eifers, mit welchem ihr jederman schmäuchelte, darzu bedienen können, sich die, der Königinn gehörige Ehre, bezeugen zu lassen. Allein ihre Seele war über diejenigen kleinen Geister, die durch den geringsten Schein der Hoheit leicht verblendet werden, viel zu sehr erhaben. Ueberdieß waren alle diese Vorzüge verächtlich geworden, seit dem sich die Frau von Montespan einiger davon anzemaßet hatte.

Die alten Freunde der Frau von Maintenon waren über ihre Erhebung sehr erfreut: da es schien, daß sie dieselbe durch die ihr vormals erzigte Hochachtung schon im voraus vermuthet hätten. Als Bavillon die Frau von Maintenon, über die Gallerie zu Versailles gehen sah, wie sie die Vornehmsten von ganz Frankreich, in ihrem Gefolge hatte, sagte derselbe: Ich habe groß Unrecht gehabt!

Im Anfange des Wintermonaths verfügte sich der Hof von Versailles nach Fontainebleau. Der König fuhr mit der Herzoginn von Bourbon, der Prinzessinn von Conz, mit seinem Bruder und der Frau von Maintenon, in einem Wagen, und diese letzte saß neben ihm. Die Gunst, in welcher sie stund, zeigte sich immermehr und mehr. Sie

bekam

bekam ihr Zimmer hart an des Königes seinem: welcher zum Erstaunen der Hofleute, einen Theil der Nacht bey der Frau von Maintenon zubrachte.

Die Frau von Montespan langte ganz zuletzt zu Fontainebleau an. Man erzählte ihr die neuen Entdeckungen, so man gemachet hatte; man sagte ihr, daß der König an einem Fenster mit der Frau von Maintenon frische Luft geschöpft, sie auf die freundlichste Art unterhalten, und ihr verschiedene Zeichen einer ganz besondern Gewogenheit gegeben habe. Sie gab zur Antwort: „Wären „Sie vermählet, so würden Sie sich nicht so zärt„lich lieben; und wenn dieses nicht wäre, würden „Sie sich solche Vertraulichkeiten wohl erlauben?„ Die Tugend der einen Person, verbannete allen Schein der Schwäche. Die Eitelkeit der andern, entfernte allen Verdacht, einer solchen Verbindung. Die Frau von Montespan verwarf alle Beweise, die so sehr wider alle ihre Meynungen stritten.

Sie erhielt noch einige Merkmaale von des Königs Gewogenheit: und auf der Frau von Maintenon ihr Bitten, brachte er einige Abendstunden bey der Frau von Montespan zu. Sie hätte nicht unvermerkter fallen können.

Der König wünschte wohl, daß der Hof seine Vermählung mit der Frau von Maintenon errathen möchte; allein er wollte nicht, daß man gewisse Beweise davon haben sollte. Es schien ihm, daß durch das Geheimniß, die entsetzliche Ungleichheit des Standes bedecket, und durch die Tugend entschuldiget oder verbessert würde. Er handelte als

ein

ein Fürst, dem die Umstände nicht erlaubten, alles zu entdecken, und dem sein Gewissen untersagete, alles zu verbergen. Der Hof hatte tausend Anzeigen davon. Die Frau von Maintenon pflegte allemal die Messe in einer von den Emporkirchen zu hören, welche nur für das königliche Haus zu gehören schienen. Sie kleidete sich in Gegenwart des Königes an und aus, welcher sie ganz kurz Madame hieß, ohne, daß man die Frau von Maintenon von der Gemahlinn des Königs Bruders hätte unterscheiden sollen. Als dieselbe eines Tages das Kloster der großen Carmeliterinnen besuchte, in welches zu kommen, allein die Königinnen ein Recht haben, sagte die Vorsteherinn des Klosters: „Gnädige Frau, Sie wissen unsere Gebräuche; entscheiden Sie itzo. Machen Sie immer auf, Frau „Mutter, machen Sie auf: sagte die Frau von „Maintenon.„

Man hat behaupten wollen, (welches aber gar nicht wahrscheinlich ist:) daß die wenigen Bedienten, so um das Geheimniß wußten, der Frau von Maintenon in geheim größere Ehre bezeuget, als sie derselben öffentlich erwiesen, und Ihr so gar den Titel Majestät beygeleget hätten. Der Abt von Choisi, dessen Nachrichten man für falsch hält, und die gleichwohl den völligen Schein der Wahrheit haben, erzählet eine Kleinigkeit, welche, saget er, dennoch nur auf Muthmaßungen gegründet ist. Dieser Abt hatte dem Könige ein Buch überreichet, und den ersten Kammerdiener Bontems gebethen, der Frau von Maintenon auch ein Exemplar davon

von zuzustellen. Vierzehn Tage hernach, als Bontems ihm von dem Nachricht geben wollen, was die Frau von Maintenon darzu gesaget, habe er sich dieses Ausdruckes bedient: Ich bin versichert, daß Seine Maj. . . . Hier, sagte der Abt, brach er ganz kurz ab, erröthete über seine eigene Unvorsichtigkeit, und fieng ein ander Gespräch an. Ich stellte mich nicht, sagte der Abt weiter, als wenn ich diese geheiligten Worte geheret hätte, und habe niemals wieder mit ihm darüber gesprochen. Als derselbe Abt der Frau von Maintenon, eine Uebersetzung von der Nachfolge Jesu Christi zueignete, ließ er auf das Titelblat das Bildniß einer Frauenperson setzen, welches der Frau von Maintenon vollkommen ähnlich war. Sie kniete vor einem Crucifix, über welchem die Worte g) des Psalmisten stunden: „Höre, Tochter, schaue drauf, und „neige deine Ohren, vergiß deines Volkes „und deines Vaters Hauses; so wird der Kö„nig Lust an deiner Schöne haben.„ Ludwig gab der Frau von Maintenon weder einen Titel, noch einen höhern Rang; weil sie alle weit unter ihrem Stande gewesen wären. Hätte sie nach dem Throne gestrebet, so würde sie Stufenweise, ihre Absicht zu erreichen gesuchet haben. Sie hätte den Titel eines Fürstenthums oder Herzogthums annehmen können: und sie würde eine, ihrem Glücke gemäße Pracht geführet haben. Allein nichts war schlechter,

als

g) Dieser Kupferstich ward bey der zweyten Auflage weggelassen.

als ihr Haus eingerichtet. Werden unsre heutigen seltsamen Putznärrinnen, werden die königlichen Pachterweiber nicht lachen, wenn ich ihnen sage: daß die Gemahlinn Ludwigs des XIV. nicht mehr als einen Haushofmeister, einen Hofbedienten, einen Koch, einen Kutscher, einen Kammerdiener, drey Lackeyen, zwey Kammerfrauen, eine Kutsche, Tapeten aus der Vorrathskammer von Versailles, und ein gemeines silbernes Tafelgeschirr für funfzehntausend französische Pfunde gehabt. An statt, daß die Frau von Maintenon den Vortritt vor einigen Frauen bey Hofe hätte erlangen sollen, gab sie allen nach. Die fremden Minister belagerten ihre Thüren vergeblich. Sie strebten alle nach der Ehre, ein Gehör bey der Frau von Maintenon zu haben, wenn sie dasselbe von dem königlichen Hause erhalten hatten. Die päbstlichen und die spanischen Minister waren die einzigen, so ihre Bescheidenheit besiegten.

Sie erhielt sich durch ihren vorzüglichen Werth, in dem Ansehen, das sich ihre Vortrefflichkeiten erworben hatten: und die Gleichheit ihres Gemüths in so verschiedenen Zuständen, war ein Zeuge von ihrer wahren Tugend. Konnte die Frau von Maintenon wohl verlangen, Königinn von Frankreich zu seyn? sie, die es doch abschlug, Staatsdame bey der Dauphine zu werden? Als sie auf den höchsten Gipfel ihres Glücks gekommen war, den sie niemals zu erreichen, vermuthet hatte, lebte sie so, als wenn sie noch nicht bis dahin gelanget wäre. Es fanden sich gleichwohl einige Gelegenheiten, wo entweder

der

der Befehl des Königs, oder die Nothwendigkeit der Sache, und vieleicht ihre eigne Empfindlichkeit sie bewogen, verschiedenen großen Prinzessinnen, ihren Stand zu verstehen zu geben. Man brauchte Spöttereyen, die der Frau von Maintenon alle vorgetragen wurden; und zwar von solchen Leuten, deren meiste Kunst darinnen besteht, alles zu hören, alles wieder zu sagen, und alles zu verderben. Die Herzoginn von Bourbon, die von Natur lebhaft, munter, und gütig, aber dabey beißend und eigensinnig war, hatte einige sehr satirische Verse wider dieselbe verfertiget. Die Frau von Maintenon aber sagte, als sie solche gelesen hatte: „Sollte man „mich wohl für die Maitresse des Königs halten?„

Sie ließ ihr Geheimniß zwar nicht einsehen; allein sie läugnete auch ihren Stand nicht. Als eine von ihren Freundinnen ihr einmal sagete: „Sie sind „nicht die geringste Person im Königreiche; gab ihr „die Frau von Maintenon zur Antwort: Schweigen sie davon, alles ist Eitelkeit!„ Ein Kind sagte einmal zu ihr: Jedermann versichert, daß sie Königinn sind. Sie antwortete nur so viel: Wer hat dir dieses gesaget? Als ein andres Kind mit in ihren Wagen stieg, und deswegen sagte: Ich habe den ansehnlichsten Platz: (wobey zu merken ist, daß die Erlaubniß, mit dem König und der Königinn im Wagen zu fahren, die vorzüglichste Ehre bey Hofe ist:) die Frau von Maintenon lächelte, und ihm den Mund mit ihrem Fächer zuhielt. Wenn ein oder der andere Bauer, in den Gegenden von Fontainebleau, ihr den Namen Maje-

ſtät beylegte; ſo erröthete ſie, und ſagte: Muß ich denn allenthalben mit Schmäuchlern umgeben ſeyn?

Ein kluger Kopf überreichte der Frau von Maintenon ein Sonnet zu ihrem Namenstage, bey welchem derſelbe durch eine Verwechſelung der Buchſtaben in dem Namen Françoiſe d'Aubigné, die Worte reine de France en 163. . . entdecket zu haben meynte. Ich habe dieſes Stück unter ihren übrigen Schriften gefunden. Die Frau von Houdicourt bekam einen ernſtlichen Verweis von der Frau von Maintenon; weil ſie ſich einmal einfallen ließ, ihr zu ſagen: „Unſere Männer wer„den nicht ſo bald von der Jagd zurücke kommen.„ Dieſer Unbeſonnenheit wegen, wurde ſie etliche Monathe von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Die Beſcheidenheit des Marſchalls von N. . . . hat uns um eine Nachricht wichtiger Umſtände gebracht. Die Frau von Maintenon, welche ihn für den redlichſten Mann am ganzen Hofe hielt, und deswegen ſehr hoch ſchätzete, war im Begriffe, demſelben ihr ganzes Geheimniß zu entdecken. Der Marſchall fürchtete dieſe Vertraulichkeit. Er kannte ihre Schwäche, dem Könige alles wieder zu ſagen; entweder aus einer angewohnten Aufrichtigkeit, oder aus Mangel anderer Geſpräche. Er fürchtete des Königs Unwillen darüber, und ſetzete alſo einem allzugroßen Vertrauen, eine übermäßige Behutſamkeit entgegen. Als er aus ihrem Zimmer gieng, ſagte er zu einer ſeiner Bekannten: „wenn ich gewollt hät„te, ſo hätte ich alles erfahren können *b*).„

Die

b) Man ſehe die Handſchrift des Frl. von Aumale nach.

Die Frau von Caylus hat dem Fräulein von Aumale öfters gesaget, und wird vermuthlich diesen Umstand in ihren Erinnerungen nicht vergessen haben: daß die Frau von Maintenon, die sie sehr liebte, und unaufhörlich schalt, ihr einmal in einem Verweise folgendes gesagt hätte: „Sie, die hier „den größten Staat machen könnten; Sie, denen „ich gern alle die Schmäucheleyen überlassen wollte, „die mich öfters so ermüden!„ Als aber die Frau von Maintenon gesehen, daß sie diese Worte nicht gerühret hätten, habe dieselbe mit Lebhaftigkeit und leiser Stimme hinzugefüget: „Sie, die gleichwohl „die Nichte von einer Königinn sind!„ Einige verwerfen diese Anmerkung, die ihrer Gemüthsbeschaffenheit ganz zuwider ist. Allein, es ist vielmehr zu verwundern, daß der Frau von Maintenon in einem so langen Leben nicht mehr als eine Uebereilung begegnet ist, als wenn sie sich niemals übereilet hätte.

Der König hielt sich weniger zurücke. Als derselbe einen Sommertag Arzney genommen hatte, und sein Bruder unvermuthet ins Zimmer trat, fand er den König auf dem Bette, und sehr nachläßig zugedeckt. Die Frau von Maintenon war in demselben Zimmer. Ludwig, welcher misvergnügt war, daß man ihn in diesem Zustande überfallen hatte, sagte, an statt seinem Bruder Nachricht von seiner Gesundheit zu geben, sehr hitzig zu demselben: „So, wie Sie mich hier vor der Frau „von Maintenon finden, können Sie wohl schließen, wer dieselbe, in Ansehung meiner ist.„ Die-

ſem Herrn ein Geheimniß zu entdecken, war eben ſo viel, als es öffentlich anzuſchlagen.

Die Dauphine verlangte, in Gegenwart einer fremden Königinn, einen Armſtuhl zu haben. Sie ſagte: „Ich bin wohl noch nicht Königinn von „Frankreich; allein, ich vertrete ihre Stelle.„ Der König erfuhr dieſe Anforderung, und antwortete: Noch nicht! noch nicht!

Mignard, welcher die Frau von Maintenon, als die römiſche heilige Franciſca malte, fragte den König lächelnd: ob er nicht, zu mehrerer Zierrath, dem Gemählde einen hermelinen Mantel umgeben könnte? „Ja, ſagte der König: Die hei„lige Franciſca verdient es ſchon.„ Dieſes Bild iſt das vortrefflichſte, was man von der Frau von Maintenon hat. Mignard hatte ſie verſchönert; allein auf keine abgeſchmackte Art, nicht durch lebhafte Farben, und ohne ihr ein jugendliches Anſehen zu geben: und ohne alle dieſe Vollkommenheiten, (ſagt die Frau von Coulanges zu der Frau von Sevigne,) zeiget uns Mignard ein Paar beſeelte Augen; eine vollkommene Anmuth; ein ſchönes Geſicht, das ohne allen Schmuck und Zierrath, durch ſich ſelbſt ſchön iſt; Züge, die alles übertreffen, was man nur ſagen kann *i*). Alle Hofleute bewunderten

i) Das Fräulein Bernhard verfertigte folgendes Madrigal:

Oui, vôtre art, je l'avoue eſt au-deſſus du mien.
J'ai loué mille fois notre invincible maitre:
Mais vous, en deux portraits, vous le faites connoître.

ten dieſes Stück; und das Zeichen der königlichen Würde ward ein jeder gewahr.

Wenn tauſend verſchiedene Umſtände, die, wann man ſie einzeln betrachtete, nichts bewieſen, wenn man ſie aber vereinigte, alles entdecken; wenn dieſe nicht den Hof überzeugten, daß Ludwig mit der Frau von Maintenon durch das heiligſte Band vereinigt wäre: ſo ließ ihr übriges Bezeigen, keinen Zweifel davon mehr übrig. Man durfte nur auf der einen Seite, ihre Gottesfurcht betrachten, ihre überhäuften Almoſen, ihre fleißigen Gebethe, den Abſcheu, den ſie gegen die Verführer der Manns- und Weibsperſonen hatte, und auf der andern Seite die Vertraulichkeit, ſo unter ihnen herrſchte. So bald der König bey der Frau von Maintenon war, ſo bald wurden ihre Thüren vor jedermann verſchloſſen. Die ſorgfältige Bemühung, ſo der König bey jeder Unpäßlichkeit der Frau von Maintenon bezeigte; die Höflichkeiten, ſo mit Ehrfurcht erwiedert wurden; der Eifer, ſich einander oft zu ſehen, und die Furcht, ſich niemals genug zu ſprechen; alles dieſes bemerket man nur bey Perſonen, unter welchen ein gegenſeitiges Vertrauen herrſchet.

On voit aiſement dans le ſien
Sa valeur, ſon coeur magnanime.
Dans l'autre on voit ſon gout á placer ſon eſtime.
Ah! *Mignard!* que vous louez bien!

Zwölftes Hauptstück.

Die allgemeinen Urtheile.

Die öffentlichen Urtheile über diese Vermählung waren sehr unterschieden. Die Prinzen murreten darüber; die Klugen lobeten den König, und die Weiber tadelten ihn. Die Staatsklugen bewunderten die Frau von Maintenon. Der große Arnauld, welcher so viel Ursachen hatte, sich über den Pater de la Chaise zu beklagen, aber allemal tausend Gelegenheiten fand, die Wahrheit zu sagen, war vielleicht der einzige, welcher vernünftig davon urtheilete. Er erkläret sich also darüber: „Man kann dieserhalben den Gewissensrä„then des Königs keine Schuld beymessen. Es ent„stehet kein Aergerniß daraus; weil alle diejenigen, „so gewahr werden, daß etwas mehr als Freund„schaft unter ihnen ist, auch zu gleicher Zeit glau„ben, daß sie vermählet sind. Wenn sein Beicht„vater, (füget er hinzu,) geurtheilet hat, daß der „König nicht ohne Frau leben könnte; sollte er „ihm denn nicht rathen, sich eher in ein rechtmäßi„ges Bündniß einzulassen, als Gott durch eine ver„bohrne Liebe zu beleidigen? Ich sehe also gar nicht, „was man wider diese Vermählung einwenden kann, „die nach allen Gesetzen der Kirche vollzogen worden. „Diejenigen, so von geringer Einsicht sind, hal„ten es für eine Schwachheit, und für unanständig, daß

„daß Ludwig sich entschließen können, eine Frau „zu heurathen, die älter als er ist, und von so gar „geringem Stande ist. Ich behaupte im Gegentheile, daß er eine, Gott wohlgefällige Handlung gethan hat, wenn er diese Verbindung als ein Mittel für seine Schwachheit angesehen hat; dadurch „er abgehalten wurde, in grobe Laster zu verfallen. „Diese Vermählung vereiniget den König mit einer „Person, die er ihres Verstandes und ihrer Tugend „wegen sehr hoch schätzet; und in deren Umgange er „so viel unschuldiges Vergnügen findet, wodurch er „sich gleichsam nach so viel wichtigen Geschäfften wieder erholet. Wollte Gott, daß seine Gewissensräthe ihm niemals schlimmere Rathschläge gegeben „hätten! *k*)„

Diese Heurath war weder verächtlich noch lächerlich. Die Ungleichheit des Alters war so groß nicht. Sie trug nur drey Jahre aus. Die Wollust hatte den König alt gemacht, da hingegen die Tugend den Reiz der Frau von **Maintenon** geschonet hatte. Wenn zu unsern Zeiten noch etwas in Verwunderung setzen könnte; so würde uns die Geschichte hundert seltsamere Verbindungen zeigen. Die schon veraltete **Kleopatra** fesselte noch einen **August. Heinrich** der zweyte ward in seines Vaters Maitresse verliebt, und zog die Runzeln des faltigten Gesichts der Herzoginn von **Valentinois**, der blühenden Schönheit einer der liebenswürdigsten Koniginnen

k) Ein Brief an den Herrn du Vaucel, vom 3ten Junius 1686.

vor. Wenn ich jung wäre, sagte eine Buhlerinn zu einem Prinzen, so würden Sie mich zu ihren Füßen sehen; da ich aber alt bin, so erwarte ich dieses von Ihnen.

Wenn die Buhlerey gewisse listige Kunstgriffe zu gebrauchen weis; so bedienet sich die Sprödigkeit auch zuweilen ihrer Geschicklichkeit. Die erste hat die Gabe zu gefallen, die andere, ihren Gegenstand gänzlich einzunehmen. Durch diese bestimmete die Frau von Maintenon, den unbeständigsten und wollüstigsten Fürsten. Kein fremder Blick, kein andrer Gedanken fand sich mehr bey ihm, als für die Frau von Maintenon allein; und das flüchtigste Gemüth, das Herz, das so vielen Ausfällen ausgesetzt war, hat die eifersüchtigste Frau, niemals den geringsten Verdacht schöpfen lassen. Die Frau von Maintenon besaß ohne Zweifel in ihrem funfzigsten Jahre noch Annehmlichkeiten genug, das Verlangen eines Wollüstigen zu erregen; weil sie im siebenzigsten Jahre noch Begierden einflößen konnte. Ludwig hatte zu befürchten, daß die Reue auf die erste Heftigkeit seiner Liebe bald folgen möchte. Allein, seine Neigung ward durch den beständigen Umgang nicht vermindert; er fand immer neue Schönheit und neues Vergnügen bey ihr. Im 1705ten Jahre ward sie noch von der Zärtlichkeit des Königes bestürmet; und ob sie gleich beschämt darüber war, mußte sie sich doch entschließen, auf Zureden ihres Bischofs, den letzten zärtlichen Regungen des Königs sich zu überlassen *l*). In den Jahren, da sonst die Empfindun-

l) Man sehe hinten den Anhang.

dungen aufhören, hatte die Frau von Maintenon noch alle Annehmlichkeiten. Die Mäßigung war eine von ihren Tugenden. Sie sah, wie ihr Wesen sich verzehrte, und gleichwohl noch einnehmend war. Sie ward endlich einem Schatten gleich, den man von einem Orte zum andern trug, und auch dieser Schatten gefiel noch. Ich übergehe allhier einige Umstände mit Stillschweigen, die einen ernsthaften Geschichtschreiber unanständig seyn würden. Allein man verwundere sich nicht mehr über diese Heurath. Wer kann besser wissen was zu lieben ist; als derjenige so liebet!

Ein Fürst welcher gewohnt war, alles sich selbst zuzuschreiben, der nichts sah, nichts für groß erkannte, als was durch ihn groß geworden war; durfte sich bey der Ungleichheit des Standes nicht aufhalten. Die Liebe und die Tugend machen alle Stände gleich, und füllen den unermeßlichen Raum aus, welcher sich zwischen den Herrn und seiner Sclavinn befindet. Wenn eine Frau von ihrem Könige geliebet wird, wenn sie dieser Liebe werth ist, und ein besser Schicksal, als seine Maitresse zu seyn, verdienet: so machet der Vorzug, den sie als Unterthaninn hat, sie noch viel würdiger, seine Gemahlinn zu werden.

Man verwundert sich noch gegenwärtig über das Glück, so die Frau von Maintenon gehabt hat: gleich als wenn niemals jemand ein größers erfahren hätte. Die Jahrbücher der Welt sind voll von dergleichen Beyspielen. Karl der Große hatte zwo Gemahlinnen, die nicht von besserer Herkunft als

Fran-

Franciſca von Aubigne waren, und die er nicht zu Kaiſerinnen machte. Ludovica von Savoyen, Franciſcus des erſten Mutter, verheurathete ſich an Rabaudange m), ihren Hofmeiſter; dieſer war des Tages ihr Bedienter, und des Nachts ihr Tyrann.

Maria Stuart trug kein Bedenken, ſich nach ihres Gemahls Franciſcus des zweyten Tode, mit zween Edelleuten wieder zu vermählen. Das Verbrechen Heinrichs des VIII beſtund nicht darinnen, daß er Annen von Boulen geheurathet hatte; ſondern daß er ſie enthaupten ließ. Ohne in die vergangenen Zeiten zurück zu gehen, ſo zeugte das 17te Jahrhundert Ludwig dem XIV ſo viele Heurathen, wodurch die ſeine völlig gerechtfertiget wurde. In Dännemark vermählte ſich Chriſtian der IV. öffentlich mit Chriſtinen Monk, und erhob dieſelbe zur Herzoginn von Hollſtein. Friedrich der IV. that ein gleiches, mit der Fraulein von Reventlau, die er gar zur Königinn erklärte; ob er gleich ſchon vor der Vermählung einige Kinder mit derſelben gezeugt hatte. In England verwunderte man ſich nicht, Jakob den andern als Kronerben, mit der Tochter eines Advocaten, Namens Heyde, verheurathet zu ſehen. In Piemont ſchämte ſich Victor Amadeus nicht, ſeine Hand der Marquiſinn von St. Sebaſtian anzubiethen. Peter der erſte in Rußland, nachdem er Katharinen, ſo eines Predigers Tochter, und die Frau eines Tambours war, auf den Thron

m) Dieſes Geſchlecht iſt annoch in der Normandie zu finden, und wenn man dem Brantome Diſc. IV.

Thron geſetzet, machte dieſelbe nach ſeinem Tode noch zur Beherrſcherinn des ganzen Reiches. Und dieſe Vermählung, die bey dem erſten Anblicke ſo ſeltſam und wunderbar ſchien, iſt nunmehr in den Augen der Staatsklugen, eine der ſchönſten Handlungen ſeines Lebens.

Peter der große, und Ludwig der große, heuratheten beyde ihre Unterthaninnen; weil ſie keine Frauen fanden, die ihrer würdiger waren, als dieſe. Allein, der Ruſſe handelte bey dieſer Gelegenheit als ein Franzos; und der Franzos als ein Ruſſe. Der eine, als ein Ueberwinder aller Vorurtheile, trug kein Bedenken, ſeine Wahl öffentlich bekannt zu machen; der andere, welcher den falſchen Begriffen des Wohlſtandes zu ſehr unterworfen war, wagte es nicht, die ſeinige zu geſtehen. Hierinnen ſchien Peter der erſte, Ludwig den XIV eben ſo weit zu übertreffen, als die Frau von Maintenon die Kaiſerinn Katharine in allem übertraf.

Die Völker unter einander, erwählen ſich Beherrſcherinnen, die ſelten die Liebe des Volks gewinnen können, deſſen Sitten ſie nicht an ſich haben. Dergleichen Bündniſſe vereinigten vormals die Fürſten: heut zu Tage knüpfen ſie nur ein ſchwaches Band. Die Verwandſchaft höret da auf, wo die Verſchiedenheit der Vortheile anfängt. Warum ſuchen doch die Könige in fremden Ländern, was ſie ſo ſelten darinnen antreffen; und was ſie in ihren eignen, ſo

Art. III. von der Liebe der Wittwen glauben will, ſo ſtammen die Rabaudanges aus dieſer Heurath her.

so leicht finden würden? Seit dem Europa unter Katholiken und Protestanten getheilet ist, seit dem steht es den Fürsten nicht mehr frey, eine Wahl zu treffen. Sie sind fast gezwungen, eine Frau von der Hand des blinden Zufalls anzunehmen. Sie mag häßlich oder dumm, ungestalt oder lasterhaft seyn, so müssen sie sich mit einer Person verbinden, die sie nicht lieben können. Daraus entstehen so viel unglückliche Heurathen, und so wenig unbefleckte Geschlechter! Unter so vielen Landeskindern, die sich durch ihre Geburt, ihre Kühnheit und ihren Verstand unterscheiden, würden sie vollkommne Gemahlinnen finden. Es ist sehr leicht, glücklich zu seyn; allein nichts schwerer, als das Herz zu haben, es zu werden. Ludwig der XIV blieb nicht lange unschlüssig; an statt eine auswärtige Prinzessinn zu suchen, der er das Leben angenehm zu machen sich mühsam hätte bestreben müssen, erwählte der König lieber eine Frau aus seinem Reiche, die ihn auf die angenehmste Art zu unterhalten wußte; die einzige, welche ihm Zärtlichkeit einzuflößen fähig war; und die so allgemein verehret wurde, daß man in der Bewunderung, die ihre Tugenden erregten, zu sagen pflegte: Wir wollen uns mit einander verschließen, um ungestört von dieser Frau zu sprechen.

Dreyzehentes Hauptstück.

Der König läßt sich die Fistel schneiden; die Frau von Montespan entfernt sich vom Hofe.

Man ward bey der Frau von Maintenon nicht die Freude, und die Zufriedenheit gewahr, welche sich sonst in den Augen einer Geliebten so deutlich zeiget. Und wie hätte man auch diese spüren können? Ihr Glück hatte nur wenige Augenblicke gedauert. Dieses hat sie selbst gesaget, als sie einmal den innersten Grund ihres Herzens entdecket hat. „Ich habe von meiner ersten Jugend an viel Ehrgeiz besessen. Ich suchte diese Neigung so viel möglich zu bestreiten. So bald als die Begierden, die sich nicht mehr bey mir regten, erfüllet waren, hielt ich mich für glücklich; allein, diese Trunkenheit dauerte nicht länger, als drey Wochen.„

Die Frau von Maintenon konnte ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach, unmöglich glücklich seyn. Sie empfand alle die Unanehmlichkeiten ihres Standes mit so vieler Lebhaftigkeit, daß sie die Vorzüge, so dabey waren, für nichts schätzte. Was ihre Unruhe noch vermehrte, war dieses: sie sah, daß dieser Stand, der nach den Regeln der Klugheit ein Geheimniß war, nach des Königs Tode sehr ungewiß

werden

werden könnte. Dieser Herr, der von einer dauerhaften Gesundheit zu seyn schien, gieng täglich in seinen Gärten spazieren, und stellte sich, als wenn seine gewöhnliche Lebhaftigkeit ihn niemals verließe. Gleichwohl wurde er von einer Fistel im untersten Darme heftig beschweret. Er konnte nicht mehr ohne Schmerzen ausreuten, noch lange sitzen. Dieses Uebel, welches die Aerzte wohl gelindert, aber nicht genugsam untersuchet hatten, nahm täglich mehr überhand. Der König entschloß sich, nach Barege zu gehen, und gegen Pfingsten abzureisen. Er ernannte den Dauphin, seinen Bruder, die Herzoginn von Bourbon, die Prinzessinn von Conti, und die Frau von Maintenon, in seinem Wagen mit ihm zu fahren. Zu gleicher Zeit ließ er der Frau von Montespan vermelden, daß sie auf dieser Reise ihn nicht begleiten sollte. Diese Nachricht setzte sie in die heftigsten Bewegungen. War es auch möglich, den Vorzug auszustehen, der einer Person gegeben wurde, die sie so geringe hielt, und die der König gleichwohl viel höher, als sie schätzete? Man kann sich leicht einbilden, auf welche Art ihr Zorn ausgebrochen. Allein, dieser kam der Wuth nicht gleich, in welche die Frau von Montespan gerieth; da sie ihre Verurtheilung aus einem Munde hörte, der ihr so verhaßt geworden war. Die Frau von Maintenon hatte Befehl vom Könige erhalten, der Frau von Montespan auf das nachdrücklichste anzudeuten: daß Ludwig nicht die geringste Gemeinschaft, von keinerley Art mehr mit ihr haben wolle; und wenn sie fortführe, ihn mit ihren

Ansprü-

Anſprüchen zu beunruhigen, würde er ſie nach Paris verweiſen.

Dieſes war eine unerträgliche Nachricht. Keine andre, als die Frau von Maintenon, würde ſie überbracht haben. Allein, ſie fürchtete die Vorwürfe einer Frau nicht, mit welcher ſie ganz und gar nichts gemein hatte. Sie getrauete ſich, ihre Vorrechte mit eben der Gelaſſenheit zu behaupten, als ſie der Tugend ihre vertheidiget haben würde, und ſie ſchmäuchelte ſich, daß der angenehme Eindruck, den dieſer Schluß in ihrem Gemüthe machte, auch dasjenige, was er für die Frau von Monteſpan grauſames mit ſich führte, in ihrem Munde erträglicher machen würde. Allein, ſie bediente ſich umſonſt der uneigennützigſten und angenehmſten Ausdrücke. Die Frau von Monteſpan gerieth außer ſich. „Sie rief aus: wenn ich dieſes vor „vierzehn Jahren geglaubet hätte, ſo würden ſie mich „heute nicht ſo ermorden.„ Sie verlangte ihre Kinder, um ſie in Stücke zu zerreißen: und eilte nach dem Kloſter zu St. Joſeph, um ihrem Schmerze daſelbſt Luft zu machen. Sie ließ die Frau von Miramion, die berüchtigtſte Heilige ihrer Zeit, zu ſich kommen, und wollte ſehen, ob eine Unterredung, die von Gott ganz allein handelte, ſie ſo weit bringen könnte, den ſchönſten unter allen Männern zu vergeſſen. Die Frau von Monteſpan umarmte dieſelbe, und ſagte zu ihr: „Ach Madame, der „König verfährt mit mir, als mit der ſchlechteſten „Creatur: und gleichwohl iſt Gott mein Zeuge! ſeit „der Geburt des Grafen von Toulouſe hat er mir

„keine Fingerſpitze angerühret.„ Die Fromme machte etliche Zeichen des Kreuzes vor ſich, um für dieſe Vertraulichkeit zu büßen; und hielt eine lange Predigt an die troſtloſe Frau von Monteſpan, darinnen ſie ihr die Abſichten Gottes zeigte: welcher ſie durch die Grauſamkeiten eines untreuen Liebhabers heiligen wollte. Den folgenden Tag reiſete ſie nach Rambouillet, ohne vom Könige oder ſonſt von jemanden Abſchied zu nehmen. Der König erlaubte der Prinzeſſinn von Blois, ihr zu folgen; allein dem Grafen von Toulouſe ward es verbothen. Acht Tage darauf, als der König einige Linderung verſpürte, und ſich im Stande befand, einen Hirſch zu jagen, machte er bekannt: daß er nicht nach Barege reiſen würde. Er war zugleich ſo gütig, oder ſo ſchwach, dieſes der Frau von Monteſpan zu melden; welche vor Freuden ganz entzückt, den Augenblick wieder nach Verſailles zurücke kehrte. Sie wurde mit Glückwünſchen bewillkommet, und ſchrieb der Liebe dasjenige zu, was nur eine Regung des Mitleidens war. Hier glaubte ſie das Herz wieder zu gewinnen, welches ſie ſo heftig geliebet hatte, und in welchem noch ſo viel Hochachtung für ſie übrig geblieben war. Ihr Glücksſtern hatte ſchon geraume Zeit ganz bleich geſchienen. Auf der einen Seite zeigte ſich nichts, als Ueberdruß und Kaltſinnigkeit; auf der andern nichts, als Zorn und Unwille. Wenn auch die Frau von Maintenon nicht den erſten Platz eingenommen hätte, ſo würde die Frau von Monteſpan doch niemals den ihrigen wieder erlanget haben.

So

So bald ſie wieder nach Verſailles gekommen war, gieng der König zu ihr, und pflag dieſes täglich zu thun, wenn er in die Meſſe gieng. Allein, er blieb nur einen Augenblick bey ihr, und dieſes allezeit mit ſeinem ganzen Gefolge. Ludwig befürchtete, man möchte argwohnen: er begäbe ſich aufs neue in die Feſſeln, davon er ſchon ſeit einigen Jahren befreyet war. Die Frau von Maintenon ſah ſie ſehr ſelten. Die Frau von Monteſpan wollte immer über gewiſſe Misverſtändniſſe Erläuterung haben, die ſie ſelbſt erfand. Nach einer ſehr lebhaften Unterredung ſagte dieſelbe: Ich werde mich zu rächen wiſſen. Die Frau von Maintenon gab zur Antwort: und ich werde ihnen zu vergeben wiſſen. Als die Frau von Monteſpan ihr eine Luſtreiſe nach Clagny vorſchlug, willigte ſie darein. Man ſagte der Frau von Maintenon, ſie würde daſelbſt nicht ſicher ſeyn: es könnte eine Verrätherey unter dieſer Luſtbarkeit verſtecket ſeyn. Das freundſchaftliche Bezeigen der Frau von Monteſpan wäre zu lebhaft, um nicht gefährlich zu ſeyn. Allein, die Frau von Maintenon hatte ihr Wort gegeben, und fuhr alſo nach Clagny; wo ſie gewahr ward, daß es leichter iſt, eine Bosheit zu erfinden, als eine zu begehen.

Die Frau von Monteſpan wurde bey allen Gelegenheiten ausgeſchloſſen. Vom Ehrgeize gemartet und von Eiferſucht gemartert, ſchickte ſie dem Könige alle Juwelen zurück, die ſie von ihm erhalten hatte. Die erſte Bewegung des Königes gieng dahin, das Käſtchen zu eröffnen. Die Frau von

Maintenon verhinderte ihn daran. Sie fürchtete, Ludwig möchte ihr dieselben anbiethen, wodurch sie wäre beschimpfet worden. Die andere Regung war diese, sich wegen dieser Beleidigung zu rächen. Allein, die Frau von Maintenon stellte dem Könige vor: daß die Frau von Montespan mehr Mitleiden als Zorn verdiente; und daß dieser unbedachtsame Einfall, die letzte Verzückung einer zur Verzweiflung gebrachten Liebe wäre. Sie war über alles erhaben, was man sagen, und von allem unterrichtet, was die Frau von Montespan denken konnte. Sie hätte gewünschet, daß Ludwig derselben den Hof verbothen hätte, dem sie nur noch zum Aergernisse diente; allein, die Frau von Maintenon wollte nicht, daß dasjenige, was eine Wirkung der Reue und der Tugend seyn sollte, dem Ueberdrusse und Unwillen zugeschrieben würde.

Mittlerweile stellte man in geheim Versuche zu dem Schnitte an, den der König an sich vornehmen zu lassen, entschlossen war. Der Marquis von Louvois ließ in seinen Pallast alle die Kranken zusammen bringen, die dasselbe Uebel an sich hatten: und Felix, der erste Wundarzt, mußte sich unter den Augen des Herrn Fagons an diesen üben. Die meisten starben daran. Man begrub sie des Nachts; allein, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, sah man Leichen aus dem Pallaste des Louvois tragen. Alsbald verbreitete sich ein Gerüchte, es wäre eine Verrätherey wider den König entdecket worden: man fügte hinzu, daß der Minister die Beschuldigten selbst befragte, und solche sogleich durch Gift oder unter

der

der Marter ums Leben bringen ließe. Jedermann wurde in Bestürzung gesetzet, und fürchtete sich, auch in Verhaft zu kommen. Einer fragte den andern, ob er von diesen Verbrechen frey wäre? oder ob er mit einer der vermeynten Uebelthäter ein Verständniß hätte? Man näherte sich dem Louvois nicht mehr, ohne zu erblassen; man getraucte sich nicht, von Staatsgeschäfften zu sprechen: jeder fürchtete in seinem besten Freunde, einen Ankläger zu finden.

Diese unglücklichen Versuche wurden vor dem Könige verheelet. Allein, Fagon konnte sie der Frau von Maintenon nicht verschweigen. Dieselbe schwebte zwischen der Furcht, den König entweder durch den Schnitt ums Leben zu bringen, wenn sie ihm die Gefahr davon nicht vorstellete; oder ihn durch die Krankheit zu verlieren, wenn sie ihm dieselbe entdeckete. Bey jeder unglücklichen Nachricht erstarrete ihr Herz vor Schrecken. Sie stellete sich vor, wie der König in den Händen der Aerzte, und unter ihren Augen verschiede; wie er seinen Lauf zu der Zeit beschlösse, da sein Leben am nöthigsten wäre, und da es das allerrühmlichste werden sollte.

Mitten unter diesen traurigen Vorstellungen, welche sie beständig quälten, kam ein Dominicaner, und bath die Frau von Maintenon inständigst, ihm einen Augenblick Gehör bey dem Könige zu verschaffen. Sie empfieng ihn mit Verdruß. Nichts ist ausschweifender, als die Furcht: denn in diesem Augenblicke fiel ihr der Ordensbruder Clemens ein. Dieser Mönch aber war ein Quacksalber, welcher vorgab, daß er ein sicheres Mittel wider die Fi-

stelschäden gefunden hätte. Dieses bestand in Einspritzung eines Wassers, welches nichts anders, als zubereiteter Vitriol war. Felix erfand zu dieser Unternehmung neue Werkzeuge, und machte endlich in dem Hospitale der Invaliden die glücklichsten Proben damit. Auf die Nachricht, so Louvois davon abstattete, und mit Fagons Beyfalle, sagte der König dem ersten Wundarzte, daß er sich seiner Geschicklichkeit anvertrauen wollte. Als der zu diesem Unternehmen bestimmte Tag gekommen war, wurde des Königs Leibarzt, der erste Wundarzt, der Pater de la Chaise, Louvois und die Frau von Maintenon ganz in geheim in des Königs Zimmer gelassen. Die Traurigkeit war Ihnen allen in den Augen zu lesen. Der König allein war ruhig, und mit einem heitern Gesichte sagte derselbe zum Felix: „Machet so viele Oeffnungen, als nöthig „sind; allein bemühet euch, dieselben nicht zweymal „zu wiederholen.„ Felix, der schon im Begriffe war, den König anzugreifen, stellte sich in diesem Augenblicke alle die verschiedenen Zufälle vor, die sich eräugen konnten. Das Geschrey und die Klagen über ihn, wenn der König sterben möchte; den bittern Schmerz, den er Zeitlebens darüber empfinden würde: und das Blut in seinen Adern erstarrte. Ein Blick Fagons machte, daß er sich wieder erholte. Der Beichtvater richtete seine Augen gen Himmel; Louvois ward unbeweglich bey der Betrachtung, was dieses gefährliche Geheimniß für Folgen nach sich ziehen könnte. Er stellte sich schon vor, daß ganz Frankreich, daß der Dauphin ihn zur Rechenschaft

schaft über den Tod ihres Königs, seines Vaters ziehen würden. Die Frau von Maintenon zerfloß in Thränen, und jeder Scheerenschnitt, den Ludwig leiden mußte, gieng ihr durch Mark und Beine. Sie waren allerseits voller Furcht, und alle suchten, dieselbe zu verbergen, um bey dem Kranken kein Schrecken zu erregen, welcher mit den Augen seinen treuen Bontems zu fragen schien: ob einige Gefahr vorhanden wäre?

Felix nahm alle seine Kräfte und seinen Muth zusammen, und riß mit unbarmherzigen Händen das Uebel bis auf die Wurzel heraus. Alle die Anwesenden bebten. Die Frau von Maintenon erhub ein Geschrey: der König aber kämpfte mit den Schmerzen, und ließ nicht eine einzige Klage von sich hören.

Um acht Uhr des Morgens wurden die Thüren geöffnet, und der ganze Hof erfuhr: daß der König den gefährlichen Schnitt überstanden hätte, wovon noch niemand erfahren hatte, daß man denselben unternehmen wollte. Der Dauphin kam eiligst herbey, und warf sich voller Thränen dem Könige zu Füßen. Die Frau von Maintenon fand er bey des Königs Bette, und dankte derselben, daß sie ihm seinen Vater erhalten hätte.

So bald diese erwartete Nachricht bekannt wurde, kam die Frau von Montespan in größter Eilfertigkeit nach Versailles. Der Thürsteher hatte Befehl, ihr zu sagen: daß sie nicht herein gelassen würde. Sie bestund mit demjenigen Ungestüm darauf, welches gemeiniglich als ein Zeichen einer lan-

ge geführten Herrschaft zurücke bleibt. Der Thürsteher beharrte in seinem Weigern. Sie erfuhr, daß die Frau von Maintenon in dem Zimmer wäre. Auf diese Nachricht begab sie sich eiligst weg, und erfüllete das Vorzimmer mit ihren Thränen und Seufzern, die niemanden rührten, und durch die sich kein Mensch mehr hintergehen ließ.

Denselben Tag ertheilte Ludwig den fremden Gesandten Gehör, und berathschlagete sich mit seinen Ministern. Der Mensch litt: aber der König befand sich wohl.

Felix erhielt eine großmüthige Belohnung. Seine Einbildungskraft war so geschäfftig gewesen, und seine ganze Natur dadurch so in Bewegung gesetzet worden, daß ihn ein Zittern überfiel, welches ihn seine ganze Lebenszeit durch nicht verließ. Den Tag darauf, als er dem Könige das Leben gerettet hatte, lähmete er seinen besten Freund durch eine Aderlaß u).

Die Frau von Maintenon brachte noch einen ganzen Monath in den heftigsten Unruhen zu. Man machte die Wunde wieder auf, und machte neue Oeffnungen; die Meynungen der Aerzte waren verschieden; die gelindesten davon waren grausam. „Die Frau von Maintenon sagte einmal zum „Könige: Wie viel Schmerzen haben Eure Ma„jestät nicht gelitten! Ja, sagte der König, indem „ich sie habe leiden sehen!„ So lange, als diese Krankheit dauerte, fand Ludwig so viel wahre Zärtlichkeit

u) Den Herrn de Niert, ersten Kammerdiener des Königes. Man sehe die Mta. des Bischofes von Agen.

keit bey der Frau von Maintenon, und so viel Eifer ihm zu dienen, daß er nun nicht mehr zweifelte: er habe eine Frau gefunden, die mehr seiner Person ergeben, als von seiner Hoheit eingenommen war. Als es sich mit der Gesundheit des Königs besserte, mußte man suchen, ihm die Zeit zu verkürzen. Des Nachmittags pflegete er eine Stunde lang sein Münzcabinet mit dem Pater de la Chaise durchzusehen, der ein Kenner davon war, und den es nicht gereuete, sie dem Könige erkläret zu haben. Als die Frau von Maintenon gewahr wurde, daß sich Ludwig bey einer Münze vom Cäsar Augusst zu lange aufhielt, sagte dieselbe: „Dieses „heißt, zu lange sich selbst betrachten.„

Racine und Boileau wurden herbey gerufen, um dem Könige einige Stücke von seiner Geschichte vorzulesen. Sie verwunderten sich nicht wenig, da sie die Frau von Maintenon, von der sie glaubten, sie wäre in Ungnade gefallen, in einem Armstuhle nahe an des Königs Bette fanden. Der König sprach ganz vertraut mit ihr; sie antwortete demselben ganz frey, ungezwungen, und mit einem so natürlichen Wesen, als wenn sie in ihrem eigenen Hause wäre. Der König erlaubte der Frau von Montespan, in diese Gesellschaft zu kommen; entweder ihr zu schmäucheln, oder sie zu hintergehen, oder sie zu besänftigen. Durch sie war Ludwig auf den Einfall gebracht worden, seine Geschichte vom Racine und Boileau schreiben zu lassen. Beyde waren mehr bemüht, alle sinnreiche Köpfe vom Hofe zu entfernen, und sich zu Meistern von der Akademie zu machen, als ein Werk zu verfertigen,

welches der Nachwelt würdig wäre. Was für eine Geschichte konnte das auch seyn, die man demjenigen vorlas, der selbst der Gegenstand davon war? Mittlerweile, da **Racine** las, und **Ludwig** Gefallen trug, bey seinem Leben schon das Lob zu hören, welches man ihm nach seinem Tode geben würde, ließ die Frau von **Montespan** einige Stichelworte hören. Der König lächelte darüber; zu gleicher Zeit aber warf er einen heimlichen Blick auf die Frau von **Maintenon**: die ihm gegen über auf einem Sessel saß, und sich bemühete, die abgeschmackten Erzählungen beyder Geschichtschreiber anzuhören, und nicht dabey zu jähnen. **Boileau** hat seinen Freunden erzählet, daß eines Tages in dem Augenblicke, da man angefangen zu lesen, die Frau von **Montespan** unvermuthet ins Zimmer getreten sey: und die Frau von **Maintenon** wäre von ihrem Platze nicht aufgestanden. Der König hätte der Frau von **Montespan** befohlen, sich zu setzen, und hinzugefüget: „Es ist wohl billig, Madame, „daß sie ein Werk hören, von welchem sie den er„sten Entwurf gemachet haben.„ Sie hatte wenig Acht darauf zu haben bezeiget, und den Leser zuweilen unterbrochen, um der Frau von **Maintenon** zu sagen: Madame, sind Sie damit zufrieden? Als die Vorlesung zum Ende gewesen, hätte sie derselben eine tiefe Verbeugung gemacht: welches mehr Einbildung von sich selbst, als Hochachtung gegen die Frau von **Maintenon** gezeiget hätte. Unter dem Vorwande, daß sie viel wichtiges mit derselben zu sprechen hätte, habe sie die Frau von **Maintenon** gebethen, ihr eine Stunde zu bestimmen.

die

Dieſe aber habe ganz trocken zur Antwort gegeben: „Ich bin itzo ſehr beſchäfftiget, ſo bald ich frey ſeyn „werde, will ich es Ihnen zu wiſſen thun.„ Dieſes iſt das einzige mal geweſen, daß die Frau von Maintenon der Frau von Monteſpan, den Vorzug gezeiget, den ſie vor ihr hätte; da dieſe ſie vordem ſo öfters den ihrigen hatte empfinden laſſen. Die Frau von Maintenon rächete ſich für ihre Beleidigungen, entweder durch Unempfindlichkeit, oder durch Wohlthaten, oder mit Liebkoſungen, oder durch Verachtung. Sie war der Gunſt des Königes ſo ſicher, daß ſie kein Bedenken trug, ihm täglich eine Frau zu zeigen; die er vormals ſo zärtlich geliebet hatte, und die noch liebenswürdig war. Eine andere Perſon würde verlanget haben, die Frau von Monteſpan vom Hofe zu entfernen. Allein die Frau von Maintenon, welche zufrieden war, den König in den Stand geſetzt zu haben, dieſelbe ohne Gefahr zu ſehen, gedachte nicht einmal daran, daß die Gegenwart einer Feindinn ihr zur Laſt werden könnte. Die Gewalt, ſo ſie über den König erlangete, war deſto gegründeter, weil ſie ihn auf die Betrachtung der Ewigkeit leitete, und keine irdiſchen Abſichten einen Einfluß dabey hatten. Dieſes Zeugniß giebt der Abt von Choiſi der Frau von Maintenon, welcher er ſo viel Lob in ſeinen Nachrichten beyleget, die man für Schmähſchriften hält.

Die Frau von Maintenon ließ den Pfarrer zu Verſailles, Hebert, und den Pater de la Chaiſe entſcheiden, ob der Frau von Monteſpan ſollte der Hof verbothen werden. Hebert, der ein un-

ungestümer Heiliger, ein strenger Prediger, ein unbescheidner Hofmann, und ein Verräther von seinen eignen Freunden war, sah die Frau von Montespan mit vielem Widerwillen in seinem Kirchspiele. Der Pater de la Chaise, der eben so aufrichtig war, aber viel mehr Einsehen hatte, glaubte: weil das Uebel aufgehört hätte, so könnte man den Ueberrest wohl leiden. Hebert, der entweder von seinem Eifer bewogen ward, oder der sich bemühte, der Frau von Maintenon gefällig zu seyn, sagte derselben: daß, so lange die Frau von Montespan noch bey Hofe wäre, man in keiner Provinz, und in Paris selbst nicht glaubte, daß der ärgerliche Umgang mit derselben ganz aufgehoben sey; daß es gefährlich wäre, den Gegenstand seiner Sünde, beständig vor Augen zu haben; Und daß ein Herz, das Stärke genug besäße, die Versuchung zu überstehen, dennoch durch das Andenken der sträflichsten Wollust, überwunden würde. Die Frau von Maintenon gab zur Antwort: „Ich „bin von allem, was sie mir sagen, völlig über„zeugt. Der König würde auch leicht dahin zu brin„gen seyn; allein der Pater de la Chaise meynt es „nicht also.„ Der Priester erwiederte: Alle Beichtväter würden einen Privatmann nöthigen, sich von der Frauensperson zu trennen, mit welcher er gesündiget hätte. Dieses wäre der Arm, den man abhauen, und das Auge, so man ausreißen müßte, und die Könige hätten eben kein ander Gewissen, als ihre Unterthanen. Diese Ursachen hätten die Kinder sowohl, wie die Mutter vom Hofe entfernet. Die „Frau von Maintenon gab zur Antwort: „Ich

„räu-

„räume alles ein, was ſie mir hier vorbringen, „und ich wollte von Herzen gern, daß die Sachen „anders giengen.„

Sie veränderten ſich auch endlich. Die Frau von Monteſpan erſchien nicht mehr bey Hofe. Nachdem ſie bey aller Gelegenheit ſich gezeiget, und wechſelsweiſe verſchiedene Rollen geſpielet hatte; bald klug, bald verliebt, bald zärtlich, und bald andachtig geweſen war, beſchloß ſie bey ſich ſelbſt: nichts mehr vorzuſtellen, ſo bald als ihr Zuſammenhang mit dem Hofe getrennet war. Sie wurde alles überdrüßig. Allein warum war ſie zum wenigſten nicht eine zärtliche Mutter? ſo hätte ſie, in der reichlichen Verſorgung, die ihre Kinder vom Könige erhielten, den Schaden erſetzt gefunden, den ſie litt.

Dieſe Trennung verunreinigte die Frau von Maintenon mit denen von Mortemar keinesweges. Die Aebtiſſinn von Fontevrault, die eine Zeuginn von allem dieſem Verfahren war, haſſete vieleicht die Frau von Maintenon: ſie hatte aber zu gleicher Zeit ſo viel Hochachtung gegen dieſelbe, daß ſie ſich rühmte, ihre beſte Freundinn zu ſeyn. Die aus dem Hauſe Thiange, erhielten durch ſie einen Zutritt zum Könige. Die Frau von Rochechouart ſchämte ſich nicht, ein gewiſſes Gnadengeld von ihr anzunehmen. Der Marquis von Antin war ihr Liebling, und Vivonne ſagte: „Der Unterſchied zwiſchen meiner Schweſter und „der Frau von Maintenon iſt eben ſo groß, als „der zwiſchen ihrem Bruder und mir iſt.„

Die Frau von Monteſpan redete gern von der Frau von Maintenon, und ſprach niemals

mit Verachtung von ihr. Sie hatte derselben den monathlichen Gehalt von zweytausend Louisd'or zu danken, den sie vom Könige erhielt, so bald sie sich nach Paris begab. Wenn der Hof nach Marly gieng, brachte sie einige Tage auf ihrem Lusthause Clagni zu. Wenn der König nach Fontainebleau reiste, so gieng die Frau von Montespan nach Petitbourg: allwo sie aus einer Allee im Garten, den König sehen konnte, ohne daß er sie gewahr wurde. Sie lebte zu Paris in geringem Ansehen, und mit vieler Wirthschaft. Sie vermied alle Gesellschaft mit unsträflichen Personen ihres Geschlechts; und hielt sich zu denjenigen, die in ihrer Jugend ausgeschweifet hatten, und im Alter andächtig geworden waren. Sie wurde nicht müde, Vermögen zusammen zu scharren, bekümmerte sich wenig um das Wohl ihrer Kinder, und fürchtete beständig, bestohlen zu werden. Auf der einen Seite zeigten sich unermeßliche Reichthümer und ein unersättlicher Geiz; auf der andern Seite mitelmäßige Einkünfte, und eine außerordentliche Freygebigkeit. Mittlerweile, da die Frau von Montespan die Belohnung für ihre Schwachheiten genoß, hatte die Frau von Maintenon nicht mehr als acht und vierzig tausend livres jährliches Gehalts, und ließ dem Könige nicht zu, ihr dasselbe zu vermehren. Sie pflegete deswegen auch oft zu sagen: „Dem „Könige haben seine Maitressen in einem Monathe „mehr gekostet, als ich ihm ein ganzes Jahr durch „koste.„ Und dieses war der Ordnung gemäß.

Vier-

Vierzehntes Hauptſtück.

Die Frau Gräfinn von Caylus.

Die Frau von Maintenon gieng niemals von der Beſcheidenheit ab, die ſie ſich vorgeſetzet hatte. An ſtatt, daß ſie ihre Neider das Anſehen, darinnen ſie ſtund, hätte können fühlen laſſen; ſo lag es nicht an ihr, dieſelben zu überreden, als wenn ſie ſich gar keines erworben hätte. Jeder, der in Gunſt ſteht, iſt bemüht, dieſelbe zu vermehren; die Frau von Maintenon hingegen, beſtrebte ſich nur, die ihrige in die Vergeſſenheit zu bringen. Es ſchien, daß ſie darüber unruhig und beſtürzt ward. Sie beſaß den Stolz nicht, der gemeiniglich den erſten Stellen den meiſten Glanz giebt. Sie kannte die Liſt nicht, damit ſie öfters behauptet werden, und beſtrebte ſich nicht, ſich Freunde zu machen. Sie war ſo wenig eigennützig, daß dieſe Großmuth faſt aufhörte, eine Tugend bey ihr zu ſeyn. Sie konnte niemals etwas fodern. Die Frau von Villette ſagte dieſerwegen: „Sie wollen „von ihrer Beſcheidenheit nicht abgehen, und ihre „Familie muß dadurch leiden.„

Sie liebte den Grafen von Aubigne auf das zärtlichſte, und konnte es gleichwohl nicht ſo weit bringen, daß er ſie geliebet hätte. Aubigne verlangte alles: und die Frau von Maintenon hielt um nichts für ihn an. Er rachete ſich damit, daß

er

er ihr jeden Tag neuen Verdruß machte. Nach einer fünfjährigen Abwesenheit, erschien er zu Versailles, beschämte den ganzen Hof durch seine Pracht, besuchte auf einen Augenblick seine Schwester, verschwand, ohne Abschied von ihr zu nehmen, gieng nach Paris, um sich bey den Schauspielen, das Ansehen eines Untergünstlinges zu geben; oder in verdächtigen Häusern der Verschwendung und der Schwälgerey zu überlassen. Er stellte sich, als wenn er sich zu den Misvergnügten hielte, wollte die Minister tadeln, und gab der Frau von Montespan und dem Lauzun den Vorzug vor aller andern Gesellschaft. Als eine Person ihn um seinen Schutz bath, gab ihm Aubigne zur Antwort: „Sagen Sie ja nicht, daß sie mich ken„nen, denn ich bin die allerschlimmste Gesellschaft „von Paris.

Gleichwohl empfand er die Wirkung der Freundschaft, so der König gegen seine Schwester bezeigte. Er wurde Generallieutenant, da ihn die Reihe doch noch nicht traf. Der König ertheilte ihm die Statthalterstelle von Berry, obgleich viele andere Vornehme des Hofes darum anhielten, und die mehr Dienste, als Aubigne, geleistet hatten. Seine Verschwendung hatte keine Gränzen. Die Frau von Maintenon wurde endlich müde, einem Manne täglich mehr zu geben, der ohne Vermögen gebohren war, und bey hundert tausend livres jährlichen Ein-

e) Der Verfasser des Siécle de Louis XIV. will, daß sie ihm einigen geheimen Antheil an den Verpachtun-

Einkünften, immer arm blieb o). Aubigne verlangte die erſte Würde im Kriegsweſen. Die Frau von Maintenon allein fand dieſes Verlangen lächerlich; und gab ihm eine Antwort darauf, die, weil ſie damals ſo großmüthig war, in den itzigen Zeiten lächerlich ſeyn würde.

Die Tochter der Frau von Vilette, das Fräulein von Murcay, die aus unrechtmäßigem Bette eine Nichte der Frau von Maintenon war, hatte alles, was zu einer anſehnlichen Verſorgung erfodert wurde.

Ein ſo mächtiger Schuz als der, von der Frau von Maintenon, war der wichtigſten Ausſteuer gleich zu ſchätzen. Anmuth und Vergnügen umgaben ſie auf allen Seiten. Ihr Verſtand war noch einnehmender, als ihre Geſtalt. Man fand in ihrer Geſellſchaft weder lange Weile, noch ſo viel Zeit, ſich zu erholen. Alle Chammeles, (eine Schauſpielerinn) von der Welt konnten ſich nicht ſo entzückend ausdrücken, als das Fräulein von Murcay that. Sie wäre vollkommen geweſen, wenn ihre Leibesgeſtalt ungezwungener geweſen wäre, und wenn ihre Munterkeit ihr nicht zuweilen ein allzufreyes Weſen gegeben hätte; welches durch die Jahre und durch die Lehren der Frau von Maintenon, wiewohl etwas ſpät, verändert wurde.

Der Graf von Caylus heurathete dieſelbe, mit allen ihren Vorrechten, die nichts bedeuteten; mit gro-

gen habe nehmen laſſen. Er iſt aber übel berichtet geweſen.

großer Hoffnung, die eben ſo wenig auf ſich hatte, und die man gleichwohl ſehr hoch ſchätzte; und mit einem ſehr geringen Gehalte. Der König gab ihm die Aufwartung bey dem Dauphin, und beſchenkte die Braut den Tag vor der Hochzeit mit einer Schnur Perlen für zehntauſend Thaler. Man verwunderte ſich nicht wenig, daß die Frau von Maintenon eine ſo geliebte und liebenswürdige Anverwandtinn ſo mittelmäßig verheurathete; und noch mehr darüber, daß ſie dieſelbe dem Herrn von Bouffleers ſo großmüthig abſchlug: der ein Mann war, deſſen Redlichkeit die Frau von Maintenon einnehmen konnte; und deſſen Ehrgeiz ſo weit gieng, ſich entweder in die Höhe zu ſchwingen, oder zu ſterben. Bouflers verachtete das ausgebreitete Gerücht, welches dem Fräulein von Murcay verliebte Schwachheiten aufbürden wollte, da ſie doch nur ſuchte, verehrt zu werden; und hielt um dieſelbe bey der Frau von Maintenon an. Dieſe gab ihm folgende Antwort; davon der Abt von Choiſi ſagte: ſie verdiene, mit goldnen Buchſtaben gedruckt zu werden: „Die Verbindung mit meiner Nichte iſt kein „ſo großes Glück für ſie, mein Herr, als ſie verdie„nen. Ich erkenne alles, was ſie in Anſehung mei„ner thun wollen. Sie ſollen ſie nicht zur Frau „bekommen; allein ich werde ſie dennoch in Zukunft „als meinen Vätter anſehen.„ Dieſe angenommene Verwandſchaft war ihm ſehr nützlich. Sein Glück wurde ſchnell gemacht. Drey Monathe hernach erhielt er die Stadthalterſchaft von Luxenburg, wurde General von der Reuterey, wider des

Lou-

Loupois Willen; der dieſe Stelle für den Herrn Tilladet, ſeinen nahen Vätter verlangte, und ward durch eine gußerordentliche Ernennung Generallieutenant.

Der König ertheilete ihm die Stadthalterſchaft von Metz, ob er gleich nicht darum angehalten hatte: und Bouflers bekam alle Gelegenheit, die Gaben zu zeigen, ſo die Frau von Maintenon in ihm entdecket hatte.

Die Frau von Caylüs gefiel dem Könige im Anfange nicht. Sie ſchien ihm verſtellt und allzu frey zu ſeyn. Die Frau von Maintenon brachte es dahin, daß Ludwig ſie leiden konnte. Die Gräfinn Caylüs gab Gelegenheit, zu verſchiedenen Klagen über ſie, und ſie wurde zweymal nach Paris verwieſen. Das erſtemal mußte ſie lange daſelbſt bleiben, weil ſie, da man ihr den Befehl überbrachte, geſaget hatte: „Man hat hier zu Lande „ſo viel lange Weile, daß das Leben allhier ſchon „als eine Verbannung anzuſehen iſt.„ In der That fand ſie auch zu Paris die angenehmſte Geſellſchaft, da ſie zu Verſailles, nur ein trauriges Piquet ſpielte. Sie fand hier den La Fare, dem die Liebe einen freundlichen Blick von der Frau von Caylüs verſprach, dadurch allem ſeinen Uebel abgeholfen wurde. Sie fand den Abt von Rohan, welcher jung und wollüſtig war, und weder Gunſtbezeugungen, noch Ergötzungen verabſäumte. Sie fand den Villeroi, der im Anfange angenehm, hernach ſtolz hieß; der die Frauensperſonen mit ſo vieler Leichtſinnigkeit hintergieng, und der ſeine Leu-

te so übermüthig fragte: „Hat man auch Gold „in meine Taschen gesteckt?„ Das andremal dauerte die Ungnade der Frau von Caylüs nicht länger als acht Tage, die sie in dem Kloster der Carmeliterinnen zubrachte. Die Frau von Maintenon holte sie selbst zurück, und brachte sie ganz andächtig, ganz heilig, und völlig mit Gott und mit ihr versöhnt, wieder nach Hofe. Von der Zeit an wurde ihre Freundschaft wohl zuweilen unterbrochen: allein der Grund einer wahren Gegenliebe, die Nothwendigkeit, darinnen sich die Frau von Maintenon befand, eine Vertraute zu haben, und die Hochachtung, so die Frau von Caylüs gegen dieselbe hegte, waren die Ursachen, daß diese Zwistigkeiten nicht lange dauerten. Die Frau von Caylüs schweifete bisweilen aus; allein sie war sicher, Verzeihung zu erhalten, und durfte also nicht aus Furcht der Schande in ihren Fehlern beharren. Ihr Geist war flüchtig; allein ihr Herz im Guten standhaft. Sie war eine Calvinistinn, Quietistinn, Jansenistinn und Deistinn: und von einer Meynung nach der andern, verfiel sie endlich auf diejenige, so alles auf einen blinden Glauben ausmachet. Sie hatte Leidenschaften; liebte den Verstand, und spürte Neigungen sowohl zu geheimen Händeln, als zur Frömmigkeit, und am Ende wurde sie tugendhaft. Diejenigen, so ihr Schuld geben, daß sie die Frau von Maintenon, bey allen Versicherungen ihrer Zärtlichkeit, gehasset hätte, finden das Gegentheil in der Sammlung von ihren Briefen, und in den Erinnerungen der Frau von Caylüs, die voller

voller Hochachtung und gegenseitigen Vertrauens sind. Vielleicht hätte sie von der Frau von Maintenon eine bessere Versorgung hoffen können. Allein diejenige, so sie erzogen hatte, war auch ihr Beyspiel in der Bescheidenheit gewesen. Sie hätte eine größere Heurath treffen können; aber glücklicher konnte sie nicht seyn: weil dieselbe zum Besten der Künste, der Wissenschaften, und der menschlichen Gesellschaft, den Grafen Caylüs geliefert hat *), gekommen ist.

Der Marquis von Murcay hatte sich in das Fräulein von Boisfranc verliebt. Ihr Vater war des Herzogs von Orleans Haushofmeister, und bey demselben in Ungnade gefallen. Das Fräulein von Boisfranc hatte den Herzog von Roquelaure abgeschlagen, und verachtete den Marquis von Murcay, weil ihre Aussteuer eine Million betrug. Die Frau von Maintenon war nicht dahin zu bringen, sich die geringste Mühe zu geben, beyde Theile zu vereinigen. Der nicht so gewissenhafte Pater de la Chaise nahm diese Versöhnung über sich, und sein Unternehmen gelung ihm. Der König ernennte den Marquis zum Cornet bey der Compagnie leichten Reuter, und gab seinem Bruder das Regiment Dragoner, so die Königinn gehabt hatte. Die Frau von Maintenon hatte nicht so viel p) verlanget. Der Ritter von Murcay that sich in

*) Einen heutigen berühmten Gelehrten, und Schriftsteller in Frankreich.

p) Man sehe die Mémoires des Marquis Dangeau.

dem Treffen von Anguyen besonders hervor, und starb an seinen Wunden.

Ihr Vater, der Marquis von Vilette, bekam ein Gnadengehalt, in Ansehung seiner langen Dienste. So oft der König neue Marschälle von Frankreich ernannte, glaubte jedermann, daß der Marquis in der Zahl wäre: und die, so zur See dienten, verlangten ihn öffentlich. Er wurde es aber nicht, ob er gleich so viel Recht darzu hatte. Die von St. Hermines, die zahlreich genug waren, alle Stellen an sich zu ziehen, wurden von allen ausgeschlossen, und die Gräfinn von Mailly starb arm.

Die Frau von Maintenon, war nur alsdann bescheiden, wenn es sie selbst, oder ihre Anverwandten betraf. Es war fast ein Unglück, mit ihr sehr nahe verwandt zu seyn. Sie verheyrathete das Fräulein von Löwenstein, aus dem Bäyerischen Hause, sehr vortheilhaft; welchen Titel diese auch in dem Heurathsvertrage annahm.

Die Dauphine ward darüber so erbittert, daß sie sich das Verzeichniß aus der Pfarrkirche zu Versailles bringen ließ, und zerriß dasselbe: weil die Höflichkeit des Priesters, und die Verwegenheit der Frau von Dangeau, sie heftig aufgebracht hatten.

Die Frau von Maintenon machte das Glück des Fräuleins von Rambures, welches sie gleichwohl nicht liebte. Sie verheurathete den Marquis von Antin mit dem Fräulein von Uzes, und gebrauchte sich dabey der Gewalt, so sie über den Menschenfeind, den Montauzier hatte; der zu der Zeit,

da

da die Mutter nichts mehr galt, aus dem Sohne etwas machen wollte. Sie vergaß auch ihre guten Freunde nicht. Der Marquis von Dangeau erhielt alles, was ein Hofmann wünschet; Reichthümer, Ehrenstellen, Ansehen und Vergnügungen. Der Gesandte in England, Barillon, ward von einem Unglücke bedrohet, aber durch die Frau von Maintenon dadurch befreyet, und brachte sein Alter in Ruhe und Stille zu. Die berühmte Scuderi erhielt jährlich zweytausend Livres, und die Deshoulieres ansehnliche Geschenke. Der Abt Tetü, bekam weltgeistliche Stellen; Racine und Despreaux erhielten das Gehalt von einer Stelle, davon sie nur den Titel führten. Vardes und Bussi wurden zurück berufen. Der Marquis von Montchevreuil wurde Hofmeister vom Herzoge von Maine und von St. Germain; er war bey Hofe so beliebt, daß der König selbst sagte: „Wenn ich „kein Bourbon wäre, so wünschte ich Mont„chevreuil zu seyn q).„ Ludwig sagte noch mehr: alle Hofleute bitten ohn Unterlaß von mir; der einzige Montchevreuil verlanget nichts.

In der That hatte sich derselbe nicht einmal beklaget, da er von den zwölftausend Livres seines jährlichen Gehalts, binnen zehn Jahren nicht einen Hället erhalten hatte. Als sein Sohn, der Graf von Mornay, gestorben war, ließ ihn der König zu sich in sein Zimmer rufen, und verlangte: daß ihm Montchevreuil die Umstände von seiner Familie

q) Man sehe obgenannte Mémoires.

milie entdecken sollte. Ludwig fügte hinzu: „Sehen sie mich nicht als ihren Herrn an, sondern sprechen sie mit mir, als mit ihrem Freunde.„ Die Frau von Maintenon sagte von ihm: Unter allen denen, so ich nach Hofe gebracht habe, ist Montchevreuil der einzige, dem es gelungen ist. Er war gleichwohl ein Mann von alter Treue und Redlichkeit. Kein Mensch bereuete, sie gekannt, sie geliebt, oder ihr gedienet zu haben. Das rühmlichste, bey einem so lange Zeit gedauerten Ansehen, war wohl dieses bey der Frau von Maintenon, daß, wenn auch etliche von ihren unersättlichen Freunden sich beklaget haben, daß sie zu wenig Wohlthaten von ihr genössen; so hat sich doch kein Unterthan jemals beklaget, daß sie ihm Uebels gethan hätte. Ja, zu der Zeit, da sie im Verdachte war, daß sie den Staat durch ihre Rathschläge in Unordnung brächte: fand sich kein Franzos, der sie einiger Gewaltthätigkeit oder Rache beschuldigt hätte. Sie verlangte von andern eben die Uneigennützigkeit, die sie gegen sich selbst besaß. Der König sagte öfters zu ihr: „Aber Madame, fodern sie „doch etwas! sie haben ja selbst nichts eignes.„ Sie gab zur Antwort: „Sire, es ist Ihnen nicht erlaubt, mir etwas zu geben.„

Diese Denkungsart nennte eine begierige Familie nicht edel und erhaben. Allein das Volk bewunderte die Frau von Maintenon, die es so weit gebracht hatte, daß des Ansehens, in welchem sie stund, ungeachtet, ihre Anverwandten sie nicht liebten; und der Adel verehrte sie als seine Wohlthäterinn und seine Stütze.

Das

Das achte Buch.

St. Cyr.

Die Frau von Maintenon pflegte öfters zu ſagen: „Man hält mich für die geſchickteſte „Frau von der Welt. Jedermann glaubt, „daß ich auf meinem Kopfküſſen die ſchöne Einrich„tung von St. Cyr erfunden, veranſtaltet und voll„führet habe. Gleichwohl iſt dieſes Haus kein Ent„wurf von einem Tage, noch der Anſchlag von ei„nem einzigen Kopfe.

„Die guten Werke fanden ſich von ſelbſt. Ich „habe es unternommen, ohne die Folgen voraus zu „ſehen; und bin fortgefahren, ohne etwas zu ver„langen. Meine Abſichten ſind durch den erſten gu„ten Erfolg unvermuthet geſtärket und erweitert wor„den. Ein Anſchlag leitete immer zu einem andern: „das Gute brachte das Beſſere hervor, und aus etli„chen guten Handlungen, die mit meinem Leben auf„hören ſollten, iſt eine Einrichtung entſtanden, die „ſo lange dauren wird, als dieſes Reich beſteht.„

Die Folgen von allen dieſen Anſchlägen und Entwürfen, will ich nunmehr ins Licht ſetzen. Die Liebhaber des gemeinen Beſten werden verzeihen, wenn ich in der Beſchreibung von einer löblichen Sache, die nachgeahmet zu werden verdienet, vieleicht zu weitläuftig bin.

Erstes Hauptstück.

Der Frau von Maintenon ihre Anstalten.

Die Frau von Maintenon hatte beständig die Kinder geliebet, und sie besaß eine ganz besondere Gabe, sie zu erziehen. Sie pflegte gemeiniglich etliche junge Fräulein bey sich zu haben, die sie in ihren müßigen Stunden unterrichtete. Sie hatte den Herzog von Maine gebildet, der dasjenige zu erfüllen versprach, was man von ihm gehoffet hatte. Die Prinzessinn von Nantes, deren Fehler sogar liebenswürdig waren; die Frau von Montgon, von welcher die Marquise von Sevigne sagte: daß sie im achten Jahre den Hof besser, als die ältesten Hofleute gekannt hätte; und sodann die Frau von Caylus, deren Erinnerungen, die bald im Drucke erscheinen werden, mehr als alle meine Lobsprüche zu ihrem Ruhme sagen werden; die Marquise von Havrincourt, die Zierde von Cambresis, und von Artois; die Frau von Haussy, die sie fähig machte, Prinzen zu erziehen; die Herzoginn von Burgund, die durch einen frühzeitigen Tod der Welt entzogen wurde; und die Frau Marschallinn von Noailles, die man nur nennen darf.

So bald als die Frau von Maintenon die ersten Stralen von ihrem Glücke erblickte, faßte sie gleich

gleich den Vorſatz, eine Einrichtung zum Beſten armer adelicher Kinder zu veranſtalten. Die Umſtände in welchen ſie ſich ſelbſt befunden hatte, machten, daß ſie der andern ihre Noth einſah; und bewogen ſie alle Mittel hervor zu ſuchen, dieſelbe nicht allein zu lindern, ſondern auch die Nothleidenden aus einem Zuſtande zu befreyen, der gefährlicher für die Tugend, als ſchimpflich für den Adel war. Sie dankte Gott täglich für alle Wohlthaten, indem ſie dieſelben mit ſolchen Perſonen theilte, die, ſo wie ſie, mit einer arbeitſamen Jugend ſich beſchäfftigten. Sie ſagte: „die Stelle, die ich bekleide, hat viel „unangenehmes; allein ſie verſchaffet mir das Glück, „daß ich Gutes thun kann.„

So bald als die Frau von Maintenon Unglückliche ſah, gerieth ihr Herz und ihre Seele in Bewegung. Das Elend andrer ward ſo zu ſagen ihr eignes. Um ihr Mitleiden zu erregen, brauchte ſie nicht die Oerter zu beſuchen, wohin das Armuth ſeine Zuflucht nimmt; ſie durfte ſich nur an die erſten Jahre ihres Lebens erinnern.

Diejenigen, ſo zu großen Würden gelanget ſind, erinnern ſich ſelten ihrer vorigen Umſtände; es ſey denn, daß ſie bey andern das Andenken davon vertilgen wollen. Die Frau von Maintenon dachte zum öftern an die ihrigen, und erinnerte ſich derſelben allezeit in der Abſicht, immer mehr Gutes zu thun. Es ſcheint, daß es den vornehmſten Ehrenſtellen eigen iſt, die Herzen derjenigen zu verhärten, ſo die Vorſicht darzu gelangen läßt. Die Frau von Maintenon

ſah

ſah ihr Glück als eine Laſt an, welche nur durch Wohlthun erleichtert würde. „Ich wünſchte: ſagte ſie eines Tages, daß ich den Zuſtand des Adels im ganzen Reiche verbeſſern könnte.„ Ob dieſer Vorſatz gleich unmöglich ins Werk zu richten war; ſo zeigte er doch zum wenigſten, wie erhaben ihre Seele dachte, und wie feurig die Liebe gegen ihren Nächſten war. Dieſes waren keine flüchtigen Regungen bey ihr, ſondern eine tief gegründete Geſinnung; Eine Empfindung, ſo ihr die Natur gegeben, und die Religion geläutert hatte. Sie pflegte zu ſagen: den Unglücklichen zu helfen, braucht man eben nicht eine Chriſtinn zu ſeyn.

Zweytes Hauptſtück.

Rüel.

Das Schloß von Montchevreuil, war ſo zu reden die Wiege von St. Cyr. Die Frau von Brinon gab daſelbſt Gelegenheit zu den erſten Verſuchen eines Eifers, der ſich hervor thun wollte; und nur Reichthümer wünſchte, um dieſelben auszutheilen. Sie war eine Urſulinerinn Nonne, die von einem Kloſter zum andern herum ſchweifete; hatte kein Vermögen, und litt zugleich durch den Untergang ihres Kloſters. Ihr Vater war Vorſitzer des Parlaments in der Normandie: und ihre Mutter hatte ſie zu ſich genommen, welche ſie öfters mit ſich nach Montchevreuil führte; allwo die Frau von Maintenon ſie kennen lernte. Sie wurde von der Aufrichtigkeit der Urſulinerinn gerühret, die ſich angelegen ſeyn ließ, auch in der großen Welt, die Pflichten eines Standes auszuüben, welchen ſie bloß ihrer Familie zu gefallen erwählet hatte. Um das Gelübd der Unterweiſung zu erfüllen, nahm die Kloſterfrau zu Montchevreuil alle Dienſtbothen, und die Kinder aus der ganzen Gegend zuſammen, und lehrte ſie die Anfangsgründe der chriſtlichen Lehre.

Die

Die Frau von Maintenon ſtiftete eine Freundſchaft mit dieſer Perſon, die um ſo viel höher zu ſchätzen war, weil ſie das weſentliche ihres Standes ausübte, ob ſie gleich keine Neigung zu demſelben hatte. Die Frau von Brinon verlor ihre Mutter. Sie verband ſich mit der Frau von St. Pierre, die eine Gefährtinn ihres Unglücks war, und beyde zugleich giengen in ein Kloſter; bis ſie endlich durch die Schulden, ſo ſie aus dem erſten vertrieben hätten, genöthiget wurden, das andere ebenfalls zu verlaſſen. Darauf miethoten ſie in Auvers 1680, ein Haus, und nahmen daſelbſt Koſtgängerinnen an. Von da giengen ſie aus Noth nach Montmorency, allwo ſie ebenfalls der Mangel verfolgete. Endlich beſchloſſen ſie, ihre Zuflucht zu der Frau von Maintenon zu nehmen, in der Hoffnung, daß das Glück dieſelbe nicht verändert hätte. Der Hof war eben zu St. Germain und die Frau von Maintenon bey dem Könige. Sie verließ alles, um dieſe beyden Kloſterfrauen zu ſprechen, und ſchickte ſie voller Erkenntlichkeit wieder zurück. Sie ſtattete etliche geheime Beſuche bey ihnen ab, allwo ſie als eine Augenzeuginn von ihrer Armuth und von ihrer Geſchicklichkeit ſo gleich beſchloß, die Geſellſchaft, ſo ſie von jungen Leuten errichten wollte, ihnen anzuvertrauen, um die eine zu beſchäfftigen, und der andern ihren Zuſtand erträglich zu machen.

Sie ſuchte 1682 ein bequemes Haus zu Rüel, welches ſie einrichtete, um ihnen alle mögliche Hülfe in der Nähe zu leiſten, und gab ihnen eine Anzahl Koſt-

Kostgängerinnen, die sie von unterschiedener Art vertheilet hatte. Sie vermehrte die Zahl der angenommenen Kinder, bis auf sechzig, und gab ihnen Lehrmeisterinnen, die eines Theils die Arbeit der Frau von Brinon erleichterten. Sie erlaubte derselben, die Frau von Baschues und von Anguien auch dahin zu ziehen, die ebenfalls Ursulinerinnen, und aus eben dem eingegangenen Kloster, als sie waren. Die Zahl der Kostgängerinnen nahm täglich zu: es waren ihrer schon hundert, ehe der Hof von einer einzigen etwas wußte. Mit so vielem Geheimniß und mit so vieler Klugheit übte die Frau von Maintenon die guten Werke aus.

Drittes Hauptstück.

Noisy.

Die Frau von Maintenon gieng öfters nach Rüel: sie sah den glücklichen Fortgang in der Erziehung, und katechesirte selbst. Sie schrieb an die Frau von Brinon: „Mit wie „vieler Ungeduld wünsche ich in demjenigen Stalle „zu seyn, den ich so sehr liebe!„ Ihre Besuche geschahen öfter, und wurden ihr beschwerlicher, weil die Stelle, so sie bekleidete, vielem Zwange unterworfen war. Durch den ersten guten Erfolg ward sie bewogen, die Schule, die ihr täglich lieber ward, näher bey sich anzulegen.

Die Gelegenheit zeigte sich bald darzu. Die Einschließung des kleinen Parks zu Versailles und die Erweiterung des neuen, machte, daß verschiedene schöne Häuser unbrauchbar wurden, die der König von den Eigenthümern gekaufet hatte. Die Frau von Maintenon bath sich eines davon aus. Der König gab ihr Noisy, ein Haus, das der Herr von Gondy gebauet hatte, und das in den Park eingeschlossen war. Die Frau von Maintenon, deren Absichten nicht so weit gegangen waren, gab dem Könige zur Antwort: daß die geringste Miethe zu diesem Gebrauche gut wäre. Ludwig aber wollte, aus Eifersucht über die Freygebigkeit, die ihm an der

Frau

Frau von Maintenon ſo wohl gefiel, auch Antheil daran haben, und beſtund darauf, daß ſie ſolches annehmen möchte. Er ſagte dabey, daß es ein Nutzen für das Gebäude wäre, wenn es bewohnet würde. Der König gab alſo Befehl, die Verbeſſerungen anzufangen, und zehn tauſend Thaler brachten in vier Monathen alles zu Stande. Das Haus war bequem, die Luft ſehr geſund; das Waſſer allein fehlte. Die Verlegung des Stiftes dahin war auf den Tag nach Lichtmeſſen beſtimmt.

Man theilte die Koſtfräulein in vier Claſſen. Sie wurden durch die Farben der Bänder, womit ſie ihre Kopfzeuge zuſammen knüpften, unterſchieden. In jeder Claſſe ſuchte man die, ſo von einerley Größe waren, einzutheilen. Die größten unter ihnen hatten blau Band, die andern gelbes, die dritten grünes, und die kleinſten rothes. Das ſchwarze Band ſollte zur Belohnung dienen.

Die Stände waren untermenget: einige waren von Adel, die andern gute Bürgerskinder; aber alle waren arm. Um zweyerley gute Werke auf einmal zu thun, ſo zog ſie die Kinder der Neubekehrten den andern vor; und damit die Bauern von ihren Landgütern auch einigen Nutzen von dieſer Stiftung genießen möchten: ſo richtete ſie eine Geſellſchaft von ihren kleinen Töchtern auf, ſo die dienſtfertigen Schweſtern, oder die blau gekleideten Mägdchens genennet wurden. Der eine Flügel unten im Schloſſe wurde ihnen zur Wohnung eingegeben. Sie erhielten beſondern Unterricht, weil die übrigen Koſtgän-

gerinnen, alle insgesammt wie adeliche Fräulein unterwiesen wurden.

Die Frau von Maintenon besuchte sie täglich; beschäfftigte sich in den Classen; machte verschiedene Anstalten und Ordnungen; besuchte die Kranken; speisete mit den Kindern, und war öfters mit einer einzigen Portion zufrieden. Sie hatte beständig fünf oder sechs der liebenswürdigsten und schwächlichsten bey sich.

Die Unterweisung gieng vortrefflich von statten, und die Frau von Brinon erhielt ansehnliche Geschenke: um die Begierde zu sättigen, die gemeiniglich diejenigen bey sich spüren, so den Gütern dieser Welt entsaget haben. Die Geschenke wurden schon als Steuern angesehen, die der Sacristen gewidmet seyn sollten: und man fieng an, den Aeltern Schatzungen aufzulegen. Der Leib der heiligen Candida, den der Pabst der Frau von Maintenon, und diese wieder nach Noisy geschenkt hatte, that schon Wunderwerke, und trug viel ein. Die Frau von Maintenon ward darüber entrüstet; sie verabscheuete dergleichen Niederträchtigkeiten: gleichwohl ließ sie ihren Unwillen nicht merken; sie dankte den geizigen Almosenirer ab, und gab der Frau von Brinon ein Gehalt von tausend Livres.

Die Ordnung herrschte endlich in diesem ganzen Hause, als eine Folge des uneigennützigen Verfahrens der Frau von Maintenon. Der gute Fortgang bewog die Wohlthäterinn, ihre Freygebigkeit

zu

zu vermehren. Sie schüttete dieselbe über das ganze Geschlecht der Frau von Brinon aus; welches sehr zahlreich und arm war: um ihr alle Gelegenheit zu benehmen, die dem Geize zum Vorwande hätte dienen können. Sie hatte niemals so viel für ihre eigne Familie gethan.

Die Neigung, so die Frau von Maintenon gegen diese Stiftung bezeigte, erweckte bey den vornehmsten Frauen des Hofes ein Verlangen, diese Gesellschaft zu sehen. Sie erhielt allgemeinen Beyfall, und die Frau von Montespan, die vielmehr hätte thun können, und die gar nichts dergleichen gethan hatte, wurde dadurch beschämt.

Der König konnte bey allem dem, was er von dieser Einrichtung hörte, nicht gleichgültig bleiben. Er begab sich mit allen seinen Hofleuten dahin: und die Hofleute bewunderten alles, als wenn sie nicht mit dem Könige zugleich daselbst wären. Von dieser Zeit an wurden alle Bittschriften der Officiers an die Frau von Maintenon gewiesen. Sie nahm ihre Töchter auf: und der König bestimmte ein Capital von seinen Allmosengeldern, um der Frau von Brinon das Kostgeld für dieselben auf eben den Fuß, wie für die andern, zu bezahlen.

Das Gerücht von dieser Einrichtung breitete sich in alle Provinzen aus. Die Frau von Maintenon wurde von allen Seiten bestürmet. Das Elend des Adels und der Kinder, die man ihr vorstellte, rührten sie so sehr, daß sie, nachdem sie ih-

re Pferde, ihre Kleider und ihre Juwelen verkaufet hatte, mit ihnen zugleich weinte und ſagte: die Vorſicht wird ſie nicht verlaſſen; ich bin eben ſo arm geweſen, und viel unglücklicher gebohren worden, als ſie. Wenn die Armuth mit der Schönheit vereinigt war, ſo gab ſie niemals eine abſchlägige Antwort. Es war eins von ihren liebſten guten Werken, wenn ſie ein Mägdchen von der Verführung der Welt befreyen konnte, deren anwachſender Reiz ſie allen Verſuchungen bloß ſtellte.

Viertes Hauptſtück.

Entwurf von der Einrichtung zu St. Cyr.

Ihr Mitleiden übertrat das Geſetz, das ſie ſich gemachet hatte, den König um nichts zu bitten. Sie ſtellte ihm alſo vor: „daß der „König durch Errichtung verſchiedener Compagnien „von Edelleuten in den Gränzplätzen, dem Adel ei„ne anſehnliche Hülfe geleiſtet hätte. Allein, das „weibliche Geſchlecht verdiente alle ſeine Aufmerkſam„keit; indem es viel ſchwächer, und dem Elende mehr „ausgeſetzet wäre.

„Ein Theil des Adels wäre in ſolcher Armuth, „daß man täglich Fräulein aus den beſten Häuſern „an dem Bettelſtabe ſähe, die in den Provinzen her„um irreten, tauſend Gefahren unterworfen, und „den ſchimpflichſten Verſuchungen ausgeſetzt wä„ren: indem ihre Väter nichts, als das Andenken „ihrer Dienſte, oder das Zeugniß der Heldenthaten „ihrer Vorfahren übrig hätten.

„Daß die Ehre des Königs darauf beruhete, „durch Belohnung und Wohlthaten die Eiferſucht „und die Ruhmbegierde zu unterhalten, dadurch der „Adel angefeuert würde, ſich zu allen Zeiten ſeinem „Dienſte aufzuopfern.

„Daß er, als ein Chriſt, alle ſeine Macht anwen„den ſollte, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen,

„und die Betrübten zu trösten; als Vater des Va„terlandes sollte er denen Familien vor andern vor„züglich beystehen, davon die Väter ihr Blut für „ihn vergossen hätten; deren Kinder unter der Last „des Elendes seufzten, und die weiter nichts wünsch„ten, als Gelegenheit zu finden, das ihrige auch „für den König zu vergießen.„

Die Frau von Maintenon stellte diese Wahrheiten mit so vielem Nachdrucke, und mit so verschiedentlichen Bewegungsgründen vor; daß der König dadurch gerühret wurde. Er untersuchte diese Umstände, und sie gaben zu verschiedenen Unterredungen Gelegenheit. Ludwig war über das Elend so vieler Menschen ungemein bestürzt, die außer der Ehre, in seinem Dienste zu sterben, kein größeres Glück kannten, als um seine Person zu seyn, und ihr ganzes Vermögen deswegen aufopferten. Ludwig gehörte nicht unter die Fürsten, welche fürchten, erweichet zu werden. Die Mildthätigkeit der Frau von Maintenon nahm jeden günstigen Augenblick in acht, und ihre Klugheit machte sich denselben zu Nutze. Es ist höchstnöthig, daß die Könige eine Frau um sich haben, so die Armuth kennet: diese hatte das Unglück selbst erfahren. Sie zeigte dem Könige alle die Vortheile, so der Staat von der Einrichtung ziehen würde, die sie gestiftet hätte. Sie sagte: daß eine gute Erziehung, die Ehre und die Tugend in den Geschlechtern verewigen und befestigen würde; daß die Gottesfurcht in den Provinzen dadurch ausgebreitet, und der Adel mit dem Staate aufs neue verknüpfet werden würde.

Lud-

Ludwig ward durch dieſe Urſachen gerühret. Er ſagte zur Frau von Maintenon. „Was fangen „ſie an Madame? Keine Königinn von Frankreich „hat jemals dergleichen unternommen r).„ Ludwig durfte nur den Nutzen von einem Anſchlage einſehen, ſo war es ſchon genug, ſolchen auf das prächtigſte auszuführen. Er überſtieg den Entwurf der Frau von Maintenon, und verlangte, daß die Stiftung gleich anfangs für fünfhundert Fräulein eingerichtet werden ſollte. Der Marquis von Louvois erſchrak über die dazu benöthigten Koſten: und die Frau von Maintenon fürchtete viel Schwierigkeiten bey der Erziehung. Man ſetzte endlich die Zahl auf zwey hundert und funfzig Koſtgängerinnen, ſechs und dreyßig Ordensfrauen, und vier und zwanzig Neubekehrte.

Die Frau von Maintenon erwog alle mögliche Umſtände, ſo dabey vorfallen konnten; beobachtete die geringſten Kleinigkeiten; erwählte das Mittel zwiſchen einem außerordentlichen Ueberfluſſe und einer allzugroßen Sparſamkeit, und brachte die Einrichtung zu einem gemächlichen Leben ohne Verſchwendung, glücklich zu Stande.

Endlich berathſchlagte man ſich über die Wahl des Ortes, der zu dieſer Stiftung am bequemſten wäre. Man mußte hierbey eines Theils die Neigung der Frau von Maintenon in Erwägung ziehen, nach welcher ſie unfehlbar dieſe Einrichtung öfters zu ſehen wünſchte: andern Theils durfte ſie

r) Man ſehe die Mémoires des Abts Pirot.

ſich nicht von Verſailles entfernen. Es wurde alſo vorgeſchlagen, die Einrichtung zu Verſailles ſelbſt, oder zwiſchen Verſailles und Paris anzulegen. Allein, die Frau von Maintenon bath den König zu erwägen: daß dieſer Geſellſchaft nichts nachtheiliger, als dieſes ſeyn könnte, weil ſie beſtändig Zuſpruch haben würde; daß die Erziehung dabey litte; daß die Unſchuld keine Freyſtatt an einem Orte finden könnte, wo ſie unzähligen Nachſtellungen ausgeſetzet wäre; daß die Eitelkeit ſich mit den Großen daſelbſt einſchleichen würde, und daß man aller dieſer Urſachen wegen, einen Ort zu wählen hätte, der weit genug von Verſailles wäre, um die Geſellſchaft von der Menge des ungeſtümen Zuſpruches zu befreyen, den die Nähe dahin ziehen möchte; der aber auch ſo nahe wäre, um ſeinen Unterhalt deſto leichter zu bekommen, und von den erſten Stralen des Thrones erwärmet werden könnte.

Man erwählte St. Cyr darzu, welches nur eine halbe Meile vom Heflager entfernet war. Louvois begab ſich dahin, und befahl dem Manſard, ſowohl die Lage des Ortes, als auch die Luft zu unterſuchen, und ob das Waſſer mit leichter Mühe daſelbſt hinzuleiten wäre? Dieſer Ort war nicht allein in der Nähe, ſondern ſeit kurzem im Thiergarten eingeſchloſſen, welches ihm gleichſam zu einem doppelten Schutze wider alle Anfälle diente, denen die abgeſonderten Landhäuſer zuweilen ausgeſetzet ſind.

Das Haus der Benedictinerinnen zu St. Cyr, ſchien dem Herrn von Louvois und der Frau von Maintenon ſehr bequem zu ihrer Abſicht; welche

zu

zu dem Ende ſich dahin begaben. Man ſchlug den Nonnen einen Vergleich vor, die aber ſehr beſtürzt darüber wurden, und zur Antwort gaben: daß ſie ſich ſeit des heiligen Königs Dagoberts Zeiten daſelbſt befänden. Sie wußten nicht, daß dieſer andächtige und lüderliche König, aller Orten wo er war, nicht allein Klöſter, ſondern auch ein Serail ſtiftete. Louvois befahl den Nonnen, in vierzehn Tagen das Haus zu räumen. Die Frau von Maintenon, die wider ſie hätte ſeyn ſollen, ward ihre Stütze. Sie wollte nicht, daß der Grund zu ihrer löblichen Stiftung durch Gewaltthätigkeit, oder durch Ungerechtigkeit ſollte geleget werden. Die Benedictinerinnen verlangten fünfmal hundert tauſend Livres für ihr Haus: und dieſes war die Urſache, daß ſie es behielten.

Manſard erhielt Befehl, eine andre bequeme Gelegenheit auszuſuchen, und den Anſchlägen zu folgen, die ihm die Frau von Maintenon geben würde. Der Baumeiſter wählte das Haus des Marquis von St. Briſſon Seguier. Der König kaufte daſſelbe für ein und neunzig tauſend Livres. Der Kauf wurde in Form eines Tauſches, zwiſchen dem Herrn von St. Briſſon und dem Marſchall von Feuillade geſchloſſen.

Fünftes Hauptstück.

St. Cyr.

Den 1sten May 1685.

Endlich schritt man zum Werke. Die Arbeitsleute kamen nicht allein von allen Orten herbey, sondern sie lagerten sich haufenweise zu Versailles. Man sah auf einmal mehr als neunhundert Mäurer, die mit der Kelle arbeiteten; über vierhundert Steinmetzen, eben so viel Zimmerleute, und zusammen mehr als zwey tausend sechs hundert Menschen, die mit diesem Baue beschäfftigt waren.

Der König fragte den Marquis von Louvois: wie hoch die Summe steigen könnte, die zu Unterhaltung dieses Hauses nöthig wäre? Die Frau von Maintenon nahm das Wort, und sagte: da dieser Aufwand nicht gewöhnlich wäre, könnte man dieses schwer bestimmen; es wäre denn, daß man einen völligen Begriff von der Art und Weise hätte, wie diese Gesellschaft sollte eingerichtet werden. Da es überdieses nicht allein auf Nahrung und Kleider ankäme, sondern unendlich viel andre Sachen erfodert würden: so müßten solche Leute darzu genommen werden, so die Absicht der Stiftung vollkommen einsähen, und alsdann genau und richtig davon urtheilen könnten.

Etliche

Etliche Tage hernach ſagte Louvois dem Könige, daß die Koſten dieſer Geſellſchaft ſich jährlich auf zweymal hundert tauſend Livres belaufen könnten. Der König antwortete, die Frau von Maintenon hätte einen gründlichen Bericht davon entworfen, der ihm billig zu ſeyn ſchiene, und ſich nicht ſo hoch beliefe. Louvois warf einen Blick auf die gänzliche Summe und ſagte, daß es keine Möglichkeit wäre, mit hundert tauſend, ja nicht einmal mit hundert und funfzig tauſend Livres die Ausgaben zu beſtreiten. Die Folge hat gezeiget, daß ſich Louvois nicht geirret, und daß die Frau von Maintenon für das gemeine Beſte eben ſo beſcheiden, als für ſich gefodert hatte.

Nach einigem Wortwechſel zwiſchen der Frau von Maintenon und dem Miniſter, trat der König ins Mittel. Er beſchenkte das Haus mit funfzig tauſend Thalern jährlicher Einkünften, und trug der Frau von Maintenon auf, das Hausgeräth zu beſorgen. Er erlaubte derſelben, ſo viel darauf zu verwenden, als ſie wollte; und dieſes war genug, ihr die Hände zu binden. Sie wurde deſto beſcheidener, je weniger ſie es ſeyn ſollte, und verwandte nicht mehr, als funfzig tauſend Thaler, auf die ganze Einrichtung.

Mittlerweile, da man ſich zu Verſailles mit Ausrechnungen beſchäfftigte, ſo unterſuchte der Abt Gobelin zu Noiſy die Neigungen der daſigen Koſtgängerinnen, ob ſie die Einſamkeit vorzögen, oder Fähigkeit zur Unterweiſung hätten? Man wollte keine Nonnen aus ihnen machen: dieſe konnte

Lud-

Ludwig nicht leiden, und die Frau von Maintenon haſſete alle Schwachheiten der Ordensleute, sie mochten wirklich oder erdichtet seyn. Es sollte eine Gesellschaft werden, die alle Klostertugenden ausübte, ohne die Gebräuche davon anzunehmen. Sie sollten von der Welt abgesondert leben, aber allemal fähig seyn, darinnen zu erscheinen. Der König wollte nicht, daß die Ordensfrauen eine Klosterkleidung tragen sollten. Die Frau von Maintenon erfand einen Anzug, der beynahe den Stiftsfräulein von Miramion gleich kam, und zeigte dem Konige eine von ihnen, die ihn zur Probe angezogen hatte. „Was ist das für eine verwünschte „Nonnenmütze, sagte der König, die sie ihnen ge„geben haben?„ Der Kopfaufsatz wurde verändert, mit dem übrigen war Ludwig zufrieden, und fügte nur das goldne Kreuz für die vornehmsten Fräulein noch hinzu, und einen Mantel mit einer langen Schleppe, zum Chorhabite, so wie er noch itzo daselbst getragen wird.

Sechstes Hauptstück.

Die Verordnungen von St. Cyr.

Die Frau von Brinon machte unterdessen den Entwurf zu den Stiftsregeln, und reiste öfters nach Versailles. Sie hatte viel Beredsamkeit, sprach mit vieler Anmuth, und erhielt den Beyfall des Königs. So bald die Verordnungen schriftlich abgefasset waren, so giengen Racine und Boileau die Schreibart durch, und der Herr von Chartres, der Abt Gobelin und der Pater de la Chaise verbesserten die Hauptpunkte darinnen. Der Cardinal Ranucci, der päbstlicher Abgesandter war, fand diese Verordnungen so schön, daß er sie an Se. päbstliche Heiligkeit überschickte.

Es wäre zu wünschen, daß die Gesetze von dieser Einrichtung bekannt würden. Sie sind ein Meisterstück des Verstandes und Witzes, die so selten mit einander vereinigt sind, und könnten zur Verbesserung vieler Gesellschaften dienen. Die Stifterinn hatte das Mittel zwischen dem Hochmuthe der Ordensgeistlichen, und den Schwachheiten der Klosterleute gewählet. Sie vereinigte ein sehr ordentliches Leben mit einem sehr gemächlichen. Die Frau von Maintenon fürchtete, daß die Frau von Brinon dieser anwachsenden Gesellschaft hohe Gedanken beybringen möchte; daß der Namen einer königli-

königlichen Stiftung, daß der Zuspruch des Königs und ihre eignen Besuche den Fräulein eine hohe Meynung beybringen könnte, und daß sie sich das Ansehen von Stiftsfrauen geben möchten. Sie empfahl allen ihren Seelsorgern, denjenigen, die in diesen Orden wollten aufgenommen seyn, die Demuth einzuprägen. Und es geschah fast wider ihren Willen, daß sie les Dames de St. Louis genennet wurden.

Der Bischof von Chartres, Herr von Villeroi, verlangte, daß die Ordensfrauen strenge Gelübde thun sollten. Der Pater de la Chaise war der Meynung, daß der ordentliche Bischof sie davon lossprechen könnte. Er sagte: daß die Jugend allemal besser von solchen Leuten erzogen würde, die noch in der Welt lebten, als von solchen, die derselben ganz entsaget hätten; daß sie durch die strengen Gelübde zu einer immerwährenden Andacht verbunden wären; daß diese kostbare Zeit, viel nützlicher zu Erziehung der Jugend könnte angewendet werden. Es wäre dabey noch zu befürchten, daß die schwachen und zarten Gemüther der Untergebenen, durch das strenge und bußfertige Leben ihrer Vorgesetzten, verleitet werden möchten, einen Stand zu lieben, dessen Annehmlichkeit ihnen täglich angepriesen würde; welches den guten Absichten, die man bey dieser Einrichtung hätte, ganz entgegen wäre. Der Pater fügte hinzu: „Die Absicht dieser Stif„tung geht nicht dahin, die Anzahl der Klöster zu „vermehren, die ohne dieß täglich anwächst; son„dern das Reich soll dadurch wohlerzogne Frauen er„hal-

„halten. Nonnen finden ſich genug, aber viel zu we„nig rechtſchaffene Hausmütter. Die Erziehung, ſo „zu St. Cyr vollkommen ſeyn wird, muß die tu„gend„hafteſten Perſonen hervorbringen: und iſt es nicht „weit nützlicher, daß die erhabenſte Tugend in der „Welt bleibt, um dieſelbe zu beſſern, als daß man „ſie in die Mauren der Klöſter verſperret?„

Der König fiel dieſen Meynungen bey, und ſagte: „Ich ſtifte eine Geſellſchaft, und kein „Kloſter.„ Die Stiftsfräulein thaten nur ein gemeines Gelübd. Allein, man wird ſehen, daß ſich der Pater de la Chaiſe ſehr geirret hatte, und daß dieſem Hauſe die ſtrengen Gelübde nöthig waren.

Siebentes Hauptſtück.

Der Bau von St. Cyr.

Das Gebäud wurde mit aller königlichen Pracht aufgeführet. Die Sorgfalt der Frau von Maintenon, räumte alle Hinderniſſe aus dem Wege. Obgleich der Boden des Ortes ſehr moraſtig war, und man in der Eintheilung der Zimmer, nicht ſogleich übereinſtimmete: ſo wurde doch der ganze Bau in kürzerer Zeit zu Stande gebracht, als heut zu Tage nur der Entwurf erfodern würde. In funfzehn Monathen war alles fertig, und koſtete funfzehnhundert tauſend Livres.

Man ſieht die Hand des Königes in dieſem Gebäude durchgehends. Allein die Eilfertigkeit, mit welcher man daran arbeitete, iſt die Urſache, daß große Fehler begangen wurden. Man nahm grün Holz dazu, wie faſt zu allen den Gebäuden, die Ludwig veranſtaltet hat. Das unterſte Stockwerk hätte eine ganze Klafter höher ſeyn ſollen. Die vielen und ſehr ſchönen Keller wurden zu Miſtgruben. Das Waſſer, das man ſorgfältig ſuchete, verlohr ſich durch das Graben in der Erde, und die Quellen wurden durch die Aushölung der Keller einen andern Weg geleitet. Dadurch ward man bewogen, ein andres Gebäude außer der Ringmauer aufzuführen, um eine Plumpe anzulegen, die aus der Waſ-

Wasserleitung das Wasser in ein Behältniß schöpfte, aus welchem es sodann in die Gemächer des Hauses verbreitet wurde. Ruel hatte zu wenig, und St. Cyr zu viel Wasser. Die Kirchthüre wurde in einem Winkel hinter dem Wagenschuppen angelegt. Die Orgel und die Beichtstühle waren beysammen, ob sie gleich ihrem Gebrauche nach sehr von einander unterschieden sind. Der Grund, der in einem sumpfigten Boden geleget werden, hat das Wasser verderbet. Im 1752 Jahre hat man sich genöthiget gesehen, die Hauptmauren eines Gebäudes auszubessern, welche sich fünf bis sechs Zoll von einander gegeben hatten. Mit einem Worte, das Haus der St. Ludwigsfräulein war so viel kostbaren und immerwährenden Ausbesserungen unterworfen, daß der Nachfolger des Stifters sich nicht hat entbrechen können, zu sagen: „Ich werde „das Haus an einem andern Orte aufbauen müssen.„

Diese erwähnten Stücke ausgenommen, kann man nichts größers, nichts prächtigers, nichts bequemers, nichts besser angelegtes sehen. Man findet aller Orten Mansards schöne Bauart. Das Inwendige zeiget von der Geschicklichkeit der Frau von Maintenon: welche sich nur befliß, die Kirche, den Ort der Zusammenkunft, den Speisesaal, die Wirthschaftszimmer, die vier Classen und die Schlafzimmer gut einzutheilen, und überließ alles übrige der Geschicklichkeit des Baumeisters. Das äußerliche Ansehen zeiget mehr Pracht als Ordnung; allein die vortreffliche Einrichtung des innerlichen kann man nicht sehen, ohne sie zu bewundern.

Achtes Hauptstück.

Des Königs Vorhaben.

Der König fand diese neue Einrichtung aller seiner Aufmerksamkeit würdig. Er schrieb mit eigner Hand den Schluß von seinen Betrachtungen auf einen Zettel, welches nicht allein ein Zeichen seiner außerordentlichen Gütigkeit, sondern auch der Fähigkeit war, mit welcher er die kleinsten Umstände erwog; ob er gleich mit weit aussehendern Absichten beschäfftiget war.
Er lautet also:

Zur Einrichtung von St. Cyr.

Die Freyheiten wohl einzurichten.
Der Stiftung gewisse Güter zu ertheilen.
Den Zierrath der Kirche zu besorgen.
Allerley Hausrath anzuschaffen.
Einen Aufseher zu erwählen.
Einen Staatsrath auszusuchen, der bey den Rechnungen zugegen sey.
Vorrath anzuschaffen, damit es den ersten Julii, als den Tag der Einführung, den Kostfräulein von St. Cyr an nichts mangele.
Einen Vorschlag zu thun, dieser Stiftung mehr Einkünfte zu verschaffen, als zu ihrem Unterhalte nöthig sind, um von dem Ueberflusse die Kostfräulein auszustatten.

Eine

Eine beträchtliche Summe zu allerley Nothwendigkeiten beyzulegen, die man nicht voraus sehen kann.
Die Einrichtung zu machen, die Ordensregeln zu untersuchen, und tüchtige Personen zu wählen.
Alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, und die Unordnung, sowohl in den Sitten, als in Verwaltung der Einkünfte zu verhüten.
Sowohl Geschenke anzunehmen, als auch mehr Güter anzuschaffen, gänzlich zu verbiethen.
Die Vergrößerung des Hauses zu untersagen.
Das Alter der Kostgängerinnen zu bemerken, und die Zeit aufzuschreiben, die sie in diesem Gestifte zubringen sollen.

Im Brachmonathe 1686 gab der König den Befehl zu Errichtung dieser Gesellschaft, welcher den 18 dieses Monaths im Parlement eingezeichnet wurde. Der Eingang ist die Sprache eines Vaters seines Volks:

„Wir können die Gewogenheit nicht genug bezeugen, mit welcher wir dem Adel unsers Reichs, „für seine Tapferkeit und seinen Eifer, zugethan „sind, den derselbe bey verschiedenen Gelegenheiten „bewiesen; indem er unsere Anschläge auf alle Weise unterstützet hat, die zur Ehre unsers Staats, „und zum Ruhme unserer Waffen so glücklich ausgeführet sind. Da uns nun der Frieden, den wir „so dauerhaft befestiget haben, in den Stand gesetzet hat, unsere Sorgfalt auch auf die zukünftigen „Zeiten zu erstrecken; und den Grund zu einer unumstößlichen Hoheit und Glückseligkeit unserer Monarchie zu legen: so haben wir zu dem Ende viele

„Compagnien in unsern Gränzplätzen errichtet, wo „wir unter der Aufsicht verschiedener Kriegsleute von „bewährten Verdiensten, eine Menge junger Edelleu„te erziehen lassen, um den Grund der Tapferkeit „und Ehrbegierde, so ihre Geburt in sie geleget hat, „auszuführen; um sie, durch eine sorgfältige und „genaue Mannszucht, zu den Kriegsübungen zu ge„wöhnen, und sie fähig zu machen, auch ihres Orts „den Ruhm der französischen Nation zu behaupten. „Und weil wir erwogen haben, daß es eben so ge„recht als nützlich sey, der Erziehung adelicher Fräu„lein allen Vorschub zu leisten, und vornehmlich „für diejenigen zu sorgen, deren Väter entweder in „Kriegsdiensten gestorben, oder die durch allzugro„ßen Aufwand erschöpfet, und außer Stand gesetzet „worden sind, die nöthigen Kosten zu ihrer guten „Erziehung anzuwenden. Nachdem wir auch etliche „Jahre durch, auf unsern Befehl, verschiedene Ver„suche zu den Mitteln angestellet, dieses ins Werk „zu richten: so haben wir endlich beschlossen, ein „Haus und eine Gesellschaft zu stiften und aufzu„richten, worinnen eine ansehnliche Anzahl junger „Frauenzimmer, die aus adelichen Geschlechtern ent„sprossen sind, und vornehmlich solche, deren Väter ent„weder im Dienste gestorben, oder sich noch gegen„wärtig darinnen befinden, frey unterhalten werden; „damit sie in dieser Gesellschaft in den Lehren einer „wahren und gründlichen Gottesfurcht unterrichtet, „und

z) Der König hat diesem Artikel Einhalt gethan, und erlaubet, daß man, nicht nur als übergetretene Non-

„und alle Unterweisungen erhalten mögen, die ihrer „Geburt und ihrem Geschlechte zukommen kann, „nach dem Stande, darein sie nach Gottes Willen „könnten gesetzt werden; dermaßen, daß, nach„dem sie in dieser Gesellschaft wohl erzogen worden, „diejenigen, so heraus kommen, in allen Provinzen „unsers Reichs Beyspiele von Bescheidenheit und „Tugend geben können, und entweder das Glück „der Häuser, mit welchen sie durch Heurathen ver„bunden werden, vermehren; oder die Klöster, in „welchen sie sich Gott zu widmen gedenken, durch „ihren Lebenswandel erbauen. Zu welchem Ende wir „das Haus zu St. Cyr haben errichten lassen ꝛc. ꝛc.„

Der erste Artikel bestimmet *s*) sechs und dreyßig Ordensfräulein. Diese Anzahl solle nicht vermehret, und auch nicht anders, als durch eine oder die andere, von den 250 Kostgängerinnen ersetzet werden. Die Zahl von diesen ist nicht genau eingeschränkt, und ihre Erinnerung ist im dritten Artikel, den Königen von Frankreich vorbehalten, welche nur diejenigen wählen würden, so vier Ahnen beweisen können. Diese verlangte man nur von väterlicher Seite, weil zum öftern ungleiche Heurathen gestiftet worden. Allein die Ahnen von dem Vater der vorgestellten Fräulein, sollten richtig, und auf Urkunden gegründet seyn; und keine Abschriften sollten angenommen werden, sie möchten auch noch so genau mit dem Originale übereinstimmen.

nen, sondern auch als Cherfrauen, bis 80 steigen könnte.

Der vierte Artikel will, daß kein Fräulein, eine von den verledigten Stellen erhalten soll, wenn sie nicht ihr siebentes Jahr völlig erreichet habe, oder wenn sie über das zwölfte bereits wäre. Sie sollen auch nicht länger, als bis ins zwanzigste Jahr darinnen verbleiben.

Der siebente Artikel saget: daß es der Gesellschaft allezeit freystehen solle, ein oder das andre Fräulein ihren Anverwandten zurück zu schicken, nachdem sie es für gut befinden würde; und daß die Aeltern und Vormünder gleichfalls die ihrigen nach ihrem Willen wieder heraus nehmen können; daß die Ordensfräulein, die Kostgängerinnen, und die Layenschwestern frey und umsonst sollen aufgenommen werden; mit dem ausdrücklichen Verbothe, einige Vergeltung oder Geschenke dafür anzunehmen.

Der achte und neunte Artikel ertheilen der Gesellschaft das Haus, das Gut und die Herrschaft von St. Cyr, die Tafelgüter der Abtey von St. Denis, welche sie schon durch einen königlichen Gnadenbrief vom 2ten May erhalten hatte, und die sich damals auf 114000 Livres beliefen, wie auch 50000 von den Kammergütern des Generalamts in Paris, aus dem Lehns- und Almosencapitel zu nehmen, bis man diese Summe völlig zusammen gebracht habe. Es fehlen noch 20750 Livres, die an Landgütern herbey zu schaffen sind.

Der zehnte Artikel verbiethet ausdrücklich, in Zukunft das einmal darzu ausgesetzte Vermächtniß, auf

auf keine Weiſe vermehren zu laſſen, es wäre denn, daß die Könige oder Königinnen von Frankreich, oder die Frau von Maintenon ſolches thun wollten.

Der eilfte Artikel erfodert, daß die Fräulein aus dem öffentlichen Schatze ſollen ausgeſtattet werden; und in Ermangelung deſſen, ſollen die Koſten zur Ausſteuer derjenigen, die ſich verheurathen wollen, aus dem königlichen Schatze genommen werden. Diejenigen, ſo ihrem Berufe im geiſtlichen Stande folgen, ſollen ohne Entgeld in die königlichen Abteyen aufgenommen werden, von welchen der König die Erneuung ſich vorbehalten hat.

Neuntes Hauptstück.

Die Gebräuche dabey.

Die Mönche von St. Denis waren mit dieser Eintheilung sehr übel zufrieden. Sie sagten: Es würden dadurch einer Abtey ihre Vorzüge und Freyheiten gänzlich geraubet, die allein der Namen so vieler Monarchen, die daselbst begraben lägen, erhalten sollte. Das Volk urtheilete, daß man, die Absichten der Wohlthäter der Kirchen erfüllte, wenn die Güter zur Erziehung der Jugend gewidmet würden: die in den verderbten Zeiten auf die Schwälgerey eines hochmüthigen Pfaffen, oder die Unmäßigkeit müssiger Ordensleute zu verstärken, angewendet worden.

Der römische Stuhl, der, um seine Gerechtigkeiten zu behaupten, den Königen das Recht, Gutes zu thun verkaufte, *) verlangte eine starke Schadloshaltung für die Aufhebung des Titels, **Abt von St. Denis** †). **Anton Arnauld**, der die neue Einrichtung ungemein bewunderte, schrieb lange Briefe, um sich über den Geiz des Pabstes aufzuhalten; ob ihm gleich der Pater **de la Chaise** alle mögliche Gunst erzeigte. Nach langem Streiten bewilligte der König dem päbstlichen Stuhle fünf und zwan-

*) Ist das gut katholisch geschrieben?

†) Der königliche Befehl wegen der Vereinigung dieser

zwanzig tausend Thaler: und Innocentius der XII. gab eine Bulle, in welcher er versicherte: daß er die Tafelgüter der Abtey von St. Denis mit dem Hause von St. Ludwig u) gratis verbände.

Der Bischof von Chartres machte durch eine Verordnung bekannt, daß die Meynung des Königs und seine eigne dahin gienge: daß die Frau von Maintenon immerwährende Vorsteherinn dieser Gesellschaft seyn sollte; sowohl, was die geistlichen Sachen, als auch die weltlichen Angelegenheiten beträfe. Die Stiftsfräulein schickten derselben ein goldnes, mit Lilien bestreuetes Kreuz zu, und worauf sie diese zwey Zeilen vom Racine hatten stechen lassen:

Elle est notre guide fidelle,
Notre felicité vient d'Elle.

Dieses zielte sehr sinnreich, sowohl auf das Kreuz selbst, als auch auf diejenige, so es tragen sollte.

Der König ließ einen Befehl ausfertigen, in welchem der Frau von Maintenon alle Rechte, Ehren und Vorzüge einer Stifterinn zugestanden wurden. Die Frau von Maintenon wollte alle diese Ehrenbezeigungen ausschlagen, allein man stellte ihr vor: daß sie nichts anders sagen wollten, als daß sie, durch ihre gute Anstalten, den Grund und Anfang zu diesem Hause gemacht hätte. Sie ließ

abteyischen Behausung mit dem St. Ludwigs-Hause, ist vom 2ten May 1685 unterschrieben.

u) Der römische Hof begehrete 182000 Pfunde dafür.

es also geschehen, daß man ihr so viel Titel beylegte, als man wollte. Als ein gewisser Abt eine ganze Predigt von ihrem Lobe angefüllet hatte, bath sie ihn, er möchte dieses mit Stillschweigen übergehen. Der Prediger aber antwortete: daß dieses Lob ihre Kinder zu St. Cyr zum Guten führen würde. „Wenn dieses ist, erwiederte die Frau von Main„tenon, so loben sie mich, so viel sie wollen.„ In den königlichen Gnadenbriefen x) wurde ihr Namen wider ihren Willen genennet: allein dieses erhielt sie, daß man ihr Brustbild nicht auf die Gedächtnißmünzen prägte. Man sieht auf dieser Münze Frauenspersonen von verschiedenen Jahren. Die Ordensfrauen haben eine Art von Schleyer auf dem Kopfe, und einen Mantel über die andere Kleidung. Die Frömmigkeit unter dem Bilde einer majestätischen Frau, die mit einem Schleyer bedeckt ist, hat den Vorsitz in dieser geheiligten Versammlung. Die Umschrift ist folgende: CCC. PUELLAE NOBILES SANCIRIANAE y). Der König verabsäumte nichts, was diesem Hause zur Aufmunterung in gegenwärtigen Zeiten, und zum Ansehen in den künftigen dienen konnte. Er gieng nach Noisy; daselbst redete er die Frau von Brinon, in Gegenwart der ganzen Versammlung, also an: „Ich zweif„le keinesweges, Madame, daß sie in der Wahl „der-

x) Es ist merkwürdig, daß sie darinnen Madame von Maintenon genannt wird: dem Canzleystylo gemäß, hätte sie la Dame de Maintenon heißen sollen.

y) Man nahm lieber eine runde Zahl: indem, obgleich

„derjenigen Personen, so sie in diese Stiftung auf„nehmen, alle möglichste Behutsamkeit gebrauchen „werden. Sie ist ganz allein der Ehre Gottes, zur „Erleichterung und zum Troste für den Adel meines „Reichs gewidmet. Ich habe dieses Werk in den „reinsten und uneigennützigsten Absichten unternom„men, und auf diese Art soll es auch fortgeführet „werden.„ Die Frau von Maintenon wurde durch die Hochachtung und Erkenntlichkeit sowohl, als auch durch den Zustand der Sachen bewogen, die Frau von Brinon, als beständige Vorsteherinn darbey einzuführen. Sie that ihrentwegen einen Eingriff in den Einrichtungsbefehl, welcher verlangte: daß die Vorsteherinn von der ganzen Gesellschaft sollte erwählet, und alle drey Jahre verändert werden. Die Jugend der in dieser neuen Stiftung befindlichen Personen schien diesen Vorzug zu rechtfertigen. Allein es ist allemal gefährlich, von den Regeln abzuweichen, und noch gefährlicher, wenn man in den wichtigsten und wesentlichsten Puncten davon abgeht: und alsdann ist es am allerschädlichsten, wenn man sich sogleich im Anfange einer Einrichtung davon entfernet. Die Frau von Maintenon wurde, wiewohl zu spät, von der Wahrheit dieses Satzes überzeuget.

Zehn-

nur 250 Fräulein waren, sich dennoch 36 Ordensschwestern darunter befanden, davon die mehresten so jung waren, daß das Wort Puellæ ihnen gar wohl zukam.

Zehntes Hauptstück.

Die ersten und vornehmsten Gesetze.

Man bemühte sich an allen Orten um die Stellen zu St. Cyr, und die Beweise des Adels wurden mit vieler Sorgfalt, und mit allem Fleiße ausgearbeitet. Mehr als hundert Fräulein hatten bereits ein Zeugniß von vier Graden des Adels übergeben, bis ihre Ahnenbriefe ausgefertiget wurden. Viele bewiesen ihren Adel in achtzehn Vorfahren. Die Frau von Maintenon verlangte von einigen Kostgängerinnen, die bereits in Noisy waren, keine Adelsproben; aber denen, die zu St. Cyr nachher aufgenommen wurden, bezeigte man diese Nachsicht nicht. Unter denen, die eine Stelle verlangten, gab sie allemal den Unglücklichsten, oder die den wenigsten Fürspruch hatten, den Vorzug. Sie verordnete, daß alle, die in diesen Orden wollten aufgenommen seyn, ein Zeugniß ihrer Armuth bringen sollten, welches von dem Bischofe, unter den dieses Gebieth gehörte, oder von dessen erstem Verweser, unterschrieben wäre. Dieses Gesetz wird oft übertreten. Ein Edelmann wird allemal für arm gehalten: man hätte vielleicht das Wort Armuth deutlicher ausdrücken sollen. Die Wohlthaten, so für den nothleidenden Adel bestimmt sind, würden alsdann nicht dem begierigen Reichthume zur Beute werden.

Es wurde auch fest gesetzt, daß die Kostfräulein, ehe sie angenommen würden, sollten untersuchet und besichtiget werden; mit dem ausdrücklichen Befehle, diejenigen auszuschließen, die einen wichtigen Fehler am Verstande oder am Körper hätten. Diese Vorsicht war ganz vortrefflich: weil man dadurch allen ansteckenden Gebrechen sowohl des Leibes, als des Geistes zuvor kam. Ob gleich diese Behutsamkeit anfangs bey dem Mitleiden nicht statt finden wollte; so wurde doch solche durch ein vernünftiges Erbarmen gebilliget.

Der König, welcher diesem Hause alle Ehrenzeichen geben wollte, erlaubte ihren Bedienten, nun und zu allen Zeiten die königliche Livrey zu tragen. Es fehlte nur noch ein eignes Wappen. Die Frau von Maintenon schlug ein niedergelegtes Kreuz vor, über welchem man eine königliche Krone erblickte. Die drey äußersten Ecken waren mit Lilien bestreuet.

Die Kostfräulein wurden alle überein in braunen Zeug gekleidet: das Oberkleid und der Unterrock waren einerley. Im Sommer bekamen sie Unterröcke von grauer Leinwand, im Winter von einem rothen wöllenen Zeuge. Ihr Aufsatz bestund in einer weißen gestopften Haube, worauf verschiedene Streifen von gestrickten Spitzen, und vorne in Falten gelegt waren; und die mit Bandschleifen von der Farbe, so einer jeden Classe zu tragen befohlen war, zusammen geknüpft wurden. In dieser unschuldigen Gleichheit der Kleidungen findet sich eine Schönheit, so der Pracht ähnlich ist. Das Ordenskleid

von

von St. Cyr, erhielt den Vorzug, den die Hofkleider hatten.

Endlich begab man sich von Noisy weg. Die sämmtlichen Ordens- und Kostfräuleins kamen zuerst in St. Cyr an. Der Leib der heiligen Candida wurde vor ihnen hergetragen, und von vielen Geistlichen begleitet, welche ihn sodann in der Kirche mit aller der Ehrerbiethung beysetzten, die man den Reliquien der heiligen Märtyrer schuldig ist.

Die Gesellschaft war an dem Tage ihrer Versetzung vollständig, bis auf die Ordensfrauen: welchen man weltliche zugesellte, die einen erbaulichen Tugendwandel führten.

Eine jede von ihnen fand bey ihrer Ankunft alles, was sie zu ihrem Gebrauche nöthig hatte, ganz neu, ganz schlecht, und von gutem Geschmacke. Diese unbeschreibliche Ordnung bey einer so großen Verschiedenheit, schien einer fabelhaften Beschreibung ähnlich zu seyn. Man glaubte in ein bezaubertes Schloß zu kommen, und man wurde nicht satt, so viel neues, so viel schönes, und so viel gleichförmiges, theils zu sehen, und theils zu bewundern.

Es wurden sodann von dem Könige verschiedene Räthe ernennet, welche einmal im Jahre alle Geschäffte und Rechnungen zu St. Cyr untersuchen sollten. Die Frau von Maintenon bestellte den Manseau gleichfalls darzu: welcher ein erfahrner Mann, ihr Stallmeister, und auch zugleich ihr Haushofmeister war; und sich anheischig machte, auf alle Ausgaben ein Auge zu haben.

Eilftes Hauptſtück.

Die Frau von Brinon.

St. Cyr gab der Frau von Maintenon bald Gelegenheit zu vielem Verdruſſe und Unwillen. Es geſchah viel Gutes daſelbſt, aber auf eine böſe Art. Die Koſtfräulein wurden gut erzogen, aber die Ordensfrauen ſchlecht regieret. Die Vorſteherinn beſaß alle Geſchicklichkeit; allein, ſie hatte die Gabe nicht, andere zu regieren. Die Frau von Brinon kannte die Welt, die Kirchenlehrer und die Dichter: allein, ſie wußte die Pflichten ihres Standes nur theoretiſch; und konnte dieſelben nicht zur Ausübung bringen. Sie war ungleich von Gemüthsart, trotzig, herrſchſüchtig, verſchwenderiſch, und begierig, ſowohl Ehre als Vermögen zu erlangen.

Die Frau von Maintenon glaubte, daß ſie von ihrer Unbeſtändigkeit zurück gekommen wäre: und die Weisheit, mit welcher ſie gemeiniglich ſprach, hatte derſelben eine erhabene Meynung von ihrer Seele beygebracht, und ſie überhäufte ſolche mit vielen Vorzügen. Allein, an ſtatt daß die Vorſteherinn dadurch genauer mit dem Orden hätte verbunden werden ſollen, wurde ſie immer mehr davon abgezogen, und jene nahmen ſie gänzlich an. Die Frau von Brinon war allezeit in der Wahl der neuangehenden Ordensfräulein ſehr partepiſch: welches zum

Nach-

Nachtheile des Stiftes gereichte. Unter denen, die ſich darſtellten, wählte ſie allemal die, ſo ſie liebte; und war ſehr geneigt, unrechtmäßigen Haß zu hegen. Die Frau von Maintenon hingegen verlangte, daß ehne Vorſteherinn allemal ihre eignen Abſichten hintan ſetzen ſollte.

Manſeau erhielt Befehl, das verſchwenderiſche und veränderliche Gemüth der Frau von Brinon zu mäßigen. Dieſe wurde alſo ſelbſt regieret, ohne es gewahr zu werden. Indem ſie ſich endlich mit den geiſtlichen Sachen allein beſchäfftigte, unterrichtete ſie täglich ſowohl die Ordensfrauen, als diejenigen Fräulein, ſo im Probejahre ſtunden. Des Sonntags ſtellte ſie erbauliche Vermahnungen über die Epiſteln und Evangelien, mit ſo vieler Beredſamkeit an; daß ſie von allen Fremden bewundert wurde, die zum öftern an das Gitter des Chors kamen, um ſie reden zu hören. Die Hochachtung der Frau von Maintenon gegen die Frau von Brinon war außerordentlich. Es wurden weder Geſchenke noch Liebkoſungen geſparet, ihr mit allem zuvor zu kommen. Sie erhielt das Anſehen einer Vertrauten. Der König kam niemals nach St. Cyr, daß er ſich nicht mit ihr auf die gnädigſte Art unterredet hätte.

Ihr Ruhm breitete ſich täglich mehr aus, und ihre Stelle wurde ſo wichtig, daß die vornehmſten in den Klöſtern ſie darüber beneideten. Man redete von ihr als von einem erhabenen Geiſte, und man kam von allen Orten zuſammen, ihre Ermahnungen zu hören, welche Auslegungen der Evangelien genennet wurden. Die Hofleute hatten bereits das

Urtheil

Urtheil gefället, daß der Pater Bourdalque sich nicht besser ausdrückete. Die Geistlichen wurden eifersüchtig; sie tadelten den Segen, den die Frau von Brinon ihrer Gemeine in einem bischöflichen Tone ertheilte: so gleich stund sie von dieser Gewohnheit ab.

Die Besorgung des Geistlichen war hinreichend, sie zu beschäfftigen. Allein sie war beleidiget, daß man sie von den weltlichen Geschäfften ausgeschlossen hatte, und sie bezeigte ihre Empfindlichkeit darüber. Ihre Lebensart, ihre Einrichtung, ihre Gesinnungen waren mehr einer Aebtissinn ähnlich, als einer Klosterfrau; die durch ihr eigenes Beyspiel die andern regieren sollte. Als der König nach St. Cyr kam, sagte er derselben einige Worte ins Ohr: sie wurde durch diesen Schein der Vertraulichkeit, ganz außer sich selbst gebracht, und begegnete den Ordensfräulein von dieser Zeit an, sehr hochmüthig; niemand sprach mit ihr, ohne zu zittern. Die Frau von Maintenon machte verschiedene Anordnungen, und zog allemal die Frau von Brinon darüber zu Rathe. Ihre beyderseitigen Meynungen waren fast allemal einander zuwider. Man sah in der einen Person die erhabenste und großmüthigste Seele, die einen unschuldigen Lebenswandel, eine vernünftige Sparsamkeit, eine große Aufmerksamkeit bey Erziehung der Kinder, die innerliche Sammlung ihrer zerstreuten Gedanken, die allen Christen so nöthig und unentbehrlich ist, und diejenige Leutseligkeit wies, so die Ursache war, daß jede in dieser Versammlung befindliche Person, sie als ihre Mutter ansah. Man

erblickte in der andern eine Menge prächtiger Eigenschaften, die mit vieler Eigenliebe vergesellschaftet waren, eine gewisse Strenge, die den Zutritt zu ihr sehr schwer, und ihren Umgang sehr widerwärtig machte. Sie wurde von allen Ergötzlichkeiten gereizet, liebte die Veränderung, und fiel mit großer Heftigkeit auf alles, was neu war. Bey diesen sich einander widersprechenden Gemüthern wurden die Ordensfräulein nicht wenig gequälet. Sie wollten sich zu gleicher Zeit ihrer Stifterinn, und auch ihrer Vorsteherinn gefällig erzeigen.

Die Frau von Maintenon, die bereits unzählige mal durch den Widerspruch der Frau von Brinon war abgeschrecket worden, entdeckte endlich ihren Freunden die Folgen, so aus diesem Herrschaftsstreite entstehen würden. Sie hätte gewiß das ganze Werk liegen lassen, wenn es ihre Gutthätigkeit erlaubet hätte. Die Frau von Brinon wußte sich beständig ihren Titel als Vorsteherinn zu Nutze zu machen, und redete von den Rechten, so nach den Gesetzen damit verknüpfet wären. Die Frau von Maintenon war viel zu bescheiden, ihrer Vorzüge zu erwähnen, und viel zu leutselig, sich derselben zu bedienen. Um ihren Rathschlägen mehr Nachdruck zu geben, gieng sie täglich nach St. Cyr, und ersuchte daselbst die Vorsteherinn, dasjenige zu thun, was sie Macht gehabt hätte, ihr zu befehlen.

Der Frau von Brinon, der ein freyes Leben schon zur Gewohnheit geworden war, fiel es sehr schwer, sich in die Ordnung einzuschränken, zu welcher

cher sie, durch die öftere beschwerliche Gegenwart der Frau von Maintenon, genöthiget wurde. Unterdessen nahm ihr Ansehen bey Hofe täglich zu. Ihr Umgang war mit Prinzessinnen, mit Ministern und mit Cardinälen; man bemühte sich um die Wette, theils ihre Freundschaft, und fast gar ihren Schutz zu erhalten. Die Frau von Maintenon stimmte der allgemeinen Hochachtung bey; sie gab ihr aller Orten den Vortritt in der Kirche, im Garten und im Speisesaale, und dieses auf eine solche Art, als wenn sie das vergangene alles vergessen hätte: worüber alle, die es gewahr wurden, sich nicht genug verwundern konnten.

Es schien, daß die Ruhe und der Frieden zu St. Cyr regierte, da indessen die Uneinigkeit daselbst herrschte. Die Frau von Brinon hatte alle Gemüther erbittert. Die Ordensfrauen beklagten sich bey der Frau von Maintenon: welche darüber seufzte, und die Beantwortung ihrer Klagen auf eine andre Zeit verschob. Als sie nach Fontainebleau reisete, nahm sie solche Maaßregeln, wodurch die gute Ordnung binnen ihrer Abwesenheit unterhalten werden könnte.

Sie erfuhr, daß die Frau von Brinon gefährlich krank wäre. So gleich vergaß die Frau von Maintenon alles vorgefallene, und ward empfindlich betrübt. Sie schickte ihr den Fagon, und verordnete reitende Bothen, um alle Stunden Nachricht von ihrem Befinden zu erhalten. Der König besuchte dieselbe, so bald sie besser wurde; und diese Gunstbezeugung vermehrte ihren Stolz, und beför-

derte ihren Untergang. Sie erhielt ihre Gesundheit wieder, und mit derselben auch ihren Eigensinn. Es wurden berühmte Geistlichen an die Frau von Brinon abgefertiget; man schickte den Bischof von Chartres an sie: allein, sie war von ihren Meynungen nicht abzubringen, und wendete beständig die Ordensgesetze vor. Die Frau von Maintenon war schon Willens, ihr alles zu übergeben: allein, die Geistlichen stellten ihr vor, daß in diesem Falle alles verloren seyn würde. Sie sagten, daß die Frau von Brinon viel Wissenschaft, und eine große Beredsamkeit besäße; daß niemand geschickter zum Unterweisen wäre, als sie: allein, daß ihre Neigung zu herrschen, weit über ihren Stand gienge, und daß sie die Freyheit, die Gemächlichkeit und die Hoheit zu sehr liebte. Sie fuhr also in ihrer gewöhnlichen Sorgfalt fort, und suchte der Frau von Brinon in allem, was ihr angenehm oder misfallig seyn konnte, zuvor zu kommen.

Diese hingegen stellte, unter dem Vorwande ihrer Gesundheit, eine Reise zu ihren Verwandten nach Verin an, und sagte dem Fräulein von St. Louis, daß sie ihre eigne Hofmeisterinn seyn könnten. Bey ihrer Zurückkunft versicherte sie, daß ihre anscheinende Dicke nicht natürlich wäre, und daß sie durch nichts, als durch die Bäder von Bourbon, könnte wieder hergestellet werden. Sie wartete die Erlaubniß zu ihrer Reise, vom Hofe, nicht ab, sondern gieng sogleich mit der Fräulein von Blair, ihrer Nichte, nach Paris. Die Frau von Brinon em[pfing] in dem ganzen Gebiethe von Bourbon außer-

ordent-

ordentliche Ehrenbezeigungen. Sie hatte allezeit zween eigene Wagen, und gemeiniglich viere in ihrem Gefolge. Es gieng allezeit einer von ihren Leuten voraus, um alle Anstalten zu ihrer Bewirthung zu treffen. Von den Städten wurden Abgeordnete geschicket, sie zu bewillkommen; in den Dörfern trat man bey ihrer Ankunft in das Gewehr. In der Kirche kniete sie auf kein andres, als auf ein sammtnes Polster. Kurz, die Ehrenbezeigungen, so die Frau von Montespan erröthet hatten, nahm die Frau von Brinon mit so vielem Hochmuthe an: daß man geglaubet hätte, sie wäre zum Throne gebohren. So lange ihr Aufenthalt zu Bourbon dauerte, wurden alle Ergötzlichkeiten nur für die Frau von Brinon veranstaltet, und man erzeigte ihr alle Ehrerbiethung. Es wurden ihrentwegen Lustbarkeiten angestellet, und jedermann bestrebte sich mit vielem Eifer, ihr gefällig zu seyn. Sie erhielt ansehnliche Geschenke; man übergab ihr Bittschriften, und sie wurde von den Vornehmsten in jeder Provinz überall begleitet. Der Hof erhielt umständliche Nachrichten von dieser prächtigen Reise, und man spottete nicht wenig darüber. Der König wurde dadurch beleidiget, und die Frau von Maintenon, auf welche das lächerliche dieser Aufführung verfiel, seufzete dabey.

Mittlerweile lebte man zu St. Cyr in großer Stille; die Ordnung wurde befestiget, die Gesetze bekamen ihren Nachdruck wieder. Die Ordensfräulein warteten ihre Geschäffte ab, und die Frau von Maintenon war ihre Führerinn. Durch ihre

Reiſe nach Fontainebleau wurde dieſes Vergnügen unterbrochen. Es ſchien, als ob jedes Fräulein ihre Mutter verlöhre. Die Verordnungen wurden auf das ſorgfältigſte beobachtet, und die Einigkeit ſo feſt geſtiftet: daß Gott durchgehends mit einer heiligen Freude, und einer erbaulichen Freyheit verehret und ihm gedienet wurde. Der Frau von Brinon Zurückkunft, die man von Tage zu Tage erwartete, ſchien dieſe Glückſeligkeit vollkommen zu machen.

Nachdem dieſelbe ſich ſechs Wochen zu Bourbon aufgehalten hatte, vierzehn Tage bey ihren Anverwandten geweſen war, und ſich von dem ganzen Adel des Landes hatte verehren laſſen, kam ſie endlich zu Fontainebleau an, wo der Hof noch etliche Tage verbleiben ſollte, und ſtieg in einem Gaſthofe ab. Die Frau von Maintenon ließ ſie bitten, mit ihr zu ſpeiſen. Sie wurde dem Könige vorgeſtellet, der ſehr gnädig mit ihr ſprach. Den andern Morgen gieng die Frau von Brinon nach Paris, wo ſie ſich etliche Tage aufhielt, um ſich von ihrer Reiſe zu erholen. Der Bau zu Marly war fertig geworden, und Trianon gleichfalls: welches man ganz eingeriſſen hatte, um es ſo prächtig, als es gegenwärtig iſt, wieder aufzuführen. Der König fand an dieſen beyden Oertern ungemein viel Vergnügen. Es waren daſelbſt beſondere Beamte beſtellt, die unter der Aufſicht des Bontems ſtunden. Die neue Erbauung dieſer Häuſer machte, daß ſie dem ganzen Hofe angenehm wurden. Ludwig ſetzte, ſo zu ſagen, allhier ſeine königliche Würde bey Seite, um einem jeden ſo viel Freyheit zu laſſen, als

die

die königliche Gegenwart nur immer erlauben wollte. Die Frau von Brinon, welche von dem Ansehen, das sie erlanget hatte, ganz aufgeblasen war, glaubte, daß der Eifer, welchen Bontems der Frau von Maintenon bezeigte, ihr gleichfalls gebührte. Sie schrieb dieserwegen an denselben, wie sie Willens wäre, Marly zu sehen; er möchte alle Anstalten zu ihrem Empfange treffen, und nach dem sie daselbst würde gespeiset haben, wollte sie sich nach Trianon begeben. Diese Ausdrücke kamen dem Bontems sehr sonderbar vor. Der Dauphin selbst durfte sich derselben nicht bedienen. Jedoch die Zeit war zu kurz. Da Bontems, welches der ordentlichste Mann von der Welt war, die Befehle des Königs über diesen Umstand nicht erhalten konnte, richtete er der Frau von Brinon ihre ins Werk. Er war ungewiß, ob die Frau von Maintenon dieses Verfahren billigen möchte; allein er war überzeuget, daß sie solches bey dem Könige entschuldigen würde. Alle Bedienten befanden sich bey ihrer Ankunft auf ihren Plätzen, und der Frau von Brinon wurde bey der Tafel, von den außerordentlichen Beamten des Königs aufgewartet; eben so, als wenn sie die Frau von Maintenon, oder die Königinn wäre. Bontems erzeigte ihr alle mögliche Ehre, sowohl zu Marly, als auch in Trianon, wohin sie sich nachher begab.

Den folgenden Tag erfuhr man zu Fontainebleau der Frau Vorsteherinn ihre Aufführung. Die Frau von Maintenon wurde sehr aufgebracht; gleichwohl scherzte sie darüber, wie die andern, und

ſagte: daß eine Kloſterfrau die Folgen nicht wiſſen könnte, die dergleichen Bezeigen nach ſich zu ziehen pflegte; und die Mahlzeit wäre ohne ihr Verlangen veranſtaltet worden.

Da die Frau von Brinon wieder nach St. Cyr gekommen war, tadelte ſie alles, und vornehmlich dasjenige, was die Frau von Maintenon gethan hatte. Sie ſchrieb an dieſelbe nach Fontainebleau, und trieb den Unwillen in ihren Briefen ſo weit, daß ſie ſich unterſtund, zu ſagen: alle üble Zufälle und Krankheiten, ſo zu St. Cyr entſtünden, kämen von denen, in ihrer Abweſenheit, eingeführten Regeln her.

Dieſe übertriebene Schreibart brachte die Frau von Maintenon dahin, daß ſie ernſtlich beſchloß, ihre Gemeine von dieſem unruhigen Geiſte und einer ſo undankbaren Perſon zu befreyen. Sie zog darüber kluge Leute zu Rathe, und ſie ſtimmten alle darinnen überein, die Frau von Brinon abzuſchaffen. Es gieng der Frau von Maintenon ſehr ſchwer ein, ſich von einer Perſon zu trennen, die ſie ſo zärtlich liebte. Allein ſie ſagte: „wenn es „auf das gemeine Beſte ankömmt, ſo muß man „kein Bedenken tragen, ſich ſelbſt Schaden zu thun.„ Bey dem Anfange dieſer Einrichtung waren die Gaben der Frau von Brinon ſehr nützlich geweſen; die Ausübung der Tugend aber ſchien nunmehr viel nothwendiger zu ſeyn, um dieſe Stiftung zu befeſtigen.

Gleich-

Gleichwohl wagte man noch einen Verſuch, ſie zu gewinnen. Die Vorſteherinn glaubte, daß die Frau von Maintenon alles dulden, und ſich nicht erkühnen würde, den König mit Klagen über ſie zu beſchweren; und dieſes eines Theils um ihrer ſelbſt willen. Sie ſtützte ſich auf des Abts Gobelin Freundſchaft, der ſie für unentbehrlich zu St. Cyr hielt; und nach dieſen feſten Meynungen beharrete ſie in allen ihren Fehlern. Die Frau von Maintenon mäßigte ihre Liebkoſungen; und die Frau von Brinon gab die Schuld den St. Ludwigsfräulein. Sie hatte dieſelben im Verdachte, daß man ſie in ihrer Abweſenheit bey der Frau von Maintenon angeſchwärzet hätte; und gab ihnen auf die empfindlichſte Art zu verſtehen, wie ſehr ſie beleidiget wäre.

Zwölftes Hauptstück.

Die Frau von Brinon wird von St. Cyr weggeschaffet.

1683.

Als der Hof zu Ende des Octobers nach Versailles zurücke gekommen war, verfuhr die Frau von Brinon, die sich nichts vermuthete, immer ihrem Eigensinne gemäß: ob man gleich schon den Entschluß gefasset hatte, sie nicht lange mehr schalten und walten zu lassen.

Die Frau von Maintenon sagte dem Könige alles, was sie ihm bisher sorgfältig verschwiegen hatte. Sie bekannte aufrichtig, daß ihre Hoffnung fehlgeschlagen wäre; sie stellte ihm vor: daß nach ihrem Tode zu St. Cyr die gefährlichsten Anschläge könnten angesponnen werden; daß die List und der Hochmuth daselbst Platz nehmen würden; und daß das schädliche Beyspiel von einer immerwährenden oberherrschaftlichen Gewalt, eine ehrgeizige Person verleiten könnte, die Sache noch weiter zu treiben. Der König gab ihr zur Antwort: „sagte ich Ihnen „nicht Madame, daß man die Gesetze nicht über„treten müsse?„

Die Marquisinn von Montchevreuil, der Frau von Brinon ihre vertraute Freundinn, wurde mit einem versiegelten Briefe an sie abgefertiget, in welchem

welchem ihr, durch eine Verordnung von dem Bischofe von Charres, nebſt einer Erlaſſung ihrer Vorſteherſtelle, befohlen wurde, den andern Morgen zu eben der Stunde das Ordenshaus zu räumen. Die Frau von Montchevreuil begab ſich in der abgeſetzten Vorſteherinn ihr Zimmer, und nach vielen Umſchweifen verkündigte ſie derſelben ihr Urtheil. Die Frau von Brinon hatte geglaubet, daß die Freundſchaft und die Hochſchätzung, ſo ihr die Frau von Maintenon bezeiget hatte, unveränderlich wären, und konnte alſo von ihrer Beſtürzung nicht wieder zu ſich kommen. Nach vielen Seufzern und Thränen, ſo die erſte Bewegung bey ihr hervor brachte, verſchloß ſie ſich in ihr Zimmer und bath: daß nur niemand von ihrem Unglücke etwas erfahren möchte. Sie verhelte ſolches ſogar ihren Kammerleuten, und beſchäfftigte ſich den ganzen Tag über mit Einpacken; welches ſie mit vieler Emſigkeit, und einem heitern Geſichte verrichtete.

Die Frau von Montchevreuil verſicherte ſie zugleich: daß ſie jährlich zwey tauſend Livres Gnadengeld von dem Orden erhalten ſollte. Sie gab zur Antwort: „was iſt das, in Anſehung meines Pla„tzes?„ Als die Thürſteherinn den andern Morgen ſie zum Hauſe hinaus gehen ſah, ſchrie dieſelbe: „Ach gnädige Frau! Sie verreiſen ſchon wieder, „und wir haben uns noch nicht darüber betrübet „können, weil wir es nicht erfahren haben.„ Die Frau von Brinon umarmte ſie, und ſagte; die Reiſe wäre nur auf ſehr kurze Zeit. Sie befahl, man ſollte ſie in den Guiſiſchen Palaſt nach Paris führen:

führen: Daſelbſt ließ ſie ſich bey der Herzoginn von Hannover melden, mit welcher ſie verwandt war. Dieſe Fürſtinn verwunderte ſich über das Glück, das ſie haben ſollte, eine ſo würdige verdienſtvolle und angeſehene Dame, als die Frau von Brinon, bey ſich zu ſehen. Und ſie gieng derſelben mit ihren Prinzeſſinnen Töchtern entgegen z).

Die Frau von Maintenon ließ ein Gerücht ausbreiten: daß das Alter, und die damit verknüpften Schwachheiten ſowohl, als die Liebe zur Einſamkeit, ſie bewogen hätten, ſich in die Stille zu begeben. Die Ordensfräulein von St. Ludwig wurden darüber vor Freuden ganz entzückt: allein die Koſtgängerinnen weineten bitterlich.

Den andern Morgen begab ſich die Frau von Maintenon nach St. Cyr; verſammlete die ganze Geſellſchaft, und redete ſie folgender Geſtalt an:

„Das gute Wachsthum, meine lieben Kinder, „welches ſie allerſeits in der Gottesfurcht erreichet ha„ben, hat das Verlangen in mir erreget, auch in „dieſem Hauſe eine genaue Beobachtung der Ordens„regeln

z) Die Frau von Brinon, die Seele von St. Cyr, die vertrauteſte Freundinn von der Frau von Maintenon, iſt nicht mehr zu St. Cyr. Seit vier Tagen hat ſie dieſes Haus verlaſſen, ſie iſt im Guiſiſchen Pallaſt: Es ſcheinet nicht, als wenn ſie ſich mit der Frau von Maintenon verzweyet hätte, denn dieſe ſchickt täglich, und läßt ſich nach ihr erkundigen. Dieſes Bezeigen vermehret die Neugier, die Urſache von ihrer Trennung zu erfahren. Jedermann redet ganz leiſe davon, und kein Menſch weis mehr, als der andre davon.

S. der

„regeln einzuführen, welche sie, meine Kinder, „selbst so sehr wünschen. Ich habe befürchtet, und „sie wissen, daß meine Furcht gegründet gewesen, „daß die Frau von Brinon sich dieses nicht mit „allem Eifer angelegen seyn ließe. Ich habe mir „viel Gewalt angethan, mich von ihr zu trennen. „Ich hatte jederzeit viel Hochachtung gegen sie, und „ich liebe sie noch; es ist mir auch sehr leid, daß ich die„selbe nicht mehr unter ihnen hier sehen soll: allein „es betraf ihr allerseitiges Glück. Ich habe also „keinen Augenblick Bedenken getragen, und ich wer„de ihnen allezeit meine Neigungen und meine Freun„de aufopfern. Jeder Mensch hat seine besondre „Gabe, und sein beschiedenes Maaß. Ihre bisheri„ge Vorsteherinn besaß eine besondre Geschicklichkeit, „gründliche Einrichtungen zu entwerfen. Allein „sie hat dem Könige nicht fähig geschienen, die „Ausübung davon zu behaupten. Ueber dieses „wünschte ich gern, noch bey meinem Leben zu sehen, „wie dieses Ordenshaus durch eine Vorsteherinn „möchte verwaltet werden, die aus seinem Schooße „ge-

S. der Fr. von Sevigne ihre Briefe vom 10 Dec. 1688. Ich weis noch nichts mehr von der Frau von Brinon, als daß ihr der König 2000 Livres Gnadengeld giebt. Man sagt, sie würde nach St. Anton gehen. Sie predigte sehr gut, wie sie wissen: Gegenwärtig ist der gute Abt Gobelin an ihrer Stelle. Wenn er nun diese nebst seinen bisherigen Amtgut bekleiden will, so wird er genöthiget seyn, den ganzen Tag zu predigen. S. die Briefe der Frau von Sevigne den 13 Dec. 1688.

„genommen würde. Die Frau von Brinon, die „gewohnt war, alles mit Gewalt zu regieren, wür„de sich diesem Versuche widersetzet haben. Ich ha„be sie, meine Kinder, der Beschwerlichkeit über„heben wollen, welcher sie bey einer immerwähren„den Vorsteherinn ausgesetzet waren, und die Frau „von Brinon sollte nicht eifersüchtig werden, wenn „ihr eine Gehülfinn an die Seite gesetzt würde.„ Sie bezaben sich allerseits ohne Widerwillen unter die Aufsicht der Frau von Loubert, die Unterpriorinn war. Ihre Leutseligkeit, ihre Weisheit und ihre Demuth brachten es bald so weit: daß die Herrschaft ihrer Vorfahrinn verbessert, und ganz vergessen wurde.

Die Frau von Brinon, die nicht wußte, daß, obgleich die Frau von Maintenon die leutseligste Person war, sie auch ebenfalls die standhaftigste in ihrem Entschlusse bliebe, entdeckte sich der Herzoginn von Hannover. Diese Fürstinn gab sich alle Mühe, durch viele Briefe an die Frau von Maintenon, ihre Freundinn wieder nach St. Cyr zu bringen. Allein an statt, daß man dem öftern Ansuchen der Prinzessinn hätte nachgeben sollen, so verlangte man eine ordentliche Abdankung von der Frau Brinon. Diese stellte sie sogleich aus, ohne sich zu bedenken *). Als sie hierauf sah, daß ihr Urtheil unwiederruflich wäre, und daß die Herzoginn von Hannover zusehends kaltsinniger wurde, wollte sie sich in ein Nonnenkloster zu Paris begeben. Sie

*) Diese Abdankung ist vom 11 Dec. 1683.

Sie fand aber dieselben alle unerträglich. Endlich gieng sie nach Maubuisson, allwo sie sich nach ihrem Kopfe einrichtete, ohne von der dasigen Gesellschaft abhängig zu seyn. Hier unterhielt die Frau von Brinon einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit der Frau von Maintenon; die sie mit tausend Höflichkeiten über ihr Unglück zu trösten suchte. Endlich starb sie zu Maubuisson, bedauerte die Welt, St. Cyr, und das Leben.

Da nunmehr der Frau von Maintenon weniger widersprochen wurde, machte dieselbe viel nützlichere Einrichtungen; obgleich einige, von der Frau von Brinon ihren Creaturen dawider murreten. Es entstund in diesem Hause eine Stille, die man bis dahin nur der Vorstellung nach gekannt hatte. Die Frau von Maintenon war alle Tage daselbst. Die Frau von Maisonfort, welche von ihrer Jugend an Stiftsfrau zu Poussay gewesen war, wurde zu St. Cyr aufgenommen. Sie war in großem Ansehen bey Hofe, und besaß eine eifrige Gottesfurcht, die gemeiniglich alsdann entsteht, wann man durch großes Unglück zu Gott gezogen worden. Der König hatte ihr ein Landgut mit tausend Thalern jährlicher Einkünfte geschenket; sie hatte große Heurathen ausgeschlagen; war der Frau von Brinon am Verstande und Eigensinne gleich, und übertraf sie an Tugend.

Dreyzehentes Hauptstück.

Der Nutzen von St. Cyr.

St. Cyr war von seinem ersten Ursprunge an, der Verläumdung unterworfen. Der König begab sich öfters dahin, und fast ganz allein. Man sagte: die Frau von Maintenon habe diese Gesellschaft nur in der Absicht aufgerichtet, um den König von der Frau von Montespan abzuziehen; und durch den Anblick einer reizenden und wohl erzogenen Jugend alle das Vergnügen bey ihm zu erregen, welches ein Mann, der alles gewohnt, und alles überdrüßig war, noch empfinden konnte.

Wenn diese Muthmaßung nicht durch der Frau von Maintenon ihre Lebensart, und ihre beständig gleichförmige Gemüthsbeschaffenheit widerleget würde: so könnte man den Ungrund davon, durch die beyden Zeitpuncte beweisen. Der Umgang mit der Frau von Montespan hatte im 1680 Jahre gänzlich aufgehört, und St. Cyr wurde erst 1686 gebauet.

Man unterstund sich, dasjenige zu sagen, was man sich nicht einbilden konnte. Denn konnte man wohl glauben, daß St. Cyr des Königs Serrail wäre? Gleichwohl findet man in zwanzig Büchern, daß der Herzog von Roquelaure das Fräulein von Lavalt geheurathet hätte, die zu St. Cyr er-

erzogen wäre, und die der König ſo ſehr geliebet hätte, daß dieſerwegen ihr Mann Herzog und Vater zugleich geworden ſey. Welch eine ungeſchickte Verläumdung iſt dieſes nicht? Das Fräulein von Laval iſt niemals zu St. Cyr geweſen. Sie war Hoffräulein bey der erſten Gemahlinn des Dauphins, im 1680 Jahre, und ward 1683 an den Biran, Herzog von Roquelaure, verheurathet, d. i. drey Jahre eher, als St. Cyr geſtiftet ward.

Erfuhr denn aber die Frau von Maintenon dieſe abſcheulichen ausgeſprengten Gerüchte? Ja! ſie wußte und verachtete ſie alle. Sie horten nach und nach von ſich ſelbſt auf, und fanden nur in auswärtigen Ländern noch Glauben. Daſelbſt ließ man ſie in die unbeſonnenſte Schmahſchrift einrücken, die unter dem Titel Amours de Madame de Maintenon, heraus gekommen iſt. Ludwig der XIV. wird über dieſes noch darinnen vorgeſtellet: wie er nach St. Cyr gekommen wäre, und hundert Schönen bey ſich vorbey gehen laſſen; unter welchen er der liebenswürdigſten, das Schnupftuch zugeworfen hätte. Sodann hätte er die Veſper ſingen hören, um für die begangene Sünde zu büßen. Eben wie jener Fürſt, der mit einer Kloſterjungfer einen verbothenen Umgang pflag, und allemal an der Thüre einen Beichtvater fand, der ihm gleich im Vorübergehen die begangene Sünde vergeben mußte.

Die Feinde der Frau von Maintenon beneideten ihr das Anſehen, welches ſie durch dieſe Stiftung erhielt. Die meiſten beſchuldigten ſie, daß ſie

aus weisen Absichten ein Werk unternommen hätte, das doch nur bloß aus christlicher Liebe gestiftet, und ausgeführet wurde. Man sagte: es solle dieser Ort ihre Zuflucht seyn, im Falle sie in Ungnade käme. Durch die Austheilung der daselbst befindlichen Stellen, suchte sie sich viel Freunde und Wohlgesinnte zu erwerben. Sie sollte durch das Ansehen, das sie sich als eine Stifterinn gäbe, das Andenken ihres vorigen Lebenswandels auslöschen. Sie könnte nicht Königinn werden; daher wollte sie zum wenigsten eine Heilige heißen: und tausend andre abgeschmackte Dinge mehr maß man ihr bey, die in den Augen der Boshaftigen so wahrscheinlich aussehen. Der Tod des Königs ganz allein, konnte den Fall der Frau von Maintenon nach sich ziehen: und in diesem Unglücke, wäre sie doch allezeit durch sich selbst groß geblieben. Sie bestrebte sich so wenig, die Freundschaft verschiedener Geschlechter zu erlangen, daß sie dem Pater de la Chaise die Ernennung der Fräulein auftrug, um dadurch sowohl der Danksagungen überhoben zu seyn, die ihr für die Wohlthat gebührten; als auch die Klagen nicht zu hören, die auf eine abschlägige Antwort erfolget wären. Sie war ihres guten Willens versichert; ihres Vermögens, allen zu dienen, aber nicht.

Diejenigen, die sowohl die Bewegungsgründe, als auch die Ausführung dieses Entwurfs nicht verläumden konnten, fanden wider die Dauerhaftigkeit derselben viel einzuwenden. Sie sagten: „Die „allerbesten Anstalten verschlimmern sich allezeit. „St. Cyr, das itzo, da jedermann fromm ist,

„der

„der Tugend und der Gottesfurcht zum Aufenthalte „dienet, kann in kurzer Zeit, ohne daß man weit in „die Zukunft hinaussehen darf, eine Wohnung der „Gottlosigkeit und des Lasters werden. Denn, „kann man sich wohl einbilden, daß dreyhundert „junge Mägdchen, die einen Hof voller aufgeweck„ter Leute in der Nähe finden, zumal, wenn sie die „Gewalt des Königs nicht zu fürchten haben; kann „man wohl glauben, daß solche junge Leute und jun„ge Mägdchen nahe beysammen seyn können, ohne „Böses zu denken und Böses zu thun? Dieses ist „fast nicht möglich.„

Die Frau von Sayette sagte dieses: und auf diese Art, werden allemal die besten Einrichtungen in Frankreich getadelt. Es scheint, daß die Neigung dieses Volks dahin gehe, das Gute zu lieben, es sehnlich zu wünschen, und sodann, wenn es ausgeübet wird, dasselbe zu tadeln. Ludwig der XIV. hat wohl größere Thaten gethan, als daß er das Invalidenhaus und St. Cyr gebauet: allein dieses sind gleichwohl die besten, die er verrichtet hat. Sein Nachfolger hat ihm nachgeahmet, indem derselbe die Kriegsschule gestiftet hat: wo fünfhundert junge Edelleute auf Kosten des Ueberflusses und des Müßiganges, die Wissenschaft und Kunst der Helden lernen sollen.

Die Frau von Maintenon erfand ihren Vorschlag ganz allein. Sie zog ihr eignes Herz zu Rathe: und, nachdem schon alles ins Werk gerichtet war, erfuhr sie erst, daß der große Ximenes in Spanien, eine gleiche Einrichtung gestiftet hatte.

Der unsterbliche Pfarrer von St. Sülpice, dem Paris so viel Gutes zu danken hat, und dafür Paris so unerkenntlich gewesen ist; dieser hat die Einrichtung von St. Cyr ins Kleine zusammengezogen, und die Gesellschaft der Kinder Jesu gestiftet: allwo dreyßig adeliche Fräulein, in der Tugend und in der Gottesfurcht erzogen werden.

Timenes, Ludwig der XIV. Maintenon, Ludwig der XV. Languet; alle große Geister zu allen Zeiten, und in allen Reichen sind einander ähnlich: sie denken einerley über das gemeine Beste, und streben, als durch einen natürlichen Trieb, nach einerley Zwecke.

Es ist verschiedene mal in Vorschlag gebracht worden, einen Theil aus der Gesellschaft zu St. Cyr, an verschiedene Oerter des Reichs zu schicken; und der Adel würde dadurch einen großen Nutzen haben. Der Frau von Maintenon ihr Entwurf kann nicht weit genug ausgebreitet werden: die Provinzen des Staates würden zu einer so nützlichen Einrichtung allen Vorschub leisten: und überdieses würde man die nöthigsten Kosten darzu in den geistlichen Gütern finden; welche auf diese Art, der rechten Absicht des Wohlthäters gemäß, angewendet würden.

Die Fürstinn, die in den itzigen Zeiten den Thron der Königinn Christine mit so vielem Ruhme

*) Ein recht aufrichtig französischer Ausruf! Nach dem gar zu schönen Einfalle, im vorhergen §. mußte nothwendig ein solch Sühnopfer folgen. Dachte aber der Herr Verfasser auch so, als er das Schicksal hatte, in die Bastille geführet zu werden? Wir werdens noch in diesem Bande zu lesen bekommen. Aber sind

me beſitzet, dieſe glaubte, daß ſie dem Königreiche Schweden, kein ſicherer Merkmal von ihrer Zuneigung gegen den Adel geben könnte, als wenn ſie eine Einrichtung nach dem Beyſpiele von St. Cyr ſtiftete. Sie hat den Entwurf davon mit vieler Bewunderung durchgeſehen, und hat dieſer Unternehmung mit vielen Schmerzen entſaget. Ihre Einkünfte waren mäßig, und ihr Eifer kannte keine Schranken. Zum wenigſten hat ſie alles gethan, was die Gemahlinn eines Königs unternehmen konnte, der dem Willen der Reichsräthe, und dem Tadel der Landſtände beſtändig unterworfen iſt.

Wie glücklich iſt derjenige, ſo ein Franzos iſt*)! Es iſt keine Einrichtung, die den Schutz des Königs beſſer verdienet, als St. Cyr! Dieſes wußte Ludwig wohl; Ludwig, der als ein Vater, ſich die kleinſten Umſtände angelegen ſeyn ließ, und als König, allen Nothwendigkeiten zuvor kam. Seine Eiferſucht erlaubte ihm nicht, die Ehre dieſer Stiftung mit ſeinen Unterthanen zu theilen. Sie ſollte von niemanden, als von Königen, und Königinnen von Frankreich, Wohlthaten erhalten. Es gebühret auch den Monarchen ganz allein, dem Adel beyzuſtehen, der ſich ſeinem Dienſte ganz und gar aufopfert. Ludwig zweifelte nicht, daß ſeine Thron-

*) denn nicht in andern Ländern auch dergleichen, und noch viele andere Stiftungen zu finden? hat nicht die Kaiſerinn in Prag unlängſt noch eine neue von eben der Art gemachet? In Halle, in Lübeck, in der Lauſitz, in Königsberg und anderwärts mehr ſind evangeliſche von der Art längſt geweſen.

folger dieses so glücklich angefangene Werk vollführen würden. Er sah im voraus, daß die Gottesfurcht der Königinnen von Frankreich mit Freuden eine solche Stiftung unterhalten und vollkommen machen würde; von welcher mehr als zwölfhundert Geschlechter bereits großen Nutzen gehabt haben. Die Frau von Maintenon besorgte gar nicht, daß ein solches Werk nicht von Dauer seyn sollte: welches einen Zusammenhang mit dem ganzen Staate hatte, und die Glückseligkeit eines jeden Mitglieds desselben insbesondere betraf. Sie hätte gern einen gewissen Bezirk gehabt, ein Landhaus, das in gesünderer Luft gelegen wäre, mit einem Worte so viel Einkünfte, als sie nöthig hätte, die Mängel der Luft und des Wassers zu verbessern; um ihren Kindern eine starke und dauerhafte Natur zu verschaffen, die sowohl in der Welt, als in den Klöstern unentbehrlich ist. Bloß die Unordnung, darinnen sich die Schatzkammer befand, und die Bedürfnisse des Staates, erlaubten ihr nicht, den König um Wohlthaten zu bitten, die auf die Zeit des Friedens und auf seine Nachkommen vorbehalten waren.

Der Nachfolger Ludwigs des XIV. hat seines Vorfahren Hoffnung völlig erfüllet. Er hat ein Haus mit Wohlthaten überhäufet, das den Königen so schätzbar, und ihrem Volke so nützlich ist. Es ist kürzlich *) eine Summe von achtzigtausend Livres, zum Baue einer Wasserleitung bestimmt worden, um die Keller des Hauptgebäudes vom Wasser zu reinigen, davon sie überschwemmet worden.

Die

*) Ich schrieb dieß 1752.

Die meisten Stiftsfräulein widmeten sich dem Klosterleben. Die ganze erste Classe fand auf einmal einen Beruf zum geistlichen Stande, und dieses geschah auf Zureden eines ihrer Beichtväter, der kein Heil außer dem Kloster kannte. Die Frau von Maintenon wurde nicht wenig bestürzt darüber; sie wollte den Bischof nicht tadeln: allein, sagt der Verfasser, von welchem ich diese Nachricht abschreibe, ich sah wohl, was in ihrem Herzen vorgieng.

Sie war Willens, in jeder Abtey die Stelle einer Klosterfrau, so der König zu vergeben hatte, ganz eingehen zu lassen, welche von denjenigen Fräulein zu St. Cyr ersetzet wurde, die dieses Haus verließen, und den geistlichen Stand wählten. Durch diese Anstalt wären die Heurathen gewöhnlicher worden. Unter der Frau von Maintenon Aufsicht, waren dieselben sehr leicht geschlossen. Derjenige, so ein Fräulein aus St. Cyr heurathete, wurde entweder Generalpachter, oder Stadtwachtmeister, oder Vicecommendant. Diese Frauen machten durch ihre vortrefflich gute Erziehung ihre Männer glücklich; und legten wenigstens den Grund zu ihrem Glücke. In dieser Absicht vermehrte der König die Einkünfte des Ordenshauses um sechzig tausend Livres. Diese Summe ist einzig und allein zur Ausstattung der Fräulein bestimmt, deren jede bey ihrem Abzuge tausend Thaler erhält. Die Auszahlung derselben ist itzo sehr weit hinaus gesetzt: denn weil eine große Anzahl Fräulein im eilften Jahre aufgenommen werden, so gehen jährlich über zwanzig heraus.

Vierzehentes Hauptſtück.

Die Erziehung zu St. Cyr.

Die Erziehung zu St. Cyr, könnte allen öffentlichen Erziehungen zum Muſter dienen. Die Uebungen ſind daſelbſt mit vieler Klugheit vertheilet. Die Fräulein ſtehen des Morgens um ſechs Uhr auf. Um acht Uhr hören ſie die Meſſe, um neun Uhr frühſtücken ſie, um eilf Uhr ſpeiſen ſie zu Mittage, und leſen wechſelsweiſe über der Mahlzeit. Bis um ein Uhr beluſtigen ſie ſich, und arbeiten ſodann bis um ſechs Uhr des Abends. Um dieſe Zeit geht die ganze Geſellſchaft zum Abendeſſen. Sie dürfen nur die letzten vierzehn Tage in jedem Vierteljahre in das Sprachzimmer gehen, weil dieſelben ſonſt durch die große Menge des Zuſpruches gar zu ſehr zerſtreuet würden. Sie werden mit Gelindigkeit unterwieſen, und ſind in verſchiedene Claſſen, und jede Claſſe wieder in drey Theile abgetheilet. Die Ehre ſowohl, als das Vergnügen über eine gute Aufführung, von welchen ein gewiſſes Band das Zeichen iſt, und das die vernünftigſten von den andern unterſcheidet, iſt ihre Belohnung. Die Schande iſt faſt ihre einzige Strafe.

Man thut ihrer Fähigkeit keine Gewalt an, ſondern kömmt ihren Neigungen zu Hülfe. Man lehret und flößet ihnen die Tugend ein. Alles, was ſie leſen, alles was ſie ſehen, und alles was ſie hören, bringt ihnen ſolche Meynungen bey, die ihrer Geburt

burt und ihrem Stande gemäß ſind. Man lehret ſie die alte und neue Geſchichte, die Geographie, die Muſik und das Zeichnen. Man ſuchet ihre Schreibart durch Verfertigung kleiner Schriften zu beſſern, und iſt bemühet, ihr Gedächtniß zu ſchärfen. Man beſtrebet ſich, ſie die beſte Ausſprache zu lehren, und ſuchet ihre Lebensart beſcheiden, natürlich und edel zu machen. Sie dürfen ſich mit nichts anderm beſchäfftigen, als worzu ſie ihre Neigung treibt; und weil die Arbeit unaufhörlich dauert, und alles bis auf das Vergnügen ein Unterricht iſt: ſo hat man die Beſchwerlichkeit, ſo dabey zu ſeyn pflegt, durch die Verſchiedenheit angenehm gemacht. Die Tage verfließen ſchnell, und ohne Verdruß. Kein ſonderbarer Vorzug findet hier ſtatt, wodurch ſo viele Uneinigkeit in den Schulen geſtiftet wird; dadurch die Gegenſtände nur verhaßt, und die andern nicht gebeſſert, ſondern vielmehr abgeſchrecket werden. Keine Vertraulichkeit wird hier zugelaſſen, welche nur die Regeln des Wohlſtandes beleidiget, und dadurch kein feſtes Band einer dauerhaften Freundſchaft geknüpfet wird. Ihre Naturgaben werden ausgearbeitet, und ihrer Anmuth der freye Lauf gelaſſen. Man unterweiſet ſie nicht, wie ſie ſich bemühen ſollen, zu gefallen; ſondern man lehret ſie richtig denken, ſich unter einander zu lieben, unaufhörlich beſchäfftiget zu ſeyn, und Gott zu dienen. Man ſuchet ihre Seelen nicht durch kleine und geringe Ausübungen der Gottſeligkeit einzuſchränken; ſondern man bemühet ſich, dieſelben nach den großen Grundſätzen aller chriſtlichen und ſittlichen Tugenden zu bilden.

Die Sorge, ſo für ihre Geſundheit getragen wird, wenn ſie krank ſind, iſt außerordentlich. Sie werden mit ſo vieler Aufmerkſamkeit, mit ſo großem Eifer und mit ſo vieler Sorgfalt gepfleget und gewartet, daß keine ihrer Aeltern Haus bedauern darf, ſondern die Krankenſtube wird ihnen ſehr angenehm.

Die Ordensfräulein laſſen ſich das beſondere Gelübd von der Unterweiſung mit allem Ernſte angelegen ſeyn, und beweiſen eine vorzügliche Fähigkeit dabey.

Man findet in keinem Nonnenkloſter ſo viel Gottesfurcht, ſo viel Verſtand und ſo viel Witz mit einander vereiniget. Dieſe vortrefflichen Eigenſchaften iſt man der Frau von Maintenon ſchuldig. Sie wollte den Claſſen gute Lehrmeiſterinnen verſchaffen, und in dieſer Abſicht nahm ſie die Bemühung derſelben, zwey Jahre nach einander ſelbſt über ſich, und beobachtete alle Ordensregeln ſehr genau dabey. Von dieſer Zeit an, iſt die gute Ordnung daſelbſt beſtändig unterhalten worden: und gegenwärtig werden noch zwey hundert und funfzig Fräulein durch ein ſchwarzes oder ein feuerfarbenes Band regieret.

Dasjenige, was der Frau von Maintenon Grundſatz bey Erziehung dieſer Geſellſchaft befeſtiget, iſt das Glück, daß ſie allezeit gute Vorſteherinnen gehabt haben. Ein Glück, welches der Freyheit zu danken iſt, ſo die Stifterinn bey der Wahl ihnen zugeſtanden hat; nach welcher ſie durch die meiſten Stimmen die würdigſte aus dem Orden erwählen.

Alle

Alle Stellen ſind mit tüchtigen Perſonen beſetzet: weil diejenigen, ſo zu gehorchen wiſſen, allezeit würdig ſind, zu regieren; und die, ſo befehlen, allemal bereit ſind, Gehorſam zu leiſten. Die Frau von Mornay, eine Enkelinn des Marquis von Montchevreuil, die gegenwärtig Vorſteherinn iſt, beſitzt alle Vorzüge ihres Standes, und alle Tugenden, ſo ihre Stelle erfodert. . . . .

Dieſes iſt vor drey Jahren geſchrieben worden. Die Frau von Han iſt itzo ihre Nachfolgerinn. Jedes Stiftsfräulein von St. Ludwig hat mit den übrigen allen, einerley vortreffliche Eigenſchaften. Das Fräulein von Aubigne ward daſelbſt erzogen. Die Prinzeſſinn von Blois war einige Wochen zu St. Cyr, lebte ganz einſam, und erhielt die Firmelung allda. Des itzigen Königs Frau Mutter begab ſich noch in ihrer zarten Kindheit, jederzeit den Dienſtag und die Mittwoche dahin, und kam allemal liebenswürdiger zurücke.

Eine deutſche Prinzeſſinn aus dem pfälziſchen Hauſe, die den Namen von Veldenz führte, war in der Verwüſtung, ſo die Pfalz gelitten hatte, ganz ausgeplündert worden.

Sie wußte, daß, wenn gleich Ludwig der XIV zuweilen ein hartes Herz hatte, das die gewaltſamſten Anſchläge ertheilte: ſo kannte ſie auch ſeine erhabne Seele, die durch das Schickſal aller Unglücklichen erweichet wurde. Dieſe Prinzeſſinn kam mit zween Töchtern nach Frankreich, und war die Hälfte des Weges zu Fuße gegangen. Man hatte Beweiſe, daß dieſelben Anverwandte von der Dauphine

phine waren. Die Frau von Maintenon erzeigte ihnen alle mögliche Höflichkeit. Die jüngste Prinzessinn, mit Namen Christine, verlangte in St. Cyr zu leben. Sie nahm das Ordenskleid der grünen Claſſe an, und ist als Ordensfrau daselbst gestorben. Ihre Mutter erhielt ein Gnadengehalt vom Könige, wobey er sich dieses Ausdruckes bediente: „Nichts „als das Vergnügen, Madame, ihnen eigenhändig „Gutes zu thun, kann mich von dem Unglücke schad„los halten, das man ihnen wider mein Wissen und „Willen zugefüget hat.„

Hier unterbricht Manseau seine Erzählung, und ruft folgenderstalt aus: „Ach wie viel gute Wer„ke, sagt er, könnte ich hier erwähnen: wenn die „Frau von Maintenon dieselben nicht in ewige „Vergessenheit begraben hätte! Einen Theil, den „sie selbst ausübte, und die übrigen hat sie mir an„befohlen, auf ewig zu verschweigen! wie viel Kin„dern, wie viel Wittwen, wie viel Geschlechtern, „hat sie Gutes gethan! wie viel junge Mägdchen hat „sie dem Laster entrissen; wie viel Officier haben bey „ihr Hülfe gefunden, wenn die Minister sie schon „abgewiesen hatten! Ich würde kein Ende finden, „wenn mirs erlaubt wäre, alles zu sagen, was ich „davon weis. Aber wenn Gott will, so wird alle „das Gute nicht verloren seyn, weil es jedermann „zur Erbauung dienen kann. Die Geschichte wird „einen Theil von den Tugenden dieser unnachahmli„chen Frau aufbehalten. Man wird zu ihrem Ruh„me sagen, daß sie nur um deswillen nahe bey dem „Könige gewesen, ihn zu Wohlthaten gegen die Ar-

„men

„men zu bewegen; daß sie niemals etwas für sich „verlanget hat; daß Ludwig der große, seine Hochachtung täglich gegen sie vermehret. Die Geschichte wird ihre gegründete Tugend der Welt an Tag legen; sie wird die Liebe, so sie gegen St. Cyr gehabt, und alles Gute nicht verschweigen, was die „Frau von Maintenon gestiftet hat.„

Hier findet sich endlich eine Frau, die auch von ihren Hausbedienten hochgeschätzet wird.

St. Cyr war das einzige, was sie liebte. Sie kam öfters um sechs Uhr des Morgens dahin, und war zugegen, wenn die Fräulein aufstunden. Sie trug kein Bedenken, dieselben zu kämmen und anzukleiden. Sie hielt sich allemal einen ganzen Tag in einer Classe auf, um zu sehen, ob nichts darinnen zu verbessern, oder zu tadeln wäre. Und diese sorgfältige Bemühung währete so lange, bis die ganze Classe völlig in Ordnung war. Sie rechnete die Mühe, den Verdruß und die Beschwerlichkeiten für nichts. Ob sie sich gleich der Sache, so sie vornahm, ganz und gar widmete; so schien sie dennoch allenthalben gegenwärtig zu seyn. Sie gab den unanständigsten Verrichtungen eine andere Gestalt, weil sie sich nicht scheuete, solche selbst zu thun. Bald unterrichtete sie diejenigen, so im Probejahre stunden; bald ertheilte sie den Klosterfrauen geistliche Lehren, welche die allererfahrensten in den Geheimnissen der Schrift in Verwunderung setzten. Bald begab sie sich in die Wirthschaftszimmer, allwo sie durch ihr eigenes Beyspiel die Layenschwestern zur Arbeit aufmunterte. Als sie einmal aus der Küche gieng, um

einem

einem großen Gepränge beyzuwohnen; sagte eine von denselben zu ihr: „Gnädige Frau, sie werden „nicht nach Muskus riechen! Ja, antwortete die „Frau von Maintenon, aber wer wird auch glau„ben, daß ich es bin? Sie schaffete alles aus dem Wege, was der Reinigkeit der Sitten nachtheilig seyn konnte, durch welche ihr Haus sich vor andern hervor thun sollte. Die Frau von Dangeau wurde fünf Jahre lang, nicht wieder mit nach St. Cyr genommen; weil sie die Schönheit des einen Stiftsfräuleins, zu sehr bewundert hatte. Es war auch die einzige in der ganzen Gesellschaft, die schön war. Als der Marquis von Louvois sie alle mit einander versammlet sah, sagte derselbe: „Wie viel „Geld ist auf dieses Haus verwendet worden! und „es möchte noch alles seyn, wenn nur hübsche Ge„sichter darunter wären!

Die Kostfräuleins wurden so sorgfältig in acht genommen, daß das Laster hier ganz unbekannt war; welches in den Schulen so gemein ist: wo nämlich die Kinder vor fremder Verführung bewahret werden, und von innerlicher und gegenseitiger Verderbniß nicht frey sind. Als einige von ihnen, von allzugroßem und unermüdetem Fleiße krank wurden, schlug Dodart, der, ob er wohl ein Arzt, doch ein guter Jansenist war, das Mittel vor: man solle sie die lustigen Schriften von Port-Royal lesen lassen. Die Frau von Maintenon gab ihm diese heftige Antwort: „Ich will lieber, daß sie ster„ben! Sie würden auch vor langer Weile darüber gestorben seyn.

Sie

Sie wollte, daß ihre Pflegetöchter eben so wirthschaftlich als uneigennützig seyn sollten. Ihrem Gelübde zu Folge sollten sie sich alles versagen, wozu sie ihre Neigung verleiten könnte. Allein, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen, sollten sie den Kostfräulein alles im Ueberflusse mittheilen.

Die Frau von Maintenon traf die Veranstaltung, daß niemand weder im Sprachzimmer, noch außer dem Hause speisen sollte. Dadurch wurde der viele Zuspruch gemindert, der allezeit beschwerlich, zuweilen gefährlich, und wenigstens unnütz zu seyn pflegt.

Hätte man diese Einrichtung nicht gemachet, so wäre St. Cyr ein Wirthshaus geworden. Als der Graf von Aubigne mit dem Pater Bourdaloue, der daselbst predigen sollte, zu Mittage speiste, sagte derselbe zu ihm: „bilden sie sich nicht ein, „mein lieber Pater, daß sie eine Mahlzeit da be„kommen werden. St. Cyr ist ein Gotteshaus: „man ißt und trinkt daselbst nicht. Die Frau von „Maintenon erwiederte hierauf; man kann nicht „in allem die Vollkommenheit erreichen. Die Un„terweisung ist unsere Hauptsache, und die Gastfrey„heit unser Fehler.„

Die Armen erhielten dasjenige, was die Anverwandten von dreyhundert Personen ohne einigen Vortheil verschlucket hätten.

Der Hochmuth, welcher St. Cyr so oft zum Vorwurfe gedienet hat, anitzo aber mit so wenigem Grunde darinnen kann getadelt werden, schlich sich unter die jungen Fräulein ein. Die Frau von

Main-

Maintenon wurde dieſes gewahr, und gab ihnen ſtarke Verweiſe. Den Koſtfräulein wurde grobe Arbeit zu thun auferleget: denn da es nicht in ihrer Macht ſtund, einen Stand zu erwählen; ſo lernten ſie auf dieſe Art, keinen einzigen zu verachten. Sie wollte, daß ſie arbeitſam, aber nicht überhäufet ſeyn ſollten. Sie ſollten immer beſchäfftiget ſeyn, aber keine Handwerkerinnen werden. Der Frau von Maintenon Beyſpiel gab den beſten Unterricht in der Arbeit. Sie war keinen Augenblick müſſig, auch nicht, wenn ſie bey dem Könige war. Sie pflag zu ſagen: „die Handarbeit iſt die Strafe, „ſo Gott den ſündigen Menſchen auferleget hat.„ Ihre Bedienten ſogar, waren allezeit beſchäfftiget. Man arbeitete in ihrem Vorzimmer, wenn in den andern durchgehends geſpielet wurde. Ihr Thürſteher, (ſie hat niemals einen Schweizer gehabt), legte ſein Werkzeug nieder, um denjenigen mit Höflichkeit zu antworten, die ſie mit Ungeſtüm überliefen. Die Fremden wurden nicht durch einen hochmüthigen und verdrießlichen Kammerdiener bey ihr gemeldet. Kurz, in ihrem Hauſe, (denn ſie hatte keinen Pallaſt), hatte jedermann Luſt zu arbeiten.

Die Armen wie die Reichen, denen man hier die Thüre öffnete, an welche in ganz Europa am meiſten geklopfet wurde, davon einige aus Neigung, andere des Wohlſtands wegen vorgelaſſen wurden, fanden bey ihrem Eintritte die vornehmſte Frau am Hofe, wie ſie einen Brief verfertigte und nachſchreiben ließ, und mit der Hand die Spindel drehete. Dieſes that ſie mit ſo vieler Aemſigkeit, daß dadurch die

die erſten über ihren mühſeligen Zuſtand getröſtet zu ſeyn ſchienen; die andern aber einen Vorwurf über ihren immerwährenden Müßiggang erhielten. Eine träge Herzoginn wird dieſe Umſtände verſpotten. Ein müßiger Verſtand beſchuldiget mich, daß ich die Schwachheit und das Lächerliche getrennet hätte, welche er dieſen Kleinigkeiten beyleget. Der Staatskluge wird unwillig, Tugenden zu finden, wo er Laſter anzutreffen vermeynte; und wirft endlich aus Verdruß das ganze Buch weg. Allein, was ſaget der Weiſe, dem ich dieſes Werk zuſchreiben würde: wenn ich nicht ſo überzeugt von ſeiner Beſcheidenheit wäre, als ich von ſeiner gütigen Freundſchaft bin? Der Mann, bey welchem alles natürlich, und alles groß iſt, der ſich wechſelsweiſe beſchäfftiget, bald die Bäume in Monteſquiou zu beſchneiden, und bald dem Erdkreiſe Geſetze vorzuſchreiben? Dieſe Kleinigkeiten würden ihm bey allen Weibern gefallen, und er wird entzückt, ſie bey der Gemahlinn Ludwigs des XIV zu finden.

Der Hochmuth, welcher zu St. Cyr ſo oft ausgerottet wurde, und der dennoch immer wieder hervor keimte, zeigte ſich endlich unter dem Namen, Erhabner Geſinnungen. Die Frau von Maintenon drückte ſich darüber folgender Geſtalt aus: „Meine Kinder; ſagte ſie, ſeyd nicht ruhmſüchtig: „ich bin es für euch allerſeits.„ Sie pflegte ſich alle Fehler, die ihre Untergebenen hatten; ſchuld zu „geben. Sie fuhr fort: „wir haben vernünftige „Perſonen erziehen wollen, und haben Rednerinnen

„gemachet. Sie ſollen allerſeits fromm ſeyn, und „ſie ſind Quietiſtinnen geworden: ſie ſollten die Be„ſcheidenheit und Ehrbarkeit ausüben, und ſie wur„den ſpröde; ſie ſollten erhabene Gedanken bekommen, „und ſie ſind mit Hochmuth im höchſten Grade er„füllet.„ Die Fräulein wurden demüthig, da man ihren Stolz ſo kränkete: ſie wurden auf dieſem gebahnten Wege fortgeführet, und man verbannete den Hoffartsgeiſt ſo weit, daß eine von den Lehrmeiſterinnen der Frau von Maintenon ſagte: beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! die gelben Bänder haben keine geſunde Vernunft.

Es ſchien, daß ihre Neigung gegen St. Cyr nicht lebhafter ſeyn könnte, und ſie ward gleichwohl täglich ſtärker. Jemehr gutes ſie daſelbſt ſtiftete, deſto mehr wollte ſie thun. Sie war von allen Ergötzlichkeiten des Hofes umringet, und fand gleichwohl tauſend Urſachen vorzuwenden, ſich davon loszumachen. In St. Cyr wurde ſie über allen Verdruß zufrieden geſtellet. Sie fürchtete nicht bey ihrer Widerkunft, den Eifer oder die Höflichkeit des Königs vermindert zu finden. Sie beſaß nicht die Neugierigkeit, ſich in Staatsgeſchäffte zu miſchen, welche immer in Furcht ſteht, deren Zuſammenhang zu verlieren. Sie haſſete die Reiſen nach Fontainebleau, weil ſie dadurch zu lange von ihrer Familie getrennet wurde, denn ſie pflegte öfters zu ſa„gen: ſie hätte keine andern Angehörigen, als zu St. Cyr. Sie ſchrieb einmal an die Vorſteherinn: „wenn werde ich doch an der großen Tafel ſitzen „können,

„können, allwo ich von allen meinen Töchtern um„ringet, mich beſſer befinden werde, als bey einem „königlichen Gaſtmahle?„ Von allen Gedichten, die man zu ihrem Lobe verfertigte, gefielen der Frau von Maintenon, die vier ſchlechteſten Zeilen am allerbeſten. Denn ſie fand St. Cyr darinnen.

Sie achtet nicht der Ehre falſchen Schein,
Kein eitler Wunſch nimmt ihre Seele ein,
Ihr Luſthaus, die Wohnung und Zuflucht der Jugend,
St. Cyr, iſt die Schule der Weisheit und Tugend.

Funfzehntes Hauptstück.

Esther, Athalia, Racine.

Die Frau von Maintenon war sehr aufmerksam, daß ihre jungen Fräulein täglich weiter kämen. Sie verfertigte ihnen selbst Unterredungen, die sie zur Tugend leiten, ihre Begriffe verbessern, und ihnen die Art, eine Sache gut und leicht zu erzählen, beybringen sollten. Dieses sind die angenehmsten Gespräche, die man haben kann. Sie sind gleichdurch schön, der Ausdruck ist richtig und zierlich, und die Materie auf die annehmlichste Weise ausgeführet. Die Frau von Glapion hat sie nachgeahmet, und ist ihrem Vorbilde sehr nahe gekommen: allein dem Herrn Collo, Pfarrer zu Chevreuse, ist ein gleicher Versuch nicht gelungen.

Die Fräulein bemühten sich um die Wette, dieselben zu lernen, und sagten solche so natürlich, und mit so vielem Verstande her; daß man geglaubet hätte, diese Unterredungen wären so gleich zur Stelle vorgefallen. Als der König einmal durch den Garten gieng, und die sämmtlichen Fräulein darinnen spazieren giengen, mußten sie einige Gespräche in seiner Gegenwart wiederholen. Ludwig schien vergnügt darüber zu seyn. Diejenigen, so nichts herzusagen wußten, bezeigten doch ihre Freude über die Gegenwart des Königes, theils in eini-

gen

gen Verſen, die ſie zu ſeinem Lobe ſungen, theils durch kurze Glückwünſche, darinnen ſich die unſchuldige Lebhaftigkeit ihres Alters, unverſtellt ausdrückte.

Die Vorſteherinn hatte ihre Untergebenen in der guten Ausſprache geübet. Sie ſtellten unter einander die Trauerſpiele, Mariamne, Polieuktes, Alexander und Iphigenia vor. Die Frau von Brinon hatte ſelbſt eines verfertiget, das an ſich ſehr ſchlecht war; allein, in einer Zeit von vierzehn Tagen, gemachet, gelernet und ausgeführet wurde. Man errichtete zu dieſem Ende eine Schaubühne. Dieſe Ergötzlichkeiten gefielen der Frau von Maintenon; ſie glaubte, daß ihre Pflegetöchter dadurch zur Tugend geleitet, und zum Wohlſtande und zur Artigkeit gewöhnet würden. Endlich ſtellten ſie auch die Andromacha vor. Es ſey nun, daß die geſchickteſten Perſonen zu dieſem Stücke gewählet waren; oder, daß ſie anfiengen, einige Hofmanieren anzunehmen, von welchen ſie bisweilen die beſten Muſter zu ſehen bekamen: kurz, dieſes Trauerſpiel wurde ſo vollkommen aufgeführet, daß ihm die Frau von Maintenon völligen Beyfall gab; aber auch zu gleicher Zeit fürchtete, daß dieſe Ergötzlichkeiten Wirkungen hervorbringen möchten, die ihren Abſichten ganz zuwider wären. Sie ſchrieb deswegen an den Racine: „Unſere Kinder haben kürzlich „ihre Andromacha vorgeſtellet, und haben ihre „Rollen ſo gut geſpielet; daß ſie niemals, weder dieſes, noch ein anders von ihren Stücken, aufführen „ſollen.„ Sie bath ihn zu gleicher Zeit, wenn er

gute Muße hätte, möchte er doch ein moraliſches oder hiſtoriſches Stück verfertigen, das in Verſen, aber als ein Geſpräch, abgefaſſet wäre. Die Liebe müßte ganz daraus verbannet werden; es dürfte auch dieſes Werk nach keiner Regel geſchrieben ſeyn: weil es nicht weiter, als nach St. Cyr, kommen ſollte. Sie wünſchte bloß, daß es Kindern zum Unterrichte, zur Lehre, und zur Beſchäfftigung dienen möchte.

Racine wurde durch dieſen Brief nicht wenig beunruhiget. Die Andacht, der König, und der Eigennuß hatten ihn von der Dichtkunſt, darinnen er ein Meiſter war, abgezogen, und zum Geſchichtſchreiber gemachet, wo er wahrſcheinlicher Weiſe Begebenheiten als ein Dichter würde beſchrieben, und als ein Hofmann erzählet haben. Racine ſuchte der Frau von Maintenon gefällig zu ſeyn. Ein Mann, von dem der König, als er ihn mit dem Cavoye erblickte, geſagt hatte: „Racine ſtelle ſich, als wenn er ein Hofmann „wäre, und Cavoye, als wenn er Verſtand „hätte.„ Einem ſolchen Manne nun war es nicht möglich, etwas abzuſchlagen. Allein er mußte das Anſehen, das er ſich erworben hatte, auch bey dieſer Gelegenheit erhalten. Der ſonderliche Geſchmack, den das Volk durch ſeine Werke an den Schauſpielen gefunden hatte, ſchreckte ihn faſt von dieſer Unternehmung ab. Sein Meiſter Corneille wurde verhöhnet, als er ſich wieder auf der Schaubühne zeigte, die er ſchon einmal verlaſſen hatte. Racine, der nicht ſo groß als jener war, fürchtete noch ein ärgeres Schickſal. Allein, wenn er gleich der Arbeit

heit für die Bühne entſaget hatte, liebte er dieſelbe doch noch immer. Die Janſeniſten hatten ihn wider ſeinen Willen, dahin gebracht, dieſe Beſchäftigung niederzulegen; allein eine viel ernſthaftere Frau, als jene, erregte ſeine Neigung zu der Dichtkunſt aufs neue. Wenn er ſeine Gemüthskräfte erwog, ſo fand er, daß er noch nicht alle ſeine Kunſt bewieſen hätte. Die Phädra war das einzige Stück ſeiner Arbeit, und Corneille hatte die Rodogune und den Heraklius gemachet. Deſpreaux rieth ihm, dem Geiſte der Dichtkunſt zu widerſtehen: allein dieſer Trieb war zu ſtark, und trug den Sieg davon. Racine fand in dem Stücke von der Eſther, alles, was ihm den Beyfall der Frau von Maintenon verſprach, und fürchtete nicht, den Antonius Arnauld *) dadurch zu beleidigen. Deſpreaux fand dieſen Entwurf der damaligen Zeit und dem Orte, wo er vorgeſtellt werden ſollte, ſo gemäß, daß er dem Racine ſelbſt zuredete, dieſes Unternehmen auszuführen, und durch ein regelmäßiges Stück die griechiſchen Chöre zu beſchämen. Die Frau von Maintenon war über die erſte Handlung ganz entzückt. Die Geſchichte von der Eſther war ihre eigne. Moreau verfertigte die Muſik für die Chöre. Racine, der nicht allein ein guter Dichter war, ſondern auch die beſte Rolle auf dem Theater ſpielen konnte, unterrichtete diejenigen, ſo ſich auf dem Schauplatze zeigen ſollten.

*) Einer von den berühmteſten damaligen Lehrern der Janſeniſten zu Paris.

ten. Nach vielen Versuchen fand er die Frau von Caylus ungemein geschickt, den Ahasverus vorzustellen; bey dem Fräulein von Glapion, das redliche Herz und die edlen Gesinnungen eines Mardochai. Das Fräulein von Veillerne stellte die Esther vor: ihre Gestalt und ihre Anmuth, kam mit jener völlig überein. Das Fräulein von Abancourt war Haman; das Fräulein von Marsilly Zares, und das Fräulein von Maisonfort, welches der König nur die leutselige Stiftsfrau zu nennen pflegte, war Elise. Es wurde ein feines Theater gebauet; die Kleidungen waren prächtig, und die Auszierungen von gutem Geschmacke. Den Berin, der diese Besorgung bey den Schauspielen des Hofes auf sich hatte, wurde solche hier gleichfalls aufgetragen. Zu Versailles wurde dieses Stück in Gegenwart des Königs, zweymal wiederholet.

Bey der ersten Vorstellung, den 8 Febr. 1689, waren nur die vornehmsten Hofbedienten gegenwärtig, so dem Könige auf der Jagd zu folgen pflegten. Racine hatte nicht allein ein schönes Trauerspiel verfertiget, sondern auch geschickte Leute gemachet, die ihre Rolle vollkommen spielten. Die Frau von Caylus, die sowohl das Fräulein von St. Osmane, als auch die von Lastic ablösete, stellete in der Vorrede die Person der Frömmigkeit zum Entzücken, und nachher den Ahasverus vor. Dieser unschuldigen Gesellschaft schienen die Ausdrücke der Frömmigkeit und Gottesfurcht ganz eigen zu seyn; die nachher in dem Munde der Komödiantinn so erschrecklich

sich klungen. Als eine von ihnen, einen Gedächtnißfehler begieng, rief Racine aus: Ach! liebes Fräulein, das ganze Stück ist verlohren!

Der König sprach den ganzen Abend bey der Tafel von nichts, als von der Esther. Der Dauphin, der Herzog von Orleans, und alle Prinzen bezeugten ein Verlangen, dieses Stück zu sehen; und es erhielt doppelten Beyfall.

Die Bitte der Esther gefiel allen vorzüglich. Alles dabey war schön, groß und erhaben ausgeführet; die Chöre waren vollkommen; und der Prinz von Conde vergoß Thränen dabey. In dem ersten Eifer der Bewunderung, gab man der Esther den Vorzug vor der Phädra, und die Fräulein von St. Cyr, wurden weit über die Racins und Chammeles erhoben. Im Herausgehen sagte der König zur Frau von Maintenon: es fehlte niemand als die Ordensfräulein von St. Ludwig darbey. Diese waren begieriger, zu bethen, als Schauspiele zu sehen: und es befand sich also der meiste Theil von ihnen in der Kirche.

Die dritte Vorstellung wurde den frommen Personen gewidmet: als z. E. dem Pater de la Chaise, etlichen Bischöfen, und zwölf bis funfzehn Jesuiten, welchen sich die Frau von Miramnon und ihre vorzüglichsten Bethschwestern zugesellten. Die Frau von Maintenon wollte sich über die Schwierigkeiten beunruhigen, die sie vorher sah, und sagte dieserhalben: „Heute wird Esther vor lauter heiligen Zuschauern aufgeführet.„ Sie erhielt ebenfalls den Beyfall der Heiligen, wel-

che zugleich wünſchten: daß alle Trauerſpiele, der Eſther gleich ſeyn möchten!

Endlich führte der König alle Hofleute in dieſes Schauſpiel, welche es aufrichtig bewunderten. Die Frau von Maintenon wurde von allen Seiten beſtürmet. Zweytauſend Perſonen wünſchten es auf einmal zu ſehen, und es waren nicht mehr als zweyhundert Plätze zu vergeben. Kurz, ein Schauſpiel in dem Stifte zu St. Cyr wurde die ernſtlichſte Beſchäfftigung des Hofes. Die geheimen Staatsſchreiber ließen die dringendſten Geſchäffte liegen, um die Eſther zu ſehen. Die in Ungnade gefallenen Miniſter a) kamen wieder in Gunſt, wenn ſie dieſes Stück hatten aufführen ſehen. Die Marſchallinn von Eſtrees, die es nicht mit Lobſprüchen erhoben hatte, entſchuldigte ihr Stillſchweigen, als wenn ſie ein Verbrechen begangen hätte b). Man gerieth faſt, ſo zu ſagen, ordentlich in Wuth darüber: man bezeigte ſich eiferſüchtig. Der König machte ein Verzeichniß, wie zu den Reiſen nach Marly. Er gieng allemal zuerſt hinein, ſtellte ſich an die Thüre, das Blatt in der einen Hand, und einen aufgehobnen Stock in der andern haltend, um gleichſam damit einen Schranken zu machen. Ludwig blieb ſo lange daſelbſt ſtehen, bis alle, die auf dem Verzeichniſſe ſtunden, darinnen waren. Es durfte keiner von ſeinem Gefolge ſich auf die Seite begeben; er gab ſelbſt ein Beyſpiel in der Beſcheiden-

a) Der Herr von Pomponne.
b) S. die Briefe der Frau von Sevigne 1689.

denheit, die an diesem Orte wohnte. Die Stiftsthürsteherinn war sehr schön, der König dankte ihr jedesmal für ihre Höflichkeit: aber niemand durfte von ihrer Anmuth mit ihr sprechen.

Die vorstellenden Personen, waren weniger mit sich selbst, als mit der Rolle beschäfftiget, die sie spielen sollten. Sie beteten hinter den Aufzügen des Schauplatzes, das veni creator! (Komm heil. Geist, Herre Gott,) den heiligen Geist um den guten Fortgang ihres Vorhabens zu bewegen. Gleichwohl reizten sie auch die Zuschauer. Der Herzog von Villeroi verliebte sich in die Frau von Caylus, deren Gemahl vor Bewunderung und Eifersucht fast erstickte. Der Marquis von Lilette verbarg seine Leidenschaft gegen das Fräulein von Marsilli nicht, die ihn glücklich machte, und die nachher durch Bolingbrocken so unglücklich ward. Das Fräulein von Choiseil hatte dreyßig Liebhaber, von welchen einer ihr Gemahl wurde. Das Fräulein von St. Osmane, mit den großen Augen, mit der lebhaften Farbe, und dem runden Gesichte, erregte in aller Herzen solche heftige Leidenschaften, die nachher . . . . Gleichwohl suchte sie doch damals nur der Frau von Maintenon ganz allein zu gefallen. Das Fräulein von Glapion, die bestimmt war, die ganze Welt zu verachten, und in St. Cyr zu regieren, diese spielte ihre Rolle mit so vielem Verstande und solcher Klugheit, daß man ihre Person vergaß, und nur den Mardochai bewunderte.

Der

Der König und die Königinn von Englands, wollten gleichfalls dieses neue Stück aufführen sehen, und es wurde bey dieser Gelegenheit das Schauspiel um ein großes verschönert. Die Personen, so auf der Bühne erschienen, waren mit Juwelen bedeckt, und die Musik wurde von den besten Leuten aus der Kapelle des Königs aufgeführet. Man hätte keine bessere Materie, als diese, wählen können. Racine hatte die Alten nachgeahmet, die in ihren Stücken die Begebenheiten ihrer Zeiten mit einzumengen wußten. Racine hatte in diesem Trauerspiele, den Hof und die Zuschauer abgemalet: und gleichwohl waren die Stellen aus der Schrift unverändert beybehalten, die ihres vortrefflichen Ursprungs wegen, nicht verfälschet werden konnten. Es hatten ihm die Auftritte, die nach seinem eignen Ausdrucke Gott selbst bereitet hatte, dem Aristoteles zu Trotze! auch in Versen am besten gefallen. Niemals hat ein Dichter so eine Menge prächtige Zuschauer gefunden, als dieser. Alles was sich in Europa großes, zu Versailles sinnreiches, und in Paris reizendes fand, war hier versammlet. Man sah den Verfasser auf der Schaubühne, wie er von einer lebhaft

e) Man hat dir zweifelsfrey der stolzen Vasthi Fall
An deren Platz ich steh, vor langer Zeit erzählt;
Wie Ahasver von Haß und Rachgier ganz entflammet,
Sie so von seinem Thron als von dem Bett entfernet.
Allein aus seiner Brust war sie nicht gleich vertilgt,
Auch den erzürnten Geist hat sie noch lang beherrscht:

lebhaft, beſcheidenen Freude durchdrungen war. An ſeiner Seite ſtund Deſpreaux, der ſeine ſonſt ſo eiferſüchtige und traurige Stirne völlig aufheiterte, und von dem Ruhme ſeines Freundes ganz trunken zu ſeyn ſchien. Die Frau von Monteſpan und Louvois, die unter der Menge ſich verlohren fanden, ſuchten einander mit den Augen zu begegnen; da ſie ſich auf der Schaubühne unter den Namen der Vaſthi *c*), und des Hamanns erblickten *d*). Sie waren beſchämt, an einem Orte zu erſcheinen, wo man ihnen den letzten Druck gab. Sie erröthe-ten darüber, und klopften gleich wie die andern in die Hände. Der König und die Königinn von England freuten ſich, den Pabſt, der zu ihrer Abſetzung vom Throne viel beygetragen hatte, auch hier, in dem Gleichniſſe von einem Blinden, dem der Teufel beyde Augen ausgeſtochen hatte, zu finden *e*). Ludwig ſchien über die Klage der Frömmigkeit ein wenig beſtürzt zu ſeyn, die aus ſeiner fleißigen Abwartung der Meſſe, und der Sorgfalt, mit welcher er ſeine Gedanken darinnen ſammlete, ein verdienſtliches Werk bey Gott machen wollte *f*); allein er wurde entzücket, da er ſich in der Großmuth eines

d) Man maß dem Louvois ein Vorhaben bey, das Gelegenheit zu dieſem Verſe gegeben hatte:
Il fait qu'il me doit tout &c. &c.

e) Et l'enfer couvrant tout de ſes voiles funebres;
Sur les yeux les plus ſaints a jetté ſes tenebres!

f) De ta gloire animé lui ſeul de tant de Rois
S'arme pour ta querelle, & combat pour tes droits &c.
Baiſer avec reſpect le parvis de tes temples.

eines Königs von Perſien, in ſeiner Liebe zur Gerechtigkeit, und in ſeiner Zärtlichkeit für die Eſther ſo deutlich beſchrieben fand. Die Frau von Maintenon ſaß neben ihm auf einem Seſſel. Sie war aufmerkſam auf alle Fragen des Königes. Aller Augen waren auf ſie gerichtet, und ſie ertrug dieſen ſtillen Beyfall mit aller Hoheit und Beſcheidenheit. Sie verbarg öffentlich ihre Freude über den guten Erfolg, den ſie bey ihren Schülerinnen gewahr wurde; um das Vergnügen zu verbergen, das ſie über die ſchmäuchelhafte Anwendung, worauf das ganze Stück zielte, wirklich empfand. Der Sieg, den Eſther erreichte, war dem ihrigen ganz gleich. Sie iſt, ſagte man, die Eſther, die aus dem vertriebenen Geſchlechte entſproſſen iſt! die durch ihre Tugend ganz allein, das Herz eines mächtigen Königes eingenommen hat; die in ihrer Einſamkeit ſich bemühet, die zarten jungen und fremden Pflanzen ſelbſt zu pflegen und zu warten; die alle eitle Ehre nichts achtet, ſondern ihren Ruhm darinnen findet, ſich ſelbſt zu vergeſſen. Ahasverus redet niemals von ihrer Schönheit, nicht von ihren Annehmlichkeiten, die Racine ſo gut zu beſchreiben wußte: er rühmte viel ſchätzbarere Eigenſchaften, ſo Eſther beſaß:

Ich finde ſtets in dir, das ungemeine Weſen,
Das mich beſtändig reizt und immer feſſeln wird,
Den mächtig ſtarken Zug, der anmuthsvollen
Tugend.

Bey der Tafel ſprach er folgendes zu ihr:

Ein jedes Wort von dir kann in geheim verbinden.
Die edle Ehrbarkeit begleitet was du thuſt.
Dieß iſt dein eigner Werth, dem gleicht kein Gold, kein Purpur.

Dieſe Jüdinn, die ihre ehemaligen Mitbrüder noch liebte, und ſich ſcheute ſie zu beſchützen, war ebenfalls der Frau von Maintenon gleich; welche das mitleidigſte Herz von der Welt hatte, und gleichwohl die Proteſtanten unterdrücken ließ. Die vertriebenen Hugonotten waren die vertilgten Juden; und dieſer Vers hatte das Glück, Beyfall zu finden:

Der König glaubte leicht, und unterſchrieb noch leichter,
Den ſchrecklichen Befehl ꝛc. ꝛc.

Dieſer wurde gleichfalls nicht getadelt:

Der größeſte Monarch kann hintergangen werden ꝛc. ꝛc.

Die Schmäucheley hatte die Vorſichtigkeit des Königs ſo ſehr gelobet; den großen Arnauld hatte man durchgehends, ſeiner Verwegenheit halber, ſo ſehr getadelt, der geſaget hatte: daß Ludwig der große ſich irren konnte; daß dieſe ewige Wahrheit, als ein neuer und kühner Ausdruck angeſehen wurde. Man machte noch andere Anmerkungen, man fand in dieſem Trauerſpiele tauſend Sachen, daran der Verfaſſer nicht gedacht, als

als er ſolches geſchrieben hatte; und die er nicht gewahr wurde, da es fertig war.

Den 26ſten Februar.

Dieſe Ergötzlichkeit dauerte bis zur Faſten, welche eben zu rechter Zeit eintrat, daß die Frau von Maintenon, die von der Ehre, Beſchwerlichkeit und Vergnügung ganz ermüdet war, ſich wieder erholen konnte. Dieſes Schauſpiel verhinderte keinesweges, daß die Ordensregeln zu St. Cyr nicht mit allem gewöhnlichen Fleiße wären ausgeübet worden. Die Ordensfräulein waren ſo aufmerkſam auf ihre Pflichten, als wenn dieſes Trauerſpiel hundert Meilen weit von ihnen wäre aufgeführet worden. Sie hatten ihre beſondern Plätze, worauf ſie aber ſehr ſelten erſchienen.

Racine wollte dieſes Stück von ſeiner Arbeit der Frau von Maintenon zueignen: allein, an ſtatt, daß dieſelbe ein ſo ſchmäuchelhaftes Lob hätte billigen ſollen, verbeth ſie ihm vielmehr, nicht einmal in der Vorrede ihren Namen zu nennen. Eſther verlohr indeſſen allen ihren Werth, ſobald ſie gedruckt wurde. Sie ſchien im Leſen wenig Nachdruck zu haben; man fand viel matte Verſe darinnen; und wenig oder gar keine Lebhaftigkeit. Eine allzu-

*) So urtheilen oft Neider eines Poeten von ſeinen beſten Stücken; und machen Fehler aus den Schönheiten ſelbſt, die ſie bewundern würden, wenn ſie von ihren Freunden kämen. Boileau verſtund auch die Poeſie: und dem gefiel Eſther. Ja ſie gefällt itzo noch in Paris, und bey uns. Wir haben eine ſchöne Ueberſetzung davon, vom Herrn Conrad Steffens.

zu große Sorgfalt in den Stellen der Schrift nichts zu verändern, und deswegen die Regeln der Kunst zu wenig beobachtet *). Der Herzog von Feuillade ſagte dieſerhalben: der Druck dieſes Stückes iſt „eine gerichtliche Vorſtellung wider den allgemeinen „Beyfall, den es erhalten hat.„ Paris, das durchaus dem Hofe kein Vergnügen verſtatten will, daran ſeine Einwohner keinen Antheil haben, dieſes richtete die Eſther ſehr ſtrenge. Die Freunde des Racine behaupteten umſonſt, daß ſie den größten Kennern im Reiche gefallen hätte; allein, ſie erhielten zur Antwort: bey Hofe iſt nur ein einfacher Beyfall. Der Meynung deſſen, oder derjenigen, denen der ganze Ueberreſt gefallen will, ſtimmet alles bey. Racine ſagte: warum habe ich mich doch ſolchen Urtheilen ausgeſetzet? Warum hat man mich doch abgehalten, ein Cartheuſermönch zu werden? wie viel ruhiger würde ich alsdann nicht ſeyn! Er wurde endlich durch tauſend Louisd'or über ſeinen Kummer getröſtet. Im 1721ſten Jahre ſtellten die Komödianten zu Paris das Trauerſpiel Eſther vor; allein nicht mehr als ein einzigesmal **). Dieſerwegen machte ein gewiſſer kluger Mann g) den Schluß: daß es ein ſehr ſchlechtes Stück wäre. Eſther erſchien

*) Da ſieht man die Kraft der pariſiſchen Vorurtheile und Rotten im Schauplatze! Auch das beſte kann nicht gelingen, wenn gewiſſe Parteyen nicht wollen. Nun gehe man, und mache das daſige Parterre zum Oberrichter des guten Geſchmackes von Europa.

g) S. Voltairens Siecle de Louis XIV. im zweyten Theile der Berliner Auflage.

schien darum nicht wieder auf dem Schauplatze, weil die Chöre fehlten, so darzwischen singen sollten: und dadurch wurde diesem Stücke sein größter Zierrath benommen. Dieses Schauspiel erweckte bey den Zuschauern Verdruß, weil es von Personen vorgestellet wurde, die nicht darzu gemachet waren. Wäre es von den Fräulein zu St. Cyr aufgeführet worden; so hätte es dieselben Regungen wieder hervorgebracht. Es gehörten die natürliche Aufrichtigkeit, die unverfälschten Stimmen, und die unschuldigen Seelen darzu, für welche Racine gearbeitet hatte. Esther, welche mittelmäßig auf dem Theater zu St. Germain zu seyn schien, diese Esther war ein Meisterstück auf der Schaubühne zu St. Cyr.

Der Verfasser vom Siecle de Louis XIV. füget noch folgendes hinzu:

„Jedermann, der unpartenisch von diesem Stücke „urtheilete, fand nichts darinnen, als eine Bege„benheit, die ohne einigen Nutzen und ohne alle „Wahrscheinlichkeit ist; einen thörichten König, „der schon sechs Monathe mit seiner Frau gelebet „hatte, ohne zu wissen, wer sie wäre: der, ohne die „geringste Ursache Befehl ertheilete, ein ganzes Volk „umzubringen, und der nachher eben so unbesonne„ner Weise seinen Liebling henken ließ.„

Diese Zergliederung ist sehr unbillig. Die Zuschauer fanden dergleichen nicht darinnen: denn die Zuschauer waren Christen. Man stellte ihnen ein wichtiges und wundernswürdiges Stück aus einem Buche vor, das unter die göttlichen gezählet wird: und kein Mensch bemühte sich, eine Sache zu unterſu-

terſuchen, die man für klar bewieſen hält. Paris war in Anſehung der Eſther in derſelben Verfaſſung, darinnen ſich Athen, in Anſehung der Iphigenia befand, derer Stelle eine junge Kuh vertrat; oder als es bey jedem andern Stücke ſeyn würde, das eben ſo bewundernswürdig ausgeführet würde, als es angefangen wäre. Es war genug, den Franzoſen, ſo wie den Griechen, ein Schauſpiel zu zeigen, das mit den Begriffen ihrer Religion und ihrer Theologie übereinſtimmete.

Dem ſey wie ihm wolle! ſo gefiel dem Könige Eſther ſo ſehr, daß Racine Befehl erhielt, ein anderes Stück auf das künftige Jahr zu verfertigen. Er entſchuldigte ſich, und wandte vor, daß ihm die Geſchichte von Seiner Majeſtät, zu wenig Muße ließe, etwas anders zu unternehmen. Dieſe Entſchuldigung aber fand nicht ſtatt. Jedoch die wahre Urſache, warum der Dichter ſich dieſer Arbeit widerſetzte, war wohl die Schwierigkeit, ſo er ſich vorſtellte, in der heiligen Schrift noch eine ſo glückliche Materie anzutreffen, als ihm Eſther an die Hand gegeben hatte. Die Frau von Sevigne glaubte, daß dieſes ganz unmöglich wäre. Allein, Racine fand in dem zweyten Buche der Chronik eine wichtige Handlung und Inhalts genug, die Liebe, die Einſchaltungen und die Vertrauten davon wegzulaſſen. Er wußte die Unſchuld des ganzen Handels, und den Mangel einer großen Leidenſchaft, durch die Zierlichkeit der Dichtkunſt, durch die Wahrheit der Geſinnungen, durch die glückliche Anwendung der erhabenſten Stellen der Schrift, völlig zu erſetzen.

Er las dieses Stück der Frau von Maintenon vor. Als er nun darinnen auf diese Zeile kam:

Sie ist unschlüssig, sie zweifelt, kurz sie ist ein Weib.

konnte sie einige Regung des Verdrusses nicht verbergen, dadurch sie zeigte: daß sie selbst noch eins wäre. Herr Dürand, Vorsteher der Geistlichen bey dem Invalidenhause zu Paris, und ein großer Feind von allen Schauspielen, schüttelte den Kopf; als er die Probe der Athalia mit anhörte, und versicherte: daß er wider diese Ergötzlichkeit predigen und schreiben wollte. Der Tonkünstler versicherte diesen strengen Tadler: daß es ein heiliges Werk wäre, und setzte ihm die Freyheit entgegen, der man sich auf dem strengen Schauplatze der St. Lorenzmesse bediente: welche die Gesellschaft der Priester von St. Lazarus hatte errichten lassen, und allwo man die unanständigsten Vorstellungen auf die Bühne brachte. Die Furcht bemeisterte sich der Gemüther, und man ward in der Vorbereitung sehr kaltsinnig. Athalia ward ohne Beyfall wiederholet; und man lernte den Jephtha vom Boyer, und vom Abte Tetú, ohne Nacheiferung. Racine schien anfangs darüber beleidiget zu seyn, und behauptete: daß seine Arbeit fähig wäre, die Tugend einzuflößen. Der Geistliche von der Versammlung zu St. Lazarus bewies ihm: daß das allerheiligste Trauerspiel zu seiner Verdammniß zureichend wäre. Racine glaubte es, und würde die Athalia den Augenblick verbrannt haben, als ein Stück, dessen ein Christ sich schämen müsse: wenn ihm die Frau von Maintenon

non dieſe fantaſtiſchen Einbildungen nicht verwieſen hätte. So gewiß beweiſt dieſes den Satz: daß bisweilen ein witziger Kopf die albernſte Creatur iſt.

Der Pfarrer zu Verſailles unterbrach *h*) zum öftern dieſe unſchuldigen Ergötzlichkeiten. In einer Zuſammenkunft, einiger Ordensfrauen von der Charite, welcher die Frau von Maintenon jedesmal beywohnte, fiel das Geſpräch, ehe man die gewöhnlichen Unterredungen anfieng, auf das Trauerſpiel Eſther. Die Schmäucheley machte einige Zuſätze zu den Lobſprüchen, ſo mit der Wahrheit überein ſtimmten. Der Geiſtliche erwartete mit Schmerzen den Augenblick, da er reden könnte. Die Frau von Maintenon erwähnte mit vieler Zufriedenheit, den Namen aller Ordensgeiſtlichen, die bereits Zuſchauer dieſes Trauerſpiels geweſen, oder die es noch zu ſehen verlangten. Es iſt keiner mehr übrig, als ſie, mein Herr, ſagte ſie zu dem Pfarrer, der dieſes Stück nicht geſehen hätte. Werden ſie ſich nicht bald einmal dabey einſtellen? Hebert antwortete durch eine tiefe Verbeugung. Allein, erwiederte die Frau von Maintenon auf dieſes nachdrückliche Stillſchweigen: der Pater von Chamilly, ein Prieſter des Oratorii, den das Alter und ſeine Frömmigkeit ehrwürdig machen, bewirbt ſich um einen Platz in unſerm Parterre. Ich wünſchte wohl, fügte ſie hinzu, und ſah auf den Herrn Hebert, heute in ſo guter Geſellſchaft dahin zu gehen.

h) Die ſchriftlichen Nachrichten vom Hebert, Biſchof von Agen, von der 212 Seite bis zu der 237 Seite.

Ich will bitten, ſagte der Geiſtliche, mich bey dieſer Gelegenheit zu entſchuldigen, und machte mit ſeinen Ermahnungen den Anfang.

So bald ſie zu Ende waren, ſchalten die Frauen von Chevreuſe und von Beauvilliers den Pfarrer über ſeine öffentliche Weigerung. Sie haben die Frau von Maintenon nicht wenig beleidiget, ſagten ſie zu ihm. Die Eſther vorſtellen zu ſehen, iſt eine Gunſt, darum viele gebethen haben. Sie ladet man darzu ein; und ſie ſchlagen es mit ſo einem Tone ab, der es noch misbilliget. Man wird nicht mehr ſo viel Vertrauen auf ſie ſetzen. Man wird ihre Sittenlehre für übertrieben halten, und ſie werden als der Tadler ſo vieler Biſchöfe angeſehen, und gefürchtet werden. Sie werden einen Credit verlieren, der ihren Eifer kräftig machen kann. Meine Urſachen, fiel Hebert ein, ſind keine unnützen Schwierigkeiten. Ich werde ihnen Rechenſchaft davon geben: und die Frau von Maintenon ſoll ſelbſt Richterinn davon ſeyn. Wenn dieſe mich verurtheilet, ſo will ich gern nachgeben.

Denſelben Abend ſagte er zu derſelben: Sie kennen die Ehrerbiethung, gnädige Frau, die ich gegen ſie habe: allein ſie wiſſen auch, wie ſcharf ich auf der Kanzel wider die Schauſpiele predige. Die Eſther iſt nicht unter dieſer Verbannung begriffen. Wenn dieſes nicht iſt, ſagte die Frau von Maintenon, warum weigern ſie ſich dann, dieſelbe anzuhören? Das Volk, antwortete der Pfarrer, kennet den Unterſchied nicht, der zwiſchen dieſem, oder einem andern Schauſpiele iſt. Wenn ich dahin

gienge,

gienge, ſo würde man mehr an meine Thaten, als an meine Worte glauben. Der gute Namen eines Lehrers Jeſu Chriſti iſt viel zu wichtig, als daß man ihn der Höflichkeit oder der Neugier aufopfern ſollte. Und glauben ſie wohl, daß es den Predigern anſtändig ſey, zwo ganze Stunden einem Schauſpiele beyzuwohnen, das von jungen, wohlgeſtalten, liebenswürdigen Mägdchen vorgeſtellet wird? Das heißt ja, ſich Verſuchungen ausſetzen! Selbſt Hofleute haben mir aufrichtig bekannt, daß ihre Leidenſchaften bey dem Anblicke dieſer Kinder viel lebhafter erreget würden, als wenn ſich alle Komödiantinnen auf der Bühne zeigten. Die Unſchuld der Jungfrauen iſt ein viel gefährlicherer Reiz, als die Frechheit der unverſchämteſten Weibsbilder. Das Laſter entheiliget alles.

Zum wenigſten will ich doch hoffen, ſagte die Frau von Maintenon: daß ſie die Ergötzlichkeiten, die von ſo großem Nutzen für die Jugend ſind, nicht gänzlich verwerfen werden. Hebert gab zur Antwort: ich glaube, daß ſie von jeder guten Erziehung ſollten verbannet ſeyn. Ihre Hauptabſicht, gnädige Frau, geht dahin, ihren Untergebenen eine Unſträflichkeit der Sitten beyzubringen; werden ſie dieſe Lauterkeit dadurch behalten, wenn ſie dieſelben auf der Bühne den begierigen Blicken des ganzen Hofes bloß ſtellen? Sie verlieren dadurch die beſcheidene Schamhaftigkeit, die ſie in den Schranken ihrer Schuldigkeit erhält. Wird ein Mägdchen wohl Bedenken tragen, mit einer Mannsperſon allein zu ſprechen, nachdem ſie ſo öffentlich und frey

sich vielen gezeiget hat? Der Beyfall, den die Zuschauer der Schönheit und den natürlichen Gaben dieser jungen Personen ertheilen, macht sie hoffärtig. Da ich ein Amt verwalte, das wider alle Leidenschaften streitet, so kann ich der eitlen Ehre nicht entsagen, auch vor meinem Könige zu predigen. Wie sollten diese Kinder sich vor der Eitelkeit beschützen können, die ihnen so natürlich ist?

Gleichwohl, erwiederte die Frau von Maintenon, sind diese Uebungen von allen Zeiten her in den Schulen eingeführet gewesen, und darinnen gebilliget worden. Dieses betrifft keinesweges, antwortete der Geistliche, die Frauenzimmerschulen. Die Mannsleute, die zu verschiedenen Bedienungen und Aemtern bestimmet werden, sind genöthiget, zuweilen öffentlich zu reden. Der Parlamentsrath, der Geistliche und der Kriegsmann, haben allerseits nöthig, sich in der Redekunst zu üben. Das weibliche Geschlecht hingegen ist zum eingezogenen Leben bestimmet. Ihre Tugend ist, furchtsam zu seyn, und ihre Ehre, bescheiden zu seyn. Ich will der Zeit nicht erwähnen, die man auf das Auswendiglernen der Rollen verschwendet; der Zerstreuungen, so die Annehmlichkeit der Verse verursachet; des Stolzes derjenigen, die ihre Rolle spielen sollen, und der Eifersucht der andern, so nichts dabey zu thun haben; des stolzen Wesens, welches sie auf der Bühne annehmen, und das sie nachher niemals verläßt, und unzähliger andern Dinge, die der Absicht ihrer Stiftung ganz und gar zuwider sind. Ich will nur noch ein Wort hinzufügen. St. Cyr ist das Augenmerk

von

von allen Klöſtern: alle mit einander werden dem Beyſpiele folgen, das St. Cyr gegeben hat. Man wird der geiſtlichen Stücke endlich müde werden, und weltliche vorſtellen; man wird weltliche Leute zu dieſen Schauſpielen einladen, und an ſtatt, daß man in dem Probejahre gute Nonnen machen ſollte, wird man in allen Ordenshäuſern gute Komödiantinnen abrichten.

Ich bin ſehr ihrer Meynung, ſagte die Frau von Maintenon: allein, der heilige Franciſcus von Sales war nicht ſo ſtrenge, als ſie ſind. Er erlaubet ſeinen Nonnen, geiſtliche Stücke aufzuführen. Dieſes iſt wahr, antwortete Hebert: allein, dieſer große Heilige erlaubet es ihnen nicht allein nur unter ſich, ſondern auch ſehr ſelten, und in dem Innerſten ihres Kloſters dieſelben aufzuführen. In dem Orden der Viſitation iſt das ein geheimer Zeitvertreib; zu St. Cyr iſt es ein öffentliches Schauſpiel.

Dieſe Urſachen machten die Frau von Maintenon zweifelhaft. Allein, der Abt Gobelin, Fenelon, die Herren Tiberge und Briſacier hatten der Eſther Beyfall gegeben. Der Abt des Marais hatte ſich nicht darüber beklaget: und alſo ſollte auch Athalia vorgeſtellet werden. Dieſe Nachricht beunruhigte die Frommen und die witzigen Köpfe; die erſten recht aufrichtig, und die andern aus Eiferſucht. Von allen Seiten mußte die Frau von Maintenon hören: daß es unanſtändig wäre, ihre Nichte, und ſo viele Fräulein aus allen Provinzen des Reichs auf der Bühne zu zeigen; und daß

dieſes mit der Vorſtellung und den Begriffen gar nicht überein käme, die man ſich von der Einrichtung zu St. Cyr gemachet hätte. Sie erhielt die boshaftigſten Briefe ohne Namen, unter dem Scheine und Vorwande des Eifers. Man beſchuldigte den Racine, daß er ein Janſeniſt wäre, und fragte die Frau von Maintenon: ob ſie dieſen Irrthum in dem Hauſe zu St. Cyr auch einführen wollte?

Die Heiligkeit des Ortes, der Inhalt der Trauerſpiele, und die Art und Weiſe, mit welcher die Zuſchauer in dem Gefolge des Königes nach St. Cyr gekommen waren, dienten der Frau von Maintenon zu ihrer völligen Rechtfertigung. Sie hätte dieſe ausgeſtreueten Gerüchte, die auf den Neid und einen unbedachtſamen Eifer gegründet waren, verachten können. Allein die vernünftigen Urſachen Heberts, welche der Abt Desmarais gebilliget hatte, machten mehr Eindruck bey derſelben. Athalia wurde zweymal zu Verſailles in Gegenwart des Königes; aber in der Frau von Maintenon ihrem Zimmer, und in den Stiftskleidern von St. Cyr aufgeführet. Die Vorſtellung aber ſchien deshalben nicht kaltſinniger zu ſeyn; und ſie machte einen viel lebhaftern Eindruck, als da nachher dieſes Stück durch eine geſchminkte Joſabeth, durch eine übertriebene Athalia, und durch einen Hohenprieſter verunſtaltet wurde; welchen letzten die Frau von Caylûs viel fähiger hielt, die Capucinergeberden des kleinen Paters Honore nachzunahmen, als

als mit dem Ansehen eines Propheten auf dem Schauplatze zu erscheinen.

Die Frau von Maintenon ließ endlich auf Bitten der britannischen Majestäten geschehen, daß eine prächtigere Vorstellung aufgeführet wurde. Der Pater de la Chaise, Fenelon, und viele andere Geistliche, heiligten dieselbe durch ihre Gegenwart. Die Frau von Maintenon bath den Bischof von Chartres gleichfalls dabey zu seyn. Fenelon, sein College und sein Freund, konnte ihn nicht dazu bewegen. So lange das Schauspiel dauerte, hielt dieser Bischof den Ordensfrauen von St. Ludwig, eine erbauliche Unterredung, über den beklagenswürdigen Zustand der Christen, die vor der Fastenzeit sich allen ärgerlichen Lustbarkeiten überliessen, und über die Nothwendigkeit, sodann in der Stille und Einsamkeit Kirchenbuße zu thun.

Racine bekam einen gänzlichen Abscheu, für den Schauplatz zu arbeiten, und sagte: daß er weiter nichts mehr, als die Geschichte Ludwigs des XIV. schreiben wollte. Allein er fürchtete vielleicht, daß man ihn eines Undanks beschuldigen möchte, wenn er Wahrheiten sagte; oder daß es aus Erkenntlichkeit geschähe, wenn er nicht satirisch schriebe. Vielleicht mangelten ihm die nöthigen Nachrichten darzu: und Racine glaubte, daß es ihm unanständig wäre, die Zeitungen, und die bey Hofe ausgestreuten Gerüchte in seine gute Schreibart einzukleiden. Er arbeitete also sehr langsam an diesem Werke, das seiner Ehre zum Glücke, in einer Feuersbrunst verbrannte. Als Valincourt sah, daß es beynahe

schon

schon von der Flamme verzehret war, gab er einem Savoyarden zwanzig Louisd'or, um es noch der Gewalt des Feuers zu entreißen. Allein an statt dieses einzigen geschriebenen Buchs, das man nur retten wollte, brachte der Savoyer eine Sammlung französischer Zeitungen. Diese Zeitungsblätter, sowohl als die Nachrichten der damaligen Zeiten; die Sammlung der Urkunden, das Tagebuch vom Dangeau, was die Neuigkeiten des Hofes betrifft, das Jahrhundert Ludwigs des XIV. in Ansehung der Künste, die Schreiben verschiedener Officierer über Umstände des Kriegs; die Unterhandlungen verschiedener Gesandten, die auswärtigen Sachen betreffend; die Schriften der Friedensunterhandlungen; die Briefe des Herrn von Torcy, und der Prinzessinn von Ursini, über die spanischen Angelegenheiten, alle diese können die neugierigen Leser über diesen Verlust zufrieden stellen. Man müßte denn die Schreibart des Racine und Boileau bedauern, deren ungebundene Schreibart gleichwohl nichts ausserordentliches hatte; oder des Valincourt seine, der ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller war.

Racine verfertigte zum Gebrauche des Hauses St. Cyr einige Gesänge, welche beweisen, daß er kein Liederdichter war. Es wurde eins vor dem Könige gesungen, der bey diesem Verse:

Mon

*) Ein merkwürdiges Beyspiel, daß ein und derselbe Dichter, zehn, zwanzig Jahre seiner Nation gefallen; und bey veränderten Umständen, wiederum unbillig

Mon Dieu! quelle guerre cruelle!
Je trouve deux hommes en moi:
L'un veut, que plein d'amour pour toi,
Je te ſois ſans ceſſe fidelle;
L'autre à tes volontés rebelle
Me ſouleve contre ta loi.

zu der Frau von Maintenon ſagte: Ach! Madame, dieſe zween Menſchen kenne ich nur allzugut.

So bald Athalia gedruckt war, bemühte man ſich mehr, ſie zu tadeln, als ſie zu leſen. Man glaubte, daß ein Stück, worinnen ein Kind die Hauptrolle ſpielte, auch nur für Kinder gehörte. Racine war überzeuget, daß er ſeines Zweckes verfehlet hätte: die Frau von Maintenon allein behauptete: daß Racine nichts beſſers, nichts ſchöners gemacht hätte. Der Geſchmack der Pariſer hatte ſich mit den Gaben zugleich verlohren.

Die größten Männer werden allemal zu den Zeiten, darinnen ſie leben, am ſchärfſten beurtheilet. Konnte Racine wohl einem Volke gefallen, das den Campiſtron bewunderte? *)

So bald durch die Regentſchaft der Geiſt der Freyheit dem Volke wiederum ganz eigen geworden, der ihm vorhin durch den Schein der Frömmigkeit geraubet war; erſchien auch Athalia von neuem, und wurde mit unendlichem Beyfalle aufgenom-

*) verachtet werden kann. Aber die Folgezeit rächet ihn bald wieder; auch einem neidiſchen Voltaire zu Trotze.

nommen. Es wurden Anmerkungen darüber gemachet. Das Volk fand in dem Bilde des Joas, der durch den Hohenpriester und durch die Josabeth, beym Leben geblieben war, seinen König; dessen Erhaltung es einem Bischofe, und der Frau von Vantadour zu danken hatte. Abner sollte Villeroi seyn, und so weiter die übrigen. Die Anverwandten vom Racine verwunderten sich sehr, daß die öffentlichen Schauspieler sich eines Stückes bemächtigten, das nur allein den Stiftsfrauen von St. Ludwig zugehörte; und die Frau von Maintenon ebenfalls, daß der Erzbischof von Paris nicht eine Lustbarkeit verboth, die ihr eine Entheiligung zu seyn schien. Die Rathspersonen in Amsterdam waren im vergangenen Jahre viel weiser und strenger: sie untersagten den französischen Schauspielern, die Athalia aufzuführen, weil es eine Nachahmung der heiligen Schrift wäre. Sie hielten die Phädra für eine Sittenlehre: allein die Athalia sahen sie als einen Eingriff in die Würde der Religion an.

Der unbilligen Urtheile des Volks ungeachtet, wurde Athalia doch bey Hofe von der Herzoginn von Burgund, dem Herzoge von Orleans, der Gräfinn von Ayen, und dem Fräulein von Osmond u. s. w. vorgestellet. Die Frau von Maintenon machte alle Anstalten zu diesen sinnreichen Beschäfftigungen, dadurch der Prinzessinn ihr Verstand gebildet wurde, und die dem Könige zum Zeitvertreibe dienten, dessen Seele, ob sie gleich schwach wurde, doch immer noch Empfindung hatte, und

kein

kein ander Vergnügen, als an den Künſten fand, die ihm die Frömmigkeit unterſagte.

Die Frau von Maintenon beſchützte, ihrer Gottesfurcht ungeachtet, dennoch die Gaben des Witzes. Der Abt von Choiſi, Düche, der Abt Terû, Rouſſeau, der Abt Pelegrin, alle arbeiteten für St. Cyr, und wurden von der Frau von Maintenon belohnet. Wir haben ihr die Judith, den Jephta, den Abſolon, die Debora, die chriſtlichen Oden, und die geheiligten Oden zu danken. Von allen witzigen Köpfen traf keiner ihren Geſchmack ſo, wie Racine: der die Achtung, ſo die Frau von Maintenon ihm erzeigte, mit Bewunderung erwiederte. Er ſagte zum öftern: ich kenne keine unverfälſchtere Tugend, als ſie beſitzt. Sie verſchaffte ihm die Stelle eines wirklichen Hofjunkers. k) „Die Frau von Maintenon ſagte: „ich mag ihn wohl leiden, er hat in ſeinem Umgange die unſchuldige Einfalt eines Kindes. Alles, was ich für den Boileau thun kann, iſt, daß „ich ihn leſe. Denn er iſt gar zu ſehr ein Dichter!„ Gleichwohl fand die Frau von Maintenon ihr Lob in der Satire auf die Weiber darinnen. Deſpreaux ſagt, daß er eine kennte:

Humble dans les grandeurs, ſage dans la fortune,
Qui gemit, comme Eſther, de ſa gloire importune,

Auch folgende zwo Zeilen giengen auf die Frau von Maintenon, wenn er ſaget:

Qu à

k) Die Handſchriften des Biſchofs von Agen.

Qu' à l' egliſe jamais devant le Dieu jaloux
Un faſtueux carreaux ſoit vû ſous ſes genoux.

Aber **Deſpreaux**, der in ſeinen Geſprächen eben ſo unvorſichtig, als in ſeinen Schriften ungerecht war, unterließ nicht, verſchiedene Stacheireden wider der Frau von **Maintenon** ihren erſten Mann auszuſtoßen: von welchem ſie niemals, weder in ihrer, noch in des Königs Gegenwart wollte reden hören. Als **Boileau** einmal wider die poſſenhafte Schreibart ſprach, drückte er ſich alſo aus: „Zu allem Glücke hat man dieſen Geſchmack verlohren, und **Scarron** wird ſogar in keiner Provinz „mehr geleſen.„ **Racine** unterbrach ſo gleich das Geſpräch, und als er mit ihm allein war, ſagte er zu ihm: „Ich mag nicht mehr in ihrer Geſellſchaft „bey Hofe ſeyn. Geſtern war **Dom Japhet** auf „der Bahn, heute der verhunzte **Virgil**. Haben „ſie den Antheil vergeſſen, den ſie daran nimmt? „**Boileau** antwortete: Nein! aber ſo bald ich ſie „gewahr werde, iſt jenes das erſte, was ich vergeſſe.„

Die Frau von **Maintenon** redete öfters von ihrem verſtorbenen Manne, und erzeigte noch einigen von ſeinen Anverwandten viel Wohlthaten; allein, ſie nennte niemals ſeinen Namen *h*). Sie ſagte gemeiniglich: als ich mit dem **Manne** lebte; oder, als ich den armen gebrechlichen **Mann** warrete. Dieſes war unſtreitig eine kindiſche Behutſamkeit; allein ſie mußte ſolche um des Königs wil-

h) Die Nachrichten der Frau von Bouſſi.

willen gebrauchen. Alles, was ihre Lebensart Erhabnes zeigte, war ihrer Neigung gemäß, und ihrem Gemüthe eigen; was aber etwas kleines dabey vorfiel, das gehörte zu der Stelle, die sie bekleidete. Die Frau von Maintenon verlangte aus Eifer für das gemeine Beste, einen Aufsatz vom Racine, darinnen das Elend des Volkes beschrieben wäre. Aus Gehorsam nennt sie dem Könige wider ihr Versprechen, den Verfasser davon. Ludwig, welcher sehr unwillig wurde, daß sein Geschichtschreiber, die Fehler seiner Regierung eingesehen hatte, verboth ihm, sich jemals wieder vor ihm sehen zu lassen.

Die Frau von Maintenon sprach Racinen zum letzten male, um Abschied von ihm zu nehmen. Von dieser Zeit an begleiteten ihn tausend traurige Vorstellungen: er bekam ein heftiges Fieber, fiel in eine gefahrliche Krankheit, und hatte einen außerordentlichen Abscheu vor Versailles; wo er die Person nicht mehr sah, die ihm diesen Aufenthalt sonst angenehm gemachet hatte. Sein Unglück beschäfftigte ihn ganz allein: er suchte sein Verbrechen; und weil er keines fand, so begieng er eines aus Unvorsichtigkeit.

Seine Neigung und sein Verdruß riefen ihn nach Portroyal zurück, welches er sich stellte, gänzlich verlassen zu haben. Er gieng ganz in geheim vom Hofe weg, um daselbst seine Freunde und alten Lehrer zu sprechen. Der König erfuhr es mit Unwillen; denn wie Hebert saget: so war der Janseniſmus das größte Verbrechen in seinen Augen.

Die Frau von Maintenon durfte nicht mehr beym Könige für einen Mann bitten, der so verhaßt war; Racine ward darüber von einem nagenden Kummer gequälet, der sein Leben verkürzte. Ein so zärtlicher Dichter sollte billig vor Empfindlichkeit sterben. Der König ließ in währender seiner Krankheit öfters nach ihm fragen. Allein, als man ihm sagte: daß Racine in seinem Testamente verlanget hätte, daß man ihn zu Portroyal begraben möchte: so bezeigte Ludwig kein Mitleiden über seinen Tod. Nunmehr lobe man noch die Könige, und mache sich Rechnung auf Hoffreunde!

Sechzehntes Hauptstück.

Des Königs Zuspruch zu St. Cyr.

Ludwig ward sein Werk nicht überdrüßig. Nichts war ihm schmäuchelhafter, als das Lob anzuhören, das man St. Cyr beylegte. Der römische Prälat Trevisani wurde außerordentlich gütig empfangen. Als dieser einmal das Ordenshaus St. Cyr sah, sprach er: „Die Kirchenlehrer „haben sich umsonst bemüht, das Machtwort: Es „werde! zu ergründen, welches Gott bey Erschaf„fung der Welt gesprochen hat. Wenn sie an mei„ner Stelle wären, so würden sie nicht begreifen „können, wie viel das Fiat eines Menschen hervor„bringen kann.„

Dieser Prälat brachte den Stiftsfrauen die Bulle selbst, über die Vereinigung der abteylichen Einkünfte von St. Denis, mit St. Cyr. Als der Pabst dieselbe zugestanden, hatte er dem Herzoge von Chaulnes zweymal gesaget: „Schreiben sie „der Frau von Maintenon, daß es in Ansehung „ihrer geschehen ist.„ Der König glaubte, daß er bey dieser Gelegenheit seine Willensmeynung aufs neue bekannt machen könnte. Er sagte dieserwegen: „Meine Gesinnungen sind redlich; ich habe bey die„ser Stiftung keine andere Absichten gehabt, als „daß dieselbe zur Ehre Gottes, zum Besten meines „Reichs, und zur Unterstützung meines Adels gerei-

„chen möchte. Ich beschwöre sie allerseits, sagte „er weiter, wobey er die sämmtlichen Ordensfrauen „und die Frau von Maintenon insbesondere an„sah; meine Absichten zu unterstützen, sich in der „wahren Gottesfurcht je mehr und mehr zu befesti„gen, und die Regeln dieser Einrichtung genau zu „befolgen. Alsdann werde ich ohne weitere Sorgen „wegen der Erziehung der Fräulein seyn, auf „welche die Hauptabsicht dieses Werkes gerichtet ist. „Dieser Zweck wird erreichet werden, wenn die Or„densfrauen in ihrem Stande vollkommen sind, „oder doch täglich vollkommen zu werden trachten. „Es ist unmöglich, sagte die Frau von Maintes„non: daß sie nicht allerseits vortreffliche Kloster„frauen seyn sollten, nachdem sie einen König zum „Prediger gehabt haben.

„Ludwig erwiederte: Es ist nicht meine Sa„che, mich in jede von ihren Pflichten besonders ein„zulassen; allein ich hoffe, wenn ich ihnen die Be„wegungsgründe dieser Stiftung öfters genug wie„derhole, sie zu einer getreuen Ausübung derselben „zu bewegen. Ich erhalte täglich Nachrichten da„von, die mich erfreuen; und ich werde sowohl mei„nen Zuspruch, als auch mein Zureden nicht spa„ren, wenn ich sie nöthig und nützlich zu seyn erachte.

„Die Frau von Maintenon erzählte ihm eini„ge erbauliche Handlungen von der Gottesfurcht der „Ordensfrauen und Klosterfräulein. Es befremdet „mich nicht, sagte der König: bey denen Ordens„frauen, die sich Gott ergeben haben, Tugenden „zu finden: allein ich bewundere dieselben an Kin„dern

„dern. Ich habe gewünschet, daß man hier Gutes „thun sollte: dieses geschieht, und alle meine Wün„sche sind erfüllet.„ Die Frau von Maintenon sagte: Lassen sich Eure Majestät die Ausgaben nicht reuen, die auf dieses Haus verwendet worden. Der König antwortete: „Wenn dieses Werk noch zu un„ternehmen wäre, würde ich es mit dem besten Her„zen von der Welt thun.

„Wir dürfen uns fast nicht schmäucheln, erwie„derte die Frau von Maintenon, daß unter so „vielen Personen, von verschiedenen Ständen und „Gemüthern keine seyn möchte, die von der Tugend, „die man allen einflößet, abweichen könnte. Allein „es wird schwer seyn, daß selbst diese, wenn die „Lehren und Gründe, die man in ihr Herz zu prä„gen suchet, in ihnen aufwachen, nicht wieder in „die Schranken ihrer Pflicht zurück kehren sollten. „So viel ist gewiß, daß der größte Theil von ih„nen in Unschuld leben wird.„ Ach! rief der König „aus, wie gut wäre es, wenn ich Gott so „viel Seelen wiederbringen könnte, als „ich ihm durch mein übles Beyspiel gerau„bet habe!„

Drey von den Kostfräulein bekamen einen Anfall von der Krankheit, die durch das Anrühren des Königes geheilet wird, seit dem die Priester sie die Kunst, Wunderwerke zu thun, gelehret haben. Der König wollte diese Personen in Gehenn anrühren. Bontems führte sie ins Zimmer. Die Kranken knieeten nieder, der König

kam in aller Stille hinein, sah sie genau an, hob die Augen gen Himmel, that ein eifriges Gebeth, und legte sodann seine Hand auf ihre Backen, mit folgenden Worten: Ich rühre dich an: Gott heile dich. Manseau füget hinzu: den andern Morgen war die kränkeste unter diesen dreyen, ohne Gebrauch eines andern Mittels, geheilet. So leicht ist es der Einbildung, Wunder zu thun, oder der Frömmigkeit, dieselben zu glauben *)!

Sieb-

*) Man möchte hier fragen: wie ward es denn mit den andern beyden?

Siebenzehntes Hauptstück.

Die strengen Gelübde.

Die Frau von Maintenon, ward täglich heiliger. Sie ward so strenge in ihren Sitten, als es der Stifterinn eines Ordenshauses zu seyn gebührte. Sie glaubte, weil sie einen Abscheu vor der Welt hatte, daß es leicht wäre, derselben zu entsagen; und ihre Absonderung brachte sie dahin, von ihren Untergebenen ein gleiches Opfer zu verlangen. Einige von ihnen, die sich den Wirkungen des Eifers ganz überließen, beklagten sich, daß ihre Regeln nicht strenge genug wären; und giengen in den Orden der Carmeliterinnen. Der Orden der heiligen Theresia, erhielt dadurch die Personen, die zur Erziehung der Kinder am geschicktesten waren. Die Frau von Maintenon fürchtete, daß nach ihrem Tode die eifrigen Gemüther, durch einen vollkommnern Stand möchten gereizet, und die Kaltsinnigen durch einen allzugroßen Zwang abgeschrecket werden dörften. Die Stiftsfrauen, so durch ein gemeinschaftliches Leben, und durch ein gleichförmiges Kleid vereinigt waren, diese konnten auf eine bloße Erlaubniß des Bischofes wieder in die Welt treten. Sie fürchtete, daß, so bald die Nachläßigkeit in St. Cyr sich einschleichen würde, so bald auch der bischöfliche Stuhl von Chartres, durch einen Prälaten vom Hofe würde

besetzet seyn: so bald würde St. Cyr leer, und die Fräulein übel erzogen werden. Der König würde sodann ein Haus, das seine Gesetze überträte, nicht mit Wohlthun überschütten, und wenn die dazu bestimmten Einkünfte einmal angegriffen wären, so würde das Parlament eine dem Staate unnütze Gesellschaft nicht schützen.

Dieses überlegte die Frau von Maintenon unzählige mal. Ihre Furcht vermehrte sich. Es fiel einer Layenschwester eine Erbschaft zu. Das ordentliche Gelübd benahm ihnen das Erbrecht nicht. Etliche von ihren Anverwandten machten ihre Ansprüche darzu streitig; einige andere wollten sie bewegen, ihr Recht zu behaupten. Die Layenschwester wollte lieber von der ganzen Erbschaft sich los sagen. Diesem Beyspiele wäre vielleicht nicht nachgeahmet worden, und diese Freyheit vernichtete die Uneigennützigkeit, in dem sie ein Eigenthum zu haben erlaubte, welches man doch gänzlich ausschließen wollte.

Die Klosterfrauen, denen man weis gemachet hatte, daß die feyerlichen Gelübde eben die Kraft der strengen Gelübde hätten; die erfuhren einige mit Schmerzen, andere mit Vergnügen, allerseits aber mit vieler Verwunderung, daß diese Gelübde von keiner gründlichen Dauer seyn könnten: als wenn dieselben den alten eingeführten und von der Kirche gebilligten Ordensregeln gleichförmig wären; etliche neue Ordensfräulein wurden ihres Standes müde: sie trugen Verlangen, in die Welt zu kommen; und folgten den Anschlägen derjenigen, die

sie

sie gern darinnen zu sehen wünschten. Es schien, daß sie ihre Pflichten erfülleten, weil sie sich nach ihrem Gefallen davon los machen konnten.

Die Frau von Maintenon ward über die Urtheile, über das Murren, und über die Gesinnungen etlicher Ordensfrauen sehr betrübt. Um ihrem Unbestande vorzubeugen, wollte sie eine Gesellschaft von geistlichen Aufsehern aufrichten: von deren Weisheit sie versichert war, daß das Ordenshaus doch nach ihrem Tode, was die geistlichen Sachen beträfe, gut regieret werden würde. Sie versammlete dieserwegen ihre geheimen Rathgeber. Diese bestunden aus den Herren von Fenelon, Desmarais, Tiberge und Brisacier: welche alle der Meynung waren, die Aufsicht von St. Cyr, den Priestern von St. Lazarus zu geben. Die Frau von Maintenon gab ihnen den Vorzug, als solchen Geistlichen, die alle in der Lehre übereinstimmeten, und welche durch öftere Unterredungen über die Sittenlehre befestiget würden. Ueberdieses waren es ehebare und uneigennützige Leute. St. Cyr wurde also durch ein neues Gebäude für dieselben vermehret. Als sie von jemanden gefraget wurde: warum sie nicht Jesuiten gewählet hätte? gab die Frau von Maintenon zur Antwort: „Ich will selber gern Herr in meinem „Hause seyn.„

Die Gesellschaft zu St. Cyr ward über die Ordensgelübde von neuem rege. Der Bischof von Chartres stellte voller Eifer vor: wie nöthig es wäre, zu Befestigung des Ordens strenge Regeln einzuführ-

zuführen, und daß der Titel eines Abts von St. Denis nicht anders, als einem Nonnenkloster zugefallen, gänzlich ausgelöschet werden könnte; daß vieleicht ein anderer König, andere Minister, auf den Einfall gerathen könnten, denselben wieder aufzurichten; und daß eine Gesellschaft, die von dem päbstlichen Stuhle bestätiget würde, weniger Veränderungen der Zeiten unterworfen wäre. Er verkündigte also den Ordensfrauen, daß, da ihr Gelübd nicht strenge wäre, sie sich nothwendig mit einem alten Kirchenorden vereinigen müßten, und daß sie keinen bessern, als den vom heiligen Augustino erwählen könnten. Dieser Vortrag schien sehr hart zu seyn. Sie hielten diese Veränderung für eine Neuerung, welche sowohl ihre Lebensart und ihr Gewissen, als auch ihre Einrichtung betraf. Der Bischof von Chartres setzte die Gemüther in große Unruhe und Verwirrung: allein die Frau von Maintenon erschien, und gab ihnen den Frieden wieder.

Der König war zu dieser Veränderung eben so wenig geneigt, als die Stiftsfrauen. Ludwig verehrte die Frömmigkeit, so in den Klöstern herrschte; allein das Nonnenschleyer und ihre übrige Kleidung und Regeln achtete er nicht: welche mehr die seltsamsten Einfälle derjenigen zeigen, die dieses eingeführet haben, als ein Beweis sind, daß die, so sich diesen Regeln unterworfen, der Eitelkeit sollten entsaget haben. Hierzu kam noch der Abscheu, den Ludwig vor allem, was neu war, hatte. Er sprach darüber also mit der Frau von Maintenon: „Was wird jedermann davon denken? Man wird „lachen!

„lachen! man wird sagen, daß wir nicht wissen, was „wir wollen; daß jedes Jahr einen neuen Auftritt „zeiget, und daß man deren immer noch mehrere zu „gewarten habe.„ Die Frau von Maintenon, die schon ihren Entschluß gefasset hatte, suchte nicht mit Gewalt die Neigung des Königs zu bestreiten. Sie ließ ihm Zeit, die Bewegungsgründe, die sie ihm mit einer so anscheinenden Gleichgültigkeit, und mit völliger Ergebung in seinen Willen, die der Gewalt allemal sowohl gefällt, vorgeleget hatte. Ihre Vorstellungen thaten endlich ihre Wirkung. Der König sagte folgende schöne Worte: „So mag es „denn ein Kloster werden! Man wird zwar sagen, wir „hätten unsere Maasregeln sehr übel genommen: al„lein das Volk, das alles meistert, mag auch die„ses tadeln! Wir wollen das thun, woraus das „meiste Gute entstehen kann.„

Diese Nachricht setzte alle Stiftsfrauen in Bewegung. Das Probejahr war dasjenige, was sie am meisten erschreckte: Sie fürchteten, daß man sie alle zurück schicken möchte; und hielten diese neue Prüfung für einen Vorwand sie auszuschließen. Ihre Vorsteher versammleten sich, über diese Veränderung in den Ordensgesetzen Unterredungen anzustellen. Die Stiftsfrauen antworteten, man möchte sich der Sorge sie umzuschmelzen überheben, und die Erneuerung ihrer Gesetze, sollte in einer öffentlichen Stiftsversammlung vorgeschlagen werden. Die Frau von Maintenon besänftigte sie abermal, und gab ihnen des Königs und ihr eignes Bildniß. Sie versprach ihnen zugleich, daß sie ihr Stiftskleid

behal-

behalten sollten: dieses war einer von den wichtigsten Punkten. Die ältern Stiftsschwestern fanden eben so viel Widerwillen bey sich, ein ander Kleid anzulegen, als Ergebenheit gegen die strengsten Regeln, die man ihnen vorschreiben möchte.

Die Rathgeber wurden wieder zusammen berufen, und das Geheimniß sehr sorgfältig verschwiegen; aus Furcht die Ordensfrauen zu beunruhigen, welche sich hätten vereinigen, und alle Anschläge stöhren können, die man wider sie faßte. Die Gottesgelehrten berathschlagten sich, stimmten aber nicht überein; sie wurden unwillig und überredeten niemanden als die neubekehrten Schwestern, die ihre Besserung zum ersten in der Aenderung ihres Kleides zeigten. Gleichwohl wurde eine Bittschrift entworfen, in welcher die Ordensschwestern, Se. päbstliche Heiligkeit ersuchten, ihnen Klostergelübde zu verstatten. Es beruhete nunmehr darauf, daß die ganze Gemeine dieselbe unterschreiben sollte: aber der eine Theil wollte nicht davon reden hören. Die Vorsteher wendeten alle ihre Geschicklichkeit an: allein, jemehr sie auf der Nothwendigkeit dieser Veränderung bestunden, und die Vollkommenheiten des Klosterlebens anpriesen; destomehr fürchteten die Ordensfräulein, derselben nicht würdig genug zu seyn. Einige von ihnen bathen sich Bedenkzeit darüber aus, die meisten erbothen sich mit vielen Thränen, sich den Rathschlägen ihrer Wohlthäterinn blindlings zu überlassen; die übrigen wagten es nicht, ein Wort darüber zu sprechen, und dieses Stillschweigen bekümmerte die Frau von Maintenon am allermeisten.

ſten. Sie redete über dieſe Sache nunmehr nur mit denjenigen ganz allein, die Neigung dazu hatten, und mit den übrigen, ſo wie es die Gelegenheit mit ſich brachte. Dieſes Vornehmen gerieth ſo gut, daß die allerwiderſpänſtigſten, ſich ihren Neigungen unterwarfen. Dieſes uneigennützige Bezeigen, welches keine Abſichten zu verbergen ſchien, benahm alles Mistrauen. Der menſchliche Eigennutz, der allemal ein Vergnügen findet, ſich in die heiligſten Sachen zu mengen, um die Grundſätze davon zu verderben, hatte gleichfalls ſeinen Antheil an dieſer Unternehmung. Die Stiftsfräulein glaubten, daß dieſe Gefälligkeit ihren Anverwandten nützlich wäre; und opferten ſich alſo zum andernmale der Wohlfahrt ihres Geſchlechts auf. Sie wurden durch ſchriftliche Geſetze verbindlich gemachet, darüber man ſie nicht zu Rathe zog; man nahm ihnen die alten Urkunden von ihrer erſten Einrichtung zurücke, und raubte ihnen noch andre Schriften, die ihre Weigerung hätten rechtfertigen können.

Der Pater Bourdaloue that, um alles zu vereinigen, den Vorſchlag, nämlich freye und auch ſtrenge Kloſtergelübde einzuführen. Die erſten ſollten bis ins dreyßigſte Jahr dauren, die andern ſollten diejenigen leiſten, die es aus eignem Triebe thun wollten. Dieſe Anordnung, welche von den Jeſuiten entlehnet war, von dem Orden, der am allerklügſten eingerichtet iſt, die der Pater de la Chaiſe unterſtützte, die den Beyfall des Königs erhielt, und von der Frau von Maintenon gebilliget wurde; dieſe ward von einem Biſchofe verworfen, der zu

heilig

heilig war, einzuſehen: wie lächerlich es in den itzigen aufgeklärten Zeiten iſt, Kindern die Erlaubniß zu laſſen, ihre Freyheit aufzugeben; und wie hart das Verfahren zu allen Zeiten iſt, ihre ganze zeitliche Glückſeligkeit, den Verſprechungen eines flüchtigen Eifers anzuvertrauen.

Als der päbſtliche Abgeſandte Cavallerini das erſte öffentliche Gehör bey dem Könige erhalten hatte, kam er nach St. Cyr, in Begleitung des Ceremonienmeiſters Saintot. Er ſagte der Frau von Maintenon, daß Seine päbſtliche Heiligkeit ihm zweymal in öffentlicher Verſammlung aufgetragen hätte, ſie ſeiner Hochachtung zu verſichern. Er ſtellte derſelben zugleich ein päbſtliches Handſchreiben zu, welches ſie gerne, ſo rühmlich es auch war, in die Vergeſſenheit würde begraben haben, wenn die römiſche Kanzeley nicht eine Abſchrift davon nach Frankreich geſchickt hätte. So bald daſſelbe bekannt wurde, ſagte man einmüthiglich: daß dieſes Schreiben eben ſo viel als ein Heurathsvertrag wäre. Denn ob man gleich den römiſchen Stuhl einer Neigung beſchuldiget, bey geiſtlichen Sachen ſich weltlicher Mittel zu bedienen; ſo wird ſich doch kein Pabſt einer königlichen Maitreſſe zu Füßen legen. Nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen fügte der päbſtliche Geſandte hinzu; es verſpräche ſich der heilige Vater

*) Wie ſchlau weis doch der römiſche Hof ſeine Geſchenke einzurichten. Ludwig der XIV hieß a Deo datus, weil er im hohen Alter Ludwig des XIII. gebohren war.

Vater, von der Frau von Maintenon Eifer für die Religion, daß sie den König dahin bewegen würde, diejenigen Streitigkeiten, so noch zwischen Seiner Majestät und dem päbstlichen Stuhle übrig wären, friedlich beyzulegen; und daß sie zum Frieden der Christenheit ihr möglichstes beytragen würde. Die Frau von Maintenon gab zur Antwort: wie die Zuneigung und Ergebenheit, so sie gegen den König hätte, ihr keine andern Gesinnungen gestatteten, und daß sie derjenigen, so der Pabst gegen sie hätte, ganz unwürdig wäre. Sie freute sich, daß eine Gesandschaft, die von so großer Wichtigkeit wäre, einen so ansehnlichen und würdigen Prälaten wäre aufgetragen worden: sie hoffte, daß er von der Frommigkeit des Königs urtheilen könnte, wenn er St. Cyr sähe; daß er dessen gute Gesinnungen aus seinen Unterredungen, und des Königs Neigung zum Frieden aus seinem ganzen Bezeigen erkennen würde.

Den folgenden Morgen überschickte der Gesandte der Frau von Maintenon die päbstlichen Geschenke, so in verschiedenen Kleinigkeiten auf den Nachtisch, und in einem schönen Kästchen bestunden, welches mit Gebeinen des heiligen Adeodatus, den sie geheurathet hatte, angefüllet war; und die man kürzlich in den unterirrdischen Behältnissen der Märtyrer zu Rom entdecket hatte *).

1692

war. Gleich findet der Pabst in den Catacomben zu Rom einen Heiligen, der eben so heißt, die Frau von Maintenon damit zu beschenken!

1692.

Dieser Zuspruch vermehrte die Ehrfurcht der Ordensfräulein. Sie erwogen alle Umstände dabey, und alle setzten dieselben in Verwunderung. Die Frau von Maintenon vertheilte die Rosenkränze und das Räucherwerk des Pabstes unter sie: und diese Freygebigkeit war ihren Absichten nicht schädlich. Allein, dieses war hart, zu allen Jahreszeiten jeden Morgen um fünf Uhr aufzustehen. Vierzehn Tage lang, gieng sie um fünf Uhr des Morgens von Versailles ab, und kam noch vor dem Gebethe zu St. Cyr an. Zum öftern, weckte sie die ganze Gesellschaft auf. Sie verfertigte verschiedene Gespräche, die voll geistlichen Betrachtungen waren; und die man eben zu Versailles nicht anzustellen pflegt. Sie wohnte einen ganzen Monath lang allen geistlichen Uebungen bey. Die Ordensfrauen durften sich nicht über eine Last beklagen, so die Stifterinn selbst mit trug. Sie beobachteten täglich die Ordensregeln genauer: die Aermel wurden länger, die Schleyer niedergeschlagen. Man vermied, sich äußerlich sehen zu lassen; die Sammlung ihrer Gedanken waren außerordentlich, kurz: man unterschrieb die Bittschrift. Der Cardinal Janson übergab dieselbe, worauf ihm der Pabst zur Antwort gab: man kann der Gemahlinn des Königs nichts abschlagen *). Das päbstliche Schreiben langte endlich an, und erlaubte den Ordensfräulein

*) On ne peut rien refuser à la Dame du Roy.

lein ihr voriges Stiftskleid zu behalten, und die verhaßte Nonnenkappe nicht anzulegen *).

Die Vorsteherinn Frau von Loubert, gab ein Beyspiel in der Demuth, und war die erste, so die Uebungen des Probejahrs antrat. Nunmehr waren Lehrmeisterinnen nöthig, die dieser Schülerinnen würdig wären. Die Frau von Maintenon fiel in ihrer Wahl auf die Nonnen von der Visitation zu Chaillot: der Stifter dieses Ordens hatte ihren Beyfall. Sie fand in seinen Briefen einen vortrefflichen Unterricht, die Seelen zu Gott zu führen; und sie sagte öfters: daß dem heiligen Franciscus von Sales die angenehme Leutseligkeit ganz eigen wäre, die alle Herzen an sich zöge; und zu der Verläugnung ihrer selbst brächte, ob er gleich nichts außerordentliches zu thun verlangte.

Die Frau Priolo verwaltete Chaillot mit vielem Ruhme. Die Frau von Maintenon that ihr den Vorschlag, St. Cyr auf gleiche Weise einzurichten. Ungeachtet einiger Verweigerungen von dieser Ordensfrau sowohl, als auch von Seiten des ganzen Klosters, fuhr die Frau von Maintenon in einem königlichen Wagen nach Chaillot, und holte sie so zu sagen im Triumphe nach St. Cyr ab: allwo alle Ordensfräulein, bis auf das Fräulein von Auzy, die wieder weltlich wurde, ihr Probejahr antraten.

Der

*) Welch eine wichtige Sache, die nur vom Pabste allein kommen kann!

Der König beehrte die neue Vorgesetzte mit einem Zuspruche. Er wünschte der Frau von Priolo zu dem ersten guten Erfolge Glück; und unterredete sich öfters in geheim mit ihr. Als dieselbe von so viel guten Exempeln ganz erbauet zu seyn schien, sagte der König zu ihr: „Ich verlange nichts von „ihnen, als daß sie ihren guten Beyspielen folgen.„

Ludwig erkundigte sich nach der Frau von Loubert, so ihre Stelle als Versteherinn niedergeleget hatte. Die Frau von Maintenon gab zur Antwort: „man wird sie kaum gewahr. Sie „nimmt allemal den untersten Platz ein, und ist die „erste bey Abwartung des Gottesdienstes; wobey „sie allemal die geringsten Dienste verrichtet.„ Der König sagte: „In allen Ständen muß man dasje„nige selbst gern thun, was man andern auszuüben „befiehlt.„

Die Frau von Maintenon überreichte dem Könige einen leeren Bogen Papier, und bath denselben, seine Willensmeynungen darauf zu schreiben. Der König setzte diese Worte darauf: tüchtige Personen zu erwählen, und die Ordensregeln getreulich auszuüben. Die Frau Priolo sagte dem Könige: daß viele von den Kostfräulein verlangten ihr Probejahr anzutreten. Ludwig gab zur Antwort: „man muß sie dieses Glück selbst ver„langen lassen, und sodann die besten wählen.„ Die Frau von Maintenon erwiederte: „dieses liegt al„so Eurer Majestät gar sehr am Herzen? Allerdings „antwortete der König; in allen Ständen tüchtige „Personen zu erwählen, und auf die Ausübung der „Gesetze

„Geſetze zu halten; dieſes iſt die einzige Wiſſenſchaft „von allen Regierungen. Wenn dieſe Abſichten „beobachtet werden, ſagte die Frau Priolo, ſo „wird St. Cyr die erhabenſten Tugenden hervor „bringen; und Eure Majeſtät haben ſodann ein „großes Wohl geſtiftet. Es iſt billig, gab der Kö„nig zur Antwort, daß ich hier Gutes thue; um „dasjenige zu verbeſſern, was ich an andern Orten „Uebels geſtiftet habe. Leben ſie allerſeits wohl, „meine Fräulein, ihre Zeit iſt edel, ich will ihre „Uebungen nicht unterbrechen. Eure Majeſtät „würden hier der beſte Oberaufſeher ſeyn, ſagte hier„auf die Frau von Maintenon; denn Sie ſind zum „Fleiße, und ſo gar zur Strenge geneigt. Ja, ant„wortete der König: denn ohne eine beſtändige Wach„ſamkeit und Sorgfalt, pflegen die allerbeſten Stif„tungen aus der Art zu ſchlagen.„

Die Lehrmeiſterinnen ſowohl, als die im Probejahre ſtunden, erfülleten die Anſchläge des Königs. Die Kloſterfrauen von dem Orden der Viſitation, bewunderten mehr Vollkommenheiten bey den Stiftsfrauen von St. Ludwig, als ſie ſelbige lehren konnten. Die Probezeit dauerte ein ganzes Jahr, und es wurde dieſerhalben bey der Erziehung der Koſtfräulein nichts verſäumet. Die Sorgfalt und Aufſicht darüber wurde den Kloſterjungfern von der Verſammlung des Paters Barre, aufgetragen; die Frau Baldien, war die Hauptlehrmeiſterinn der Claſſen, und die Frau von Maintenon befand ſich ſelbſt an allen Orten.

1694.

Als die Ordensfräulein von St. Cyr ihre Gelübde abgelegt hatten, wurde die Frau von Fontaine zur Vorsteherinn erwählet. Die Frau von Loubert hatte mit großem Eifer ihr Probejahr angetreten, und hatte sich darinnen sehr erbaulich bezeiget. Allein, entweder aus Abscheu vor der Oberstelle, oder aus Furcht noch stärkerer Verbindlichkeiten, legte dieselbe kein feyerliches Gelübd ab, sondern sie bath die Frau von Maintenon, daß sie ihr erlauben möchte, in St. Cyr zu bleiben, allwo sie die Beobachtung der Ordensregeln denjenigen nachahmen wollte, deren Beyspiele, in gänzlicher Entsagung, sie das Herz nicht hätte zu folgen.

Der König beehrte die neue Vorsteherinn mit seinen Rathschlägen, und die Ordensfrauen von Chaillot mit seinen Lobsprüchen. Eine Klosternonne hat den Bericht von diesem Zuspruche aufgezeichnet; und ich wiederhole diese Unterredung, welche wohl immer in einerley Tone lauten. Allein, es finden sich tausend Menschen, die neugierig sind, einen König reden zu hören; und hundert tausende, die begierig sind, Ludwig den großen zu hören.

Der König trat mit der Frau von Maintenon in den Saal der Versammlung, ließ die sämmtlichen Stiftsfrauen niedersitzen; und nachdem er der Frau Priolo gedanket hatte, sagte er zu der Frau von Fontaine: „Ich urtheile von ihrer Fähigkeit „daraus, daß die Wahl des Bischofs von Char-„tres, der Frau Priolo, und der Frau von „Main-

„Maintenon auf sie gefallen ist. Diese sind al„lerseits große Kenner der wahren Verdienste. Ich „zweifle nicht, daß sie ihre Hoffnung nicht erfüllen „sollten, und daß sie die Standhaftigkeit, mit wel„cher dasjenige, was man itzo eingeführet, muß „unterstützet werden, mit einer großen Gelindigkeit „und Sanftmuth vereinigen werden, die bey allen „neuen Stiftungen höchst nöthig ist. Die Ordens„frauen werden durch ihre Lehrbegierigkeit zeigen, „daß sie sich freywillig Gott gewidmet haben; und „ihr Innerstes wird mit dem äußerlichen, das ich an „ihnen bewundere, völlig übereinstimmen. In je„dem Stande muß man sich nach der Vollkommen„heit bestreben. Sie werden solche erlangen, meine „Fräulein, wenn sie sich dem ihrigen mit aller Treue „und Aufrichtigkeit ergeben.„ Das Fräulein Angelica von Bauvais, Klosterfrau von dem Orden der Visitation, eine Tochter der Kammerfrau, die Ludwig geliebet hatte, und der Frau Priolo ihre Schreiberinn, schien ganz erstaunet zu seyn: daß der König so viel Kenntniß von den Pflichten und und Verbindlichkeiten des Klosterlebens hatte. „Lud„wig sagte derselben: wenn sie wollen, so will ich „eine Unterredung mit ihnen darüber anstellen, und „dieselbe gewiß ausführen. Sie werden solche noch „besser behaupten; denn ihr Beruf ist ordentlich ge„wesen. Die Königinn, meine Mutter, widersetzte „sich demselben: allein, sie haben den guten Anfang, „den sie machten, glücklich ausgeführet. Es ist ein „großes Glück, wenn man sich in den ersten Jahren „seines Lebens Gott ergiebt.

„Der König sprach nachher von dem Vorsatze, „den er gehabt hatte, die Anzahl der Chorfrauen „gleich im Anfange auf sechs und dreyßig zu be„stimmen. Allein, fügte er hinzu, ich sehe wohl „ein, daß in einem so großen Hause, mehrere erfo„dert werden. Es ist besser, daß sich die Ordens„frauen selbst bedienen, als daß sie bedienet werden. „Der Gehorsam steht einer Nonne besser an, als „Befehle zu ertheilen: wenn sie das selbst verrichten „werden, was die Layenschwestern zu thun haben, „üben sie eine Tugend mehr aus. Es kommt haupt„sächlich darauf an, die neu errichteten Stellen mit „Verstande zu besetzen. Handeln sie in ihrer Wahl „ohne alles Ansehen der Person; und ohne alle Nach„sicht und Gefälligkeit. Wenn man überhaupt Gu„tes thun will: muß man nicht an sich gedenken. „Sie haben alles so weislich eingerichtet, fuhr er „fort zu der Frau Priolo, daß in Zukunft alles „von sich selbst gehen wird. Jedermann ist von ih„nen eingenommen. Noailles ist ihnen völlig zu„gethan. Er hat mir ihren Vater als einen sehr „vernünftigen Mann gepriesen, und seine lateinische „Geschichte gerühmet, die ich nicht verstehe. Denn „sie wissen, sagte er zu der Frau von Beauvais, „daß ich in meiner Jugend sehr versäumet worden „bin; und daß ich keine so gute Erziehung gehabt „habe, als die ist, die ich zu St. Cyr einführe.„ Hierauf wendete sich Ludwig zu der Frau von Maintenon, und fügte hinzu: „ich hoffe, daß „die Klosterfrauen von Chaillot, denen von St. „Ludwig mit ihren guten Rathschlägen beständig bey-

„beyſtehen werden. Eine von ihnen, ſagte hierauf; „in Wahrheit man beſchuldiget Eure Majeſtät „mit Unrechte, daß ſie die Nonnen haſſeten. Der König gab zur Antwort: „ich haſſe ſie ſehr, wenn „ſie in der Welt ſind, allein ich liebe und verehre „ſie in ihren Klöſtern.„ Endlich bedankte er ſich bey dieſer für die Sorgfalt, mit welcher ſie ſich diejenigen, die im Probejahre geſtanden, hätten angelegen ſeyn laſſen, und verließ ſie allerſeits voller Verwunderung, und von ſeiner Gütigkeit eingenommen.

Auf dieſe Art erreichete St. Cyr ſtufenweiſe, ſeine Dauerhaftigkeit, und hat die Leichtſinnigkeit der menſchlichen Gemüther nicht mehr zu fürchten. Die Ordensfrauen, die nunmehr den Regeln des heiligen Auguſtins unterworfen ſind, verehren und lieben ihr Ordensgelübd. Sie ſehen dieſes Band als das Mittel an, ihr Ordenshaus auf ewige Zeiten zu befeſtigen, und danken Gott unaufhörlich: daß er die Frau von Maintenon regieret hat, Gutes zu ſtiften; und derſelben die Gabe verliehen, es auf das gründlichſte zu beſtätigen.

Das neunte Buch.

Erstes Hauptstück.

Nachrichten und Rathschläge.

Es wurde ausgestreuet, und besonders in fremden Ländern, wo die Verläumdung und Lügen, den meisten Glauben zu finden pflegen: daß sich die Frau von Maintenon, mit lauter Staatssachen beschäfftigte. Man sagte, daß sie den ganzen Hof durch ihre Ränke veränderte; daß sie in den geheimen Rath des Königs zu kommen verlangte; daß der Dauphin dieselbe in sehr nachdrücklichen Worten gefraget hätte, aus was für Rechte sie dieses begehrte; daß sie wider den Willen der Prinzen vom Geblüte und der Minister, dennoch darinnen erschienen wäre; und daß der Dauphin sich nach Meudon begeben hätte, um sein Misvergnügen darüber zu zeigen. Man verkaufte Kupferstiche, worauf man den König mit der Frau von Maintenon erblickte, wie sie sich einander die rechte Hand gaben, und mit der linken eine Erdkugel unterstützten, unter welchen die Schultern des Atlas ganz zur Erden sunken, mit diesen Worten: *Nous Maintenons*, wir erhalten dieselbe.

Diese

Dieſe Gerüchte hatten nicht den geringſten Grund, und dauern doch gleichwohl noch gegenwärtig: und es fehlt ſehr wenig, daß eine Frau, deren ganzer Ehrgeiz darinnen beſtund, aus einem Könige einen Heiligen zu machen, das Anſehen einer Fredegund bey uns erhält. Der König würde es nicht zugegeben haben, wenn die Frau von Maintenon hätte regieren wollen. Niemals iſt ein Fürſt eiferſüchtiger über ſeine Gewalt geweſen, als Ludwig. Das einzige, was den Louvois ſtürzte, war die unumſchränkte Herrſchaft, deren er ſich über den König anmaßen wollte. Ludwig ſah wohl, wie weit die Frau von Maintenon entfernet war, Rathſchläge zu geben, und deſto mehr hielt er ſie für fähig, die heilſamſten zu ertheilen.

Er hatte eine ſo erhabene Meynung von ihrem Verſtande gefaſſet, daß er zu ihr ſagte: „die Päbſte pflegt man Eure Heiligkeit zu nennen; den „Königen wird der Titel von Majeſtät beygeleget; „die Geſandten werden Excellenzen geheißen: Sie „aber ſollten Eure Solidite (Gründlichkeit) genennet „werden.„ Und eben aus dieſer gründlichen Beurtheilungskraft, geſchah es, daß ſie ſich allen Staatsgeſchäfften entzog, und daß ſie nur zuweilen, aus Gefälligkeit gegen den König, oder auf Bitten ihrer Beichtväter, ſich darein mengete; welche entweder unruhiger, oder ehrgeiziger waren, als ſie.

Der König hielt ſehr ſelten einen Staatsrath. Die Verſammlungen, in welchen theils der Widerſpruch die Sachen verwirrete, oder in die Länge verzog; theils die getheilten Meynungen darüber, die

den König in Ungemißheit ſetzten, und unſchlüſſig machten; dieſe konnten unmöglich nach ſeinem Geſchmacke ſeyn. Er liebte die Geſchwindigkeit, haßte den Streit, und wollte nicht alles hören; weil er alles zu ſehen verlangte.

Der Staat wurde alſo gemeiniglich durch halbe Großveziere regieret. Die Miniſter hatten ihre gewiſſen Tage, ſie arbeiteten jeder beſonders, und jeder war in dem Theile, der ihm zu verwalten anvertrauet war, ſein eigner Herr. Da ihrer Gewalt gewiſſe Gränzen beſtimmet waren, ſo that keiner dem andern in ſeine Rechte einigen Eingriff. Sie geriethen nicht in die Wuth einander zu vernichten, die dieſen Stellen ſo eigen zu ſeyn ſcheint. Denn wenn die Art und Weiſe des Vertrags den König verhindert, von jeder Sache das nöthige Licht zu bekommen: ſo verhindert es auch den Staatsmann, liſtig und verſchlagen zu ſeyn. Man hat auch bey dieſer Regierung ſelten geſehen, was ſich nachher ſo oft zugetragen hat: daß nämlich ein Staatsbedienter durch einen andern, wäre von ſeiner Stelle entſetzet worden.

Als **Louvois** eines Tages, da der König krank war, an ſeine Arbeit gieng, wollte ſich die Frau von **Maintenon**, die eben im Zimmer war, wegbegeben. Der König hielt ſie zurück, und ſagte zu ihr: „bleiben ſie hier, Madame, der Herr von **Louvois** weis, daß man ſich auf ſie verlaſſen kann: „und vielleicht ſind ſie uns hier nicht unnöthig.„ **Ludwig**, dem die Gegenwart der Frau von **Maintenon** ſehr zu ſtatten kam, der in ihren Augen Beyfall

fall zu erhalten ſuchte, und ihn allezeit darinnen fand, dieſer Ludwig dachte hier ſo gut, war über den Louvois ſo weit erhaben, und ſo zufrieden mit ſich ſelbſt; daß er ſich vorſetzte, dieſen Vortheil öfters zu genießen, und dieſe Einſicht ſich weiter zu gebrauchen. Er bediente ſich alſo der Frau von Maintenon, die Tyranney ſeiner Staatsbedienten im Zaume zu halten. Louvois und Seignelai murreten dawider, allein zur Strafe, mußten ſie in der Frau von Maintenon ihrem Zimmer arbeiten. Alle Miniſter vereinigten ſich mit einander wider dieſe jählinge Neuerung. Sie ſagten allerſeits: wir ſind verächtlich gemacht: allein, ſie ſtunden nur in einer Unterwürfigkeit. Der König, welcher gewohnt war, daß man ihm mit allen Freuden Gehorſam leiſtete; der unmöglich von einer Meynung zurücke kommen konnte, die er von ſich ſelbſt gefaſſet hatte; der mit großer Standhaftigkeit alle Hinderniſſe beſtritt, wollte die Eiferſucht ſeiner Miniſter nunmehr wirklich rege machen: und die Frau von Maintenon, die im Anfange bey den kleinen Berathſchlagungen, nur zur Geſellſchaft, hernach eine Zeuginn war, ſtellte bald etwas mehrers darinnen vor.

Das Schickſal des Staats, wurde in ihrem Zimmer entſchieden, in eben demſelbigen, das der Graf von Clermont noch gegenwärtig inne hat. Die Miniſter hatten keinen andern beſtimmten Ort. Es war ein Schreibtiſch darinnen, an welchem der König jederzeit ſeinen Platz nahm, und ließ ſich von den Umſtänden Nachricht geben, die er ihnen aufzutragen pflegte. Die Frau von Maintenon begab ſich öfters hinweg,

weg, um ihr Gebeth zu verrichten. Wenn sie gegenwärtig blieb, setzte sie sich auf ihre gewöhnliche Stelle, und nahm ihre Spindel, oder ein Buch zur Hand. Wenn die Sache, so im Vortrage war, den König unschlüssig machte, suchte derselbe die beste Meynung in ihrem Gesichte zu lesen. Zuweilen fragte Ludwig sie: was denket Eure Gründlichkeit hierben? oder er sagte: billiget ihre Gründliche dieses, Madame? Wenn der Minister von seiner Meynung nicht abgehen wollte, machte sie der König zur Schiedsrichterinn: Lassen sie uns hier die Vernunft zu Rathe ziehen, sagte er dabey.

Die Frau von Maintenon liebte die Staatsgeschäffte nicht, allein sie hatte den Verstand der dazu gehörte; von welchem, die Gelassenheit, die Vorsichtigkeit, die Liebe des Vaterlandes, und der Zweifel, die wesentlichsten Stücke sind. Sie ward täglich vom Könige dazu berufen, welcher weniger auf ihre Neigung, als auf ihre Fähigkeit sah, und sie ward also gezwungen, Theil daran zu nehmen. Allein, sie wußte sich vor allen heimlichen Anschlägen und Listen sorgfältig zu hüten. Sie hat niemals den Hofgeist gehabt: der darinnen besteht, diejenigen zu betrügen, von denen man täglich fürchtet hintergangen zu werden. Dieses ist die Ursache, warum der Hof dasjenige, was man von der Frau von Maintenon bekannt gemachet hat, weniger gebilliget, als die Stadt: die ein besserer Richter ist, weil sie nicht so eitel und nicht so lasterhaft ist. Zu Versailles sagten einige, daß sie ihr Ansehen zu weit triebe; andere, daß sie solches nicht genug erweiterte.

Zu

Zu Paris bewunderte man die Frau von Maintenon, daß sie sich in den Schranken ihres Standes so mäßigen könnte.

Man sieht aus ihren Briefen, wie schwer es ihr muß geworden seyn, die Rolle zu spielen, die man ihr auftrug; und wie wenig sie sich darnach gerichtet. Allein man muß auch nicht alles auf das schärfste untersuchen, weil man sich öfters selbst betrügt. Die Frau von Maintenon bekleidete zwo Stellen: bey der einen sollte sie den König bekehren; und bey der andern sollte sie ihn in verschiedenen Sachen erleuchten. Beyden Pflichten ein Gnügen zu leisten, sah sie sich wider ihren Willen genöthiget, einen starken Einfluß in die Staatsgeschäfte zu erhalten, um das Vertrauen desjenigen zu gewinnen, der sie alle anordnete. Ueberdieses kann die Neigung zu den irdischen Dingen mit den himmlischen Gesinnungen ganz wohl übereinstimmen. In der Kirche, im Beichtstuhle, zu den Füßen eines Crucifixes, läßt man seinem Herzen freyen Lauf. Die Seele wird mit den heiligsten Regungen erfüllet; man tritt die Welt, und alles was ihr zugehöret, unter die Füße. Das, was man zu Ende einer langen Unterredung, so die Seele mit Gott gehalten, aufschreibt; wo die Einbildungskraft angefeuert, und die Gedanken von der Welt abgezogen werden; wo der Geist von den erhabensten Vorstellungen gereizet, und ganz durchdrungen ist; alles, sage ich, was man in diesen Stunden schreibt, alles, was man denket, zeiget eine solche Absonderung von der Welt an, daß man glauben sollte, es wäre ganz unmöglich: sich jemals wieder in solche Dinge einzulassen, welche die Men-

Menschen uneins machen. Allein, wie geschwind geht dieser Augenblick vorüber! wenn er vorbey ist, zeigt sich der Mensch wieder. Die Bewegungsgründe der Eigenliebe, eine kleine Leidenschaft, besonders die Neugier; und vielleicht die Nothwendigkeit, nach der beschwerlichen Sammlung der zerstreuten Gedanken, sich wieder zu erholen; alles dieses machet, daß die gefaßten Entschließungen wieder verschwinden. Man wird wieder so klug, so geschickt, so scharfsinnig, als wenn man nicht fromm gewesen wäre. Man hält, wie der Cardinal Berullus, in der einen Hand die Bibel, in der andern den Tacitus. Die allerfrömmsten sagen, wie die Frau von Maintenon: Gott hat mich in diese Umstände gesetzet: ich werde mich bestreben, so wenig Uebels zu thun, als mir möglich ist.

Die Frau von Maintenon unternahm also die Staatsgeschäffte, weil sie dieselben alle inne hatte. In der That regierte sie weniger, als man geglaubet hat; allein viel mehr, als sie sich selbst einbildete, und unendlich viel mehr, als sie willens war zu regieren.

Sie stund in dem Ansehen einer vernünftigen Frau, die nicht neugierig war, die viel Gleichgültigkeit besaß, die von einem Manne über nichts zu Rathe gezogen wurde, und der sich gleichwohl nicht entbrechen konnte, ihr alles zu sagen.

Die Staatsbedienten, die das Ansehen, welches die Frau von Maintenon erlanget hatte, besser kannten, als sie selbst, und jemehr sie solches vergrößerten und es fürchteten, demselben einen wirklichen Vorzug vor dem ihrigen gaben, diese machten

ihr

ihr vorher alles bekannt, was sie vorzutragen hatten. Sie berathschlagten sich mit ihr, über die bedenklichsten und gefährlichsten Sachen, um sich den Beyfall des Königs zu versichern. Sie bathen die Frau von Maintenon, die Meynungen, davon sie ihr den Nutzen bewiesen, zu unterstützen; und bemühten sich, ihre Gesinnungen über die Besetzung der verledigten Stellen, über die Wahl der Personen, und über tausend andere Dinge zu errathen: welches nur ein Zeichen der Hochachtung ist, und das gleichwohl die Staatsmänner dem Volke und den Hofleuten, als das wesentlichste Stück der Gewalt einsehen lassen. Dieses Bezeigen that eine ganz natürliche Wirkung, und machte die Frau von Maintenon noch bescheidener. Sie wies alle diejenigen, so die Minister an sie schickten, mit folgenden Worten ab: Dieses ist mir zu hoch, es sind Staatsgeschäffte, die meine Fähigkeit übertreffen. Auf diese Art kamen die, welche sie mit Ungestüm überliefen, und die Geschäffte wieder an die Minister, die alsdann eine Ursache und eine Entschuldigung mehr fanden, solche nach ihrem Wohlgefallen und sehr langsam auszuführen.

Es beruhte nur allein auf der Frau von Maintenon, mit in den Staatsrath zu gehen. Zweymal erschien sie wirklich darinnen. Allein entweder, daß ihr nicht so viel an ihrem Ansehen, als an der Ehre des Königes gelegen war; oder daß sie fürchtete, Ludwig, der zuweilen sehr gefällig war, dem aber aller Zwang unerträglich war, möchte wieder mistrauisch werden; oder daß ihre Aufrichtigkeit die nachläßige Gleichsoemigkeit der Meynungen nicht

extra-

ertragen könnte; kurz, ſie ſchien es überdrüßig zu ſeyn. Sie ſagte: Man hat die Verſchwiegenheit von mir verlanget: allein die Sachen, die man unterſuchet hat, ſind von ſo geringer Wichtigkeit, und die Perſonen, die ſie entſchieden haben, ſcheinen mir ſo lächerlich und ſo falſch zu ſeyn; daß dieſe Verſchwiegenheit den Miniſtern mehr Nutzen bringt, als den Geſchäfften. Sie trug kein Verlangen mehr, dieſen Berathſchlagungen beyzuwohnen: allein ſie erhielt mehr Gewalt über den König, wenn ſie ſich ganz allein mit ihm unterredete. Bald war ſie des Königes geheimer Schreiber, bald war Ludwig der ihrige.

Sie erhielt Bittſchriften von allen Seiten, die ſie alle dem Könige vortrug, welcher ſie zuweilen nach Wunſche beantwortete; zuweilen auch der Frau von Maintenon ſagte: Ich will nur meine Miniſter ganz allein von Staatsſachen ſprechen hören. Dieſe Eiferſucht, welche Ludwig über ſeine Gewalt bezeigte, wurde bald durch eine innigſte Vertraulichkeit wieder gut gemachet; indem er ihr alle ſeine Gedanken offenbarte. Die Frau von Maintenon nahm dieſelben ſo auf, als wenn ſie bald wieder einer neuen Eiferſucht gewärtig wäre. Die erſten abſchlägigen Antworten des Königes betrübten ſie heftig: allein, weil ſie beſtandig glaubte, für andere gebohren zu ſeyn, und weil ſie allemal gegen ſich ſelbſt am härteſten verfuhr, gewöhnte ſie ſich daran. Ganzer ſechs und zwanzig Jahre ließ ſie nicht eine einzige Klage von ſich hören. Sie verlangte alles ſehr eifrig: der geringſte Widerſpruch

belei-

beleidigte ſie, allein ſie feſſelte ihre Ungeduld, und erſtickte ihren Widerwillen. Wenn der König eine verledigte Stelle beſetzen wollte, verlangte er allemal ihre Meynung über die Perſonen, die ſich darum bewarben. Aber ſelten erwählte er denjenigen, dem ſie den Vorzug zu geben ſchien. Die Frau von Maintenon verwunderte ſich nicht wenig über dieſe Mishälligkeiten mit ſich ſelbſt. Der König ſuchte dieſen verdächtig ſcheinenden Verdruß zu maßigen, und ſagte zu ihr: Wollen ſie lieber, daß ich dieſen vor jenem wähle, ſo dürfen ſie es nur ſagen, Madame? Sie gab zur Antwort: Derjenige, ſo Eurer Majeſtät die beſten Dienſte leiſten wird, der wird mir am meiſten gefallen. Bey Gelegenheit ſchlug ſie den, dem ſie gern Schuz verſprochen hatte; noch einmal vor: allein mit ſo vieler Gleichgültigkeit, daß der König allezeit die Freyheit hatte, ihm die verledigte Stelle zu ertheilen, oder ihn davon auszuſchließen.

Durch die Länge der Zeit, erhielt ſie alles, aber im erſten Anlaufe verlangte ſie faſt niemals etwas. Die Anſchläge für ihre Freunde waren ihr ſo öfters mislungen; das Gemüth des Königes war ſolchen jählingen Veränderungen unterworfen; ſo viel gut eingerichtete Sachen waren durch Kleinigkeiten fehlgeſchlagen, die man unmöglich hatte vorher ſehen können, daß ſie endlich beſchloß, weder Meynungen noch Neigungen zu haben. Wurde ſie zu Rathe gezogen, ſo legte ſie die Vertheidigung und den Widerſpruch der Sache unparteyiſch an den Tag; und indem der König durch ihre Einſicht erleuchtet wurde, ſo glaubete er, der ſeinigen ganz allein zu folgen.

Zum öftern liefen Klagen wider die Miniſter bey ihr ein. Sie war viel zu aufrichtig, jemanden zu verrathen, aber herzhaft genug, einen zu beleidigen. Dieſerwegen übergab ſie ſolche alle dem Könige, und gemeiniglich in der Miniſter Gegenwart. Wenn ſie dieſelben über einer Ungerechtigkeit, oder augenſcheinlichen Falſchheit betraf, ſo verbarg ſie ihnen ihre Empfindlichkeit darüber nicht; allein ſie fürchtete auch jener ihren Unwillen nicht. Sie glaubete, daß es redlicher wäre, gehaſſet zu werden, als jemanden zu haſſen; und brachte ſie durch ſtrenge Verweiſe wieder auf den rechten Weg. Keiner von allen Miniſtern machete ihr das Recht ſtreitig, daß ſie ganz beſondern Antheil an der Ehre des Königes, und an dem Wohl ſeiner Völker nähme. Bey Hofe pflegen die Maitreſſen Verrätherenen zu begehen; die Gemahlinnen allein, geben Verweiſe.

Die geheimen Staatsſchreiber hatten in ihren Berichten eine ſcharfe Aufſeherinn an der Frau von Maintenon; die ſie genau in den Schranken ihrer Pflicht hielt: Sie ſchrieb ein Tagebuch, in welches ſie alles, was vorfiel, einzeichnete; auf dieſe Art konnte ſie ſich im Nothfalle aller vorgefallenen Sachen erinnern. Dieſes Buch ſtellte ihr die Umſtände von jeder Sache vor, die zum öftern in verſchiedene Artikel unterſchiedener Gerichtsbarkeiten zerſtreuet waren. Durch dieſe leichte Zuſammenfügung ward ſie fähig, gute Rathſchläge zu ertheilen. Sie verbarg ſich öfters hinter einem Vorhange, und unterbrach ihre Arbeit oder ihr Gebeth: um die Entſcheidung einer Sache zu hören, die entweder ihre Neugier erregte, oder ihre Aufmerkſamkeit beſtimm-

te.

te. Zuweilen ließ ſich aus dem Innerſten des Zimmers eine Stimme hören, die entweder die Irrthümer oder die Unwahrheiten der Miniſter beſtrafte. Die Frau von Maintenon ließ ſich nur als eine Mitbürgerinn, oder als eine vertraute Freundinn in dieſe Berathſchlagungen ein.

Das Tagebuch, worinnen die öffentlichen Gehöre aufgezeichnet waren, blieb ein Geheimniß zwiſchen ihr und dem Könige. So bald der Vortrag zum Ende war, wiederholten ſie unter einander die vornehmſten Sachen, ſo daben vorgefallen waren, und die Frau von Maintenon ſchrieb ſowohl den Grund, als den Ausſchlag der Sache auf. Sie verwahrte auch einen Auszug von allen Sachen, die nicht durch die Miniſter giengen; und die Hofzeitungen, ſo in die Entſchließungen des geheimen Raths einen Einfluß haben konnten. Ludwig, der allergeſchäfftigſte König, zog dieſe geſchriebenen Hefte, täglich zu Rathe; er überſah in einem Augenblicke die ganze Folge der niedergeſchriebenen Sachen, und fügte auf dem Rande entweder Betrachtungen oder Anmerkungen bey. Wahrſcheinlicher Weiſe hat dieſes Tagebuch daſſelbe Schickſal gehabt, was ſo viele Schriften von der Frau von Maintenon erfahren haben, die ſie zum Feuer verdammet hat. Wenn nicht der Herr von * * * es etwann daraus errettet hat, wie den Sack, mit dem Entwurfe von Briefen, den der König als unnütz anſah, und gleichfalls ins Feuer warf; und den dieſer Herr noch itzo in ſeinem Kabinet, als die koſtbarſten Zeugniſſe von dem Verſtande und der Aufmerkſamkeit Ludwigs des XIV. verwahret.

Zweytes Hauptſtück.

Die Arbeit und das Lager bey Maintenon.

Dem ſey, wie ihm wolle; **Louvois** war viel zu lebhaft, um über die Umſchweiſe, ſo alle Geſchäffte nahmen, nicht verdrüßlich zu werden. Er war zu hochmüthig, ſich beſtändig zu den Füßen einer Frau zu ſchmiegen, die er hundertmal in ſeinem Vorzimmer geſehen hatte, und ſetzte ſich alſo vor: die Frau von **Maintenon** unter das Joch zu bringen. Er wendete alſo wider ſeine perſönliche Feindinn ſolche Mittel an, deren er ſich hätte wider die öffentlichen Feinde des Staates bedienen können, d. i. unermeßliche Summen, dreyßig tauſend Mann, und den großen **Vauban**.

Colbert hatte aus **Verſailles**, das zu **Ludwigs** des XIII. Zeiten nur ein Hundeſtall war, den allerangenehmſten Ort gemachet. **Louvois** wollte die Natur zwingen und übertreffen. Alles Waſſer mußte durch eine Pumpe aus einem Teiche gezogen werden, welches ſich ſodann in Kanäle ergoß, und in die nöthigen Oerter verbreitet wurde. Allein dieſes ſtille Teichwaſſer war trübe, und hatte einen üblen Geruch. Er machte alſo den Anſchlag, den Fluß, die **Eure** genannt, durch eine Waſſerleitung nach **Verſailles** zu führen; wodurch dieſelbe von dem Berge **Pirardon** an, bis in die Hälter zu **Verſailles** geleitet werden mußte. Dieſer Vorſatz ſetzte

te als Bauverſtändige in Verwunderung: Louvois aber führte ihn glücklich aus: und die Eure wurde gezwungen, einen Weg von eilf Meilen wider ihren Willen zu thun, um den Ueberfluß, den ſie an Waſſer hatte, in die Springbrunnen nach Verſailles zu bringen. Ein ganzes Kriegsheer wurde zu dieſer Arbeit gebrauchet. Zwey Berge, Maintenon gegen über, wurden durch acht und vierzig Schwibbögen mit einander vereiniget, und der Ewigkeit entgegen gebauet. Man machete von Pontgoin nach Berchere einen Kanal von zwanzig tauſend Klaftern. Dieſer Kanal, der nach ſeiner äuſſerlichen Fläche der Erde gleich, und funfzehn Fuß tief war, hatte mehr oder weniger Höhe, nach Beſchaffenheit des Erdreichs, und war noch einmal ſo tief, als der abhängige Rand. In Berchere machete man eine Waſſerleitung von aufgeworfener Erde 3607 Klaftern lang, bis nach der gemauerten Waſſerleitung hin, die gegen Maintenon zu angeleget war. Endlich wurde noch eine andere in Maintenon ſelbſt aufgerichtet, 216 Fuß hoch, wodurch die beyden Flüſſe, die Eure und Gaillardon geleitet wurden. Drey Schwibbögen, die über einander geſetzet waren, wie in der Brücke über den Gard zu Nimes, erneuerten die Wunderwerke der Römer. Die Geſchwindigkeit der Ausführung, ſchien denjenigen Arbeiten gleich zu ſeyn, die in einem Augenblicke von den Göttern der bezauberten Welt erfunden und hergeſtellet werden. Der Frau von Maintenon ihr Landgut wurde auf dieſe Art durch die Meiſterſtücke der Kunſt, ungemein verſchönert.

Die Frau von Maintenon nahm an dieſem Entwurfe mit ſo vielem Eifer Antheil, als ſie würde angewendet haben, das ganze Werk zu unterdrücken, wenn ſie die Folgen davon voraus geſehen hätte. Das Umarbeiten der Erde, und das Hauen der Steine, verurſachte gröſſe Krankheiten. Louvois ward dadurch nicht abgeſchrecket, ſein felſenhartes Herz wurde nicht erweichet. Iſt es nicht einerley, ſagete er: ob ſie über der Arbeit vor einem feindlichen Platze, oder über dem Umarbeiten der Erde in den Gegenden von Beauſſe ſterben? Sie ſterben allemal in dem Dienſte des Königes.

Die Frau von Maintenon war den ſchimpflichſten Klagen des Volks ausgeſetzet. Da ſieht man, hieß es: die ſo ſehr gerühmte Beſcheidenheit! Clagny erſchöpfte zwar die Königliche Schatzkammer; aber Clagny wurde doch nicht durch das Blut und den Schweis des Volks erbauet und befeſtiget. Eine ganze Armee gebe bey Maintenon darauf. Man hoffete, dieſe Frau würde dem Könige die Wuth zum Bauen benehmen: und ſie vereinige ſich mit dem Louvois, um dieſe Leidenſchaft des Königs noch mehr zu vermehren. So muß doch alles, was unſere Monarchen umgiebt, entweder gottlos ſeyn, oder gottlos werden!

Man verläumdete die Frau von Maintenon, und ſie wußte dem Uebel, das ihr kleines Reich beunruhigte, auf alle Art abzuhelfen. Sie war gegen die Soldaten ſehr freygebig, trug eine unerhör-

te

te Sorgfalt für die Kranken, und erſetzete eines Theils durch ihr mitleidiges Wohlthun das Unglück, das Louvois verurſachte; indem derſelbe das Vergnügen des Königes um etliche Jahre beſchleunigen wollte.

Die Reiſen, ſo der König nach Maintenon anſtellete, waren jederzeit von drey Tagen. Er wurde von niemanden, als von ſeinen Lieblingen dahin begleitet. Hieraus entſtund die Eiferſucht und das Misvergnügen der Hofleute, wider die Perſonen, die man dieſes verhaßten Vorzugs beſchuldigte. Gleichwohl war die Schuld dem Schloſſe ganz allein beyzumeſſen. Das Haus war ſehr enge, und der König hatte daſelbſt wenig Bequemlichkeit, wenn er auch mit dem kleinſten Gefolge dahin kam. Die Frau von Maintenon wollte es nicht vergrößern laſſen, entweder in keine Gleichheit mit einem andern zu kommen; oder aus Furcht vor den Koſten, ſo darauf müßten verwendet werden. Die Auszierung der Zimmer war weder prächtig, noch künſtlich ausgeſuchet. Sie hätte nur verlangen dürfen: ſo würde das, was Indien koſtbares, was Frankreich ſchönes, was England vollkommnes hatte, dieſes Haus alsbald bekleidet haben. Der öftere Zuſpruch des Königs, würde dieſe Pracht gebilliget und gut geheißen haben. Aber der Frau von Maintenon ihr beſtes Zimmer, war nur mit Damaſt ausgeſchlagen, und ſie fragete noch: ob dieſes nicht zu prächtig wäre? So ſehr fürchtete ſie, den Zeiten, darinnen ſie lebete, gleich zu kommen; und ſo ſehr ſollte ſie die unſrigen in allen Sachen beſchämen.

Drittes Hauptſtück.

Die Ritter vom Heiligen Geiſtorden.

Die Frau von Maintenon wurde doch mit dem Louvois wieder verſöhnet, als er die Arbeit auf ihrem Landhauſe unternommen hatte. Dieſer Miniſter erhielt dadurch die Freyheit, die Ordensritter vom heiligen Geiſte ſelbſt zu erwählen. Niemals war eine zahlreichere Ernennung als dieſe geweſen. Es wurden vier und ſiebenzig gewählet. Louvois nahm über ſich dieſe Zahl zu erfüllen, und dadurch Glückliche, Undankbare, und Misvergnügte zu machen. Die Frau von Maintenon ſchlug niemanden dabey vor, als die Herren von Aubigne, Montchevreuil, und den Villarceaux. Die Erhebung des erſten ſetzete niemanden in Verwunderung; allein man erinnerte ſich wieder des Bildniſſes, und die Boshaften ſageten: daß die beyden andern ihre blauen Bänder den Schwachheiten der Frau Scarron zu danken hätten; der eine, weil er dieſelben entdecket; der andre, weil er ſie verſchwiegen hätte.

Als die ganze Liſte davon zum Vorſcheine kam, wurde ſie ſehr getadelt *m*). Allein, es iſt merkwürdig, daß Frankreich dazumal ſo viel Männer von vor-

m) Le Roi que ſa bonté reduit a mille épreuves
Pour ſoulager les chvalieres nouveaux,

vorzüglichen Verdienſten hatte, daß man ein eben ſo ſtarkes Verzeichniß von denen machete, welchen das Volk den Orden ertheilte, und daß die vier und ſiebenzig, die in einem Tage zu Rittern ernennet worden, den Orden nicht verächtlich machten.

Der König both dem Prinzen von Soubiſe das blaue Band mit der Bedingung an, daß er den Rang nach den Herzogen haben ſollte. Der Prinz ſchlug dieſes aus, und verlangte, daß dieſe Verweigerung in dem Ordensarchive möchte eingezeichnet werden. Die Herzoge macheten dem Lothringiſchen Hauſe den Vorſitz ſtreitig. Der König ſagete zu ihnen: „Ich habe ihre Bittſchrift geleſen, und habe „gefunden, daß die Prinzen von Lothringen öfters den „Vorzug vor ihnen verlanget haben. Wenn ſie „auch das Recht auf ihrer Seite haben, ſo iſt das „Exempel wider ſie.„ Hierauf ſagte der Herzog von Luxemburg; „Es iſt etwas, das ich nicht begreifen kann! Und was iſt dieſes, fragete Ludwig? „Luxemburg gab zur Antwort: daß es möglich iſt, „daß ein Bourbon einen Prinzen von Guiſe leiden, daß er ihn ſehen könne.„

Der Prinz von Monaco ließ ſich gefallen, den Rang des Herzogs von Valentinois zu nehmen. Der König lobte ſeine Beſcheidenheit, und der Herr von Armagnac und der Graf von Soiſſons, waren beſchämt, daß ſie dieſem nicht nachgeahmet hatten.

En a diſpenſé vingt de porter des manteaux,
Et trente, de faire des preuves.

Viertes Hauptſtück.

Der König und die Königinn von England.

Ganz Europa wurde von einer allgemeinen Unruhe bedrohet. Louvois bließ das Kriegsfeuer von allen Ecken auf, und indem er den König beſchäfftigen wollte, ſuchete er ſich der Unterwürfigkeit zu entziehen, in welcher er zu Friedenszeiten ſtund. Die Vereinigung der Kammern zu Metz und Beſançon; der Einfall in die ſpaniſchen Feſtungen, in Straßburg, in Caſal; die Großmuth, mit welcher der König das Geſandſchaftsrecht behauptete, deſſen alle katholiſche Fürſten ſich begeben hatten, als wenn er verlangte mitten in Rom zu regieren; dieſes hatte alle Mächte von Europa in Bewegung geſetzet. Es wurde ein fürchterliches Bündniß wider ihn gemachet, und es hatte das Anſehen, daß der Kaiſer, nach erhaltenem Siege über die Türken, ſich als das Haupt davon erklären, und alle ſeine Macht wider Frankreich anwenden würde. Louvois behauptete, daß man dieſer Gefahr vorbeugen müßte.

Von

*) Hier hebt der Verfaſſer an, ſeine Abneigung vom Statthalter und Könige Willhelm von England zu zeigen. Wir werden mehr Proben davon finden, müſſen

Von Haag aus ſuchete Wilhelm von Oranien an allen Höfen ſich Partenen zu machen, und auf ſeine Seite zu bringen. Die Schlacht bey St. Denys, welche nach unterzeichnetem Frieden geliefert ward, war ein Beweis deſſen, was man ſich von ihm zu verſprechen hatte. Gourville bezeigte ihm ſeine Verwunderung darüber; worauf ihm dieſer Fürſt, der ein Verſchwender des menſchlichen Blutes war *), zur Antwort gab: er hätte ſich dieſe letzte Ausübung ſeines Handwerks nicht verſagen können. Ich weis nicht, was unſre Helden dabey denken werden. Allein, wenn dieſes Geſpräch wahr iſt, ſo verdiente Wilhelm, Bären zu regieren, und von ihnen aufgefreſſen zu werden. Er ſchrieb an den König und bath ihn um ſeine Freundſchaft. Der König antwortete ihm folgendes: „Ich habe ihr Schreiben erhalten, darinne „ſie um meine Freundſchaft bitten: ich werde ihnen „ſolche ertheilen, wenn ſie derſelben würdig ſeyn „werden. Und ich bitte Gott, daß er ſie in ſeinen „heiligen Schutz nehme.„ Als der Prinz dieſen Brief erbrach, ſagete er: Ich kann ſeine Freundſchaft nicht erlangen! wohlan! ſo will ich mich um ſeine Hochachtung bemühen! Mittlerweile, da Jakob der zweyte **), der von einer ſcheinheiligen Frau, und von einem grauſamen Kanzler regieret wurde, demjenigen Volke die reformirte

müſſen uns aber nicht irre machen laſſen, dieſen großen Helden darum weniger hochzuſchätzen.

**) Des Prätendenten Vater.

mirte Religion zu verbiethen drohete, das ihm doch katholiſch zu ſeyn erlaubet hatte; machete der Prinz von Oranien, ſein Neffe und ſein Schwiegerſohn, der durch eine ſtarke Partey nach England gelocket wurde, in geheim alle Anſtalten zu einer Landung daſelbſt. Die Generalſtaaten ſchlugen den Antrag ab, die nöthigen Gelder zum Unterhalte für neun tauſend Bootsleute zuſammen zu bringen. Der Prinz kam in ihre Verſammlung, und ſagte weiter nichts, als folgende Worte: meine Herren, es wird künftiges Frühjahr Krieg ſeyn, ich verlange, daß man dieſe Prophezeihung einzeichne *). Der Graf von Avaux ergründete alle ſeine Anſchläge. Barillon machete die Rathſchläge des Grafen von Avaux zunichte. Dieſer beunruhigte den König von Frankreich mit gegründeter Furcht, und Barillon wiegte den König von England mit falſchen Hoffnungen ein. Jakob wurde täglich von Ludwig den XIV. benachrichtiget, daß ſein Thron, auf welchem er ſich unbeweg-

*) S. ſeine Unterhandlungen die zu Paris im 1725ſten Jahre mit königlicher Freyheit ſind gedruckt worden. Man hatte billig diejenigen Holländer, die von dem franzöſiſchen Hofe beſtochen waren, nicht beſchämen ſollen, und niemals erlauben, daß ein Buch öffentlich bekannt gemachet würde, welches das Geheimniß der franzöſiſchen Staatsklugheit entdecket, und verhindert, daß man nicht in den itzigen Zeiten, dieſelben Triebfedern mit gleichem Erfolge gebrauchen kann. Ein Mitglied der Generalſtaaten, das Frankreich beſtechen will, wird ins künftige viel mehr koſten. Es wird ſagen, daß man ſich nicht auf den franzöſiſchen Hof ver-

beweglich zu seyn glaubete, durch gefährliche Anfälle bedrohet würde. Er fuhr fort an der Vereinigung seiner Unterthanen mit dem päbstlichen Stuhle zu arbeiten: und gleichwohl erhielt Wilhelm von dem Pabste zweymal hundert tausend Ducaten; um einer Kriegsrüstung guten Fortgang zu verschaffen, die in England das Pabstthum ausretten sollte.

October 1688.

Der Prinz von Oranien gieng unter Segel, in Begleitung von neunhundert Officieren, so alle Hugonotten, und in verschiedene Bataillons vertheilet waren; und des Marschalls von Schomberg, der allein so viel, als eine ganze Armee werth war. Es schien, daß alle Elemente sich seiner Unternehmung wiedersetzeten. Sie mußten in den Häfen von Holland einlaufen, um sich zu erfrischen. Innocentius der XI ließ tausend Messen, zu einer glücklichen Reise für den Ketzer lesen, um so zu sagen, seiner Pflicht gegen eine Religion Genüge zu leisten,

die

verlassen kann. Ein jeder wird fürchten, daß er eben einmal die Beschimpfung erfahren könne, die seinem Großvater in den Schriften des Verführers selbst, ist angethan worden; die man alsdenn ohne alle Vorsicht, und nicht in Ziffern, ebenfalls bekannt machen könnte. Als diese Negociationen in Holland erschienen, so verordnete der Rath eine falsche Ausgabe, und der Hof von Haag, ließ eine richtige Uebersetzung in holländischer Sprache verfertigen, um dem Volke zu zeigen, was ihre Abgeordneten, zu allen Zeiten für Leute gewesen sind. Beaumelle.

die dieſer Pabſt ſelbſt verrieth. Endlich ſetzte die Flotte zu Torbay ans Land. England empfieng den Wilhelm als ſeinen Befreyer, und verwarf den König Jakob als ſeinen Tyrannen.

Seignelai hatte dem Könige vierzig Schiffe angebothen, die zeitig genug ausgerüſtet ſeyn ſollten, die Ueberfahrt der holländiſchen Flotte zu verhindern. Louvois ſetzete ſich darwider und behauptete, man müßte der feindlichen Armee einen Queerſtrich zu machen ſuchen. An ſtatt nun Maſtricht zu belagern, welches die Holländer würde beſchäfftiget haben, ſo wurde Philippsburg belagert; wodurch das ganze Reich bewogen wurde, ſich wider Frankreich zu vereinigen. Der Krieg wurde den vereinigten Provinzen angekündiget. Hätte man Holland zween Monathe eher angegriffen, ſo würde das Haus Stuart noch heutiges Tages regieren.

Lauzün, der über London gegangen war, um nach Verſailles zurücke zu kehren, verſprach, den König und die Königinn von England nach Frankreich zu begleiten, denen der Prinz Wilhelm angedeutet hatte, das Land zu räumen. Er ſchrieb dieſerwegen von Calais aus an den König; daß ihm der König von England aufgetragen hätte, ſeine Gemahlinn in keine andern, als Ludwigs Hände zu überliefern; und daß Lauzün ſehr unglücklich wäre, indem er nicht die Erlaubniß hätte, ſich Seiner Majeſtät zu zeigen. Der König erlaubte ihm nach Hofe zurücke zu kommen, und bath die Prinzeſſinn von Montpenſier, dieſe Erlaubniß, als

eine

eine Vergeltung für eine gute Handlung, anzuſehen und zu billigen.

Die Ankunft der Königinn von England ſetzete ganz Verſailles in Bewegung.

Der Hof beſchäfftigte ſich eben ſo ernſtlich in Anſehung ihrer, mit den Regeln des Wohlſtandes und des Gepränges, als der Staatsrath die Wiedereinſetzung des Konigs, ihres Gemahls, ſich angelegen ſeyn ließ.

Die Frau von Maintenon ſchämte ſich, ſich in alle dieſe kleinen Streitigkeiten einzulaſſen. Die Eiferſucht über den Rang, welchem man alles aufopfert, rührte ihre Seele im geringſten nicht. Die Königinn von England küßte ſie, und ließ ihr einen Seſſel geben; dieſes war doppelte Ehre, davon der eine Theil auch den Herzoginnen nicht zugeſtanden wurde. Als die Frau von Maintenon den Beſuch bey der Königinn ablegte, befand ſich dieſe noch in einiger Unordnung: ſie ließ ſie dieſerwegen einen Augenblick warten, machete hierauf eine Menge Entſchuldigungen, und empfieng ſie ſodann in ihrem Cabinet, wo ſonſt kein Menſch zugelaſſen wurde.

Einige Tage hernach, langte der König Jakob gleichfalls zu Verſailles an. Ludwig der XIV, deſſen Schutz er einige Monathe zuvor, nicht geachtet hatte, empfieng ihn auf eben die Art, als er den glücklichſten Monarchen würde empfangen haben. Die Frommen freuten ſich einen Bekenner des Glaubens in der Perſon eines Königs zu finden: die Jeſuiten waren entzückt, daß dieſer verfolgte Bekenner aus ihrem Orden war, und ſchmäuchelten ſich bey dem-

demselben so unentbehrlich zu werden, daß Ludwig sie endlich selbst nicht würde missen können. Die Hofleute fanden in Jakob dem andern einen Mann, der seine Person schlecht vorzustellen wußte: der den Degen nicht trug wie es sich gehörte, der einen grossen Hut zu tief ins Gesicht drückte; der an statt, über sein Unglück sich zu bekümmern, zu einer Carmeliterinn, (der Mutter Agnes) gieng, und ihr dankte: daß sie die erste gewesen wäre, die ihn aus dem Irrthume gebracht, und zu einer Religion geführet hätte, die ihm alles Unglück zugezogen hatte. Diejenigen, so sich erinnerten, ihn in seiner Jugend ohne alle Sitten gekannt zu haben, wunderten sich nicht, daß er nunmehr so viel Gebräuche von der Religion angenommen hätte. Das Volk nahm nicht den geringsten Antheil an dem traurigen Schicksale eines Fürsten, der selbst unempfindlich darüber zu seyn schien; und der durch eine schnelle und übereilte Flucht einen Thron ledig stehen ließ, unter dessen Trümmern er sich lieber hätte sollen begraben lassen. Die Staatsklugen theilten ihre Meynungen über diese Flucht, die alle tapfere Leute misbilligten. Einige sageten, daß man einem Volke nicht trauen könnte, welches zu allen Zeiten wild, und damals wütend wäre; daß der Königsmord, den man an Karl den ersten begangen hätte, Jakob dem andern erschrecklich vorkommen müßte, weil dieser mehr als jener verbrochen hätte; und daß Wilhelm nichts besonders, als Cromwel wäre.

Andre sageten, der Prinz von Oranien würde seinen Schwiegervater wohl genöthiget haben, den

Be-

Beſchwerden der gedrückten Nation abzuhelfen, dem Bündniſſe mit Frankreich zu entſagen, und vielleicht eine Religion abzuſchwören, die Jakob nur zum Werkzeuge der Tirannen gebrauchete. Vielleicht daß es einigen Staatsleuten und etlichen Bekehrern ihre Köpfe gekoſtet hätte. Allein, die engländiſchen Rechte, ſo durch eine dreyfache Gewalt unterſtützet wurden, erklärten ſich nur wider die Anhänger der unumſchränkten Gewalt, und beſchützten denjenigen, der ſie ausübte. Der Abſcheu, den man noch vor dem Morde hatte, der an dem Vater begangen war, ſey eine genugſame Sicherheit für das Leben des Sohnes. So bald der Prinz von Oranien die Freyheit wieder hergeſtellet, und die königliche Gewalt eingeſchränket hatte, würde er mit dem glorreichen Namen eines Beſchützers der Völker zurücke gegangen ſeyn. Dieſe Muthmaßungen wurden durch die Folgen der Empörungen, durch die Fallen, ſo Wilhelm dem Jakob ſtellete, ihn zur Flucht zu bewegen, durch das Mitleiden des Volkes mit ſeinem entwichenen Könige, und durch die Kaltſinnigkeit, mit welcher die Stände des Reichs, bey der Erwählung des Prinzen von Oranien, die unter dem Namen eines Vertrages geſchah, verfuhren, genugſam bewieſen.

Dem ſey wie ihm wolle, Ludwig war eben ſo ſtolz darauf, einen König unter ſeinen Hofleuten zu ſehen, als eiferſüchtig über die Ehre, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen, und dieſerwegen der einzige, der Mitleiden mit Jakob dem andern hatte. Nachdem er denſelben mit aller Pracht empfangen hatte,

begegnete ihm Ludwig allezeit mit vieler Gütigkeit, und ſagete zum öftern: Ich will, daß man ihm noch mehr Ehrfurcht erzeige, als wenn er regierte. Es iſt bekannt, was ein engländiſcher vornehmer Herr, nach London an einen ſeiner Freunde geſchrieben: der Herr ſprach zu meinem Herrn, ſetze dich zu meiner Rechten, bis daß ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Der König ward in dieſen Geſinnungen durch die Frau von Maintenon befeſtiget, welche die allergenaueſte Freundſchaft mit der Königinn von England knüpfte. Dieſe Prinzeſſinn beſaß wie ſie, ſehr viel Verſtand, aber mehr Eifer, als Gottesfurcht; und mehr Liſt, als Lebensart. Sie hatte auf die hochmüthigſte Weiſe in England regieret, und erniedrigte ſich hier auf das tiefſte vor der Frau von Maintenon. Die Frau von Sevigne beſchreibt ſie mit ſchwarzen Augen, die ihre Schönheit behielten, wenn ſie gleich geweinet hatte; mit einer vollkommenen Leibesgeſtalt, einer heitern weißen Geſichtsfarbe, einem Munde voll ſchöner Zähne, ein wenig mager, mit den einnehmendſten Geſichtszügen, voller Leutſeligkeit und Anſtand. Als Ludwig der XIV dem Prinzen von Wallis einige Liebkoſungen machete, ſagete die Königinn: Ich pries das Schickſal meines Sohnes für ſehr glücklich, weil er ſein Unglück noch nicht fühlete; aber gegenwärtig beklage ich ihn, daß er ihre Gütigkeit nicht empfindet. Jakob erſuchete den Pabſt und den Kaiſer um ihren Beyſtand.

Der

Der erſte gab ihm zur Antwort, daß er Mitleiden mit ſeinem Unglücke hätte; allein daß er ſeine Kriegsvölker ſelbſt, wider Frankreich zu gebrauchen, nöthig hätte. Der andere ſagete, wenn er ſeinen Rathſchlägen gefolget wäre; hätte er itzo nicht nöthig, ſo demüthig zu bitten. Der König von Spanien verſagete ſo gar ſeinem Miniſter das Gehör. Kurz, alle Monarchen, waren bey einem Unfalle gleichgültig, der ſie allerſeits hätte entweder erbittern oder beſtürzen ſollen. Die Rechtsgelehrten warfen dieſe Frage auf: hat das Volk das Recht, ſich wider die Gewalt zu empören, die es zum Glauben zwingen will? Alle Fürſten entſchieden dieſe Frage zu ihrem eigenen Nachtheile: indem ſie Wilhelmen für rechtmäßig erkannten.

Die Welt ſaget: was muß nicht dieſer Wilhelm für ein Mann geweſen ſeyn, der alle Mächte von Europa wider Frankreich vereinigte? Man kann aber mit mehrerem Grunde ausrufen: welchen Anblick in der Geſchichte zeiget uns Ludwig der XIV, den man nicht eher angriff, als wenn ſich ihrer zwanzig wider ihn vereinigten! Es fehlete ihm nichts, als nur das zu wiſſen, daß ein König alle Meynungen beſchützen, und keiner inſonderheit Beyfall geben müſſe. Etliche Geſchichtſchreiber, haben den unrechtmäßigen Thronräuber, mit vielen Lobſprüchen erhoben. Allein, wie leicht iſt es doch, ein großer Mann zu ſeyn, wenn man alle Geſetze unter die Füße tritt *). Der

*) Wie unbillig urtheilet hier Herr von B.? Tritt der alle

Mord, der an denen von Witt, ausgeübet wurde; die Schlacht bey St. Denis, welche mehr einem blutdürstigen Klopffechter, als einem Feldherrn einer Republik ähnlich sah; das niederträchtige Manifest, durch welches er die rechtmäßige Geburt des Prinzen von Wallis verdächtig und streitig machen wollte; das abscheuliche Laster, welches Burnet, sein Lobredner, also ausdrücket; daß er nur die Hinterthüren geliebet habe. Alles dieses wird ihm zur ewigen Schande in den Augen aller Vernünftigen dienen. So viel Schlachten als er verlor; so viel fehlgeschlagene Belagerungen; so viel schlecht ausgeführte Unternehmungen, werden ihn in den Gedanken der Kriegesmänner verkleinern und geringschätzig machen; und Wilhelm wird nur allein noch in den Augen der Machiavellisten groß bleiben *).

Der König schickte 1689. Jakob den andern, nach Irrland zurück. Louvois suchte alles an sich zu ziehen. Seignelai wollte ihm durchaus diese Ausführung nicht überlassen, und behauptete sein Recht als Minister vom Seekriegeswesen. Die Frau von

alle Gesetze eines protestantischen Volkes mit Füßen, der seine Gewissensfreyheit wider einen Unterdrücker derselben schützet; der seiner Gemahlinn Erbrecht behauptet, und dem Wunsche eines freyen Volkes gemäß, dasselbe von einem ungerechten Joche befreyet? Der endlich eines flüchtenden Königes Nachfolger zu werden das Herz hat, und es wirklich mit dem Beyfalle von ganz Europa wird, ohne einem Menschen das Leben zu rauben?

*) Es ist nicht zu begreifen, was den Herrn von B. so

von Maintenon unterſtützte denſelben nicht etwan, daß ſie mit demſelben in beſonderer Vertraulichkeit geſtanden hätte, ſondern weil ſie in ſehr genauer Freundſchaft mit ſeinen Schweſtern, den Herzoginnen von Chevreuſe und von Beauvilliers ſtund. Sie erklärte ſich alſo für dieſen, entzog dem Louvois die Beſorgung der irrländiſchen Angelegenheiten, verſchaffte ſie dem Seignelai, und erhielt dafür die Dankſagungen der Königinn von England. Gleichwohl liefen die Sachen in Irrland immer ſchlechter. Louvois, den man beſchuldigte, daß er der Landung des Prinzen von Oranien, die allen Menſchen bekannt war, nicht hätte Glauben beymeſſen wollen, meynte, weil er den erſten Fehler begangen hätte, dieſelbe nicht zu verhindern; ſo müßte Seignelai den andern begehen, dieſem Uebel nicht abzuhelfen. Er unterſtützte dieſerwegen die Abſichten ſehr ſchwach, die er mit hätte bewirken ſollen; und ſetzete dadurch den Seignelai in die Unmöglichkeit, etwas auszurichten.

Mittlerweile als Jakob der andere ſich in Irrland ſchlug, oder vielmehr ſich ſtellte, als wenn er

ſehr wider den König Wilhelm aufgebracht haben kann. Dieſer große König hat ſo viel gute Eigenſchaften gehabt, als wenig andere, wie ich aus dem Zeugniſſe eines betagten Feldmarſchalls weis, der ihn damals ſelbſt gekannt, und in den Niederlanden unter ihm gefochten: und man muß ein geſchworner Bewunderer Ludwigs des XIV ſeyn, wenn man dem wichtigſten ſeiner Feinde ſo viel Schandflecke anhängen will, als die Läſterſucht ſelbſt nur hat ausdecken können.

ſchlagen wollte, befand ſich ſeine Gemahlinn zu St. Germain in der ſchmerzlichſten Betrübniß. Alle Nachrichten, die aus der Belagerung von Londondery einliefen, hemmten den Lauf ihrer Thränen nicht. Man ſuchete allen ihren Wünſchen zuvor zu kommen. Es wurden Luſtbarkeiten ihrentwegen angeſtellet, ſie erhielt eine prächtige Hofſtaat; allein ſie fand kein ander Vergnügen, als auf einem Throne zu ſitzen.

Ludwig der allergroßmüthigſte Franzos, ſuchte durch alles, was er angenehmes erdenken konnte, der Königinn ihr Unglück zu lindern, und erträglich zu machen. Er bemühte ſich ihr den nagenden Schmerz ihres gegenwärtigen Schickſals zu benehmen. Er erinnerte ſie nicht durch außerordentliche Höflichkeiten, ihrer vorigen Umſtände; ſondern er bewies ihr durch ein immer gleiches und zärtliches Betragen, daß ſie noch immer die Königinn ſey, die ſie zuvor geweſen war. Jeder Tag zeigete ihr durch neue Geſchenke, daß ſie nicht vergeſſen würde, und weil ſie eben ſo fromm als unglücklich war: ſo wurden die Geſchenke auch immer der Frömmigkeit gemäß eingerichtet.

Zu Marly, zu Trianon, betrübte ſich Ludwig mit ihr zugleich, oder nöthigte ſie, ſich mit ihm zu tröſten. Kurz, ſein Bezeigen war ſo zärtlich gegen dieſelbe, daß man glaubete: Ludwig wäre in die Königinn verliebt. Zu Paris verſicherte man, daß dieſer vertraute Umgang die Frau von Maintenon in große Unruhe ſetzete. Die Frau von Fayette ſagete hierbey: daß dieſe Sorge auch nicht

ohne

ohne Grund wäre, indem allemal eine Freundinn, jeder Maitreſſe weichen müßte. Diejenigen, welche eine genauere Kenntniß des Hofes hatten, ſahen die Bewegungsgründe wohl ein, warum der König in ſeinem Bezeigen ſo höflich war. Die Liebe zur Veränderung trug etwas dazu bey. Das Mitleiden konnte ſich großmüthiger erzeigen, wenn es den Schein der Zärtlichkeit annahm, und es war nicht ſo empfindlich, wenn man den Wohlthäter nur für einen Freund hielt. Die Königinn hatte indeſſen alle dieſe Dienſtgefliſſenheit der Frau von Maintenon zu danken. Dieſe Prinzeſſinn fürchtete vielmehr, den König mit ihren Beſchwerden zu ermüden, als die Frau von Maintenon eiferſüchtig zu machen. Dieſe beyden Perſonen ſucheten beſtändig eine der andern ihre Geſellſchaft. Die unnützen und eitlen Geſchwätze der Hofleute waren ihnen nicht unbekannt; allein beyde waren von ihrer gegenſeitigen Aufrichtigkeit verſichert, und belacheten alſo die Abſichten und das Mistrauen, die man ihnen Schuld gab.

Jakob der andere hatte Feinde zu Verſailles, ob er gleich keinen Freund daſelbſt fand. Man ſagete dem Könige, daß dieſer Prinz ſehr misvergnügt über ihn geſchienen hätte. Er beklagete ſich, daß der Hof über ſein Unglück noch geſpottet hätte; und daß alles, was man zu ſeiner Wiederherſtellung unternähme, ihn wenig oder gar nicht rührte. Ludwig der allzu leichtgläubig war, wurde ſehr kaltſinnig bey dieſer Nachricht. Auf einmal nahm alle ſeine Gütigkeit gegen die Königinn ein Ende: ſie wurde von allen Luſtbarkeiten ausgeſchloſſen, man

empfieng ſie mit vieler Gleichgültigkeit; ihre Betrübniß wurde nicht mehr geachtet, und das ſchlimmſte dabey war noch dieſes: daß die Hülfe, ſo man nach Irrland beſtimmet hatte, ſehr langſam geleiſtet wurde. Das Volk, welches in ſeiner dummen Bosheit ſehr feſt beharret, beſchuldigte die Frau von Maintenon, daß ſie die Urſache dieſer Veränderung wäre. Die Königinn aber entdeckte den Grund in den widrigen Meynungen, welche man dem Könige wider ihren Gemahl beygebracht hatte. Sie gieng und ſchüttete allen ihren nagenden Kummer in den Schooß ihrer beſten und einzigen Freundinn aus. Die Frau von Maintenon richtete ſie auf und verſprach ihr, den König eines andern zu belehren. „Dieſes iſt zu wenig, erwiederte die Königinn: man „ſtellet meinen Gemahl als einen Undankbaren vor, „da er doch der allererkenntlichſte Mann von der „Welt iſt; man ſaget, er ſey hochmüthig, da er „doch der demüthigſte, ſo wie der unterdrückteſte unter den Königen iſt. Ich erwarte von der Gerechtigkeit des Königes, daß Seine Majeſtät nicht allein zu Ihnen und zu mir ſagen werden, daß ſie von „der ganzen Sache nichts glauben; ſondern ich hoffe „auch, daß dieſelben alle Maaßregeln nehmen werden, „um den erſten Urheber davon zu entdecken, damit die „Ehrenerklärung ſo öffentlich, als die Verläumdung, „bekannt werde. Mein Gemahl iſt abweſend, es „gebühret alſo Seiner Majeſtät ihn zu rächen, und „nicht zuzugeben, daß man ihn ſo ungeſtraft beleidige. Eine Krone zu verlieren, das iſt nichts; „allein der Verluſt der Ehre iſt das größte Unglück.

„Sie

„Sie sind allezeit die beste von meinen Freundinnen „gewesen, aber bey dieser Gelegenheit sind sie auch „die einzige. Zeigen sie, Madame, daß sie mit „Recht behauptet haben, daß es einem Könige von „England unmöglich sey, undankbar zu seyn.„

Die Frau von Maintenon erhielt eine Erläuterung vom Könige. Der Verläumder wurde entdecket und genöthiget, alles was er gesaget hatte zu widerrufen. Die Königinn erschien hierauf wieder zu Versailles. Allein Jakob machete sich den Beystand seines Bundesgenossen nicht zu Nutze. Er hub die Belagerung von Londondery auf, und kam nach St. Germain zurück. Hier suchete er einen Feind durch Verrätherey anzugreifen, der so scharf auf seiner Hut war, daß es leichter gewesen wäre, ihn zu überwinden; als ihn meuchelmörderischer Weise umzubringen. Ludwig gab ihm ein jährliches Gehalt von sechs hundert tausend Livres: die Bezahlung desselben aber ward zuweilen auf einige Zeit verschoben, weil der königliche Schatz fast ganz erschöpfet war.

Die Königinn schrieb dieserwegen an die Frau von Maintenon: Ich danke Ihnen, Madame, für das Almosen, (denn man muß jeder Sache ihren rechten Namen geben) das sie uns bey dem Könige verschaffet haben; welche sodann bey dem Minister um die Bezahlung anhielt.

Ihre beyderseitige Freundschaft blieb unveränderlich, ungeachtet alles dessen, was man bey Hofe

verwenden konnte; ungeachtet aller Staatsvortheile, aller Ungleichheit des Standes und der Neigungen, aller falschen Berichte, so dieselbe ganz zernichten oder zum wenigsten hätten schwächen können. Die Königinn wurde in ihren Forderungen so wenig müde, als die Frau von Maintenon in ihrem Bemühen, dieselben zu erhalten.

Als endlich durch das Unglück von Frankreich, dieser Prinzessinn alle Hoffnung gänzlich benommen, und sie dahin gebracht wurde, in Chaillot eine bloße Klosterfrau von dem Orden der Visitation zu werden; mußte sie öfters abschlägige Antworten erfahren. Sie erhielt selten mehr Gehör bey dem Könige; allein sie ertrug diesen neuen Unglücksfall mit aller Herzhaftigkeit, und schien alsdann erst würdig zu regieren, da sie keine Krone trug. Ihre Großmuth ward durch ihre Erkenntlichkeit nicht vergeringert, noch ihre Erkenntlichkeit durch die wahren und empfindlichen Betrachtungen, so sie über das harte Bezeigen derer Wohlthäter anzustellen pflegte, vermindert. Ein großmüthiges Herz, wird von dergleichen Betrachtungen nur oben hin gerühret: allein, sie machen einen gewaltigen Eindruck in einer undankbaren Seele. Die Länge der Zeit machete die Frau von Maintenon in ihrem Mitleiden nicht kaltsinnig: sie stellte sich das Unglück ihrer Freundinn täglich vor, und es war ihr beständig neu. Wenn man diese beyden großen Frauen, davon die eine den Thron verlohren hatte, die andere ihn nicht besteigen durfte, beysammen sah; wie sie sich um die Wette bemühten, ihrem Stande

gemäß,

gemäß, mit einander zu ſprechen; wie die eine ihre Größe verbergen, die andere ihre Hoheit vergeſſen wollte; wie ſie ſich beyde durch eine übertriebene Eigenliebe erniedrigten, und durch eine gegenſeitige Höflichkeit wieder aufrichteten, wie ſie die Freundſchaft näher vereinigte; und mit einander, die eine ihre Erhöhung, die andere ihren Fall bewunderten; wie die Frau von Maintenon die Schmäucheley der Hochachtung, und die Königinn die Pflichten der Ehrfurcht ausſchlug: ſo muß man mit dem Marſchall von Villeroi ausrufen: Schämen ſie ſich denn beyde, königliche Gemahlinnen zu ſeyn?

Fünftes Hauptstück.

Der Pater de la Chaise vereinigt sich, und wird wieder versöhnet.

Der Pater de la Chaise war so aufmerksam, sich auf das Ansehen der Frau von Maintenon zu gründen, als die Königinn von England und Louvois es waren. Der König kam in die Jahre, in welchen die Beichtväter Staatsveränderungen vorzunehmen verlangen können. Dieser hatte die Herrschaft über die Kirchensachen erhalten, welche durch die entstandenen Mishälligkeiten zwischen dem französischen Hofe, und dem päbstlichen Stuhle, Staatsgeschäffte geworden waren. Der Pater de la Chaise ward auf diese Art unvermuthet ein Staatsmann. Er arbeitete ordentlich mit dem Könige zugleich; und in kurzer Zeit sah er die Vornehmsten des Hofes und alle Prälaten sich vor ihm schmiegen. Die Jansenisten beschwerten sich nicht wenig über die Sonnabendsversammlungen. Sie macheten Lieder, verfertigten Gebethe, stellten Fasten an: daß das Kirchenregiment ihrem Feinde möchte genommen werden, der doch nur ein Feind der Jansenisten war. Gott erhörte aber auch ihre Bitte nicht.

Der Pater de la Chaise ertheilte die aufrichtigsten, aber auch die schlimmsten Rathschläge. Der König gab ihnen Gehör, und bereuete es nachher.

Lud-

Ludwig wurde über den schlechten Ausgang, den die Angelegenheit des Churfürstenthums Cölln nahm, nicht wenig erbittert; und bezeigte dem Jesuiten sein Misvergnügen darüber, auf dessen Anrathen er zween wichtige Fehler begangen hatte. Der erste war dieser: daß er mit allzugroßem Eifer, bey Behauptung des Gesandtenrechts sich aufgehalten hatte; dadurch die Gelegenheit vorben gegangen war, einen Churfürsten zu erhalten, der dem französischen Hofe ergeben gewesen wäre. Der andere bestund darinnen: daß er sich der Wahl des Cardinals von Fürstenberg zum Bischofe von Lüttich, zur Unzeit widersetzte, und die Erwählung des Cardinals von Bouillon abschlug, die von dem Capitel so ernstlich vorgetragen wurde.

Der König erinnerte den Pater de la Chaise aller dieser Fehler, welcher aber dem Louvois die Schuld davon beymaß. Ludwig wurde erzürnet, und sagete ihm: daß niemals eine Unternehmung gelungen wäre, welche die Jesuiten zu führen unternommen hätten, und daß sie viel besser thäten, ihre Schüler zu lehren, als sich in die Regierung des Staats zu mengen. Der König erzürnte sich sehr selten, und er war so wenig gewohnt, auch über die unglücklichsten Rathschläge Verweise zu geben; weil er dieselben allezeit als ein Geständniß ansah, daß seine Leichtgläubigkeit sich den Meynungen anderer überlassen hätte; daß der Beichtvater glaubete, er wäre nunmehr gänzlich verlohren. Er zweifelte an seinem Falle keinesweges, da er einen ganzen Monath lang den Unwillen seines Herrn empfinden mußte.

te. Er arbeitete beſtändig mit demſelben; in ſteter Ungewißheit, ob dieſe Beſchäfftigung lange dauern würde.

Die Furcht der Ungnade ſetzet dem Anſehen ſehr nöthige Schranken: und der Pater de la Chaiſe, hat ſich niemals des ſeinigen beſſer gebrauchet, als zu der Zeit, da es am zweifelhafteſten war. Niemals war die Austheilung der Kirchendienſte mit mehrerer Billigkeit geſchehen, und niemals war derjenige, der ſie vertheilte, leutſeliger geweſen, als itzo.

Gleichwohl berathſchlagte ſich ſchon ſein ganzer Orden, der nicht wenig beſtürzt war, über die Wahl der Perſonen, die ſie bey dem Könige in Vorſchlag bringen wollten. Der Pater de la Chaiſe, der in ſeinem Herzen die Furcht des ganzen Jeſuitenordens vereinigt empfand, nahm ſeine Zuflucht zu der Frau von Maintenon; ſtellte derſelben alles vor, was er gethan hatte, und alles, was er hätte thun wollen. Er beklagete ſich, daß ſeine langen Dienſte ſo ſchlecht belohnet würden, und daß man ihn über Begebenheiten zur Rechenſchaft foderte, die bloß auf dem Glücke beruheten. Die Frau von Maintenon unterbrach ihn, und fragete: auf was endlich dieſes ganze Geſpräch hinauslaufen ſollte? Der Beichtvater gab zur Antwort: „Daß Sie das mir drohende Ungewitter zu verhü„ten, und den König zu beſänftigen ſuchen mögen. Trö„ſten Sie ſich, ſagete die Frau von Maintenon: „der König iſt nicht unwillig; er beklagete ſich nur „geſtern noch, daß ſie ihn vermieden. Gehen Sie „zu ihm: er hat alles vergeſſen, und fürchtet nur,

„daß

„daß ſie ein beſſer Gedächtniß haben möchten, als „das ſeinige iſt.„

Das Biſthum Cahors, welches dem Abte von Lüzerne verliehen wurde, befeſtigte dieſe Verſöhnung. Der Pater de la Chaiſe ſagete zum Könige: Ich darf mich nicht mehr unterſtehen, Eure Majeſtät für den Abt von Lüzerne zu bitten, ſeit meine Nichte, ſeinen Bruder geheurathet hat. Sein Anſehen nahm täglich zu, und ſeine Gewalt hatte keine andre Gränzen, als die ihm die Wachſamkeit eines außerordentlich beſchäfftigten Fürſten ſetzete. Seine Feinde ſchryen, daß er zuviel Anſehen hätte, und frageten: ob es den Jeſuiten zukäme, zu regieren? Und warum nicht? Es ſey ein Ketzer, oder ein Rechtgläubiger, ein Einfältiger, oder ein Weiſer, ein geheimer Staatsſchreiber, oder ein Kammerdiener: jeder, der die Fähigkeit zu regieren beſitzt, erhält auch zugleich dadurch das Recht dazu; und das Anſehen gebühret demjenigen, der ſich deſſelben bemeiſtern kann.

Sechstes Hauptstück.

Die Dauphine.

Die Dauphine hatte alle ihr Ansehen verlohren: und Johanne, ihre Hofnärrinn, hatte ihr solches prophezeihet. Als diese sah, daß die Prinzessinn die Gesellschaft der Bessola, die ihre Milchschwester und Kammerfrau war, den prächtigsten Lustbarkeiten vorzog, sagete sie zu derselben: Der König wird die Art und Weise ihres Bezeigens ganz überdrüßig werden: und wenn dieser ihnen seine Gunst entzieht, so wird Johanne mehr gelten, als Sie. Der König erboth sich, die Bessola an einen vornehmen Mann zu verheurathen. Die Dauphine gab zur Antwort: Sie möchte ihren Mann lieben, sie könnte ihn vielleicht so sehr als mich lieben; aber hernach wird sie mich gewiß weniger lieben, und alsdann stürbe ich vor Eifersucht. Der König schwur, daß künftighin keine Bessola mehr in Frankreich seyn sollte: und die Herzoginn von Burgund durfte von dieser Zeit an, die Jungfer Marquet nicht länger als sechs Monathe bey sich behalten.

Die unschuldigen Ergötzlichkeiten des Königes waren die Jagd, das Billiard, und St. Cyr. Er gieng alle vierzehn Tage nach Marly, und war daselbst ohne allen Zwang und sehr liebreich. Die

Dau-

Dauphine befand sich nicht dabey. An den Prinzen von Oranien wurde gar nicht gedacht, man setzte die Beschwerlichkeit der königlichen Würde auf die Seite, ohne die Verrichtungen derselben gänzlich aufzuheben. Die Geschäffte verlohren nichts bey den Ergötzlichkeiten. Gleichwohl waren die Bälle bey Hofe sehr traurig, und dauerten nicht länger, als zwo Stunden. Die Dauphine erschien nicht dabey; sie ließ sich keinen Augenblick vergnügt oder gefällig sehen. Die Prinzessinn von Conti wagte es gleichfalls nicht, lange daselbst zu bleiben, aus Furcht, daß ihr schwarzes Auge sie verrathen, und die Frau von Maintenon, ihr Verweise geben möchte. Denn dieser wurde es allemal vom Könige aufgetragen, sein Misvergnügen dem königlichen Hause zu bezeugen. Die Frau von Maintenon wußte die harten Worte des Königes gelinder auszudrücken. Die Gemüther würden unter einander Feinde geworden seyn; allein die Frau von Maintenon, die allezeit leutselig und versöhnlich war, vereinigte sie. Die Verweise des Königes würden erschrecket haben; die von der Frau von Maintenon aber, gereichten zum Troste.

Sie lief allerdings Gefahr, sich bey den Prinzen verhaßt zu machen, die endlich ihrer Vorstellungen müde werden konnten, und an statt, daß sie solche als eine beherzte und aufrichtige Freundinn hätte ansehen sollen; so würden sie dieselbe als eine beschwerliche Oberaufseherinn gefürchtet haben. Allein sie scheuete sich nicht so sehr, sich mit ihnen zu entzweyen, als daß die Prinzen mit dem Könige

uneins seyn sollten. Sie misfiel einigen von ihnen, allein sie leistete allen Dienste. Im Anfange murreten sie wider dieselbe, aber am Ende wurden sie erkenntlich. Sie zogen sie über alles zu Rathe, erlangten durch sie alles bey dem Könige, trugen ihr die kleinsten Sachen vor, und wählten sie zur Schiedsrichterinn in allen ihren Streitigkeiten. Eine andere Person, die in solcher Gunst bey dem Könige gestanden hätte, als die Frau von Maintenon, würde eben dieses Vertrauens seyn gewürdiget worden: allein sie würde dieses Vertrauen nur durch einen schwachen Beystand erwiedert haben. Die Frau von Maintenon, war in dem ihrigen voller Eifer, und ganz davon übernommen. Sie sagete eines Tages: Eben itzo haben mich vier Prinzen fast zerrissen: das ist noch ärger, als von vier Pferden zerrissen zu werden. Die Furcht, daß sie zur Königinn möchte erkläret werden, machete nunmehr der Bewunderung Platz: und auf diese Art vermehrete sie ihre Gewalt; indem sie solche einschränkete. Wenn ihre Vermählung wäre öffentlich bekannt geworden, so würde sie den König durch ihren Ehrgeiz beleidiget haben: dem sie zuvor durch ihr uneigennütziges Wesen so sehr gefallen hatte. Die Prinzen vom Geblüte waren ihr gewogen, und diejenigen, so sie nicht liebeten, sucheten ihr zum wenigsten mit Ehrerbiethung zu begegnen. Als einer Königinn aber würden sie alle mit einander entweder ihre öffentlichen oder heimlichen Feinde geworden seyn. Etlichen Ehrenbezeugungen zu gefallen, welche sie von dem Pöbel des

Ho-

Hofes mehr erhalten hätte, würde ſie das Vertrauen und die Hochachtung verlohren haben, die doppelt ſchmäuchelhaft waren, weil ſie ihrer Perſon und nicht ihrem Range geleiſtet wurden. Ueberdieſes, wenn Ludwig nicht wäre verbunden geweſen, ſie als ſeine Freundinn anzuſehen, ſo würde er ihr, als ſeiner Gemahlinn begegnet haben. Man mag ſie alſo ehrgeizig und eitel, oder demüthig und beſcheiden vorſtellen: ſo werden alle die Abſichten auf die königliche Würde, die man ihr benmißt, ganz und gar widerleget. Die drey Töchter des Königes, welche gemeiniglich die Prinzeſſinnen genennt wurden, hatten öftere Streitigkeiten unter einander. Der König bath ſie, ſie möchten ſich lieben, und ſagete zuletzt: wenn eure Zänkereyen fortdauren ſollen, ſo habet ihr eure Landhäuſer, wo ihr euch allerſeits beſſer befinden werdet, als bey Hofe. Die Frau von Maintenon ſtellete den Frieden wieder her. Alles bekam ein ander Anſehen; man ſprach einander wieder, man zeigete ſich bey Hofe, war freundlich und vergnügt. Zu allem Unglücke wurde dieſe Einigkeit, die in den königlichen Häuſern faſt unmöglich, und bey Privatperſonen ſo ſelten zu ſeyn pflegt, durch den Dauphin und ſeine Gemahlinn unterbrochen.

Der Dauphin war über die Beſſola, und die Dauphine über die Gräfinn von Roure eiferſüchtig; die doch gleichwohl nur erſt von der Seite angeſehen wurde. Der Dauphin wurde über ihre Klagen nicht wenig beleidiget. Seine Gemahlinn brachte ganze Tage in ihrem Kabinet zu; ließ keinen Menſchen

vor sich, und nahm sich vor, in Gegenwart ihres Herrn deutsch zu sprechen. Der Dauphin sagete ihr deswegen: „Madame, wenn sie mit meiner Per„son unzufrieden sind, so will ich, daß sie die Au„gen zu thun und schweigen; oder daß sie sich nur „gegen Gott und mich beklagen.„

Der König war ganz kaltsinnig gegen diese Prinzessinn geworden; und obgleich durch die Frau von Maintenon dieselbe verschiedener bittern Verweise überhoben wurde: so hatte sie doch gleichwohl so viel gehöret, daß sie gewiß vermuthen konnte, es sey keine Aussöhnung zu hoffen. Man hatte sie beschuldiget, sie zöge die Vortheile ihres Bruders, des Churfürsten von Bayern, allen Sachen vor: sie hätte ihre Freude über das Unglück des Cardinals von Fürstenberg nicht verhelet, der ein Mitwerber des Prinzen Clemens von Bayern war: und man warf den Verdacht auf sie, daß das bayerische Haus wichtige Nachrichten durch diese Prinzessinn erhalten hätte.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der König diesen ausgestreuten Gerüchten Glauben beygemessen habe. Allein ein Argwohn, den man nicht untersuchen will, aus Furcht die Wahrheit zu ergründen, läßt doch allemal dem Andenken unauslöschliche Spuren zurück. Die Dauphine schien allemal in den Augen des Königs dieserwegen strafbar zu seyn, daß

o) S. die Geschichte des Bischofs von Agen im Manuscripte.

*) Da sieht man die Eitelkeit der Franzosen! Gerade,

daß sie Anlaß zur Verläumdung gegeben hatte, weil sie den Vortheil des Landes, darinnen sie gebohren war, nicht ohne Anstand demjenigen Lande aufgeopfert hätte, darinnen sie einst regieren sollte. Hieraus entstunden ihr tausend Kummer, tausend Verdruß, und ein gegenseitiges Mistrauen, welches die grausamste Quaal für diejenigen ist, die beysammen zu leben, und einander zu verehren, verbunden sind.

Der Vorzug, den der König der Frau von Maintenon vor dieser Prinzessinn gab, vermehrte ihren Kummer o), indem er ihre Eifersucht erregte. Sie fand sich nicht mehr von der zahlreichen Menge umgeben, die sie vorher nicht geachtet hatte. Sie stund nicht mehr in dem Ansehen bey dem Könige, welches machet, daß man einen wahren Antheil an dem Wohl des Staates nimmt. Sonst hatte sie die Lustbarkeiten vermieden, nunmehr floh das Vergnügen vor ihr. Ihre Gesundheit schien schwach zu werden, ihr Gemüth wurde trauriger. Sie fieng an, noch mehr Ausschweifungen zu begehen; und sie verlohr alle Empfindung, die eine Frau haben sollte, welche den ersten Rang in der Welt erhalten sollte *).

Die Traurigkeit, welche sie überfallen hatte, verzehrete sie fast ganz und gar: und sie bereitete sich zum Tode, als ein Courier der Frau von Maintenon

* als wenn niemand in der Welt über den König von Frankreich wäre. Die Königinn Christina dachte ganz anders. Man sehe ihre Geschichte.

tenon die Nachricht brachte: daß die Dauphine, welche sie denselben Morgen ganz leidlich verlassen hatte, sich mit ihr in geheim unterreden, und in ihren Armen sterben wollte. Die Frau von Maintenon begab sich augenblicklich zu dieser Prinzessinn, und verschloß sich etliche Stunden mit derselben. Es ist nichts davon bekannt geworden, was sie ihr gesaget hat. Wahrscheinlicher Weise bereute die Dauphine, daß sie die Frau von Maintenon nicht allezeit geliebet hätte; und rechtfertigte sich über die Sachen, welche Ursache waren, daß der König sie nicht mehr liebete. Diese geheime Unterredung, und dieses Zeichen des Vertrauens, in den Augenblicken, wo alle Verstellung aufhöret, sind die besten Lobsprüche für die Frau von Maintenon. Sie konnte gehasset werden: allein man hatte so viel Hochachtung gegen sie, daß man sie am Ende dennoch lieben mußte.

Kurz zuvor, ehe die Dauphine verschied, umarmte sie den Herzog von Berry, und sagete zu ihm: Dieses thue ich von ganzem Herzen, ob du mir gleich sehr sauer geworden bist. Der König zog den Dauphin von dem Bette weg, auf die Seite, und sagete: Dieses ist das Ende aller irdischen Hoheit.

Der Tod dieser Prinzessinn wurde nicht einmal so viel beweinet, als es der höchste Wohlstand erfo-

der-

*) Da haben wir eine vollkommene parisische Gesinnung! Die Dauphine war eine deutsche bayerische Prinzessinn, die noch immer ihr Vaterland liebete.

derte. Weder der Hof, noch ihr Haus, weder ihr Gemahl, noch die Frau von Maintenon, weder der König noch die Aemen, noch die Frömmlinge beklageten sie. Gleichwohl war diese Prinzessinn in ihrem Hauswesen vortrefflich. Sie liebete den Dauphin; sie war gutthätig, sie verehrete die Frau von Maintenon, und war auch fromm. Allein, sie hatte weder ein französisches Herz, noch den französischen Witz; und ohne dieß ist alles übrige, was man immer besitzen mag, für lauter nichts zu achten *).

Der König suchete das, was er seinen Schmerz nannte, zu lindern und zu zerstreuen, und verordnete dieserwegen eine große Jagd. Durch dieses Vergnügen erholete sich der König; aber es beschäfftigte ihn nicht. Das war sehr viel in einer Würde, wo es natürlich ist, leicht verdrüßlich zu werden, und vor sich selbst zu fliehen.

So bald der König zurück kam, warteten ihm der Prinzessinn ihre vornehmsten Hofbedienten, beyderley Geschlechts, in langen Trauerkleidern auf. Bey der Frau von Maintenon, die auf gleiche Weise hätte erscheinen sollen, wurden die Complimenten abgelegt. Sie war die einzige von der Dauphine ihrer ganzen Hofstatt, die nicht bey dem hohen Seelenamte erschien, das zu St. Denys, und zu unser lieben Frauen, über das Ableben dieser

*) Eben darum misfiel sie. Alle übrige gute Eigenschaften halfen ihr nichts. So ist ja uns armen Denkschen auf einmal der Stab gebrochen!

Prinzeſſinn gehalten wurde: und dieſe Abweſenheit ließ diejenigen alles errathen, die alles zu ergründen fähig waren. Von dieſer Zeit an, lebete ſie außer dem Schloſſe, als eine Privatperſon; ob ſie gleich bey Hofe alle mögliche Ehrenbezeugungen erhielt. Ungeachtet aller Sorgfalt, mit welcher ſie dieſelben auszuſchlagen ſuchete, ſo wurde ſie doch gewahr: daß man zu Verſailles niemals das iſt, was man ſeyn will. Sie ließ ſich nicht bewegen, bey der Trauer des Hofes ihre Zimmer ſchwarz bekleiden zu laſſen. Sie ſagete: Ich bin keine Herzoginn. Der erſte Hofmarſchall von Noailles ſtellete ihr vor, daß ſie dieſes thun könnte; in Anſehung der Stelle, die ſie bey der Dauphine, als geweſene Hofdame bekleidet hätte. Allein ſie verwunderte ſich, daß dieſes Recht auf den Vorzug einer Bedienung gegründet wäre; und beantwortete dieſe Vorſtellung nur mit einem Lachen, welches ſo viel ſagen wollte: daß die Hoheit ihres Standes, ihr eben ſo viel Vorzug vor der eingebildeten Größe ertheilte, ſo die im Dienſte ſtehenden Perſonen zu haben glaubeten; als ſie durch ihre Beſcheidenheit über alles Anſehen, und über allen Rang erhoben wäre.

Sie

*) Der Marquis von Dangeau, erzählet in ſeinem Tagebuche, daß der Prinz von Oranien bey ſeiner Abreiſe zu den Generalſtaaten geſaget hätte: Meine Herren, ich nehme auf ewig Abſchied von ihnen: entweder will ich ſterben, oder regieren.

Siebentes Hauptſtück.

Der Feldzug bey Mons.

Das augsburgiſche Bündniß ſetzete ganz Europa in Bewegung. Der Prinz von Oranien war über See zurück gegangen, und die vereinigten deutſchen Fürſten machten einen Theil ſeiner Hofſtadt in Holland aus, wo er hingekommen war, ſich über den Widerwillen eines Volks zufrieden zu ſtellen, welches ihn eben ſo ſchnell haſſete, als es ihn gekrönet hatte. Er war durch ſein Verbrechen nicht glücklich geworden. Die einzige Belohnung für ſeine Ehrſucht, der er alles aufgeopfert hatte, beſtund darinnen: daß er einen Augenblick das Vergnügen genoß, welches ein Menſch haben konnte, der ſich mit fünfmal hundert tauſend Livres jährlicher Einkünfte ſchlafen legete, und des Morgens als König erwachete *). Er ſuchete alle Gelegenheit, dem Eigenſinne, und vieleicht auch der Gewiſſensangſt ſeiner Gemahlinn zu entgehen: welches die ſchönſte, aber auch die betrübteſte Prinzeſſinn war; und die ihm der **Dauphin**, welchem ſie war vorgeſchlagen worden, auf keine Art beneidete.

* Komme ich um, ſo ſterbe ich als ihr Diener; werde ich regieren, ſo will ich als ihr Freund leben. Dieſe Erzählung iſt weder wahr, noch wahrſcheinlich. Beaumelle.

Die französischen Waffen hatten einen guten Fortgang: aber des Prinzen von Oranien seine, einen entscheidenden Ausgang gehabt. Die Schlacht bey der Boyne hatte den Streit, zwischen ihm und Jakob dem andern, entschieden. Dieselbe hatte ihm wohl den Marschall von Schomberg gekostet; allein Ludwig verlohr einen Minister, der allein fähig war, die irrländischen Angelegenheiten wieder in Stand zu setzen. Seignelai starb, und das ganze Seekriegswesen gieng mit ihm zum Ende. Pontchartrain kam an seinen Platz, der bestimmt war, alle ledige Stellen zu erhalten: aber keinem Menschen ward durch ihn geholfen. Der König beschloß, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen, und wollte die Furcht vor seinen Waffen, welche bey den Feinden zu verschwinden schien, in Person wieder herzustellen suchen. Die Ehre des Königes lag der Frau von Maintenon viel zu sehr am Herzen, als daß sie sich diesem Vorhaben hätte widersetzen sollen. Die rechtmäßige Liebe machet nicht feigherzig. Ludwig versammlete seinen Staatsrath, und machete ihnen ohne weitere Umschweife bekannt: daß er dem Feldzuge nach Flandern beywohnen wollte. Er drückete sich folgender gestalt aus: „Um endlich so viele Feinde, die über meinen „Ruhm eifersüchtig sind, zu überwinden; um die „Lauterkeit der Religion, die ich in meinen Staaten durch die Ausrottung der Ketzerey eingeführet „habe, zu behaupten: so habe ich beschlossen, ungeachtet der üblen Jahreszeit, Mons zu belagern, „welches denen wider Frankreich vereinigten Waffen,

„sen, zur Hauptvormauer dienet; und diese Festung „in dem Angesichte des vermeynten Austheilers der „Provinzen zu erobern.„ Dieser Entschluß setzete alle Minister in Verwunderung, und das ganze Reich in Furcht. Ein solches Schrecken erregete Wilhelm der dritte, dessen Tod man das Jahr zuvor mit öffentlichen Freudenbezeugungen gefeyert, und die Ludwig ganz allein gemisbilliget hatte.

Die Frau von Maintenon folgete dem Könige nicht nach Flandern, und sie fürchtete nicht, daß ihr Ansehen, in welchem sie stund, vermindert werden würde. Etliche Tage vor der Abreise des Königes, begab sie sich in die Einsamkeit nach St. Cyr. Ludwig kam dahin, um Abschied von ihr zu nehmen, und war zwey Stunden in ihrem Zimmer ganz allein mit derselben. Nachdem der König den Beystand Gottes zu den Füßen des Altars erbethen hatte, ließ derselbe die ganze Gesellschaft zusammen berufen, und redete sie also an: „Leben sie „allerseits wohl, meine Fräulein, ich empfehle mich „in ihr Gebeth. Dieses bin ich höchstbenöthiget. „König zu seyn, ist eine Last, unter welcher man „vielen Sünden ausgesetzet ist.„ Bey diesen letzten Worten kamen ihm die Thränen in die Augen, und bewogen die ganze Gesellschaft, zu weinen. Er fügete hinzu: ich hoffe, daß Gott ihre Wünsche erhören und erfüllen wird. Nachdem Ludwig noch einige Worte mit der Frau von Maintenon gesprochen hatte, sagete er nochmals: Leben sie wohl, meine Fräulein, ich überlasse ihnen das, was ich am liebsten habe.

Die

Die Vorsteherinn, Frau von Loubert, gab zur Antwort: daß das ganze Haus sein Gebeth bey Gott für den Sieg des Königes verdoppeln würde. Ludwig erwiederte hierauf: „Ich wünsche nicht so„wohl den Sieg, als den Frieden: Man muß sich „bemühen, unsere Feinde dahin zu bringen, daß „sie denselben von uns erbitten *).

So lange diese Abwesenheit dauerte, beschäfftigte man sich zu St. Cyr mit nichts, als den Himmel um den Frieden, und um die Erhaltung des Königes zu bitten. Die Frau von Maintenon erhielt täglich Nachrichten aus der Belagerung. Sie theilete dieselben mit dem Könige von England, der öfters ganze Tage bey ihr zubrachte; und sich daselbst über den schlechten Fortgang zu trösten suchete, den das Unternehmen des tapfern Odonel in Irrland gewann. Man bewunderte, daß ein König, der seines Thrones verlustig war, sich in ein Kloster versperrete; mittlerweile, daß Ludwig alle Gefahr verachtete, und die strengsten Beschwerlichkeiten der Jahrszeit nicht scheuete, Jakob dem andern, die Krone wieder zu verschaffen. Die Belagerung von Mons wurde gut eingerichtet. Boufflers berennete den Platz: der König wagete den Angriff; Luxemburg und La Feuillade waren an seiner Seite, und alle Prinzen vom Geblüte begleiteten ihn. Vauban besorgete die Arbeit bey der Bela-

*) Man wird leicht glauben: daß diese Worte auf frischer That sind aufgezeichnet worden. Ich habe die-

Belagerung. Der Prinz von Oranien verurſachete einige Unruhe, als er ſich unſer lieben Frauen von Hall näherte: und die Soldaten von der franzöſiſchen Leibwacht erſchracken zur Unzeit, als ſie ein Hornwerk angriffen. Ihre Officierer waren nicht vermögend, ſie mit dem bloßen Degen in der Fauſt zurück zu halten. Die Musquetierer und Grenadierer griffen dieſes Werk an, und eroberten daſſelbe in einer Zeit von drey Viertelſtunden. Bey dieſer Gelegenheit war es, daß man der königlichen Garde den Namen Pierrots beylegete; deſſen ſie, wie man ſaget, noch gegenwärtig ſich nicht verluſtig gemachet haben.

Der König ſpeiſete vor den Linien mit gutem Appetite, gieng um die Veſtung herum ſpazieren, und war geraume Zeit nur einen halben Muſquetenſchuß davon entfernet. Eine Schildwache hielt ihn an; man fragete ihn: ob er den König nicht kennte? Der Soldat gab zur Antwort: ja, ich kenne ihn; aber hier iſt der Ort nicht, wo der König hin gehört. Einen Augenblick hernach tödtete ein Kanonenſchuß das Pferd des la Chenaye, ſehr nahe bey dem Könige, und an der Seite des Grafen von Toulouſe. Dieſer befahl ſogleich, dem la Chenaye ein ander Pferd zu geben, und ſagete: Hat ein Kanonenſchuß nicht mehr als ſo viel zu bedeuten?

Ein

ſelben ſo, wie viele andere Sachen von einer vornehmen Frau erhalten, die zu St. Cyr erzogen worden iſt. Beaumelle.

Ein feindlicher Officierer, den man bey einem Ausfalle gefangen genommen hatte, und der vom Könige lange über unterschiedene Sachen befraget wurde, versicherte denselben: daß man die Vestung nicht einnehmen würde, ohne eine Schlacht zu liefern. Desto besser, antwortete der König: eben in dieser Absicht sind wir hier.

Unerachtet aller Belagerungsgeschäffte, hielt Ludwig gleichwohl ordentliche Berathschlagungen. Er bestritt zu gleicher Zeit seine Feinde, und hielt über alle seine Länder ein wachsames Auge. Er besuchete zweymal das Hospital des Heeres, sah die Verwundeten verbinden, und tröstete durch seine Gegenwart die Sterbenden. Niemals beobachteten die Feldscheerer ihre Pflicht besser, als hier.

Mons ergab sich vierzehn Tage nach Eröffnung der Laufgraben. Der Prinz von Bergen hatte die Vestung tapfer vertheidiget: und Ludwig war bey allen Angriffen zugegen gewesen. Die Frau von Maintenon gieng ihm mit denen Prinzessinnen bis nach Compiegne entgegen. Nach den ersten Höflichkeiten sagete dieselbe zum Könige: „Man wird Eure Majestät eben so bitten müs„sen, wie der König David von seinen Kriegslen„ten gebethen wurde: Du sollt nicht mehr mit uns „in Streit ziehen, damit das Licht in Israel nicht „durch dich verlösche.„

Der König gieng nach St. Cyr, Gott für den verliehenen Sieg, und für die Vorsehung zu danken,

danken, welche ihm denſelben erhalten hatte. Die Frau von Maintenon gab dem Könige einen ſchmäuchelhaften Verweis: daß er jedermann in Schrecken gebracht, indem er ſich der Gefahr zu ſehr ausgeſetzet hätte. Er gab zur Antwort: ich habe nichts gethan, als was ich zu thun verbunden war.„ Die Frau von Loubert erwiederte: „Allein das Wohl des ganzen Staates hängt an der „Erhaltung ihrer geheiligten Perſon.„ Der König antwortete: „Solche Stellen, wie die meinige, bleiben niemals unbeſetzet: ein anderer wird ſie beſſer „bekleiden als ich; vielleicht bin ich zum Kriege „tüchtig, weil ich einige Erfahrung darinnen habe: „ein anderer wird mich in beſſern Sachen übertreffen.

Achtes Hauptstück.

Die Akademie. Der Marschall von Feuillade.

Diese Gesinnungen waren nicht verstellt. Ludwig besaß alle Aufrichtigkeit, die großen Männern so eigen ist. Er wurde über die Pracht beschämet, die den ersten Jahren seiner Regierung so viel Ansehen gegeben, und ihm so viele Feinde zugezogen hatte. Er schlug die Glückwünsche ab, so die vornehmsten Landstände über den Feldzug von Mons bey ihm ablegen wollten. Die damalige Akademie, die eben so bereit war, die Bescheidenheit zu loben, als den Hochmuth zu nähren, setzete dasselbe Jahr, den gewöhnlichen Preis: Auf die Bescheidenheit des Königes.

Die Frau von Maintenon liebete diese gelehrte Gesellschaft nicht. Ihre Höflichkeit, ihre Schmäucheley, und sogar ihre Arbeit schien derselben nur für kleine Geister bestimmet zu seyn; die Sprache trocken zu machen, und den verderbten Geschmack weiter auszubreiten. Sie sagete dieserhalben zum Fenelon: „Schämen sie sich nicht, in einer Gesellschaft „von Leuten zu seyn, die über nichts, als leere „Worte reden?„ Gleichwohl genoß diese Akademie den Schutz der Frau von Maintenon, den sie ihr in einigen Mitgliedern derselben erzeigete. Allein sie mengete sich bey ihrer Wahl in nichts. Dieses war auch wohl die Ursache, daß diese gelehrte Gesellschaft, so zu sagen, in eine Schlafsucht verfiel, worin-

inne dieſelbe noch gegenwärtig ſeyn würde, wenn La Motte, Fontenelle, den man dreymal in der Wahl verwarf, und einige andere berühmte Männer, dieſelbe nicht ermuntert, und von neuem belebet hätten. Die Partey der Hofleute bewahret dieſelbe vor der Mattigkeit, in welcher ſie die Geſellſchaft der gelehrten Leute würde verſchmachten laſſen. Niemals iſt die Wahl bey der Akademie freyer, und auch niemals unbilliger, als zu Ludwigs des XIV. Zeiten geweſen. Wenn die Stellen darinnen nach Gunſt vertheilet werden, ſo werden ſie doch allemal tüchtig beſetzet ſeyn, wenn ſich die Mitglieder darum bewerben: und man wird ſich darnach beſtreben, ſo lange als nur ein erhabener Geiſt eine Stelle darinnen bekleiden wird. Vernünftige werden dieſe Geſellſchaft, als einen Haufen eitler Schmäuchler anſehen: die, ſo klüger ſind als ſie, werden ſie als eine Verſammlung betrachten, die durchgehends aus lauter geſchickten Leuten beſteht. Hieraus entſteht das heftige Verlangen, aus der Geſellſchaft der Sachen, in die Akademie der Wörter zu kommen: und der Unterſchied unter der Nacheiferung, ſo dieſe beyden Verſammlungen einflößen, iſt eben ſo groß als derjenige, ſo zwiſchen dem Geiſte Bignons, und des Richelieu, ihrer beyden Stifter, geweſen.

Diejenigen, ſo den König genau kennen wollten, glaubeten nicht, daß die Verachtung, welche er gegen die Schmäuchler bezeigete, aufrichtig wäre. Sie meyneten ſogar, daß er die Lobſprüche bis zur Eiferſucht liebete. Als Tourreil von der franzöſiſchen Akademie zum Mitgliede erwählet ward, wollte er ſolcher in ſeiner öffentlichen Rede, dem

Herrn von Pontchartrain, in dessen Diensten er stund, eben so viel Lob, als dem Könige beylegen. Der Minister befahl ihm, dieses zu unterlassen. Das neue Mitglied trauete dieser demüthigen Handlung nicht, und lobete seinen Herrn mit vieler Bescheidenheit. Bey seiner Zurückkunft in Pontchartrains Pallast, versprach er sich, den Dank dafür zu erhalten. Allein der Schweizer verbeth ihm den Eintritt. Dieser Minister wachete mit großer Sorgfalt über die Verfertiger der Sinngedichte: allein, ist wohl jemals ein ärgers wider den König zu bestrafen gewesen?

Der Abscheu, den Ludwig vor der eitlen Ehre hatte, war gleichwohl so wahr und so gegründet, daß die Frau von Maintenon zum öftern sagete: Man glaubet, der König sey hochmüthig; aber es ist es gewiß niemand weniger, als Ludwig. Wer konnte wohl seine Tugenden besser kennen, als diejenige, so ihm dieselben beygebracht hatte? Er bekannte mit aller Aufrichtigkeit, die ein Mann besitzt, der über seine Fehler erhaben ist, diejenigen, die ihm bey seinen überhäuften Geschäfften und bey seinen unzähligen Pflichten zuweilen entwischten. Ludwig spottete über den Satz des Franciscanerordens zu Marseille, so bald er wußte, was die Worte bedeuteten, die der heilige Geist dem Köni-

*) Regi Ludovico Magno P. P. votis publicis
Devota numini majestatique ejus,
Civitas parisiensis pia, fidelis, obsequens
Memoris observantiæ templum. D. D. C.
Dieses heißt: Die fromme, treue, gehorsame Stadt

Könige Himmels und der Erde zugeeignet hatte: Dico ego opera mea Regi. Er ward unwillig über die ruchlose Ueberschrift des Jesuiten Menestrier; so derselbe auf die vier Seiten und um den Kranz des Ehrentempels hatte einhauen lassen, welchen Paris dem Könige widmete *).

Er bath die Stände von Languedok: sie möchten die Summe Geld, die ihr Eifer bestimmet hätte, eine Bildsäule zu Pferde zu seinem Andenken aufrichten zu lassen, zum Nutzen und Vortheile ihrer Provinz anwenden. Es ist leicht, aber gleichwohl ist es schön, eine Ehrensäule abzuschlagen, wenn man sie verdienet. Diejenige, so man auf dem Siegesplatze (Place des Victoires) ihm errichtet hatte, fand nicht seinen Beyfall. Alle Fremden tadelten die Ueberschrift, Viro immortali, und hielten solche für eine Abgötterey; da sie doch gleichwohl nur nachdrücklich war. VIRO, ganz kurz, hätte geschienen weniger zu sagen, und hätte in der That mehr gesaget.

Der Marschall von Feuillade ward gewahr, daß sein Ansehen sich täglich verminderte; nachdem die Neigung des Königes zur wahren Ehre täglich zunahm. Der Marschall war im Umgange der angenehmste Mann. Er wurde von allen Neuigkeiten zuerst benachrichtiget, war sinnreich, Ergötzlichkei-

*) Paris, die der Gottheit und der Majestät des Königs, Ludwigs des großen, durch öffentliche Gelübde gewidmet worden ist, weihet diesem Vater des Vaterlandes, zum Denkmaale ihrer schuldigen Ehrerbiethung, diesen Tempel.

ten von allerley Art zu erfinden, und stellete die grossen Herren, die er gesehen hatte, durch einen grossen Aufwand selbst vor. Er war ein Muster der Hofleute, so lange Ludewig nur ein Held war. Allein, da Ludwig ein Weiser ward, oder versuchte, einer zu werden: konnte sich la Feuillade dieser Veränderung nicht unterwerfen und nachgeben, und verlohr auf einmal allen Beyfall. Man war andächtig, und er spottete der Frömmigkeit: er liebete das Spiel, und verlachete gleichwohl das, was der König selbst erfunden, und von St. Cyr nach Marly gebracht hatte, so la Ressource genannt wurde. Er spielete nicht au Portiques, weil dabey nicht mehr Nachsinnen erfodert wurde, als zu Gerade oder Ungerade gehörte, obgleich der König sehr erpicht darauf war. Die spitzigen Einfälle wurden nicht mehr geliebet, und dessen ohngeachtet stund la Feuillade nicht davon ab. Die Minister hasseten, und seine Freunde fürchteten ihn. Er erfuhr, daß man nur kurze Zeit die Gunst des Königes hat, wenn man nur von ihm allein geliebet wird. Er starb plötzlich, und hatte nur noch so viel Zeit übrig, daß er ausrief: „Mein Gott, er„zeige mir deine Barmherzigkeit! warum habe ich „dir denn nicht den tausendsten Theil so gedienet, als „ich dem Könige gedienet habe?„

Er wurde zu St. Eustache beerdiget, und erhielt nicht einmal ein Grabmaal. Als die Nachricht von seinem Tode nach Hofe kam: glaubeten die Hofleute die Freude darüber, in den Augen Ludwigs zu lesen: und die Beherztesten erschracken dabey.

Neun-

Neuntes Hauptſtück.

Der Tod des Marquis von Louvois.

Das, was den Feuillade unglücklich machete, ſtürzete auch den Louvois; nämlich der Abſcheu vor der eitlen ungegründeten Ehre, welcher der König ſo viel Glück aufopferte, und die ihn in ſo viel Fehler und in ſo viel Widerwärtigkeiten verfallen ließ. Alle Abſichten eines Miniſters gehen dahin, ſich in einer Stelle zu erhalten, die zu bekleiden ihm nur iſt aufgetragen worden; und von welcher jedermann glaubet, daß ein anderer dieſelbe beſſer verwalten würde. Louvois, der zu Friedenszeiten faſt unbrauchbar war, hatte dieſen Krieg angeſponnen; über welchen ihm der König deſtomehr Vorwürfe machete, jemehr er merkte, daß man ſeine Neigung gemisbrauchet hatte. Die andern Miniſter hatten dieſen nicht widerſprechen dürfen. Er hatte dieſelben allerſeits, durch die Stärke ſeines Geiſtes, und durch den Fortgang ſeiner verwegenſten Unternehmungen, unter das Joch gebracht. Seignelai hatte ſich genöthiget geſehen, zum Beſten des Staates, ſich des Fürſpruchs verſchiedener Weiber zu bedienen *). Croiſſy verſtund nur Unterhandlungen zu ſtiften, und ſeine Vorſicht wirkete

*) Wie groß iſt nicht ein König, der ſo gelenket werden muß!

war sehr langsam. Pomponne, der sein erstes Unglück noch in frischem Andenken hatte, beschäftigte sich mit nichts, als die andern zu verhüten. Chateauneuf sah sich genöthiget, nichts als ein arbeitsamer Gehülf zu seyn. Pontchartrain verwaltete die königlichen Einkünfte, als wenn er täglich in Gefahr stünde, diese Stelle zu verlieren; und das Seewesen in völliger Ungewißheit, solches jemals wieder herzustellen; Boucherat beschäftigte sich mit der Gerechtigkeit, und mit unerlaubten und listigen Ränken: Rose und der Präsident la Chaise hatten sich die Umstände nicht zu Nutze zu machen gewußt, den geheimen Staatsrath empor zu bringen: Pelletier beklagete das Unglück des Landes: Beauvilliers besaß nichts, als Tugenden: Louvois hatte alles an sich gezogen; und Frankreich hatte nicht mehr als einen Staatsmann, ob es gleich keinen Premierminister hatte. Ludwig wollte und konnte dem Joche nicht entgehen. Louvois begegnete demselben mit sehr vielem Hochmuthe: welches ein König sich wohl zuweilen nicht merken läßt, aber gleichwohl niemals verzeiht. Er war ihm verhaßt geworden; allein Louvois war ihm beständig unentbehrlich, und seine Gewalt erstreckete sich noch so weit, daß er noch den Tag vor seinem Unglücke, welches schon geraume Zeit beschlossen, aber immer verschoben worden war, die Oberaufseherstelle über die Posten erhielt, welchem Platze unermeßliche Einkünfte bestimmet sind.

Der Kaltsinn des Königes, die Gleichgültigkeit, so ihm die Frau von Maintenon bezeigete, das

das Geſchrey des allgemeinen Haſſes; die Anwendung, die man in dem Trauerſpiele Eſther, von einigen Zeilen Hamans auf ihn machete; alles erinnerte ihn, (wenn anders dergleichen Erinnerungen jemals deutlich ſeyn konnten,) daß es Zeit wäre, ſich vom Hofe zu entfernen.

Nach der Belagerung von Mons, hatte Louvois ſo viel Verdruß auszuſtehen, daß er klar und deutlich ſeinen Fall vor Augen ſehen konnte. Man verwies ihm: daß er des Herrn von Avaux ſeine Nachricht verachtet, der die Landung des Prinzen von Oranien in England gemeldet hätte; und daß dieſelbe leicht hätte verhindert werden können. Man machete ihm hundert Vorwürfe über die verübten Grauſamkeiten, über die Verwüſtung in der Pfalz, über die Bombardirung von Lüttich, die unter einem ſehr ſchlechten Vorwande wäre unternommen worden; über den Verluſt von Maynz, aus Mangel der Lebensmittel; über die Aufhebung der Belagerung von Coni, die Louvois dem Bülonde in einem beſondern Schreiben befohlen hätte; und über die lange Dauer der Belagerung von Mons, dadurch der Prinz von Oranien Zeit gewonnen hätte, den Entſatz der Veſtung zu verſuchen; über die Schlacht bey Valcourt, die der Marſchall von Lüxemburg verlohren hatte; und daß er ſich nicht genug bemühet hätte, die Freundſchaft des Königes von Schweden zu erhalten, der mit zu dem augſpurgiſchen Bündniſſe getreten war. Alle Dienſte, ſo Louvois geleiſtet hatte, wurden vergeſſen; man erinnerte ſich nur ſeiner Fehler, und maß ihm noch

alle diejenigen bey, die andere begangen hatten. Es iſt ſehr leicht: daß der gröſte Staats- und Kriegsmann ungeſchickt, und ein Verbrecher zu ſeyn ſcheinen kann.

Allein, dieſes war nichts, in Anſehung zweyer Aufſätze, ſo mit ſeiner eignen Hand aufgezeichnet waren. Die Frau von Maintenon hatte ſolche durch einen Edelmann mit Namen von Augicourt erhalten, der im Dienſte des Marquis von Louvois ſtund, und ſeinem Herrn untreu geworden war. Der Eifer, welchen derſelbe für den König hatte, erlaubete ihm nicht, dieſe Schriften zu unterdrücken. Die eine davon war ein Entwurf, nach welchem dem Herzoge von Savoyen ſo übel begegnet werden ſollte: daß er endlich bewogen würde, ſich öffentlich wider Frankreich zu erklären. Nach der andern ſollten die Schweizer gezwungen werden, ihr Bündniß mit Frankreich zu brechen, weil man keinen von denen, mit ihnen gemacheten Vergleichen erfüllen wollte.

Dieſe Handlung würde unglaublich ſeyn, wenn man nicht wüßte, zu welchen Ausſchweifungen ein wankender Vezier kann gebracht werden, der ſtets bemühet iſt, ſich durch Bosheit und Treuloſigkeit in einer Stelle zu erhalten, zu welcher ihn ſeine Tugend und ſeine Fähigkeit erhoben hat; welche er aber durch ſeine Dienſte nicht behaupten kann. Ludwig konnte ſich von ſeiner Beſtürzung gar nicht erholen: daß er einen Miniſter hätte, der auf nichts anders bedacht war, als ſeinem Herrn Feinde zu erregen; und der ſowohl die Güter als das Blut der

Unter-

Unterthanen geringe schätzete. Was hätte ein Verräther wohl mehr thun können?

Ludwig würde den Louvois auf der Stelle haben in Verhaft nehmen lassen; wenn er nicht seine Rathschläge noch nöthig gehabt hätte: und überdieses konnte ihm dieses Schlachtopfer nicht entgehen. Er hörete nicht auf, an Staatsgeschäfften mit dem Louvois zu arbeiten; allein er unterließ nicht, ihm seinen Verdruß und Unwillen zu zeigen, ob er ihm gleich die Bewegungsgründe davon verbarg. Man hat von verschiedenen Hofleuten, die zu derselben Zeit lebeten, gehöret: daß, als der König den Louvois einmal sehr hart angeredet, dieser Minister verschiedene Papiere auf den Tisch geworfen, und dabey gesaget: Es ist unmöglich, daß man ihnen dienen kann. Ludwig stund auf, nahm die Feuerzange, und würde diesen unverschämten Minister unfehlbar geschlagen haben: wenn ihn die Frau von Maintenon nicht zurück gehalten hätte. Louvois hatte vorher nicht vermuthet: daß ihre Gegenwart, die ihm öfters so verdrüßlich gewesen war, ihm einmal so nützlich seyn würde.

Diese Lebhaftigkeit des Königes machete, daß Louvois in einem Augenblicke sowohl seine Gesundheit, als die Frucht von dreyßigjährigen Diensten und einer zwölfjährigen Gunst verlohr. Es blieb ihm gleichwohl noch die Hoffnung übrig. Er wußte, daß Ludwig einen Abscheu vor allem öffentlichen Ausbruche hatte: und nachdem er fünf und zwanzig Jahre mit demselben umgegangen war, so konnte er ihn doch noch nicht genug; da er nichts, als

das Gift fürchtete. Louvois suchte seinen Kummer zu verbergen: allein, er war viel zu heftig, daß er denselben immer hätte bemeistern können. Die Hofleute wurden solches gewahr, und der stolze Louvois war nunmehr der Gegenstand ihres Mitleidens. Als ein Schmäuchler ihm noch die Gewalt, die er hätte, und das Ansehen, in welchem er stünde, weitläuftig preisen wollte, gab ihm Louvois zur Antwort: Heute in Gnaden, morgen in der Bastille.

Es war ihm unmöglich: daß er nachgeben konnte, er fuhr fort, seinen Herrn zu beleidigen, und zu erbittern; er widersprach demselben einmal so trotzig; daß der König von seinem Schreibetische aufstund, nach dem Camine gieng, und den Stock ergriff. Louvois begab sich mit einem heitern Gesichte, und der Wuth im Herzen davon. Als er nach Hause kam, rief er aus: ich bin verlohren! Er suchete die Empfindung seines Schmerzens etliche Unglückliche entgelten zu lassen, denen er versiegelte Canzellenbriefe zuschickete: und erwartete alle Augenblicke den seinigen vom Könige. Er sagete zu einem seiner Freunde: Es ist um mich geschehen! ich bin nahe bey dem unglücklichen Ausgange meines Schicksals. Mein Fall ist beschlossen, und es kömmt nur noch auf die Wahl der Mittel an. Dieser Freund gab ihm zur Antwort: daß er sich zur Unzeit beunruhigte. Seit zwanzig Jahren höre er schon dasselbe sagen: und die Erfahrung des Vergangenen könne ihn über das Zukünftige zufrieden stellen. Es ist wahr, erwiederte Louvois: „Allein

„der

„der König zeigete mir sonst nur seinen Eigensinn, „und den folgenden Tag nahm er sein freundliches „und liebreiches Wesen wieder an. Heute aber fü„get er mir die heftigsten Beleidigungen zu, und „den andern Morgen noch einen grausamern Schimpf. „Ich kenne den König; ich habe ihn gesehen: er „fand ein Vergnügen, mich zu beleidigen, und ge„setzt, daß er solches nicht mit Freuden gethan; so „hat er mich doch so heftig beleidiget, daß er mir „niemals verzeihen kann.„

Den 10. Jul. 1692.

Louvois war von Betrübniß und Verwirrung ganz eingenommen; er war unschlüssig, ob er dem Verlangen, ein rühmliches Ende zu erreichen, folgen, oder der Furcht sich überlassen, und einen verzogten Abzug wählen sollte. Seine Neigungen zur Ehre und zur Freyheit waren getheilet, endlich entschloß er sich: alle seine Bedienungen niederzulegen. Die Frau von Maintenon schrieb hierauf dem Marquis von Louvois: er möchte in den Staatsrath zurücke kommen, seine Geschäffte, wie gewöhnlich fortsetzen, keine Empfindlichkeit zeigen; und so wäre das Ungewitter gänzlich vorüber. Louvois ward durch diese Worte ganz von neuen belebet: Er vergaß den Entschluß, den er gefasset hatte, und der ihn ganz allein retten kounte. Er gieng wieder zum Könige, und fand ihn so sehr wider sich eingenommen: daß ihm alle Hoffnung verschwand. Als er aus dem Staatsrathe wieder in sein Zimmer gekommen war, trank er jählings ein Glas Wasser.

Der

Der Kummer hatte ihn bereits verzehret. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl, ſprach etliche unvernehmliche Wörter, und verſchied.

Jedermann vermeynte: daß ein ſo ſchneller Tod nicht natürlich wäre; als wenn eine, durch vielen Kummer verurſachete Beklemmung des Herzens nicht der natürlichſte Tod eines Ehrſüchtigen wäre. Der König freuete ſich darüber, und ſagete: daß er daſſelbe Jahr von drey Männern wäre befreyet worden, die er nicht mehr hätte leiden können; vom Seignelai, la Feuillade und Louvois.

Die Muthmaßungen, daß er Gift bekommen, fanden Eindruck. Es iſt billig, daß Fürſten, die von allen Laſtern am weiteſten entfernet ſind, gleichwohl erinnert werden, daß ſie von Leuten umgeben ſind, die geneigt ſind, auch von den Fürſten Laſter zu argwohnen. Ludwig gab alle Bedienungen, die Louvois bekleidet hatte, dem Herrn von Barbezieux, den er nicht liebete; und mit welchem er ſich, (doch ohne Erfolg) die Mühe gab, ihn zu Staatsgeſchäfften abzurichten.

Der König ſpürete nicht: daß er einen großen Miniſter verlohren hatte, weil er, bis zu dem Riswickiſchen Frieden, den Entwurf, den Louvois gemacht hatte, treulich befolgte. Allein Louvois hatte nichts zu dem Kriege wegen der ſpaniſchen Erbfolge entworfen, und hier wurde man ſeinen Verluſt gewahr. Man fand unter allen ſeinen Nachfolgern keinen mehr, deſſen Verſtand in alle Kleinigkeiten drang, ohne den größten Abſichten hinderlich zu ſeyn; die geſchwinde Vollziehung eines Befehls,

fehls, ungeachtet der vielen Mittel, die man dazu anwenden konnte; die Standhaftigkeit, mit welcher Louvois die eingeführete Kriegszucht zu erhalten ſuchete; die große Verſchwiegenheit, die dem mistrauiſchen Wilhelm von Oranien ſo viel ſchlafloſe Nächte gekoſtet hatte. Die klugen Regeln, darnach ſich ein General richten konnte, und die dem Türenne allein ein Zwang zu ſeyn ſchienen; die Kenntniß der Menſchen, nach welcher er dieſelben richtig unterſchied und beförderte. Mit einem Worte: man fand nicht mehr den Sohn Machiavels, der ein halber Hofmann, und ein halber Weltbürger war, und der, wie es ſcheint, zur Ehre und zur Unterdrückung ſeines Vaterlandes gebohren worden. Louvois ließ ſeiner Familie unermeßliche Reichthümer. Niemals iſt ein Miniſter herrlicher belohnet worden. Er brachte alles, was bey ſeinen großen Herrſchaften in der Nähe lag, rund herum an ſich, ohne jemanden die geringſte Gewalt anzuthun; welches eine ſehr merkwürdige Handlung für einen Mann von ſeinen Gemüthseigenſchaften, und von ſeinem Range war.

Zehntes Hauptſtück.

Die Vermählung des Herzogs von Chartres, und des Herzogs von Maine.

Die allgemeinen Geſchäffte verhinderten den Kö. nig nicht, auch die Angelegenheiten ſeines Hauſes zu beſorgen. Er wollte den Herzog von Maine, und den Grafen von Toulouſe in dem Range, den er ihnen beſtimmete, feſt ſetzen, und beſchloß alſo, ihre Schweſter, die Prinzeſſinn von Blois, an den Herzog von Chartres, ſeines Bruders Sohn, zu vermählen. Dieſer Einfall war noch ein Ueberreſt von dem Hochmuthe, der ihn vorher ganz eingenommen hatte. Welchem auswärtigen Prinzen hätte Ludwig dieſe Verbindung wohl angetragen? und gleichwohl ſetzete er ſich vor, dieſelbe ſeines Bruders einzigen Sohne anzubiethen. Alles, was durch ihn nicht groß geworden war, ſchien ihm klein und geringe zu ſeyn *): und er glaubete, durch dieſe Vermählung weder den Herzog von Chartres zu verkleinern, noch die Prinzeſſinn von Blois zu vergrößern. In den Augen Ludwigs war der erſte Prinz von ſeinem Geblüte nur als der vor-

*) Iſt das nicht ein ſchöner Beweis von Ludwigs Beſcheidenheit und Demuth? Oder ſind dieſes vielleicht keine Regenten-Tugenden?

vornehmſte Unterthan anzuſehen, in ſo weit, als er ihm dieſen Vorzug erlaubete: und die Früchte einer ſtrafbaren Liebe, durften nur ihm zugehören; ſo konnten ſie mit Recht den Beyfall aller derer verlangen, die ſonſt über die Ehre am empfindlichſten zu ſeyn pflegeten. Die Vorurtheile des Volkes beunruhigten ihn nicht: Die Schmäucheley der Hofleute hatte ihn überredet: daß derjenige, ſo die Handlungen der Völker regierete, auch Meiſter über ihre Urtheile wäre: und jeder Fürſt, der ſich nicht begnügen läßt, die Herzen ſeiner Unterhanen zu gewinnen, verlanget auch noch, über die Gemüther Herr zu ſeyn *). Er fand an dem Herzoge von Vendome weder in ſeinem Hofſtaate, noch im Parlamente etwas, ſo dem Enkel eines Königes ähnlich geweſen wäre: und Ludwig tadelte öfters Heinrich den vierten in geheim: daß er den verhaßten Unterſchied unter ächtem und unächtem Blute nicht verachtet hätte **).

Allein, das königliche Haus konnte vieleicht über die Ehre derer von Bourbon zärtlichere Geſinnungen hegen, als ihr Haupt ſelbſt hatte: und aus dieſer Urſache glaubete Ludwig, es ſey beſſer, von der Liebe einen Beyfall zu erhalten, als die Einwilligung mit Gewalt zu erzwingen: welches Mittel ihm nach

*) Wie kann Herr von B. ſolches einſehen; und doch Ludewigen den XIV. noch bewundern?

**) D. i. warum er das ſechſte Geboth nicht aus dem Gebiethe des allerchriſtlichſten Königes abgeſchaffet hätte.

nach einer abschlägigen Antwort jederzeit noch übrig blieb. In dieser Absicht wurde die Prinzessinn von Blois den Augen des Herzogs von Chartres zum öftern dargestellet. Sie besaß die Schönheit von ihrer Mutter, und hatte die angenehmsten Gesichtszüge, die ganz verschiedene Gemüthseigenschaften anzeigeten. Der Herzog von Chartres war in den Jahren, in welchen alles, was man siehet, sehr reizet und gefällt: und in kurzer Zeit wurde derselbe heftig eingenommen. So oft er die Prinzessinn von Blois sah, so oft wünschete er: daß sie keine natürliche Tochter des Königes seyn möchte! und vielleicht vergaß er gar, daß sie es war. Ohnfehlbar suchete er auch seinem Gegenstande dieselben Neigungen beyzubringen, die er empfand. Er war der liebenswürdigste Prinz. Kein Frauenzimmer hatte eine reizendere Bildung, ordentlichere Züge und eine weißere und lebhaftere Gesichtsfarbe: und kein Mann bemühete sich weniger seine Schönheit abzuwarten, als dieser Prinz. Die unerbittlichsten Frauen würde er gereizet haben; und er wagete sich nur an die willigsten. Seine ersten Leidenschaften beunruhigten den König; und die Frau von Maintenon erhielt Befehl, ihm die Unanständigkeit und die Wuth, welcher sich der Prinz überließ, vorzustellen. Dieser Verweis war mit so viel Klugheit und mit so viel Leutseligkeit begleitet; daß der Prinz den Augenblick die Frau von Maintenon lieb gewann, und die Wissenschaften wieder vornahm, die er der Liebe zu gefallen verlassen hatte. Diese geringen Ausschweifungen gaben Anlaß: daß sich der König erst

erſt ſtellete, ihm eine Gemahlinn zu ſuchen, die ihm unentbehrlich wäre, und ſodann ſeine Tochter anboth. Das Beyſpiel der beyden andern Linien ſchien dieſe Verbindung zu billigen, und für eine abſchlägige Antwort gut zu ſeyn; und ihre Schweſtern wurden dadurch bewogen, auch die erſte zu beſchämen. Die Herzoginn von Orleans *), die zu dem Stolze ihrer Herkunft und dem Eigenſinne ihrer Landsleute, über die ungleichen Heurathen, auch noch den Hochmuth geſellete, eine Schwägerinn des größten Königes von der Welt zu ſeyn; und über dieſes eine öffentliche Verachtung gegen die Frau von Monteſpan hegete, die zu der Zeit ihres Anſehens, ihr nicht Ehrerbiethung genug bezeiget hatte; dieſe Herzoginn hörete die erſten Vorſchläge zu dieſer Vermählung mit Verachtung an. Der Herzog von Orleans, der nicht Herr ſeines Willens war, gab bald dem Könige Hoffnung; bald verſprach er ſeiner Gemahlinn, in ihrer Meynung feſt zu beharren; und bald ſuchete er Ausflüchte bey der Frau von Maintenon zu machen. Er befand ſich in der Unentſchloſſenheit eines Hofmannes, der ſeine ganze Niedrigkeit erkennet; ſich aber gleichwohl erinnert, daß ſein Herr ihm viel Sachen zu verzeihen gehabt. Der Herzog von Chartres freuete ſich, des Königes Schwiegerſohn zu werden, und die Perſon, die er liebete, zu beſitzen. So bald als ihm aber die Herzoginn, ſeine Mutter, geſaget hatte: daß er durch

*) Charlotte Iſabelle, eine Tochter Karl Ludwigs, Churfürſtens von der Pfalz, wurde zu Chalons den 21 Nov. 1671 vermählet, und ſtarb im 1722 Jahre.

durch diese Vermählung sich selbst, seine Nachkommen, und seine Vorältern beschimpfete; so bald hörete er auf, oder es schien wenigstens, als wenn er aufhörete zu lieben. Gleichwohl setzete ihn sein Verstand, der bereits über alles Vorurtheil erhaben war, über die kleinen Betrachtungen einer ächten oder unächten Herkunft hinweg. Allein, die Hoheit seines Gemüthes zu zeigen, so stellete er sich, als ob er diesen Meynungen beyfiele: um dadurch das Ansehen eines Enkels des Königes von Frankreich zu behaupten, im Falle diese Heurath vollzogen würde: und wenn dieselbe nicht zu Stande käme; so suchete er sich die Gunst des Volkes, durch eine edelmüthige Widersetzung zu erwerben.

Der König und die Frau von Maintenon ließen sich diese Sache eifrigst angelegen seyn; der König, weil er die Prinzessinn von Blois sehr liebete, und die Frau von Maintenon, weil sie den Herzog von Maine ungemein verehrete: dessen Stand durch diese Verbindung dauerhafter wurde; obgleich die Großmuth und Freundschaft seines Vaters, ihm bereits ein prächtiges Ansehen gegeben hatte. Sie verhölten beyderseits ihren Kummer, über den schlechten Erfolg der ersten Unternehmungen, und über etliche beißende Worte, deren sich die Herzoginn von Orleans bedienet hatte; deren vornehmste Tugenden nicht eben die Bescheidenheit und Höflichkeit waren. Sie trugen also diese Unterhandlung dem Abte Dübois, Unterlehrmeister des Prinzen, auf: der diesen Platz mit viel mehrerer Mühe erlangt hatte, als er nachher die Stelle eines ersten Ministers erhielt. Dieser Abt hatte bereits so viel

Gewalt

Gewalt über die Prinzen, die ein Mann, der den Wollüsten ergeben ist, über ein Kind haben kann, welches anfängt, dieselben zu lieben. Er hatte sich das Vertrauen seines Untergebenen erworben, weil er mit ihm zugleich aller derjenigen spottete, die dem Prinzen seine Fehler verwiesen. Die Frau von Maintenon trug Bedenken, des Königes Gesinnungen einem Manne zu entdecken, der keine Religion hatte, und von schlechtem Herkommen war; der der Verführer seines Pflegkindes, und zwar so öffentlich war: daß ihm der Herzog von Orleans verbothen hatte, seinen Sohn bey dem ersten Feldzuge in Flandern zu begleiten. Allein die Frau von Maintenon, fand ihn bey der ersten Unterredung so höflich, so ernsthaft, dem Staate so sehr ergeben, so reich an Erfindungen: daß auf einmal alle der Abscheu, den sie vor ihm gehabt hatte, verschwand. Sie fürchtete keine Treulosigkeit, und versprach dem Könige einen guten Erfolg. Der Abt überwand nach und nach den Widerwillen des Herzogs von Charres, und gab ihm den Rath, die Sache, ungeachtet aller Einwendungen seiner Aeltern, zu schließen. Er stellete ihm vor: daß der König durch seine Hartnäckigkeit würde erbittert werden: daß, weil derselbe nicht hätte sein Schwiegervater seyn können, er sein Verfolger werden würde: man würde ihn sowohl von den Staatsgeschäfften, und von allen Lustbarkeiten ausschließen, als auch die Feldherrnstelle bey dem Heere entziehen. Nach dem Ableben des Herzogs von Orleans würde ihn der König nur, als den ersten Prinzen vom Geblüte ansehen, und ihm nur diejenigen Ehrenbezeugungen

zugestehen, die er ihm nicht ganz versagen könnte; und daß Ludwig, so lange er lebete, ihn verhindern würde, sich anderswo zu vermählen. Der Herzog von Chartres sah sich in dieser Verbindung bey allen seinen Rechten und Vorzügen geschützet und erhalten, und entschloß sich, dieselbe zu vollziehen. Er verachtete in seinem Herzen alles Vorurtheil; allein es ward ihm sehr schwer, diese Verachtung öffentlich zu bekennen. Der Ehrgeiz setzete ihn über alles menschliche Ansehen hinweg, und der Herzog von Chartres dachte und handelte hier in einer Sache, die sein Glück und seine Ehre entscheiden sollte, als ein Prinz und als ein Weltweiser.

Der Abt Dübois rieth ihm, die ganze Sache mit dem Könige selbst in geheim zu unternehmen; und machete ihm zugleich einen Entwurf von den Foderungen, die er dabey vorschreiben sollte. Dieser Unterricht wurde genau befolget. Der König freuete sich über die Geschicklichkeit seines Neffen. Ludwig versprach ihm die gänzliche Nachfolge in allen Rechten und Vorzügen, die der Herzog von Orleans besaß, und dieses Versprechen ward erfüllet. So bald als die Herzoginn von Orleans das Verhalten ihres Sohnes erfuhr, drohete sie ihm sehr nachdrücklich, und verboth ihm, die Sache nicht weiter zu treiben. Andere fügen hinzu: daß sie ihn geschlagen, und ihm über die Beschimpfung, so er sich zuzöge, viele Vorwürfe gemachet hätte: als wenn es nicht der Hauptperson in einer Familie zu beurtheilen zukäme, was seinem Geschlechte Schande oder Ehre bringen könne. Ludwig half dieser Beleidigung oder diesem Schandflecke bald ab,

in-

indem er seinen Enkel mit einer Tochter dieser schimpfenden aber für rechtmäßig erklärten Prinzessinn vermählte.

Den 19. Febr. 1692.

Der Herzog von Orleans, der dem Wohlstande zu gefallen, verdrüßlich geworden war, besänftigte sich, der Vernunft gemäß. Die Vermählung ward zu Versailles, mit aller Pracht vollzogen, und die Herzoginn von Orleans erschien bey allen Lustbarkeiten, mit einem, dem Ansehen nach, vergnügten und freudigen Bezeigen. Der Herzog von Orleans fand in dieser für rechtmäßig erklärten Tochter, was er in dem meisten Theile ächter Prinzessinnen vergebens gesuchet haben würde. Sie besaß Verstand, Bescheidenheit, eine gründliche Gottesfurcht, und die eheliche Treue. Sie war eine große Hauswirthinn; hatte die Geschicklichkeit und die Geduld, ihre Kinder zu erziehen, und tausend gute Eigenschaften, die in den itzigen verderbten Zeiten für erhabene Tugenden gehalten werden.

Der Abt Dübois erhielt eine kleine Abtey zur Belohnung. Er war darüber vor Freuden außer sich. Nach der Zeit nahm er mit Verachtung den Cardinalshut an, den er doch nicht ohne Schwierigkeit erhielt. Der Pater de la Chaise, dem die Bewegungsgründe unbekannt waren, die der König hatte, ihm denselben zu geben, stellete vor: daß Dübois dem weiblichen Geschlechte, dem Weine und dem Spiele ergeben wäre. „Das kann seyn, gab der „König zur Antwort: allein niemals verlobet er „sich, und betrinkt sich niemals, und verliert niemals.„

Den 19. März.

Der Herzog von Maine war fast eben so glücklich, als der Herzog von Chartres, und zwar auf eine viel anständigere Weise. Man war die auswärtigen Prinzessinnen überdrüßig, und gab ihm also die Prinzessinn von Charolois, eine Tochter des Prinzen von Conti, und eine Enkelinn des großen Conde, zur Gemahlinn; die wir, noch in unsern Zeiten, die Künste und Wissenschaften zu Sceaux haben ins Aufnehmen bringen sehen, da sie fast allenthalben verachtet waren. Diese Prinzessinn fand bis an ihr Ende einen lebhaften Geschmack an allem, was den Verstand betraf: und so viel Hochachtung, die sie nicht der Gunst des Königes zu danken hatte. Die Frau von Maintenon hatte zu ihrer Erziehung viel beygetragen, und sagete öfters: wenn sich dieselbe mit einer ihren Jahren gemäßen Lebhaftigkeit den Ergötzlichkeiten ganz ergab: Soll ich denn diese auch verlieren!

Der Herzog von Maine hatte damals Absichten, Ehrliebe und alle Kennzeichen eines guten Verstandes. Er hatte die Kriegsstelle, so er bekleidete, Stuffenweise erreichet, und in Flandern mit vielem Vorzuge gedienet. Jedermann sagete: er verbirgt tausend herrliche Eigenschaften, unter dem Scheine der Bescheidenheit und Gleichgültigkeit. Man irrete sich: aber die Frau von Maintenon hatte besser davon geurtheilet: Diese sagete: Der Herzog von Maine ist viel zu tugendhaft, daß er jemals ein großes Aufsehen machen sollte.

Die

Die Frau von Monteſpan nahm wenig Antheil an allen dieſen Begebenheiten. „Soll ich nach „Hofe gehen, ſagete ſie: und die ſchöne Rolle „als Mutter von den Prinzen ſpielen, oder eine „verwittwete Maitreſſe vorſtellen? Gleichwohl erſchien ſie daſelbſt. Sie wurde empfangen, als wenn ſie niemals bey Hofe geweſen wäre. Sie ſchenkete dem Herzoge von Maine ein Bett für vierzehntauſend Thaler, der Herzoginn von Bourbon ihre Perlen, und der Herzoginn von Chartres ihre Diamanten. Die Unterredung, ſo ſie mit der Frau von Maintenon haben mußte, mußte ſie nothwendig beyderſeits in Verwirrung ſetzen. Allein der Anfang derſelben geſchah auf den Fuß, als wenn ſie ſich niemals gekannt hätten; und die Folge davon, als wenn ſie jederzeit die beſten Freunde geweſen wären.

Der Herr von *** ſchmäuchelte ſich, die Frau von Monteſpan mit ihrem Manne zu verſöhnen; welcher eben ſo wie ſie, fromm zu werden, beſchloſſen hatte. Die Frau von Monteſpan war nicht ungeneigt dazu; allein ihr Gemahl war unbeweglich; und blieb immer beym Spaßen. Der Herr von *** ſtund endlich von ſeinem Vorſatze ab, welchen mehr die Gottesfurcht, als der Verſtand und die Ehre gefeſſelt hatte. Der Herr von Monteſpan machete noch einen artigen Streich; indem er dem Herzoge von Maine und dem Grafen von Toulouſe ein Vermächtniß hinterließ, als wenn ſie ſeine rechtmäßigen Kinder wären; und als wenn ſie nach den Grundſätzen aller Rechte ihm eigenthümlich zugehöreten.

Eilftes Hauptſtück.

Die Belagerung von Namur.

Beyde neuvermählte Prinzen verließen eiligſt das Vergnügen, und eileten der Ehre und der Gefahr entgegen. Ludwig wurde von den genommenen Maaßregeln der vereinigten Mächte benachrichtiget, und urtheilete: daß man dieſelben durch eine öffentliche Unternehmung zwingen müßte, entweder Frieden zu machen, oder Gefahr zu laufen; alle drey Reiche zu verlieren, die ihr Haupt erobert hatte. Sie hatten in den Niederlanden hundert tauſend Mann. Allein Ludwig glaubete: daß, wenn das franzöſiſche Heer durch ſeine Gegenwart neu belebet und unterſtützet würde, dieſe ihren Unternehmungen leicht Einhalt thun würde.

So lange die Jahreszeit nicht erlauben wollte, etwas zu unternehmen, ſtellete ſich Wilhelm, als wenn er zu Loo, einem einſamen Luſtſchloſſe, das ſeinem traurigen Gemüthe ſo ähnlich, und zu ſeinem geheimen Briefwechſel ſehr bequem war, ein ſehr ſtilles und eingezogenes Leben führete. Er ergötzete ſich täglich mit der Jagd, und ſchien ſo wenig über die großen Anſtalten, ſo Frankreich machete, beunruhiget zu ſeyn, als wenn er Herr und Meiſter vom Ausgange des Schickſals geweſen wäre. Durch dieſe anſcheinende Sorgloſigkeit beruhigete er ſeine Bundes-

Bundesgenoſſen, machete dem Churfürſten von Bayern ein Blendwerk vor, und both dem Könige von Frankreich Troß.

Ludwig beſchloß, den Feldzug durch eine groſſe Eroberung zu eröffnen, und die Belagerung von Namur vorzunehmen. Dieſer Platz war zu allen Zeiten die ſtärkſte Vormauer der vereinigten Niederlande geweſen: aber eben dadurch ſollten ſeine Waffen einen noch größern Ruhm erhalten.

Die Frau von Maintenon ſchien ein Verlangen zu tragen, den König zu begleiten. Ludwig willigte darein, und ſagete zu ihr: „Sie ſollen „mich pflegen und warten, wenn ich krank werde. „In den übrigen Zufällen überlaſſe ich mich der „Vorſicht: die wird mich erhalten, wenn ich Frankreich noch nützlich ſeyn kann; und wird mich wegnehmen, wenn ich unnöthig bin.„ Er war ſchon oftmals dem Tode als ein Held, tapfer entgegen gegangen: Ein Chriſt, der ſich dem Rathſchluſſe ſeines Gottes unterwirft, würdiget den Tod nicht, ihm Troß zu biethen. Die Frau von Maintenon freuete ſich über die Geſinnungen des Königes. Der Fortgang ihres angefangenen Werks gefiel ihr, und ihre Zärtlichkeit vermehrete ſich damit. Ihre Freundſchaft folgete jedesmal ihrer Hochachtung: dieſes war allezeit der Weg, den ihr Herz gieng. Der König war alſo unter allen Menſchen derjenige, der am meiſten geliebet wurde, weil er in ihren Augen der allervortrefflichſte war.

Im Anfange des Maymonaths, reiſete der Hof von Verſailles ab. Die Prinzeſſinn von Conti,

die Herzoginn von Chartres, und die Prinzessinn von Harcourt fuhren in des Königes Wagen. Die Frau von Grammont, die Herzoginn von Chevreuse, die Gräfinn von Mailly in dem Wagen der Herzoginn von Orleans. Die Frau von Hûdicourt, die Marschallinn von Rochefort, waren im dritten Wagen; und die Frau von Maintenon mit dem Fräulein von Castejà fuhren in des Königes Jagdchaise. Um dieser letzten ihren Platz, bewarben sich die vornehmsten Frauen, und so gar die Prinzessinnen. Die Frau von Maintenon hatte lauter Geldsäcke und Brod bey sich im Wagen, welches sie unter die Armen austheilete. Sie ließ dadurch den König das Elend gewahr werden, das durchgehends herrschete; und sie glaubete: daß Ludwig solches nur wissen dürfte, um auf Mittel zu sinnen, demselben abzuhelfen.

Es waren Städte eingenommen worden; man hatte die Schlachten bey Fleurus, bey Staffard und bey Leuze gewonnen; nunmehr gieng man mit dem prächtigsten Heere, eine sichere und untrügliche Eroberung zu machen. Allein bey allen diesen Glückseligkeiten gieng der Handel und der Feldbau gänzlich zu Grunde. Es schien, als wenn jeder Sieg etwas dazu beytrüge: daß die Quellen des Ueberflusses vertrockneten, und man hatte schon für dreyhundert Millionen außerordentliche Dinge unternommen *).

Lud-

*) Herrliche Thaten eines großen Ludewigs!

Ludwig spottete nicht des allgemeinen Elendes, durch eine unzeitige Pracht. Diese Reise wurde mit so vieler Sparsamkeit, als möglich war, veranstaltet *). Die Mittagstafel wurde im Wagen aufgeschlagen. Man hielt mitten im Felde an; und die Schüsseln wurden zugerichtet, wie es sich schicken wollte. Ein Bret, das über die Thüren von den vier Wagen geleget wurde, vereinigte sie allerseits, und war zugleich der Tisch, worauf man in Eil eine mäßige Mahlzeit einnahm. Die Frau von Maintenon hatte diese bescheidene Mäßigkeit, durch welche die Weichlichkeit aus dem ganzen Heere konnte verbannet werden, an die Stelle derjenigen asiatischen Pracht eingeführet, die dem Könige so oft zum Vorwurfe gedienet hatte; obgleich dieselbe nicht sowohl nach seinem Geschmacke, als nach der Frau von Montespan ihrer Neigung gewesen war, die allenthalben die Pracht, so in Versailles herrschete, und die Annehmlichkeiten, die in Clagny regieret, antreffen wollte.

Der König hielt in Gegenwart seines ihn begleitenden Frauenzimmers die Musterung von seiner und des Marschalls von Luxemburg Heere; und stellete ihnen einen sehenswerthen Anblick, von hundert und zwanzig tausend Mann vor, die in vier Linien gestellet waren.

Zween Tage hernach brach er auf, und die Prinzessinnen ließ er zu Dinant. Conde, Bouflers und

*) Vielleicht nahm er so viel Damen aus bloßer Sparsamkeit mit.

und Limenes, berennten Namur. Luxemburg blieb mit dem andern Theile des Heeres im Felde ſtehen, und beobachtete die Feinde; die ſich der Gegend der Mehaigne näherten, aber es nicht wageten, ihn anzugreifen. Namur wurde unter ihren Augen erobert, ungeachtet eine Beſatzung von neuntauſend Mann darinnen lag.

Die Stadt wurde anfangs ganz allein angegriffen. Viele vornehme Frauen, die aus der ganzen Provinz dahin geflüchtet waren, in Meynung: daß keine Belagerung daſelbſt würde unternommen werden, ließen den Marſchall von Bouflers um Erlaubniß bitten, die Stadt zu verlaſſen; und Bouflers ſchlug es ihnen ab. Allein ihr Vertrauen auf des Königes Großmuth, und die Furcht vor den Kanonen, die alle andere Furcht bey ihnen unterdrückete, dieſe machete: daß ſie zu Fuße durch das Schloßthor giengen, und nur von etlichen Weibern, die ihre Kinder trugen, begleitet wurden. Der König hatte Mitleiden mit ihnen, und ſchickete ſie den folgenden Tag nach Philippeville, und von da weiter nach Dinant. Die Frau von Maintenon empfieng ſie daſelbſt wie Franzöſinnen *), tröſtete ſie über ihr Schickſal; und, um ihnen einige Hülfe zu leiſten, verkaufete ſie alle ihre Juweelen, bis auf einen Ring, den ſie wahrſcheinlicher Weiſe nicht verkaufen konnte.

Die-

*) Was kann gnädiger ſeyn, als dieſes? Und wie kann man die vornehmſten Damen beſſer empfangen als ſo, wie man Franzöſinnen empfängt?

Diejenigen, so die meiste Ursache haben, das Leben zu lieben, sind zum öftern verbunden, dasselbe der Gefahr am meisten auszusetzen. Der König befand sich allenthalben; er besuchete die Wachten oder die Laufgräben, und feuerte dadurch den tapfern Adel zur Nachahmung an: der die Ehre unter den Augen seines Königes entweder zu siegen oder zu sterben über alles schätzet. Das ganze Kriegsheer sah, daß er der Gefahr trotzete, und sich derselben ohne alle Behutsamkeit bloß stellete: und das ganze Heer zitterte dabey. Ein Schanzkorb rettete dem Könige das Leben, indem derselbe den Schuß einer Musketenkugel abhielt, die gerade auf ihn zukam, und da solche ein wenig seitwärts abprällete, bekam der Graf von Toulouse nur eine Quetschung am Arme davon. Als der König das Pfeifen der Kugel hörete, fragete er: ob jemand verwundet wäre? der junge Prinz gab zur Antwort: **Es deucht mich, daß mich etwas berühret hat.** Als nach der Zeit der geheime Staatsschreiber in die Sammlung der Stadthalterschaft von Bretagne, mit eingerücket hatte: daß der Graf von Toulouse an der Seite seines Herrn Vaters wäre verwundet worden, sagete der König: **Streichet das aus, das ist eine Kleinigkeit für meinen Sohn.**

Die Besatzung zog sich zurück in das Schloß, wodurch die Eroberung desto schwerer gemachet wurde. Es hielt sich fünf und zwanzig Tage; allein das Geschütz Vaubans eroberte solches zuletzt. Vauban that noch mehr; Er nahm das Fort

Guillau-

Guillaume mit Gewalt ein; das Werk, welches Coehorn selbst angeleget hatte, und in Person vertheidigte, und von welchem Coehorn selbst gesaget hatte, daß er sich darunter begraben lassen wollte. Der Herzog von Orleans ahmete dem Conde nach, und der Prinz stellete sich allen an die Spitze. Der Herzog von Luxemburg both dem Prinzen von Oranien vergeblich ein Treffen an. Der Herzog von Chartres, dem man weiter nichts als Muth und Tapferkeit zutrauete; bewies hier beynahe eben so viel Klugheit und Vorsicht; und die Musquetirer thaten nicht mehr, als eben das, was sie thun sollten.

Die Hofleute wurden ganz überdrüßig, die Erde so lange Zeit umgraben zu sehen, und man ließ die Damen von Dinant kommen *). Das Lager erhielt das Ansehen eines bezauberten Ortes. Die Bälle, das Spiel, die Jagd und der Wein mußten die Stunden besetzen, so die Kriegsübungen übrig ließen. Der König beseelte durch seine Gegenwart sowohl die Beschwerlichkeiten, als das Vergnügen. Er schickete dem Regimente des Dauphins Erfrischungen, weil es das Fort de la Cassote mit dem Degen in der Faust erobert hatte. Hier folget die Erzählung eines Officiers von demselben Regimente: Sie lautet also:

Die Frau von Maintenon langete in Begleitung vieler Herren und Damen hier an, und sah uns

*) Wie hätten sich auch französische Prinzen so lang ohne Damen behelfen können?

uns mit ſo gutem Appetite eſſen, als wir Munterkeit im Sturme bewieſen hatten. Es war keines von unſern Zeltern, in welches ſie nicht kam, und im Herausgehen ſagete ſie zu uns: daß ſie Willens wäre, uns den künftigen Tag eine Mahlzeit im Hauptquartiere des Königes zu geben. So, wie wir nach und nach Haufenweiſe daſelbſt ankamen, gab einer von ihren Kammerdienern jedem von uns einen Zettel, worauf geſchrieben ſtund: In der Abtey der Salſinnerinnen. Dieſes iſt ein Kloſter, worinnen ſich adeliche Fräulein befinden, und liegt eine Viertelmeile von Namur. Keiner von den vornehmſten Herren des Hofes, und kein Officier erhielt die Erlaubniß, hinein zu kommen: allein, alle Damen vom Hofe hatten ſich daſelbſt eingefunden, und durch eine beſonders angenehme Verkehrung der eingeführten Geſetze und Gebräuche, bedieneten dieſelben alle Tafeln mit der beſten und höflichſten Art von der Welt *). Die erſten von uns, die Nachricht bekommen hatten, daß uns die Frau von Maintenon dieſes Vergnügen bereitete, hatten zween von unſern Kameraden an die Thüre der Abtey geſtellet, welche uns alles zuvor ſagen ſollten, ehe wir hinein kämen. Wir küſſeten ihr allerſeits die Hand, und ſie reichete uns dieſelbe mit aller möglichen Anmuth. Der Fähnrich von unſerer Compagnie, ein Menſch von ſiebzehn Jahren, wohl gemacht, hübſch, voller Verſtand und Herzhaftigkeit,

*) Das iſt ja das leibhaftige bezauberte Schloß, wo Armide den Tancredo gefeſſelt hielt!

keit, wurde die Aebtissinn an der Spitze ihrer Nonnen gewahr, welche die Neugier bewogen hatte, diesen Anblick mit anzusehen. Dieser hielt der Frau von Maintenon eine schöne Rede, und beschloß endlich mit der Bitte: daß sie der Gesellschaft erlauben möchte, denen sämmtlich geschleyerten Zuschauerinnen einen Kuß zu geben. Sie schien ein wenig bestürzt darüber zu seyn; als sie sich aber geschwind wieder erholete, gab sie zur Antwort: daß sie diesen Ordensfrauen nichts befehlen könnte. Dieses war genug, den Fähnrich zu bewegen, seinen Antrag an die Aebtissinn zu machen; und das geschah mit so vieler Annehmlichkeit, daß es ihm die Aebtissinn unmöglich abschlagen konnte *). Alle Nonnen wurden also von allen Officierern geküsset. Kaum waren wir im Begriffe, die niedlichen Speisen, die man uns aufgetragen hatte, und ein Getränk zu genießen, das wir Salsinerinnen-Ratafia nannten, weil es uns die Nonnen selbst gebracht hatten: so trat der König, in Begleitung des Dauphins, in den Speisesaal. Dieser Anblick gefiel Seiner Majestät so wohl, daß er auf der Thürschwelle stehen blieb. Die Frau von Maintenon erzählete die Ehrerbiethung, so wir ihr bezeiget, und den Kuß, den uns die Nonnen vergönnet hätten. Der König lachete sehr darüber, und, indem er uns in völliger Freyheit lassen wollte, sagete er zu uns: „Ich mache mir die kurze Zeit, „da ihr bey Tische sitzet, und da ihr eure Schuldig-

keit

*) War das nach den Ordensregeln?

„keit bey nahe ſo gut als anderwärts beobachtet, zu „Nutze, und entziehe euch die Geſellſchaft der Da„men, deren Gegenwart euch einen Zwang anthun „möchte. Ich laſſe ſie allerſeits in den Händen ih„rer liebenswürdigen Wirthinnen: und ſie ſind eben „ſo gut, als ich verſorget.„ Den folgenden Tag kam ein Bedienter von der Frau von Maintenon, welcher mir ſagete: daß ich mich um zehn Uhr deſſelben Morgens bey ihr einfinden ſollte. Sie redete mich alſo an: „Ihr Obriſter hat von Ih„nen und von Ihrer Familie mit mir geſprochen; „ich möchte aber gern von Ihnen ſelbſt erfahren, „wer ſie ſind.„ Ich ſagete ihr hierauf meinen Namen, und daß ich ein Sohn des Marquis von Langallerie wäre; den er mit Henrietten von Nesmond aus Augoumois, gezeuget hätte: daß ich ihr Anverwandter wäre, und, daß die Ehre, ihr anzugehören, mir ein Antrieb ſeyn ſollte, dieſen Ruhm zu erhalten; und mich verhindern würde, jemals etwas zu thun, was dieſer Ehre nachtheilig ſeyn könnte. Zween Tage hernach ſchickete mir die Frau von Maintenon ein Päckchen, worinnen ſich vierhundert Louisd'or, und dieſe Worte befanden: „Dieſes zu Anſchaffung ihres Kriegsgeräthes; ſeyn „ſie klug, ſeyn ſie verſchwiegen, ſo wird man für „ihr Glück ſorgen.„ Entweder hatte ihr mein Geſicht gefallen, oder mein Namen hatte ſie gerühret: kurz, ich erlangete den Augenblick ihre Gunſt. Ich ward von ihr dem Könige vorgeſtellet, ich erhielt eine Compagnie: allein ich ſchlief nicht auf den Roſen ein, auf welche ſie mich betten wollte ꝛc. ꝛc.

Der Marquis von Langallerie, aus dessen Geschichten ich diese kleinen Nachrichten gezogen habe, für deren Gewißheit ich aber nicht stehe; war ein Urenkel des Agrippa von Aubigne. Er erfüllete aber die Absichten seiner Wohlthäterinn nicht; und sie verließ ihn, nachdem sie ihm mit großem Eifer gedienet hatte. Er sah sich genöthiget, die französischen Dienste zu verlassen, in welchen er Generallieutenant war, und gieng in österreichische, allwo er tausend Verdrüßlichkeiten erfuhr. Er fassete den ruchlosen Vorsatz, auf den Inseln des Archipelagus dasjenige Volk zu versammlen, was der Geist Gottes auf dem ganzen Erdboden zerstreuet hat. Er mußte seine Frau dem Landgrafen von Hessen überlassen, und beschloß sein Leben im Gefängnisse, wo er die schimpflichsten Nachrichten von seiner Anverwandtinn schrieb. Man findet noch darinnen den verwegenen Ausdruck, aus dem Munde des weisen Catinats: „Bey Hofe reden die Wände, und die „Maintenon höret ihnen zu.„

In währender Belagerung von Namur hatte die Frau von Maintenon einige geringe Verdrüßlichkeiten von Seiten der Prinzessinn von Harcourt auszustehen, welche zuweilen trotzig, zuweilen brisend war. Man wollte sie noch mehr erbittern, allein die Frau von Maintenon gab zur Antwort: „ich

*) Dieß ist einmal ein unparteyisches Bekenntniß vom Herrn von Beaumelle. Freylich gieng Namur bald wieder an die Bundesverwandten über, und die grosen Rodomontaden des Boileau wurden lächerlich.

„ich liebe die Frau von Harcourt, weil sie liebens-
„würdig ist; ich verzeihe ihr, weil sie unbedachtsam
„handelt, ich diene ihr, weil der Herzog von Bran-
„cas, ihr Vater, mir vormals auch Dienste gelei-
„stet hat: und ich mache mich auf diese Art nur von
„einer Schuld los.„

Die Freude über die Eroberung von Namur, wurde durch den Verlust der Schlacht bey Hogue gestöret, wo hundert engländische Schiffe, endlich funfzig französische schlugen. Als der König den Tourville ganz traurig und niedergeschlagen erblickete, sagete er zu ihm: „Ich bin mit euch sehr zu-
„frieden. Wir sind geschlagen worden; allein wir
„haben Ehre davon getragen. Es kostet uns eini-
„ge Schiffe, wir werden aber unsern Verlust wieder
„ersetzen: und ihr werdet gewiß bald Gelegenheit
„finden, euch zu rächen.„

Van Beuning drückete sich über die beyden Begebenheiten also aus: „Wir haben, sagete er, dem
„Könige von Frankreich die Haare abgeschnitten,
„und diese werden künftiges Jahr wieder wachsen;
„allein der König von Frankreich hat uns einen Arm
„abgenommen, der wächst niemals wieder.„ Gleichwohl wurde ihnen Namur wieder abgenommen, und das Weltmeer sah keine französische Flotte mehr *).

* Man sehe dieselben im Anhange dieses Theils, a. d. 346. T. u. f. nebst der Antwort, die ihm der englische Staatssekretär, und Dichter Matthäus Prior, darauf gegeben hat.

Zwölftes Hauptstück.

Die Schlachten bey Steinkerken und Nerwinde, und der Tod des Marschalls von Luxemburg.

Ludwig kehrte eiligst nach Versailles zurück. Beyde feindliche Heere stunden einander im Gesichte. Diese schnelle Abreise wurde verschiedentlich beurtheilet. Einige sageten: er hätte seine Ehre aufgeopfert, um die Frau von Maintenon nicht länger in Unruhe zu lassen; andere behaupteten, daß er Argwohn wider seinen Bruder geschöpfet hätte, der zum Generalstatthalter in seiner Abwesenheit ernennet war; und dessen gefällige Lebensart ihn bey dem Volke allzubeliebt machete. Allein es war der Frau von Maintenon eben so unmöglich, einen niederträchtigen Rath zu ertheilen, als es dem Könige unmöglich war, einen eifersüchtigen Argwohn zu schöpfen. Müssen denn die Erforscher der verborgensten Absichten der Großen, dieselben allemal wider ihre Gemüthsart handeln lassen?

Die vereinigten Mächte beschuldigten den König: daß er Wilhelmen fürchtete, und vor ihm flöhe; und die Hugonotten erreichten in auswärtigen Ländern ihre Absicht, seinen Muth zweifelhaft zu machen. Will man Glauben erhalten? so sage man nur eine ungereimte Sache. Hundert Geschichtschreiber versicherten, daß ein Mann, der Zeit seines Lebens Krieg geführet hatte, nicht einmal die geringste Eigenschaft eines Helden besäße. Es

erschien

erſchien ſo gar im Drucke: daß, als man ſich einmal im Kriegsrathe berathſchlaget hätte: ob man eine Schlacht liefern wollte? ſo hätte einer von den vornehmſten Kriegsbedienten, der den König bey dieſen Worten erblaſſen geſehen, durch eine weitläuftige Rede bewieſen: daß man kein Treffen wagen könnte. Dieſer hätte dafür den Marſchallsſtab von Frankreich zur Belohnung erhalten, als wenn er denſelben durch ſeine Verdienſte erworben hätte.

Dieſe ſchimpflich ausgeſtreueten Gerüchte, gelangeten vor den König; und ſie gaben unfehlbar Gelegenheit zu der übermüthigen Herzhaftigkeit, die Ludwig bey den Belagerungen von Mons und von Namur bezeigete. Er ſagete zum Dauphin: „Mein Sohn, die Stelle des Königes iſt allemal „da, wo die Gefahr am größten iſt.„ Ludwig beſaß nicht den ungeſtümen Muth eines Alexanders, oder eines Verwägenen. Seine Tapferkeit war kaltſinnig, und über alle Gefahr erhaben: wenn er ſolche gleich vor Augen ſah. Dieſes iſt die einzige, welche einem Könige zukömmt.

Allein, da Ludwig dem Feldzuge nicht bis zum Ende beywohnete, ließ er die Gelegenheit vorbey ſtreichen, in welcher er ſeinen Ruhm hätte verewigen können. Luxemburg hatte noch die Ehre, ſein Heil mit dem Prinzen von Oranien zu verſuchen, und ihn in der Schlacht bey Steinkirchen zu überwinden; welches das blutigſte Treffen, ſeit dem von Rocroy war. Luxemburg wurde überfallen. Eine von ſeinen Brigaden war ſchon in Unordnung gerathen. Die Feinde hatten ſich ſowohl einer Anhöhe bemeiſtert, die an der Spitze ſi-

nes Lagers war, als auch des Geschützes, das er darauf hatte pflanzen lassen, um ihre Annäherung zu verhindern. Er sah sich schon beynah überwunden, und wußte noch nicht, daß er verrathen wäre. Das ganze Heer wäre verlohren gewesen, wenn es diesen Platz nicht wieder eingenommen hätte. Dreymal wagete er den Angriff, und dreymal wurde er zurück getrieben. Endlich setzete sich **Luxemburg** an die Spitze der Brigade von des Königes Leibwache, jagete durch alle Reihen und Glieder, und war erbittert und erhitzt, den Feind zu schlagen, unerachtet die tapfersten Leute ihm solches widerriethen. Er sah den **Montmorenci** durch einen Musquetenschuß fallen, eben da er im Begriffe war, sich vor seinen Vater zu setzen, um denselben vor einem entsetzlichen Feuer zu bedecken. Er suchete **Wilhelmen**, der voller Blut und Pulver, sich aller Orten befand, ja der Gefahr lief, gefangen zu werden: und dessen unzeachtet führete er seine Leute von neuem in den Streit, die sich schämeten, daß sie gewichen waren. **Luxemburg** hatte alles wider sich, und die tapfersten Männer, so die französische Monarchie aufweisen konnte, waren an seiner Seite. **Bourbon**, **Conti**, **Vendome**, und der Herzog von **Chartres**: der, nachdem er verwundet war, sich eiligst verbinden ließ, von neuem in das Treffen zurück gieng, und mit dem Degen in der Faust und nach einer blutigen Schlacht den Platz behauptete; und **Wilhelmen** nöthigte, die Flucht zu ergreifen. Dieser Sieg setzete den Hof und die Stadt in außerordentliche Freude. Man sagete: Dieses ist der Mann, den **Louvois** lieber in die Bastille sper-

ren

ren ließ, als daß er ihn an die Spitze eines Kriegsheers setzen wollte. Nachdem die ersten Regungen der Freude vorüber waren, suchten die Hofleute den Ruhm des Luxemburgs zu vermindern: indem man ihm vorwarf, daß er durch den falschen Brief eines Kundschafters wäre hintergangen worden. Der König sagete hierbey: „Gesetzt nun, daß er nicht wäre überfallen worden, was hätte er alsdann mehr „thun können, als er gethan hat?„

Etliche Tage hernach gieng Ludwig nach St. Cyr, woselbst er der Vorsteherinn, die ihm Glück wünschete, zur Antwort gab: „Es wäre besser, „daß sie mir ihr Mitleiden bezeigeten; denn ich habe nur eine einzige Stadt eingenommen. Die Vorsteherinn sagete: „Die Generale von Eur. „Majestät haben doch Dero Befehle ausgeübet!„ Der König erwiederte: „Diese machen ihre Sachen besser, als ich.„ Die Stiftsfrauen von St. Ludwig waren der Gütigkeit des Königes würdig. Sie liebeten das Wohl des Staates, ob sie gleich die Welt hasseten; und noch heutiges Tages sind sie die einzigen, die sich sowohl zu Klosterfrauen, als auch zu Weltbürgerinnen schicken. Es kam ein Buch zum Vorscheine, welches den Titel führete: Klagen der Ordensfrauen von St. Cyr, über die Wiedereroberung von Namur. Es ist eine von den unverschämtesten Schmähschriften, und es ist nichts als der Titel davon wahr. Ich habe es kürzlich gelesen.

Der König wollte doch zum wenigsten einmal von dem Prinzen von Oranien Meister werden. Er gieng dieserwegen nach Flandern, und die Frau von Maintenon folgete ihm wieder-

um dahin. Allein das Schicksal wollte, daß Wilhelm von niemanden anders, als von dem Marschall von Luxemburg sollte geschlagen werden, und dieses sollte alle Jahre geschehen. Ludwig ward krank zu Quesnoy, und kehrete eilends nach Versailles zurück. Luxemburg suchete ein Treffen zu liefern, und der Prinz von Oranien vermied solches. Er hatte sich auf dem St. Andreasberge verschanzet. Der Marschall drohete, Lüttich zu belagern: worauf sich Wilhelm und der Churfürst von Bayern näherten, diesen Ort zu vertheidigen. Luxemburg trachtete nur darnach, sie anzugreifen. Durch Beystand der Rathschläge des Prinzen von Conti, und der Unerschrockenheit des Herzogs von Chartres eroberte er das Dorf Nerwinde, welches zwanzig tausend Menschen kostete. Der Marschall gab dem Könige die Nachricht davon, auf einem schlechten Zettel, in folgenden Ausdrücken: „Artagnan, der ein Au„genzeuge von der ganzen Unternehmung gewesen ist, „wird Eurer Majestät von allem genaue Rechen„schaft geben. Dero Feinde haben Wunder gethan; „allein Eurer Majestät Kriegsvölker noch größere. „Ich für meinen Theil habe kein ander Verdienst „dabey, als daß ich Eurer Majestät Befehle voll„zogen habe. Sie haben mir befohlen, eine Stadt „einzunehmen, und ein Treffen zu liefern. Die „Stadt habe ich eingenommen, und das Treffen „gewonnen.„ Der Prinz von Oranien rief in seiner Verzweiflung aus; „Soll ich denn niemals „diesen Bucklichen überwinden?„ Bucklich? sagete Luxemburg: woher weis er das?

Der

Der Tod des Marſchalls von Luxemburg, machte ſeinen glücklichen Unternehmungen ein Ende. Man meldete dem Könige: daß die Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifelten. Die Frau von Maintenon ließ ganz St. Cyr für ihn bethen, und Ludwig ſagete auf die beweglichſte Art zum Fagon: „ich beſchwöre euch: daß ihr ſo viel „Sorge für ihn traget, als ihr für mich tragen würdet.„ Bourdaloue war bey ſeinem Ende zugegen, und ſagete: er hätte nicht wie der Marſchall gelebet, aber er wünſchte ſich: daß er alſo ſterben möchte. Luxemburg war niemals fromm geweſen; allein er hatte jederzeit die Religion verehret. Er war der angenehmſte Kriegsmann. Sein Lager war der allervergnügteſte Aufenthalt. Er liebete alle Ergötzlichkeiten. Die Schmäuchler dieneten ihm zum Zeitvertreibe: allein ſie beherrſchten ihn nicht. Er war ein gerechter, genauer und geſchwinder Befehlshaber. Diejenigen, ſo das Handwerk verſtunden ſageten von ihm: daß er in einem Augenblicke die Bewegungen des Feindes beurtheilete, aber nicht ſo wohl ſein Vorhaben; daß ihn die Gewinnung einer Schlacht mehr beſchäfftiget hätte, als der Entwurf zu einem Kriege. Er wußte den Feind zu ſchlagen; allein er verſtund nicht, ihn zu überwinden. Der Pater de la Rüe hielt ihm eine Leichenrede, und entwarf ein fürchterliches Bild von dem Prinzen von Oranien. Der König ließ dieſe Rede unterdrücken; es ſchien ihm lächerlich zu ſeyn, einen Mann auf der Kanzel anzugreifen, wider welchen er hundert tauſend Mann ins Feld ſtellete. Er wollte einen Prinzen nicht für einen unrechtmäßigen Beſitzer und Thronräuber ſchelten, der gleichwohl König über ein freyes Volk wäre, und den er bald als ſeinen Bruder anzuſehen würde genöthiget ſeyn. Der Frieden ſchien nicht mehr weit entfernet zu ſeyn. Allein die Gottesgelehrten hatten in dem Innerſten des Reichs einen andern Krieg angeſponnen, der nicht das Anſehen hatte, als wenn er bald zum Ende kommen würde.

O D E,

Sur la Priſe

De *NAMUR.*

L' Année 1692.

Par Monſieur *Boileau Deſpreaux.*

I.

Quelle docte & Sainte yvreſſe
Aujourd'huy me fait la loy?
Ch ſtes Nymphes du Permeſſe,
N'eſt-ce pas vous que je voy?
Accourez, Troupe Sçavante,
Des ſons, que ma Lyre enfante,
Ces Arbres ſont réjoüis.
Marques en bien la cadence;
Et vous, Vents, faites Silence:
Je vais Parler de *Louis.*

II.

Dans ſes chanſons immortelles,
Comme un Aigle audacieux,
Pindare étendant ſes ailes,
Fuit loin des vulgaires yeux.

Mais,

Herrn Matthiew Prior's Parodie nebenſtehender Ode des Hrn. Boileau auf die Wiedereroberung von Namur 1695.

Eine ungebundene Ueberſetzung.

Wider die I. Strophe.

Gewiſſe Leute ſind trunken, und wiſſen nicht warum! Kann dir denn Bacchus keine Geſetze geben? War es eine Muſe, du großthuender Dichter, oder ein Fräulein von St. Cyr, was du geſehen haſt? Woher kömmt dir alle dieſe Wuth? Was giebts denn, daß die Eichen aus Thracien ſollen tanzen können? Müſſen nun unempfindliche Klötze noch das Schmäucheln erlernen? und giebt es in Frankreich nicht ſolch Holz? Warum ſollen denn alle Winde das Maul halten? Wenn ſie nun den mindeſten Hauch erreget hätten, würde das wohl des Dichters Geſang verhindert, oder den Ruhm des Monarchen weggeblaſen haben?

II.

Pindar ſchwingt ſich einem Adler gleich zum Himmel, weil die Tugend ſeinen edlen Weg vorbereitet. Boileau fliegt einem Habichte gleich, dahin, wo ein geiziger Eigennutz ihm einen Raub anzeiget.

Mais, ô ma fidele Lyre,
Si dans l'ardeur qui m'inſpire,
Tu peux ſuivre mes Tranſports;
Les chênes des Monts de *Thrace*
N'ont rien oüi, que n'efface
La douceur de tes accords.

III.

Eſt-ce *Apollon* & *Neptune*,
Qui ſur ces Rocs ſourcilleux,
Ont, compagnons de Fortune,
Bâti ces Murs orgueilleux?
De leur enceinte fameuſe
La *Sambre* unie à la *Meuſe*
Deffend le fatal abord;
Et par cent bouches horribles,
L'airain ſur ces Monts terribles,
Vomit le fer, & la Mort.

IV.

Dix mille vaillans *Alcides*
Les bordant de toutes parts,
D'éclairs au loin homicides
Font petiller leurs Remparts:
Et dans ſon Sein infidele
Par tout la Terre y recele
Un feu preſt à s'élancer:
Qui ſoudain percant ſon gonfre,
Ouvre un Sepulchre de ſoufre
A quiconque oſe avancer.

V. *Namur*

zeiget. Wenn die Ehrliebe einmal bey den Dichtern verschwindet, so entfernen ihn seine Entzückungen von der gesunden Vernunft. Und Boileau läßt Ludwigen, für acht hundert französische Pfunde, Jupiters Wohnung selbst einnehmen.

III.

Neptun und Phöbus kamen von oben herniedder, in Gestalt des Megrigny und Vauban. Sie befestigten die Felsen, und darauf sah der alte Jupiter, diesem wundervollen Plane aus dem Walde bey Marly zu. Dergleichen Mauren, (so hielten die drey weisen Götter dafür:) könnten durch menschliche Kräfte niemals erschüttert werden. Aber du und ich, wir lesen im Homer: daß sowohl die Götter als die Menschen sich sehr irren können. Die Sambre und die Maas mögen ihre Fluthen mit einander vereinigen; Wilhelms Gewalt werden sie nie zurück halten. Er, der über die Boyne gegangen ist, wird dennoch über sie beyde gehen: dieses bedenke man, und setze die Seine in wehrhaften Stand.

IV.

Ganzer funfzehn tausend vierschrötige Kerle, vertheidigten die Festung mit Feuer und Schwert. Ein jeder soll ein Herkules gewesen seyn, wie du sagest; aber sie liefen davon wie gemeine Menschenkinder. Oben Kanonen, unten Minen, hatten Tod und Grab für den Feind erdacht. Allein die Sachen haben sich also gefüget, daß die meisten von uns noch wohlauf sind.

V. Soll

V.

Namur, devant tes murailles,
Jadis la *Grece* eût vingt Ans,
Sans fruit vû les funerailles
De ſes plus fiers Combattans.
Quelle effroyable Puiſſance
Aujourd-huy pourtant s'avance
Prête à foudroyer tes monts?
Quel bruit, quel feu l' environne!
C'eſt *Jupiter* en Perſonne,
Ou c'eſt le Vainqueur de *Mons*.

VI.

N'en doute point, c'eſt luy-même.
Tout brille en luy, tout eſt Roy.
Dans *Bruxelles Naſſau* blême
Commence à trembler pour toy.
En vain il voit le *Batâve*,
Deſormais docile Eſclâve,
Rangé ſous ſes étendars:
En vain au Lion *Belgique*
Il voit l'Aigle *Germanique*
Uni ſous les Leopards.

VII.

Plein de la frayeur nouvelle
Dont ſes ſens ſont agités,
A ſon ſecours il appelle
Les Peuples les plus vantés.

Ceux-

V.

Soll Namur mit Troja verglichen werden; so übertreffen die brittischen Jünglinge die Griechen gar sehr. Jene führeten ihre Belagerung zehn Jahre lang: wir haben unsere Sache in zehn Wochen ausgerichtet. Und was ist es denn für ein Gott, der so eilig kömmt, mit schreckensvoller Gewalt diese Hügel zu erobern? Es ist der kleine Wilhelm, die Geißel von Frankreich: kein Gott; aber der vortrefflichste unter allen Menschen. Sein sterblicher Arm hat die Macht, so gar den Sieger von Mons im Zwange zu halten: und eben dieser Jupiter wird die Welt nicht mehr mit einem ruchlosen Donner erschrecken.

VI.

So zittert der König vor Namur, indem der unerschreckene Villeroy, ganz sicher nach Brüssel geht, die Mönche zu bombardiren, und das Frauenzimmer zu erschrecken. Nach dieser herrlichen That, machet eine einzige Schlacht den Marschall groß. Er muß seines Königs Befehl vollstrecken: wer weis, ob der Prinz von Oranien sich nicht zurück ziehen möchte? Königen ist es erlaubt, eine Gicht vorzuschützen; daher er unmöglich schlagen könne; und der mächtige Ludwig hoffete sonder Zweifel, daß auch Wilhelm dieses Vorrecht würde beybehalten wollen.

VII.

Schau, wie von der Loire und Seine, bis zur Rhone und zu dem Po, ein jedes Mutterkind erscheint. In solchem Falle ist nie kein Feind zu tadeln,

Ceux-là viennent du rivage
Ou s'enorgueillit le *Tage*
De l'or qui roule en ſes eaux;
Ceux-ci des champs où la neige
Des marais de la *Norvége*
Neuf mois couvre les roſeaux.

VIII.

Mais qui fait enfler la *Sambre*?
Sous les *Jumeaux* effrayés,
Des froids Torrens de *Decembre*
Les Champs par tout ſont noyés.
Cerés s'enfuit éplorée
De voir en proye à *Borée*
Ses guerets d'epics chargés,
Et Sous les Urnes fangeuſes
Des *Hyades* orageuſes
Tous ſes Tréſors ſubmergés.

IX.

Déployez toutes vos Rages,
Princes, Vents, Peuples, Frimats,
Ramaſſez tous vos nuages,
Raſſemblez tous vos Soldats.

Mal-

deln, wenn er ein wenig Furcht äußert. Er kömmt! der groſſe mächtige Villeroy kömmt, und findt ein klein Flüßchen in ſeinem Wege. Seine Geſichtsfarbe verändert ſich; er läßt die Trommeln ſchlagen, und glaubet, es ſey wohl am geſcheideſten, daß er hier ſtehen bleibe. Die galliſchen Heere athmen lauter Krieg und Blut; der Marſchall aber verlanget nicht eiliger zu gehen. Der arme Villeroy bewegete ſich hier ſo langſam, daß wir alle dachten, es wäre ſein König.

VIII.

Will denn gar keine glückliche Ueberſchwemmung, oder irgend ein freundſchaftlicher Regen des Marſchalls Unſterne einen Deckmantel verſchaffen? will gar kein Strom gegen das niedrige Mehayne anſchwellen? Die Welt wird ja ſagen, er getraue ſich nicht weiter zu gehen! Liebſter Poet! warum erſcheinen denn keine Hyaden an dem Geſtade der Sambre? ſo wie ſie es damals macheten, als du den Junius in den December verwandelt haſt? Ach! die Waſſernymphen ſind dem Villeroy alle nicht günſtig: geht es ihm mit den Landnymphen auch ſo? Dieſe Fluthen, ach! fliehen ſie dich, um beydes einen General und einen Jungfernknecht zu entehren?

IX.

Wahrheit, Gerechtigkeit, Vernunft, Religion und das Gerücht mögen ſich vereinigen, Wilhelms Geſchichte zu vollenden. Die Völker, denen er die Freyheit wieder verſchaffet hat, mögen ſeinen Namen ſegnen, und Frankreich mag ſich ins geheim ſeine eigene Ehre vorbethen. Allein, Ipres,

Malgré vous *Namur* en poudre
S'en va tomber Sous la foudre,
Qui domta l'*Iſle*, *Courtay*,
Gand la Superbe Eſpagnole,
Saint Omer, *Bezançon*, *Dole*,
Ypres, *Maſtricht*, & *Cambray*.

X.

Mes préſages s'accompliſſent:
Il commence à chanceler:
Sous les coups qui retentiſſent
Ses Murs s'en vont s'écrouler.
Mars en feu, qui les domine,
Souffle à grand bruit leur ruine,
Et les Bombes dans les airs
Allant chercher le tonnere,
Semblent tombant ſur la Terre,
Vouloir s'ouvrir les Enfers.

XI.

Accourez, *Naſſau*, *Baviere*,
Des ces Murs l'unique eſpoir:
A couvert d'une Riviere
Venez, vous pouvez tout voir.
Conſiderez ces approches:
Voyez, grimper ſur ces roches

Ces

Maſtricht, Cambray, Beſanzon, Gent, St. Omer, Lyele, Courtray, Dole. . . O! ſagt ihr Kunſtrichter, wie niedrig hat nicht Pindar gegen dieſen Styl geſchrieben? Mit Hilf Gott! und Alſo fülle deine erhabene Schreibart an, du großer Barde; und beſinge den unſterblichen Prinzen, welcher noch in einerley Feldzuge, Namur verloren, Dixmuyden erkaufet, und Deinſe eingeſchloſſen hat.

X.

Ich wette zehn Pfund Sterlings, daß mein Traum aus iſt. Ich würde dirs geſaget haben; aber vor dem Geſchnurre der Trummeln kann ich nicht: unfehlbar habt ihr blutdürſtigen Keyle eine neue Schlacht im Sinne. Hilf Gott! hundert tauſend Franzoſen erfüllen das benachbarte Feld mit Schrecken, indem Wilhelm die Laufgräben fortführet, bis die Stadt und das Caſtel übergeht. Villeroy ſoll zum Bouflers ſtoßen, ſprach Mars, aus dem feurigen Munde des Geſchützes. Id eſt, ein Marſchall von Frankreich meldet dem andern: Nun kann ich nicht näher kommen.

XI.

Villeroy, packe dich den nächſten Weg nach deinen Linien; oder nimm Extrapoſt nach Verſailles: denn da du ein Augenzeuge geweſen, ſo kannſt du am beſten die Mittel erzählen, durch welche Namur verloren gegangen iſt. Der Dampf und die Flammen möchten dich nur betrüben. Sieh dich ja nicht herum; ſondern auf deiner Flucht, ſporne auch deine Schwadronen zur Flucht an, und

Ces Athletes belliqueux;
Et dans les Eaux, dans la flame,
Louis à tout donnant l'ame,
Marcher, courir avecque eux.

XII.

Contemplez dans la tempeſte
Qui ſort de ces Boulevars,
La plume qui ſur ſa teſte
Attire tous les regards.
A cet Aſtre redoutable
Toûjours un ſort favorable
S'attache dans les Combats:
Et toûjours avec la Gloire
Mars amenant la Victoire
Vôle, & le suit à grands pas.

XIII.

Grands Deffenſeurs de l'*Eſpagne*,
Montrez-vous, il en eſt temps,
Courage, vers la *Méhagne*
Voilà vos Drapeaux flottans.
Jamais ſes ondes craintives
N'ont vû ſur leurs foibles rives
Tant de guerriers s'amaſſer.
Courez donc. Qui vous retarde?
Tout l'Univers vous regarde.
N'oſez-vous la traverſer?

XIV.

Loin de fermer le paſſage
A vos nombreux bataillons,
Luxembourg a du rivage
Reculé ſes pavillons.

Quoy?

ſprich: der T. . l ſoll den holen, der zu allerletzte nachkömmt. Denke gar nicht daran, wie du bey Ludwigen deine Furcht bemänteln willſt; er wird ſchon die Stärke deiner Entſchuldigung einſehen, wenn du ihm nur ſageſt: Wilhelm ſey da geweſen.

XII.

Nun wollen wir einmal Ludwigs Federbuſch beſchauen, welcher allezeit einem Sterne ſo gleich ſehen ſoll. Die Generale konnten einander nicht finden, weil ihnen dieſe im Kriege ſo wichtige Influenz fehlete. O du guter Dichter! du wäreſt geſchickter geweſen, wenn du des Monarchen ganzen Hut ſo hoch aufgeſtellet hätteſt; daſern er dir ein zweifelhaftes Meteor zu ſeyn geſchienen hätte, welches nur glänzet, herumflattert und erliſcht.

XIII.

Namur hoffet vergeblich auf dieſen Stral, der die zweifelhafte Schlacht beleben ſoll. Frankreich hoffet vergebens, daß dieſes matte Licht neben Wilhelms hellem Tage zu ſehen ſeyn würde. Er liebet Verſailles, ſeinen Leibort, und fraget viel nach andern Sphären. Da, wo man Boileaus Geſtirn ſieht, da muß gewiß keine Gefahr in der Nähe ſeyn.

XIV.

Die Franzoſen hatten alle ihre Macht zuſammen geraffet, und Wilhelmen einen offenen Paß gelaſſen; allein Reiterey und Fußknechte wurden abgetrieben. Was will Bruder Boileau nun ſagen? Wenn ſeine erhabene Muſe in Bereitſchaft iſt, ihren König, dieſen großen Feldherrn, zu beſingen, wie

Quoy? leur ſeul aſpect vous glace?
Ou ſont ces chefs pleins d' audace
Jadis ſi promts à marcher?
Qui devoient de la *Tamiſe*
Et de la *Dráve* Soûmiſe
Juſqu' à *Paris* nous chercher?

XV.

Cependant l'effroy redouble
Sur les Remparts de *Namur*.
Son Gouverneur qui ſe trouble
S'enfuit ſous ſon dernier mur.
Déja juſques à ſes portes
Je voy monter nos cohortes
La flame & le fer en main:
Et ſur les Monceaux de piques,
De Corps morts, de Rocs, de Briques,
S'ouvrir un large chemin.

XVI.

C'en eſt fait. Je viens d'entendre
Sur ces Rochers éperdus
Battre un Signal, pour ſe rendre:
Le feu ceſſe; ils ſont rendus.
Dépoüillez vôtre arrogance,
Fiers Ennemis de la *France*,
Et deſormais gracieux,
Allez à *Liege*, à *Bruxelles*,
Porter les humbles nouvelles
De *Namur* pris à vos yeux.

er ſich entweder an den Ufern des Helleſponts, oder nahe am Scamander, in den Thälern befindet: würde nicht ſein edles Unternehmen zu ſchanden gehen, wenn etwa irgend ein närriſcher Phrygier da wäre, der ihm die unverſchämte Frage thäte: wie weit denn wohl Namur von Paris liegt?

XV.

Noch ein Paar Strophen, bevor wir ſchließen! von Todten, Picken, Felſen, Waffen, Mauren und Flammen! Ach! guter Freund, laß das Zeug immer hinter dir zurück, und packe dich mit deinen werthen Freunden davon. Deine Ode iſt verhunzt, Namur iſt entſetzt; nun bleibt noch vor Dirmuyden etwas übrig; das wird der gute Graf Guiscard ſchon ausrichten. Anitzt Herr Boufflers noch ein Wörtchen mit euch! . . .

XVI.

Ich bin fertig! vor den Augen dieſer Feldherren, die weder fechten, noch die Belagerung aufheben. Frankreichs Feinde ziehen friſch und geſund nach Flandern, und zertheilen ſich nach Brüſſel oder Lüttich. Göttinn des Gerüchts! bringe doch dieſe Zeitung nach Trianon, damit Boufleurs neue Ehrenſtellen erhalte. Er hat uns auf dem trockenen Lande eben daſſelbe Spiel ſehen laſſen, was Tourville auf der offenen See gezeiget hat. Dennoch iſt dieſer Marſchall ein Pair geworden. Ach! Wilhelm! Gott ſegne deine Waffen! damit er im nächſten Jahre auch Dinant verliere, und dann Connetable von Frankreich dafür werde.

Ende des dritten Theils.

Nachrichten,

welche zu der

Geſchichte der Frau von Maintenon,

und des verfloſſenen Jahrhunderts

dienen.

Vierter Theil.

Das zehnte Buch.

Die Quietiſten.

Die Frau von Maintenon hatte ſo viel Antheil an der Sache der Quietiſten, daß man mir erlauben wird, denſelben umſtändlich zu beſchreiben. Man wird in dieſer Beſchreibung die Unſchuld unterdrücket finden; man wird ſehen, wie ein König bey aller Wachſamkeit kann hintergangen werden; wie der Schein einer Ketzerey mit der größten Erbitterung verfolget worden; wie ein Geſandter öffentlich wider die Befehle ſeines Herrn handelt: man wird einen allzueifrigen Kirchenlehrer, und einen lehrbegierigen Anfänger verſchiedener Neuerungen entdecken. Es werden ſich viele widerſprechende Dinge darinnen finden. Allein es kömmt mir nicht zu, die Menſchen und ihre Neigungen mit einander zu vereinigen.

Erſtes

Erstes Hauptstück.

Die Frau Guion.

Johanna Maria Bouvieres de la Mothe, war zu Montargis von adelichen Aeltern gebohren, und in ihrem achtzehnten Jahre, an den Sohn des berühmten Guions verheurathet, der seinen Adel und sein Glück der vortrefflichen Unternehmung des Canals von Briare zu danken hatte. Sie beschäfftigte sich sehr frühzeitig mit himmlischen Dingen. Ihre zärtliche Einbildung war ihr Unglück, und ihre Frömmigkeit ihr Verbrechen. Der Anfang ihrer Neigung zu geistlichen Betrachtungen, ward durch die Rathschläge ihres Beichtvaters und durch den Widerspruch ihres Mannes noch mehr gestärket. Don Franciscus von Combe, ein Barnabiter Ordensgeistlicher, aus Tonon in Savoyen gebürtig, der in seiner Jugend allen Wollüsten ergeben gewesen war, und in einem reifen Alter andächtig und mystisch geworden; ein Mann, dessen äußerliches Ansehen allezeit ernsthaft und gesetzt schien; von sehr widriger Gesichtsbildung, aber dessen Verstand fein und schlau war; dieser Mann erwarb sich ihr Vertrauen, und brachte ihre Irrthümer in ein Lehrgebäud. Die Frau Guion wurde in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre Wittwe. Sie hatte ein ansehnliches Vermögen; und da sie von der Welt ganz abgesondert seyn wollte, so beschloß

ſchloß ſie bey ſich ſelbſt, an der ewigen Wohlfahrt ihres Nächſten zu arbeiten. La Combe überredete ſie, daß ſie fähig darzu wäre, entweder, weil er verliebt in ſie war, und ſie bewegen wollte, ihm zu folgen; oder weil er ſie geſchickt zu ſeyn glaubete, dem weiblichen Geſchlechte die Gottesfurcht einzuflößen. Die Frau Guion erfüllete die Abſichten ihres Beichtvaters; nicht in der Meynung, das Haupt einer Partey zu werden, ſondern einzig und allein die Ehre Gottes zu befördern *). Sie ward durch des Molinos Unglück nicht abgeſchrecket: denn ſie glaubete nicht, daß ihre Meynungen mit den ſeinigen übereinſtimmeten. Deſſen ungeachtet hatte ihr Mann auf ſeinem Todbette noch zu ihr geſprochen: „ich fürchte, daß ihr ſonderbares Weſen ihnen noch viel Ungelegenheit zuziehen wird.„ Es iſt niemals eine Frau fähiger geweſen, eine Secte zu errichten, als dieſe. Sie hatte viel erhabenes in ihren Geſichtszügen, viel Annehmlichkeit in den Augen; einen Mund, der zur Ueberredung gebildet war; das leutſeligſte und einnehmenſte Gemüth, eine natürliche ungezwungene Beredtſamkeit; mit einem Worte, ſie war die angenehmſte Ketzerinn, die jemals noch gelebet hatte. Ihre Gottesfurcht verhinderte ſie nicht, einen ſchönen Hals erblicken zu laſſen, und eine außerordentliche Sorge für ihren Putz zu tragen; ſich einer aufmerkſamen und zierlichen Höflichkeit in Worten und Gebärden zu befleißigen; und die Eitelkeit, ſo ihr Tanzen ihr einflößte,

*) Handſchrift des Biſchofs von Agen auf der 354 Seite.

flößte, mit Wohlstande auf einem Balle zu zeigen; und in die Kirche vielmehr um deswillen zu gehen, sich ihrem Liebhaber zu zeigen, als ihre Liebe anzurufen, (das war der Namen, den sie Christo beylegete). Sie konnte sich nicht entbrechen, diejenigen Reizungen noch zu lieben, die, da sie schon ins Abnehmen geriethen, von neuem zu entzünden schienen. Sie erinnerte sich dessen, was ihre Liebe zu ihr gesaget, nachdem sie die Kinderblattern überstanden hatte: „Wenn du hättest schön seyn sollen, so würde ich dich so gelassen haben, wie du zuvor warest.„ Ihrer Frömmigkeit ungeachtet, hatte sie das Gelübd der Keuschheit nur auf eine Zeit lang gethan, und konnte nicht leiden, daß eine andere Frau in ihrer Gegenwart schön war *). Sie hatte ihrem Sohne einen jungen, angenehmen, wohl gebildeten, und fleißigen Abt zum Lehrmeister gewählet, der sich mehr beschäfftigte, die Mutter Latein zu lehren, als das Kind **). Die Frau Guion wurde von begierigen Anverwandten geplaget und verfolget; sie war beständig krank, und blieb immer schön; sie liebete Gott, und liebete die Welt, und wurde weder den einen, noch die andere überdrüßig. Sie hatte viel Verstand, und zwar einen wahrhaften Verstand, den ihr ein gewisser berühmter Schriftsteller ***) nicht zugestehen will, weil er vielleicht ihre Werke nicht gelesen hat. Man lese ihr (Moyen court) kurzes Mittel, und den dritten Theil ihres Lebens,

*) S. das Leben der Frau Guion von ihr selbst geschrieben im ersten Theile.

**) S. den Bericht vom Quietismo durch den Abt

Lebens, von der 147 bis zu der 252 Seite; so wird man die geschickteste Erklärung ihrer Lehre finden: die zwar keinesweges quietistisch war, wohl aber in den Ausdrücken dem Quietismus sehr gleich kam; welchen Schein der Aehnlichkeit die Frau Guion dennoch sehr zu vermeiden suchte. War es möglich, daß eine Frau nicht Verstand haben sollte, die fähig war, die metaphysischen Lehrsätze zu erforschen, die Pope in so schöne Reime gebracht hat?

„Die Führung Gottes, saget sie, in Ansehung „der Menschen, ist allgemein. Denn obgleich eine „besondere Vorsicht jeden unter uns eigentlich betrifft, „und jeden leitet; so ist doch dieselbe so genau mit „der allgemeinen Vorsehung verknüpfet, daß, wenn „sie im geringsten nur davon abweichen wollte; al„les in Unordnung gerathen würde. Die Verwir„rung, die zuweilen in der Welt entsteht, das Un„glück der Menschen, der Fall und Untergang gan„zer Reiche, sind eine Folge der allgemeinen be„stimmten Vorsehung. Dasjenige, was unsern „Begriffen zuweilen sehr unordentlich vorkömmt, „nach der Art, wie wir uns die Sachen vorstellen, „ist alles der göttlichen Weisheit gemäß, und in der „vortrefflichsten Ordnung: dergestalt, daß durch eine „oder die andere Unordnung, die in den Theilen ist, die „allgemeine Ordnung erhalten wird. Die allgemeine „Ordnung ist diese: daß Gott etwas machet; was „er

Philippeaux, der ein sehr partenischer, aber wohl unterrichteter Schriftsteller ist.

***) Siecle vom Ludwig den XIV. das Capitel vom Quietismus.

„er gemachet, wieder vernichtet; und durch eben die„ſe Vernichtung die Dinge erhält *).„

Die Frau **Guion**, die von dem Eifer ganz eingenommen war, den man gemeiniglich für ſeine Meynungen zu haben pflegt, die man für neu oder für ſeine eignen Erfindungen hält; dieſe wollte dieſelben in allen Ländern ausbreiten, wo ihre Liebe ſie hinführen würde. Sie brachte ſich durch ihre übermäßige Freygebigkeit aller Orten ein Anſehen zuwege. Sie lehrete die Selbſtverläugnung, die reine und uneigennützige Liebe, welche ſo oft von großen Geiſtern verworfen worden; die aber allezeit in den ſchwachen Seelen Eindruck gefunden hat. Die Frau **Guion** durchreiſte **Gex**, **Dauphine**, und das piemonteſiſche Gebieth; wo ſie von dem geiſtlichen Richter zu **Verceil** verfolget wurde. Sie gehorchte der **Liebe**, die ihr ſagete: daß die Stunde ihres Märtyrertodes noch nicht gekommen wäre; und machete viel Neubekehrte in dem großen **Kartheuſer**nonnenkloſter. Allein ſie verachtete noch immer die Ehre, eine neue Secte aufzurichten. Ihr Verſtand war ſchwach, und ihr Herz nicht ehrgeizig. Als ihr Körper geöffnet wurde, fand man keinen Theil deſſelben geſund, ausgenommen das Herz, welches gleichwohl ganz verwelket war. Das Gehirn war vollkommen, doch ſo, wie bey einem Kinde; und hatte nur noch ein wenig Feuchtigkeit. Wenn man alle myſtiſche Köpfe öffnete, würde man ſie nicht alle ſo, wie der Frau **Guion** ihren, beſchaffen finden?

Wenn

*) Im dritten Theile ihrer Vertheidigungsſchriften.

Den Schwachen flößete sie nur die Milch von ihren Lehrsätzen, und ihr kurzes Mittel ein, (Moyen court.) Wenn sie alsdann fähig waren, starke Speise zu genießen, so wageten sie sich auf die ungestümen Wellen ihrer Ströme, (les Torrens.) Dieses war der Titel eines von ihren Büchern, die allerseits mit Verfall etlicher Doctoren gedruckt wurden, und die alle ihres dunkeln und undeutlichen Ausdruckes wegen, sehr selten waren.

Sie bekam viel Schüler: ihre Lehre schmäuchelte dem Hochmuthe, und nährte die Faulheit. Man erreichte die erhabenste Vollkommenheit auf einem angenehmen und mit Blumen bestreutem Weze. Die bloße innerliche Betrachtung Gottes war zur Seligkeit schon zureichend. Die Geistlichen glaubeten der Mühe überhoben zu seyn, im Brevier zu lesen; die Gläubigen einen thätigen Lebenswandel zu führen; und die Frauen der Sorge, allen ihren aufsteigenden Dünsten, zuvor zu kommen. Die verstecktesten Sünder eilten mit vollen Schritten in die geistliche Brautkammer: Man dorfte nur lieben. Die Frau Guion legete wahre Sätze zum Grunde ihrer Lehre. Ihre Anhänger aber zogen Folgen und andere geheime Verständnisse daraus, die wahrscheinlich und richtig schienen; doch in der That abscheulich waren.

Das viele Fasten schwächete ihre Vernunft. Sie prophezeihete: daß die ganze Hölle sich wider sie verschwören würde: daß das Weib von dem innern Geiste schwanger werden, und der Drache bald aufgerichtet vor ihr stehen würde. Als sie nach Paris zurück kam, ward ihre Prophezeihung erfüllet. Ihre Feinde erwarteten sie daselbst.

Zweytes Hauptstück.

Harlai von Chanvalon.

Das pariser Kirchengebieth ward durch den Herrn Harlai von Chanvalon verwaltet. Dieser Prälat hatte sich vielmehr in die Kirche heimlich eingeschlichen, als daß er den ordentlichen Weg gegangen wäre. Unter der Regierung der Königinn Anna von Oesterreich ward er, durch den Herrn Vincent von Paule, der in den Gewissensrath aufgenommen war, von der Würde eines Coadjutors zu Rouen förmlich ausgeschlossen. Der Herr von Perefixe machete sich die Zeit zu Nutze, den Harlai in Vorschlag zu bringen, da Herr Vincent durch eine Unpäßlichkeit verhindert ward, in den Rath zu kommen. Hieraus entstund der Haß dieses Prälaten wider den Herrn Vincent, wider seine vorgeschriebenen Lebensregeln, und wider alles, was diesem gleich sah.

Januar. 1660.

Als er Erzbischof von Rouen war, hatte sich das Gerüchte von seiner Unkeuschheit in seinem ganzen Kirchspiele ausgebreitet. Doch seine Unordnungen brachten ihm das Erzbisthum von Paris zu wege. Der König und die Frau von Montespan fürchteten, an einem andern einen strengen Tadler zu finden. Sie schmäuchelten sich, daß ein lastervoller

ler Prediger nicht das Herz haben würde, ihnen ihre Schwachheiten zu verweiſen *), und irreten auch darinnen nicht. Harlai ſchwieg ſtille darüber und duldete alles. Die Maitreſſe fand an ihm einen geſchäfftigen Hofmann, und der König einen ſehr gelinden und gefälligen Gewiſſensrichter. Der König ſchickete einmal einen Maler nach Conflans, dieſen Ort in Riß zu bringen, und befahl ihm dabey, alles aufzuzeichnen, was er zu ſehen bekommen könnte, ohne, daß man ihn gewahr würde. Der Künſtler überreichete dem Könige den entworfenen Riß von dieſem Hauſe. Man ſah darauf, in einem Cabinet, den hochwürdigen Herrn Erzbiſchof, wie er einen Blumenſtraus in den Buſen ſeiner Sultaninn ſteckete, die denſelben Tag den Dienſt hatte.

Eine glückliche Geſichtsbildung, eine außerordentliche Höflichkeit, die Gabe der Beredſamkeit, und ein bewundernswürdiges Gedächtniß, bedeckten einen Theil ſeiner Fehler. Die unflätigſten Mönche umarmte er ſo eifrig, wenn er ihnen Gehör ertheilete, als die angenehmſte und reizendſte Buhlerinn. Es begegnete ihm öfters, daß er ſich nach dem Namen eines Mannes erkundigte, den er kurz zuvor mit ſeinen Liebkoſungen faſt erſticket hatte. Er pflegte die Kirchenſachen mit eben ſo vieler Leichtſinnigkeit zu betrachten und abzuthun, als einen Liebeshandel, und konnte eine Verſammlung der Geiſtlichkeit eben ſo beweglich überreden, als er ſich bey den Frauensperſonen an dem Nachttiſche einzuſchmäucheln wußte.

*) S. die Nachrichten des Biſchofs von Agen.

Der König setzete nach und nach ein Mistrauen in seine Beredsamkeit, und die Geistlichen in seine Schmäuchelenen. Ludwig sah die prächtigsten Einfälle des Herrn Harlai für Fallstricke an, die seiner Klugheit geleget würden. Die Priester hielten seine Versprechungen für abschlägige Antworten, und seine Drohungen für bloße Verstellungen. Das Volk machete schimpfliche Lieder auf seinen Erzbischof. Keine Zucht ward in seinem ganzen Kirchengebiethe beobachtet. Die Lehrsatze behauptete man mit der größten Strenge, und die Sittenlehre ließ man gehen, wie es der Vorsehung gefiel. Er bekümmerte sich nichts mehr um den Beyfall des Königs, oder von ihm gelobet zu werden, und suchete nur seinen Verweisen zu entgehen. Alle seine Aufmerksamkeit gieng dahin, die ausgebreiteten Gerüchte zu unterdrücken, dadurch der König seine Simonien und seine wollüstigen Ausschweifungen hätte erfahren können. Alles Aergerniß ward ihm vergeben, weil er sich dem Willen des Hofes, in Ansehung des Ordens, wovon er das Haupt war, völlig gemäß bezeigete.

Der General Controleur war versichert, in der Person des vornehmsten Geistlichen des Reichs, jedesmal einen Beförderer der freywilligen Geschenke zu finden. So sehr ihm die Noth des Staates zu Herzen gieng, so verschwenderisch war er mit den Einkünften der Kirche. Der Eifer des Prälaten war so heftig, und gieng so weit, daß der Minister genöthiget ward, denselben zu mäßigen. Hieraus entstunden die unermeßlichen Schulden, darein die Geistlich-

Geiſtlichkeit verfiel. Daher wurden ſo viel Darlehne aufgenommen, um den aufgelegten Tribut deſto leichter wieder zu bezahlen; und eben dadurch wurden die Auflagen noch gewöhnlicher.

So wie Ludwig nach und nach die Neigung gegen das weibliche Geſchlecht verlohr, ſo fiel auch das Anſehen des Erzbiſchofes Harlai. Der König bereuete, daß er ihm die vornehmſte geiſtliche Würde ertheilet hatte: und das Verzeichniß der verledigten Kirchendienſte ward ihm genommen. Der König ſprach nicht mehr ſo gütig, wie er ſonſt gewohnt war, mit demſelben. Man gab ihm die bitterſten Verweiſe über ſeine ärgerliche Lebensart, und ſein Vorzimmer wurde auf einmal wüſt und leer.

Drittes Hauptſtück.

Die Frau Guion wird gefangen geſetzet, und auch wieder auf freyen Fuß geſtellt.

1687.

Kaum war die Frau Guion zu Paris angelanget, ſo erhielt der Erzbiſchoff Befehl vom Könige, dieſelbe in das Nonnenkloſter von dem Orden der Heimſuchung auf der St. Antoniusſtraße einzuſperren. Man beſchuldigte ſie, daß ſie von ihrem treuen Freunde la Combe wäre verführet worden: und dieſer wurde in die Baſtille geſetzet. Man ſagete, dieſer Mönch hätte ſich die Anfälle des Unſinnes ſeiner Beichttochter zu Nutze gemachet, ihrer Tugend nachzuſtellen. Sie berief ſich auf das Zeugniß ihrer Kammerfrau Catos, die ſie niemals verlaſſen hatte. Man gab ihr zur Antwort, Catos hätte die Luſt mit ihr getheilet. Der Erzbiſchof ließ ſie durch den Cheron, ſeinen Weihbiſchof vernehmen. Dieſer war durch ſeine unordentliche Lebensart ſo berüchtiget, daß die Nonnen ein Bedenken trugen, ihm ihre Kloſterthüre zu eröffnen.

Die Frau Guion erbauete die Nonnen, verführte einige von ihnen, und bewog ſie allerſeits zum Mitleiden. In dem weltlichen Stande fand ſie Anhänger; und bey Hofe Beſchützer. Gleichwohl war die Frau von Maiſon-fort, ihre nahe Anverwand-

verwandtinn, die einzige, die ſich unterſtund für ſie zu ſprechen. La Maiſon-fort war aus einem alten adelichen Geſchlechte von Berry, und ſeit dem zwölften Jahre ihres Alters Stiftsfrau in der Abtey Pouſſay, die allein für den Adel errichtet war. Dieſe Stiftsfrau war wohl gebildet, liebenswürdig, voll von ſinnreichen Einfällen und voller Aufrichtigkeit. Sie war den Verfolgungen einer unbilligen Stiefmutter ausgeſetzet geweſen, und durch den Abt Gobelin der Frau von Maintenon vorgeſtellet worden; die ſie zu St. Cyr aufgenommen hatte, die Erziehung daſelbſt zur Vollkommenheit zu bringen. Sie unternahm ſolches mit ſo großem Eifer, daß ſie ſich dadurch das Vertrauen der Stifterinn erwarb. Ihr Gemüth war ſo ſehr zerſtreuet, daß es ihr unmöglich fiel, ein ſtrenges Gelübd zu thun; und ihr Hochmuth erlaubte nicht, einer Frau Gehorſam zu leiſten. Die Frau Guion erhielt ihren Beyfall, und ſie konnte ſich doch nicht entſchließen ihren Rathſchlägen zu folgen, und der Welt zu entſagen. Dieſerwegen ſagete die Frau Guion zu ihr: Sie zu regieren, meine liebe Muhme, wird ein viereckigtes Baret erfordert *.

Die Frau von Mainſon-fort ließ ſich auf Bitte des Miſſionpredigers Herrn Jaſſeau bewegen, und ſagete der Frau von Maintenon, daß der Frau Guion keine andere Beſchuldigung beygemeſſen werden könnte, als eine außerordentliche Liebe gegen Gott; daß alle die Verleumdungen, ſo

*) Das iſt, ein Jeſuit.

wider sie ausgestreuet würden, von begierigen Anverwandten herrührten, die ihr Vermögen an sich zu bringen bemüht wären, und daß der Erzbischof von Paris von ihrer Unschuld völlig überzeuget sey, und sie nur deswegen noch verfolgte, eine Einwilligung in die Heurath ihrer Tochter mit dem Marquis von Chanvalon, durch Drohungen zu erzwingen.

Die Frau von Maintenon sprach dieserwegen mit dem Könige, der aber schon durch den Pater de la Chaise sehr eingenommen war. Dieser Jesuit hatte geglaubet, dem Erzbischofe die Verminderung seines Ansehens erträglich zu machen, wenn er sich ihm in seinen geheimen Leidenschaften gefällig erzeigte. Er vertheilte alle geistliche Stellen; allein er machete solches mit so vieler Klugheit, daß Harlay glaubte: der Pater de la Chaise wäre von ihm abhängig.

Die Frau von Maintenon wurde selbst mit einer widrigen Meynung von derjenigen eingenommen, die sie beschützen sollte, und zwar durch den Pater de la Mothe aus dem Barnabiterorden, der ein Stiefbruder der Frau Guion war. Dieser sehr geschickte Mönch malte, aus Frömmigkeit, die Hand des Combe nach; und schrieb unter seinem Namen alle Lästerungen, und die unsinnige Lehrart des Molinos.

Die Frau von Miramion wollte mit ihren Augen sehen, ob die Frau Guion, eine so große Verbrecherinn, oder eine solche Närrinn wäre, als man sie zu seyn beschuldigte. Sie gieng ins Kloster, erkundigte sich bey der Vorsteherinn, und hörte von allen das Lob der Gefangenen. Sie ertheilte der

Frau

Frau von Maintenon dieſe günſtige Nachricht, welche ſehr vergnügt war, daß ſie ſich geirret hatte; und ſehr erzürnet, daß ſie war hintergangen worden. Sie verſprach, mit dem Könige noch einmal von dieſer Sache zu reden. Die Frau von Maiſon-fort bediente ſich bey dieſer Gelegenheit des Furſpruches der Herzoginnen von Charoſt von Chevreuſe, von Beauvilliers, und von Mortemar, deren Frömmigkeit nicht verdächtig war. Die Frau Guion hatte auf dieſe Art eine Partey bey Hofe für ſich, die ſie in ihrer Einſamkeit nicht vermuthet hätte.

Man ſagete, daß es von dem Herrn Erzbiſchofe der keinesweges die Weiber haſſete, ſehr lächerlich wäre, daß er eine Frau unglücklich machen wollte, die Gott ganz allein liebete. Wenn dieſer ernſthafte Mann die Nachläßigkeit der Sitten ſo ſcharf beſtrafet: ſo wird man ihm endlich auch erlauben, ſeine Strenge wider alles, was er Ketzerey nennet, auszuüben.

Der König, der theils durch die Frau von Maintenon bewogen, theils von dem Murren des Hofes halb und halb unterrichtet war, ſagete endlich, daß man ihm eine Bittſchrift überreichen möchte. Auf dieſe Vorſtellung befahl er ſogleich, die Gefangene auf freyen Fuß zu ſtellen. Der Erzbiſchof durfte ſich nicht darüber beklagen; allein, er wollte wenigſten ſeine Ehre retten.

Ehe er die Frau Guion aus ihrem Gefängniſſe befreyete, verſuchte er eine ſchriftliche Verſicherung von ihr zu erhalten, daß er ſich nicht geirret hätte; und daß ſie wirklich eine Ketzerinn wäre. Allein,

die Frau Guion weigerte ſich dieſe Schrift zu unterzeichnen; ſie behauptete vielmehr, daß keine Ketzerey in ihren Büchern zu finden wäre; weil ſie nichts dergleichen hätte hineln ſetzen wollen.

Die Frau von Maintenon wollte den Prälaten die eitle Ehre der gewöhnlichen Gebräuche nicht ſtreitig machen, und ließ alſo der Frau Guion ſagen, ſie ſollte nur unterzeichnen: ſie würde den König ſchon von der Gewalt, die man gebraucht hätte, benachrichtigen: es wäre nur unumgänglich nöthig, daß ſie ſich bemühte, aus den Händen des Fürſten der Prieſter zu kommen.

Die Frau Guion gehorchte ihrer Beſchützerinn und wurde frey gelaſſen. Die Frau von Maintenon hatte eine eilfertige Unterſchrift verlanget, weil ſie glaubete: es wäre ſehr gleichgültig, ob eine Frau ſich in den weſentlichen Stücken der Religion geirret habe oder nicht: und über dieſes wußte ſie bereits, daß man dem Könige abermals Vorurtheile darwider beybringen wollte; indem man ſchon einen Befehl von demſelben erſchlichen hatte, die Frau Guion zwey hundert franzöſiſche Meilen von Paris weg in ein Gefängniß zu bringen.

So leicht iſt es denen, die im Anſehen ſind, die Fürſten zu hintergehen, und eine öffentliche Tyranney unter ihrem Namen auszuüben; wenn die Wege der Gerechtigkeit, durch den Misbrauch einer willkührlichen Gewalt, verſchloſſen ſind.

Die Herzoginnen von Chevreuſe und von Beauvilliers, die Prinzeſſinn von Harcourt, die Marquiſinn von Montchevreuil, und die Frau

von

von Miramion bezeigten der Frau Guion ihre Freude, die ihnen ihre Befreyung verursachte, und bathen sie nach Versailles zu kommen. Der Herr von Charot räumte ihr seine Zimmer daselbst ein. Sein Vater, der Herzog von Bethune, welcher in das Unglück Fouquets verwickelt wurde, dessen Schwester er geheurathet hatte, und der nach Montargis verbannet war, hatte daselbst der Frau Guion ihres Vaters Haus bewohnet. Er pflanzte also die Erkenntlichkeit auf seine Kinder fort, so er gegen eine Familie hegte, die ihm in seiner Widerwärtigkeit Hülfe und Beystand geleistet hatte. Der Frau Guion Lehre fand Beyfall bey Hofe: und in dem Lande, wo sonst nur das Glück verehret wird, fanden sich, vielleicht zum erstenmale Herzen, die Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeteten.

Die Frau von Maintenon, war begierig, eine so außerordentliche Person zu sprechen, und die Herzoginnen wünschten, die Frau Guion, bey diesem Zuspruche, zu begleiten. Ihre Annehmlichkeit, ihr Unglück, etwas überzeugendes in ihrem Vortrage, ihre Leutseligkeit, ihre Geduld, und die vorzügliche Gabe, auf die erhabenste Weise von Gott zu sprechen; alles vereinigte sich, die Frau von Maintenon zu überzeugen: daß sie ihren Fürspruch niemals besser angewendet hätte, als bey dieser Gelegenheit. Sie gab ihr Beweise von ihrer Hochachtung, und ihr Vertrauen vermehrte sich gegen sie von Tage zu Tage. Der Zuspruch von der neuen Heiligen geschah zum öftern. Es wurden nicht mehr schnelle Stunden, sondern ganze Tage mit ihr zugebracht.

Je-

Je mehr man sie sah, je mehr liebete man sie. War die Frau von Maintenon von Kummer überhäuft und ermüdet: so wurde die Frau Guion herbey gerufen, und ihre ganz himmlischen Unterredungen dienten derselben sowohl zur Erholung, als zum Troste.

Die Frau von Miramion nahm dieselbe dem Erzbischofe zum Trotze in ihre errichtete Gesellschaft auf. Die Frau Guion verließ dieselbe zuweilen, um die Frau von Charot in Benne zu besuchen; von da gieng sie nach St. Cyr, wo sie sich etliche Tage aufzuhalten pflegte, und vertheilte daselbst ihre Bücher. Die Stiftsfrauen von St. Ludwig wurden ganz von ihr eingenommen, theils aus Neigung, theils andern nachzuahmen. Mitlerweile, da die Frau von Maintenon dem Himmel dankte, daß ihre Bemühung so einen erwünschten Fortgang hätte, schlichen sich, unter dem Scheine der Frommigkeit, die Irrthümer zu St. Cyr ein.

Viertes Hauptstück.

Der Abt von Fenelon.

Die Zahl der Anhänger von der neuen Schwärmerinn nahm täglich zu. Endlich bekam sie einen, der allein so viel, als tausend andre werth war.

Sie hörte einmal seinen Namen nennen, und wurde mit außerordentlicher Kraft und Neigung gegen ihn erfüllet. Es schien daß die Liebe sie mit demselben auf das vertrauteste und innigste vereinigte, und zwischen ihm und ihr gleichsam eine geistliche Kindschaft errichtete. „Ich fand Gelegenheit, „sagete sie *, den folgenden Tag ihn zu sehen; ich „spürte innerlich, daß ich seinen Beyfall nicht hatte: gleichwohl empfand ich etwas bey mir selbst, „daß mir ein Verlangen einflößte, mein Herz in „das seinige auszuschütten. Allein, ich spürte auch, „daß sein Herz das meinige nicht verstund: und „Gott weis, was ich dieselbe Nacht auszustehen „hatte. Den andern Tag sah ich ihn wieder, und „wir schwiegen beyderseits eine kurze Zeit still. Das „Gewölk heiterte sich ein wenig auf: aber wie weit „war er noch von den Gesinnungen entfernt, die ich „in seiner Seele zu finden wünschte! Acht Tage „lang hatte ich einen starken Kampf auszustehen, „und

* S. das Leben der Frau Guion im dritten Theile auf der 102ten Seite.

„und nach Verfließung derselben war ich ohne alle „Hindernisse mit ihm vereiniget. Von dieser Zeit „an, nimmt unsere Eintracht ohne Unterlaß zu: sie „wird täglich geläuterter, täglich heftiger und im„mer unaussprechlicher. Meine Seele scheint eine „vollkommene Gleichheit mit der seinigen zu haben. „Ach mein Sohn! mein Herz hänget ganz an dem „Herzen Jonathans. Ich stürbe vor Schmerz, wenn „etwas zwischen uns wäre, was uns trennen könnte, „was dich und mich, was uns und Gott von einan„der schiede! Ach mein Sohn!„

Welchen Eindruck, konnten nicht diese Worte in dem empfindlichen und tugendhaften Herzen des Verfassers vom Telemache machen!

Der Abt von Fenelon war in dem perigordischen Gebiethe von adelichen Aeltern gebohren, und von seines Vaters Bruder, dem Bischofe von Sarlat erzogen worden. Auf der Schule zu St. Sülpice war er unter die Aufsicht des Abts Tronson gekommen, und von seiner Jugend an, hatte er sich mehr auf das Lesen der heiligen Schrift beflissen, als auf die Kenntniß der Kirchenlehrer. Er wurde mit gutem Erfolg bey der Bekehrung der Protestanten gebrauchet, und wurde Vorgesetzter der neuen Päbstlerinnen. Man beschuldigte ihn, daß er ein Jansenist wäre, weil er in einiger Vertraulichkeit mit dem Herrn Laval, Bischofe von Rochelle, und mit Herrn Barillon, Bischofe von Lücon, stund; den der König schon zweymal zum Bischofe ernennet, und welcher zweymal von dem Beichtvater verworfen worden, unter dem Vorwande: daß

er

er ein Freund von der Gesellschaft zu Portroyal wäre. Fenelon brachte es endlich doch so weit, daß er allen den Argwehn, den man wider ihn geschöpfet hatte, völlig zerstreuete, und die Früchte seines Fleißes und seiner Geduld einärntete. Seine Predigten hatten den Grund zu seinem Ruhme gelegt, und das christliche Ende des alten Herzogs von Mortemar, welchen Fenelon zu diesem letzten fürchterlichen Schritte bereitet hatte, vermehrete denselben.

Der König hatte den Herzog von Beauvilliers zum Oberhofmeister des Herzogs von Bourgund ernennet. Viele bestrebeten sich um die Lehrmeisterstelle bey demselben. Die Wahl wurde dem Oberhofmeister gänzlich überlassen, und Beauvilliers richtete seine Absicht auf den Abt Fenelon, den er seit geraumer Zeit kannte. Es beruhete nur darauf, ihn aus dem Verdachte zu bringen, daß er ein Jansenist wäre. Der Herzog von Beauvilliers nahm seine Zuflucht zu der Frau von Maintenon, und machete derselben die vortheilhafteste und natürlichste Abschilderung von dem Abte Fenelon. Die Frau von Maintenon zog, (jedoch besonders) den Vorsteher von St. Sülpice, Tronson, zu Rathe, welcher seine Gottesfurcht rühmete, und sein Unglück beklagete. Hebert, der Pfarrer zu Versailles, versicherte: daß er für seinen Eifer und für seinen Gehorsam gegen die Kirche, gut sagen wollte. Der Pater Valois behauptete: daß Fenelon ein so guter Jesuit, als er selbst wäre. Bossuet erklärete sich aufrichtig, daß er in der ganzen

zen Clerisey von der zweyten Classe keinen Menschen kennete, der ihm gleich käme. Die Frau von Maintenon sagete dem Könige: daß der Herzog von Burgund nicht glücklicher seyn könnte, als von einem Manne erzogen zu werden, der allgemeinen Beyfall, auch bey solchen Leuten fände, deren Gemüthsarten einander so entgegen gesetzet wären. Fenelon wurde hierauf als Lehrmeister ernennet; und diese Wahl wurde so einmüthiglich gebilliget, daß die Akademie zu Angers, sie in Vorschlag brachte, und den Preis darauf setzete, den sie alle Jahre auszutheilen pflegte.

Auf einmal wünschete jedermann, den Abt Fenelon, als einen beliebten Weltmann, und zugleich als den Heiligen des Hofes bey sich zu sehen: allein er zeigte sich nur etlichen nützlichen und auserlesenen Fremden. Er wußte das aufgeräumte Wesen und die Höflichkeit in dem Umgange mit Frauenspersonen, mit aller der Bescheidenheit, die sein Stand erfoderte, zu vereinigen. Er war gegen den Herzog von Burgund aufrichtig, und ohne Falsch. Mit Bossue-

*) Der Abt Philippeaux beschreibt ihn nicht also. Dieser unbillige Schriftsteller hält ihn beständig für ehrgeizig, falsch, veränderlich, und beschuldigt ihn der gröbsten Bosheit. Seiner Meynung nach war Fenelon ehrgeizig, weil er sich den Hugenotten zu predigen beschäftigte; weil er gute Werke mit dem größten Eifer that; weil er sich um die Freundschaft des Bischofs von Meaux bewarb, und andächtige Unterredungen zu St. Cyr und Versailles anstellete. Die Falschheit sollte darinnen bestehen, daß er der Frau

Boſſueten ſprach er erhaben; lebhaft und ſinnreich mit Hofleuten. Er hatte die angenehmſte Lebensart, eine feurige Einbildungskraft, eine rührende Beredſamkeit. In ſeiner Schreibart zeigete ſich die Wahrheit und der gute Geſchmack. Seine Theologie war einnehmend und leutſelig, und er hatte eine außerordentliche Neigung, Gott über alles, und um ſein ſelbſt willen zu lieben. Das Feuer, ſo aus ſeinen Augen ſtralte, ließ die heftigſten und ungeſtümſten Leidenſchaften bey ihm vermuthen, und ſeine Lebensart zeigete den herrlichſten Sieg darüber *). So war der Reubekehrte beſchaffen, den die Frau Guion zum Haupte des Quietiſmus erwählete. Es hat ſich niemals eine Ketzerey auf eine angenehmere Weiſe eingeſchlichen: und dieſes war eine von denen Urſachen, die, indem ſie ſehr ſchleunig ihr Wachsthum beförderte, auch ihren Untergang deſto eher beſchleunigte. Man fürchtete dieſe neuen Ketzer mehr, als daß man ſie verworfen hätte. Man fand zu viel Wahrheit bey ihnen, an einem häuchleriſchen Hofe; und hielt ſie zu liebenswerth bey einem Hofe, welcher es nicht mehr war.

Der

* von Maiſonfort den Rath gab, zu gehorchen. Philippeaux findet in ſeinen Briefen, in ſeinen Lehren, in ſeinen Handlungen, nichts als Zweydeutigkeit und Verſtellung. Er hält die Geſichtszüge des Herrn Fenelon für unglücklich, und will in ſeinen Augen einige Verwirrung entdecket haben: obgleich alle, die den Biſchof von Cambray geſehen haben, einſtimmig bekennen, daß er die angenehmſte Bildung gehabt, und heiter und leutſelig ausgeſehen habe.

Der Abt Fenelon ergab sich nicht sogleich. Er machete seine Einwürfe, und die Frau Guion beantwortete dieselben. Sie sagete zu ihm: „Sind „Sie nun zufrieden gestellet, mein Sohn? Ist die „Lehre vom Gebethe in ihr Gemüth eingedrungen? „Ja, erwiederte der Abt, und zwar zu allen „Thüren hinein.„ Eine solche Gewalt erhielt diese Frau über alle Gemüther; dergestalt, daß die erfahrensten Gottesgelehrten, als ein Nicole, ein Bossuet, ein Boileau, ein Gaillard, die allerseits wider sie eingenommen waren, und am allermeisten wider ihr kurzes Mittel (Moyen court), sie nur durften sehen und reden hören, sogleich kamen sie von ihrem Irrthume zurücke. So bald sie aber die Frau Guion verlassen hatten, so bald fanden sich die vorigen Meynungen wieder ein; bey denen sie doch nur beharreten, wenn sie diese Frau nicht mehr sahen. Ihre Schönheit hatte unstreitig einen großen Antheil an der Verführung, und an der Ehre, so ihr daraus entstund. Fenelon beschäfftigte sich einzig und allein, mystische Bücher zu lesen. Seine Einbildungskraft wurde mehr und mehr angefeuert. Die Frau Guion sah er nicht anders an, als eine Seele, die von der Liebe Gottes durch und durch entzündet war; die aufrichtig, ohne alle Häucheley und Falschheit handelte; deren Irrthümer so gar man verehren müßte, weil sie ihren Ursprung aus den erhabensten und heiligsten Grundsätzen genommen hatten. Er fand alle seine Gesinnungen in den ihrigen. Seine Aufrichtigkeit, seine Gottesfurcht, sein uneigennütziges Wesen, alles traf er

hier

hier beyſammen an. Die Frau Guion wurde verfolget; und Fenelon fand bey ſich alle Neigung, alle Empfindung und alles Mitleiden gegen die Unglücklichen. Dieſe Tugend iſt überflüßig und unnütz in der Welt; und bey Hofe pflegt dieſelbe das gröſte Unglück nach ſich zu ziehen.

Er war des Erzbiſchofes von Paris Freund nicht, und ſprach ſehr offenherzig und frey, von dem eitlen und weltgeſinnten Leben dieſes Prälaten; von ſeinen betrüglichen Liebkoſungen, und von ſeiner herrſchſüchtigen Leidenſchaft. Als man einmal fragete, was machet der Erzbiſchof von Paris? gab Fenelon zur Antwort: „Er ertheilet Diſpenſa„tionen; d. i. Nachſichten.

Fünftes Hauptstück.

Fernerer Fortgang der Frau Guion.

Das Wachsthum, das diese frommen Quietisten erreichten, beunruhigte verschiedene Geistlichen in dieser großen Stadt; wo alles, auch die Religion nicht ausgeschlossen, zur Mode wird. Hier redete man nichts, als die dunkle Sprache der Mystiker, die so bequem für solche Geister ist, die keinen richtigen Begriff von irgend einer Sache fassen können. Treville, ein berüchtigter Schwätzer, damals aber ein hochandächtiger Mystiker, verfertigte einen Auszug von den Lehrsätzen der Kirchenväter. Der Abt Duguet spürete eine geheime Neigung dazu bey sich *). Corbinelli, der aus einem Weltweisen ein Atheist, aus einem Atheisten ein Christ, aus einem Christen ein Quietist geworden war; hatte den Vorsitz bey der Frau le Maigre: allwo die mystisch klugen Geister sich allerseits versammleten, gottselige Romane zu verfertigen **).

Etliche Stiftsfrauen zu St. Cyr versicherten die Frau von Maintenon, daß sie in den Gesprächen der Frau Guion etwas fänden, daß sie zu Gott führete. Ohne die Sache zu untersuchen, was es wohl

*) Lettres de Mad. de Coulanges.
**) Lettres de Mad. de Sevigné

möſt ſeyn möchte; erlaubete die Frau von Maintenon ihren Ordensfrauen, ein Vertrauen auf ſie zu ſetzen: vielleicht wurde ſie ſelbſt von ihrer Frömmigkeit hintergangen, die ſie keinesweges von den himmliſchen Betrachtungen entfernte.

So oft als die Frau Guion nach St. Cyr gieng, hörete man ihr daſelbſt ſo aufmerkſam zu, als wenn ein Orakel geredet hätte: und ſie wurde jedesmal als eine Heilige zurück begleitet. Die Stiftsfrauen, die noch nicht fromm waren, erlangten dieſe Tugend: und diejenigen, ſo ſchon einen Anfang in der Frömmigkeit gemachet hatten, wurden immer vollkommener darinnen.

Es iſt nicht zu bewundern, daß die Frau Guion Anhänger unter ſo vielen zarten Gemüthern fand, bey welchen die Gottesfurcht leicht Eindruck machen konnte. Geringe Umſtände im Hausweſen, Hofränkereyen und Religionskleinigkeiten, alles dienet den Frauenperſonen den leeren Zeitraum voll zu machen. Die Frau von Maintenon überhäufete vier Jahre lang die Frau Guion mit ihrer Gütigkeit. Sie ließ ſie öfters an ihrer Tafel ſpeiſen, und bediente ſich ihrer, einigen jungen vornehmen Fräulein einen Geſchmack an der Frömmigkeit beyzubringen; deren Beyſpiel einen Eindruck auf den ganzen übrigen Hof machen konnte. Es wurden wöchentlich dreymal Zuſammenkünfte in dem Pallaſte von Chevreuſe und von Beauvilliers angeſtellet, und man hatte zu dem Ende beſondere kleine Zimmer darinnen angeordnet. Hier hielt man, nach einer mäßigen Mahlzeit, bey welcher kein Bedienter zugelaſſen

laſſen wurde, Unterredungen von geiſtlichen Dingen. Man überlegte verſchiedene Sachen, die allerſeits auf die Beförderung des Reiches Gottes abzielten. Der Abt Fenelon hatte den Vorſitz bey dieſen Geheimniſſen. Die Hofleute murreten über dieſe Zuſammenkünfte, davon ſie die Abſicht nicht ergründen und begreifen konnten. Der König aber war überzeuget, daß man allenthalben, wo die Frau von Maintenon zugegen war, nichts anders beſchließen konnte, als die Verderbniß aus der Welt auszurotten.

Jedermann wird ſich ohne Zweifel verwundern, daß die Frau von Maintenon, deren Beurtheilungskraft ſo richtig zu ſeyn ſchien, durch eine Frau verführet wurde, die Offenbarungen, Entzückungen und Wunderwerken ausgeſetzt war. „Die durch die „Wirkungen der innern Gnade, faſt keine Luft mehr „ſchöpfen konnte; die man aufſchnüren mußte, wenn „ſie im Gebethe durch den Ueberfluß der Gnade faſt „erſtickte, und dieſelbe denen mittheilte, die ſich in „der Stille bey ihr befanden.„

Allein die Frau von Maintenon hatte viel höhere Abſichten. Sie kehrete ſich nicht an das Aeußerliche; ſondern zog nur die Grundſätze in Erwägung, die in der That, ganz vortrefflich waren. Gott einzig und allein um ſein ſelbſt willen zu lieben, demſelben ſeine Vernunft, ſeinen Willen, ſein Glück aufzuopfern; mit dem Moſes einzuwilligen, aus dem Buche des Lebens ausgeſtrichen zu ſeyn, auf daß der Ewige dadurch geehret werde; der innerlichen Stimme, ſo mit uns redet, und uns zu ſich lo-

cket,

det, in der Stille zu folgen; in der Betrachtung des allervortrefflichſten Weſens ſich ganz zu verlieren; alles dieſes iſt fähig, eine wahrhaftig chriſtliche Seele zu verführen.

Die Frau Guion wurde von ihren empfindlichſten Widerſinnigkeiten, durch das Gefängniß in dem Kloſter zu St. Maria völlig geheilet. Der Abt von Fenelon hatte ihr noch die dunkeln Ausdrücke, die Dünſte und die Entzückungen gelaſſen. „Das „Ergießen der Gnade, die gleich einer Schleuſe ſich „im größten Ueberfluſſe in die Seele ergoß und ver„breitete„ Allein die Weiſſagungen hatte er unterdrückt. Indem er der Frau Guion ihren Verſtand mehr aufgeklaret, hatte er das außerordentliche abgeſchaffet; dadurch ſo viele Menſchen beunruhiget wurden, die Feinde von allen Neuerungen waren, und die Verurtheilung des unglücklichen Molinos noch im friſchen Andenken hatten. Kurz, die Gegenwart der Frau von Maintenon mäßigte das Feuer ihrer Einbildungskraft, und die Frau Guion wurde aus Ehrfurcht gegen ihre Beſchützerinn, ohne es gewahr zu werden, nach und nach in ihrem Eifer ganz kaltſinnig. Das, was am meiſten hierbey zu bewundern war, iſt dieſes: daß die Frau von Maintenon ſich dieſer Frau bey ihren Abſichten in der Reformation bediente; daß ſie darinnen einen glücklichen Fortgang erzielete, und daß ſie durch ihr Anſehen es dahin brachte, daß die Frau Guion nicht lächerlich wurde.

Sechſtes Hauptſtück.

Godet Des Marais.

Der Abt Gobelin war zu St. Cyr faſt unerträglich geworden, eines theils ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen; und andern theils wurde er der Frau von Maintenon, durch ſeine übermäßige Ehrfurcht, faſt unerträglich. Er wurde durch die Hoheit, zu welcher ſie gelanget war, und die ihn nicht hätte befremden ſollen, weil er ſie nach und nach hatte ſteigen geſehen, ganz verblendet. Er beläſtigte die Frau von Maintenon durch ſein gezwungenes Weſen ſo ſehr, und misfiel derſelben durch die übertriebene Ehrerbiethung, ſo er ihrer Würde ſchuldig zu ſeyn glaubete, dergeſtalt: daß man ihn weniger als ſonſt zu Rathe zog. Man ſetzete zwar noch eben daſſelbe Vertrauen auf ihn: allein die Neigung gegen ihn hatte ſich vermindert. Er war von der Größe, welche die Frau von Maintenon ſorgfältig zu verbergen ſuchete, ſo eingenommen, daß er einmal in ſeiner Einfalt ſagte: Wiſſet ihr wohl, daß ihre Gewalt ſo weit geht, daß ſie uns allerſeits könnte die Köpfe abſchlagen laſſen, wenn ihr die Luſt darzu ankäme?

Die Frau von Maintenon wandte ſich auf eine Zeitlang an den Pater Bourdaloue: welcher ihr aber ſeiner Predigten wegen, des Jahrs nicht

mehr

mehr als zwey Besuche zugestehen wollte. Die Jesuiten hätten gern gesehen, daß die Frau von Maintenon diese Entschuldigung nicht hätte statt finden lassen. Allein sie verehrte sowohl die Gewissenhaftigkeit, als die Gaben dieses großen Mannes, und unterstund sich nicht, ihn der Kirche zu entziehen: sie glaubete, daß seine Zeit besser angewendet würde, viel tausend Seelen zu bekehren, als nur über eine einzige zu wachen; und opferte dadurch ihre Neigung, und dasjenige, was ihr selbst am nöthigsten war, dem gemeinen Besten auf. Vieleicht besorgte sie auch, den Nacheifer des Paters de la Chaise zu erregen, wenn sie ihm einen Mitbruder entgegen setzte, der ihn so weit überraf.

Es waren ihr sehr viel Geistliche bekannt: allein sie war in ihrer Wahl sehr behutsam. Sie fürchtete in die Hände eines Jansenisten oder eines Ehrsüchtigen zu fallen. Der Frau von Maintenon war ein Mann nöthig, der sich mit ihr und mit St. Cyr ganz allein beschäfftigte. Sie zog darüber die Herren Tiberge und von Brisacier zu Rathe, die sich ihr Vertrauen durch tausend gute Werke erworben, und sich nicht bemühet hatten, durch Schmäucheleyen sich darinnen zu erhalten. Anstatt nun daß diese Herren der Frau von Maintenon ihre Entdeckung sich selbst hätte zu Nutze machen können, schlugen sie, den Herrn Des Marais und den Herrn von Fenelon vor. Alle beyde gefielen ihr. Fenelon, wegen seiner Sanftmuth, und Des Marais wegen seiner Strenge.

Da die Frau von Maintenon sah, daß diese beyden Geistlichen sehr genau mit einander vereiniget waren, beschloß sie, sich von beyden zugleich führen zu lassen, so lange, bis eine genauere Kenntniß ihrer innern Gemüthsart, sie endlich zu einem förmlichen Entschlusse bewegen würde. Sie setzte sie beyde unter die Zahl der Prediger zu St. Cyr, und erforschte sie sehr genau; allein in allen Sachen, die sie ihnen anvertraute, fand sie bey allen beyden, so viel Aufrichtigkeit, so viel Vernunft, und so viel Eifer, daß sie dadurch in ihrer Wahl noch unentschlossener wurde. Das Verlangen ihre Seele zu retten, es möchte kosten was es wolle; die Nothwendigkeit, zu dem Ende einen strengen, wachsamen und unerbittlichen Mann an ihrer Seite zu haben, der sie aller ihrer Pflichten erinnerte, in einem Lande, wo alles Anlaß gab, dieselben zu vergessen; dieses machete, daß sie den Abt Des Marais gerne erwählet hätte. Hingegen die gelinde und einnehmende Gottesfurcht, die ungezwungene Lebensart und der durchdringende Verstand des Abts von Fenelon, zogen sie auf dessen Seite. Gleichwohl, da die Frau von Maintenon noch an die Welt gebunden war, fürchtete sie, daß der erste nicht willfährig genug seyn möchte, ihr die Schwachheiten nachzusehen, die mit der Stelle so sie bekleidete, unzertrennlich verknüpfet waren; und daß der andre, der in seinen Lehrsätzen von allem Zwange abgieng, sich seines Verstandes bedienen, ihr den Weg zum Himmel zu leicht machen, und von allen Schwierigkeiten befreyen möchte, auch dadurch vielleicht die Herr-

schaft

schaft über sie erhalten könnte. Des Marais war in seinem äußerlichen Ansehen zu widerwärtig; und Fenelon zu angenehm. In dieser Unentschlossenheit behielt sie alle beyde, und hielt dem einen durch den andern die Wage.

Der Abt Des Marais hätte die Aufsicht zu St. Cyr sehr gern übernommen; allein, seine Meynung von diesem Kloster war viel erhabner, als von der Person, die es gestiftet hatte. Die Frau von Maintenon war ihm sehr verdächtig; er argwohnte, sie wäre des Königs Maitresse; oder sie wäre es doch wenigstens vormals gewesen. Als die Herren Tiberge und Brisacier ihm den Vorschlag thaten, die Stelle ihres Beichtvaters über sich zu nehmen, fehlete es nicht viel, daß er wie Joseph geantwortet hätte: wie? soll ich ein so groß Uebel thun? Man suchete ihm diese falsche Meynung zu benehmen, allein er gab nicht nach. Er fürchtete von der giftigen Luft zu Versailles angesteckt zu werden. Die Frau von Maintenon schien in seinen Augen eine Weltseele zu seyn, die nur den äußerlichen Schein der Andacht zu behaupten, einen Beichtvater haben wollte. Er weigerte sich, seine Zeit, mit der Unbeständigkeit, mit dem Eigensinne, und vieleicht mit der Falschheit und der Verstellung einer Frau zu verschwenden, die am Hofe lebete. Seine Vorgesetzten, die von der Sache besser unterrichtet waren, befahlen ihm, diesen Platz anzunehmen. Fenelon, der besser in der Welt bekannt war, wußte sowohl die Aufführung, als den Stand von der Frau von Maintenon.

Der

Der Abt Des Marais, kam bald von seinem Irrthume zurücke. Er fand in der Frau von Maintenon eine aufrichtige und lehrbegierige Frau, die von der Begierde Gott zu lieben, und von der Furcht, die Wohlfahrt ihrer Seele zu verlieren, ganz eingenommen war: und Des Marais gerieth in Verwunderung darüber. Er verrichtete sein Amt mit dem inbrünstigsten Eifer, dem alle Nachsicht unmöglich war; und Fenelon das seinige mit aller Vorsicht und Aemsigkeit, die ein witziger kluger Quietist bey dieser Gelegenheit anwenden konnte.

1691. den 7ten May.

Der Abt Gobelin starb hierauf; er ward aufrichtig bedauert, und seine Stelle ward durch den Abt Des Marais, und den Herrn von Fenelon ersetzet: die also beyderseits ein Gewissen zu regieren bekamen, nach welchem sich alle die andern richteten, und welches so zu sagen, das allgemeine Gewissen war.

Ein gewisser Orden, der gewohnt ist und Fähigkeit genug hat, überall zu herrschen, wurde über diesen Vorzug unwillig. Als die Frau von Maintenon den Pater Bourdaloue einmal ihrer Hochachtung versicherte, gab ihr derselbe zur Antwort: Gnädige Frau, haben Sie weniger Freundschaft gegen mich, und desto mehr gegen meinen Orden. Man füget hinzu, daß die Jesuiten zu Lion eine neue Auflage von Scarrons Werken herausgegeben hätten: worinnen man ein Sinngedicht zum Nachtheile seiner Wittwe und ihrer Tugend mit einfließen lassen. Es war ein unanständiger

ger Reim, der einen groben Scherz hervor gebracht hatte.

Beyde Gewissensräthe miefielen den Jansenisten: und die Jesuiten verlohren alle Hoffnung, Ihren Eifer dem Fenelon einzuflößen; der zwar in der That ihrer Meynung war, dessen Gemüthsbeschaffenheit aber viel zu bescheiden und gelinde war, diejenigen zu unterdrücken, die anders dachten als er. Dieses ist das Schicksal derer, die vieleicht genugsam überzeuget sind, gleichwohl aber nicht Eifer genug besitzen. Sie werden fast eben so viel von der Parey gehasset, der sie zugethan sind, als von derjenigen, welcher sie zuwider sind.

Das Bißthum von Chartres wurde durch den Tod des Herrn von Villeroi erlediget. Die Frau von Maintenon freute sich, eine Gelegenheit zu finden, diesen Kirchensprengel mit einem Manne zu versorgen, dem die Nähe dieses Ortes erlaubte, die Gewissensführung bey ihr fortzusetzen. Dieser Nutzen, der mit dem Vortheile von St. Cyr genau verknüpfet war, indem dieß Haus nicht besser verwaltet werden konnte, als durch einen Mann, der es so genau kannte, machete: daß sie das Gesetz, welches Sie sich selbst aufgelegt hatte, überwat, nämlich kein Bißthum vom König zu bitten; und sie schlug den Abt Des Marais zum Bischofe von Chartres vor.

Derjenige, welcher ihm die Nachricht von seiner Wahl hinterbrachte, fand ihn kniend zu den Füßen eines Crucifixes liegen, in einem kleinen Zimmer, worinnen statt alles Hausgeräthes, nichts als ein Stuhl und ein Tisch, und an statt der Tapete, nichts

als eine Landkarte vom gelobten Lande befindlich war. Der Abt zerfloß in Thränen und weigerte sich eine so schwere Bürde zu übernehmen. Endlich ergab er sich, auf das inständige Anhalten der Frau von Maintenon, und auf den Befehl seiner Obern. Seine Aufführung in dieser Würde, war ein deutlicher Beweis, wie aufrichtig seine Thränen und seine Weigerung gewesen waren; und daß er mit Recht dasjenige, als ein gutes Werk verlangen konnte, was seine Bescheidenheit ihm als eine Würde auszuschlagen bewogen hatte.

Er arbeitete ohne Unterlaß zu St. Cyr, sowohl wider die Frau Guion als wider seinen Freund den Abt von Fenelon; wider die öffentlichen Jansenisten, und wider die niederträchtigen Betrüger, so die gewöhnliche Formel unterschrieben, und darüber spotteten; als auch wider diejenigen, so die Lehre des Jansenius abschworen, und sie doch im Quenel beschützten. Der König both ihm nach der Zeit den Cardinalshut und die Stelle als Kirchenstaatsrath an; allein, Des Marais schlug alles ab. Er war keinesweges weder zu den Falschheiten fähig, die in den Versammlungen der Cardinäle (im Conclave) vorzugehen pflegen; noch zu der Pracht des Purpurs geneigt. Er sagete zur Frau von Maintenon: Ein Cardinal und ein Bischof sind sehr weit von einander unterschieden.

Sie

Siebentes Hauptſtück.

Das erſte Lärmen ſo über den Quietiſmus entſtund.

Die geheimen Zuſammenkünſte wurden mit ſtärkerm Eifer fortgeſetzet. Fenelon ſtellte ordentliche Unterredungen an, wenn er bey der Frau von Maintenon geſpeiſet hatte. Es ſey nun daß die Eiferſucht, oder der Haß, oder der Fortgang des Quietiſmus, den man doch noch nicht gelehret hatte, die Gemüther beunruhigte; kurz, die Geiſtlichen fiengen an Argwohn über die Zuſammenkünſte zu ſchöpfen, von welchen ſie ausgeſchloſſen wurden. Zuweilen predigte die Frau Guion darinnen. Sie verlangte von ihren Zuhörern, daß ſie ihr von den geheimſten Gedanken Rechenſchaft ablegen ſollten. Als die Herzoginn von Guiche, bey einer der beweglichſten Stellen, über laut zu lachen anfieng, verlangte die Frau Guion von ihr, die Urſache ihrer Zerſtreuung öffentlich zu bekennen. Nach einer kurzen Weigerung ſagete die Herzoginn: Ey nun, ich dachte ſie wären eine Thörinn, und wir allerſeits wärens ebenfalls auch.

Der Erzbiſchof von Paris, der den Fenelon ſtürzen wollte, ließ in der Sorbonne eine Gewiſſensfrage zu entſcheiden vorlegen. Man fragete nämlich: ob ein Fürſt bey ſeinen Kindern einen

nen Lehrmeister leiden könnte, den man im Verdachte hätte, daß er ein Quietist wäre? Herr Bossuet verhinderte die Erörterung dieser Aufgabe. Fenelon war sein Freund, nachdem er zuvor sein Schmäuchler gewesen war. * Bey der Tafel, im Spazierengehen, in der Gesellschaft, streute er dem hochmüthigen Prälaten, den verdrüßlichsten Weihrauch. Der Bischof erröthete öfters darüber, und der Abt lobete seine Bescheidenheit. Welch ein boshafter Mensch! sagete la Brüyere ganz heimlich darzu *.

Man nöthigte endlich den Herrn Des Marais, er möchte der Frau von Maintenon vorstellen: daß die Frau Guion die ganze Einrichtung zu St. Cyr in Unordnung brächte; daß sie eine besondere Lehrart daselbst einführte; und daß ihre Untergebenen dem Ausspruche einer Frau genauere Folge leisteten, als den Befehlen eines Bischofes.

Eines theils waren diese Anklagen gegründet. Die Schriften der Frau Guion wurden mit größter Begierde zu St. Cyr gelesen; und die Frau von Perou, die damalige Lehrmeisterinn der Nonnen, so im Probejahre stunden, war beynahe die einzige, die nicht in das neue geistliche Wesen verfiel. Ihre Untergebenen gehorchten nicht mehr, sie bekamen Entzückungen. Die Lust und die Neigung zum Gebethe wurde so lebhaft und so beschwerlich, daß die nothwendigsten Pflichten darüber verabsäumet wurden. Die eine lehnte sich nachläßig auf ihren

* S. Relation du Quietisme durch den Abt Philippeaux.

ihren Kehrbeſem, an ſtatt daß ſie die Zimmer ausfegen ſollte. Eine andre, die dem Unterrichte der Koſtfräulein obliegen ſollte, überließ ſich ganz und gar den geiſtlichen Eingebungen. Die Unterlehrmeiſterinn führte heimlich die erleuchteten in ein verborgen Gemach, wo man ſich mit der Frau Guion ihrer Lehre nährte. Unter dem Vorwande zur Vollkommenheit zu gelangen, verachtete man die allgemeine Regel, ſo dahin leitet *).

Bey dem Anblicke dieſer Gefahr eilte der Biſchof von Chartres ſchleunig herbey. Er redete mit jeder Kloſterfrau beſonders, und überzeugte ſie allerſeits. Die Frau von Maiſon-fort aber widerſetzete ſich ihm, tadelte etliche neue Verordnungen und ſpottete der Beichtväter. Der Biſchof von Chartres verlangete, daß man ihm alle Bücher der Frau Guion, ſie möchten gedruckt oder geſchrieben ſeyn, einhändigen ſollte. Die Frau von Maintenon, welche unfehlbar dieſen thätigen Gehorſam mit ihm verabredet hatte, zog ohne Anſtand das *Moyen court* aus ihrem Schubſacke, und alle übrigen Stiftsfrauen folgeten ihr, wiewohl mit Widerwillen nach.

Fenelon, welcher Beichtvater von der Frau de la Maiſon-fort war, fürchtete, daß der Unwillen des Vorſtehers und der Stifterinn, wider ſeine Beichttochter, endlich auf ihn fallen möchte; und überredete alſo dieſelbe, ſich ihrem Biſchofe zu unterwerfen. Er brachte ſie zum Entſchluſſe ein feyerliches

*) S. Memoires, de Madame du Perou.

ches Gelübd abzulegen, vor welchem sie bisher so viel Abscheu bezeiget hatte. Man bath die Frau Guion, daß sie nicht mehr nach St. Cyr kommen möchte: und die Frau von Maintenon versuhr in dieser Sache sehr geheim, aus Beysorge, den König über diese neue Einrichtung zu beunruhigen. Alles schien dem Ansehen nach ruhig zu seyn.

Waren aber die Beichtväter der Gesellschaft zu St. Cyr, über den Zuspruch der Frau Guion unwillig; so wurden die Stiftsfrauen über ihrer Abwesenheit noch unzufriedener. Man mußte ihnen einen Briefwechsel mit ihr erlaubeg. Der Frau Guion ihre waren sehr erbaulich, und sie giengen alle durch die Hände der Frau von Maintenon, deren Aufmerksamkeit auch die geringsten Kleinigkeiten nicht entgiengen. Eine Abschrift, welche den Untersuchungen des Bischofes entwichet war, vermehrte die Exemplare ihres *Moyen court* und ihrer Torrens. Des Nachts wurden diese Bücher gelesen, und am Tage brachte man ihren Inhalt zur Ausübung. Die Frau Guion regierte zu St. Cyr, als wenn sie Vorsteherinn daselbst gewesen wäre.

Indessen nahm die Wuth ihrer Feinde täglich überhand. Zum Unglücke fieng dieser Streit auch in den Schulen an, heftig zu werden. Nicole und der Pater Lami, die zuvor sehr genau verbunden waren, fiengen an, ohne alle Behutsamkeit, wider einander zu schreiben; gleich als wenn ein Streit über die Liebe, eine Geißel der Freundschaft wäre. So wie ihnen hernach Bossuet und Fene-

lon

lon folgeten, welche aufhörten Freunde zu seyn, so bald sie gewahr wurden, daß sie Gott auf unterschiedene Weise liebeten.

1684.

Die Frau von Maintenon zog den Bischof von Chalons, die Herren Tiberge und Brisacier, den Herrn Jolly, den Pater Bourdaloue, und den Abt Tronson, jeden ins besondere zu Rathe: welche allerseits übereinstimmeten, das *Moyen court* schriftlich zu verwerfen. Indem sie nun der Stimme ihrer Hirten willig folgete, und ungewiß war, was die ausgestreueten Lästerungen, wider die Frau Guion, für Folgen nach sich ziehen könnten; so suchete sie dieselben dahin zu bewegen, dem drohenden Ungewitter durch ein einsames Leben zu entgehen. Die Frau Guion begab sich in die Stille, ohne die Welt zu bereuen, die nicht für sie gemachet war, als eine Einsamkeit, die allen Menschen, ausgenommen dem Herrn *) Fouquet, Grafen von Vaux, ihrem Eidam; dem Herzoge von Cheuvreuse, ihrem Freunde, und dem Abte Fenelon, ihrem Sohne in Christo, unbekannt war. Hier glaubete sie, vor allen Ungerechtigkeiten der Menschen sicher zu seyn: allein die Gottesgelehrten hatten sich in ihre Sache gemenget!

*) Ein Sohn des letzten Oberaufsehers der königlichen Schatzkammer, und Vater des Marschalls Herzogs von Belle-Isle.

Sie beschuldigten dieselbe, daß sie das Gift des Quietismus auch von weitem verbreitete. Die Beichtväter redeten von nichts, als von den Lastern, welche zu Folge ihrer Lehrsätze wären ausgeübet worden. Man fieng Briefe auf, worinnen ihr die Kopfhänger schrieben: „Daß sie aller Wuth und „Grausamkeit ausgesetzet wären, seit sie den ehr„würdigen Pater Alleaume verlohren hätten.„ Diese Unterredungen, welche die Leidenschaften vergrößerten, wurden der Frau Guion beygemessen. Ob sie gleich von einigen Mönchen herrühreten, die, um ihre Beichtkinder zu verführen, denen Ausdrücken der mystisch Geistlichen, einen bloß natürlichen Verstand beylegeten; wodurch sie sucheten, aus dem Menschen ein Wesen zu machen, das dem Menschen selbst fremd und unbekannt wäre. „Wenn „nur der vornehmste Theil desselben Gott gewidmet „wird, sageten sie: so kann die Seele durch die „Uneinigkeiten des geringern Theils nicht beflecket „werden.„ Man sagete öffentlich: die Frau Guion müßte eingesperret werden, weil sie alle Menschen verführete. Ihre Antwort war diese: „Du „weist es, mein Gott! daß diejenigen, die ich soll „verführet haben, voll von deiner Liebe sind! Sie „fügete noch hinzu: Als die Weiber, so ich zu Gott „geführet habe, noch die Eitelkeit liebeten, Pflä„sterchen auflegeten, und sich schminkten, durch ihre „Pracht und ihr Spiel den Untergang ganzer Ge„schlechter beförderten, da schwieg man stille. Itzo, „da sie alles dieses unterlassen, so schreyt man wider „mich, daß ich sie ins Verderben gestürzet hätte.

„Was

„Was könnte man mehr sagen als dieses, wenn ich „sie von der Gottesfurcht abgewendet, und zu den „Lastern verführet hätte?„

Die Jansenisten hatten sich bemühet, die Frau Guion auf ihre Seite zu bringen. Sie hätten gern jedermann überredet, daß sie darum verfolget würden, weil sie Gott zu sehr liebeten. Sie würden alle mystische Köpfe, alle schwache Gemüther, alle empfindliche Herzen, auf ihre Seite bekommen haben: und wahrscheinlicher Weise würde sie die heilige Theresia noch besser, als der Jansenius vertheidiget haben, den sie gleichwohl zu verlassen, das Ansehen haben wollten. Aber die Frau Guion wollte niemanden als ihren eigenen Neigungen folgen, und unterwarf solche so gar dem Urtheile der Kirche.

Die Frau von Maintenon verließ sie noch nicht. Nicht darum, daß die Meynung Fenelons in ihrem Gemüthe, die Meynungen so vieler geschickter Gottesgelehrten hätte überwiegen sollen, die sie alle verurtheilet hatten; sondern weil sie einen grossen Unterschied zwischen der Ketzerey machete, so die Kirchenstrafe verdiente, und zwischen der Person der Ketzerinn, die ihr alles Mitleidens würdig zu seyn schien. Um nun dem ausgebreiteten Rufe, daß die Frau von Maintenon sich zum Haupte einer Secte aufwerfen wollte, die man bey Hofe Rigoristen nannte, Einhalt zu thun: so untersagete sie der Frau Guion sehr ernstlich, allen Umgang mit St. Cyr zu vermeiden; und bath den Bischof, welcher Vorsteher von diesem Hause war, alle Schriften dieser

Frau daselbst zu unterdrücken. Der Bischof von Chartres glaubete: daß Fenelons seine, eben so gefährlich wären. Die Frau von Maisonfort wollte dieselben nicht aus den Händen lassen. Die Frau von Maintenon erhielt von ihr durch Zureden mehr, als der Bischof mit Gewalt ausrichten konnte. Eine von den Klosterfrauen überreichete dem Prälaten eine ungebundene Handschrift, und bath ihn, er möchte diejenigen Blätter nicht lesen, die sie zusammen genähet hätte. Der Bischof las sie dennoch, und fand Sachen darinnen, worüber der Frau von Maitenon die Haut schauerte *).

An statt aber, daß sie der Frau Guion den Schutz vom Bezuvilliers, vom Colbert und vom Chevreuses hätte entziehen sollen, so vereinigte sie sich mit demselben; um sie vor der Ungerechtigkeit sicher zu stellen, daran man bey einem Fürsten wider sie arbeitete, welcher wegen überhäufter Geschäffte leicht überrascht werden konnte.

Es wurde zu dem Ende eine Vertheidigungsschrift aufgesetzet, welche die Frau von Maintenon zu unterstützen versprach. Allein die Frau Guion wollte sich in keine Rechtfertigung einlassen. Sie bedankete sich vor Beschützern, bath dieselben, die Bittschrift zurück zu nehmen, die bereits übergeben war, und warf sich in die Arme der Liebe. Man erwählete deshalben das Stillschweigen: ein Entschluß, der bey Hofe so nöthig ist.

Man

*) S. Les Memoires de l'evêque d'Agen.

Man bewunderte ſie, beklagete ſie, und ließ ſie unterdrücken.

Des Marais, der zu aller Zeit ein unverſöhnlicher Feind der Janſeniſten war, verfolgete dieſelben mit aller Strenge in ſeinem Kirchengebiethe, woſelbſt er auch, dieſe verworfene Lehre, bis auf die Wurzel ausrottete. Die Janſeniſten bemüheten ſich, ihn mit andern Sachen zu beſchäfftigen; ſie glaubeten, wenn ſein Eifer einmal über andere Dinge erreget würde, ſo würden ſie Gelegenheit bekommen, ſich ein wenig zu erholen. Sie beunruhigten ihn alſo mit dieſer neuen Ketzerey, und dieſes gerieth ihnen ſo wohl, daß der Biſchof an nichts anders dachte, als wider die Frau Guion zu ſtreiten; ſie in üblen Ruf zu bringen, und ſie zu unterdrücken. Dieſe Ableitung war den Janſeniſten ſehr vortheilhaft; weil es zum Nachtheile der Jeſuiten gereichte.

Des Marais erneuerte ſeine Klagen bey der Frau von Maintenon, und Fenelon bemühete ſich, ſie zu beruhigen. Dieſe getheilte Meynung zweyer Männer, die ſie beyderſeits gleich hoch ſchätzte, ſetzete ſie in großen Kummer. Der Biſchof, welcher ſie durch ſeine Standhaftigkeit zu bewegen ſuchete, und der Abt, der ſie durch ſeine Gelindigkeit feſſelte, macheten ſie beyde unſchlüßig und zweifelhaft. Der eifrigſte unter ihnen, erreichte endlich ſeinen Zweck: und als der Erzbiſchof von Paris, mit ſeinen Verfolgungen fortzufahren drohete; ſo bediente ſich Des Marais dieſes Umſtandes, Gewiſſensſcrupel bey der Frau von Maintenon zu

erregen, die nur wünschete, im Frieden zu leben; und den Abscheu kannte, den Ludwig vor allen Neuerungen hatte.

Der König hatte von dieser Sache noch nicht reden gehöret: ob sie gleich unter seinen Augen und im Schooße des Hofes ihren Ursprung genommen hatte. Sie verursachete Uneinigkeiten in der Hauptstadt; alle Kanzeln erschalleten davon, und sie zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa nach sich. Ludwig hatte nur von ungefähr gehöret: daß die Frau Guion ein seltsamer Kopf wäre. So leicht ist es denen, die sich den Königen nähern, den allgemeinen Ruf zu unterdrücken!

Achtes Hauptſtück.

Die Commiſſarien, die der Frau Guion geſetzt wurden.

Die Frau von Maintenon fuhr noch immer fort, der Frau Guion Dienſte zu erweiſen; weil ihre Sitten, ihre Briefe und ihre Geſpräche, ſie über die Grundſätze ihrer Lehre zufrieden ſtellten; oder ſie zum wenigſten dahin brachten, daß ſie ihr Urtheil darüber ausſetzete. Die Frau Guion bildete ſich gleichwohl ein, daß die Frau von Maintenon ſie noch mehr beläſtigen wollte; und zwar deswegen, weil ſie dieſelbe einige Jahre vorher von der Unterdrückung befreyet hatte. Dieſes Urtheil wird einem jeden ſehr befremden; dennoch war es der Frau Guion ihres *). Sie verlangete Commiſſarien, die ihre Lehre und ihre Sitten unterſuchen und davon urtheilen möchten. Sie erhielt auch welche; die aber nur ihre Lehre prüfen und beurtheilen ſollten. Die Frau von Maintenon glaubete, wenn die Grundſätze einmal entſchieden wären, ſo würden alle Verläumdungen von ſich ſelbſt aufhören.

1694. im Aug.

Die Unterſuchung wurde niedergeſetzet, und beſtund aus dem Biſchofe von Meaux, dem Biſchofe von Chalons, und dem Abte Tranſon, Vor-

*) S. La vie de Madame Guion.

steher zu St. Sülpice. Die Frau Guion war unerträglich: daß man ihr drey weltliche Personen abgeschlagen hatte, die sie diesen drey Geistlichen gerne zugesellet hätte. Ihre Feinde waren der Bischof von Chartres, der seines Eifers wegen nicht wenig darüber erschrack. Hebert, Pfarrer zu Versailles *), der im Anfange ihre Bücher gebilliget hatte, nachher aber beleidiget war, daß die Gräfinn von Guiche und die Herzoginn von Mortemar, einen andern Beichtvater erwählet hatten. Der Abt Boileau, den die Klosterschwester Rose auf ihre Seite gezogen hatte; ein Mägdchen, die das abgeschmackte Wesen einer Kopfhängerinn, mit den abentheuerlichsten Ausschweifungen vereinigte, Fleschier, der seinen Ruhm zu vermehren, nur immer streiten wollte, und der es mit dem größten Haufen hielt, um ein besser Bisthum zu erlangen. Bossuet, der seit langer Zeit die reine Liebe für ein Hirngespinst, und den Fenelon für seinen Nebenbuhler hielt. Der Abt Rance, der alle Wissenschaften verwarf, und sich in alle Streitigkeiten mengete; der die Quietisten lästerte, und gleichwohl ein Gesetz errichtet hatte, wodurch ihre Anzahl vermehret werden konnte. Alle Geistlichen in Paris, die entweder die Hoffnung oder die Erkenntlichkeit mit dem Erzbischofe verband; diese alle waren ihre Feinde. „Wie? ist es möglich, rief die Frau „Guion aus, daß ich wider alle diese Gegner Recht „behal-

*) S. Les Memoires de Mad. Guion, Hebert saget in den seinigen nichts davon.

„behalte?„ Es blieb ihr noch der Bischof von Chalons übrig, der ein leutseliger und verträglicher Mann war, und der Abt Tranſon, der alle Tugenden, bis auf die Standhaftigkeit besaß.

Boſſuet reiſete nach Meaux, und sah daselbst der Frau Guion Schriften durch. Er stieß sich darinnen, an der stolzen Mittheilung der Gnade; die Eigenliebe, von welcher alle Seiten angefüllet waren, machete ihn unwillig; und ein Traum, in welchem die Frau Guion durch den Heiland in eine Kammer war geführet worden, worinnen sich zwey Betten befunden hatten, erbitterte ihn ganz und gar. „Die Frau Guion hatte gefraget: zu was die„se zwey Betten dienen sollten? Der Heiland hatte „zur Antwort gegeben: Hier ist eines für meine Mut„ter, das andere soll für dich, meine liebe Braut!„

Die Unterhandlungen zu Iſſy nahmen hierauf ihren Anfang. Der Erzbischof von Paris beklagete sich öffentlich, daß ein Eingriff in seine Rechte geschähe; indem man ihm eine Ketzerey verhölte, die sich in seinem Kirchengebiethe angesponnen hätte. Er eilete, seine Rache auszuüben; und verwarf ungesäumt diejenigen Bücher, mit deren Untersuchung man erst beschäfftiget war. Diese Ausübung seiner Gewalt wurde sehr übel aufgenommen. Man sagete: „Kömmt es ihm wohl zu, mystische Lehrsätze zu be„urtheilen? Hat er wohl jemals ein geistlich Buch „gelesen? Hat er wohl so viel gebethet, daß er die „Wirkungen des Gebeths erfahren hätte? Was für „einen Geschmack kann wohl ein Epikurer an der „Frömmigkeit finden? Man kann unmöglich die

„Frau

„Frau Guion und die Frau von Lesdiguieres „zugleich lieben *)„.

Harlai bath um ein Gehör bey dem Könige, und ſtellete ihm vor: daß die Biſchöfe von Meaux und Chalons geheime Unterhandlungen zu Iſſy pflögen. Ich weis es, antwortete der König. Der Erzbiſchof erwiederte: unter dieſen Zuſammenkünften, kann eine Verrätherey verborgen ſeyn. Ich kenne dieſe Prälaten, ſagete der König. Sie unterſuchen die Sache der Frau Guion, antwortete der Erzbiſchof: und weil dieſe in mein Kirchengebieth gehöret, ſo kömmt es mir zu, ihr Urtheil zu fällen, und ich habe es bereits gethan. Der König fuhr hierauf fort: was dieſe Biſchöfe beſtimmen werden, wird noch beſſer ſeyn. Boſſuet erfuhr dieſe Unterredung durch die Frau von Maintenon. Um nun ſeinem Erzbiſchofe allen Argwohn zu benehmen, wünſchte ihm Boſſuet Glück über ſein geſprochenes Urtheil, und verſprach ihm, daß in dem Ausſpruche zu Iſſy dieſelben Irrthümer nach eben denſelben Grundſätzen würden verworfen werden. Die Herren Geiſtlichen pflegen gern in ihre heiligen Handlungen viel weltliche Dinge mit einzumiſchen.

Neun-

*) Paula von Gondy wurde den 12 März 1675 mit Franz Emanuel von Crequi, Herzog von Lesdiguieres vermählet.

Neuntes Hauptſtück.

Die Unterhandlungen zu Iſſy.

Boſſüet machete ſich zum Meiſter bey dieſen Unterhandlungen; ſetzte ſich einen feſten Entſchluß vor, beharrete darauf, bemächtigte ſich aller Schriften, und deren Inhalts. Er ſchloß den Herzog von Chevreuſe aus der Verſammlung, unter dem Vorwande, daß man eine geiſtliche Sache zu entſcheiden hätte; und verfuhr mit der Frau Guion nicht mit der Gelindigkeit eines Biſchofes, ſondern mit aller Strenge eines Tyrannen *).

Er hatte der Frau von Maintenon nicht verſprochen, die Frau Guion förmlich zu verurtheilen, welches dieſe letzte ſich gleichwohl einbildete. Allein er hatte dieſes Verſprechen dem Erzbiſchofe von Paris gethan, und es bey ſich ſelbſt beſchloſſen. Er wollte ſolche dem Abte Fenelon vorbehalten, der ſeiner Seits alles beytrug, das Urtheil ſchwerer zu machen; indem er ſeiner Freundinn myſtiſche Ausflüge verſchaffete, die alles verantworteten.

Boſſüet wurde einen teufeliſchen Hochmuth gewahr; wo Fenelon lauter chriſtliche Demuth fand. Dem erſten war alles verdächtig: der andere wußte allen Sachen einen günſtigen Anſtrich zu geben. Boſſüet hatte gewonnen Spiel, wider den Fenelon und ſeine Freundinn: weil er ſanftmüthig gegen

*) Relation du Quietiſme durch den Philippeaux.

gegen die Stolzen, und ſtolz gegen die Sanftmüthigen war. Die Frau Guion konnte ſich gegen einen Mann nicht verantworten, der öffentlich ſo grauſam gegen ſeine Mitgenoſſen verfuhr; mit äußerſter Heftigkeit redete; ſie beſtändig unterbrach, und nicht leiden konnte, daß man ihm in die Rede fiel, ſie niederſchlug, ihr kein Gehör gab; der eidlich betheuerte, daß er ſie verſtanden hätte, und ſie unaufhörlich unterdrückete.

Boſſüet hinterbrachte der Frau von Maintenon, daß die Frau Guion von ihren Irthümern abſtünde. Durch ungeſtümes Anhalten, hatte er es ſo weit gebracht, daß ſie ihm verſprach, einige Monathe in dem Nonnenkloſter St. Maria von Meaux zuzubringen. Der Prälat war mit dieſem Siege noch nicht zufrieden, ſondern er dachte auch noch den biſchöflichen Stuhl von Paris, und den Cardinalshut dafür zu erhalten. Beydes ſchlug ihm fehl, ob er gleich des einen ſo würdig, als des andern war.

In währenden Unterhandlungen ſchrieb Fenelon dem Boſſüet Briefe in geheimnißvollen, und in den demüthigſten Ausdrücken. Man hätte geglaubet, daß ſein Herz zwiſchen der uneigennützigen Liebe, und einem blinden Glauben, wäre getheilet geweſen. Fenelon betheuerte, daß er ihn als den Mann anſähe, dem das Geheimniß des ungeſchriebenen Geſetzes anvertrauet wäre; und daß ſein Gewiſſen, in Boſſüets ſeinem ruhete. Mit einem Worte: das Verſprechen des Gehorſams und der Gelehrigkeit giengen beym Fenelon ſo weit, daß

man

man auch dem allerunwissendsten Christen dergleichen nicht würde vergeben haben. Denn Bossüet allein, war ja nicht eine ganze Versammlung der Bischöfe.

In der Untersuchung zu Issy, war so wenig Ketzerey entdecket worden, daß man keinen förmlichen Befehl dawider ausfertigen konnte. Zu dem Ende erschlich man eine Unterschrift von der Frau Guion; allein diese war noch nicht hinlänglich. Man bemühte sich aber vergebens, sie zu gewinnen, folgenden Satz zu unterschreiben, sie glaube durch eine weit hergeholte und nicht wahrgenommene Folgerung: nicht an das Wort, das Fleisch worden ist.

Die Nonnen zu Meaux, welche Zeugen und Werkzeuge dieser Gewaltthätigkeit seyn sollten, verabscheuten die Bosheit ihres Bischofes; und bewunderten die Standhaftigkeit ihrer Gefangenen *. Bossüet schrie umsonst wider ihre Hartnäckigkeit. Die Frau Guion antwortete ihm: Ist das eine Ketzerinn, die sie allezeit zu den heiligsten Sacramenten zugelassen haben? Er schmählete auf ihren Vertheidiger: Fenelon gab zur Antwort; wenn ich bin hintergangen worden, so bin ich zuerst betrogen worden. Unterdessen nahm das Ansehen Fenelons bey der Frau von Maintenon täglich ab, ohne daß er es gewahr wurde. Die Frau Guion errieth es in ihrer Einsamkeit, sie

* S. Vie de Madame Guion: von ihr selbst geschrieben. Ich behaupte diesen Umstand nicht: ich führe den Schriftsteller davon an, und dieser ist verdächtig.

sie gab ihm Nachricht davon, und fand kleinen Glauben bey ihm. Die Frau von Maintenon bath für ihn um die Abtey von St. Valery; entweder als eine Vergeltung für die Auferziehung des Herzogs von Bourgund; oder ihm eine Sicherheit in dem Unfalle zu verschaffen, der ihm nachher begegnete, und den sie bereits voraus sah.

Dieses zu verhindern, unterschrieb Fenelon die vier und dreyßig Artikel zu Issy; aber einzig und allein aus Gefälligkeit, und nicht aus Ueberzeugung. Der Abt Beaufort sagete hierbey: bald wird er ein Freund der Jesuiten werden!

Die Verdammung der Frau Guion ihrer Schriften, war nicht die einzige Ursache des Widerwillens, den die Frau von Maintenon gegen den Abt Fenelon zu haben schien. Er misfiel dem Könige; welcher zum Unglücke ungerechten Antipathien unterworfen war: und seit langer Zeit, war sie ihrer Neigungen und Gesinnungen nicht mehr mächtig. Als Fenelon sich einmal in der Frau von Maintenon Zimmer befand, eben zu der Stunde, da Ludwig dahin zu kommen pflegte, bath er dieselbe, daß sie ihn dem Könige vorstellen möchte. Die Frau von Maintenon behielt ihn also bey sich. Fenelon redete gut, ob er gleich viel sprach. Allein, in Ludwigs Gegenwart sich hervor zu thun, das war der Weg nicht, ihm zu gefallen. Dieser Herr liebete den Verstand, allein er konnte die Pralerey nicht leiden, welche diejenigen demüthiget, so Mangel am Verstande haben, und diejenigen ungeduldig machet, so selbst Einsicht besitzen. Von

den

den prächtigen Ausdrücken des Herrn Fenelons ganz ermüdet, ſagete der König zur Frau von Maintenon, als er fortgegangen war: Ihr Freund iſt ein guter Redner; aber das geſtehe ich, der Meinige wird er niemals werden.

Eine zweyte Unterredung machete ihn vollends unglücklich. Fenelon, der von guten Geſinnungen für das gemeine Beſte ganz eingenommen war, gab dem Könige die ſtrengſten Grundregeln der Regierungsart zu verſtehen, die er dem Herzoge von Burgund einflößete. Ludwig, dem von Jugend auf, dergleichen richtige und neue Grundſätze nicht waren beygebracht worden; hielt dieſelben für ein bloßes Hirngeſpinſt; und ſagete zu einigen Hofleuten: er hätte ſich eben mit dem klügſten und eingebildeteſten Manne in ſeinem Königreiche unterredet. So bald der Herzog von Burgund dieſe Rede erfuhr, erzählete er dieſelbe ſeinem Lehrmeiſter, der ſich von nun an feſt vorſetzte, in Gegenwart des Königs keinen Witz mehr zu zeigen.

Die Frau von Maintenon ward endlich nach und nach, von der feurigen und ſinnreichen Einbildung ihres Gewiſſensraths, immer weniger verblendet. Vieleicht ſprach ſie ihn zu oft, um ihn nicht überdrüßig zu werden. Sie ſetzete ihr ganzes Vertrauen auf den Biſchof von Chartres, welcher ſie mit mehrerer Standhaftigkeit und weniger Höflichkeit, als Gobelin; und mit mehrerm Verſtande und weniger Gelindigkeit als Fenelon, zu Gott führete.

Zehentes Hauptstück.

Fenelon wird Erzbischof von Cambrai.

Als die Freunde des Herrn von Fenelon, ihn in äußerster Gefahr sahen, fasseten sie den Entschluß, das Erzbißthum Cambray, das durch den Tod des Herrn von Brias erledigt war, ihm zu verschaffen. Der Herzog von Beauvilliers, brachte den Abt Fenelon bey dem Könige zuerst in Vorschlag, und die Frau von Maintenon unterstützete denselben, auf Anrathen des Bischoffes Des Marais; welcher zu aller Eifersucht unfähig, und von den Verdiensten seines alten Freundes eingenommen war.

Gleichwohl hatte man den Abt Fenelon im Verdachte, daß er in geheim nach dem erzbischöflichen Stuhle zu Paris strebte. Er stellte der Frau von Maintenon vor: daß dieses Kirchengebiethe eines Mannes benöthiget wäre, der die Ordnung der Kirchengesetze und die Zucht wieder herstellete. Er schloß auf eine geschickte Art den Herrn Bossuet davon aus, indem er zu verstehen gab: daß es entweder zum Nachtheile der Kirche gereichte, wenn er als Erzbischof von Paris seine Gelehrsamkeit bey Seite setzen, oder zum Schaden seines Sprengels, wenn er seinen Fleiß fortsetzen wollte. Er schloß auch den

Kar-

Kardinal Janſon von dieſer Würde aus; indem er die Dienſte erhob, ſo dieſer Prälat zu Rom leiſtete. Ein gleiches that er mit dem Biſchoffe von Noailles; von welchem er behauptete: daß er die Ordensregeln zu genau beobachtete, und die Ruhe viel zu ſehr liebete, als daß er einwilligen ſollte, nach Paris verſetzet zu werden; da er es ausgeſchlagen hätte an die Stelle des Biſchofs von Cahors zu kommen, der ſeinen Namen nicht einmal richtig ſchreiben konnte *.

Der König kündigte dem Fenelon die Ernennung als Erzbiſchof von Cambray ſelbſt an. Fenelon gab zur Antwort: Er könne eine ſolche Gnadenbezeigung, die ihn von dem Herzoge von Burgund entfernte, nicht als eine Vergeltung anſehen. Der König erwiederte: es iſt meine Meynung nicht, ſie zu nöthigen, immer in ihrem Bißthume zu bleiben: ich weis mehr als zu wohl, wie nützlich ſie meinen Enkeln ſind. Fenelon antwortete: „die Erziehung „der Prinzen und das Erzbißthum Cambrai, ſind „zwo Bedienungen, die ganz und gar nicht miteinander „beſtehen können.“ Die Verſammlung der Geiſtlichkeit zu Trident, erlaubet nicht länger, als drey „Monatke abweſend zu ſeyn, und noch darzu in „Kirchenangelegenheiten. Der König erwiederte: „die Geiſtlichen zu Trident haben nicht vorher geſehen, wie nöthig ſie dem Staate und der Kirche „ſind; und wie geſchickt ſie wären, dem einen wie „der andern zu dienen. Fenelon bath ſich einige

* S. Relation de Quietiſme par Philippeaux.

Bedenkzeit aus, um seine Freunde zu Rathe zu ziehen.

Etliche Tage hernach ließ ihn der König in sein Zimmer berufen, und sagete zu dem Abte: „die „Wohlfahrt meines Reichs und die Pflichten ihres „Gewissens, können sehr wohl bey einander stehen. „Sie sollen in ihrem Kirchensprengel wohnen, die „zwey oder drey Monathe aber, welche ihnen die „Kirchenordnung jährlich in ihren eigenen Angele„genheiten erlaubet, abwesend zu seyn, sollen sie „bey uns zubringen.„ Indem Fenelon diese Bedingungen eingieng, gab er seine einzige Abtey von St. Vallery wieder in die Hände des Königs zurück. Diesen rühmlichen Uneigennutz schrieben einige einem ausdrücklichen Befehle des Königs zu; andere der Nothwendigkeit, darinnen er sich befand, einen guten Namen zu retten und zu befestigen, der schon einigen Anstoß gelitten hatte: allerseits aber glaubeten, daß er dieses mehr aus eigennützigen Absichten, als aus redlichen Gesinnungen gethan hätte.

Der Erzbischof von Rheims fürchtete übele Folgen von diesem gefährlichen Beyspiele. „Er sagete dieserhalben sehr hitzig zum Fenelon: man saget, daß sie „ihren Kirchendienst niederlegen. Welche Thorheit „begehen sie! Fenelon gab zur Antwort: wenn „dieses anders eine Thorheit ist, so ist sie schon ge„schehen. Sie machen uns allerseits unglücklich! „erwiederte der Erzbischof. Was wird der König „von dem Bischofe von Meaux denken, der so vie„le Abteyen hat? von dem Erzbischoffe zu Rheims,

„der

„der täglich noch mehrere verlanget? von so vielen „Prälaten, die, weil sie Bischöffe sind, ein Recht „zu haben glauben, Abteyen zu besitzen; von so „vielen Personen, die darum anhalten, und von „vielen andern, denen man niemals genug wird „geben können? Fenelon gab zur Antwort: ich „tadele niemanden. Dieses will so viel sagen, „erwiederte der Erzbischof, daß jeder nach seinem „Gewissen handeln soll. Wenn dem so ist, so be„fiehlt mir das meinige, daß ich meine Abteyen be„halten soll *.„

Der Bischof von Meaux, und der Bischof von Chartres, stritten miteinander um den Vorzug, welcher von beyden die Ehre haben sollte, den Fenelon einzuweihen. Der eine schützete das Recht vor, das er als Bischof desselben Kirchengebiethes darzu hätte; der andere die Freundschaft, die eben so viel Recht darzu verlangete.

Auf des Abts Fenelon Bitten überließ Des Marais dem Herrn Bossuet diese feyerliche Handlung, und beschloß, nicht gegenwärtig dabey zu seyn: weil er sie nicht selbst verrichtete.

Die Frau von Maintenon verlangete, daß die Weihung zu St. Cyr geschehen sollte; und daß die drey königlichen Kinder dabey zugegen wären. Fenelon sah, daß er verdächtig wurde, und daß seine Erhöhung ihm Feinde und Neider erregen würde; daß seine Meynung von Hintansetzung des Ei-

* S. Lettres de Mr. de Coulanges & les Memoires de l'Eveque d'Agen.

gennutzes, und von der gewinnsüchtigen Hoffnung einiger Belohnung, zu vielen Beyfall erhalten hätte, und zu genau befolget würde, als daß man ihm dieselben vergeben könnte. Er gieng derohalben zum Bossüet; was that er nicht alles, denselben zu besänftigen? Er fiel vor ihm auf die Knie, nennete ihn seinen Vater, seinen Herrn, seinen Freund; küßte die Hand, die ihn salben sollte, und versicherte ihn, sich niemals zu einer andern Lehre, als zu der seinigen zu bekennen. Bossüet gab ihm alle seine Schriften über den Quietismus zurück. Fenelon bath ihn, er möchte einige behalten, die wider ihn zeugen sollten, wenn er jemals von der heilsamen Lehre abweichen würde. Nein, mein Herr, antwortete Bossüet: Ich werde keine behutsame Vorsicht bey ihnen brauchen; ich verlasse mich auf ihr Wort.

Eilftes Hauptſtück.

Fenelon wiedrſetzte ſich dem Boſſüet.

Die Lehre dieſer beyden Prälaten war in kurzer Zeit, ſehr von einander unterſchieden, und die Uneinigkeit nahm überhand. Die Quietiſten, die nichts als die Ruhe predigen, wurden durchgehends als Stöhrer des allgemeinen Friedens und der Ruhe angeſehen.

Die Frau Guion, beſtrebete ſich nur, ſich wegen der Beſchuldigungen des Boſſüet zu rechtfertigen. Sie hatte keine gründliche Kenntniß von den Schriften, die vom geiſtlichen Leben handelten, und bath deswegen den Herrn von Fenelon, ihr Auszüge daraus zu verſchaffen. Er nahm dieſe Arbeit über ſich, indem er ſtets befürchtete, man möchte die wahren myſtiſchen Meynungen unrecht auslegen; die er beſſer, als der Biſchof von Meaux begriffen zu haben glaubete. Der Frau Guion ihre Vertheidigungen (Juſtifications) kamen ans Licht. Geſchrieben, hatte dieſe viel Mitleiden bey dem Herrn Boſſüet erreget; da ſie aber gedruckt war, ſetzte ſie ihn in Verwirrung. Dieſe Schutzſchrift iſt ſo ſtark ausgearbeitet, als möglich. Die Verfaſſerinn beweiſt darinnen durch die Anführung anderer Träumereyen, daß ihre Träumereyen allerdings gut wären. Allein die Träumer, auf welche ſie ſich beruft, waren entweder ſchon heilig geſprochen,

oder in die Zahl der Seligen aufgenommen; oder wurden bereits angerufen, oder sollten es noch werden.

Bossüet, welcher sehr geneigt war, die Oberherrschaft in geistlichen Sachen zu behaupten, der vielleicht eifersüchtig über den Ruhm seines Schülers, und sehr empfindlich über alles war, was sein eignes Ansehen vermindern konnte, verlangte vom Fenelon, daß er seine Freundinn selbst verurtheilen sollte. Indem er behauptete, daß es rühmlicher für ihn seyn würde, diese Sache als Richter zu entscheiden, als wenn er wie ein Mitschuldiger bestraft werden möchte. Die Schrift wurde aufgesetzet, der Frau von Maintenon mitgetheilet, und von ihr gebilliget. Fenelon schlug einen Vergleich vor; Bossüet versprach viel, und man beklagete sich von beyden Seiten, daß man das gegebene Wort nicht gehalten hätte.

Der Bischof von Meaux ließ sich nicht abschrecken. Er überreichte dem Bischofe von Cambray einen geistlichen Unterricht, (Instruction pastorale) über die Bücher, die man zu Issy untersuchet hatte, und that ihm den Vorschlag, solchen zu unterschreiben. Fenelon, der im Begriffe war, nach seinen Erzbißthum abzugehen, durchsah nur in Eil die Anmerkungen, so am Rande stunden: und weil er glaubete, daß es eine Schmähschrift wider die Frau Guion wäre; wurde er unwillig darüber, und weigerte sich seinen Namen darunter zu setzen.

Bossüet wurde über diese Weigerung sehr aufgebracht. So verläßt er denn drey Bischöfe um einer Frau benzustehen? der bloße Verdacht davon, beschim-

beſchimpfete ihn ſchon bey Hofe: was wird nicht die Gewißheit thun? Was ſind das für Bücher, von welchen er ein Märtyrer ſeyn will? So redete Boſſüet mit dem Herzoge von Chevreuſe. Allein, alles war vergebens: der Herzog gab ihm ſeinen Unterricht wiederum zurück.

Wahrſcheinlicher Weiſe war das Mitleiden beym Fenelon, über ſeine unterdrückte Freundinn, rege geworden. Vielleicht glaubete er, daß die unumſchränkte Ehrerbiethigkeit, und der Gehorſam, den der Abt von St. Vallery verſprochen hatte, eine Niederträchtigkeit des Erzbiſchofs von Cambrai wäre, welcher auch ſeinen Antheil an der Untrüglichkeit der Kirchen hatte. Vielleicht gab er auch mit allzugroßer Schwäche der Eigenliebe nach, die uns überredet, daß nichts ſchimpflicher ſey, als in einem großen Amte demüthig zu ſeyn.

Boſſüet übte ſeine Rache, über dieſen Widerſtand an der Frau Guion aus. Er verlangte von ihr eine blinde Unterwerfung, und erhielt nichts als eine förmliche Weigerung. Der Biſchof, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als daß man ihm gehorchte, verſuchete den Weg der Gewalt, und ſeines Anſehens: durch welchen er bereits ſchon mehr Hugonotten bekehret hatte, als durch ſeine Beweiſe*.

Die Frau Guion wurde durch den verſiegelten Brief, den ihr der Prälat zuzuſchicken drohete, nicht wenig erſchrecket: und ihm zu beweiſen, daß ſie

* S. Relation du Quietiſme.

eine Ketzerinn wäre, unterschrieb sie alles, was er von ihr verlangte *.

Die Frau von Maintenon, welcher Des Marais und Bossüet, Fenelons Unterschrift versprochen hatten, fand sich über diese Weigerung nicht wenig beleidiget, und bezeigete ihr Misfallen darüber. Fenelon rechtfertigte sich, und sagete, daß er versprochen hätte, der Frau Guion Irrthümer zu verwerfen, aber ihre Person nicht zu verurtheilen. Er hätte sein Versprechen erfüllet; allein, die Würde seines Amts erlaube ihm nicht, aus Gefälligkeit gegen den Bischof von Meaux, seinen Eintritt in sein Erzbißthum mit einer so ärgerlichen Willfährigkeit zu beflecken. Er fuhr fort: „Ich „habe die Frau Guion öffentlich verehret, und itzo „will man, daß ich sie beschimpfen soll! Ihr Ver„brechen besteht darinnen, daß sie sich nicht deutlich „genug ausdrücket; und man verlangt von mir, daß „ich sie bey der Geistlichkeit als eine Ketzerinn, die „des Feuers schuldig wäre, anklagen soll. Ich er„kläre ihre Ausdrücke, die dunkel sind, nach ihren „Meynungen, die ich erforschet habe; und ich soll „diese ihre Gesinnungen, der Ausdrücke wegen, ver„dammen? Ich habe Ihnen, gnädige Frau, mei„ne Gedanken darüber aufgeopfert: meine Freun„dinn aber, werde ich keinem Menschen aufopfern. „Ich habe die vier und dreyßig Artikel von Issy „unterschrieben, niemals unter einer Schmähschrift „aber soll man meinen Namen finden.„

Bossüet

* Schreibt dieß ein guter Katholik?

Bossuet brach noch heftiger aus. Sein Eifer fiel auf die Frau Guion, die er beschuldigte, daß sie ihre falsche Lehre immer weiter verbreitete; da sie doch versprochen hätte, zu schweigen: und daß sie sich heimlich zu Paris verborgen gehalten, da sie doch versprochen hätte, die Brunnencur zu Bourbon zu gebrauchen. Er erschlich einen besondern Befehl, den ein einsehender Fürst nicht ohne Schwierigkeit ertheilet; und den der verwegenste Staatsmann nur furchtsam unterzeichnet.

Die Frau Guion wurde in Verhaft genommen, und zu dem Stadthalter von Vincennes gebracht. Der König konnte sich auf inständiges Anhalten der Frau von Maintenon, welche die Beklagete immer noch liebete, und die Gewaltthätigkeit verabscheuete, nicht entschließen, einen strengen Befehl zu ertheilen. Die Frau Guion konnte den Staat nicht beunruhigen: und durch die Quietisten werden keine Empörungen im Reiche angestiftet. Ein Kloster wäre für sie Strafe genug gewesen: allein die Mäßigung konnte mit dem Entwurfe nicht bestehen, den man zur Unterdrückung des Erzbischofes von Cambrai gemachet hatte. Ludwig hatte also die Schwachheit, die Frau Guion in die Festung zu Vincennes einsperren zu lassen: wodurch ihr Verbrechen größer, und Fenelon verdächtiger wurde.

Dieser Erzbischof rächete sich in seinem Gebiethe, an allen seinen Neidern, durch seine Tugenden. Die Niederländer, welche ihr Erzbischof niemals gewürdi-

würdiget hatte, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen, wurden gerührer, in Verwunderung gesetzet, und erbauet, da sie ihren neuen Prälaten täglich von der Kanzel steigen, und vom apostolischen Schweiße triefen sahen; wie er die Kinder in den ersten Anfangsgründen der Religion selbst unterrichtete; wie derselbe die leichten Verrichtungen, seinen Verwesern überließ, und die schwersten Pflichten seines Amtes für sich selbst behielt; der einen Almosnierer hatte, aber nur seine eigenen Einkünfte unter die Armen auszutheilen, und nicht zu dem Ende, ihm eiligst eine Messe herzumurmeln; mit einem Worte, der sich beständig erinnerte, daß er ein Seelsorger sey, und seine Kirchkinder vergessen ließ, daß er ein Franzos war *). Von Cambrai aus, besorgete er noch die Erziehung der Prinzen, als wenn er zu Versailles gewesen wäre. Der gute Fortgang, den die königlichen Kinder bey seinen Unterweisungen gewonnen, machete, daß seine Gegenwart unnöthig zu seyn schien, die aber durch die lange Weile, so die Prinzen hatten, unentbehrlich wurde.

Des Marais hörete nicht auf, die Frau von Maintenon von allem, was nur den Schein des Quietismus hatte, abzulenken. Ihre Gewissensräthe waren auch zugleich allemal ihre Rathgeber gewesen. An statt, daß sie dieselbe hätten von den Staatsgeschäfften entfernen sollen, riethen sie ihr vielmehr, sich in dieselben einzulassen. Ihre Absichten zieleten dahin, entweder in der Frau von Mains

*) Memoires des Bischofs von Agen.

Maintenon Namen zu herrſchen, oder heimliche Gänge zu entdecken, und ſich darwider aller Gegenliſt zu bedienen; oder weil ſie vermeynten, daß es der Hoheit der Religion nicht nachtheilig wäre, wenn ſie von einer Frau beſchützet würde, der ſie alle männliche Einſicht und Tugenden beylegten. Ein Brief, in welchem der Pabſt den römiſchen Stuhl in ihren Schutz empfahl, bevollmächtigte die Frau von Maintenon, ſich in die Kirchenſachen zu mengen: bey welcher Gelegenheit ſie zuweilen Zeuginn, niemals Schiedsrichterinn war, allezeit aber mit vielem Widerwillen erſchien.

Zwölftes Hauptstück.

Der Tod des Erzbischofs von Paris.

1695.

Harlai beschloß sein unkeusches Leben mit einem schimpflichen Tode. Nachdem er zwey Jahre vor seinem Ende in Ungnade gefallen war, schlich er zu Paris in einem verächtlichen Alter herum. Er war gewohnt gewesen, die königliche Gewalt in der Versammlung der Geistlichkeit vorzuschützen; und suchete diesen Rest des Ansehens zu erhalten, indem er derselben noch zu erwähnen pflegte. Der Bischof von Orleans bestrafte ihn muthig: „Sie wollen hier, sagete er, der ehrwürdigsten Gesellschaft Unwahrheiten sagen?„ Als der König dieses erfuhr, befahl er dem Erzbischofe, das, was er gesaget hatte, öffentlich zu widerrufen; und verboth ihm, ins künftige den königlichen Namen zu misbrauchen.

Harlai wurde durch diesen Unfall ganz zu Boden geschlagen. Er reisete nach Conflans, schloß sich in sein Kabinet ein, und verboth, seiner Gewohnheit nach, allen seinen Bedienten, ihn zu stören. Man schrieb diese Vorsicht der Furcht zu, die er trug, daß man erführe, daß er mit der fallenden Sucht behaftet wäre. Hier erwog er mit Verbitterung alle die Schmach, so er erduldet, und alle die Bosheiten, die er begangen hatte. Seine Bedien-

Bedienten verwunderten ſich, daß ſie nicht gerufen wurden, und giengen alſo ins Zimmer: wo ſie ihren Herrn vom Schlage gerühret fanden, und wie er mit dem Tode rang. Man eilete nach Paris, ihm Hülfe zu ſchaffen. Die Herzoginn von Lesdiguieres langte zu Conflans an; aber dem Pfarrer des Kirchſpieles hatte man keine Nachricht davon gegeben. Der Erzbiſchof verſchied, ohne das geringſte Zeichen der Reue von ſich ſpüren zu laſſen, in den Armen ſeiner Maitreſſe; die von einem andern Liebhaber über dieſen Tod bald getröſtet wurde *).

Der König erhielt dieſe Nachricht zu Marly. Er ſagete: „Dieſe Stelle verlange niemand von „mir: ich will ſie allein demjenigen ertheilen, der „die meiſten Verdienſte beſitzet.„ Der Erzbiſchof von Rheims läſterte öffentlich das Andenken eines Mannes, welchen er billig mit Stillſchweigen hätte übergehen ſollen: denn er war ſein Feind. Der König wurde unwillig darüber, und der Graf von Grammont ſagete: „Wie gut iſt es, lieber Herr „Erzbiſchof von Rheims, daß man noch nicht geſtorben iſt!„ Kein geiſtlicher Redner wollte dem Harlai ſeine Leichenrede halten; und dieſes war ein Ueberreſt von der alten Redlichkeit. Der Pater Gaillard hielt eine Predigt über die Ungewißheit des Todes, und ſagete kein Wort von dem Verſtorbenen.

Jedermann wünſchete, den Erzbiſchof von Cambrai auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Paris zu ſehen.

*) S. Mem. de l'Eveque d'Agen.

sehen.„ Die Frau von Maintenon fragete den Hebert, den Pfarrer zu Versailles: was man davon in der Welt urtheilete? „Viele sagen, gab „Hebert zur Antwort: daß, wenn der Herr von „Fenelon nicht kürzlich ein Erzbißthum bekommen „hätte, die Wahl itzo gewiß auf ihn fallen würde. „Man verlanget ihn so eifrig, daß man wünschet, „die erste Gnade des Königes gegen ihn, möchte nur „der Vorschmack einer größern gewesen seyn. Sie „wissen, versetzete die Frau von Maintenon, „was uns verhindert, ihn in Vorschlag zu bringen. „Allein, es bleiben uns noch der Bischof von Meaux „und der Bischof von Chalons übrig, für wel„chen von beyden, würden sie sich wohl entschließen? „für denjenigen, antwortete Hebert, der es ab„schlagen würde; und der Bischof von Chalons „nimmt es gewiß nicht an.„

Ludwig Anton von Noailles hatte sich, ohne den Beystand der Jesuiten, zu allen geistlichen Würden erhoben, von welchen sie damals allerseits abhiengen. Seine Lehre war nicht verdächtig, und seine Gottesfurcht so erhaben, daß die Herzoginn von Noailles, die in einem Rufe der Heiligkeit gestorben ist, keinen andern Beichtvater als ihren Sohn hatte. Die Frau von Maintenon schlug diesen zum Erzbischofe von Paris vor. Den folgenden Tag sagete der König dem Marschall von Noailles: er möchte seinem Bruder schreiben, sich ungesäumt nach Hofe zu begeben. Der Bischof von Chalons wendete seine Amtsgeschäffte zur Entschuldigung vor. Der König fertigte einen Bothen

an

an ihm ab, und die Frau von Maintenon schrieb ihm den heftigsten Brief, seine Ankunft zu beschleunigen. Der Prälat kam hierauf nach Versailles. Der König both ihm das erledigte Bißthum an. Der Bischof aber stellete darwider vor: daß er sehr ruhig zu Chalons wäre; daß er daselbst Gutes stiftete, und wahrscheinlicher Weise zu Paris dergleichen nicht ausüben könnte; weil er unendlichen Widersprüchen unterworfen seyn würde. Die Jesuiten würden seine Feinde seyn, weil er ihre Neigungen nicht billigen und annehmen würde: die Jansenisten, weil er wider ihre Meynungen stritte; die Quietisten, weil er sich öffentlich wider sie erkläret hätte; alle Geistlichen, die entweder die Gewohnheit oder das Beyspiel vom Harlai im Laster oder in der Unwissenheit verstocket hätte; und der ganze Hof, der nicht würde zugeben wollen, daß die Verderbniß der Sitten durch eine strenge Ordnung wiederhergestellet würde.

„Dieses sind wohl freylich sehr viel Feinde, sa„gete der König: aber sie können sich auf meine „Gewalt verlassen.„ Mit dieser Bedingung nahm Noailles die neue Würde an. Die Jesuiten beschäfftigten sich noch immer, eine Person zu finden, die sie erwählen möchten: und die Wahl war schon geschehen. Der Pater de la Chaise erfuhr es nicht eher, als durch den allgemeinen Ruf, und verzieh diese vermeynte Beleidigung weder dem Hause von Noailles, noch der Frau von Maintenon. Der König sagete zu seinen Hofleuten: „Wenn ich einen

„Mann gekannt hätte, der dieſer Stelle würdiger „geweſen wäre, ſo ſollte ſie der Biſchof von Chalons nicht bekommen haben.„ Der neue Erzbiſchof, der gleichgültiger über ſeine Erhöhung, als über die Erhöhung ſeiner Familie war; bediente ſich faſt eines gleichen Ausdruckes, ſeinen Bruder, den Abt von Noailles, zu dem verledigten Bißthume Chalons zu verhelfen. „Er ſagete zum Könige „Wenn ich einen beſſern kennte, ſo würde ich ihn „Eurer Majeſtät vorſchlagen.„ Der Abt von Noailles hatte die Jahre noch nicht erreichet, die nach den Kirchengeſetzen dazu erfodert wurden. Eine ſtrenge Gottesfurcht aber, und eine frühzeitige Gelehrſamkeit, ſprachen ihn von dieſen Geſetzen los.

Dreyzehentes Hauptſtück.

Auslegung der Grundſätze der Heiligen.

1696.

Mittlerweile, da die Frau Guion zu Vincennes, in ihrer Entzückung ſich mit dem Heilande vermählete, ihre Liebe beſang, ihr Unglück beſeufzete, auf die Opern des Quinaut geiſtliche Parodien machte: ſich beſtrebete, ſo viel Erſcheinungen als Maria von Agreda zu haben, die man eben zu Rom heilig ſprach; und ihren Richtern nichts mehr als dieſes antwortete: Gott hat mir die Gnade gethan, mich durch den Pater la Combe zu überſchatten; und dieſer antwortete den ſeinigen: Ich habe die Frau Guion in unſerm Heilande überſchattet: ſo arbeitete Fenelon indeſſen zu Cambrai, ſich und die Frau Guion zu rechtfertigen, und die reine Lehre der Myſtiker zu zeigen. Boſſüet ſchrie zu St. Cyr wider die Quietiſten, in den Unterredungen, in welchen die Stiftsfrauen ihm ihre Zweifel vorlaſen, und welche er mit der gründlichſten Beredſamkeit zu heben bemüht war. Die Frau la Maiſonfort, der klügſte Kopf von der ganzen Geſellſchaft, ergab ſich nicht ſo gleich auf die erſten Unterweiſungen des Biſchofs von Meaux. Sie ſchrieb

die Schwierigkeiten, ſo ſie dabey fand, auf. Dieſe Schrift wird noch gegenwärtig aufgehoben. Man findet darinnen eine ſo gründliche Auflöſung ihrer Begriffe und Meynungen, und ſo viel Witz und Gelehrſamkeit, welche man auch bey einem Manne bewundern würde. Der Biſchof antwortete darauf: Die Frau la Maiſonfort ſchien zufrieden zu ſeyn, allein ein geheimer Trieb zog ſie auf des Biſchofs von Cambrai Seite.

Boſſuet ſchämete ſich faſt, daß er wider die Frau Guion den Weg der Strenge gebrauchet hätte, durch welche niemand bekehret wird. Noailles ließ die Gefangenen von Vincennes in ein Kloſter nach Vaugirard bringen. Dieſer Prälat, welcher gar wohl wußte, daß die einzige Strafe eines Irrenden darinn beſteht, daß er unterrichtet wird *), brachte der Frau Guion durch ſeine Unterweiſung geſündere Begriffe bey, und erhielt von ihr, daß ſie ohne allen Zwang ihre Irrthümer widerrief.

Endlich erſchien das Buch Fenelons, unter dem Titel: Erklärung der Grundregeln der Heiligen: (Explication des Maximes des Saints:) Die Schreibart darinnen war rein und zierlich; die Grundſätze hatte er mit vieler Kunſt vorgeſtellet, und die Einwürfe mit vieler Geſchicklichkeit abgelehnet. Man fand darinnen einen Mann, der eben ſo ſehr die Beſchuldigung fürchtete, dem Molinos zu folgen, als von der heiligen Thereſia abzugehen; der bisweilen in der chriſtlichen Liebe zu weit gieng;

*) Errantis pœna doceri.

gieng; und bisweilen der Hoffnung zu wenig einräumete. Unter seinen Sätzen bestimmeten einige die Wirklichkeit des Standes, in welchem man Gott schon auf dieser Welt einzig und allein um sein selbst willen lieben kann. In den übrigen behauptete er, daß eine bekümmerte Seele in den Stunden, welche die Mystiker die stärksten Prüfungen nennen, den Himmel und die Seligkeit Gott freywillig aufopfern könnte. Ueberhaupt konnte dieß Buch wohl vertheidiget werden: allein es wäre klüger gewesen, wenn er dasselbe verbrannt hätte. Fenelon las dieses Werk dem Erzbischofe von Noailles vor, der ihm rieth, es zu unterdrücken. Er las es auch dem Abte Pirot, geistlichen Ordenskanzler von Paris, und Professor der Sorbonne, der dasselbe zu vertheidigen über sich nahm, und zum Herrn Hebert sagete: das ist ein güldnes Buch! Er las es den Jesuiten des Collegii von Clermont vor: die dasselbe zu vertheidigen versprachen: Er las es dem Abte Fleuri vor, der alles das, was er nicht verstund, für eben so gut hielt, als das, was er verstund.

Als Bossuet diese Nachricht hörete, fuhr er auf, und sagete mit seiner natürlichen Heftigkeit: „Er mag immerhin schreiben, sein Buch mag eher, als das meinige in der Welt erscheinen; allein er nehme sich wohl in Acht! Wofern er im geringsten zweydeutig schreibt, und von der Wahrheit abweicht, so werde ich ihm gleich auf dem Schritte folgen, und ihn wieder zurechte führen. Ich werde meine Stimme erheben, und wenn es noth

„thut, meine Klagen bis nach Rom bringen. Unfehlbar wollte er sich dadurch mit dem heiligen Stuhle wieder versöhnen: denn im 1682sten Jahre wäre er in der Versammlung der Geistlichkeit, der französischen Kirche, sehr eifrig zugethan gewesen.

Die Quietisten bekamen starke Hoffnung. Sie streueten einen Kupferstich aus, wodurch sie die Erfüllung von der Frau Guion ihrer Prophezeihung ankündigten. Diese hatte gesaget: das Gebeth würde unter der Regierung eines Kindes wieder ein neues Leben bekommen; nämlich unter dem Herzoge von Burgund.

Dieses Gemählde hatte der Herr von Fenelon in Vorschlag gebracht und entworfen; Silvester gezeichnet, und le Clerc gestochen. Der Herzog von Burgund wurde darauf in einem Schäferkleide vorgestellet, mit einem Schäferstabe in der Hand, und von einer Heerde allerley Thiere umgeben; mit diesen Worten, aus dem eilften Kapitel Jesaiä: Puer parvulus illuminabit eos: D. i. Ein kleiner Knabe wird sie erleuchten. Der Herzog von Anjou wurde in einem Winkel als ein nackendes Kind vorgestellet, das eine Schlange aus ihrer Höhle zog. Der Herzog von Berry lag noch an der Brust, und in den Armen seiner Amme, spielete er mit einer Natter, die er in der Hand hielt. Diese Amme war vermuthlich die Frau Guion. Unter diesen Sinnbildern wollte man alle Stände und alle Leidenschaften vorstellen, die durch den Geist des Gebeths, den die Prophetinn eingeführet hatte, theils beunruhiget, theils überwunden waren.

Febr.

Febr. 1697.

Fenelon war zu Cambrai. Beauvilliers wollte das Buch, das er hatte drucken lassen, auch berühmt machen, und überreichete dem Könige zu Marli einen Abdruck davon, und einen schickete er an den Bossüet. Pontchartrain, der damals Generalcontroleur war, und nachher Kanzler wurde, gab dieß Buch bey dem Könige als ein verdächtiges Werk an, und sagete: daß es nur von einfältigen oder bosthaften Menschen gebilliget würde. Moritz le Tellier, Erzbischof von Rheims, schrieb dem Könige in eben diesen Ausdrücken. Ludwig glaubete nicht, daß ein Staatsmann, und ein Bischof, der ein Jansenist war, von einem Lehrbuche gute Richter seyn könnten. Er verlangete deswegen das Urtheil des Herrn Bossüets, welcher hoch betheuerte, daß, sowohl der Bischof als der Staatsmann die Wahrheit gesaget hätten. Der König verwies ihm sein Stillschweigen über eine so ernstliche und wichtige Sache; seine Freundschaft mit dem Fenelon, und seine Begierde, ihn zum Erzbischofe von Cambrai zu weihen. Bossüet warf sich dem Könige zu Füßen, weinete, seufzete, und bath um Verzeihung, daß er dem Könige nicht die Schwärmereyen seines Mitbruders entdecket hätte. Der König sagete: „Ihr Gewissen mag alles Unglück über sich nehmen, das ich schon voraus sehe. „Gott ist mein Zeuge! daß, wenn ich den geringsten Verdacht auf den Fenelon gesetzet hätte, ich „ihm keine geistliche Würde ertheilet haben würde.„

Dieſer Fürſt, der den Quietiſmus in Italien ſo eifrig verfolget hatte, glaubete: das Uebel wäre größer, als es in der That war; und wurde ſehr unwillig, daß es die Ketzerey gewaget hatte, ſich an ſeinem Hofe einzuſchleichen, und ſich dem Throne zu nahen. Er haſſete alle die, ſo Secten aufrichteten, und fürchtete ſo gar den Schein davon. Er hatte die Hugonotten ausgerottet, er verfolgte die Janſeniſten, auf die Gefahr aus ſeinem Königreiche eine große Wüſteney zu machen; und mußte das erfahren, daß der Glaube ſeiner Familie und ſeiner Erben in Gefahr war. Ludwig gab der Frau von Maintenon bittere Verweiſe, daß ſie ihm die Freundſchaft des Erzbiſchofes von Cambrai mit der Frau Guion, die ſchon ſo lange Zeit gedauert, verſchwiegen hätte; daß ſie ſo heftig darauf gedrungen hätte, ihn zum Erzbiſchofe zu machen; und über die geheimen Unterredungen, ſo dieſelbe mit ihm zu haben pflegte. Vergebens wendete ſie darwider ein, daß auf den Verdacht, den man wider den Herrn von Fenelon gefaſſet hätte, die Hoffnung von ſeiner Gelehrigkeit gefolget wäre; daß er dieſelbe bey der Unterſuchung zu Iſſy vollkommen bezeiget hätte. Daß man einem ſolchen Manne, der ſeine Gottesfurcht wegen ſo ſchätzbar wäre, und durch ſeinen Verſtand ſich beſonders hervor gethan hätte, alle Achtung ſchuldig ſey. Der König verwarf alle dieſe Entſchuldigungen, und ſchien ſo misvergnügt darüber zu ſeyn, daß die Frau von Maintenon ſich würde für verlohren gehalten haben, wenn ſie hätte fallen können.

Der Pater de la Chaiſe wurde zu Rathe gezogen. Er gab zur Antwort: das Buch von den Lehrſätzen (Maximes) wäre ſo gut, daß alle Katholiken daraus erbauet würden; und man müßte ein Janſeniſt ſeyn, um es zu misbilligen. Der Pater Seignery hatte den Quietiſmus zuerſt in Italien unterdrücket, und der Pater de la Chaiſe brachte ihn in Frankreich wieder empor. Im übrigen mengete ſich die ganze Geſellſchaft in dieſen Streit nicht; welches zum Beweiſe diente, daß ein Beichtvater nicht allemal die eigentliche Triebfeder des ganzen Ordens iſt. Der Orden hat ſeine Abſichten, und der Beichtvater kann ſeine eigene Leidenſchaften haben. Der Pater de la Rüe predigte wider die uneigennützige Liebe, und der Pater Bourdaloue antwortete der Frau von Maintenon aufrichtig: daß das Buch nicht richtig wäre, und weil es in der Mutterſprache geſchrieben war, leicht gefährlich ſeyn könnte. Dieſe Aufrichtigkeit verunehrigte ihn mit dem Pater la Chaiſe. Aber Bourdaloue hielt feſt bey der Wahrheit.

Der König, welcher durch den Boſſüet beunruhiget, durch ſeinen Beichtvater aber wieder beruhiget wurde, ſetzete ſein Urtheil darüber aus. Allein er erinnerte ſich, daß Fenelon politiſche Romane abgefaſſet hätte, und fürchtete daher, daß er ein gleiches mit der Religion gethan hätte; da er abſonderlich gewahr wurde, daß die Weiber ihre Ergetzung an dem neuen Buche fanden, welches bereits die Bibel der kleinen Kirche (la bible de la petite egliſe) genennet wurde.

Vierzehntes Hauptstück.

Vorschläge zu einem Vergleiche.

Fenelon begab sich nach Paris. Er hörete hier nichts, als das Geschrey seiner Neider; war über den Beyfall seiner Freunde unempfindlich; schlug Mittel vor, dem Aergernisse Einhalt zu thun; erboth sich sein Werk wieder durchzugehen, dasjenige, was dunkel darinnen war, zu erklären; und alles, was gefährlich darinnen wäre, auszulassen und zu unterdrücken. Er gieng zur Frau von Maintenon, die er eben beschäfftiget fand, sein Buch zu lesen. Hier finde ich eben ein Hauptstück, sagete sie zu ihm, welches ich neunmal gelesen habe, und gleichwohl noch nicht verstehe. Es war das Hauptstück, von der Vermählung der Seele, welches den Hofleuten sehr zum Zeitvertreibe diente. Der Bischof antwortete: „Sie können es noch hundertmal lesen, gnädige „Frau, und werden es eben so wenig begreifen. „Alle mystische Bücher sind dunkel, und der Hof „ist der Ort nicht, wo man sie verstehen lernet. Da„her entsteht gewiß, erwiederte die Frau von Main„tenon, das entsetzliche Geschrey über ihr Buch: „wenn ich bedenke, daß sie der Verfasser davon sind, „so beruhige ich mich über dieses Gerücht *.

Acht Tage nach dieser Unterredung sprach sie wieder über das neue Lärmen mit dem Erzbischofe, so

* S. Memoires de l'Eveque d'Agen.

ſo dieſes Buch erregte, und bezeigte ihm den empfindlichſten Schmerz darüber. „Sie ſind viel zu „klug, mein Herr, daß ſie nicht ſollten vernünftige „und erleuchtete Freunde zu Rathe gezogen haben; „und viel zu billig, daß ſie deren Urtheile nicht nach„gegeben hätten. Ja, gnädige Frau, erwiederte „der Erzbiſchof: ich habe dem Cardinal von „Noailles mein Werk gewieſen, der es geleſen und „unterſuchet hat; ich habe dasjenige verworfen, was „ihm darinnen misfiel: Ich habe es dem Herrn „Tranſon, Fleuri und Hebert gezeiget, die es „gebilliget haben. Der Biſchof von Meaux ta„delt es, weil es durch den Eifer meiner Freunde, „eher als das ſeinige zum Vorſcheine gekommen iſt; „welche, da ſie in meiner Abweſenheit den Druck be„ſorgeten, fürchteten: daß der Biſchof von Meaux „die Herausgabe mit Gewalt unterſagen möchte, weil „man ihm die Handſchrift nicht zur Unterſuchung „überlaſſen hätte.„

Die Frau von Maintenon that den Vorſchlag, Unterhandlungen darüber zu pflegen. Der Cardinal von Noailles, der allemal den Frieden liebete, verlangete ſehr darnach: Fenelon willigte darein, wofern der Biſchof von Meaux davon ausgeſchloſſen würde. Er hatte immer noch die ſchmerzlichſte Empfindung, über die Strafrede, ſo der Biſchof wider ſein Buch ausgeſtoßen hatte; über den Namen eines Ketzers, den er ihm beylegte, über die Anklage zu Marli, und vornehmlich über etliche Worte, die er ſich hatte im Beyſeyn des ganzen Hofes verlauten laſſen. Er hatte geſprochen: „der Biſchof von Cambrai hat mir oft bekannt,

„daß

„daß er ſelbſt die innerliche Ausübung der Reue „verſpürte, die man denen Moliniſten ſo ſehr vor„wirft.„ Hebert, der allen ſeinen Freunden zum Kundſchafter diente, hinterbrachte ihm dieſe Rede. Fenelon, als der beſcheidenſte Mann von der Welt, that ſich alle Gewalt an, ſeinen Verdruß darüber zu verbergen, welches Hebert gewahr wurde. Gleichwohl konnte er ſich nicht entbrechen zu ſagen*: „wenn „Herr Boſſüet dieſes Geſpräch gehalten hat; ſo iſt „Herr Boſſüet der ſchändlichſte Mann, der zu fin„den iſt. Ich habe ihm niemals, als in der Beichte „meinen innerlichen Zuſtand entdecket; und auf die„ſe Art habe ich ihm denſelben nicht vorgeſtellet.„ Der Biſchof von Meaux ließ hernach öffentlich drucken, was er geſprochen hatte: worauf ihm der Erzbiſchof von Cambrai antwortete: es wäre ſehr unrecht, daß er die Beichtgeheimniſſe entdeckte. Nichts gab bey dem ganzen Streite mehr Aergerniß als dieſes.

Gleichwohl ſagete der Biſchof von Meaux dem Könige, daß Fenelon ſelbſt ſein Buch tadelte; weil er auf dem Eigenſinne beharrete, ſich in Unterhandlungen darüber einzulaſſen. Die Frau von Maintenon, welcher ihr Freund beſtändig ſagete, daß er nur einmal mit dem Könige zu ſprechen wünſchete, um ihn aus ſeinem Irrthume zu bringen; verſchaffete ihm ein Gehör. Fenelon ſagete dem Könige: daß er nichts anders gethan hätte, als die Artikel von Iſſy auszulegen; daß er ſolche nach den Grundregeln der Heiligen erkläret hätte, auf deren gründliche Kenntniß er ſich hauptſächlich befliſſen hätte. Und

* S. Mem. Mſs. de l'Eveque d'Agen 468 et 469.

Und wenn ja, an manchen Orten uneigentliche Ausdrücke befindlich wären, so sollten sie in der zweyten Auflage weggelassen werden. Der König wurde durch diese Unterredung noch heftiger wider den Beschuldigten aufgebracht; entweder weil seine Empfindlichkeit, durch die Gegenwart eines Mannes, der ihm verhaßt war, noch mehr erreget wurde; oder weil er in seinem Argwohne desto mehr bestärket ward, je eifriger man sich angelegen seyn ließ, ihm denselben zu benehmen. Ludwig redete sehr hart mit der Frau von Maintenon; er verwies ihr nochmals die geheimen Unterredungen; beschuldigte den Cardinal von Noailles, daß er zu gelinde verführe, und sagete dem Herrn Des Marais, daß er sich von seinem Eifer mehr versprochen hätte. Man stellete dem Könige vor, daß gleichwohl Fenelon noch nicht verurtheilet wäre, und versicherte ihn, daß die ganze Sache mit Gelindigkeit könnte entschieden werden. Der Erzbischof schlug vor, sich weitläuftiger zu erklären.

Die Frau von Maintenon trug diesen Vorschlag vor, und der König billigte denselben. Bossuet wurde sehr unwillig, als er sah, daß ihm sein Raub entgehen sollte; er behauptete, daß Erklärungen nichts anders, als falsche Ausflüchte wären; verlangte eine förmliche Wiederrufung; brachte ein langes Verzeichniß von vielen Gottesgelehrten hervor, welche insgesammt das Buch verwarfen, und überwog dadurch den König, die Frau von Maintenon, den Pater de la Chaise, und den ganzen Hof.

Paris, welches in diesem Streite nicht Richter seyn konnte, beurtheilete gleichwohl die Streitenden.

Man

Man ſuchete die Urſache der Erbitterung Boſſuets, und den Widerwillen Fenelons, zu ergründen. Man ſagete: der Eifer für das Haus Gottes, erreget wohl chriſtliche Liebe, aber keinen Zorn. Das große Anſehen des Erzbiſchofes von Cambrai verblendet den Biſchof von Meaux; er glaubet, daß jedes Lob ſo man einem andern beygeleget, ein Raub ſeiner Ehre ſey; er will nicht, daß man glaube, daß die Kirchenſatzung über eine ſo wichtige Lehre, ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen wäre. Er hat den Hof allezeit mehr als ſeinen Kirchenſprengel geliebet. Er iſt ehrgeizig; und weil er die Stelle des erſten Almoſenireys bey der Dauphine verloren hat; ſo ſuchet er dieſen Platz bey der Herzoginn von Burgund wieder zu erlangen, und ihn dem Fenelon zu entziehen, welcher gleichwohl das meiſte Recht daran zu haben ſcheint. Andere verſicherten, dieſe Stelle wäre ihm ſchon vor dem Anfange der Streitigkeiten verſprochen worden. Sein Vorzug wäre allzuſehr entſchieden, als daß man ihn einer Eiferſucht beſchuldigen könnte. (Als wenn man nur über ſeine Obern, oder ſeines gleichen eiferſüchtig ſeyn müßte). Sein vieleicht allzuheftiger Eifer, rühre von der Liebe zur Wahrheit her, welcher er auch alle Pflichten der Freundſchaft aufopferte, um an nichts anders zu denken, als was er der Kirche ſchuldig wäre. Daß, weil er Bürge von der Lehre der Artikel zu Iſſy geworden, er mit Rechte wider den Fenelon aufgebracht wäre: der, nachdem er dieſelben unterſchrieben hätte, ſie durch ein Buch wiederriefe, und dadurch eine Trennung in der Kirche verurſachete.

Funf-

Funfzehntes Hauptſtück.

Fenelon verlangt Rom zu ſeine Richter.

Fenelon vertheidigte alſo das Buch, das man ihm nicht erlauben wollte, auszulegen. Boſſüet antwortete darauf. Der eine hatte den Hof und das Collegium von Clermont auf ſeiner Seite; der andre die Janſeniſten und die Stadt. Hier betrachtet man den Unterricht, (l'Inſtruction) des Biſchofs von Meaux, als eine gänzliche Widerlegung derer Grundſätze der Heiligen (Maximes des Saints): dort behauptete man, es wäre die Vertheidigung davon. Wozu dienen alle dieſe heftigen Zänkereyen? Beyde Biſchöfe haben einerley Lehre, und nur ihre Ausdrücke ſind unterſchieden. Sind wohl bloße Worte der Mühe werth, daß man der Welt ſolche ärgerliche Auftritte vorſtellet? Diejenigen, ſo uneigennützig urtheilen, tadelten den Fenelon, daß er geſchrieben; und den Boſſüet, daß er geredet hatte.

Die Frau von Maintenon blieb unparteyiſch. Die Neigung, die Hochachtung, das Mitleiden zogen ſie auf Fenelons Seite. Aber dieſe Regungen waren ſchwächer, als der geheime Verdruß, den ſie vielleicht vor ſich ſelbſt verheelte: daß ſie einen Mann ſo lange ihres Vertrauens würdig geſchätzet hatte, der einer abſcheulichen Ketzerey beſchuldiget wurde.

wurde. Der Bischof von Meaux reizte sie; der Erzbischof von Cambrai zog sie an sich, und der Bischof von Chartres regierete sie. Die Frau von Maintenon wollte also den Ketzer noch einmal brechen, und ihn und seine Meynungen mit dem Cardinal von Noailles gegen einander halten. Ueberhaupt stimmte man in der ganzen Sache überein, und nur in Kleinigkeiten war man uneins. Der Cardinal gestund ein, daß er das Buch untersuchet; allein er läugnete, daß er es gebilliget hätte. Diese Unterredung verursachte der Frau von Maintenon die empfindlichste Unruhe. Sie sagete zu ihnen: Streiten sie, meine Herren, streiten sie so lange sie wollen, und wenn es möglich ist; so wünsche ich, daß sie alle beyde Recht behalten. Wenn sie eine Quietistinn gewesen wäre, würde wohl der Quietismus eine Ketzerey gewesen seyn?

Fenelon schmäuchelte sich, mächtige Beschützer zu Rom zu finden, wo seine Widersacher nicht das geringste galten. Alle seine Freunde riethen ihm, die Beurtheilung seines Buches vor die höchste Instanz zu bringen. Der Pater de la Chaise schrieb, als von Seiten des Königs, an den Cardinal Janson, und bath ihn, er möchte das Buch, Grundsätze der Heiligen (Maximes des Saints) in seinen Schutz nehmen; dessen Lehre rein und lauter wäre, weil sich alle Jansenisten darwider empörten. Der Cardinal antwortete dem Könige, daß er gehorchen wollte. Nach Durchlesung dieses Briefes, ließ der König den Pater de la Chaise vor sich fodern; gab demselben

ſelben einen heftigen Verweis, daß er ſeinen Namen gemisbrauchet hätte, verwarf alle ſeine Entſchuldigungen, und befahl dem Herrn von Tocy, daß er alles eiligſt widerrufen ſollte, was der Jeſuit geſchrieben hätte.

Die Frau von Maintenon gab auf inſtändiges Anhalten des Biſchofes von Cambrai dem Könige zu verſtehen, daß wenn der Frieden in Frankreich erhalten werden ſollte, es nöthig wäre, daß dieſer Streit in Rom entſchieden würde. Der König war auch nicht zuwider. Fenelon hielt anfangs das Stillſchweigen des Königes für eine Erlaubniß, und nachher für einen Befehl. Er ſchrieb an den Pabſt. Der Cardinal von Bouillon erboth ſich gegen den Fenelon, ſeine Reiſe zu beſchleunigen, unter dem Vorwande der Dechantſtelle in den Kardinalscollegio: welche ihm nach dem Tode der Cardinäle, Cibo und Altieri, zufallen ſollte. Er verſprach ihm, durch ſeine Ränke ſich zum Meiſter von allen Berathſchlagungen zu machen. Um aber zu einem glücklichen Fortgange in ſeinen Unternehmungen zu gelangen, verlangete er, daß ihm die Beſorgung der königlichen Staatsgeſchäffte in Rom möchte aufgetragen werden. Der Pater de la Chaiſe, ſchrieb an den Cardinal Janſon; die Zeit wäre gekommen, da er die Vergeltung, ſo der König ihm für ſeine Dienſte beſtimmet hätte, genießen ſollte. Janſon wurde dadurch hintergangen; er ſuchete die Abreiſe des Cardinals von Bouillon in allen Briefen zu beſchleunigen, und ſtellete vor: daß, wenn der Titel eines königlichen Miniſters mit der Würde ei-

nes Dechanten des Kardinalscollegii vereiniget wäre, solches zum großen Vortheile der Nation gereichen würde.

Der König war dem Cardinal von Bouillon gehässig, weil er sich noch der aufgefangenen Briefe erinnerte; und konnte ihm noch nicht verzeihen, daß er seines Bruders Sohn, wegen des Fürstenthums Dauphine in Auvergne, den Titel eines Dauphins beylegen wollen. Pontchartrain und Torcy wurden gewonnen, und Bouillon wurde Abgesandter. Er war eitel, unruhig, geizig, verbindlich gegen die Jesuiten, denen er seine Zurückberufung zu danken hatte; ein persönlicher Feind von allem, was den Namen Noailles führte; ein vertrauter Freund vom Fenelon; stolz auf seine Geburt; durch sein Unglück noch hochmüthiger gemachet; zu den allerleichtesten Staatssachen unfähig: eingebildet genug, auch die allerschwersten zu übernehmen; von dem grausamen Vergnügen beherschet, die Ruhe des Königs zu stören; dem er weder seine Verbannung, noch den Verlust des Bißthums von Lüttich vergeben konnte: und so reisete Bouillon nach Italien ab, und war einzig und allein mit der Sache des Bischofs von Cambrai beschäfftiget. Er nahm den Jesuiten Charonier als einen Gottesgelehrten mit sich: welcher durch die häufige Anführung poetischer Schriften, überlästig wurde, seine Schmäucheleyen übertrieb, ungeschickt in seinen Ränken, und unflätig in seinen Gesprächen war.

Bey seiner Ankunft in Rom ward der Cardinal von Bouillon seiner Sinnen beraubet; es sey nun,

daß

daß die Beſchwerlichkeit der Reiſe, oder die Veränderung der Luft dieſes verurſachet hatte. Am Tage war er tiefſinnig, und des Nachts raſend. Es fand ſich weder Luſt zum Eſſen, noch Schlaf mehr bey ihm. Er wurde ohne Unterlaß von den traurigſten Vorſtellungen gequälet, und man durfte ihn nicht aus den Augen laſſen. Die Bäder von Freſcati aber brachten ſeinen Verſtand wieder zu rechte.

Fenelon fuhr fort ſeine Unterwerfung, und Boſſuet ſeine Standhaftigkeit zu betheuern: „dieſer ſa„get, ich werde meine Stimme wider ſeine Irrthü„mer bis zum Himmel erheben. Gottes eigene Sa„che ſoll nicht nachläßig bey Seite geſetzet werden. „Und wenn ich auch nur der einzige wäre, ſo will ich „allein doch allen widerſtehen. Die Seelen ſind in „Gefahr; aber Gott wird weder mich, noch ſeine Kir„che verlaſſen. Indeſſen mag es gehen, wie es will: „ſo wird doch endlich die Wahrheit ſiegen, und der „Irthum zu ſchanden werden *.„

Wenn dieſer heftige Mann auch gleich wäre verurtheilet worden: ſollte man wohl glauben, daß er ſich würde unterworfen haben?

* S. Relation du Quietiſme p. 264.

Sechzehntes Hauptstück.

Fenelon wird in sein Kirchengebieth zurücke geschicket.

Im Julius 1697.

Der König, welcher dem Fenelon die Erziehung der Prinzen noch nicht entzogen hatte, schlug ihm die Erlaubniß ab, persönlich nach Rom zu gehen, seine Sache daselbst zu treiben; und that ihm den Vorschlag, sich selbst mit dem Bischofe von Meaux in Unterhandlungen einzulassen. Fenelon vermied allen Streit: entweder, weil ihm Bossuet verhaßt war, oder weil er befürchtete, er möchte durch die gebietherische Geschwindigkeit seiner Zunge unterdrücket werden. Gleichwohl opferte er, auf Zureden Herrn Heberts, seine Empfindlichkeit der Liebe zur Wahrheit auf, und willigte in die Unterhandlungen; wofern der Cardinal von Noailles, einige Bischöfe und ehe Doctores dabey zugegen wären, und wenn ein Sekretär die Einwürfe und Antworten, von Wort zu Wort niederschriebe *). Er händigte dem Pater Valois diese Bedingungen schriftlich ein, der die Rolle eines Mittlers spielete, um seine Stelle beyzubehalten, und seinen Freund zu retten.

Der Pater la Combe, der zu Vincennes gefangen saß, gestund alles, was zwischen ihm und der

*) Mém. Mſts. de l'évêque d'Agen.

der Frau Guion vergegangen war. Er schrieb ſo gar einen Brief an ſeine Beichttochter *), in welchem er ſie aller der Vertraulichkeiten erinnerte, ſo ſie mit einander gepflogen hatten, und vermahnte ſie dieſelbe zu bereuen. Der Cardinal von Noailles ließ dieſen Brief die Frau Guion leſen, welche plözlich ausrief: „Wie unglücklich iſt der Pater „la Combe! Er iſt alſo närriſch? O! mein Gott, „wie unbegreiflich ſind deine Gerichte!„ Eine Kammerfrau von der Frau Guion, und ein Edelmann des Herzogs von Orleans beſchuldigten dieſelbe unreiner Berührungen. Sie wurde alſo in die Baſtille geſchicket, und ihr Vertheidiger war gänzlich verlohren. Nichts erbitterte den König mehr, als dieſer Brief: er hielt die Frau Guion für die Verderberinn der Sitten: er glaubete, die Herzoginnen von Guiche, von Mortemar, von Sülly, von Chevreuſe und von Beauvilliers wären verführet; Fenelon ſey der Beſchüzer des Laſters, und die Frau von Maintenon die Mitſchuldige von allem dem Uebel, das ſie verhölet hätte. Er erinnerte ſich mit neuen Schmerzen, der frommen Zuſammenkünfte in dem Pallaſt von Beauvilliers: und wer weis, wie weit ſein Verdacht gieng? Die reinſte Tugend wurde nicht davon verſchonet: wenn man anders nach der heftigen Gemüthsbewegung urtheilen ſollte, die bey einem ſo beſcheidenen und klugen Könige, ein Schrecken erregete.

Fenelon ſuchete indeſſen ſeinen Kummer mitten unter ſeinen Freunden, durch die unſchuldigen Er-

*) Eben daſelbſt pag. 508. 509.

geſellſchaften, einer muntern und lebhaften Geſellſchaft zu zerſtreuen. Der Abt von Langeron kam mit einem traurigen und niedergeſchlagenen Geſichte auch dahin. Er fragete den Herrn von Fenelon: „Haben ſie Briefe aus Flandern bekommen? Ja, antwortete der Erzbiſchof. Hat „man ihnen auch gemeldet, fuhr der Abt fort, was „in ihrem Pallaſte vorgegangen iſt? Ja, man hat „es mir geſchrieben. Allein wiſſen Sie auch, ſagete der Abt, daß alle ihr Hausrath, alle ihre Bücher und Schriften, im Feuer aufgegangen ſind? „Ja, mein lieber Abt, ich weis alles dieſes, antwortete der Erzbiſchof; und ich bin auch ſchon darüber getröſtet.„ Er fuhr hierauf ganz ruhig in dem angenehmſten Geſpräche fort, das Langeron unterbrochen hatte. Einen Augenblick nachher brachte man ihm einen Brief vom Könige. Er eröffnete denſelben ganz ruhig, und las darinnen ſeine Ungnade, ohne blaß zu werden; ſagete ſeinen Freunden einige Worte davon, und fuhr in ſeinem Geſpräche fort.

Fenelon, der ſo plötzlich in ſein Kirchengebieth zurücke geſchickt wurde, behielt gleichwohl die Lehrmeiſterſtelle bey den Prinzen noch. Aber dieß war es auch alles, was der König den Bitten der Frau von Maintenon, und den Thränen des Herzogs von Burgund zugeſtund. Der Kardinal von Noailles und der Biſchof von Charres, die vorher alles von den eingewilligten Unterhandlungen gehoffet hatten, zweifelten nicht: daß der Biſchof von Meaux ſich geheimer Triebfedern bedienet habe, um

um den Erzbischof über seine Hartnäckigkeit zu bestrafen. Diese beyden Prälaten, waren von den innerlichen Wegen nicht weit entfernet. Es hat das Ansehen, daß sie würden geschwiegen, und sich vielleicht mit dem Herrn von Fenelon vereiniget haben, wenn sie nicht gefürchtet hätten: die Grundsätze, (Maximes) wären mehr eine Vertheidigung für die Frau Guion, als eine Auslegung der mystischen Geheimnisse. Der Bischof von Chartres hatte oft gesaget: Fenelon dächte wie er, nur daß er sich anders ausdrückete. Es schien, daß der Erzbischof von Paris, zu der Zeit, da die Artikel von Issy abgefasset wurden, sich anheischig gemachet hatte, die uneigennützige Liebe durch folgendes in seinem Unterrichte (Instructions) zu behaupten: „Wir wollen die Ausschweifungen nicht „tadeln, worzu die Seelen durch die Liebe verleitet werden. Das rechte Maaß und Ziel in der „Liebe Gottes ist dieses: ihn über alle maßen zu lieben.„ Die Frau von Maintenon trug Bedenken, sich in eine Sache einzulassen, die bereits vor dem römischen Stuhle angebracht wäre; und sie erwartete stillschweigend die Entscheidung der Kirche. Allein sie brachte die Ausrottung der Grundregeln der Mystiker zu St. Cyr vollends zu Stande. Sie vermahnete die Frau Maisonfort, sich nach den Ordensregeln zu bequemen, den geraden und leichtesten Weg zu Gott zu gehen; viel eher ihre vorigen Unvollkommenheiten wieder anzunehmen, als diejenigen zu behalten, zu welchen sie durch ihre seltsame Einbildung wäre gebracht worden. Die Frau

Maisonfort gehorchte: aber bald darauf bekam sie neue Entzückungen. Der Herr von Bossüet überzeugete sie nicht. Sie glaubete, viel Falschheit bey ihm zu entdecken; indem er beym Fenelon dasjenige öffentlich verwarf, was er sich nicht unterstund, an den Heiligen zu tadeln. Der Bischof wollte eine tiefe Ehrfurcht gegen die mystischen Schriftsteller, und eine völlige Verachtung gegen ihren Vertheidiger mit einander vereinigen; und dieses war ganz unmöglich. Fenelon schrieb von Cambrai den erbaulichsten Brief an den Herzog von Beauvilliers. Er beklagete sich weder über die Strenge des Königes, noch über die heimlichen Tücke seiner Neider, noch über die Ungerechtigkeit seiner Feinde. Er schien ruhig zu seyn, seinen Meynungen entsaget zu haben, über alle Widerwärtigkeit erhaben, bereit sich zu unterwerfen, und überzeuget zu seyn, daß man die uneigennützige Liebe mit einer völligen Hintansetzung des Eigennutzes vertheidigen müsse. Dieser Brief, der öffentlich ausgebreitet, und in die italienische Sprache übersetzet wurde; erwarb ihm sehr viel Anhänger.

Bossüet, der lieber das Gebethbuch beurtheilen, als selbst bethen mochte, beantwortete diesen Brief; und legete den Ausdrücken, welche eine gänzliche Unterwerfung anzeigten, den sträflichen Verstand einer vorsetzlichen Empörung bey. Er sagete: „Sein Gehorsam suchet schon im voraus Ausflüchte; „und man wird die Spitzfindigkeiten, welche die „Welt in dem vorigen und itzigen Jahrhunderte ermüdet haben, wieder hervorkommen sehen.„ Bossüet

ſuet machete dem Erzbiſchofe von Cambrai ohne alle Umſchweife den Vorwurf, daß er ſelbſt Verfolger des Gebethes ſchmiedete, um ein Märtyrer davon zu werden; und verwickelte ſich ganz in theologiſche Schlüſſe, wodurch die Geiſtlichkeit verblendet, die Weltleute aber ermüdet würden. Seine eignen Freunde wurden durch ſeinen beißenden Eifer beleidiget. Die Staatsleute misbilligten denſelben. Fleuri, Catalan, Langeron, tadelten ihn öffentlich. Und was ſageten nicht ſeine Feinde alles? Wie gieng es zu, daß er, da er den Hugonotten ſo viel Nachſicht bewieſen, den Quietiſten gar keine geſtatten wollte? Seine Offenbarung (apocalypſe) war nichts als Träumerey: Seine Anmerkungen über den David und Salomon (notes ſur David & Salomon) das Werk eines Schülers; Seine Veränderungen, (Variations) ein hübſcher Roman; Seine Auslegung des katholiſchen Glaubens, (expoſition de la foi catholique) eine ſchändliche Verſtellung der Kirchenlehre.

Dem Herrn Boſſuet blieben alle dieſe Reden nicht verborgen. Er kannte die Urheber davon; er hätte ſie mit einem Worte zu Schanden machen können. Gleichwohl zog er ſie an ſeinen Tiſch: entweder die Beleidigung mit chriſtlicher Liebe zu vergelten; oder daß ſie vieleicht Zeugen ſeines Sieges ſeyn ſollten. Vieleicht aber auch, beyder Urſachen wegen *).

*) S. Relation du Quietiſme 2me partie pag. 4.

Siebenzehntes Hauptstück.

Gegen einander laufende Schriften.

Der Streit wurde täglich hitziger. Kaum kam ein Buch von dem Bischofe von Meaux zum Vorscheine, so sah man auch alsobald verschiedene Antworten von dem Bischofe von Cambrai darauf. Der Herr von Fenelon sagete ihm mit der größten Gelindigkeit: daß er der allerheftigste Mann von der Welt wäre. Bossüet erwiederte voller Ungestüm: Und sie sind der allerargelistigste! ein anderer Montan der neuen Priscille! An statt, daß sie die Demuth eines Bischofes besitzen sollten: so finde ich weder die Sanftmuth eines Christen, noch eines Menschen bey ihnen! Seine Absichten konnten aufrichtig seyn, aber man kann ihn gewiß nicht von aller

*) S. la III Lettre à Mr. de Meaux, am Ende.

**) Die geistlichen Liebhaberinnen, die Bräute des himmlischen Königes, spiegeln sich, reinigen sich, schmücken sich, so gut als sie können; aber nicht in der Absicht, vollkommen zu seyn, nicht sich selbst eine Genüge zu thun, nicht sich zu beschauen, nicht den Himmel zu ererben, sondern dem Bräutigam zu gefallen. Sie reinigen sich, nicht um sauber zu seyn, sie schmücken sich, nicht um schön zu seyn: sondern einzig und allein ihrem Liebhaber zu gefallen; denn wenn diesem die Häßlichkeit so angenehm wäre, als die Schönheit, würden sie die Häßlichkeit der Schönheit selbst vorziehen. S. den St. Franciscus de Salles an die Mutter Des Chantal. An einem andern Orte redet er also: „Ja, sie würden so gar die

aller Bosheit frey sprechen. Denn da Fenelon betheuerte, daß er sich unterwerfen wollte: so hätte dieser nicht schreyen sollen, daß er sich nimmermehr unterwerfen würde. Es stund ihm ja frey, die Irrthümer anzugreifen; es war ihm aber nicht erlaubt, die Person verhaßt zu machen. Ich habe mir so viel Geduld genommen, alle diese Schriften durchzulesen; und ich habe keine Antwort vom Bossuet auf diese Worte Fenelons gefunden *). Ich bin derjenige liebe Schriftsteller, den sie in ihrem Herzen tragen, um ihn mit dem Molinos zugleich in den Abgrund des Quietismus zu stürzen. Sie beweinen mich an allen Orten; und in vollen Thränen verläumden sie mich überall.

St. Franciscus von Salles wurde von beyden Theilen zum Gewährsmanne angerufen: und beyde hätten von ihm abstehen sollen. Fenelon that Unrecht, daß er seiner Lehre folgete; und Bossuet, daß er sie erklärete **). Es fiel dem Bischo-

*) „Hölle dem Paradiese vorziehen, wenn sie wüßten, „daß in jener ein wenig mehr himmlisches Vergnügen anzutreffen wäre, als in diesem: dergestalt, daß „wenn ihre Einbildung unmögliche Dinge vorstellen „könnte, und sie derselben zu Folge glaubeten: daß die „Rettung ihrer Seele Gott nicht so angenehm wäre, „als deren Verdammniß: so würden sie die Rettung „ihrer Seele bey Seite setzen, und zu der Verdammniß eilen.„ Die Schriften des heiligen Franciscus des Salles sind voll von dergleichen seltsamen Stellen. Man muß den Heiligen auf die Seite stehen, bekennen, daß er ein Mensch gewesen, und sagen: daß der Erzbischof von Cambrai Unrecht gehabt hat, einem Manne, der kaum vorgestern heilig gesprochen war, nachzuahmen.

Bischofe von Meaux eben so schwer, die Irrthümer des heiligen Franciscus de Salles zu bekennen; als es dem Bischofe von Cambrai schwer wurde, die seinigen zu gestehen. Beyde waren in ein Labyrinth verirret, woraus sie nicht kommen konnten, da sie sich der Gewalt, statt der Vernunft bedienen wollten: Bossuet erstaunete über die sinnreiche Beredsamkeit seines Generals; er zitterte, oder stellete sich, als wenn er der Religion wegen zitterte. Er antwortete der Frau von Grignan, die ihn fragete: ob denn der Herr von Fenelon so viel Verstand hätte? Ach! gnädige Frau, sagte er, er hat so viel Verstand, daß man davor erschrickt.

Sept. 1698.

Die Frau von Maintenon war eben so aufmerksam und bemühet, unter ihren Kindern sowohl die Reinigkeit des Glaubens, als die Unschuld und Lauterkeit in den Sitten zu erhalten. Sie bath dieserwegen den König, drey Nonnen aus St. Cyr wegzuschaffen, deren Eigensinn sich dem Bischofe von Chartres, und dem Bischofe von Meaux widersetzet hatte. Der König begab sich in eigener Person mit der Herzoginn von Burgund nach St. Cyr. Er ließ die Gesellschaft zusammen berufen, und stellete die Gefahr sehr lebhaft vor, welche die neuen Meynungen nach sich ziehen könnten. Er sagete: der Quietismus sollte demjenigen nicht widerstehen, der den Jansenismus zerstöret hätte; gebath, die hartnäckigen Klosterfrauen nicht wieder

nach

nach St. Cyr kommen zu laſſen. Er betheuerte: daß er alle Vorſicht deswegen brauchete, um das Haus von St. Ludwig gegen alle Anfälle zu befeſtigen, die es nach ſeinem Tode bedroheten; und wiederholete zum öftern dieſe Worte: Ein unruhiger und ſeltſamer Kopf ſchrecket mich aller Orten.

Ludwig ließ es hierbey noch nicht bewenden. Er fürchtete, daß das Verdienſt und die Gaben der drey Ordensfrauen, la Maiſonfort, von Tour und von Montaigle, die weggeſchaffet waren, die Geſellſchaft bewegen möchten, ſie einmal wieder nach St. Cyr kommen zu laſſen. Er ſchrieb alſo von Compiegne an die Vorſteherinn: daß er hiermit ausdrücklich unterſagete, ſie weder bey ſeinem Leben noch nach ſeinem Tode jemals wieder aufzunehmen. St. Cyr, welches allezeit die Abſichten ſeines Stifters treulich erfüllet hat, bewahret von dieſer Zeit an, den Schatz des Glaubens mit deſto mehr Sorgfalt; da ſie durch ein häusliches Exempel erfahren hatten, wie leicht es iſt, denſelben zu verlieren. Die Frau von Maintenon führete daſelbſt einen Grundſatz ein, nach welchem man ſich wohl zuweilen irren, aber niemals Unrecht haben kann: nämlich einen unverbrüchlichen Eifer für den päbſtlichen Stuhl, und eine gelehrige Ehrerbiethung gegen denjenigen, der ihn beſitzt.

Achte

Achtzehntes Hauptſtück.

Widerlegte Verläumdung.

Die Streitſchriften wurden von beyden Theilen fortgeſetzet. Fenelon beklagete ſich, daß man ihn wider ſeinen Willen zum Ketzer machen wollte. Beyde Biſchöfe ſtraften einander öffentlich Lügen. Die Rechtgläubigen ärgerten ſich daran: die Freygeiſter lacheten darüber: der Herzog von Nevers machete Satiren darauf, der König ſagete: Ich glaubete, daß jedermann ſchweigen ſollte, bis Rom geredet hätte. Die Klugen ſeufzeten, daß die beyden ſcharfſinnigſten Geiſter von Frankreich, ihren Verſtand und ihre Zeit auf ein Werk verſchwendeten, das mit den Streitigkeiten zugleich, durch die es entſtanden war, auch wieder vergehen würde. Die Tadler bemerketen, daß man die Sitten von beyden Prälaten nicht angegriffen: obgleich die Verbindung des einen mit der Frau Guion Anlaß genug zur Verläumdung gegeben hätte; und die Neigung des andern gegen das Fräulein des Vieux von Mauleon, dem Jurieu Stoff zu ſatiriſchen Erzählungen gegeben hätte *).

Boſſuets Freunde, (und niemals hat ein Mann, der bewundert wird, mehr Freunde gehabt, als dieſer,)

*) S. Lettres paſtorales de Jurieu aux religionnaires de France. Der Pater la Chaiſe ſagete: der Biſchof von Meaux wäre ein ſtärkerer Mauleoniſte

ser,) rühmen noch gegenwärtig seine Bescheidenheit und Mäßigung. Sie sagen: er würde seinen Feind gänzlich gestürzet haben, wenn er nicht die gerichtliche Frage der Frau Guion unterdrücket hätte; durch welche sie dem Herrn von Fenelon zur Last legete: er sey, nach dem Ausdrucke des hohen Liedes, auf den Palmbaum gestiegen, habe seine Zweige ergriffen, und seine Früchte abgebrochen. Dieses ist eine abscheuliche und abgeschmackte Verläumdung. Sie ist abscheulich, denn ich habe die ganze Streitschrift gelesen, welche der Abt Pirot mit eigner Hand geschrieben hat; und worinnen nicht mit einem Worte von dem Herrn von Fenelon gedacht wird. Sie ist ungereimt: denn nachdem der König denenjenigen, die ihm ein bloßes Verständniß verschwiegen, die schärfsten Verweise gegeben hatte; ist es denn wohl wahrscheinlich, daß man Verbrechen vor ihm hätte verhölen dürfen? Hätte wohl der Policeylieutenant dergleichen durch die Finger gesehen, der selbst einen Tractat wider die Quietisten schreiben wollte; die die Beurtheilung des de la Reynie bey weitem nicht so sehr fürchteten, als die versiegelten Briefe, die keine Einwendungen gelten lassen? Die Sitten des Erzbischofes von Cambrai blieben also unbefleckt in einem Streite, worinnen seine Gegner beständig sagten: daß die Sitten verderbet würden. Auch der Frau Guion ihre Lebensart wurde nach der Zeit durch das feyerliche Zeugniß gerechtfertiget, welches ihr eine ganze Versammlung der Geistlichkeit ertheilete.

Neun-

als Molinisie. S. Siecle de Louis XIV. art. des auteurs, edit. de Paris.

Neunzehntes Hauptstück.

Das Buch des Herrn von Fenelon wird zu Rom untersuchet.

Der König schrieb einen ziemlich harten Brief an den Pabst, wider das Buch die Grundsätze der Heiligen, (Maximes des Saints). Barillon streuete aus: daß dieses Schreiben entweder erpresset, und erschlichen wäre; oder daß es der Cardinal von Noailles, und der Herr von Bossuet dem Könige dictiret hätten. Die Versammlung der heiligen Inquisition, ernannte sieben Ordensgeistliche zu dessen Untersuchung und Prüfung, und nicht einen Bischof. Aus der Ursache saget der Abt Philippeaux sehr natürlich: Weil die Prälaten zu Rom, die Grundsätze der Religion nicht verstehen, sondern die Gottesgelahrheit nur den Mönchen überlassen. Gleichwohl hat die gallicanische Kirche mehr Ehrerbiethigkeit gegen die Entscheidung einer solchen Gesellschaft, als gegen eine, die in der allgemeinen Versammlung ihrer eignen Geistlichkeit abgefasset wird. Die Entfernung giebt der Sache einen Werth: man kann sagen: Rom hat gesprochen! und die bloßen Namen sind es, was die ganze Welt regieret. Jeder Bischof hatte zu Rom seinen Sachwalter. Der Erzbischof von Cambrai hatte daselbst den Abt von Chanterac, seiner Mutter Bruder, und der zugleich sein erster Amtsverweser

ſer war; der Biſchof von Meaux den Abt Boſſuet, ſeines Bruders Sohn. Boſſuet wurde als das Orakel der franzöſiſchen Kirche vorgeſtellet; und Fenelon als ein Mann, der durch einige vereinigte Biſchöfe verfolget würde, welche Feinde des römiſchen Stuhls wären, und die Jeſuitenbeſchützten; welche beſchuldiget wurden, daß ſie die Liebe, die in den Sündern entſtünde, zwar nicht wollten Statt finden laſſen, gleichwohl die Nothwendigkeit derſelben bey den Gerechten behaupteten. Es iſt alſo gewiß, daß die Religionsſtreitigkeiten nichts als parteyiſche Händel ſind!

In dem erſten Sitze der Verſammlung, hatte der Erzbiſchof von Cambrai nicht mehr als zwo Stimmen für ſich gegen fünfe. Bouillon wollte einige Ordensräthe ausſchließen, deren Gelehrſamkeit und Aufrichtigkeit bekannt war; an deren Stelle er andere verlangete, die dem heiligen Geiſte angenehmer wären. Allein es war umſonſt: man geſtund ihm nicht mehr, als zwey Biſchöfe zu, le Drou und Rudolovic. Dieſe beyde allein waren unwiſſender, als alle Monſignors zuſammen *).

Der Beyſitz dieſer beyden Prälaten, erregete einen heftigen Streit in der Verſammlung, und eine ſörmliche Spaltung. Die Freunde des Erzbiſchofes von Cambrai ſiegeten und behaupteten: daß man das Buch nicht verwerfen könne. Der Pabſt, ein ſchwacher Herr, der keine andern, als nur entlehn-

*) S. Relation du quietiſme, von dem Abt Philippeaux, Theologen des Abts Boſſuet.

lehnte Meynungen hatte, war nicht wenig über die Trennung der Kirche betrübet, die dem apostolischen Stuhle zur Schande gereichte. Er fügete den ersten noch drey andere Ordensglieder bey, und die Untersuchung des Buches wurde vom neuen vorgenommen. Die es mit dem Herrn von Cambrai hielten, streueten zu Rom aus: daß, seit der geistliche Unterricht (l'instruction pastorale) des Herrn von Fenelon erschienen wäre, so hätte Paris seine Vorurtheile fahren lassen, und die Kirche wäre beruhiget worden. Der König sey nunmehr eines bessern unterrichtet, und tadele selbst die erste Hitze eines unzeitigen Eifers über ein Misverständniß. Der Erzbischof von Paris, und der Bischof von Chartres giengen von dem Herrn von Meaux ab, und ganz Europa sähe den Fenelon als ein Opfer an, das Bossuet, welcher über dessen Gaben eifersüchtig wäre, seiner Ehre aufopfern wollte. Beyde Theile glaubeten, die Geistlichkeit zu Rom würde vom heiligen Geiste getrieben: gleichwohl redeten, schrieben und handelten sie nicht anders, als wenn dieselbe in ihren Schlüssen nur menschlichen Absichten gemäß urtheilete.

Durch diese Gerüchte wurde das Urtheil des Pabstes und der Versammlung gehemmet. Ehe man dasselbe sprach, mußte man gewiß versichert seyn: ob dieser richterliche Ausspruch auch der mitwirkenden Macht gefallen möchte? Denn zu was dienen alle Befehle, die ein Tribunal über bloße Meynungen ertheilet: wenn dieselben nicht mit Feuer und Schwert unterstützet werden? Die geistlichen Ordensräthe wurden angetrieben und

mit

mit Büchern überhäuft. Man suchete ihren Ausspruch durch unermeßliches Lesen zu beschleunigen. Der Pabst, welcher über die heftige Begierde dreyer Bischöfe ganz erbittert war, mit welcher dieselben die Verurtheilung eines Werkes verlangeten, dessen Verwerfung sie sich vor der Zeit angemaßet hatten, besorgete: daß er sein Ansehen verlieren möchte.

Nachdem **Boullon** verschiedene Schwierigkeiten erreget hatte, suchete er die Ehre seines Freundes zu retten, und schlug vor: das Lesen des Buches **von den Grundsätzen** (des Maximes) zu verbiethen, so lange bis es verbessert wäre. Dieses Mittel wurde verworfen. Er schlug vor, die heilsame Lehre durch Kirchengesetze zu befestigen, welche des angegriffenen Buches gar nicht erwähnen sollten. Die **Meldisten**, (d. i. die Anhänger Bossuets) verhinderten dieses. Endlich sagete der Kardinal von **Boullon**, in dem letzten Sitze, dem **Kardinalscollegio**: „Wen denken sie wohl: daß sie verur„theilen? Etwan einen Gottesgelehrten, der mit „Schulstaube bedecket ist? oder einen Menschen, „von dem niemand weis, wer er ist; der ohne allen „Beystand ist? Sie irren sich. Es ist ein Erzbi„schof; der klügste Kopf im ganzen Lande; ein hei„liger Mann, dessen Sitten unsträflich sind; der „sein Kirchengebieth mit aller Weisheit regieret; der „ihnen die Ehre anthut, und seine Sache für die „oberste Instanz bringt; der seine Zuflucht zu dem „Ansehen des apostolischen Stuhls nimmt, welchen „seine Feinde verachten, und zu schwächen suchen; „Ein Gottesgelehrter, dessen Lehre bey allen from„men Seelen Beyfall gefunden hat, und der nur

„von fünf armſeligen Brüdern (Fraticelli) verwor-
„fen wird, welche weder einen Gemüthscharacter,
„noch einige Gelehrſamkeit beſitzen; und ſo gering
„und unbekannt ſind, daß ich nicht einmal ihren
„Namen weis. Ueberlegen ſie die Folgen, die aus
„ihrer Verurtheilung entſtehen können. Tauſend ge-
„druckte Bücher werden ihrem Urtheile widerſprechen.
„Sie können eben ſo wenig die Lehre von der reinen
„Liebe, als ihre Empfindung verbiethen. Ver-
„werfen und tadeln ſie immerhin den Erzbiſchof von
„Cambrai! Sein Verſtand und ſeine Freunde,
„werden ihm Mittel an die Hand geben, ſich zu
„retten. Wollen ſie ihn auch unterdrücken: ſo wird
„ihn ſein Verſtand nicht verlaſſen. Sie können ihn
„zu Boden ſchlagen: aber ſeine Freunde werden ihn
„wiederum aufhelfen.„

Dieſe Drohungen gefielen den Kardinälen gar nicht: Einer von ihnen gab zur Antwort: Herr Kardinal, wir ſind Richter, und keine Schüler. Der Pabſt, der von dem Hochmuthe des Cardinals von Bouillon, welcher ihm in vollem Drohen die Füße küßte, ſehr beleidiget war, ſagete ſelbſt: Dieſer Mann kömmt nur deswegen zu mir, ſich mit mir zu zanken. Er ſieht beſtändig, wie ein verwundetes wildes Schwein, aus.

Gleichwohl wollte ſich Bouillon eine Entſchuldigung bey dem Könige vorbehalten, und verurtheilete mit den Kardinälen dieſelben Sätze, welche er gleichwohl ſelbſt vertheidigte. Er ſagete zu der ganzen Verſammlung: Wahrlich, wir ſind die rechten Leute, die reine Liebe zu unterſagen; wir, die wir keine andere, als die unreine Liebe kennen.

Zvan

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Fenelon kömmt in Ungnade.

Als der König das falſche Gerücht erfuhr, daß er dem Erzbiſchofe von Cambrai beſonders gewogen wäre; und den Vortheil gewahr wurde, welchen der Irrthum daraus zog, gereuete es ihn ſehr, daß er ſeinen Kindern einen Quietiſten zum Lehrmeiſter, einen Quietiſten zum Beichtvater gegeben hatte *).

Er war ſehr über den Misbrauch ſeines Namens erzürnet, und drang dieſerwegen ſcharf auf die Verurtheilung der Grundſätze (Maximes:) Dadurch wurde in einem Augenblicke alles zu nichte gemacht, was man in Rom, von ſeiner Neigung gegen den Erzbiſchof von Cambrai ausgebreitet hatte. Fenelon verlohr, ungeachtet aller Thränen und Bitten des Herzogs von Burgund, die Stelle und das Gehalt als Lehrmeiſter bey demſelben. Alle ſeine Anverwandten wurden ihrer Bedienungen entſetzt; einer von ſeinen Brüdern vom Seeweſen zurücke geſchicket. Der Abt Beaumont, ſein Neffe, der Abt Langeron, ſein Freund; Du Puis und Feſchelle, Edelknaben der Prinzen, wurden vom Hofe weggeſchaffet: und alle ſeine Anhänger ſah

*) Der Pater Valois, ein Jeſuite, wurde durch den Fenelon zu den königlichen Prinzen geſetzt.

man als Mitſchuldige an. Ein Briefwechſel mit dem Fenelon war ein Staatsverbrechen *).

Der Sohn der Frau Guion, welcher unter der königlichen Leibwache dienete, und viel Verdienſte hatte, erhielt Befehl, dieſelbe zu verlaſſen. Die von Beauvilliers, von Guiche, von Chevreuſe, von Sülly, fürchteten allerſeits in das Unglück ihres Freundes verwickelt zu werden: man redete öffentlich bey Hofe davon. Die Janſeniſten und Hofleute wünſcheten es beyderſeits. Die erſten, weil ihnen der Erzbiſchof von Cambrai, den Herzog von Chevreuſe abſpenſtig gemacht hatte, der zu Portroyal war erzogen worden. Die andern, weil ihnen die vortrefflichen Eigenſchaften des Herzogs von Beauvilliers eben ſo ſehr als die Gunſt misfiel, in welcher er ſtund. Man berathſchlagete ſich im geheimen Rathe darüber. Der König durfte den Lehrmeiſter ſeiner Enkel nicht verurtheilen, ohne ihn zu hören. Als Beauvilliers den Anfang und Fortgang dieſer Sache dem Könige kurz wiederholet hatte, fügete er hinzu: „Ich habe mir keine „Vorwürfe über den Quietiſmus zu machen. Ich „bin noch ſo, wie ich zu allet Zeit geweſen bin, der „Entſcheidung der Kirche demüthig unterworfen. „Wenn die Meynungen des Erzbiſchofes von Cam„brai Irrthümer ſind, ſo ſtimme ich nicht mit ih„nen überein. In Glaubensſachen denke ich wie „mein Pfarrer, und nicht wie mein Freund. Wenn „die Freundſchaft gegen ihn ein Verbrechen iſt, ſo „iſt

*) S. Mém. Mſs. de l'evéque d'Agen.

„ist entweder der ganze Hof so strafbar als ich, oder „ich bin so unschuldig als der ganze Hof. Die Erziehung der Prinzen ist unter meinen Händen nicht „in Gefahr. Sie sind von den Meynungen der „Quietisten weit entfernt, und kennen nicht einmal den Namen davon. Ich weis, Sire: man „beschuldiget mich, daß ich sie mit eifrigen Gebethen „überhäufete. Rom mag dieselben beurtheilen. Ich „will sie bloß den Rosenkranz hersagen lassen. Ich „bin das Werk Eurer Maj. Sie haben mich „groß gemacht, und können mich wieder klein machen. In dem Willen meines Königes, werde „ich den Willen meines Gottes erkennen. Ich werde mich vom Hofe mit dem Schmerze entfernen, „den mir Dero Misfallen verursachet, und mit der „Hoffnung, ein ruhiger Leben zu führen.„ Der König schien mit diesen Gesinnungen zufrieden zu seyn.

Die Frau von Maintenon war über das Unglück des Erzbischofes von Cambrai untröstlich. Sie hatte ihm nicht helfen können, weil der Herr Bossuet dem Könige gesaget hatte: der päbstliche Stuhl würde sich niemals entschließen, einen Mann zu beschimpfen, von welchem man glaubete, daß er gut bey dem Könige stünde. Sie konnte ihn nicht beklagen. Die Wohlfahrt der Prinzen war ihr lieber, als das Glück ihres Freundes. Sie durfte nicht reden, aus Furcht, den Verdacht des Königes zu bestärken. Diese gezwungene Verhölung ihres Schmerzens, verderbete ihr Geblüt, und sie wurde gefährlich krank. Der König sagete zu ihr: Soll ich sie noch dieses Mannes wegen ster-

ben sehen *). Diese Art des Trostes war ein neuer Dolchstich für die Frau von Maintenon. Der Verdruß hatte das Herz des Königes ganz eingenommen. Er machete ihr, über die Vertraulichkeit mit dem Fenelon, und über die geheimen Unterredungen, die ihm lange Zeit verborgen gewesen, die bittersten Vorwürfe. Die Frau von Maintenon, konnte diesem unglücklichen Argwohne auf keine andere Art abhelfen, als daß sie sich so gar hütete, des Namens des Erzbischofes von Cambrai zu erwähnen.

Diese Erzählung ist von der, so der Herr von Ramsai anführet, sehr unterschieden. Er stellte die Ungnade des Herrn von Fenelon, als ein Werk der Frau von Maintenon vor: welche über die Gunst des Prälaten bey dem Könige, der ihn gar nicht leiden konnte, niederträchtig eifersüchtig geworden wäre **).

Aber warum widersetzete sich die Frau von Maintenon nicht dem schleunigen Falle eines Mannes, den sie so sehr liebete? Warum bath sie den König nicht, die Verurtheilung von Rom abzuwarten? Dieses war die Frage, so man der Marquise von *** that, welche lange Zeit mit dem Erzbischofe von Cambrai und der Frau von Maintenon gelebet hat. Und hier folget von Wort zu Wort, ihre Antwort darauf. „Wenn die erhabene Tugend der Frau von Maintenon dem Könige erlaubt hätte, den geringsten eifersüchtigen Ver-

*) S. Mémoires de Mr. de Perou.
**) S. Vie de Mr. de Fenelon.

„Verdacht zu schöpfen, so würde derselbe gänzlich auf „den Bischof von Cambrai gefallen seyn.

Ein erschrecklicher Brief berichtete dem Cardinal von Bouillon diese unerwarteten Veränderungen. Allein er wurde nicht wankend gemacht. „Itzo sa„gete er, itzo ist es mir rühmlich, meinem Freunde „zu dienen!„ Man stellete ihm vor, daß er sich selbst in Unglück brächte: allein er gab zur Antwort: „Ein Mann von meinem Stande wird nicht so leicht „unglücklich.„ Das Haus von Noailles kann fallen, aber Bouillon nicht! Seine Schmäuchler überredeten ihn, er wäre in der Freundschaft eben das, was Türenne im Felde gewesen. Doch es war noch nicht genug, daß die Frau von Maintenon gezwungen wurde, allen ihren Schmerz zu verbergen. Man verlangete noch von ihr, daß sie das Vertrauen errathen sollte, welches Fenelon zu einer Zeit, da er noch unglücklich war, auf sie gesetzet hatte. Die Ehre, der Eifer und das Mitleiden quäleten wechselsweise ihr Herz. Zu Rom sagete man: der Erzbischof von Cambrai hätte mit der Frau Guion die vertrauteste Gemeinschaft gepflogen, seine Freunde räumeten dieses nicht ein. Man suchete in Paris einen überzeugenden Beweis davon. Die Frau von Maintenon ließ sich einmal verlauten, daß der Erzbischof von Cambrai ihr vormals einen weitläuftigen Brief darüber geschrieben hätte. Des Marais vertrauete dieses dem Herrn von Bossüet, der ihm sagete: daß der Vortheil der Religion keine Zärtlichkeit in der Freundschaft gestattete. Dieselbe Ursache führete man ebenfalls der Frau von Maintenon an: gleich, als wenn die Wahrheit nicht hät-

te siegen können, ohne durch eine Treulosigkeit ihren Zweck zu erreichen. Die Frau von Maintenon hatte die Schwäche, dem Bischofe von Chartres eine Abschrift dieses Briefes zu ertheilen, und das Original dem päbstlichen Abgesandten zu zeigen *). Diese Schrift wurde nach Rom geschicket. Der Abt Bossüet theilete solche unter die Cardinäle aus. Bouillon wurde bestürzet darüber: der Abt von Chanterac schwieg still dazu: Fenelon schrieb eine weitläuftige Vertheidigung, und fand kein Gehör. Diese Schrift machete, daß die Versammlung der Cardinäle einen Schluß fassete. Hätte die Frau von Maintenon bey dieser Gelegenheit mehr Treue und weniger Eifer bewiesen: und hätte man nicht von dem Pater la Combe eine Widerrufung erzwungen, so ist es wahrscheinlich, daß man beyde Partenen vor Gerichte abgewiesen, und die Schriften zurück geschicket hätte. Der Pabst hatte die ganze Sache niemals ernsthaft betrachtet. Er hatte darüber gesprochen: „Fenelon sündiget aus übermäßiger göttlicher Liebe; und Bossüet aus Mangel der Liebe des Nächsten.„ Als er hörete, wie sich die Cardinäle erhitzten, daß Fenelon die Hoffnung gänzlich vernichtete, und Bossüet die christliche Liebe; sagete er zu ihnen: „Der Glauben selbst, „gehe verlohren, und keiner von ihnen denket daran.„ In Frankreich war man einzig und allein über die Gefahr, darinnen die Kirche wäre, bekümmert. In Rom, wo kein Wahrsager (Geistlicher) den andern ohne Lachen ansehen kann, fragete man sich: woher doch diese Furcht in Frankreich entstünde?

*) Sie ist in der Samml. der Briefe am Ende befindlich.

Ein-

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Fenelon erhält ſein Urtheil, und unterwirft ſich demſelben.

Den 13. Merz 1699.

Nach vielen Unterſuchungen entwarf der Cardinal Cazamata ein päbſtliches Schreiben, welches beyden Parteyen miſſiel. Die, ſo auf des Biſchofs von Cambrai Seite waren, ſageten: daß kein päbſtliches Schreiben in dem Parlemente etwas gälte, und kein Geſetz in der Lehre geben könnte. Der Pabſt glaubete, er hätte eine Bulle ertheilet. Die Meldiſten, (Boſſüets Anhänger) fanden den Eingang davon ſehr trocken und allgemein: ſie verwunderten ſich, daß weder des Molinos noch der Quieriſten erwähnet wurde; daß man diejenigen nicht mit dem Banne belegete, welche das Buch der Grundſätze vertheidigen würden; und daß man den Vertrag darinnen nicht ketzeriſch ſchalt: daß der Pabſt ſich unterſtünde zu ſagen: er ſpräche ſein Urtheil aus eigener Bewegung; (motu proprio) da doch ſowohl der König von Frankreich, als der Erzbiſchof von Cambrai darum angeſuchet hatten.

Es iſt merkwürdig, daß das päbſtliche Schreiben die myſtiſchen Schriftſteller nicht verwarf, deren Grundſätze der Herr von Fenelon ausgeleget hatte.

hatte. Ihre Lehre, die in seinem Buche in den Bann gethan wurde, sieget gegenwärtig noch in den ihrigen. Man muß bekennen, das einzige Verbrechen Fenelons bestund darinnen, daß er die Lehre der Mystiker aus der geheimnißvollen Finsterniß, darinnen sie verhüllet war, ans Licht brachte. Als sie von den schwülstigen und unvernehmlichen Ausdrücken, darunter sie ganz verdecket lag, gesäubert war, schien sie neu zu seyn: sie dienete den Gläubigen zum Anstoße, und den Gottesgelehrten zum Schrecken. Arglist, Ränke, Gewalt, Urtheil*, alles wurde angewendet, Irrthümer auszurotten, die, wie nach der Natur unserer Himmelsgegend zu schließen ist, sich bald selbst würden zerstöret haben. Die Offenbarungen der begeisterten Schriftsteller, breiten sich selten anderswo aus, und finden sonst nirgends Glauben, als in denen Ländern, wo die Sonne ihre Wirkung im Gehirne der Menschen zeiget. Hier ist es, wo beyde, die Ruchlosen und die Andächtigen, sich entweder in die Weltliebe vertiefen, welche allezeit fürchtet, daß sie nicht genug geliebet wird; oder sich derjenigen heiligen Liebe widmen,

*) Der Bischof von Agen versichert in seinen Nachrichten auf der 529 und 530 Seite, der Bischof von Meaux hätte ausgebreitet: daß sich der Erzbischof von Cambrai nicht unterwerfen würde; und hätte ihm dieses auch mündlich gesaget. Er versichert auch auf der 537 Seite, daß der gemeine Ruf den Herrn von Bossüet beschuldigte, er habe an den Herrn von Valbelles, Bischof von St. Omer, und Weihbischof, und Unterbischof von Cambrai, verschiedene

widmen, die in beſtändiger Furcht iſt, niemals genug zu lieben.

Fenelon bezeigete gegen das päbſtliche Schreiben nicht ſo viel Gleichgültigkeit, als man ihn in ſeinen Predigten für die Seligkeit zu zeigen, beſchuldigte. Allein die Demuth, oder ſo zu ſagen, eine großmüthige und erleuchtete Eigenliebe machete, daß die ſcheinbaren Anſchläge des Hochmuths keine Statt fanden. Er hatte verſprochen, ſich zu unterwerfen, und er that es. Er unterwarf ſich ohne alle Bedingung und ohne Vorbehalt. Als er von der Kanzel ſeine eigne Verurtheilung ankündigte, zerfloß die ganze Gemeine in Thränen. Er fertigte einen Befehl wider ſein eignes Buch aus, wozu ihm der Pabſt Glück wünſchte. Seine Billigkeit rechtfertigte ihn in aller Herzen. Sie wurde nur allein vom Jurieu und Boſſuet getadelt: der eine beſchuldigte ihn einer Niederträchtigkeit; der andere einer Verſtellung. Diejenigen, welche eine große Freude gehabt hatten, wider einen Ketzer zu ſtreiten, erlangeten das Vergnügen nicht, einen Rebellen zu verfolgen *). Seine Feinde wurden erbittert darüber. Sie ſchmäu-

chelten

Couriers abgeſchickt, den Befehl ſeines Erzbiſchofes durchzubecheln, welches er auch wirklich that; und worüber alle Ordensgeiſtlichen der ganzen Provinz erbittert wurden. Man verlangete von dem Erzbiſchofe, daß er alles widerrufen ſollte, was er zur Vertheidigung eines Buches geſchrieben hatte. Dieſes war eine unbillige Zumuthung, weil eine Grundſchrift wohl tadelhaft ſeyn kann, ohne daß es die Erklärung iſt.

chelten sich mit seinem Ungehorsame, welcher ihre unzeitige Wuth gerechtfertiget haben würde. So bald sie seine vollkommene Unterwürfigkeit sahen, verlangeten sie eine förmliche Widerrufung: so, wie die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers sie abgeleget hatten, die ihre Stellen behielten, weil sie die kleine Kirche abschwuren; gleichwohl aber die Gunst des Königes auf ewig verlohren, weil sie derselben waren zugethan gewesen. Der Cardinal von Bouillon wurde vom Könige zurück berufen, und reisete augenblicklich nach Paris ab. Auf die erste Nachricht vom Tode des Cardinals Cibo, wodurch die schöne Stelle eines Dechanten im Cardinalscollegio erlediget wurde, begab er sich wieder nach Rom. Der König ertheilte dem Prinzen von Monaco, seinem Abgesandten, Befehl, dem Cardinale von Bouillon den Orden des heiligen Geistes abzufodern; und eine Abdankung der Würde des Großalmoseniers von Frankreich zu verlangen. Den folgenden Morgen erschien Pasquin in einer Cardinalskleidung und in der Stellung eines Bittenden. Er überreichete dem Könige eine Bittschrift mit den Worten des Psalmisten: Ne projicias me a facie tua, & spiritum sanctum tuum ne auferas a me! D. i. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!

In der Versammlung der Ordensgeistlichkeit zu Paris, welche wegen Annehmung des päbstlichen Schreibens, zusammen berufen war; redete der Bischof von Meaux so heftig wider den Erzbischof von

von Cambrai, daß dessen großer Eifer allen Bischöfen zum Aergernisse dienete. Aller seiner Widersprüche ungeachtet, verordnete die Versammlung, daß ein jeder Prälat in seinem öffentlichen Befehle, Gott für die Freude danken sollte, so Fenelon durch seine vollkommene Unterwürfigkeit der Kirche verursachete.

Fenelon, der erhabener in seiner Unterdrückung, als sein Feind, bey seinem erhaltenen Siege war, wollte in seinem Kirchengebiethe seiner Reue ein ewig Denkmaal aufrichten. Er ließ zu dem Ende eine Monstranz, in Gestalt der Sonne machen. Einer von den Engeln, so dieselbe unterstützeten, trat verschiedene ketzerische Bücher mit Füßen, auf deren einem, der Titel seines eigenen Buches befindlich war.

Die Frau von Maintenon wurde von der Gelehrigkeit des Erzbischofes ganz erbauet. Allein der Bischof von Chartres überredete sie, daß der Herr von Fenelon der Kirche noch ein viel größeres Beyspiel zu geben schuldig, und daß die bloße Unterwerfung nicht zureichend wäre. Daß nämlich ein Prälat verbunden wäre, wider seine Irrthümer mit eben so vielem Eifer zu streiten, als er vorher bezeiget, da er dieselben verbreitet hätte. Die Frau von Maintenon saqete: „Ich glaube nicht eher, daß man von einer Meynung zurück gekommen ist, bis ich sehe, daß man mit eben so vieler Heftigkeit wider sie streitet, als man sie vorher behauptet hat.„ Aber es scheint doch gleichwohl, daß, da der Pabst zufrieden gewesen, es die Frau von Maintenon auch hätte seyn sollen.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Man beschuldigte die Frau von Maintenon, daß sie ihre Vermählung öffentlich bekannt machen wollte.

Ganz Europa verwunderte sich, daß der Erzbischof von Cambrai in Ungnade gefallen wäre. Sie wurde der Frau von Maintenon zugeschrieben. In Paris wußte man nichts von dem Verständnisse, so der Herr von Fenelon mit dem römischen Stuhle gehabt hatte; nichts von der Treulosigkeit des Cardinals von Bouillon, nichts von den Gesinnungen des Königes: man nahm also die Partey des unglücklichen Erzbischofes. Die Frau von Maintenon unterstützte ihn nicht, und folglich glaubete man, sie unterdrücke ihn. Man bemühte sich, die Ursache dieser unvermutheten Verfolgung zu ergründen, und verbreitete also folgende Meynung davon.

Die Frau von Maintenon, die mit der Hoheit nicht zufrieden wäre, zu welcher Ludwig sie erhoben hätte, wolle ihre Vermählung öffentlich bekannt machen. Sie gewöhne den König nach und nach zu ihrem Vorhaben; und führe ihm das Exempel verschiedener Monarchen an, die sich nicht gescheuet hätten, ihre Unterthaninnen auf den Thron zu setzen. Sie suche ihm Gewissenszweifel über die vertrau-

traute Gemeinschaft beyzubringen, die unter ihnen herrschete; davon der ganze Hof Zeuge wäre, und die also demselben zum Aergerniſſe dienete. Ludwig konnte dieſem beſchwerlichen Anhalten nicht widerſtehen, und überließ den erleuchteſten Gewiſſensrichtern, die Sache zu entſcheiden. Die Frau von Maintenon ließ darüber den Erzbiſchof von Cambrai, und den Pater le Comte, der ein Jeſuit und Beichtvater der Herzoginn von Burgund war, zu Rathe ziehen. Weil ſie aber die Frage unter dem Namen eines Frauenzimmers und eines Edelmannes eingekleidet hatte: ſo fanden beyde Geiſtliche keine Schwierigkeit, und entſchieden die Sache nach der Frau von Maintenon ihrem Wunſche und Gefallen. Sie ſprach ſodann mit dem Pater la Chaiſe ohne alle Verſtellung darüber; der aber, als er die Wichtigkeit dieſer Entſcheidung einſah, fürchtete, daß er ſich vergehen möchte; und auf eine geſchickte Art die Antwort von ſich abzulehnen ſuchete. Er ſchlug den Erzbiſchof von Cambrai vor, der alle Fähigkeit beſäß; ſein Urtheil über dieſe bedenkliche Sache zu fällen. Fenelon ſah eben ſowohl als der Jeſuit, die Gefahr ein, die mit der Entſcheidung dieſer Sache verknüpft war. Er ſagete mit vieler Gemüthsbewegung zu ihm: womit habe ich ſie beleidiget, mein Pater, daß ſie mich unglücklich machen wollen? La Chaiſe gab zur Antwort, der König erwartete ſie im Gewiſſensrathe *). Wohlan,

*) Hier iſt zu merken, daß damals kein Gewiſſensrath geweſen.

an, erwiederte der Bischof, lassen sie uns gehen: Wenn mir gleich Balack sein Haus voll Silbers und Goldes gäbe: so will ich doch alles sagen, was der Herr mich heißen wird.

Noailles *), Erzbischof von Paris, Bossuet, der Pater de la Chaise, der Pater le Comte und Fenelon, überlegten diese wichtige Frage. Die beyden ersten gaben ihre Stimmen, die Vermählung kund zu machen. Die beyden letzten waren dieser Meynung zuwider. Der Pater de la Chaise, ließ sich nichts eher verlauten, bis er sah, wo die Sache hinaus wollte, und suchete seine Meynung darüber in den Augen des Königes. Der Erzbischof von Cambrai, der die Ehre Frankreichs, seines Herrn, und seiner Untergebenen, seinem eignen Vortheile vorzog, dieser stellete vor: daß hier kein Anlaß zur Aergerniß gegeben würde; daß die Vermählung niemanden ein Geheimniß sey, ob sie gleich nicht öffentlich bekannt gemachet wäre. Frankreich hätte allzuerhabene Meynungen von der Gottesfurcht seines Monarchen, und von der Frau von Maintenon Frömmigkeit, als daß es glauben sollte: ihre Verbindung sey nichts anders, als eine Buhlschaft. Daß der Hof, welcher bereits zwölf Jahre an diese Vertraulichkeit gewohnet wäre, sich über die Art und Weise ihres Bündnisses nicht irre.

Und

*) Die Verfasser dieses Mährchens, sagen Harlai: allein Harlai ist im Jahr 1695 gestorben: und der Pater le Comte war zu der Zeit noch nicht bey Hofe, erschienen.

Und wenn man der Frau von Maintenon den Titel einer Königinn von Frankreich beylegete; ſo würde zwar der Thron dadurch beſchimpfet, aber die Frau von Maintenon nicht erhöhet; indem dieſelbe ſchon faſt alle Vorzüge und Ehre deſſelben genöſſe.

Der Pater la Chaiſe ſtimmte dieſer Geſinnung bey, welcher durch den Herrn von Noailles und von Boſſuet ſchwach widerſprochen wurde; weil dieſe beyden nur deswegen eine entgegen geſetzte Meynung angenommen hatten, weil ſie dem Herrn von Fenelon eine Falle ſtellen wollten. Es brauchte nichts mehr als dieſes, den König zu einem Schluſſe zu bewegen. Die Frau von Maintenon wurde gewahr, daß ihr Entwurf fehl geſchlagen war. Der ſchlechte Fortgang dieſer Sache erbitterte ſie nicht wenig, und ſie wendete alle ihre Geſchicklichkeit an, von dem Könige zu erfahren, was in der Berathſchlagung vorgefallen war. Sie rächete ſich darüber, und dieſerwegen ließ ſie zu Rom die Grundſätze der Heiligen, (Maximes des Saints) verurtheilen; vertrieb deren Verfaſſer vom Hofe, und ſtiftete wider den Pater le Comte die Herren Tiberge und Briſacier an *), welche die Schriften dieſes Jeſuiten über die chineſiſchen Gebräuche, zu Rom heimlich anklagten. Der Dauphin bezeigte

*) Die Frau von Maintenon hatte ſo wenig Antheil an den Verfolgungen des Tiberge und Briſacier, daß ſie ganz kaltſinnig gegen ſie wurde, da ſie ſah, daß ſie den Jeſuiten zuwider waren, denen ſie gleichwohl nicht gewogen war.

dem Pater le Comte und Fenelon ſeine Erkenntlichkeit, umarmete ſie beyde, und überhäufete ſie mit Gütigkeit. Allein wider den Erzbiſchof von Paris und den Biſchof von Meaux war er ſo ſehr erbittert, daß er ſie für unverſchämte Prieſter ſchalt, die er würde zum Fenſter hinaus werfen laſſen, wenn ihn nicht die Ehrfurcht gegen den König, und gegen ihr Ordenskleid davon abhielte.

Dieſe Gerüchte verbreiteten ſich allenthalben; allein nicht durch den Erzbiſchof von Cambrai, welchem man dieſes nicht zutrauen muß; ſondern durch unbedachtſame Anhänger, die ihm einen Dienſt dadurch zu leiſten vermeynten; durch etliche von ſeinen Anverwandten, die dadurch glaubeten, ſeine Ehre zu vermehren; wenn ſie ſein Unglück ſeiner Tugend zuſchrieben; und durch ſolche Leute, die von den allergeringſten Begebenheiten eine Urſache geben wollen, und deshalben ein Gewebe von allerley unter einander gemengten Sachen hervorbringen. Dieſe geheime Geſchichte konnte bey denen keinen Glauben finden, die den Hof kannten. Sie wußten, daß weder der König geneigt war, den Fenelon um Rath zu fragen, noch Fenelon eine Handlung zu widerrathen, die dem Wohl des Staates und der Ehre des königlichen Hauſes ſo gleichgültig war. Allein ſie wurde in ſo vielen Büchern ausgeſtreuet *), daß es, ungeachtet ihrer erſchrecklichen Ungereimt-

*) S. La Vie de l'Abbé de Choiſi: l'Hiſt de Louis XIV. par Limiers tom. 3. l'Hiſtoire de Louis XIV. par Reboulet. tom 7. Les lêtres de Madame du

Ungereimtheit, noch itzo nöthig iſt, ſie zu widerlegen.

Ich will nicht läugnen, daß die Frau von Maintenon nicht einiges Verlangen ſollte bezeiget haben, den Thron zu beſteigen. Dieſes Verlangen kann man ihr verzeihen; weil eine andere, die an ihrer Stelle geweſen wäre, noch viel eifriger darnach geſtrebet haben würde. Von dem ihrigen aber findet man keine Spuren. Man erlaube mir folgende Anmerkungen zu machen.

Dieſes Mährchen wird durch alles das zernichtet, was wir, zu Folge der ſicherſten und umſtändlichſten Nachrichten, dawider angeführet haben. Obgleich daſſelbe in alle den zuſammen getragenen Schriften erzählet wird, die den Titel *Hiſtoire* de Louis XIV. führen: ſo würde daſſelbe doch in ſeiner Geburt ſeyn erſticket worden, wenn die Frau du Noyer ſolches nicht einem ihrer romanhaften Briefe einverleibet hätte. Man ſchämet ſich, denſelben anzuführen, ob man gleich aus dieſer Quelle viel Nachrichten geſchöpfet hat, welche von Ludwigen den XIV. und der Frau von Maintenon ſo öfters ſind wiederholet worden. Wer hat denn dieſe Erzählung erfunden? Kein Mann, der den Hof kannte; Fenelon auch nicht, vielweniger die Frau du Noyer. Dieſe Schriftſtellerinn hat ſie nur verbeſſert. Die erſte Spur davon findet man in den Nachrichten des Abts Philippeaux, welcher erzählet:

Noyer: les Manuſcrits de Madame de Bouju, Dame de St. Louis.

zählet *): Der Pater Gente, ein Jesuit und Bußprediger zu St. Peter, habe öffentlich zu Rom gesaget: Der Erzbischof von Cambrai würde keiner andern Ursache wegen verfolget, als weil er sich der öffentlichen Bekanntmachung der Vermählung des Königes mit der Frau von Maintenon, widersetzet habe; in welche drey Bischöfe, die alle seine Verfolger waren, gewilliget hätten. Etliche übel unterrichtete Freunde des Herrn von Fenelon glauben dadurch seine Partey zu verstärken, und wiederholen diese Fabel, die wohl von Mund zu Mund herumläuft. Allein der Abt Philippeaux, der sich damals zu Rom befand, und von allen unterrichtet war, hält diese Erzählung für falsch: die man gleichwohl mit so vieler Gewißheit ausgebreitet hatte; als wenn man deswegen erst eine Reise nach China hätte anstellen müssen, um sichere Nachricht davon zu erhalten **).

Das Jahr, in welches man diese Begebenheiten setzet, vernichtet alle Wahrscheinlichkeit davon. Es soll das 1697ste Jahr seyn. Allein der Pater le Comte wurde nicht eher Beichtvater von der Herzoginn von Bourgund, als im 1698sten Jahre. Der Erzbischof von Cambrai war entweder damals Gewissensrath von der Frau von Maintenon, oder er war es nicht. Wenn er es gewesen, würde sie

*) S. Relation du quietisme, premiere partie p. 305.

**) Der Herr von Ramsai, welcher der Frau von Maintenon das Unglück des Herrn von Cambrai aufbürdet, schreibt solches ihrer Eifersucht, und nicht

ſie wohl etwas unternommen haben, ohne ihn zuvor um Rath zu fragen? ohne ſich auf ihn verlaſſen zu können? Wenn er es nicht geweſen, würde ſie wohl einen Mann zu Rathe gezogen haben, mit dem ſie nicht zufrieden, oder den ſie überdrüßig geweſen wäre?

Man müßte Ludwigen den XIV. nicht recht kennen, wenn man ſich einbildete, er hätte den Erzbiſchof von Cambrai dem Haſſe der Frau von Maintenon aufgeopfert. Wenn der Herr von Fenelon das Geſpräch, welches man ihm aufbürdet, geführet hätte; ſo würde ihn daſſelbe mit dem Könige noch genauer verbunden haben; der Frau von Maintenon würde es nicht in Sinn gekommen ſeyn, ihn zu ſtürzen; und Ludwig würde in ſeinen Fall nicht gewilliget haben. Ueber dieſes, iſt die Verurtheilung ſeiner Grundſätze zu Rom nicht eifrig getrieben worden. Denn der Abgeſandte war ganz und gar auf Fenelons Seite.

Der Vorwand, dem Aergerniſſe abzuhelfen, war ein übel erdachter Vorwand: es fand ſich nämlich kein Aergerniß mehr. Die Frau von Maintenon hatte in ihrer Jugend ſo viel Proben von ihrer Stärke abgeleget, und bey Hofe ſo viel Exempel von ihrer Tugend gegeben; daß es gar nicht wahrſcheinlich war, daß ſie zu ihrem Falle ein Alter

ihrem Ehrgeize zu. Der Biſchof von Agen ſaget: daß dieſe Ungnade zu unendlich viel Urtheilen Anlaß gegeben habe: und verſpricht, in der Folge ſeiner Nachrichten, deren zu gedenken. Allein dieſe Folge iſt verlohren gegangen.

würde erwählet haben, in welchem man gemeiniglich von seinen Schwachheiten zurück zu kommen pflegt. Wenn man diesen Vorwand, gleich im Anfange der Vermählung angeführet hätte, so würde derselbe noch einen Schein der Wahrheit gehabt haben, allein zwölf Jahre hernach war es zu spät.

Diejenigen, welche die Frau von Maintenon zur Zeit ihres Ansehens gekannt, sowohl als diejenigen, so sie in ihrem eingezogenen Leben gesehen haben, wissen insgesamt, wie demüthig, aufrichtig, und Feind von aller Pracht und Hoheit sie gewesen ist. Ist es wohl wahrscheinlich, daß eine Frau, die einzig und allein mit ihrer Seligkeit beschäfftiget war, oder wenigstens mit solchen Dingen, so dieselbe befördern konnten, in ihrem Alter noch die prächtige Rolle einer Königinn hätte spielen wollen, die sie um ihre Einsamkeit, um ihre Freyheit, welche sie über alles liebete, würde gebracht haben? In allen Briefen klaget sie über ihre Sklaverey: ist es wohl möglich, daß sie noch nach einer größern Sklaverey geseufzet haben sollte?

Die Ehre des Königes lag ihr zu sehr am Herzen, und vieleicht war sie von dem Vorurtheile noch nicht genug befreyet, nach welchem eine so ungleiche Heurath dieser Ehre nachtheilig gewesen wäre, um zu gestatten, daß Ludwig sie zu einem Range erhoben hätte, der, wenn man es genau betrachtet, nicht ihr Ansehen, wohl aber ihre Plagen würde vermehret haben; indem sie dadurch in alle, der Majestät eigne Beschwerlichkeiten, würde verwickelt worden seyn? Wenn sie Königinn von Frankreich hätte

te

te seyn wollen, so wäre sie es gewesen. Sie hatte eine unumschränkte Gewalt über das Herz des Königes: und man muß die Liebe nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß ein eitler Ehrgeiz derselben lange hätte widerstehen können.

Das Mährlein, welches ich hierdurch widerlege, bürdet der Frau von Maintenon ein heftiges Verlangen auf, ihre Heurath bekannt zu machen; und dem Könige eine Neigung, sie öffentlich zu erklären. Aber wie kann man diese Gesinnungen mit beyder Stillschweigen zusammen reimen? Der Mann stirbt, ohne einem Menschen dieses Geheimniß zu entdecken; und die Frau verbrennet vor ihrem Ende alles, was ihren Stand hätte beweisen können. Wäre es wohl möglich, daß die Frau von Maintenon, die für so ehrgeizig und eitel gehalten wird, sich niemals einer Antwort sollte haben verlauten lassen, daraus man hätte errathen können, wer sie eigentlich wäre? Man hat zum öftern unbescheidene Fragen an sie gethan. Allein sie wußte sogleich die Unterredung abzulehnen, und blieb also der allergeschicktesten Neugier verborgen.

Wenn uns noch einige Gewißheit ihres Standes übrig geblieben ist: so haben wir dieselbe einer ihrer Freundinnen zu danken, welche sie noch aus dem Feuer gerettet hat. Das vornehmste dieser Stücke, sind wir ihrer Bescheidenheit schuldig: Es ist ein Brief des Bischofs von Chartres an den König, nach dem riswickischen Frieden geschrieben. Die Frau von Maintenon wollte nicht, daß er unter ihrem Namen gehen sollte, weil er von ihren

Lobsprüchen ganz angefüllet war; und stellete ihn also dem Bischofe wieder zu. Unter desselben Schriften hat der Herr von Merinville, sein Nachfolger, diesen Brief gefunden, welcher ihn nach St. Cyr gegeben hat, mit dem Befehl, ihn nicht eher, als nach seinem Tode zu eröfnen *).

Man zweifelte nicht mehr, daß die Frau von Maintenon nicht den Vorsatz gefasset habe, zu regieren. Dieser Roman wurde so für wahr aufgenommen, daß man ausstreuete: wenn die Schlacht bey Hochstädt nicht wäre verlohren worden, so wäre dieselbe zur Königinn von Frankreich erkläret worden.

Vier Jahre hernach, entstund dieses Gerücht von neuem. Es ist vieleicht schwerer, Ludwigen den XIV. als die Frau von Maintenon zu rechtfertigen. Als Ryssel von dem Prinzen Eugen belagert, und vom Boufler vertheidiget wurde, näherte sich der Herzog von Burgund, der eben die Schlacht bey Oudenarde verlohren hatte, diese Festung zu entsetzen. Vendome, unter welchem der Prinz stund, machete die vortrefflichsten Anstalten, daß die Allirten ihm nicht entgehen konnten. Er fertigte zu dem Ende einen Courier an den König ab, um ihn auf eine Begebenheit gefaßt zu machen, die den Krieg auf einmal zum Ende bringen würde. Als der König diese Nachricht erhielt, gieng er zu der Frau von Maintenon, und in den ersten Regungen seiner Freude sagete

*) S. die Rechfertigungsschriften.

ſagete er zu ihr: „Ihr Gebeth iſt erhöret, Mada„me! Vendome hat meine Feinde in ſeiner Ge„walt; Ryſſel wird entſetzet, und Sie werden „Königinn von Frankreich werden.„

Dieſe Worte wurden gehöret und wiederholet. Der Dauphin erfuhr ſie, und zitterte ſchon für die Ehre des königlichen Hauſes. Um nun dieſen drohenden Streich abzuwenden, ſchrieb er an den Herzog von Burgund: der ſeinen Vater eben ſo ſehr liebete, als er ſeinen Großvater fürchtete, daß er bey ſeiner Rückkunft zwey Herren finden würde. Die Herzoginn von Burgund beſchwor ihren Gemahl, er möchte ja nichts dazu beytragen, daß eine Frau ihre Monarchinn würde, welche höchſtens nur darzu gebohren wäre, ihr zu dienen. Der Herzog, durch dieſe dringende Vorſtellungen bewogen, verhinderte, daß Ryſſel nicht entſetzet wurde.

Dieſer Umſtand, welcher allen denen verdächtig ſcheint, die den Hof Ludwig des XIV. in ſeinen letzten Jahren kennen, findet gleichwohl durchgängig gar zu viel Glauben, als daß man ihn ganz und gar verwerfen könnte. So viel iſt gewiß, daß ganz Europa den Abzug des Vendome, der Furcht des Dauphins und der Gefälligkeit des Herzogs von Burgund zuſchrieb. Dieſer Ruf verbreitete ſich auch bey den Fremden. Daher entſtunden die Zettel, ſo die Feinde unter den Franzoſen ausſtreueten. „Ihr Franzoſen, gebet euch zufrieden: ſie ſoll eure „Königinn nicht werden. Wir werden die Belage„rung nicht aufheben.„

Es ist daher wohl zu glauben, daß Ludwig in der ersten Hitze seiner Freude, die er über die Gewißheit eines nicht erwarteten Sieges empfand, die ihn über seine Feinde und über alle Vorurtheile erhob; der Frau von Maintenon den Thron angebothen oder versprochen. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß sie dieses Anerbiethen oder Versprechen, weder veranstaltet, noch gehoffet, noch gelistet, vielweniger aber angenommen habe. Vielleicht sind der Furcht, die sie über den Ausschlag dieser Sache hatte, diejenigen Worte beyzumessen, welche sie in einem ihrer Briefe, nach der Belagerung von Ryssel, an die Frau Perdu geschrieben: „Unsre „Prinzen sind einem Unglücke entgangen, das grö„ßer für sie war, als der Tod.„

In diesem besondern Umstande legt ihr die Geschichte keine Schuld bey, und ihre Gemüthsart rechtfertiget sie. Ueberdieses war sie schon damals zwey und siebenzig Jahr alt. Ist es aber auch wohl möglich, daß man in diesen Jahren noch auf den Einfall kommen könnte, sich zu verstellen?

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Wahre Urſache der Ungnade des Herrn von Fenelon.

Der Erzbiſchof von Cambrai ſtrebete eben nicht darnach, wieder bey Hofe zu erſcheinen, und der König eilete nicht, ihn wieder zurück zu rufen. Ludwig hatte ihn in dem Verdachte, daß er ſein Buch mehr aus Gehorſam, als aus Ueberzeugung widerrufen hätte. Die Frau von Maintenon wagete es nicht, für ihn zu bitten. Entweder, weil ſie ihn endlich für gefährlich, und für einen ſolchen Mann hielt, der ſie ſchon zweymal hintergangen hatte; oder weil ſie fürchtete, daß der König von neuem möchte wider ihren Freund aufgebracht werden: deſſen Lehre durch den Namen der Ketzerey einen Schandfleck erhalten hatte, welches der ſchimpflichſte in Ludwigs Augen war.

Als Fenelon noch die Lehrmeiſterſtelle bey dem Herzoge von Burgund bekleidete, hatte derſelbe zum Unterrichte ſeines Untergebenen, einen ſittlichen Roman entworfen: in welchem er ſowohl die Pracht Homers, als die Zierlichkeit Virgils, alle Annehmlichkeit der Fabel, mit der Stärke der Wahrheit glücklich vereinigte. Durch ſeine lebhaften and natürlichen Ausdrücke, erhielt die franzöſiſche Sprache eine neue Zierde. Das Recht der Völker fand darinnen einen Vertheidiger, die Tugend einen Lobredner.

redner, und die guten Könige ein Muster, sich darnach zu bilden. Die wichtigsten Regeln der Staatsklugheit, welche man darinnen entdecket und wirksam fand, bereiteten der französischen Nation die angenehmsten und heitersten Tage, unter der Regierung eines Fürsten, dessen einiges Augenmerk ihre Glückseligkeit seyn sollte.

Fenelon bildete sich nicht ein, daß dieses Buch seinem Verfasser einmal so nachtheilig, und der Welt so nützlich seyn würde.

Ein berühmter Schriftsteller *) giebt vor, Telemach wäre eine Frucht der Einsamkeit des Herrn von Fenelon. Er muß also nicht wissen, daß die erste Auflage dieses Werks im 1699 Jahre erschienen ist, zu welcher Zeit eben die Streitigkeiten des Verfassers mit dem Bossüet zu Ende giengen. Ist es wohl möglich, daß ein so langes Gedicht in einer Zeit von etlichen Monathen entworfen, gemachet, gestohlen, und auch gedruckt werden kann?

Es ist eben so wenig wahrscheinlich, daß es vor dem 1695 bis 1699 Jahre kann verfertiget worden seyn. Die Sorge für sein Erzbisthum; die Grundsätze der Heiligen, die Schriften für und wider dieses Buch; die Furcht in Ungnade zu fallen, und die Streitsache, so Fenelon in Rom auszumachen hatte, beschäfftigten ihn viel zu sehr, als daß er hätte

*) S. Siecle de Louis XIV.

**) Eben daselbst sagt der Verfasser, daß er die Handschrift gesehen habe, ohne daß ein Wort darinnen ausgestrichen gewesen. Die Familie des Herrn von

te Zeit und Muße finden ſollen, einen ſo langen Roman zu verfertigen, und zwar ohne ein Wort auszuſtreichen **). Wenn die Zeitgenoſſen des Herrn von Fenelon nicht verſicherten, daß ***) Telemach, für den Herzog von Burgund in ſeiner zarten Kindheit wäre gemacht worden; ſo iſt es augenſcheinlich, daß man die Verfertigung dieſes Werks auf eine Zeit ſetzen muß, da Fenelon Zeit hatte, und ſich allein mit den Prinzen und der Frau Guion beſchäfftigte.

Hier hatte er noch die Ruhe, ſo die Muſen verlangen; den Zutritt bey Hofe, welchem wir ſo viel ähnliche Abſchilderungen zu danken haben. Hier hatte er noch die muntere Jugend, die im Scherze ihren Zweck erreichet; die Empfindlichkeit, die ſich der Natur bemächtiget, die Schreibart aufmuntert, und mit der Anmuth ſcherzet.

Der Herzog von Burgund verlangete, daß Fenelon zurück gerufen würde. Allein der König verbeth ihm allen Briefwechſel mit demſelben. Der Lehrmeiſter ſowohl, als der Untergebene, gehorchten nicht. Die Briefe vom Fenelon an den Prinzen giengen durch den Herzog von Beauvilliers. Das Buch, Leitung des Gewiſſens eines †) Königes, (Directions pour la Conſcience d'un Roi) war

Fenelon hat die Schreibart, bey jeder Auflage, ſo dieſelbe beſorget hat, verbeſſert.

**) Mém. Mr. de l'éveque d'Agen. pag. 785.

†) Dieſes Buch iſt durch den Herrn von St. Felix öffentlich bekannt worden.

war die Frucht dieſes geheimen Briefwechſels. Ein freyer und ſtolzer Kiel entwirft darinnen die Pflichten eines Monarchen, verbannet das Hirngeſpinnſt einer unumſchränkten Gewalt, und leget die öffentliche Glückſeligkeit, die Beobachtung der Geſetze, die Liebe zur Tugend, die Achtung des Monarchen gegen ſeine Unterthanen ſowohl, als die Ehrfurcht der Unterthanen gegen ihren Monarchen, zum Grundſteine einer allgemeinen Glückſeligkeit. Dieſes Werk, welches man dem Herzoge von Burgund aufhieng, erbitterte den König. Er erſtaunte, den Abriß eines guten Königes zu ſehen, und war böſe, daß er ſich nicht darinnen erkennen konnte. Das erſte Verbrechen Fenelons war alſo dieſes, daß er ein Querkiſt; das zweyte: daß er ein unruhiger Kopf wäre.

Er pflegte zuweilen die Begebenheiten Telemachs durchzuſehen, und gab die Blätter einem Kammerdiener abzuſchreiben, der eine Abſchrift davon für ſich ſelbſt verfertigte. Er wurde einmal unwillig auf dieſen Bedienten, und beurlaubte denſelben. Dieſer machete noch mehr Abſchriften von dieſem Werke, und verkaufete dieſelben den Neugierigen. Man verſammlete ſich bey den vornehmſten Hofleuten, dieſes Buch leſen zu hören. Man wurde nicht müde, ſowohl alle Schönheiten zu loben, die ſich darinnen befanden, als auch die, ſo darinnen fehlten. Der Erzbiſchof von Cambrai kaufete viel Abſchriften auf, um dieſelben zu unterdrücken: nicht, als wenn es ein gefährliches, ſondern weil es ein unvollkommenes Buch geweſen wäre.

Als

Als der Kammerdiener die Neugier der Leſer nicht befriedigen konnte, ließ er ſolches Stückweiſe drucken.

Das erſte davon machete, daß man mit Ungeduld die folgenden erwartete. In funfzehn Monathen erſchienen zwanzig Auflagen von dieſem Werke. Man ſagete, die Grundſätze der Heiligen wären ein Roman, und der Roman wäre die Grundregel der Könige. Jedermann glaubete, eine Satire über die Regierung darinnen zu finden. Es wurden Auslegungen darüber gemacht. Kalypſo wäre die Frau von Monteſpan; Eucharis das Fräulein von Fontange; Telemaque der Herzog von Bourgogne; Mentor ſey der Herzog von Beauvilliers; Antiope, die Herzoginn von Bourgogne; Proteſilas hätte die Aehnlichkeit vom Louvois; Idomeneus gliche dem Könige Jakob, und Seſoſtris Ludwigen dem XIV.

Dieſes Buch bekam Feinde von unterſchiedener Art. Die Gelehrten, welche verdrüßlich darüber waren, daß ſie zu ſo viel Bewunderung *) gezwungen wurden, tadelten Fehler in der Zeitrechnung, die nachläßigen Redensarten, die öftern Wiederholungen; welche aber alle durch die öffentliche Verachtung widerleget wurden. Die Frommen ärgerten ſich, daß ein Geiſtlicher dem Kronerben, von der Liebe der Kalypſo und der Eucharis, den erſten Unterricht ertheilet hätte. Und die Antiquietiſten breiteten aus: Fenelon habe ſich über ſein Unglück rächen wollen, und die Fehler des Großvaters, zur Un-

*) Solche, wie der Abt Faydit waren.

Unterweiſung und Lehre des Enkels angewendet. Man verſichert ſo gar, ſaget Hebert *): daß die Frau von Maintenon dem Könige zuerſt dieſes vorgeſtellet habe; welches doch gleichwohl nicht wahrſcheinlich iſt.

Der Erzbiſchof von Cambrai empfand über den Fortgang ſeines Buchs den ſchmerzlichſten Verdruß. Die Hofleute ſowohl, als der Verfaſſer litten beyderſeits dabey: der Herr von Fenelon über die Unvollkommenheit des Werks; und die Hofleute, über die Beſchuldigung der Satire. Der König ſelbſt las es: entweder, weil ihn ein falſcher Wahn verleitete, oder weil ihn ſein Gewiſſen anklagete; kurz, er fand ſich auf jeder Seite getroffen. Er ſagete einmal beym Schlafengehen, in Gegenwart des Fagons und Felix: „Ich habe wohl aus den „Grundſätzen (Maximes) geſehen, daß der Herr „von Fenelon ein gefährlicher Kopf wäre: allein ich „wußte nicht, daß er auch ein böſes Herz hatte; die„ſes erfahre ich erſt, da ich den Telemach leſe. „Man kann die Undankbarkeit nicht weiter treiben. „Er hat ſich vorgenommen, meine Regierung unauf„hörlich zu tadeln **).„ Fagon und Felix ſtelleten dem Könige vor: daß die Boßheit nicht im Buche, ſondern bey den Leſern anzutreffen wäre. Es ſey nichts leichters, als den Geſchichtſchreibern, und den beſtgeſinnten Sittenlehrern ſpöttiſche Abſichten aufzubür-

*) S. Mem. Mſts. de l'evéque d'Agen p. 787. de l'original.

**) S. Mem. Mſs. de l'evéque d'Agen. p. 790.

zubürden. Man könne den Verfertiger des Telemachs nicht beſchuldigen, daß er Seine Majeſtät hätte abſchildern wollen; weil er nur ſchlimme Fürſten vorgeſtellet hätte. Wenn man ſeine Abſichten, die Gott allein bekannt wären, bey Seite ſetzete, ſo wäre es leicht, auf alles zu antworten, wenn man nur fragete: ob es nicht zu wünſchen wäre, daß der Herzog von Burgund dem Telemach ähnlich ſeyn möchte?

Dieſe beherzten Wahrheiten, gereicheten zwar dem erſten Leibarzte und dem vornehmſten Wundarzte zu großer Ehre: allein der König glaubete ihnen nicht. Hebert hinterbrachte dem Herrn von Fenelon dieſe Unterredung. Umſonſt wiederholete dieſer alles, was ſeine Freunde geantwortet hätten. Umſonſt ſchrieb er an die Frau von Maintenon: daß, indem er dem Prinzen eine fabelhafte Geſchichte, zur Uebung gegeben, er ihn von den Laſtern, welche von ihrem Stande unzertrennlich zu ſeyn ſchienen, hätte abziehen, und zu der, ihrer Würde anſtändigen Tugend führen wollen; und er wolle in allen Büchern, dieſelben Bilder zeigen, die den ſeinigen zum Vorwurfe gereichten. Alles war vergebens. Wann die Fürſten einmal die Wahrheit verfehlet haben, ſo iſt dieſelbe auf ewig für ſie verlohren. Die Weiſen ſahen den Fenelon als ein beſtimmtes Opfer an, daß auch wider ſeinen Willen, dem gemeinen Beſten aufgeopfert ſeyn ſollte.

Gleichwohl zweifelten die Jeſuiten keinesweges an ſeiner Rückkehr. Die Neigung, welche er gegen ſie hatte, war ihnen nicht unbekannt; und ſie zeig-

ten ihm ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie den Pater la Rüe ernstlich bestraften, weil er öffentlich von der Kanzel auf ihn geschmählet hatte. Der Pater de la Chaise machete sich alles zu Nutze, was den König besänftigen konnte. Die Tugend des Erzbischofes von Cambrai verschaffete ihm öfters Gelegenheit dazu. Dieser Prälat gab funfzehntausend Pfunde von seinen Einkünften, um den Geistlichen, in seinem Kirchengebiethe, die Last des freywilligen Geschenkes zu erleichtern: welches der hohen Geistlichkeit etwas leichtes war, der geringen Clerisey aber sehr beschwerlich fiel. Der Beichtvater rühmete dieses Opfer: der König hörete es an, und schwieg still. Die Besatzung von Cambrai, welche schlecht bezahlt wurde, empörete sich. Der Erzbischof verkaufte alles, was er hatte, und stillete dadurch den Aufruhr. Der König schien für einen so wichtigen Dienst unempfindlich; in einer Gränzstadt, die von Feinden umringet, und noch voller Liebe gegen ihre ehemalige Herrschaft war. Ungeachtet dieser Unempfindlichkeit, erinnerten sich die Jesuiten noch immer, daß der Erzbischof von Cambrai die Jansenisten mit Abscheue von sich gewiesen hätte: als ihm dieselben, sein Buch zu unterstützen, alle ihre Kräfte, ihre Federn, ihre Freunde und ihr Ansehen angebothen hatten; und zwar zu der Zeit, da er von allen Seiten angefallen wurde. Sie hinterbrachten dem Könige die Sorgfalt, so der Erzbischof vor die kranken Officier trüge; die Wohlthaten, so er den Soldaten erzeigete; seine Bemühungen, das Volk in seiner Schuldigkeit

zu

zu erhalten; den Eifer, mit welchem er wider den Pater Queſnel ſtritt, und den Herzog von Orleans zu bekehren ſuchte. Allein der König konnte dem Schriftſteller nicht vergeben, der ihn beſchuldiget hatte, daß er die wahren Grundregeln der Regierungskunſt auch in funfzig Jahren, noch nicht hätte kennen lernen.

Die Frau von Maintenon ſchwieg ſtill: allein ſie war dieſem berühmten Unglücklichen noch immer gewogen. Als das Fräulein von Oſmand ſich verheurathete: gab ſie unter andern Lehren ihr den Rath, ſie möchte fleißig mit dem Biſchofe von Arras umgehen; deſſen Frömmigkeit und uneigennütziges Weſen der König ſehr hoch ſchätzete. Als ſie aber erfuhr, daß der Marquis von Harrincourt in dem Kirchengebiethe von Cambrai wäre; ſagete ſie zu dem Fräulein mit einem zufriedenen Tone, und geheimnißvollen Weſen: „Wie glücklich ſind ſie, meine Tochter, in der Nähe bey dieſem Manne zu ſeyn! „Thun ſie gegen dieſen, was ich Ihnen in Anſehung des Biſchofs von Arras gerathen habe; aber „ſagen ſie niemals nichts davon.„

Als der Herzog von Burgund nach Flandern kam, wartete ihm der Erzbiſchof in dem Poſthauſe auf, wo er ſich ſo lange aufhielt, bis er gepeiſet hatte. Der Erzbiſchof reichete ihm das Tellertuch, welches der Herzog von Burgund ſehr ernſthaft annahm. Er ſtellete ſich hinter ſeinen Stuhl, und ſagete einige Worte, um die Unterredung zu erhuntern. Es ſchien, daß der Herzog im geringſten nicht Acht darauf gäbe. Alle Anweſenden lit-

ten über das, dem Prälaten ſo ſchmerzliche Still-ſchweigen. Nach aufgehobener Tafel, grüßte der Herzog von **Burgund** den Erzbiſchof und ſagete zu ihm: **Leben ſie wohl, mein Herr! ich weis, was ich ihnen ſchuldig bin: und ſie wiſſen, wer ich in Anſehung ihrer bin.** Andere behaupten, daß er zu dem Erzbiſchofe geſaget hätte: **Ich habe alles gethan, was mir möglich geweſen; aber es iſt keine Hoffnung mehr übrig;** daß diejenigen, denen die Umſtände bekannt geweſen, den Sinn dieſer Worte gar wohl verſtanden hätten; und daß die Janſeniſten ſich geſtellet, als wenn ſie ſolche auf einen Vergleich deuteten, den der Herzog von **Burgund** und der Erzbiſchof von **Cambrai**, ihrem Vorgeben nach, entworfen hätten, um den Kirchenfrieden wieder herzuſtellen. Die erſten Worte des Herzogs von **Burgund** ſind ohne Zweifel gewiß. Ich habe dieſelben von der Marquiſe von *** welche gegenwärtig geweſen iſt, und noch zu dem Erzbiſchofe geſaget hat: **Dieſe Worte verdienen, in ihr Archiv aufgezeichnet zu werden.**

Der Herr von **Fenelon** ſah, daß ihm alle Zugänge bey Hofe verſchloſſen waren; er erwartete alſo unter einer ſtillen Ausübung ſeiner Pflichten, eine Veränderung, die ihm dieſe Thüren wieder öffnete. Der Tod raubte ihn dem Vaterlande und der Kirche, die in den Augenblicken ſehnlich nach ihm verlangten, da aller Hoffnung erfüllet werden ſollte. Der ſchöne Brief, den der ſterbende Erzbiſchof an den Pater le **Tellier** geſchrieben hatte, rührete den König nicht. Als er die Nachricht von deſſen Tode erhielt,

erhielt, ſagete Ludwig: „Endlich iſt doch der „Mann geſtorben, der mich allezeit mit Undankbar„keit belohnet hat.„ Wie unterſchieden iſt dieſe Rede von derjenigen, welche der Frau von Maintenon zugeſchrieben wird: „Er iſt ſehr zur Unzeit, „ſowohl für die Kirche, als für ſich ſelbſt geſtorben. „Der König war im Begriffe: ihn zurück zu berufen, „und er wäre uns in den gegenwärtigen Unruhen ſehr „nützlich geweſen.„ Es mag ſeyn, wie ihm wolle: wenn er den König überlebet hätte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ihn der Herzog Regent, der ihn liebete, zu den Staatsgeſchäfften gezogen haben würde. Die Großen, bey denen die Einbildung die Oberherrſchaft hat, gebrauchen ſich gern ſolcher Leute, die eine ſtarke Einbildungskraft beſitzen,

Das eilfte Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Der Zuſtand von Frankreich.

1695.

Der König eroberte Städte, gewann Schlachten, widerſtund ganz allein der Macht von Europa, welche wider ihn vereinigt war, und ſeufzete nach nichts, als nach dem Frieden. Er hoffete nicht mehr, den König Jakob wieder einzuſetzen. Die Schlacht bey der Boyne hatte Wilhelmen auf dem Throne beſtätiget. In Frankreich, welches von Menſchen und Gelde erſchöpfet war, ſtarb, mitten unter den Freudenfeuern, und, indem man das Te Deum ſang, alles vor Hunger. Die Werbung wurde ſchwer. Die Eintreibung der allgemei-

*) Der König, um ihn künftig wider alle Gelderpreſſungen zu ſchützen, ertheilete ihm einen Gnadenbrief, durch welchen ihn Ludwig zu ſeinem Miniſter ernannte, wodurch er das Völkerrecht mit allen ſeinen Vorzügen genoß.

**) Hügetan war aus Lyon gebürtig, und der Religion wegen nach Holland geflüchtet, woſelbſt er ein groß Vermögen durch den Handel der Meßbücher und Breviere erwarb. Er kehrete wieder nach Frankreich zurück. Hier erhielt er, ungeachtet er ein Calviniſt war, dennoch das Vertrauen Ludwigs des XIV. Der Herr von Pontchartrain zwang ihn, viel Millionen Wechſelbriefe zu unter-

gemeinen Auflagen gereichte zur Laſt, und wurde ungewiß. Die Manufacturen geriethen in Abnahme. Statt des Geldes wurden papierne Zettel gangbar; die Schulden des Staats wurden durch die Schwierigkeit der Darlehne gehäufet; und der Kornmangel ward faſt allgemein. Das Volk verwünſchte die Siege, welche ihm allemal mit neuen Auflagen droheten. Der Jude Sacerdoti *), und der Buchhändler Hügetan hatten beyderſeits den Hof und die Armee eine geraume Zeit erhalten. Endlich aber wurde der erſte zu Genua Schulden halben ins Gefängniß geſetzet; der andere aber, gieng mit etlichen Millionen aus dem Königreiche **).

Die Frau von Maintenon, welche noch über die Krankheit zitterte, ſo der König zu Quesnoy ausgeſtanden hatte: fürchtete noch immer die Feldzüge, und die Belagerungen, in welchen das theure ſte Leben ſowohl, wie das geringſte der Gefahr ausgeſetzet war. Sie wußte, daß Ludwig den König Wilhelm als einen ſolchen Feind anſah, der ſeiner

unterſchreiben. Hügetan widerrief durch denſelben Courier, dieſelben Befehle, welche er ſeinem Correſpondenten gewaltſamer Weiſe hatte geben müſſen, und begab ſich wieder nach dem Haag, wo er eine natürliche Tochter des Prinzen von Naſſau heurathete, und die Statthalterſchaft von Viane erhielt. Dieſes iſt die geheiligte Freyſtatt aller Bankerotirer. Der König, welcher bereits einigen Vorſchuß auf dieſe widerrufenen Wechſelbriefe gethan hatte, ertheilete dem Hauptmanne Courier Befehl, ihn aufzuheben. Hügetan, welche n ſein Kammerdiener verrathen hatte, wurde durch alle Kanäle,

werth wäre; und der da glaubete, es fehle ſeiner Ehre nichts, als dieſes noch, ihn in völliger Schlachtordnung zu überwinden. Sie hörete alſo nicht auf, vom Frieden zu ſprechen, der ſie allein über die Gefahr des Königes beruhigen, über die Sorge für das gemeine Beſte befriedigen, und von ſo viel Unglücklichen,

le, womit dieſes Land durchſchnitten iſt, bis an die letzte Stadt von Holland gebracht. Der letzte Schlagbaum wurde geöffnet, als ein Soldat einen geſtreiften Rock erblickte, da eben Gautier ausgeſtiegen war, einige Befehle zu geben. Er näherte ſich alſo dem Wagen, eröffnete die Thüre deſſelben, um die Schöne zu ſehen, welche die Reiſenden mit ſo vieler Sorgfalt verbargen. An ſtatt eines Frauenzimmers, wurde der Soldat einen Mann in der Schlafmütze gewahr, der die Ketten an Händen und einen Knebel im Munde hatte. Der Schlagbaum wurde wieder zugezogen, und man bemächtigte ſich des Gautiers und ſeiner Buttelsknechte, welche insgeſamt enthauptet wurden. Zugetan both der Krone England ſeine Dienſte an, welche ſie aber abſchlug. Dergleichen that er auch am wieneriſchen Hofe, der ihn zum Freyherrn machte. Er durchirrete verſchiedene Länder, wohin ihn aller Orten ſeine Furcht und der Generalcontroleur verfolgeten. Er ſetzete ſich in Hamburg, allwo er einen Handlungsentwurf einführete, da durch die Börſe dieſer Stadt in große Unordnung gerieth. Der Magiſtrat bath ihn, dieſen Ort zu verlaſſen. Er gieng mit ſeinen Reichthümern und mit ſeinem Verſtande nach Dännemark. Hier ſah man, was ein einziger Mann thun kann. Er verbannete die Barbarey aus dieſem Lande; richtete daſelbſt eine Handlungsgeſellſchaft zur See auf, legete ſeidene und wollene Manufacturen an, und eine Bank, welche ein wenig feſter gegründet war, als des Law ſeine. Er hatte keine Bedienung, und wurde gleichwohl über alles zu Rathe gezogen.

lichen, die ſie umgaben, befreyen konnte. Sie verkaufte ihre Pferde und ihre Juweelen, vielleicht eben ſowohl dem Könige dadurch das Elend ſeines Volkes zu zeigen, als auch einigen Nothleidenden zu Hülfe zu kommen. Die Miniſter ſtimmeten mit ihrer

zogen. Er brachte die Verwaltung der Einkünfte und die Handlung in ſo gutes Anſehen; daß die argwöhniſchen Republiken ein vollkommenes Vertrauen in dieſe Regierung ſetzten, ob ſie gleich ganz deſpotiſch iſt.

Friedrich der IV. machte die Herrſchaft Güldenſtein für ihn und ſeine Nachkommen zur Grafſchaft, und Hügetan führete den Namen davon. Er erhielt den Kammerherrnſchlüſſel, und endlich den Dannebrogsorden. Er lebete mit vieler Pracht, vermehrte ſein Vermögen durch den Handel, und verzehrte es als ein großer Herr. Nachdem er mit einem Miniſter König Chriſtians VI. in Uneinigkeit gerathen, begab er ſich auf ſeine Güter nach Holſtein; und durch ſeine Abweſenheit ſchien es in Kopenhagen ſo leer, daß er mit Ehren wieder zurück gerufen wurde. Ich ſelbſt habe ihn im 102ten Jahre ſeines Alters geſehen. Zu der Zeit hielt man ihn noch für den angenehmſten Mann in Umgange, für den vorſichtigſten im Rathe, für den aufrichtigſten in der Handlung, und für den mitleidigſten gegen die Armen. Obgleich die Buchhandlung den Anfang zu ſeinem Glücke gemacht hatte, ſo war ihm doch faſt kein ander Buch bekannt, als der Rabelais. Ungeachtet ihn der franzöſiſche Hof aller Orten, wo er Sicherheit ſuchete, verfolgte; ſo liebete er dennoch nur allein Frankreich. Seine einzige Tochter, wurde von dem Marquis von Monteleon, einem ſpaniſchen Abgeſandten entführet. Er ſchlug eine ſeiner Enkelinnen, einem Prinzen vom däniſchen Geblüte ab, und ſtarb im 1750ſten Jahre vor Verdruß, daß er den Elephanten-Orden nicht erhalten können.

rer Meynung überein, und vornehmlich Beauvilliers, welcher als der rechtſchaffenſte Mann bey Hofe angeſehen ward. Pontchartrain, welcher müde wurde, in einem Lande Geld aufzutreiben, wo die Handlung ganz darnieder lag: Barbezieux, den die Staatsgeſchäffte von den Ergetzlichkeiten abhielten, die er übermäßig liebete; und ſo gar der König Jakob ſelbſt, welcher ungeduldiger war, engländiſche Pferde zu haben, als den Thron wieder zu beſteigen: alle dieſe waren eins mit ihm.

Der König, welcher voll von Friedensgeſinnungen war, ließ durch den Herrn von Harlai, den Creci und des Callieres *) geheime Unterhandlungen darüber pflegen. Er legete übermäßige Auflagen an; aber er ertheilete auch anſehnliche Gnadengelder aus, und erſparete in ſeiner Haushaltung, was er nur konnte. Er arbeitete viel, und verſchwendete wenig. Sein unermüdeter Fleiß ermunterte die Feldherren, und ſeine gute Wirthſchaft tröſtete das Volk.

Ludwig konnte ſich nicht entſchließen, die Todesſtrafe wider die Flüchtigen einzuführen, ſo viel Vorſtellung man ihm auch darüber machete. Der Marquis von Nangis antwortete auf den Verweis, den ihm der König gab, daß ſein Regiment nicht vollſtändig wäre: „Sire, man wird niemals zu „ſeinem Zwecke kommen, wenn die Flüchtigen nicht „die

*) Dieſer war ein Mitglied der Akademie, und hernach gevollmächtigter Miniſter, bey dem Congreß zu Ryswick. Er hat einen Tractat, ſur l'art de nego-

„die Köpfe verlieren.„ Der König aber erwiederte: „Sie ſind Menſchen, Nangis!„

Er ſagete zu dem Oberaufſeher in Flandern: „Sie haben mir voriges Jahr viel verdrüßliche und „ſchlimme Sachen gemeldet: ich bitte ſie aber, fah„ren ſie damit fort; denn ich will die Wahrheit wiſ„ſen, ſo unangenehm ſie auch ſeyn mag.„ Dergleichen Worte, dergleichen Geſinnungen, ſammlet die Geſchichte mit vielen Freuden.

Die Werbung geſchah mit Gewalt, oder durch Liſt. Die Soldaten, die in ganz Paris ſich hin und wieder verbreitet hatten, nahmen die Leute mit Gewalt weg, ſo das Gewehr zu tragen tüchtig waren, ſperreten ſie in verſchiedene, dazu beſtimmte Häuſer ein, und verkaufeten ſolche ſo dann an die Officierer. Dieſe Häuſer wurden Oefen genennet, und es waren deren dreyßig in der Hauptſtadt. Als der König dieſen Eingriff in die öffentliche Freyheit erfuhr, den der Magiſtrat zu hemmen, ſich nicht unterſtanden hatte, aus Furcht, ihm zu misfallen: ließ er die Werber, ſogleich gefangen nehmen, befahl, dieſelben nach aller Strenge der Geſetze zu richten; und ertheilete denen die Freyheit wieder, die ſolche durch Liſt oder durch die Gewalt verlohren hatten, und ſagete hierbey: er wolle Soldaten in ſeinem Dienſte, und keine Sklaven haben.

Einem

eier geſchrieben, aus welchem man nicht ſchließen kann, daß er habe Unterhandlungen pflegen und ſchreiben können.

Einem Könige von Frankreich ist nichts leichter, als von seinem Volke angebethet zu werden. Diese gerechten oder gütigen Handlungen, gefielen den Parisern dergestalt, daß das Kopfgeld, welches man damals als das äußerste Hülfsmittel des Staates ansah, mehr einbrachte, als die Pachter vermuthet hatten. Das erste Jahr der neuen Auflagen ist gemeiniglich nicht einträglich. Es entsteht gern unter den mistrauischen Einnehmern und den geschickten Eigenthümern ein Streit; welcher die Anlagen nach einer den Pachtern nachtheiligen Bezahlung einrichtet. Die Unterthanen glaubeten so gewiß, diese Auflagen würden mit dem Kriege zu Ende gehen, daß sie sich eifrig bemühten, dieselben abzutragen.

Die Schweizer, so sich in Frankreich niedergelassen hatten, schickten Abgeordnete an den König, um ihn zu bitten: daß es ihnen erlaubt seyn möchte, ihren Beytrag zur Kopfsteuer zu geben; weil sie gegen den Staat eben so gesinnet wären, als die Franzosen selbst. Die Livreybedienten giengen auf das Rathhaus, und thaten ein gleiches Ansuchen. Es ist gewiß, wenn ein Fürst gute Gesinnungen mit guten Gesinnungen vergelten will: so sollte eine Auflage, die bey dergleichen Umständen angeleget, auf eine gewisse Zeit gesetzet, und mit so viel Eifer bezahlet wird, nicht ewig dauern: und dieses wird auch nicht geschehen, so bald die königlichen Einkünfte von einem Minister verwaltet werden, der da wissen wird, was ein Bauer ist.

Die

Die Alliirten hatten noch alle ihre Macht beyſammen, und hatten nichts als Städte verloren. Sie hatten Pondicheri erobert, in Flandern ſich feſte geſetzet, ſie erholeten ſich in Deutſchland. In Dauphine hatten ſie Streifereyen vorgenommen, und droheten nunmehr den franzöſiſchen Küſten. Die neue Bombardierart (la machine infernale) machete wohl Lärmen, aber Dieppe wurde in einen Steinhaufen verwandelt. Der Herzog von Savoyen bemächtigte ſich von Caſal, und der König Wilhelm von Namur. Villeroi und der Herzog von Maine verſäumeten die beſte Gelegenheit, den Prinzen von Vaudemont zu ſchlagen, und dadurch Ruhm und Ehre zu erwerben. Der Marſchall von Noailles eroberte in Catalonien alle Städte, die er belagerte: allein ſein Glück hatte keine Folgen. Mit einem Worte, beyde Theile ſchienen des Krieges müde zu ſeyn, und führeten denſelben ſo, als wenn ſie Willens wären, bald Frieden zu machen.

Zweytes Hauptstück.

Die Herzoginn von Burgund.

1696.

Catinat, der ein eben so großer Staats- als Kriegsmann war, schlug den Herzog von Savoyen, und pflog Friedensvorschläge mit ihm. Dieser Fürst, der sich allezeit nach seinem Vortheile richtete, ergriff die Neutralität, die man ihm anboth; und hintergieng seine Bundesgenossen, anfangs mit gleicher List, nachmals mit eben der Treulosigkeit, deren er sich gegen Frankreich gebrauchet hatte †). Man versprach ihm Pignerol und alles, was man ihm abgenommen hatte, wiederzugeben. Man schlug ihm die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Herzoge von Burgund vor. Es wurden ihm alle Ehrenbezeugungen zugestanden, welche man gekrönten Häuptern erweist: Gleich, als wenn der König von Frankreich das Recht hätte, der Würde regierender Herren ein größeres Ansehen zu geben; welches doch dem

†) Hatte er nicht das Muster dazu an Ludewigen gesehen?

*) Vier Jahre hernach, zur Zeit der Vermählung Leopolds, Herzogs von Lothringen mit der Prinzessinn von Chartres, wollte der König demselben den Titel königlicher Hoheit nicht zugestehen, welchen dieser Fürst vermöge eines kaiserlichen Patents annahm, welches ihm der Kaiser deshalben ertheilet hatte, weil

dem Pabſte und dem Kaiſer ſo ſehr ſtreitig gemachet worden war *). Dieſer Vergleich wurde ſehr geheim gehalten, ſo lange, bis der Herzog von Savoyen ſich mit Vortheile erklären konnte. Er hatte nur ſeine Vermittelung zu Beförderung des allgemeinen Friedens verſprochen, und er gab ſein Heer. Er und Catinat belagerten Valence, und der Herzog unterzeichnete den Heurathsvertrag ſeiner Tochter.

Den 4. Nov.

Die Prinzeſſinn von Savoyen **) langete endlich zu Montargis an, wohin ſich der Hof begeben hatte, ſie daſelbſt zu erwarten. Der König nahm ſie in ſeine Arme, trug ſie in eine Kirche, allwo er ſie Gott widmete: als der ſie allein vor der Verderbniß des Hofes ***) bewahren könnte. Er war bey der erſten Zuſammenkunft ſo ungemein zufrieden, daß er noch denſelben Abend an die Frau von Maintenon darüber ſchrieb, die in Fontainebleau zurück geblieben war. Den folgenden Tag langete die Prinzeſſinn daſelbſt an. Sie hatte die Lehren der Herzoginn ihrer Mutter nicht vergeſſen: welche ihr hauptſächlich die Beſcheidenheit, das Vertrauen, und die Hochachtung gegen die Frau von Main-

*) er der Sohn einer Erzherzoginn und Königinn von Pohlen war.

**) Maria Adelheit von Savoyen, war den 6 Dec. 1685 gebohren.

***) Des Hofes, den niemand als er ſelbſt verderbet hatte. Iſt das nicht ein erbauliches Gebeth?

Maintenon eingepräget hatte. Sie überhäufte dieselbe mit Liebkosungen, und erwarb sich im Augenblicke alle ihre Freundschaft. Niemals hat ein Kind mehr Eigenschaften zu gefallen gehabt, als diese Prinzessinn. Sie hatte allen Glanz der Schönheit, ohne daß ihre Gesichtszüge ordentlich gewesen wären. Die Stirne sowohl als der Mund waren zu groß. Das Gesicht, in Ansehung der Züge zu klein, das Alter aber, brachte alles in Ordnung. Sie hatte große Augen, einen stolzen Blick, eine lebhafte und italienische Gesichtsbildung, eine wohlgebildete Nase. Die Farben ihres Gesichts waren vollkommen vertheilet; sie besaß eine Leibesgestalt, die ihr allein eigen war, und dasjenige majestätische Wesen, welches sich ihm alles unterwürfig machete; die Annehmlichkeiten, welche beständig reizen; den natürlichen ungezwungenen Verstand, welcher das Gute und das Schöne am besten beurtheilet. Also war die Prinzessinn beschaffen, die dem Herzoge von Burgund zur Gemahlinn bestimmet war. Fremde Leser werden mir vielleicht weder diese, noch die folgende Abbildung verzeihen. Nur Franzosen wissen allein, wie angenehm die Empfindung ist, von der Mutter seines Königes zu sprechen *).

Ludwig kannte die Gaben der Frau von Maintenon, zu Erziehung der Kinder, gar zu gut; um nicht zu wünschen, daß sie der Prinzessinn ihre gleich-

*) Der Franzos mag nun ein gebohrner Republikaner aus Genf oder Neufchatel seyn, so muß er sklavisch bewundern und vergöttern: gerade, als ob seine Köni-

gleichfalls über sich nehmen möchte. Er bezeigete sein Verlangen darnach, allein er foderte es nicht von ihr. Ludwig hätte ihr solches befehlen können; allein er bath sie darum. Er hätte die Frau von Maintenon, durch eine Stelle darzu verbinden können, die für alle andere eine Belohnung oder eine Ehre würde gewesen seyn. Er dachte aber nicht einmal daran: welches gnugsam zeiget, daß ihr Stand mit einer Hofbedienung nicht verträglich wäre. Die Prinzessinn von Savoyen irrete sich nicht. Sie glaubete nicht zu viel zu thun, wenn sie der Frau von Maintenon den angenehmen Namen Tante beylegete: welches anfänglich nur eine Nachahmung des Fräuleins von Aubigne war; hernach aber eine Folge der Freundschaft und der Ehrfurcht ward, so der König ihr zuerst beygebracht hatte. Denn als diese Prinzessinn sich eines Tages auf der Frau von Maintenon ihren Ort seßete, sagte der König zu ihr: „Stehen Sie doch auf, sehen Sie „denn nicht, daß dieß der Frau von Maintenon „Platz ist? (que Vous êtes à la place de Madame?) Je kostbarer das Pfand war, das man ihrer Sorgfalt anvertraute, desto beschwerlicher war es auch. Die Frau von Maintenon war unschlüssig darbey; bald kam ihr die Lust darzu an, wann sie die Augen auf dieß Kind warf, welches sie als den Engel des Friedens ansah. Bald wollte sie solches wieder abschlagen, wenn sie betrachtete: daß diese Er-

ge etwas anders als andere Leute, d. i. keine Menschen wären.

ziehung, sie wieder zu genau mit der Welt verbinden möchte, welche sie verlassen hätte. Der Bischof von **Chartres**, den sie darüber zu Rathe zog, sah alle die Folgen voraus, welche eine dergleichen Weigerung nach sich ziehen konnte. Er rieth also der Frau **von Maintenon**, mit allem Ansehen seines Amtes: alle ihre Sorgfalt bey der jungen Prinzessinn anzuwenden. Er war versichert: daß niemand geschickter wäre, eine Königinn zu bilden, als eine solche Frau, die sich zu dieser Hoheit zu schwingen fähig gewesen. Die Herzoginn von **Savoyen** bath sie selbst darum, und die Frau **von Maintenon** ergab sich endlich. Die zarte Jugend der Prinzessinn zeigete ihr die angenehmste Hoffnung, welche auch mit den zunehmenden Jahren nicht fehl schlug. Sie machete sich eine Pflicht daraus, das Wachsthum so vieler vortrefflichen Eigenschaften befördern zu helfen. Bald aber legte die Neigung ihr ein angenehmer Gesetz auf. Sie liebete die Prinzessinn, und ward von derselben auf das zärtlichste wieder geliebet.

Die Frau **von Maintenon** glaubete, daß eine öffentliche Erziehung der Prinzessinn von Savoyen am zuträglichsten seyn würde. Sie schrieb alle die Fehler, so gemeiniglich die Prinzessinnen an sich haben, der eingezogenen Auferziehung zu, wo sie an denen, die sie bedienen, nichts als Sklaven sehen, und an ihren Lehrmeistern lauter Schmäuchler finden. Sie glaubete, die Prinzessinn würde zu **St Cyr** französische Sitten annehmen; daß eine so zahlreiche Versammlung ihr einen Geschmack zur geselligen

ſeligen Tugend beybringen könnte; daß ſie die Frömmigkeit lieb gewinnen würde, wenn ſie dieſelbe aufrichtig, ungekünſtelt und angenehm ausüben ſähe; daß ſie die Beſchäfftigungen, ſo ihren Kräften und ihrem Stande gemäß wären, ſich zu Nutze machen könnte; und daß ſie zum wenigſten ihres gleichen kennen, ihnen gefällig zu werden, ſie zu ertragen, ſie zu recht zu weiſen, und zu belohnen lernen könnte; und tauſend andre Sachen, davon man bey Hofe keine Kenntniß erlanget.

Aber zu dem Ende mußte man der Prinzeſſinn St. Cyr beliebt machen. Die Frau von Maintenon veranſtaltete ihr eine angenehme Aufnahme daſelbſt. Die ganze Ordensgeſellſchaft empfieng ſie mit vielem Gepränge, in langen Mänteln. Die Vorſteherinn hielt eine zierliche Anrede an dieſelbe. Die Koſtfräulein waren in zwo Reihen geſtellet, durch welche ſie bis zur Kirche gieng, wohin man ſie begleitete. Nachdem daſelbſt das Te Deum geſungen war, begab ſie ſich in die Klaſſen. Hier fand ſie Kinder von ihren Jahren, die in ihrer Gegenwart eine Unterredung hielten, die ſinnreich genug, ſie zu ergetzen, und mit Lobſprüchen ohne alle Schmäucheley begleitet war. Die Prinzeſſinn wurde davon ſo eingenommen, daß ſie nachher jedesmal die Frau von Maintenon dahin begleiten wollte.

Sie gieng wöchentlich dreymal dahin, von neun Uhr des Morgens, bis auf den Abend. Sie hatte ihre Lieblinge daſelbſt. Das Fräulein von Oſmand hielt den erſten Platz in ihrem Herzen. Dieſe Wahl konnte nicht glücklicher getroffen werden. Sie

liebete in derselben die Schönheit, die Anmuth, die Leutseligkeit und die Wahrhaftigkeit. Allein das Fräulein von Aubigne verdunkelte alles, in Ansehung dessen, daß sie eine Nichte der Frau von Maintenon war. Ihre Wissenschaften, ihre Spiele, ihre Uebungen, ihr Putz, ihre Neigungen, alles war eins: und die Gemeinschaft unter ihnen gieng so weit, daß sie sich bisweilen mit einander zankten, und wohl gar schlugen.

Die Ergetzlichkeiten sowohl als das Gepränge bey Hofe misfiel der Prinzessinn: nichts als St. Cyr war ihr angenehm. Sie kleidete sich öfters als eine Stiftsfrau von St. Ludwig, die meiste Zeit aber als ein Kostfräulein. In diesem verkappten Anzuge wurde sie Fräulein von Lastic genennet: diesen Namen, den ein berühmtes Geschlecht führete, hatte sie selbst erwählet. Alsdann gieng sie in die Wirthschaft, wo sie von allen Kleinigkeiten des Hauswesens reden hörete; in das Schreibzimmer, wo Staatssachen geredet wurden; in das Noviciatzimmer, woselbst sie einen Unterricht fand; in die Klassen, allwo sie durch den Gehorsam befehlen lernete. Voller Freuden, wenn man sich stellete, ihren Stand nicht zu bemerken, that sie alle Verrichtungen, beschäfftigte sich damit, glaubete unentbehrlich dabey zu seyn, entwöhnete sich von der, zu Versailles üblichen Weichlichkeit, und dadurch wurde sie dieselbe Antiope, welche Minerva für den Telemach bildete.

Zuweilen machete sie sich zur Lehrmeisterinn in den Klassen, und in dieser Stelle lehrete sie den Catechismus,

chiſmus, und lernete ihn ſelbſt dabey. Sie ermunterte die Unterweiſung, machete dieſelbe ernſthaft, und veränderte ſolche nach ihrem Gefallen. Sie erlangete eine Fertigkeit im Sprechen; erlaubete, Fragen an ſie zu thun, und wollte gerne gefraget ſeyn: worauf ſie alsdann richtig antwortete. Als ein Koſtfräulein ihr einmal die Frage that: ob man mit demſelben Leibe, den man hier auf Erden gehabt hätte, auch dermaleins wieder aufſtehen würde? ſagete die Prinzeſſinn, welche einigermaßen darüber irre wurde: Dergleichen Fragen thut man gar nicht. Es beruhet nur darauf, daß man im Himmel komme, und nicht, daß man wiſſen will, wie man darinnen geſtaltet ſeyn wird. Als eine andere einen lebendigen Vogel ins Feuer geworfen hatte, bezeigete ſie derſelben durch einen ſtarken Verweis ihren Abſcheu vor dergleichen Grauſamkeiten.

Die Frau von Maintenon wollte, daß ſie mit dieſen leutſeligen Geſinnungen auch die Neigung und die Gabe, allem, was um ſie war, Wohlthaten auszutheilen, vereinigen ſollte. Sie ſagete ihr ohn Unterlaß, daß die Freygebigkeit eine Fürſtentugend wäre. Um ſie nun daran zu gewöhnen, mußte ſie hundert kleine Geſchenke unter die Koſtfräulein austheilen. O! wie ſelten geſchiehet es doch, daß die Hohen ſich einfallen laſſen, Gutes zu thun! Sie erwartens, daß man eine Gnade von ihnen bitte! Und öfters erhält das unverſchämte Laſter diejenige Belohnung, die den ſchüchternen Verdienſten gebühret. Sie denken nicht daran, was denen gefallen

fallen könnte, die sie lieben: man muß es ihnen durch eine Bittschrift, oder durch ein wohl angebrachtes Wort zu verstehen geben. Sie sind Kunstwerke, die nur nach dem Triebe beweget werden, den man in sie leget.

Die Frau von Maintenon lehrete die Prinzessinn alles beobachten, alles behalten; den Bitten zuvor zu kommen; mit guter Art etwas abzuschlagen; zu rechter Zeit zu loben; die Absichten oder Neigungen derjenigen zu erforschen, die um sie waren, und sie in eine angenehme Verwunderung zu setzen, als welches der Wohlthat einen doppelten Werth giebt; solche Leute mit ihrer Gutthätigkeit zu überschütten, die sich verwunderten, daß ihr Mangel und ihr Verlangen bekannt wären; ihren Bedienten, eine Gesinnung, eine Handlung zu belohnen, von der sie kaum glaubeten, daß sie wäre bemerket worden; mit einem Worte, alle diese wichtigen Kleinigkeiten, ohne welche, wenn sie nicht genau beobachtet werden, die Fürsten keiner Freunde werth sind. Indessen kam die Zeit heran, die zur Vermählung bestimmet war: und die Ränke theileten den Hof in Partenen. Die Frauen von Beauvilliers, von Crequi, von Ventadour und du Lude, strebeten allerseits nach der vornehmsten Stelle, bey der Prinzessinn Hofstaate. Die Frau von Beauvilliers wurde unter dem Vorwande, daß sie öfters krank wäre, abgewiesen: allein die Hauptursache war der Quietismus; die Frau von Crequi, ihres Alters halben; die Frau von Ventadour, wegen der Vergehungen ihrer Schwestern;

Die

Die Frau du Lude aber, die mehr frey von Laſtern, als mit Tugenden gezieret war, wurde zur Staatsdame ernennet. Die Frau von Caylus verlangete die Stelle der erſten Dame d'Atour: allein ſie war eine Janſeniſtinn, und die Gräfinn von Mailly wurde ihr vorgezogen. Der Graf von Teſſe, der beſcheidenſte und höflichſte von allen Hofleuten, wurde Oberſtallmeiſter. Der Marquis von Dangeau, wurde Hofcavalier; der Marquis von Villacerf erſter Haushofmeiſter; la Vieuville erſter Staatsſekretär; Bourdelot, Leibarzt; und der Biſchof von Meaux erſter Almoſenier. Als dieſer Prälat, um den gewöhnlichen Eid abzulegen, vor der Prinzeſſinn auf die Kniee fiel, ſagete dieſelbe zu ihm: Ach! ich bin nicht wenig beſchämt, ein ſo ehrwürdiges Haupt zu meinen Füßen zu ſehen.

Die Wahl eines Beichtvaters, verdienete alle Aufmerkſamkeit des Königes. Dieſes iſt der einzige Mann, welcher das Recht hat, bey Hofe aufrichtig zu ſeyn: und es war ſchwer, einen zu finden, der ſich dieſes Rechts zu bedienen ſich getrauete, aber auch ſolches nicht misbrauchte. Der Pater de la Chaiſe übergab ein Verzeichniß von verſchiedenen Jeſuiten, deren Gelehrſamkeit und Tugend weltkündig war. Unter dieſen befand ſich der Pater von Emmerich. Die Frau von Maintenon, und der Cardinal von Noailles unterſtützeten ihn öffentlich. Der König hieng auf ſeiner Seite. Allein der Pater de la Chaiſe glaubete entweder, daß ein ſtrenger Mann einer jungen Prinzeſſinn nicht anſte-

hen möchte; oder er war vielleicht über das Ansehen eifersüchtig, das ein Mann wie dieser war, an einem frommen Hofe erhalten würde. Kurz, er schloß ihn aus, und sagete: daß er sehr viel Schwierigkeiten zu machen pflegete. Die Frau von Maintenon wurde sehr unwillig über diese Worte, und zeigete dem Könige die Ungebührlichkeit derselben, die Treulosigkeit und die Bosheit des Beichtvaters. Der Pater de la Chaise kam kurz darauf wieder, und sagete mit einem eifrigen Wesen, daß er eben entdecket hätte: der Pater von Emmerich sey ein Jansenist. Bey diesen Worten seufzete die Frau von Maintenon und schwieg still. Wieviel Sachen hatte sie gleichwohl nicht darüber zu sagen?

Allein das Gespenst des Jansenismus, war dem Könige so erschrecklich, daß die Frau von Maintenon selbst für eine Jansenistinn wäre gehalten worden, wenn sie sich bemühet hatte, solches zu vertreiben. Wenn sie betrachtete, daß so viel Leute durch den bloßen Argwohn, und zuweilen durch den unbilligsten Verdacht waren unglücklich geworden; das Vorurtheil, welches der Pater de la Chaise hatte, daß alle Frommen Ketzer wären; wenn sie das Misverständniß überlegete, das zwischen ihr und ihm herrschete; den Haß und das Mistrauen, welches ihr dieser Orden durch die beyden Abgeordneten, den Pater Bourdaloue und den Pater de la Rüe, die sie bathen, sie möchte ihrer Gesellschaft gewogen seyn, deutlich genug gezeiget hatte: so schätzete sie sich sehr glücklich, daß man ihr nicht die gewöhnliche Formel zu unterzeichnen, vorgeleget hatte.

hatte. Der Pater le Comte wurde als Beichtvater ernennet, und misfiel der Prinzessinn gar sehr: welcher gleichwohl der König die Erlaubniß gab, ihre Beichtväter, so oft sie wollte, zu verändern; wofern sie sich nur allemal einen Jesuiten erwählete.

Man berathschlagete sich, ob die Stellen der Hoffräulein wieder sollten eingeführet werden. Der König verlangete es, unter dem Vorwande: daß junge Fräulein den Hof lustiger und lebhafter machen würden; und in der That darum, weil in den Jahren, wo alle Lust uns verläßt, die Gegenwart der Jugend sehr nöthig ist, um uns noch einige Vorstellung von ihr zu machen. Die Frau von Maintenon, welche noch immer die ehemaligen Schwachheiten der Hoffräulein in frischem Andenken hatte, schlug Hofdamen vor: und der König stimmte entweder aus Ueberlegung, oder aus Höflichkeit dieser Meynung gar bald bey. Zu St. Cyr befanden sich junge Kinder genug, so der Prinzessinn zum Zeitvertreibe dienen konnten. Die Frau von Maintenon hatte beständig einige der artigsten und klügsten St. Ludwigsfräulein bey sich. Nach und nach waren bey ihr, das Fräulein von Castejа, die nachher Frau von la Lande, und Unterhofmeisterinn der königlichen Kinder wurde, und würdig war, diese Stelle zu bekleiden: das Fräulein von Tonnancourt: welche man wieder zurück schickte, weil sie einige Absichten auf den König gehabt, und die man dadurch gewahr wurde, da sie einen Ring in des Königes Handschuh steckete; das Fräulein von Bouſú, welche mehr Beruf zum Kloster, als zum

Hofleben

Hofleben hatte. Das Fräulein von Normanville, die nachher der Präsident von Brünet heurathete; das schöne, sinnreiche und reizende Fräulein von Osmond, welche mit dem Marquis von Havrincourt verheurathet wurde, dem sie hundert tausend Franken zum Brautschatz, wie auch die Statthalterschaft von Hedin, eine reichliche Fruchtbarkeit und die Hoffnung, daß seine Dienste sollten erkannt werden, zubrachte; und endlich das Fräulein von Aumale, das alle Vollkommenheiten besaß, ausgenommen die Schönheit; welche sie gleichwohl auch würde verachtet haben, wenn sie gleich schön gewesen wäre. Sie war der Frau von Maintenon so ergeben, daß sie den tapfern General, Grafen von St. Fremond ausschlug; welcher in Ansehung ihrer zu den größten Ehrenstellen würde gelanget seyn: Ungeachtet der König zu ihr sagete: „In „der Jugend schlagen sie einen Marschall von Frankreich ab; aber im Alter werden sie einen Mousquetier heurathen.„ Gleichwohl schätzete sie Ludwig so hoch, daß die Frauen von Caylus und von Dangeau zu einander sageten: „Wir wollen dem „Fräulein von Aumale unsere Aufwartung machen; „wenn die Frau von Maintenon sterben sollte, „wird es uns sehr lieb seyn, daß wir es itzo gethan „haben.„

Den 7 Decembr. 1697.

Das Beylager des Herzogs von Burgund wurde mit aller Pracht gefeyert: und dieses war das letzte Fest, welches die Neugier der Fremden erwecke,

te, und derſelben eine Gnüge that. Die Herzoginn von Burgund, die wegen ihrer Vermählung, mit Glückwünſchen überhäufet wurde; antwortete einem Hofmanne: „Sie ſagen mir hier die ſchönſten Sa„chen von der Welt vor; aber zu allem Glücke ver„heurathet man ſich nicht alle Tage.„

Sie beſaß die Kunſt, mit einem Worte alles auszudrücken. Von dem Herzoge und der Herzoginn von Harcourt ſagete ſie: „ſo oft ich dieſes „Paar erblicke, deucht mich allemal, daß ich die „Tapferkeit mit der Tugend vermählet ſehe.„ Sie ſagete von der Frau von Monteſpan, die den beiſſendſten Witz am Hofe beſaß: „Dieſes iſt eine „Schlangenzunge in einem Taubenkopfe!„

Die Frau von Maintenon fürchtete ſehr, daß die Prinzeſſinn dieſe gefährliche Gabe misbrauchen möchte: und daß, indem ſie ſich der Wahrheit allzuſehr befleißigen wollte; ſie nicht endlich den Schein der Bosheit erlangen möchte. Sie fürchtete gleichfalls die Neigung, ſo die Herzoginn zu ſinnreichen Einfällen hatte, die der König haſſete, und welche dem natürlichen Verſtande ſo nachtheilig ſind. Um ſie nun vor dieſen Fehlern zu bewahren, entfernete ſie die leichtſinnige Jugend, welche ihr ſolche hätte beybringen können. Die Prinzeſſinn war faſt beſtändig in ihrem Zimmer. Es wurde alle Abende daſelbſt geſpielet; Die Prinzeſſinn von Harcourt, die Herzoginn von Gutche, die Marquiſe von Dangeau, und die Gräfinn von Grammont waren die gewöhnlichſte Geſellſchaft, in welcher die Gegenwart des Königes niemanden, als dem Dauphin zur Laſt wurde.

Ob-

Obgleich die Einrichtung der Frau von Maintenon große Unkosten verursachete: so verlangete sie gleichwohl vom Könige keine Schadloshaltung, und was noch rühmlicher für sie war, so both ihr niche einmal der König solche an. Gleichwohl litt sie nicht wenig dabey, da sie sich verbunden sah, diejenigen Geldsummen dem Vergnügen des Hofes aufzuopfern, welche ihr Mitleiden den Armen bestimmt hatte. Um sich einiger maßen darüber zu trösten, überredete sie sich selbst, daß dieses Geld, indem es den Handwerksleuten zu Nutze käme, auch als eine Art von Almosen anzusehen wäre.

Die Frau von Lude verließ die Herzoginn von Burgund nicht einen Augenblick. Jeden Abend legete sie durch ein klein Billet der Frau von Maintenon Rechenschaft vom vergangenen Tage ab. Alles, was die Prinzessinn umgab, ließ sich angelegen seyn, eine vollkommene Frau aus ihr zu machen. Wenn sie einige von ihren Pflichten verabsäumet hatte, so gab man ihr solches, durch die Traurigkeit, die in allen Gesichtern zu lesen war, zu verstehen. Die Freude hingegen verkündigte ihr, daß sie alles beobachtet hätte, und dadurch wurde sie ermuntert, solche noch genauer zu erfüllen. Die Frau von Maintenon mochte abwesend oder gegenwärtig seyn, so hatte sie doch allezeit ein wachsames Auge auf die Fallstricke, so ihr bey Hofe im Wege liegen konnten.

Sie suchete ihren Verstand durch die gründlichsten Lehren zu stärken. Bald lernete sie selbige die menschlichen Herzen kennen, und zwar durch gewis-

se

ſe Anmerkungen, ſo ſie über die Eigenſchaften der Hofleute, oder über die vorfallenden Neuigkeiten machete. Bald entwarf ihr die Frau von Maintenon ſchriftliche Rathſchläge, welche ihr die Weisheit ſelbſt in die Feder zu flößen ſchien; bald, indem ſie ihr die Wahrheit unter ſinnreichen Erdichtungen vorſtellete; bald, indem ſie in den Mund eines chriſtlichen Weltweiſen, Grundregeln legte, die zur Quelle der wahren Glückſeligkeit leiteten *). Sie wollte ihr gern alle ihre Erfahrung mittheilen. Der Verſtand der Fürſten iſt eine Frucht, die nie zu zeitig reifen kann.

Die Herzoginn von Burgund gieng nicht mehr ſo oft nach St. Cyr, aber ſie verlohr dennoch die Neigung gegen dieſen Ort nicht. Man ſah ſie zu Fontainebleau Thränen vergießen, weil ſie ſich an dem Orte nicht erholen konnte: wo ſie alle Ergetzlichkeiten genoß, wenn ſie ihren Stand bey Seite ſetzen konnte. Sie empfieng einmal Ludwig den XIV. und die Königinn von England daſelbſt in dem Ordenshabite von St. Ludwig. In dieſer Kleidung hat man das ſchönſte Gemählde von ihr. Die Frau von Maintenon erhielt ſie bey dieſer Luſt; ſowohl die Prinzeſſinn, durch die Erinnerung des Guten, vom Böſen abzuhalten, wenn ſie jemals auf Irrwege gerathen ſollte: als auch dieſem Hauſe eine Beſchützerinn zu verſchaffen, die mit einſehendem Eifer ſich alle das Gute angelegen ſeyn ließ, welches daſelbſt noch auszuüben übrig blieb.

Die

*) S. die Rechtfertigungsſchriften, Num. 22.

Die Herzoginn von Burgund, war mit ihrem Beichtvater nicht zufrieden, und entweder aus Neugier oder aus Andacht, wollte ſie einen andern zu St. Cyr verſuchen. Weil ſie ſich im Beichtſtuhle noch zu ſehr als eine Prinzeſſinn anſah; wollte ſie von ihm durchaus dafür nicht erkannt ſeyn. Das Fräulein von Oſmond, ihr Liebling, ſchlug den ihrigen, als einen ſehr weiſen und leutſeligen Mann vor. Die Prinzeſſinn gieng und warf ſich ihm zu Füßen. Das Geräuſche der reichen Kleidung verrieth ſie. Der ſtrenge Beichtvater gab ihr einen heftigen Verweis. „Ach! ſprach ſie, Oſ„mond, du haſt mich betrogen! Er iſt erſchrecklich „ſcharf... Sie lief hierauf zur Frau von Maintenon und ſagete zu ihr: „Meine liebe Tante, end„lich habe ich einen vortrefflichen Beichtvater gefun„den: er hat mich ſo ſehr als möglich ausgeſcholten, „aber ich verlange keinen andern... Gleichwohl gieng ſie nicht wieder zu ihm. Die andere Regung kann der Ueberzeugung zugeſchrieben werden: die erſte und die letzte ſind gemeiniglich Folgen des Hochmuths.

Der Herzog von Burgund, der tugendhafteſte Prinz und der eifrigſte Ehemann, brannte vor Liebe gegen die Herzoginn, und ſeufzete nach den glücklichen Augenblicke, in welchem ihm erlaubet ſeyn würde, ſein Feuer zu löſchen. Man hatte dem jungen Paare verbothen, in zweyen Jahren noch nicht beyſammen zu leben; aus Furcht, daß eine allzufrühzeitiger Liebe die Fruchtbarkeit des einen oder der andern verhindern möchte. Beyde ſuchten ſich einander beſtändig, ſie entwiſchten ihren Aufſehern,

und

und verließen einander allemal mit Schmerzen. Die Frau von Lüde wendete alle ihre Geſchicklichkeit an, die Zeit zu verzögern, in welcher die Philoſophie und die Gratien mit einander ſtreiten ſollten. Der Herzog berief ſich auf das Recht des Eheſtandes, und die Prinzeſſinn auf das Recht der Liebe. Endlich wurde der beſtimmte Zeitpunct verkürzet, und ganz Frankreich frohlockete darüber: als wenn es ſeinen itzt geliebten König voraus geſehen hätte; welcher ihm durch die Vereinigung dieſer beyden Kinder dereinſt ſollte geſchenket werden.

Man konnte dieſes Paar nicht ſehen, ohne Antheil an ihrem Glücke zu nehmen. Die Herzoginn beſaß Tugenden in einem Alter, worinnen es ſchon viel iſt, wenn man ſie nur hoffen darf. Der Herzog, welcher von Natur zornig, ungeduldig und geizig geweſen; war durch die Sorgfalt des Herrn von Fenelon und des Herzogs von Beauvilliers, der angenehmſte, der leutſeligſte und der wohlthätigſte Mann von der Welt geworden. Alles, was er hatte, gehörete den Armen. Er brach ſeinem Vergnügen dasjenige ab, was er alten Officierern mittheilete. Er verſtattete jedermann einen freyen Zutritt, erkundigte ſich nach allen, und behielt alles im Gedächtniſſe. Er hatte, was die Erleichterung des Volkes betraf, ſolche Abſichten, die in einem Prinzen von ſiebenzehn Jahren zum Erſtaunen waren; und leider! bey jedem Prinzen zum Wunder werden. Ludwig liebete ihn über alles: obgleich ſonſt die Könige einen natürlichen Abſcheu vor demjenigen Sohne zu haben pflegen; der ein, gegen die Unterthanen wohlgeſinntes Herz zeiget.

Drittes Hauptſtück.

Der ryswickiſche Frieden.

Vier Verträge, die ohne Schwierigkeiten und faſt ohne alle Einwürfe zu Ryswick unterzeichnet wurden, ſtellten den Frieden in Europa wieder her. Der König gab dem Kaiſer und dem Könige von Spanien alles wieder, was er ihnen genommen hatte; und alles, was der Krone, durch die Kammern von Metz und Breyſach war einverleibet worden.

Die engländiſchen Gevollmächtigten, unterſtunden ſich, in den Unterhandlungen den Vorſchlag zu thun: daß der König von England aus Frankreich möchte vertrieben werden. Ludwig gab zur Antwort: „Auf dieſe Bedingung wird Großbrittanien niemals Frieden mit mir bekommen.„ Sie fanden endlich, daß dieſer Antrag unanſtändig war, und verlangeten daher nur: daß er nicht länger zu St. Germain, wegen der allzunahen Nachbarſchaft von Verſailles bleiben möchte. Ludwig nahm es ſehr übel, daß man ihm Geſetze in ſeinem Lande vorſchreiben wollte, und gab zur Antwort: „Der König und die Königinn von England ſind „unglücklich, und dabey meine Freunde.„

Die Wiedererſtattung ſo vieler Eroberungen kam ihm nicht ſo ſchwer zu ſtehen, als der Artikel, durch welchen er Wilhelmen für einen rechtmäßigen König von Großbrittanien erkennen mußte. Ludwig

wig ſah ihn für ſeinen perſönlichen Feind an, und als den Feind von allen Königen. Gleichwohl war er einiger maßen über etliche Worte gerühret, ſo der unrechtmäßige Beſitzer von ihm geſprochen, und die voller Hochachtung waren. „Der König von Frank„reich, (hatte Wilhelm geſaget) ſollte mich billig „nicht haſſen: denn niemand hat ihn mehr gerüh„met, als ich. Kaum hat er eine neue Einrich„tung bey ſeinen Völkern gemacht, ſo gleich führe „ich ſie auch bey den meinigen ein. So bald er nur „einen Schritt thut, ſo oft er einen außerordentlichen „Rath verſammlet, bin ich unruhig darüber. Ich „ahme ihm in vielen Sachen nach; ich fürchte ihn „in verſchiedenen Dingen, und bewundere ihn in al„len Stücken *). „

Das Volk hatte wider die lange Dauer des Krieges gemurret: itzo war es unwillig über den Frieden. Den franzöſiſchen Gevollmächtigten wurde ſelbſt zu Paris übel begegnet; als wenn ſie wider den Vortheil ihres Vaterlandes gehandelt hätten. Man fragete einander, was denn die Früchte von ſo viel gewonnenen Schlachten, von ſo viel glücklichen Belagerungen, von ſo viel vergoſſenem Blute wären? Als wenn das Ende ſo vieler betrübten Glückſeligkeiten, nicht eine der allerangenehmſten Frucht wäre! Man wünſchete, daß der König einige eroberte Plätze möchte behalten haben. Geſetzt aber, daß Frankreich durch einige Städte wäre vergrößert worden; würde wohl dieſerwegen der Franzos einen Heller weniger Auflagen gehabt haben?

*) S. Manuſcrits du Marquis de Dangeau.

Die Hofleute rühmeten die Beſcheidenheit des Königes. Falſche Tugend! falſches Lob! Die Abtretungen der Eroberungen, iſt, ſo bald ſie ohne Zwang geſchieht, entweder eine Dummheit des Fürſten, oder ein Verbrechen wider den Staat; welcher dadurch, wegen der aufgewandten Kriegskoſten würde ſchadlos gehalten worden ſeyn. Man gab alles zurück, weil man nichts behalten konnte*). Die vereinigten Mächte waren zwar öfters geſchlagen worden, aber ſie hatten noch Kraft und Nachdruck genug, alles mit Gewalt wieder einzunehmen. Ludwig machete alſo zu rechter Zeit Frieden; welches für einen Eroberer ſehr viel iſt.

Indeſſen bewunderte ganz Europa die gerechten und billigen Vorſchläge, welche er gleich Anfangs that; und die Gefälligkeit, mit welcher er dieſelben hernachmals linderte. Er ſchien gerecht zu ſeyn, weil er ſich niemals anders als ehrgeizig gezeiget hatte. Als Ludwig Lothringen wieder zurück gab, ſagete er zum Couvonge: „Ich habe längſt gewünſchet, „ihrem Herrn dieſen Erſatz zuthun. Ich würde ſol„ches bereits dem verſtorbenen Herzoge, welchen ich je„derzeit hoch ſchätzete, gethan haben, wenn er nicht alle„zeit einer von meinen Feinden geweſen wäre. Es „iſt mir allemal lieber, einen regierenden Herrn ein„zuſetzen„

Ein berühmter Jahrbuchſchreiber **), und nach ihm der Verfaſſer vom Siecle de Louis XIV. behaupten,

*) Die im Aachenſchen Frieden.

**) S. l'Abregé Chronologique de l'Hiſtoire par M. le Preſident Henault p. 450.

hauptet, daß der herannahende Tod des Königes von Spanien, der geheime Bewegungsgrund gewesen wäre, warum Frankreich alle seine Vortheile, der Ruhe von Europa aufgeopfert hätte. Wenn es mir erlaubet wäre, zween so vorzügliche Schriftsteller zu widerlegen: so würde ich sagen; daß diese Vortheile nur scheinbar gewesen; daß man seit fünf Jahren schon Unterhandlungen gepflogen; daß es nicht wahrscheinlich sey, den Tod des Königes von Spanien zehn Jahre vorher gesehen zu haben; daß das Elend des Volks aufs äußerste gekommen gewesen; daß der König solches gekannt, und durch das Mitleiden allein zu dem Friedensschlusse bewogen worden; daß seine Absichten auf Spanien, sie mochten bestehen, worinnen sie wollten, durch ein siegreiches und wohlbezahltes Heer besser als durch die geschicktesten Unterhändler, würden ausgeführet worden seyn. Luxemburg und Louvois lebeten nicht mehr: um daß der eine hätte herrliche Feldzüge thun, der andere aber rühmliche Vergleiche schließen können. Kurz die Liebe zur Ruhe, und die Nothwendigkeit derselben, machten diesem Kriege ein Ende; welchen der Verdruß eines Ministers, über die Frau von Maintenon angesponnen hatte. Man sieht wohl durch den Congreß von Ryswick die Wiederherstellung, so Frankreich geleistet hat: allein man findet darinnen nicht, wie sehr erschöpfet es gewesen.

Wenn man dieses Stück der Geschichte des vorigen Jahrhunderts liest, so kann man sich nicht entbrechen, das Unglück so vieler Völker zu beklagen,

die ohne Aufhören, ohne Urſache und ohne Erbarmen, dem grauſamen Vergnügen einiger Fürſten aufgeopfert wurden; welche aus Ueberdruß des Friedens einander bekriegen, und wenn ſie des Krieges müde ſind, ſich wieder verſöhnen. Gleich den Kindern, welche ſo ſchnell ſind, ſich einander zu umarmen, als hitzig ſie ſind, ſich mit einander zu ſchlagen.

Wäre es nicht beſſer geweſen, daß die Unterhandlungen des Congreſſes, vor der Kriegserklärung hergegangen wären? Man würde freylich erbittert geworden ſeyn; man würde ſich näher zum Zwecke geleget haben, und endlich würde man eins geworden ſeyn. Ludwig der XIV. würde zu den Holländern geſaget haben: Ich will die Vergleiche von Münſter und Nimwegen treulich halten. Das Reich würde ihm geantwortet haben: es iſt unrecht, daß eins von euren Parlementern, das Reich durch einen richterlichen Ausſpruch zergliedert: und ihr würdet uns ſelbſt tadeln, wenn wir dieſes litten. Die Engländer würden bewieſen haben, daß man einem Volke wider ſeinen Willen keinen König aufdringen kann. Endlich würde man in allem überein gekommen ſeyn: und wie viel Menſchenblut wäre dadurch nicht erſparet worden!

Viertes Hauptſtück.

Das gemeine Beſte.

Ludwig dachte ſo wenig daran, die ſpaniſche Monarchie allein zu erben, daß nach dem Frieden, ſeine erſte Sorgfalt dahin gieng, dieſelbe zu zergliedern. Das Geſpenſt der Ehre, welches ſo lange war angebethet worden, war endlich verſchwunden. Er opferte durch den Theilungsvertrag ſeine Rechte zur gänzlichen Erbfolge Karls des II. der allgemeinen Ruhe auf. Er war auf weiter nichts bedacht, als ſein Volk glücklich zu machen; und durch eine gute Regierung die Wunden zu heilen, welche der Krieg und der Ehrgeiz, dem Staate zugefüget hatten.

Die Frau von Maintenon, welche öfters zu Rathe gezogen wurde, und von allem unterrichtet war, zeigete die Urſache des Uebels, und fand zuweilen ein Mittel, demſelben abzuhelfen. Sie war in alle Staatesſachen vermenget, ob ſie ſich gleich für unfähig dazu hielt *). „Weil ich, ſagete ſie, zu „ſpät dazu gekommen bin.„ Die Aufrichtigkeit ihres Herzens und ihre richtige Beurtheilungskraft erſetzete dasjenige, was an der Uebung fehlte. Der König, welchen Mazarin zu der größten Verſchwie-

*) Dieſes beweiſt ein Brief an die Prinzeſſinn von Urſini, in des Cardinals Lanti ſeinem Schreibzimmer.

genheit gewöhnt hatte, verhölete ihr zuweilen gewiſſe Umſtände; entweder um die Ehre, von denen Entwürfen, die er ſelbſt gemachet hatte, ganz allein zu genießen, oder ſich in ſeiner Unabhängigkeit zu erhalten; oder vielleicht auf die Bitte einiger Miniſter. Aber bald erhielt die Frau von Maintenon alles Vertrauen von neuem. Sie gerieth wieder in den Wirbel, dem ſie glücklich entkommen zu ſeyn geglaubet hatte: und, indem ſie beſtändig die Staatsgeſchäffte verwünſchete, beſchäfftigte ſie ſich gleichwohl ohne Unterlaß damit. Sie hatte ein Recht dazu, ſich derſelben anzunehmen. Der Antheil, den der Unterthan an dem Wohl des Vaterlandes nehmen ſoll, verbindet ihn, dieſes Wohl durch alle rechtmäßige Wege zu befördern. Dieſe Pflichten gehören für jedes Geſchlecht, für jeden Stand, und für jedes Alter. Ein jeder, der ſolchen nicht, entweder in ſeinem Amte, oder durch ſein Anſehen, oder durch ſeine Rathſchläge ein Genüge leiſten kann, ſoll dieſelben durch ſeine Wünſche erfüllen.

Alles dasjenige, was nur einige Anſprüche auf das Recht geben kann, ſich in die Regierung zu mengen, fand ſich bey der Frau von Maintenon vereiniget. Sie hatte das Recht einer Unterthaninn, eines Lieblings und einer Gemahlinn des Königes. Eine Maitreſſe, welche Bedienungen nach ihrem Gefallen vergiebt; die Gunſt des Königes aus-

*) S. Mémoires de l'evéque d'Agen. Der König ſagete, (hier redet der Biſchof). Er iſt alt und gebrechlich: wenn ich von dieſer Sache mit ihm ſprechen

austheilet, in den Berathſchlagungen den Vorſitz nimmt, machet ſowohl die Gewalt, welcher ſie ſich anmaßet, als das Volk, welches ſie regieret, den Geliebten, dem ſie Rathſchläge giebt, und die Miniſter, denen ſie widerſpricht, ſelbſt verächtlich. Allein eine Gemahlinn kann, ohne die Geſetze der Ehrbarkeit zu beleidigen, ihrem Manne das Uebel, welches man ihm verſchweigt, und das Gute, welches er unvollkommen ausübet, entdecken. Sie kann ihn vor dem Gift der Schmäuchelen bewahren, wenn ſie ihm die Wahrheit ohne alle Umſchweife vorſtellet: Sie kann die Fallen verhüten, ſo ſeiner Leichtgläubigkeit oder ſeinen Leidenſchaften, durch ſeine Miniſter geleget werden; wenn ſie ihm einen Pontchartrain zeigt, der ſich durch Kleinigkeiten unentbehrlich machet, und das weſentliche ſeines Amtes verabſäumet; einen Barbezieux, der die Morgenſtunden mit ſeinen Maitreſſen und Schmäuchlern wollüſtiger Weiſe verſchwendet, da mittler Weile der Officier in ſeinem Vorzimmer jähnet und fluchet; einen Chateauneuf, der weder einen Bericht machen, noch einen Rückzug veranſtalten kann. Einen Oberaufſeher der Gebäude, der ſich unterſteht, falſche Rechnungen zu übergeben, und den der König nicht ſchelten darf, aus Furcht, durch einen einzigen Verweis ihn ums Leben zu bringen *).

Die Frau von Maintenon wußte ihrem Anſehen Gränzen zu ſetzen: ſie ſagete wohl öfters ihre

* ſollte, ſo würde er vor Schmerz ſterben. Man muß ihn leben laſſen.

Meynungen, allein ſie gab ſelten Rathſchläge. Sie widerſtund der gefährlichen Verſuchung, jemanden in ihren Schuß zu nehmen. Man ſah ſie nicht von einer Menge von Unverſchämten umgeben, welche alles zu verſchlucken ſuchen. Man durfte von ihren Creaturen nicht erſt ein kurzes Gehör erkaufen. Man brauchete nicht zwanzig Briefe zu ſchreiben, um zwey Wörter zur Antwort zu erhalten. Kein Beichtvater, kein Bedienter, kein Hofmann konnte ſich rühmen, daß er ſie regierete. Ihre Ohren waren ſowohl vor falſchen Berichten, als vor Empfehlungen verſtopft. Sie war ſo oft in ihren Dienſtleiſtungen hintergangen worden, daß ſie fürchtete, entweder die verwegenſte Ungeſchicklichkeit, oder das argliſtige Laſter, zum Schaden beſcheidener Verdienſte, oder der demüthigen Tugend zu beſchützen. Dieſe Aufführung brachte die Tadler zum Stillſchweigen. Das Volk murret nicht wider den Liebling, welcher die Staatsgeſchäffte verwaltet; ſondern wider denjenigen, der die Begnadigungen austheilet. Die Herrſchaft der Frau von Maintenon war gründlich und ruhig: weil man dieſelbe kaum gewahr wurde.

Der Pater de la Neuville, ein Jeſuite, bath dieſelbe einmal, indem er ſie nicht kannte: ſie möchte ihm doch bey der Frau von Maintenon ein Gehör verſchaffen. Und was wollen ſie bey ihr, ſagete ſie? Ich wollte gern eine Bedienung für einen meiner Brüder haben, antwortete der Jeſuit. Sie kommen unrecht an, erwiederte dieſelbe: Sie bitten den König wohl zuweilen um Almoſen, aber nie-

ulemals um eine Gnade. Gleichwohl, ſagete der Pater, ſteht ſie in ſo großem Anſehen. Dieſes iſt nicht ſo groß, antwortete ſie, als ſie wohl glauben. Ach! ſagete der Jeſuit: ich ſehe, daß es die Frau von Maintenon ſelbſt iſt, mit der ich die Ehre habe, zu ſprechen: denn ſie ganz allein ſetzet ein Mistrauen in die Gunſt, in welcher ſie ſteht.

Die Frau von Maintenon antwortete ordentlich auf alle Briefe, die ſie erhielt. Es waren meiſtens Briefe, darinnen ſie um Wohlthaten angeſprochen wurde. Sie kleidete ſich an, dictirte, und ſprach, und zwar alles dieſes zu gleicher Zeit. Als der König ſah, daß auf ihren Briefwechſel ſo viel koſtbare Zeit verwendet wurde, ſchlug er ihr vor, einen Almoſenier anzunehmen. Sie gab zur Antwort: Ein Almoſenierer würde mir ſehr nützlich ſeyn; allein zu meinem Stande ſich nicht ſchicken. Valincour beſtrebete ſich um dieſe Stelle eines geheimen Sekretärs, bey der Frau von Maintenon; Sie wählete aber lieber eines von den Kindern zu St. Cyr darzu, weil ſie den Schein alles Anſehens vermeiden wollte.

Es ſchien, daß der Zeitpunct der Glückſeligkeit von Frankreich gekommen wäre. Die Frau von Maintenon war bereit, alle nöthige und nützliche Rathſchläge zu ertheilen, und der König allen zu folgen. Allein Desmarais, Briſacier, Fenelon, la Chetardie und Bourdaloue ſelbſt, ſchlugen vor, zu faſten und zu bethen; anſtatt dem gemeinen Beſten zu rathen. Kaum berühreten ſie den Schuz, der dem Volk gebührete, und hielten ſich

nur

nur mit allem Eifer, bey den Kirchenſachen auf; welche ohne dieß mehr als zu gut von ſtatten gehen. So ſehr ſind die Geiſtlichen gewohnt, den ganzen Staat in ſich allein zu finden! Wenn die Frau von Maintenon, an ſtatt eines Gottesgelehrten, einen Weltweiſen zu ihrem Gewiſſensrathe gehabt hätte: ſo würde ſie vielleicht nicht ſo gar heilig, Frankreich aber deſto glücklicher geweſen ſeyn.

Es iſt billig zu beklagen, daß dieſelbe bey allem Vorſatze, bey aller Fähigkeit und bey aller Gelegenhei-

*) Sieh die Briefe des Biſchofs von Chartres. Hier iſt einer, welcher unter denen nicht beſtndlich iſt, welche der Abt Berthier bekannt gemachet hat. „Ich habe einen Einfall bekommen, Madame, und mich „deucht, daß ich Ihnen denſelben entdecken muß. Ich „glaube, Sie würden dem Könige eine große Wohlthat erzeigen, wenn Sie ihn dahin bringen könnten, „daß er in denen Augenblicken, darinnen er frey und „gerühret wäre, ein Gebeth verrichtete. Dieſe Art „des Gebeths müßte ganz kurz, ganz einfältig, und „nach der Beſchaffenheit einer müßigen Stunde eingerichtet ſeyn. Ich wollte ihn nur gern dazu gewöhnen, Gott in einem ſolchem Bilde zu betrachten, „das ihn am meiſten rühret: als nämlich in ſeiner „Größe, in ſeiner Barmherzigkeit, und vornehmlich, „daß er auf die vertrauteſte Weiſe mit Gott in ſeinem „Herzen umgienge. Die Hohen dieſer Welt bringen „oft ihre ganze Lebenszeit zu, ohne Gott zu kennen, „ohne ihn zu lieben, und, ohne mit ihm umzugehen. „Sie betrachten ihn als ein fremdes Weſen, das in einer unendlichen Weite von ihnen entfernet iſt. Allein, „wenn ſie es dahin bringen, daß der König Gott nur „ein einzig mal in dem innerſten Grunde ſeines Herzens findet: alsdann wird er das verborgene Mäa

„na

heit so viel Gutes zu stiften, dennoch so wenig Gutes ausgeübet hat. Des Mairats beruhigte sie über ihre Zerstreuungen, schrieb ihr eine strenge Lebensart vor, verordnete ihr den ostern Genuß des heiligen Abendmals, redete mit ihr von den Uebungen der Gottseligkeit des Königes *), und sagete ihr nicht ein Wort zum Besten seines Volkes. Er wollte, daß die Gnade in einem Fürsten wunderthätig wirken sollte, der nur schwache Empfindungen davon hatte: gerade als wenn ein Reich, durch göttliche Einge-

„na schmecken, und sich des ägyptischen Knoblauchs „entwöhnen. Gott wird sich ihm nach und nach offenbaren, und durch eine verborgene Rührung des „Herzens mehr wirken, als die kräftigsten Lehren bey „einem unbeschäfftigten Geiste ausrichten können. Ich „beschwöre sie, gnädige Frau, wagen sie einen Versuch, ohne der menschlichen Weisheit Gehör zu geben: überlassen sie sich in aller Einfalt dem lautern „Geiste Gottes. Die beste Art diesen Versuch zu machen ist, daß sie sich nach der Schwäche einer Seele richten, die vielleicht noch niemals Gott empfunden hat: gleich dem Propheten, welcher sich über „das Kind, so er von den Todten erwecken wollte, dreymal hinstreckete; so bequemen sie sich ebenfalls. „Verrichten sie das Gebeth mit ihm zugleich, und „unterdrücken sie die Vernunftschlüsse, so ihn bald ermüden werden. Drey Misekere werden zum erstenmale genug seyn. Er mag ihnen allmählich folgen. Halten sie zuweilen an. Fahren sie ein andermal wieder fort. . . . Hier folget eine lange „Erzählung der Eigenschaften Gottes, welche der Bischof mit diesen Worten endiget: Sie sehen, gnädige Frau, daß ich wenig klug noch verständig bin; „ich verlange es auch in Ansehung ihrer nicht zu seyn „

Eingebungen regieret werden könnte! Der Biſchof verlangete eine eifrige Gottesfurcht von einem Manne, deſſen Einbildungskraft nicht lebhaft genug war, um ſich ein Weſen, als gegenwärtig vorzuſtellen, das er im Glauben, aber ohne Liebe und ohne Empfindung verehrete. Er beklagete mit der Frau von Maintenon, daß Ludwig ſo wenig Zeit auf das Gebeth wendete; gleich als wenn die Arbeit nicht das beſte Gebeth der Könige wäre.

Ob zwar das gemeine Beſte in eine ſo traurige Vergeſſenheit gerathen war, wurde deſſen ungeachtet dem Lande, obgleich nicht vollkommen, doch langſam geholfen. Von der Zeit des Friedens an, bis auf das 1701ſte Jahr zeigen uns die Jahrbücher von Frankreich, wie Ludwig Streitſachen wider ſich ſelbſt entſchieden; wie er den Rathsperſonen befohlen, in zweifelhaften Umſtänden, ihn allemal zu verurtheilen; wie er die Pracht durch ſein eigen Beyſpiel vermindert; wie er den Provinzen einen Theil des freywilligen Geſchenkes erlaſſen; wie er den Ackerbau befördert, die Handlung ins Aufnehmen gebracht, und die Kopfſteuer abgeſchaffet *); um das Verſprechen zu erfüllen; ſo er ſeinem Volke gethan hatte.

Man verminderte die Zahl derjenigen, ſo Gnadengelder erhielten. Der König machete ſelbſt dieſe Einrichtung, in der Frau von Maintenon ihrem Zim-

*) Laut einer Verordnung des Staatsraths vom 19 Dec. 1697, vermöge welcher man nur die drey erſten Monathe des 1698 Jahres, den vierten Theil der Kopf-

Zimmer. Deſſen ungeachtet belief ſich die Summe der Gnadengelder noch ſehr hoch. Die Frau von Maintenon verminderte dieſelben noch mehr: ſie glaubete, es wäre beſſer, einer Menge Unterthanen wenig, als einer geringen Anzahl viel Gutes zu thun. Alle Stellen bey den königlichen Einnahmen wurden verkaufet. Der König ſagete zu dem Generalcontroleur: „Ich will nicht, daß meine „Gunſt und mein Schutz verkaufet werden ſollen; „und ihr werdet dieſes allen Einnehmern und Pach„tern in meinem Namen bekannt machen.„ Zwey Factors wurden weggejaget, und etlichen Frauen drohete man mit gleicher Strafe. Dieſe Strenge ſetzete den Generalcontroleur in große Beſtürzung. Seine Hände konnten vieleicht rein ſeyn: aber ſeiner Leute ihre, waren es nicht.

Der Soldatenſtand, welcher ſeit dem Tode des Louvois in Verachtung gekommen war, erhielt ſeine Vorrechte wieder, ohne der Nacheiferung nachtheilig zu ſeyn. Als Pontchartrain dem Könige verſchiedene Officierer, zu einer verledigten Galeerenhauptmannsſtelle vorſchlug, beſtund derſelbe auf den Ritter von Froule. Der König ſagete zu ihm: „Ihr nehmet alſo den Froule ſehr in euren Schutz: „Er verdienet es. Aber es ſind noch ältere, die eben „ſowohl rechtſchaffene Leute ſind, als er. Sie ha„ben aber keinen Fürſprecher; ich muß alſo wohl der „ihrige

ſteuer erlegen ſollte; nach deren Verfließung beſagte Auflage gänzlich aufhören ſollte, zu Folge der Verordnung vom 18 Jänner.

„ihrige ſeyn.„ und ſo ertheilete er dem älteſten dieſe Stelle *). Der Herzog von Burgund wurde mit in den Rath der auswärtigen Staatsſachen gezogen. Der König ſagete zu ihm: „Im Anfange ſollen ſie „ihre Stimme noch nicht geben; aber durch aufmerk„ſames Zuhören, werden ſie vollkommen urtheilen „lernen.„ Hernach ſprach der König mit demſelben von den innern Angelegenheiten des Reiches ſo umſtändlich; als wenn Ludwig dieſelben beſtändig unmittelbar verwaltet hätte, und mit ſo vielem Vertrauen, als wenn er dem Herzoge von Burgund die Regierung abgetreten hätte.

Dieſer Prinz ließ ſich ſo eifrig angelegen ſeyn, den Zuſtand des Reiches kennen zu lernen, als wenn er daſſelbe bald hätte regieren ſollen. Er wollte die Provinzen kennen lernen. Die Oberaufſeher erhielten Befehl, ihm umſtändliche Berichte zu erſtatten: doch eine Reiſe incognito würde ihm beſſeres Licht gegeben haben. Wann der Herzog Frankreich durchreiſet wäre, würde derſelbe unglückliche Städte, verheerte Dörfer, wüſte Felder und verlaſſene Handwerksſtätten angetroffen haben. Er hätte den arbeitſamen Ackermann unter der Laſt der Abgaben ſeufzen hören. Er hätte geſehen, wie die unnützen und müſſigen Mönche, von den Früchten der Erde, die ſie gleichwohl nicht bauen, ſich mäſten; und ein armes Volk, welches glücklicher zu ſeyn verdienet hätte. Er würde leichte Mittel gefunden haben, die Anzahl der Wohlthaten zu vermehren, und die Menge des Uebels zu vermindern.

Die

*) Manuſcripts du Marquis de Dangeau.

Die Oberaufseher erfülleten seine Hoffnung und seine Absichten keinesweges. Der eine, welcher zwanzig Jahre in seinem Generalamte königlich gelebet hatte, kannte weder die Stärke, noch die Schwäche, noch das Unglück desselben. Ein anderer verläumdete die Einwohner seines Bezirks. Dieser vergrößerte, bey seiner Ankunft in der Provinz, die Misbräuche, und die daraus entstehenden Beschwerlichkeiten, um eine unumschränktere Gewalt zu erhalten. Jener, der in der Verwaltung seines Amtes alt geworden war, bemänteite dieselben, um das Geschrey der öffentlichen Unterdrückung zu stillen. Hier stelleten einige die Versammlung der drey Hauptstände, welche aus den Vätern des Vaterlandes bestunden, als eine Zusammenkunft von Aufrührern vor. Andre rühmeten die Vortheile einer willkührlichen Steuer; gerade, als wenn sie gefürchtet hätten, daß dieses Werkzeug der Tyranney ihnen möchte entrissen werden. Einige hielten sich zu lange bey unnützen Kleinigkeiten auf, und berühreten die wichtigsten Gegenstände der Neugier des Prinzen nur obenhin. Einige andere unterstunden sich, Mittel vorzuschlagen, neue Abgaben aufzulegen. Alle bekannten, daß alles Unglück der Widerrufung des Befehls von Nantes zuzuschreiben wäre, und kein einziger beklagete dasselbe. Der Herzog von Burgund wurde bald gewahr: daß ein Mann, der des Königs Beyfall hat, selten die Liebe des Volks erhält.

Fünftes Hauptſtück.

Der Erzbiſchof von Paris, der Pater de la Chaiſe und der Pfarrer von Verſailles.

Noailles dachte viel erhabener, als Godet des Marais. Er hatte ſich das völlige Vertrauen der Frau von Maintenon erworben, und machete ſich ſolches für ſeine Perſon weniger als für ſein Kirchengebieth zu Nutze. Er ſchlug die Zertheilung der Biſthümer vor. Er verſuchete es, den Hofleuten beſſere Sitten beyzubringen. Er verſtattete weder, daß des Königes Staatsrath die Kirche regierete, noch daß die Geiſtlichkeit einen Theil ihrer Einkünfte dem Staate verſagete. Wann er über einige Staatsſachen zu Rathe gezogen wurde, ſagete er die Wahrheit mit mehrerer Dreiſtigkeit, als man von der Gelindigkeit ſeiner Gemüthsart vermuthet hätte. Er misbilligte die Einziehung der Rathhauseinkünfte zu Paris: und die Frau von Maintenon ſagete dieſerwegen zum Könige, welcher ſich freuete, ein leichtes Mittel gefunden zu haben, ſeine Schulden zu bezahlen: „Eure Majeſtät werden doch „ihren Parlamentern unterſagen, daß ſie ins künfti„ge, wider die Straßenräuber nicht mit aller Strenge „verfahren möchten? Der König gab zur Antwort, daß die Bedürfniſſe des Staats ihn zu dieſer Einziehung nöthigte. Die Frau von Maintenon aber behaupte-

hauptete: daß ein König nicht eher sein Versprechen brechen könne, als bis er alle mögliche Mittel erschöpfet hätte, dasselbe zu erfüllen.

Sie seufzete, wenn sie täglich neue Gebäude aufführen sah, die durch ihre Pracht das allgemeine Elend zu verspotten schienen. Sie hatte den Bau der Capelle zu Versailles öffentlich gemisbilliget. Sie unterdrückete die Begierde zum Bauen dergestalt, daß der König die Ausgaben, so er auf sein Vergnügen wendete, nunmehr bloß in die Verschönerung seiner Gärten einschränkete. Als Pontchartrain dem Könige einmal den Vorschlag that, Paris mit öffentlichen Gebäuden auszuzieren, gab Ludwig zur Antwort: „Indem mir meine Mi„nister so viel von der Ehre vorsagen, haben sie „vielleicht ganz Europa überredet, daß ich die mei„nige in solchen elenden Dingen suchete. Ich baue „zwar gern, aber man rede mir von keinem Gebäu„de mehr vor, weder für Paris noch für mich! „Wenn nur mein Volk zu essen hat, so werde ich al„lezeit gut genug wohnen.„

Der Misbrauch der Gewalt betrübete die Frau von Maintenon, und machte den Erzbischof sehr unwillig. Die besondern Befehle, welche anfangs wider die Verräther ertheilet waren, hernachmals in Ansehung einiger Geschlechter, welche man nicht beschimpfen wollte, und endlich wider die Jansenisten gebrauchet wurden; welche, um dem Kirchenbanne zu entgehen, die gewöhnliche Abschwörung unterschrieben, und gleichwohl in geheim ihre Lehre fortsezeten, um sich über ihre Gewissensstiche zu betäuben: diese

Befehle hatten ſo überhand genommen, daß ſie im Reiche eine Art von Inquiſition ausmacheten: und es ſchien, als wenn Frankreich durch Verbannungsbriefe regieret werden ſollte.

Die Ketzer fürchteten die Angeber: die Klugen den Verdacht; und die Unſchuldigen ſowohl, als die Schuldigen, fürchteten eine geheime Verurtheilung; welche allezeit grauſamer und ungerechter iſt, als ein öffentlicher Ausſpruch. Der Erzbiſchof hörete nicht auf, der Frau von Maintenon vorzuſtellen: daß Gott dermaleinſt vom Könige eine ſcharfe Rechenſchaft, über alle Ungerechtigkeiten, ſo man in ſeinem Namen ausübete, fodern würde: wegen der Streitigkeiten, ſo der geheime Rath aus andern Gerichten an ſich gezogen hatte; wegen aller Verbannungen, ſo wider den gewöhnlichen Lauf der Rechte geſchehen wären; wegen alles des Uebels, das die neue Rechtsgelehrtheit verurſachete; die wider alle gewöhnliche Formeln eingerichtet, allezeit gewaltthätig, zuweilen billig, allein immer im Verdachte war, daß ſie es nicht ſey; die den Menſchen, der unter das unwandelbare Geſetz gehörte, dem veränderlichen Willen anderer unterwarf. Die Frau von Maintenon ſprach darüber oft mit dem Könige: welcher das Recht, einen Unterthan ohne Beweis in Verhaft zu nehmen, von demjenigen, ihn ohne alle Regeln der Gerechtigkeit zu verurtheilen, nicht unterſchied; und zur Antwort gab: So hat man zu allen Zeiten verfahren. So gefährlich ſind die erſten Misbräuche! Gleichwohl war Ludwig voller Ehrerbiethung gegen die Geſetze. Er ſage-

ſagte darüber: „Wenn man ſie einmal aus den „Augen ſetzet; ſo weis man nicht mehr, was man „anfangen ſoll.„ Allein er wollte, daß alles geſchwind vollbracht werden ſollte; und daß alles durch ihn geſchähe. Er war gerecht, und glaubete, daß ſeine Miniſter es ebenfalls wären: und dieſes iſt die gemeinſte und himmelſchreyendſte Ungerechtigkeit der Könige!

Die Frau von Maintenon, welche die Befehle und Unterſuchungen wider die ſo genannten Staatsverbrechen nicht ganz und gar verhindern konnte, bemühete ſich doch, die Strenge derſelben zu mindern. Sie erfuhr die verborgene Schärfe, welche man an den Gefangenen zu Vincennes, und in der Baſtille ausübete, aus welchen beyden Häuſern ſo wenig Menſchen kommen, und in welchen ſo viele in der Verzweiflung ſterben. Es wurden den Gefangenen ſowohl Bücher, als auch aller Zuſpruch und die Sacramente ſelbſt abgeſchlagen. Sie aber beſchwor den Miniſter, er ſollte doch zeigen, daß er ein menſchliches Herz im Leibe hätte!

Sie bewog den König mit vieler Aufmerkſamkeit auf die Wahl der Geiſtlichen bedacht zu ſeyn. Die Gewalt, ſo ſie über den König hatte, ihre Freundſchaft mit den Biſchöfen, und der Ruhm, den ſich ihre Klugheit und Gottesfurcht erworben hatte, konnten ihr einigermaßen das Recht zu Ernennung der geiſtlichen Würden ertheilen. Gleichwohl begnügete ſie ſich Anfangs, den König nur ſo weit zu bringen, daß er ſich das Wohl der Kirche angelegen ſeyn ließ, ohne ſich zu erkundigen, wie er ſol-

ches beſorgete. Als ein Biſchof ſich bey der Frau von Maintenon für eine Abtey bedankete: ſagte ſie zu ihm: „Sie bedanken ſich bey mir, mein Herr, „und ich erfahre itzo allererſt durch ſie, daß der Kö„nig Ihnen ſolche verliehen hat. Ich menge mich „weder in Kirchen- noch in Staatsſachen.„ Und damals war dieſes die Wahrheit.

Allein nachher lag der Biſchof von Chartres und der Erzbiſchof von Paris der Frau von Maintenon ſo eifrig an, die Wölfe von dem Schafſtalle des Heilandes abzuhalten: daß ſie die Perſon wurde, ſo alle Angelegenheiten der Geiſtlichkeit beſorgete, denen damals ein Fürſpruch unentbehrlich war. Der Pater de la Chaiſe wurde öfters hintergangen, und zuweilen wollte er ſolches nicht beſſer haben. In den meiſten Bittſchriften wurden die geiſtlichen Würden als eine Belohnung verlanget. Der eine redete darinnen von den Dienſten, die ſeine Vorfahren geleiſtet hatten; ein anderer von den Wunden ſeiner Anverwandten. Dieſer gab zu verſtehen, daß er durch den Krieg um das Seinige gekommen wäre, und daß er durch einen Kirchendienſt alle ſeine Schulden tilgen könnte: Gerade, als wenn die Kirchengüter Belohnungen für das im Treffen vergoſſene Blut ſeyn ſollten! Jener rühmete ſeinen Adel: und der Pater de la Chaiſe war es, der dem Könige alle dieſe begierigen, geitzigen und ehrſüchtigen Männer in Vortrag brachte. Man tadelte an ihm, daß er die heiligſten Sachen mit gar zu großer Leichtſinnigkeit triebe; daß er einem ſeiner Brüder Abteyen gäbe, für den ſich eine Koppel

Jagd-

Jagdhunde beſſer geſchicket hätte; daß er einen ſeiner Neffen, der die Schande ſeines Geſchlechts war, mit Kirchendienſten überhäufte; daß er drey von ſeinen Nichten, den drey reichſten Klöſtern vorſetzete, davon die eine ein ſo ſchändliches und öffentliches Laſter begieng, daß er ſich genöthiget ſah, ſie einſperren zu laſſen. Sein Bruder, welcher Präſident zu Lyon war, kaufete von dem Marquis de St. Valiere die Stelle eines Hauptmannes der Schloßwache. Es wurde nicht wenig über dieſe neugebackenen Grafen de la Chaiſe gelachet.

Ein ſo großes Anſehen, als dieſer Beichtvater ſich erworben hatte, war in den Augen des Erzbiſchofs von Paris erſchrecklich. Man mußte demſelben nothwendig Gränzen ſetzen. Der Prälat brachte dem Könige ſo viel Gewiſſensſcrupel bey, und die Frau von Maintenon beſchämte ihn ſo oft über die ſchlechte Wahl, die Ludwig auf Vorſchlag des Paters de la Chaiſe getroffen hatte: daß der Jeſuit zu ſeinen Freunden ſagete: „Ich bin verlohren! ich darf nicht „mehr wählen, und bald werde ich auch keinen mehr „ausſchließen können.„

Um diejenigen Geiſtlichen recht kennen zu lernen, welche fähig wären, die Provinzen durch gute Sitten, ſo wie die Oberkeit durch die Geſetze zu regieren, verlangte der König von dem Herzoge von Beauvilliers ein Verzeichniß der darzu geſchickteſten Perſonen, und die Frau von Maintenon ein gleiches von dem Erzbiſchofe zu Paris. Die Ernennungen zu dergleichen Aemtern geſchahen alsdann mit mehr Vorſicht und Ueberlegung. Die Verſetzun-

gen blieben nicht mehr ſo gebräuchlich. Man ſagete dem Könige: daß dieſelben nach den heiligen Kirchenrechten ernſtlich verbothen wären; und daß dadurch der Ehrgeiz und die Begierden bey den Biſchöfen vermehret würden. Der Aufenthalt in ihrem biſchöflichen Sitze wurde wieder eingeführet. Zuweilen wurden diejenigen, ſo ſich des Morgens, wenn der König aufſtund, bey Hofe einfanden, durch einen einzigen Blick von ihm wieder in ihr Kirchengebieth zurück geſchicket. Zum öftern verkürzete ein Befehl des königlichen Oberrichters ihren Aufenthalt zu Paris. Die Frau von Maintenon ſagete: „Wenn die Hofbiſchöfe wüßten, wie verachtet ſie „daſelbſt wären, ſo würden ſie niemals bey Hofe er„ſcheinen; und würden Ehren halber dasjenige thun, „was ſie nicht aus Schuldigkeit thun wollen.„

Sie redete dem Könige beſtändig zu, daß er die Biſchöfe aus den Generalverweſern der Kirchenſprengel wählen möchte. Ludwig fiel dieſer Meynung bey, und von der Stunde an, ward nach dieſen Stellen, welche kurz zuvor, von den adelichen Aebten waren verachtet worden, ſehr geſtrebet, und durch eben dieſelben auch bald wieder verderbet. Der König unterſtützete die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe. Er hörete die Klagen an, welche man über die Eingriffe der Parlementer von Toulouſe und Bourdeaux führte; und ließ denjenigen berühmten Befehl ausgehen, welcher der Geiſtlichen Gewalt ſo vortheilhaftig war, aber ſo oft kraftlos gemachet worden iſt.

Die

Die Geiſtlichkeit erkannte dieſen Dienſt durch die leichte und großmüthige Einwilligung der freywilligen Geſchenke. Man ſchrie vergeblich über die Ungerechtigkeit, die man bey der Eintheilung begangen hatte. Umſonſt vergrößerte man die Bedürfniſſe des Staates: gleichwohl wollte der König in das Recht der freywilligen Steuer keinen Eingriff thun: welches noch als ein ſchätzbarer Ueberreſt desjenigen Rechts anzuſehen war, das alle Länder vor dieſem gehabt haben: Ein Bild der alten Freyheit, welche den ſteuerbaren Provinzen ſo ſchmerzlich, und eine Erhalterinn des Vorrechts der freyen Staaten iſt.

Der Pater de la Chaiſe rächete ſich an der Frau von Maintenon, über den Verluſt ſeines Anſehens; und um daſſelbe wieder zu erhalten, ſuchte er den Noailles, ihren Rathgeber und Gottesgelehrten, bey dem Könige heimlich zu verkleinern. Dieſer Prälat, welcher auf das Angeben des Beichtvaters in den Verdacht kam, daß er ein Janſeniſt ſey, wurde von der Frau von Maintenon öffentlich vertheidiget; welche bald die Tugenden des Beklagten, und bald die Fehler des Anklägers vergrößerte. Allein es war umſonſt, daß ſie alle Befehle anführete, ſo der Erzbiſchof, wider die Lehre des Janſenius ertheilet hatte. Der Pater de la Chaiſe fragete: warum Noailles die Lehrſätze verbannete, und ihre Schüler beſchützete? Der König ſah dieſen heftigen Widerſpruch ein. Der Erzbiſchof ſchien nunmehr in ſeinen Augen ein Ketzer, und deſto gefährlicher zu ſeyn, weil er gar nicht das Anſehen davon hatte. Dieſer Eindruck aber erloſch bey

dem erſten Gehöre wieder. Der aufrichtige, beſcheidene, leutſelige und ſtandhafte Prälat konnte zwar einige Schuld haben; allein er konnte deswegen nicht gehaſſet werden.

Der geheime Umgang, den er mit der Frau von Maintenon hatte, wurde von allen Seiten ausgekundſchaftet, und endlich entdecket. Der Pater de la Chaiſe, der vom Könige mehr geliebt als hochgeſchätzet wurde, gewann deſſen Vertrauen zuweilen aus Neigung; und kurz darauf verlohr er daſſelbe wieder durch Ueberlegung. Der Jeſuit ließ ſich angelegen ſeyn, die Frau von Maintenon verdächtig zu machen. Einige Janſeniſten, welche durch ihren Fürſpruch zu geiſtlichen Würden gelanget waren, dieneten ihm zur Gelegenheit, nicht ſowohl ihren Glauben in üblen Ruf zu bringen, als vielleicht ihre Rathſchläge verdächtig zu machen. Man ſetzete ein Anbringen dem andern entgegen, und Noailles ward Cardinal, wider der Jeſuiten Willen. Die Frau von Maintenon, die ſich beſtändig mit Todesgedanken beſchäfftigte, wollte gern bey ihrem Ende den König in den Händen des Cardinals laſſen. Sie ſah die Beſchuldigung des Janſeniſmus als ein Verbrechen derjenigen an, die ohne Tadel waren; und alle dieſe heilige Streitigkeiten betrachtete ſie als einen Krieg zwiſchen der Clerſey, die frey ſeyn wollte, und denen Jeſuiten, die ſich dieſelbe gänzlich unterwürfig zu machen beſtrebten: ein Krieg, welchem die Religion zum Vorwande dienete, und deſſen Bewegungsgrund die Eiferſucht war.

Als der Cardinal von Noailles bey der Frau von Maintenon dergleichen Gesinnungen gewahr wurde, schlug er ihr vor, den Pater de la Chaise vom Hofe zu entfernen, und seine Stelle dem Pater von Emmerich zu geben. Dieser ehrsüchtige Geistliche, welcher, um die Ehre Gottes zu vergrößern, sich aller Orten einzuschleichen suchete, schwärmete beständig um Versailles herum, um dem Pater de la Chaise das Gewissen des Königes zu entziehen, welches er besser zu führen glaubete. Die Frau von Maintenon ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Sie schrieb alle Sünden, die der König begieng, seinem Beichtvater zu. Sie glaubete, ein solcher Mann müsse durch einen göttlichen Beruf, und nicht durch Hofränke zu diesem wichtigen Amte gezogen werden. Und, um demselben würdig vorzustehen, müsse er die hierzu erfoderliche göttliche Gnade, durch öftere Ausübung guter Werke zu verdienen suchen.

Sie wünschete, daß der Pater de la Chaise sich durch das Gebeth genauer mit Gott vereiniget hätte, um von demselben die ewige Wohlfahrt seines Beichtsohnes zu erlangen. Sein Staat kam nicht mit der Bescheidenheit eines Ordensgeistlichen überein. Seine übermäßige Pracht gereichete den Schwachen zur Aergerniß. Die Frommen seufzeten, die Weltleute lacheten darüber, und so gar die Jesuiten selbst murreten darwider. Der General dieses Ordens, Pater Thyrsus Gonzales, hatte ihm darüber die stärksten Verweise gegeben, welche aber alle nichts fruchteten. Eine Kutsche mit sechs muthigen

thigen Pferden beſpannt; ein Landhaus, welches ganz Paris in die Augen fiel; Gärten, darinnen alles nach dem beſten und neueſten Geſchmacke eingerichtet war; die prächtigſte Tafel, an welcher er ſeine Freunde bewirthete; durch alles dieſes behauptete er, ſeinem Gelübde zum Trotze, das Recht der triumphirenden Kirche. Die Janſeniſten fanden bey ihm den Hochmuth eines Mannes, der täglich ſeinen Gott in Händen trug, und ſeines Herrn alle Monath zu ſeinen Füßen liegen ſah. Man beklagete ſich auch, daß ſeine Hände offen ſtünden, immer zu nehmen. Einer ſchenkete ihm Pferde, der andere Münzen. Er bekam von dem Abt Descamps eine ſehr rare Sammlung derſelben, welche man noch heut zu Tage in dem Büchersaale des Jeſuiter-Ordenshauſes findet: woſelbſt ſie als ein Denkmaal ſeiner Wiſſenſchaft und ſeines Geizes anzuſehen iſt.

Der König kannte einen Theil ſeiner Fehler: allein er hatte einen gelinden Mann nöthig. Es geſchieht zum öftern, daß einer durch Liſt die Stelle des Beichtvaters erlanget, und durch eine gelaſſene Gleichgültigkeit ſich darinnen erhält. Der Pater de la Chaiſe, als ein gelinder und gefälliger Mann, der unmöglich widerſprechen konnte, der ſehr ſtrenge über die großen, aber nachſehend über kleine Sünden war, flößete dem Könige allen den Abſcheu ein, den er ſelbſt gegen die Frommen trug, und die Ludwig ſchon ſo oft für Häuchler oder Ketzer, oder Menſchen von blödem Verſtande gehalten hatte. Hierdurch ſtürzete er vollends den Pater Emmerich.

D.r

Der Janſeniſmus brachte ihn um die Stelle eines Beichtvaters der Herzoginn von Burgund: die Frömmigkeit aber trennete ihn vom Könige.

Der Cardinal von Noailles und die Frau von Maintenon, warfen die Augen auf einen andern Jeſuiten. Allein der Pater de la Chaiſe wußte dieſem neuen Streiche auszuweichen: und ſein Anſehen, welches das Geſetz der Ehre überſtieg, erhielt einen ſeiner Neffen im Dienſte, welcher eine niederträchtige That begangen hatte, ungeachtet ſich ein ganzes Regiment darwider ſetzete. Der Prälat und die Frau von Maintenon ließen ſich gleichwohl nichts abſchrecken. Der eine hatte den Beichtvater im Verdachte; er wendete alle ſeine Geſchicklichkeit darzu an, daß er den König mit gutem Gewiſſen zu ſündigen verleitete: die andere beſchuldigte ihn, daß er ſein Amt nicht weiter erſtreckete, als den König nur bloß von Sünden abzuhalten. Der Cardinal wünſchete einen andern Beichtvater, aus Haß wider das Böſe; die Frau von Maintenon aber einen, aus Liebe zum Guten.

Der Pfarrer zu Verſailles trug ein eifriges Verlangen, ſein Pfarrkind Beichte zu hören. Er hatte bereits einige Unterredungen mit dem Könige gehabt, die ihm Hoffnung dazu machten. Er redete unaufhörlich von den Eigenſchaften eines Beichtvaters: gleichſam, als wenn er ihn überreden wollte, daß der Maler dem Gemälde vollkommen ähnlich ſey. Als Hebert um ein Gnadengeld für eine Schauſpielerinn bey dem Könige anhielt, welche den Schauplatz mit dem Kloſter verwechſeln wollte, ſo-

gete

gete Ludwig: „Wie glücklich iſt ſie, daß ſie um „Buße zu thun, der Welt entſaget! Es iſt wahrlich „ſchwer, ſich zu bekehren!„ Der Pfarrer gab hierauf zur Antwort: „Daß der göttlichen Gnade alles leichte wäre. Wenn man das vergangene verbeſſern ſoll, erwiederte der König: und man doch „kein Mittel vor ſich ſieht, dieſe Verbeſſerung zu „vollſtrecken, ſo iſt man ſehr zu beklagen. Gott iſt „auf ihrer Seelen Heil bedacht, ſagete der Geiſtliche: umſonſt wirket er nicht dieſe heilige Regungen in ihren Herzen. Ihr gröſter Ruhm, (denn „man müßte ihm noch ſchmäucheln, um ihn zu bekehren,) beſteht darinnen: daß ſie die Wohlfahrt „ihrer Seele durch Bereuung und Verbeſſerung ihrer Jugendfehler feſt zu ſetzen ſuchen. Dieſes iſt „wohl wahr, verſetzete der König: allein auch ſehr „ſchwer. Es giebt eine gewiſſe Art Fehler, die „nicht wieder gut gemachet werden können.„

Die Entführung einer Frau von ihrem Manne, ſo viele ungerechte Kriege, und folglich auch unzählige Todſchläge: ſo viel Millionen Auflagen auf die Armen, welche auf ſtrafbare Ergetzlichkeiten verwendet wurden: dieſes ſind allerdings Uebel, welche eine trockene Reue allein tilgen kann, in einem Stande, wo es ſo leicht fällt, Ungerechtigkeiten zu begehen, die Wiedererſtattung aber unmöglich iſt. Entweder aus Vorſichtigkeit oder aus Klugheit wollte der Geiſtliche die Wunden nicht unterſuchen, die er nicht heilen konnte. Er ließ ſich nur überhaupt in ein Geſpräch über die Güte Gottes aus. Der König ward darüber gerühret, und ſagete daſſelbe

der Frau von Maintenon, welche es dem Cardinal von Noailles hinterbrachte. Auf Zureden der einen sowohl als des andern, versuchete der Geistliche, einige Rathschläge zu ertheilen. Allein, entweder waren dieselben nicht gut angebracht, oder die Stunden der Gnadenwirkung waren nicht alle gleich. Kurz, der König hörete dieselben, ohne daß sie den geringsten Eindruck bey ihm machten *).

Der Pater de la Chaise, den diese geheimen Unterredungen beunruhigten, stellete Heberten als einen unbedachtsamen Mann vor, der dem Cardinal ergeben wäre, und nichts redete, schrieb und dächte, als was dieser wollte. Hebert, der täglich ungestümer ward, bestärkete diese Nachricht. Er wiederholete dem Könige ohn Unterlaß die erste Unterredung, von welcher er so wenig Nutzen gezogen hätte, deren sich der König gar nicht mehr erinnern wollte. Er führete ihm einmal das Exempel des heiligen Ludwigs an, zum Beweise, daß man auch auf dem Throne selig werden könnte. Der König sagete: Er genoß das heilige Abendmal nicht mehr als zweymahl im Jahre; und doch war er ein großer Heiliger! Ja, antwortete der Geistliche: aber er beichtete täglich zweymal. So muß er auch ein sehr großer Sünder gewesen seyn! erwiederte hierauf der König ganz kaltsinnig.

Als die Frau von Maintenon sah, daß der König von dem Pater de la Chaise sich nicht trennen

*) S. Les Memoires de l'evéque d'Agen.

nen konnte, verſöhnete ſie ſich mit demſelben, in Hoffnung, ihn auch mit der Frömmigkeit wieder zu vereinigen. Der Jeſuit hielt eine lange Unterredung mit ihr; er rechtfertigte ſich über die Laulichkeit des Königes, er verſprach, ihm ins künftige die Wahrheit aufrichtig zu ſagen; und ihm ohne Parteylichkeit die beſten Geiſtlichen anzuzeigen. Ungeachtet dieſer Verſöhnung, bezeigten ſich beyde Theile, als wenn ſie weder ihrer Freundſchaft, noch dem Anſehen traueten, in welchem ſie ſtunden.

Man ſaget, daß eine Kleinigkeit der Urſprung dieſer Mishälligkeit geweſen ſey. Die Frau von Maintenon hätte einen Kirchendienſt für einen Abt verlangt, den ſie beſchützete. Der Pater de la Chaiſe hätte ihr verſprochen, zu gelegener Zeit ſeiner bey dem Könige zu gedenken; und habe denſelben in ſeinem Verzeichniſſe oben an geſetzet. Der König hätte ihn ausgeſtrichen. Der Beichtvater hätte hierauf entweder mit ernſtlichem oder verſtelltem Verdruſſe geſaget: daß ihm die Frau von Maintenon dieſen Geiſtlichen empfohlen hätte. „Eben deswegen geſchieht es, ſagete der König, daß ich ihn „ausſtreiche: ich will nicht, daß ſie ſich darein mengen ſoll. Allein erwiederte der Jeſuit: Ihre gu„ten Geſinnungen gegen mich, werden ſich dadurch „ſehr vermindern; und ich habe geglaubet, daß der „Beyfall einer ſo frommen Frau, ſehr hoch zu ſchä„tzen wäre. Der König gab zur Antwort: Dieſes „iſt zwar eine Urſache; allein, ob ſie gleich für euch „wichtig iſt, ſo iſt ſie es doch für mich nicht. „Dieſer Umſtand zeiget, wie viel Geſchicklichkeit die Frau

von

von Maintenon nöthig gehabt, einen Fürsten zu regieren, der voll vom eifersüchtigen Eigensinne war. Man sieht auch daraus, wie wenig Einfluß sie Anfangs in die Wahl der geistlichen Stellen gehabt. Nachher nahm sie mehr Theil daran. Das Gewissen wird leicht von dem überredet, was ihm gefällt. Der Bischof von Chartres legete es ihr als eine Pflicht auf. Allein wäre er nicht ihr Gewissensrath gewesen, würde er ihr nicht ein Verbrechen daraus gemachet haben?

Denn sey wie ihm wolle, so wurde sie doch durch die Verstellung des Paters de la Chaise beleidiget; weil er denjenigen, den sie beschützte, in seinem Verzeichnisse oben an gesetzet hatte. Sie sah dieses scheinbare Zeichen einer Hochachtung als eine List an, den König dahin zu bewegen, daß er ihr untersagen möchte: dem Beichtvater ins künftige mit ihren Empfehlungen nicht beschwerlich zu fallen. Diesem Misverständnisse schrieb der Jesuit die erste Kaltsinnigkeit zu, worauf hernach so viel Feindseligkeiten folgeten.

Allein es ist wahrscheinlich, daß diese Feindschaft noch eine andere Ursache gehabt. Die Frau von Maintenon würde einen kleinen Betrug leicht vergessen haben. Aber sie konnte dem Beichtvater eine ganze Menge von Bezeugungen nicht vergeben, die mit seinem Stande gar nicht überein kamen. Sie gieng täglich weiter in der Gottesfurcht, welche der Vater de la Chaise nicht einmal in Ehren hielt. Sie übete zuweilen die strengsten Pflichten einer Ordensfrau aus, und der Ordensgeistliche bediente

sich aller Freyheiten eines Hofmannes. Sie suchte ohn Unterlaß einen Fürsten zu der erhabensten Tugend zu leiten; der noch von den menschlichen Tugenden zu sehr eingenommen war: der Pater de la Chaise aber unterstützete ihre Bemühungen nicht genug. Er fürchtete, ein träges Gemüth noch mehr zu ermüden, welches eben so leicht wieder einschlummert, als es erwachet. Ludwig war es, den sie einzig und allein liebete: und der ganze Endzweck ihrer Liebe war auf seine Seligkeit gerichtet. Hierinnen bestund ihr einziger Vortheil, ihr einziger Wunsch und ihre ganze Leidenschaft. Das Weltleben eines Beichtvaters, der bestimmt war, zum Exempel zu dienen, schien ihr vielmehr Gott zu erzürnen, als seinen Segen über sein Beichtkind zu erlangen.

Hieraus entstund dieses Mistrauen, der immerwährende Widerspruch, womit sie sich dem Ansehen des Paters de la Chaise allezeit widersetzete; dieses Vorhaben ihn zu stürzen, diese Gleichgültigkeit gegen den geistlichen Orden, welcher der Kirche unentbehrlich, dem Staate aber am nützlichsten ist; diese Neigung, zu glauben, daß dieser Orden den Entwurf gemacht habe, den Weg zum Himmel zu bahnen; diese Freude, so bald Rom oder die Sorbonne einige von ihren Sätzen verwarf. diese Furcht vor solchen Leuten, die man für begierig hielt, alles zu regieren, weil sie Fähigkeit genug darzu besaßen; und so viel andere unbillige Wirkungen des Abscheues, welcher gleichwohl im Grunde sehr rechtmäßig war.

Der

Der Pater de la Chaiſe, deſſen Ruhm die Janſeniſten nur obenhin angetaſtet hatten, erreget itzo Mitleiden in den Briefen der Frau von Maintenon an den Cardinal von Noailles. Er liebete die Pracht und das Vergnügen; allein er beſaß Tugenden, die ſie, wenn ſie nicht ſo fromm geweſen wäre, würde entdecket haben. Ein jeder betrachtet eine Sache nach ſeiner Art. Die ſcharfſichtigſten Augen werden durch die Verſchiedenheit der Charactere und der Vortheile, entweder geſchwächet, oder betrogen. In der Frau von Maintenon Augen war alles ſchwarz, was nicht heilig war. Die Urtheile ſind nicht allemal die untrüglichſten, wenn gleich diejenigen, ſo ſie fällen, aufrichtig handeln. Dieſes iſt eine Folge der Menſchlichkeit. Sie glaubete, die Gnade müſe man mit allem Ernſte an ſich ziehen: und der Pater de la Chaiſe hielt dafür, das ſicherſte Mittel ihre Rückkehr zu beſchleunigen, wäre dieſes, daß man ſie in Geduld erwartete. Die Folge bewies es. Der König gelangete zu der thätigen und gründlichen Gottesfurcht, zu welcher ihn ſeine Gemahlinn und ſein Beichtvater zu leiten, ſich beſtrebet, und nur verſchiedene Wege erwählet hatten. Mit einem Worte: der Pater de la Chaiſe hatte nicht die Eigenſchaften eines Ordensgeiſtlichen; allein er beſaß alle diejenigen, die von einem königlichen Beichtvater erfodert wurden. Einem Menſchen alle die Laſter beyzumeſſen, ſo ſeiner Stelle eigen ſind, iſt die Quelle aller falſchen Urtheile.

Sechstes Hauptstück.

Die Beichtzettel.

Die Absichten des Königes auf das gemeine Beste erstreckten sich auf alle Theile desselben. Er suchete die Ursache der Erschöpfung des Staates, und fand dieselben in der Flucht der Hugonotten, welche die französischen Provinzen entvölkert, und ihre Feinde bereichert hatten. Man that ihm den Vorschlag, dieselben zurücke zu rufen, und Ludwig wurde nicht unwillig darüber. Er hatte die Treue derjenigen erfahren, die im Reiche geblieben waren, als der Herzog von Savoyen eine Landung in Dauphine unternommen, und für zwanzig tausend Mann Gewehr mit sich gebracht hatte; in der Hoffnung, daß die Reformirten, sich für ihn erklären würden. Allein kein einziger von den Neubekehrten nahm weder seine Vorschläge, noch die Vermahnungen der protestantischen Prediger an, die in seinem Gefolge waren *).

Auf dem Congreß zu Riswick hörete Ludwig ohne Widerwillen die Bitten, welche die protestantischen

*) Im Gegentheile saget der französische Zeitungsschreiber; waren sie die ersten, die seine Völker im August 1692 angriffen.

**) Das heißt den Verlust von einer Hand voll armseliger Flüchtlinge, in den andern Ländern sehr wichtig ab-

tischen Fürsten für die Flüchtlinge einlegten, daß solche wieder zurücke kehren möchten. Allein dieses Ansuchen war nur schwach, und diejenigen, welche von Frankreichs Verluste Nutzen gezogen hatten, fürchteten, daß sie gehöret, und wieder arm werden möchten **).

Man überreichete dem Könige einen Aufsatz über diesen wichtigen Punct. Er wurde der Frau von Maintenon mitgetheilet, und von ihr widerleget. Diese Schrift ist von ihrer eigenen Hand und wird noch verwahret ***). Man sieht daraus, daß sie den Zustand der Sachen, unrecht eingesehen hatte: daß sie die Unverträglichkeit wohl verabscheuet, allein daß sie das Recht nicht ergründet hatte, nach welchem die Hugonotten geduldet werden sollten. Wenn diese Schrift die Thüren des Reiches für die Flüchtlinge verschlossen, so sind Ludwig der XIV. und die Frau von Maintenon sehr zu beklagen: der eine, daß er durch allzuschwache Bewegungsgründe sich zu diesem Entschlusse verleiten lassen; die andere, daß sie sich dem größten Wohl ihres Vaterlandes widersetzet, um dem Triebe eines blinden Eifers zu folgen, der sie solches nicht erkennen noch einsehen ließ.

Man rief die Geflüchteten nicht zurück, sondern suchete nur diejenigen wenigstens zu behalten, die ihre

 ren

bilden. Was würde man denn daran groß verlohren haben, wenn man hin und wieder ein Paar Dutzend arme Leute wieder hätte ziehen lassen, die man aus christlichem Mitleiden aufgenommen hatte?

***) S. die Rechtfertigungsschriften, die 21 Nummer.

ren Landsleuten noch zu folgen droheten. Nichts betrübete den König so sehr, als die Verschiedenheit der Meynungen, so die Bischöfe über das Bezeigen hatten, welches man mit den Neubekehrten unternehmen sollte. Einige wollten, man solle sie mit aufgesteckten Bajoneten *) zum Altare führen. Andere sageten, man sollte sie mit Gewalt zur Aufmerksamkeit bey dem Unterrichte zwingen; allein bey den Sakramenten sich keiner Gewalt gebrauchen. Etliche meyneten, daß man bloß durch Vermahnungen und Rathschläge sie zu gewinnen suchen sollte. Jede von diesen Meynungen fand ihre Schwierigkeiten. Der König sah, daß die erste ruchlose Menschen, die zweyte Häuchler, und die dritte Gotesverläugner zuwege bringen würde. Man war in großer Unruhe darüber: die Leutseligkeit bekehrte keinen Menschen, und die Grausamkeit that es auf sehr üble Weise. Gleichwohl sollte dieser Theil der Unterthanen eine Religion haben. Sie hatten keine Kirchen; und dennoch wollte man nicht, daß sie ohne Gotesdienst seyn sollten. Beydes war gefährlich: sie bey dem ihrigen zu lassen, oder ihnen einen zu verordnen, den sie verabscheuten.

Der König wollte mit den Neubekehrten durchgängig ein gleichförmiges Bezeigen einführen, und ließ dieserwegen an alle Bischöfe schreiben, daß sie ihre Meynung darüber entdecken, und dieselbe an den Cardinal von Noailles übersenden sollten. Die An-

*) Alles dieses ist aus dem Manuscripte des Bischofs von Agen gezogen, ad 105 und folgend. S.

Anfrage und die Antwort darauf, werden der französischen Geistlichkeit zur ewigen Schande dienen. Man fragete: Ob es gut gethan wäre, ein ketzerisches Volk zum Glauben und Genusse des Abendmahls zu zwingen? Noailles und le Tellier behaupteten ganz allein: daß dieses eine Tyranney vor den Menschen und ein Gräuel in den Augen Gottes sey. Alle stimmeten überein, dieselben zur Messe zu zwingen. Bossüet selbst (diejenigen, welche die göttlichen Geheimnisse am besten beweisn, sind oft diejenigen, [illegible] am meisten damit spotten), Bossüet, der sich im Anfange darüber entsetzet hatte, billigte endlich diese Entweihung der heiligsten Sakramente *). Die Urtheile der tugendhaftesten Prälaten, waren die grausamsten. Vornehmlich entschied der Bischof von Chartres, der Engel des Hofes, mit aller Demuth und Sanftmuth, daß die obrigkeitliche Gewalt sich wider diejenigen waffnen sollte, die das heilige Abendmahl nicht genießen wollten. So leicht ist es heilig; und so schwer ist es, klug zu seyn. Die Weltweisheit hat zwar itzo die Sitten aller Stände dergestalt gemildert, daß diese Sache unglaublich zu seyn scheint. Gleichwohl findet sich noch ein Stand, welcher sich ihrer Herrschaft so sehr entzogen hat, daß er die unvernünftige Wuth dieses Eifers gern wieder verneuern möchte. Man verzeihe mir diese Anmerkung. Das Recht der Menschlichkeit, welches vor Zeiten unverschämter Weise übertreten wurde, und

*) S. die Briefe der Frau von Maintenon.

gegenwärtig noch auf schwachen Füßen steht, hat mir dieselbe abgedrungen. Der König bestimmete dem Cardinal von Noailles einen Tag, um die Meynungen der Bischöfe zu untersuchen. Der Prälat überbrachte den Auszug davon. Der König verlangete die ganzen Schriften zu sehen. So langweilig als sie waren, las sie doch der König alle in einem Nachmittage durch. Die Einstimmigkeit der Meynungen brachte ihn zu keiner Entschließung. Allein er wurde durch einige Stellen des heiligen Augustins gerühret, welcher die Grafen Bonifacius und Marcellinus, damalige Statthalter in Afrika gebethen, die Donatisten zu verfolgen.

Der Cardinal vertrieb dieses Gewölk, womit die Gewalt die Vernunft verfinstern wollte. Er sagete, die Donatisten wären damals in den Waffen gewesen; sie hätten die Katholicken verfolget; man hätte Gewalt mit Gewalt vertreiben müssen. Augustin wäre der leutseligste Mann von der Welt gewesen, und man bürdete ihm henkermäßige Gesinnungen auf. Man fände weder in seinen noch in der alten Kirchenlehrer Schriften, die geringste Spur der Gewaltthätigkeit, welche wider die Irrgläubigen wäre ausgeübet worden. Es wäre der Gebrauch der Kirchen, die Ketzer auszuspeyen, nicht aber dieselben zu zwingen, in ihren Schooß zurückzukehren. Dieser Gebrauch sey niemals verändert worden. Alle Kirchenbücher schlössen die mit dem Banne belegten, vom Gebrauche der heiligen Sakramente aus; wenn man nun dergleichen Personen, in den Kirchen dulden woll-

wollte, ſo würden dadurch die vornehmſten Geſetze der Kirchenzucht bey Seite geſetzet: und wenn man dieſelben zum Kirchengehen zwingen wollte, geſchähe der Majeſtät der Religion ein frevelhafter Eingriff.

Der König fand dieſe Urſachen billig. Allein er hörete das aufrühreriſche Geſchrey, von hundert unverträglichen Biſchöfen, welche ihn ſchon beſchuldigten, daß er anfieng wankelmüthig zu werden, und nachzugeben. Ludwig wollte zwar gern ihrer Stimme folgen, aber er wollte doch nicht grauſam gegen ſein Volk ſeyn. Er hätte billig gewahr werden ſollen, daß derſelbe Geiſt, der ſeine Unterthanen zum Glauben zwingen wollte, eben derjenige war, welcher ſeinen Großvater ermordet hatte: den man im Verdachte gehabt, daß er nichts geglaubet hätte. Er ſchob die Entſcheidungen von einem Tage zum andern auf; und blieb zwiſchen den Rathſchlägen ſeiner ganzen Cleriſey und der Meynung eines rechtſchaffenen Mannes zweifelhaft. Der Frau von Maintenon Gemüth, war allen Bekümmerniſſen ausgeſetzet, welches das Mitleiden wider ſo viel Biſchöfe empörete, und alle Biſchöfe empörten ſich wider ihr Erbarmen. Der König, der durch eine erhabene Stärke der Vernunft, (welche bey denen, die ſich Raths erholen, ſehr ſelten iſt), ganz allein bewogen werden konnte, die Rathſchläge des einen, den Meynungen aller andern vorzuziehen; wollte keinen Ausſpruch thun. Ludwig überließ alſo die Reformation ihren Feinden, und ſchickte in alle Provinzen des Reichs einen Befehl, der die Strenge weder bekräftigte, noch misbilligte. Allein

man überredete ihn, daß man von ihren Leidenschaften dasjenige erhalten würde, was man sich nicht durch Schärfe zu versprechen hätte: und in dieser Absicht befahl er, daß die Einsegnung ihrer Heurathen durch einen katholischen Priester geschehen sollte. Vorher schlossen sie dieselben, in Gegenwart des vornehmsten Richters des Orts, vermöge einer geheimen Rathsverordnung vom 1585sten Jahre. Allein, ohne diesen Befehl aufzuheben, nöthigte man sie, sich gleich andern Unterthanen, in der römisch-katholischen Kirche trauen zu lassen. Man sah die Altäre von Hugonotten umlagert, die vor Liebe brannten, und Haufenweise herbey kamen, den Ehesegen, durch ein Jahr fleißiger Gotteslästerungen zu erkaufen. Diese boshaften Bischöfe frohlockten über die Abschwörungen, so sie diesen Liebhabern abzwungen: welche ihres Orts hingegen ein Gelübde thaten, diese Heucheley durch eine öffentliche Verachtung der katholischen Lehre und Gebräuche zu widerrufen; so bald sie ihre verlobten Bräute würden geheurathet haben. Der Ehestand, welcher bey den Protestanten nur als eine bürgerliche Handlung angesehen wird, wurde ein Sakrament bey ihnen. Das vortheilhaftigste Bündniß der menschlichen Gesellschaft, wurde langen und willkührlichen Versuchungen unterworfen. Der priesterliche Segen, den die gelehrtesten Männer zur Gültigkeit der Heurath für nothwendig erachten: wurde hier ein wesentliches Stück davon. Allein, da die Bischöfe sahen, daß die Verheuratheten, wieder in ihre Irrthümer zurück kehrten, so verbothen sie den Prie-

Prieſtern, die Irrgläubigen zu trauen, und verurtheileten dadurch ein ganzes Volk zum ehloſen Stande.

Dieſes Uebel dauert noch: die Hugenotten haſſen eine Vereinigung, die, wenn ſie nicht nach den Geſetzen geſchieht, ihre Kinder aller bürgerlichen Rechte beraubet; hingegen wenn ſie den Geſetzen gemäß iſt, das Gewiſſen der Väter dadurch verletzet wird.

Die Geſchlechter verlöſchen dadurch, viele Landſchaften werden entvölkert: allein was fraget die Kirche darnach, wenn auch gleich der Staat Bürger und Unterthanen verliert? Vieleicht iſt dieſes ein ſchimpflicher, ein bitterer und ein verwegner Vorwurf; aber er iſt gerecht, und wird es ſo lange bleiben, als die Geiſtlichkeit nicht diejenigen aus der Kirche ſtoßen wird, die nicht geiſtlich ſind; ſo lange ſie nicht die Wiederrufung eines Geſetzes vom Könige verlangen wird, welches nichts als Eheloſe und Religionsſchänder machet: ſo lange ſie nicht die Ablegungen des ehelichen Verſprechens, bey dem vornehmſten Richter des Ortes, wieder in Vorſchlag bringen wird: welches das einzige Mittel iſt, wodurch der Entvölkerung und der Ruchloſigkeit kann abgeholfen werden.

Der Cardinal von Noailles, welcher bey der gemeinen Duldung hielt, gleichwohl aber überzeugt war, daß man in der Kirche nichts unreines dulden müſſe; ſchloß die Hugenotten von dem Gebrauche der Sacramenten aus. Er behauptete beſtändig, daß der heilige Dionyſius, deſſen Stuhl er beſäße, keinen Menſchen gezwungen hätte, ſeiner Meſſe beyzuwohnen. Verſchiedene in den Kirchen-

sprengel von Paris befindliche Protestanten, lebten als Katholiken um richterliche Aemter oder Kriegsbedienungen zu erhalten, und dachten als Hugenotten. Allein sie waren noch so gewissenhaft, und enthielten sich des Abendmahls. Sie kauften von einigen gewinnsüchtigen Priestern, Zeugnisse ihres katholischen Glaubens. In der Stunde ihres Todes überreichten sie dem Pfarrer, der sie zu trösten kam, diese schändlichen Zeugnisse, unter deren Schutze sie ihr Testament machten und im Frieden starben. Um diesem Misbrauche abzuhelfen, führte der Cardinal von Noailles die Beichtzettel ein: ein vortreffliches Mittel wider den Betrug derjenigen, die nichts so sehr, als die Beichte hassen!

Die Hugenotten freueten sich sehr über diese weise Einrichtung. Allein diejenigen unter ihnen, welche der Eigennutz, der Ehrgeiz, oder das Laster, sich katholisch zu stellen nöthigten, murreten nicht wenig über diese Verordnung; wodurch sie entlarvet wurden. Man erlaubet uns nicht, sageten sie, uns weder mit der Kirche zu vereinigen, noch uns von derselben zu trennen. Es ist wohl wahr, daß wir Ketzer sind; allein es ist kein Glaubensartikel, daß wir es sind: man hat eine bloß menschliche Gewißheit davon. Die königlichen Befehle erlauben nur eine Religion im ganzen Reiche: und wenn wir uns derselben unterwerfen, so haben wir ein Recht an den Kirchengütern. Die Theilnehmung an den Sacramenten ist eine bloße Kirchensatzung, und der Erzbischof übertritt das Gesetz des Königes, wenn er uns den Genuß derselben nicht gestattet. Sie gehören

für

für jeden, der sie verlangt; und in allen andern Kirchspielen reicht man sie denjenigen, die sie nicht verlangen.

Dieses waren die Reden der niederträchtigen Hugonotten. Aber kein einziger unterstund sich, bey dem höchsten Gerichte weder über die Beichtscheine, noch über die Verweigerung der Sacramente sich zu beklagen. Und wenn sie sich auch darüber beschweret hätten, so fürchtete der Erzbischof die Parlementer nicht: die überzeuget waren, daß die Kirchenpolicey ihrer Natur und Eigenschaft nach, für die Kirche allein gehöre: und daß die Artikel der Kirchenzucht, wenn diese im geringsten nur mit den Lehrsätzen, oder mit dem, was man dafür hält, übereinstimmten, eben dieser Ursache wegen, von der Untersuchung der bürgerlichen Gewalt ausgeschlossen wären.

Das zwölfte Buch.

Erstes Hauptstück.

Die Heurath des Fräuleins von Aubigne.

Der Cardinal und der Herzog von Noailles unterstützten einander bey Hofe. Beyde Brüder stunden in großen Gnaden. Der König liebete den Marschall als einen seiner treusten Diener: und die Frau von Maintenon den Cardinal, als einen Bischof, der würdig wäre zur Zeit der ersten Kirche gelebet zu haben. Die Jesuiten sowohl, als die Hofleute wurden von Eifersucht ganz eingenommen. Der Herzog und der Prälat, welche auf alle Ränke ihrer Feinde aufmerksam waren, vertheidigten einmüthig ihr Ansehen, mit so vieler Sorgfalt und mit eben der Aufführung, [illegible] sie würden angewendet haben, die Gunst des Königs zu erwerben. Der Marschall verließ den König nicht einen Augenblick. Er wußte, daß die unbeständigen Fürsten einen öftern Umgang bald überdrüssig werden; und daß hingegen ein Fürst, der mit gewissen Leuten umzugehen gewohnt ist, durch deren Ent-

Entfernung kaltſinnig wird. Der Cardinal beſuchte die Frau von Maintenon alle Montage; und das Vergnügen dieſer Unterredung verderbete ihr alle die übrigen Tage in der Woche. Der eine, mit welchem der König in der größten Vertraulichkeit lebete, misbrauchte dieſelbe nicht. Er wußte die Wahrheit vorzuſtellen, ohne ſich misfällig zu machen, und angenehme Dinge ohne Schmäucheley zu ſagen; allenthalben zu ſeyn, ohne ſich irgend zu etwas zu drängen; Gnadenbezeugungen zu erhalten, ohne darum zu bitten; kurz, er war immer einerley, ob er gleich beſtändig neu zu ſeyn ſchien. Der andre, welcher bey der Frau von Maintenon das größte Vertrauen genoß, that ſich durch die Weisheit ſeiner Rathſchläge beſonders hervor, ſtellte die gute Ordnung in ſeinem Kirchenſprengel wieder her, und unterhielt durch ſeinen unermüdeten Fleiß die Uebungen des Gebeths, der ſtrengen Lebensart, und der Staatsgeſchäffte, welche er zu Gottes und ſeiner eigenen Ehre, mit der Frau von Maintenon angefangen hatte.

Die widrige Partey griff den Marſchall an ſeinem Anſehen an: und weil man ihm keiner Laſter beſchuldigen konnte, ſo ſuchte man ihn lächerlich zu machen. Es wurden Gaſſenlieder auf ſeine Frömmigkeit gemachet: und Rouſſeau, der ſich als eine beißende Natter gegen alle ſeine Wohlthäter bezeigte, ſchrieb ſehr ſatiriſche Verſe wider ihn *). Je mehr Fein-

*) Vielleicht hat man dem Rouſſeau auch hier unrecht gethan. Seine Rechtfertigung hat ihm nach ſeinem Tode

Feinde der Herzog hatte, desto mehr liebete ihn der König, welcher ihn in eine Verfassung seßete, seinen Feinden zu zeigen, wie unbillig ihre Sinngedichte waren. Der Marschall antwortete auf alle Schmähschriften durch seine Siege. * Er vernichtete den Verdacht einer Unfähigkeit, durch wohl überlegte und glückliche Belagerungen. Indem er die Völker in einer strengen Zucht hielt, zeigete er, daß die Gelindigkeit, über welche man ihn verspottete, mit der Herzhaftigkeit gar wohl beysammen stehen konnte. Er besaß nicht den muntern Geist des **Vendome**, nicht die schnellen Entschließungen eines **Luxemburgs**: aber im Gegentheile einen unermüdeten Fleiß, eine kluge Aufführung, und eine kaltsinnige Tapferkeit. Seine öftern Krankheiten machten, daß er die Kriegsdienste in einem Alter verließ, da er am nöthigsten darinnen war. Der Graf von Ayen sein Sohn, erfüllete den Raum, den ihm sein Vater überließ.

Er that seinen ersten Krieqsdienst bey den **Mousquetaires**: und erwarb sich schon als ein Kind die Gnade des Königs, und die Gunst der Frau von **Maintenon**. Das Fräulein von **Aubigne** welche von ihrer Tante erzogen und von der Herzoginn von **Burgund** geliebet wurde, versprach einem jeden, dem sie ihre Hand geben würde, ein so großes Glück, daß alle junge Hofleute sich darnach bestrebeten,

* Tode die ehrlosen Couplets vom Halse geschaffet, die ihn aus Frankreich verbannet hatten. Neider und Feinde hatten ihm auch die Oberkeiten aufgehetzet; und seine Briefe zeigen, daß er ein ehrlicher Mann gewesen.

ten, und daß kein Vater sich unterstund darum zu bitten. Sie schien bestimmt zu seyn, die Belohnung des größten Verdienstes zu werden. Man zweifelte keinesweges, daß die Frau von Maintenon, sie nicht als eine Mutter, und der König nicht als Oncle ausstatten sollte. Die Frau von Maintenon hätte sie an einen Prinzen vom Geblüte verheurathen können. Ihre Freunde gaben ihr selbst den Rath, eine ehrsüchtige Wahl zu treffen, indem sie ihr das Beyspiel des Prinzen von Conti und des Grafen von Soissons vorstellten. Die Gewalt und das Ansehen des Mazarins stund damals nicht auf so festem Fuße als das ihrige. Seine Nichten übertrafen das Fräulein von Aubigne weder an Geburt, noch an Schönheit, noch an Verdienst; und die Prinzen waren zu der Zeit ekelhafter über dergleichen Verbindungen. Doch weder das Verlangen, eine Stütze nach dem Tode des Königs zu haben; noch der Ehrgeiz ihres Bruders, noch die Beyspiele des Vergangenen, noch die Ehre ihr Geblüt mit dem bourbonischen zu vermengen; noch die Neigung, so der König hatte, die ungleichen Heurathen zu vermehren, um vielleicht die seinige zu rechtfertigen; alles dieses konnte die Frau von Maintenon nicht bewegen. Man sagete zu ihr: die Frau von Montespan würde sich nicht einen Augenblick darüber bedenken. „Eben darum, „gab sie zur Antwort: weil sie es würde gethan „haben, will ich es nicht thun.„ Die Prinzessinn von Harcourt wollte sich nicht unterstehen ihren ältesten Sohn, den Prinzen von Guise, mit

dem Zunamen, der Taube, vorzuschlagen. Um ihn desto reicher zu machen, hatte sie ihm den jüngsten aufgeopfert, welcher geistlich werden mußte. Als dieser, wider seinen Willen gewordene Abt, hernachmals seinen Herrn verrieth, warf sich die Mutter dem Könige zu Füßen: welcher, indem er sie aufhob, mit einem majestätisch gütigen Tone, der ihm besonders eigen war, zu ihr sagete: „Wohlan „Madame! wir haben beyde verloren: sie einen „unwürdigen Sohn, und ich einen schlimmen Un„terthan; wir müssen uns mit einander trö„sten.„

Die Prinzessinn von Harcourt bestrebte sich bey dem Fräulein von Aubigne eine Neigung gegen den Prinzen von Guise zu erregen: entweder, weil sie glaubete, daß wenn die Kinder erst mit einander übereinstimmeten, die Anverwandten bald einig werden könnten; oder weil sie Vorschläge auf die Bahn bringen wollte, die sie sich nicht wagte selbst zu thun; oder sie schmäuchelte sich vielleicht, daß die Frau von Maintenon eine Verbindung mit einem Hause nicht ausschlagen würde, welches zu beleidigen allemal gefährlich gewesen ist. Vielleicht wollte sie auch durch diesen Anfang, ihrer Bescheidenheit gleichsam eine Gewalt anthun, welche sie von einem so großen Bündnisse zu entfernen schienen. Die Frau von Maintenon erfuhr, durch die treuherzige Aufrichtigkeit ihrer Nichte, die Absichten der Prinzessinn von Harcourt: welche den Kopf eines Kindes mit der Eitelkeit eines Durchlauchtigen Titels angefüllet hatte; deren Tante sie so erzogen hatte;

hatte, als wenn sie nur einen schlechten Edelmann heurathen sollte. Eben diese Erziehung ist es, welche eine Person eines Prinzen würdig machet.

Keine Frau am ganzen Hofe hielt ihr Vornehmen geheimer, als diese Prinzessinn. Sie hatte sich das Recht erworben, alles zu sagen, was sie wollte: und das, was von einer andern Person beleidiget hätte, gefiel, wenn sie es sagte. Als die Gesellschaft einen Abend bey der Herzoginn von Burgund zubrachte, woselbst man sehr frey und lustig war, hatte man unter der Prinzessinn ihren Rock Schwärmer verborgen. Mit dem Aermel war sie an den Herzog von Berry, und mit dem Kleide an einen Sessel angenähet. Als die Frau von Harcourt durch den Knall dasselbe gewahr wurde, wollte sie aufstehen: sie gieng also mit dem Feuer im Rocke und schleppte einen Prinzen und einen Sessel nach sich; in dem Vorzimmer schrie sie überlaut: Sire! „Ihre Kinder sind „wirklich wie Gassenjungen.„ Die Unbescheidenheit dieser Prinzessinn war so bekannt, als der Frau von Maintenon ihr Uneigennutz; und dieser setzete ihren Ansprüchen einige Gränzen. Wie wunderlich geht doch das Schicksal nicht mit dem Glücke um! Zu des Agrippa von Aubigne Zeiten, strebten die von Guise nach königlichen Prinzessinnen: und hundert Jahre hernach, wagte sich derselbe nicht, um eine Urenkelinn des Aubigne anzuhalten.

Das Haus von Noailles wünschte eifrig, daß das Fräulein von Aubigne dem Grafen von Ayen möchte versprochen werden. Jedermann hatte ihm

dieſelbe ſchon zugedacht *). Allein dieſes Gerücht hatte nicht lange gedauert. Die Marſchallinn von Noailles, ſo allen Menſchen, ausgenommen der Frau von Maintenon gefiel, hatte nicht mehr Herz, als die Frau von Harcourt; der Marſchall fürchtete eine abſchlägige Antwort zu bekommen. Der Erzbiſchof von Paris nahm alles über ſich.

1. April 1698.

Bey der erſten Eröffnung dieſes Vorſchlages, gab die Frau von Maintenon ihre Nichte dem Grafen von Ayen. Ludwig hatte ſich in dem Kabinetsrathe für den Grafen erkläret, und die Frau von Maintenon that alſo auf einmal, ihrer Neigung gegen den Cardinal, ihrer Ergebenheit in den Willen des Königs, und ihrer Liebe gegen das Fräulein von Aubigne eine Genüge.

Der Verfaſſer des *Siecle de Louis XIV.* ſaget: es wäre ein größer Glück für die Tochter des Grafen von Aubigne geweſen; den Herzog von Noailles zu heurathen, als es für den Herzog geweſen wäre. Dieſes iſt ein ſeltſamer Widerſpruch! Es war kein einziger von den Vornehmſten des Hofes

*) S. Lettres de Mé. de Coulanges.

**) Sind alle Franzoſen einander gleich: wo bleibt denn die überſchwängliche unausſprechliche Ehre, wann jemand ſein Blut mit dem beutdeutſchen Geblüte vermiſchen kann? Sodann könnte ein Grübler fragen: woher doch der entſetzliche Werth aller Franzoſen eigentlich komme? Er kömmt entweder von den alten Galliern,

ses, welcher sie nicht, auch ohne Aussteuer geheurathet hätte. Er würde durch Statthalterschaften; durch eine frühzeitige Erhebung zu den vornehmsten Kriegesdiensten; durch ein großes Ansehen, so sich über eine ganze Familie erstrecket hätte, und durch eine unmittelbare Gunst, durch welche er alle Gnadenbezeugungen erhalten hätte, schadlos gestellet worden seyn. Der Gemahl des Fräuleins von Aubigne wurde, so zu sagen, des Königs Neffe. Man sehe das Haus von Noailles an, welches, ob es schon mit der Pairschaft, vor der Frau von Maintenon ihrer Zeit, beehret war, und den Marschallsstab ohne sie erhalten hatte; dennoch aber gleichwohl, seit dieser Vermählung, das mächtigste im Reiche geworden, so daß seine Zweige auf die rühmlichste Weise verbreitet, und gegenwärtig so viel große Herren in seinem Geschlechte hat, als Glieder darinnen sind: zum wenigsten in Ansehung derer, die zu vergessen scheinen, daß sonst alle Franzosen einander gleich sind **).

Die Frau von Maintenon sagete auch öfters, „diese Heurath ist die Ehre und die Schande meines „Lebens.„ Die Ehre, durch die persönlichen Eigen-

Galliern, die als schlechte Helden, bald von Römern, bald von Deutschen, d. i. von Burgundiern, Gothen und Franken überwunden worden. Oder er kömmt von diesen letztern, die gar Gallien ihren Namen ertheilet haben. Ist dieses, so müssen gewiß die rein gebliebenen deutschen Franken noch weit edler seyn, als die sich mit den feigen Galliern vermischet haben.

schaften des Grafen von Ayen, den der König als einen seiner nützlichsten Unterthanen, und das Vaterland, als einen seiner getreuesten Mitbürger betrachtete: die Schande bestünde in der allzureichen Aussteuer ihrer Nichte. Die Frau von Maintenon hätte solche gern bey dem Geschenke ihres Landgutes, welches sie ihr versicherte, bewenden lassen: allein der König überschüttete sie mit Wohlthaten. Er gab ihr eine Million; für funzigtausend Thaler Juwelen und Kleinodien. Den andern Morgen nach dem Beylager, gieng er vor das Bett des neuen Paares, zog die Vorhänge auf, und sagete zu dem Grafen von Ayen: „Ich gebe Ihnen jährlich „sechstausend Livres Gnadengehalt.„ Und zu der Herzoginn von Burgund sagete der König: „sie wer„den ein gleiches seiner Gemahlinn versichern.„ Obgleich Ludwig diese Geschenke für Kleinigkeiten ansah, wodurch seinem Volke kein sonderlicher Schaden entstehen konnte: so wußte gleichwohl die Frau von Maintenon, daß alles, was ein Hofmann bekömmt, den Bauern entzogen wird. Sie war von dem allgemeinen Elende so gerührt: daß es ihr schien, als wäre das Wohl ihrer Familie auf ein Glück gegründet, wovon hundert andere bestehen könnten.

Diese Heurath verursachte den Neidern des Hauses von Noailles noch mehr Kummer. Man suchte alle die Fabeln des Hauptmanns von Büdes aus dem Hause Bouillon, des Capitels von Toulouse wieder hervor: als wenn diese nicht auf eine unwidersprechliche Art wären wiederleget worden.

Als

Als man sah, daß eine Noailles den Marquis de la Valliere, Stadthalter im Bourboneſiſchen heurathete; eine andre nach dem Tode des Marquis von Gondrin, ſich zum zweytenmale mit dem Grafen von Toulouſe vermählte, ſchrie man: daß ſich dieſes Haus auf die linke Hand des Königs ſtützte. Der Marſchall aber, der ein gröſſerer Philoſoph war, als es einem Hofmanne gebührte, wurde kaum gewahr, daß er Feinde hatte.

Die Frau von Maintenon fand an dem Grafen von Ayen alle Liebe eines Sohnes und alle Ehrerbiethigkeit eines Neffen. Sie zeigte ihm alle geheimen Wege des Hofes, ſie vertraute ihm zu gelegner Zeit die wichtigſten Sachen; ſie gab ihm Gelegenheit an die Hand, dem Staate Dienſte zu leiſten, die Wichtigkeit derſelben zu zeigen und keine Vergeltung zu verlangen. Dieſes war die Belohnung, für ſeine Geſinnungen und für ſeine Sorgfalt.

Zweytes Hauptſtück.

Vermählungen.

Ungeachtet die Frau von Maintenon die Gunſt des Königs nicht misbrauchte, ſo fanden ſich doch geizige Leute, welche das Anſehen, in welchem ſie bey ihr zu ſtehen glaubten, misbrauchten. Dieſe Art eines verſtellten Fürſpruchs, oder einer wirklichen Erkenntlichkeit, iſt allemal geweſen, und wird beſtändig bleiben. Die Hofleute ſind ein Handelsvolk: und das Schickſal der Freundinnen der Könige von Frankreich, ſie mögen uneigennützig oder begehrlich ſeyn, iſt dieſes: daß man ſie beſchuldiget, als wenn ſie allemal Theil an dieſem ſchändlichen Gewinnſte nehmen.

Das Hauptwerk der vornehmſten Frauen bey Hofe beſtund darinnen, Mittel und Wege zu finden, einen Augenblick Gehör bey der Frau von Maintenon zu erhalten. Die eine rühmte ſich einer erbetelten Unterredung, als der höchſten Glückſeligkeit. Eine andere datirte die Briefe an ihre Richter, von dem Nachttiſche der Frau von Maintenon. Dieſe, welcher ſie im Namen des Königs Verweiſe gegeben hatte, kam aus ihrem Zimmer mit einem lächelnden Geſichte: jene weil ſie ihren Schutz nicht verkaufen konnte, verkaufte gleichwohl das Verſprechen deſſelben ſehr theuer. Alle ſchrieben der Frau

von

von Maintenon Briefe, worinnen ſie ſich um die Wette bemühten, ihre Namen, ihre Würde und ihren Hochmuth bey Seite zu ſetzen.

Die Frau M. . von * * * wurde von ihr nicht geliebet, ſie war deſſen verſichert, und wollte gleichwohl für ihren Liebling gehalten ſeyn. Sie hatte die Heurath einer von ihren Töchtern mit dem Herzoge von * * * entworfen. Allein ſie wollte keine Ausſteuer geben, und dieſes war die Sache, worauf der Herzog beſtund. Man mußte ihn alſo mit der Hoffnung einer Gunſt verblenden, welche ihm ſtatt des Heurathsgutes dienen ſollte. Allein wie konnte man zu der Frau von Maintenon gelangen, die eben ſo taub gegen die Unverſchämten, als mitleidig gegen die Dürftigen war? Seit langer Zeit hatte dieſe Frau gewünſchet, an ihre Tafel gezogen zu werden, welches ein ganz beſonderer und ſeltner Vorzug war. Sie ſtrebete von neuem nach dieſer Ehre: allein ihre Bemühungen waren umſonſt. Weil es nun nicht möglich war, mit ihr zu ſpeiſen, ſo wollte ſie zum wenigſten den Schein dieſes Glückes haben. Sie machete derſelben gleich nach der Tafel ihre Aufwartung, nicht ohne Gefahr, kaltſinnig aufgenommen zu werden. Bey dem Zimmer der Frau von Maintenon zu Verſ lles war ein Altan nach dem Marmorhofe zu. Die Frau von * * * erblickte von weitem die Kutſche des Herzogs. Sie ſtellte ſich, als befände ſie ſich übel, verlangte Waſſer und ein Serviett, wuſch ſich die Hände und den Mund, und machete alle Gebärden der Reinlichkeit,

so man nach dem Essen zu thun pflegt. Und denselben Abend wurde die Heurath geschlossen. Der Herzog von * * * glaubete mehr als glücklich zu seyn; eine Tochter ohne Aussteuer zu heurathen, deren Mutter mit der Frau von Maintenon gespeiset hatte.

* *

Ohne sie geschah keine Heurath bey Hofe. Der Eigennutz knüpfet alle Verbindungen, allein sie sind unvollkommen, wenn sie nicht durch die Hand des Günstlinges befestiget werden. Sie unterschrieb die Ehestiftung des Herzogs von Richelieu, des Marquis von Sürville und des Herzogs von Brancas und vieler andern ihre. Sie belachete ohne Zweifel die Niederträchtigkeit der Schmäucheley, welche so weit gieng: daß man die freveste Handlung der menschlichen Gesellschaft, der Einwilligung des Fürsten unterwerfen wollte.

Der Abscheu, den die Frau von Maintenon vor den schmäuchlerischen Herzoginnen hatte, erstreckete sich keinesweges auf die nothleidenden Wittwen. Man nennete dieselben ihre Palaisdamen. Sie nahm die Besorgung, ihres und ihrer Häuser Unterhalts mit so vieler Großmuth über sich, daß die Frau von Dangeau einmal zu ihr sagete: Endlich werden die schönen Wittwen sie noch um alles bringen. Die menschlichen Tugenden und die Kinder der Eigenliebe sind allemal ihren Vätern gleich. Die Frau von Maintenon liebete die Waisen und die unglücklichen Wittwen, weil sie beydes

beydes geweſen war. Sie war gleichgültig bey den Ehrenbezeugungen der Glücklichen, und gerühret durch die Liebe der Armen. So hörete ſie die Schmäucheley der Großen mit Zerſtreuung an: bald darauf aber verurſachete ihr die aufrichtige Erkenntlichkeit eines Bettlers, der ſie ſeine Mutter hieß, eine wahre Freude. Hieraus entſtunden die verſchiedenen Urtheile, ſo man über ſie fällete. Einem Theile des Hofes ſchien ſie hart, hochmüthig, und veränderlich zu ſeyn: in den Augen des andern war ſie zu gütig und zu beſcheiden.

Drittes Hauptstück.

Der Dauphin.

Die bey Hofe herrschenden Unordnungen, vermehrten einer Frau, so die Tugend daselbst einführen wollte, die Zahl der Freunde keinesweges. Seit dem Tode der Dauphine, hatte sich ihr Gemahl, aller Freyheiten der Wittwerschaft bedienet. Er war in die Frau von Roure, welche ihm untreu wurde, sterblich verliebt; und gleichgültig gegen die Prinzessinn von Montpensier, die ihn aus Ehrgeiz anbethete.

Der König, der wider alle Maitressen den Haß hatte, den ein Mann haben konnte, welchen dieselben ins Verderben gestürzet, verächtlich gemachet, und fast gar um die Seligkeit gebracht hatten, sagete öfters zum Dauphin: Mein Sohn, „ergebt euch doch den Weibern nicht so sehr *): man „beleidiget Gott dadurch, giebt dem Volke nur Aergerniß, und findet wenig Vergnügen und viel Verdruß bey ihnen. Machet euch meine Fehler zu „Nutze, damit ich wenigstens nicht vergebens gesündiget habe **).„

Unter

*) Hier höret man das leibhafte Gegenbild jener Frau Krebsinn, die ihrer Tochter die erbauliche Ermahnung gab; doch ja nicht rückwärts zu gehen.

Unter allen Frauen, so der Dauphin wählen konnte, misfiel dem Könige keine so sehr, als die Gräfinn dû Roure. Sie war ehrgeizig, falsch und arglistig. Der König wußte, wie gefährlich diese Leidenschaften einem Prinzen seyn konnten, welcher zu allen geheimen Berathschlagungen gezogen wurde. Sie hatte den Dauphin von einer zu eyten Vermählung abgeschrecket: der König aber wollte lieber eine Dauphine als eine Maitresse für seinen Sohn haben. Sie hatte so viel Begierden, als sie Mannsleute sah, und so viel Liebhaber, als sich Begierden bey ihr fanden. Ludwig wollte zum wenigsten, wenn ja der Dauphin sich um die Seligkeit bringen wollte: daß er sich mindstens mit Ehren ins Verdammniß stürzen möchte!

Die unordentlichen Leidenschaften der Gräfinn dû Roure droheten, das Reich mit den schändlichsten Lastern anzustecken, und den Thronerben der öffentlichen Verachtung auszusetzen. Bey einem Abendessen zu Meudon, bey welchem im Anfange der Hofzwang durch die Freyheit, sodann die anständige Freyheit durch die Wollust, und endlich die Wollust durch eine zügellose Schwälgerey verbannet wurden, kam dem Prinzen von Türenne ein außerordentliches Lachen an. Der Dauphin fragete nach der Ursache desselben. Nachdem der Prinz sich lange geweigert hatte, sagete er endlich: „Das, „was ich so lächerlich finde, ist dieses: Unter uns „neun Personen, die wir hier versammlet sind, ist „dû Roure der einzige, der nicht bey seiner Frau ge„schlafen hat.„ Der

**) S. Memoires du Marquis de Dangeau.

Der Frau von Maintenon wurde aufgetragen, Vorstellungen dawider zu machen. Der Dauphin versprach, dieser Frau zu entsagen, ordentlicher zu leben, die Nächte nicht mehr mit Champagner-Wein und lüderlichen Leuten zuzubringen; in seinem Hauswesen gute Einrichtung zu machen, und weniger Tabak zu nehmen: welchen der König ganz besonders hasste, ob es gleich eine seiner besten Einkünfte war. Dieses waren Versprechungen der Liebe, die eben so wenig dauerhaft sind, als sie selbst ist. Der Dauphin wurde bald der Einförmigkeit einer Lebensart überdrüßig; er beklagete sich in gewissem, daß kein Edelmann in Frankreich mehrerm Zwange unterworfen wäre, als er: gerade, als wenn man frey und ungestraft Dauphin seyn könnte. Er kam also wieder zur Gräfinn du Roure, hielt lange Mittags- und noch längere Abendtafel bey derselben.

Der König wunderte sich, daß der Dauphin ihm nicht gehorchete: gleich, als wenn die Leidenschaften einen König hätten. Die Frau von Maintenon wendete einiger maßen das Ungewitter ab, und die Frau du Roure wurde nur nach Paris verwiesen. Der Dauphin besuchete sie daselbst in geheim, so oft, als es einem Prinzen möglich war, dessen Schritte alle gezählet wurden. Der König drohete ihm, er wollte seine Maitresse noch weiter von ihm entfernen. Der Dauphin gab zur Antwort: „Wenn Eure Majestät sie bis ans „Ende der Welt schicken, so wollte ich morgen nach„folgen, um bey ihr zu leben.„ Der König, welcher

cher solcher trotzigen Antworten nicht gewohnt war, erwiederte nichts darauf, als die Verweisung der Gräfinn dû Roure nach Montpellier. Das Volk ist beständig wider die Maitressen, aber allemal auf der Liebhaber ihrer Seite. Man schrieb den Unwillen des Königes seiner Eifersucht zu; man sagete, daß die Verdienste des Sohnes, in den Augen eines argwöhnischen Vaters sein ganzes Verbrechen wären. Er würde von den Berathschlagungen ausgeschlossen, weil man seine Neigung, dem Volke eine Erleichterung zu schaffen, dabey fürchtete. Er entfernete sich vom Hofe, weil er sich nicht vor einer herrschsüchtig-demüthigen Frau schmiegen wollte. Er ergäbe sich den Ergetzlichkeiten übermäßig, weil man ihm nicht erlaube, den Staatsgeschäfften, seiner Würde gemäß, beyzuwohnen: und tausend andere lächerliche Gerüchte verbreiteten sich darüber; welche alle zeigen, daß ein Dauphin von Frankreich in den Augen des Volks niemals Unrecht habe.

Der König war so groß durch sich selbst, und so zärtlich gegen seine Kinder gesinnet, daß er nur bey den niederträchtigsten Seelen in den Verdacht des Neides kommen konnte. Er hatte den Dauphin bey guter Zeit in den Staatsrath gezogen. Bey der Eroberung von Philippsburg ließ er der väterlichen Zärtlichkeit ihren völligen Lauf, und hatte mit vielem Vergnügen die Worte des Grafen von Grammont angehöret: „Eure Majestät fangen „die Wölfe so gut, als der Dauphin: und der „Dauphin erobert die Städte so gut, als Eure „Majestät.„ Der König hatte ihm zum öftern

das

das Commando der Kriegsvölker übergeben, und die Mittel verschaffet, sowohl durch eine überlegene Macht, sich dem Feinde furchtbar, als durch seine Freygebigkeit bey den Soldaten beliebt zu machen. Nach geendigtem Feldzuge des 1694sten Jahres, in welchem der Dauphin 40 Meilen in 4 Tagen zurück geleget, und nur halb so stark an Mannschaft, als der Prinz von Oranien, die Gränzen von der Schelde und der Lys bis zum großen Weltmeere beschützet hatte; gieng ihm Ludwig entgegen, und vergoß Freudenthränen, da er ihn umarmete. Allein so verderbt sind die Menschen! Derjenige, so seinen Thaten nach ein August ist, wird durch ihre falschen Schlüsse zu einem Tiber!

Der Dauphin war unachtsam, und von leichtsinniger Gemüthsart, seinen Schmäuchlern ergeben, gut wenn sie gut, und aufgebracht, wenn sie nicht nach seinem Sinne waren; liebete nichts als die Jagd, den Krieg und die Tafel. Er war mit seinem Stande als oberster Unterthan des Reichs sehr zufrieden, und von Schrecken gerühret, wenn er nur daran gedachte: daß er es dereinst nicht mehr seyn würde. Vergebens fragete ihn der König zuweilen: „Wie wird es Frankreich nach meinem To„de ergehen?„ Weder das Vertrauen des Königes, noch seine Rathschläge, noch die Wichtigkeit der Sachen, konnten ihn ermuntern. Dieses war die Ursache, daß Ludwig, der über diese Unempfindlichkeit sich betrübete, den Herzog von Burgund von seiner zarten Kindheit an, zu den Staatsgeheimnissen anführete. Und weil er fast anfieng zu zwei-

zweifeln, da er nicht also bald eine lebhafte Neigung bey ihm verspürete: so beklagete er sich, daß sich niemand in seinem Geschlechte fände, der die Kunst zu regieren lernen wollte. Der Wirbel von Geschäfften, in welchem Ludwig selbst seit vierzig Jahren verwickelt war, zeigete ihm besser, als alle Sittenlehren, wie schwer es sey, König zu seyn.

Der Dauphin, welcher sich nach Meudon begeben hatte, überließ sich den Vendomen, die misvergnügt über den Hof waren. Als die Prinzessinn von Conti allhier einmal bey ihm zur Tafel war, trunk sie auf die Gesundheit ihrer guten alten Stiefmutter. Der Dauphin, dem vielleicht der Wein in den Kopf gestiegen war, trank gleichfalls auf die Gesundheit des guten alten Mannes. Der König und die Frau von Maintenon erfuhren diesen unanständigen Scherz. Der Dauphin wurde dasselbe an der Kaltsinnigkeit seines Vaters, und seine Schwester daran gewahr, daß die Frau von Maintenon ihr einen Kuß abschlug, und dabey sagete: „Madame, man küßt „die guten alten Weiber nicht.„ Der Herzog von Rochefoucault bemeisterte sich der Neigung des Dauphins, verbesserte seine Lebensart, und führete sich dergestalt auf; daß es schien, als wenn er vom Vater selbst zum Liebling des Sohnes ernennet wäre. Die Prinzessinn von Conti verbesserte ihre Unvorsichtigkeit, durch eine beständige kluge Aufführung; daß man ihr diesen Fehler, und zwar zum letzten male verzieh. Der Dauphin verließ die Grässinn du Roure, nachdem er eine Tochter mit ihr

gezeuget, die in einem Kloster zu Paris prächtig erzogen wurde. Nach seinem Tode überlegete die Frau von Courtaumer, eine Schwester der Frau von Roure, auf was Art sie den Stand der Wayse einrichten wollten. Sie sagete: Wollen wir eine Kammerfrau aus ihr machen, oder soll sie Prinzessinn bleiben? Der König hatte dieselbe wegen der Ungewißheit des Vaters, nicht legitimiren wollen. Die Prinzessinn von Conti verheurathete dieselbe aus Mitleiden, an den Herrn Menager, der nachher den geheimen Vertrag mit England schloß.

Der Dauphin hatte Liebeshändel von allerley Art. Man hatte ihn mit der Raisin, einer wegen ihrer Fähigkeit berühmten, und ihrer Liebeshändel wegen berüchtigten Schauspielerinn im Verdachte. Sie hatte königliche Einnehmer, Prinzen und Fremde um ihr Vermögen gebracht: aber bey dem Dauphin erreichete sie diesen Zweck nicht; welcher sie zwar lange und sehr heftig, aber mit vieler Sparsamkeit liebete. Er hatte einen Sohn mit ihr, der ihm vollkommen ähnlich war, und der in schändlicher Armuth würde gestorben seyn, wenn la Jonchere, Schatzmeister der außerordentlichen Kriegskosten; eben derselbe, der Frankreich ohne Handlung zu treiben, reich machen wollte, ihn nicht heraus geholfen, und mit seiner Schwester verheurathet hätte.

Vier-

Viertes Hauptſtück.

Die Herzoginn von Bourbon.

Da die Frau von Maintenon ſah, daß ihre Hoffnung bey dem Dauphin fehl geſchlagen war, glaubete ſie, daß die Herzoginn von Bourbon gelehriger ſeyn würde. Dieſe Prinzeſſinn war damals des Königes Abgott, aber ſie war deswegen nichts frömmer: Und ohne dieſes ſchien alle Tugend eitel und nichts zu ſeyn; welches die empfindlichſte Beleidigung für das weibliche Geſchlecht iſt. Die Herzoginn liebete die Tafelluſtbarkeiten: Man beſorgete, daß ſie dadurch die Neigungen bekommen möchte, die daraus entſtehen. Ihre witzig ſchnellen Einfälle machten, daß ſie zu gleicher Zeit bewundert und gefürchtet wurde. Sie verſchonete weder ihre Brüder, noch ihre Schweſtern, noch den kleinen Herzog, ihren Gemahl, noch die Königinn Maintenon, noch den Sohn Ludwigs des XIII, noch ſich ſelbſt. Kurz, im Scherze mußte alles Haare laſſen. Die Frau von Maintenon hatte ihr dieſen Fehler gelaſſen. Sie ſagete zum Könige: „Es iſt noch ein Kind, das ſich mit „Spielen unterhält: Ihr Scherz wird unſchuldig „ſeyn, ſo lange ſie noch mit Puppen ſpielet.„ Allein, ſo bald ſie gewahr wurde, daß eine auſſerordentliche Gutheit, das Gemüth, welches anfangs nur muthwillig und lebhaft war, unbillig und bos-

haft machen konnte, bewog sie den König zu einiger Strenge gegen die Prinzessinn: und ihre Lebensart wurde sehr genau beobachtet. Man erfuhr, (denn die Schmäuchler der Prinzen sind auch ihre Ankläger), daß bey einem Abendessen der ganze Hof spöttisch wäre besungen worden. Um alle Umstände von dieser Lustbarkeit genau zu wissen, warf man die Augen auf den Corbinelli, welcher dabey zugegen gewesen war. Der Policeylieutenant, Herr von Argenson, begab sich zu dem gichtbrüchtigen Epikurer, um seine Aussage zu vernehmen. Er fragete: wo er einen dieser Tage des Abends gegessen hätte? Ich kann mich nicht darauf besinnen, antwortete Corbinelli, in vollem Jähnen. Ob er nicht diese oder jene Prinzen kenne? Ich habe es vergessen, gab er abermal zur Antwort. Ob er nicht mit ihnen gespeiset habe? Ich erinnere mich dessen ganz und gar nicht, antwortete er beständig. Der Policeylieutenant sagete: ich dächte doch, ein Mann wie sie, sollte sich dieser Sachen erinnern. Sie haben Recht, mein Herr, erwiederte Corbinelli: aber in Gegenwart eines Mannes, wie sie sind, bin ich niemals der Mann, der ich sonst bin.

Die üblen Beyspiele, die gefährlichen Rathschläge, der Zwang des Hofes, welcher alle Ergetzlichkeiten ernsthaft machete, verleiteten die junge Herzoginn zu einigen Ausschweifungen. Sie war mit Weibern umgeben, die beständig das Unglück beklageten: ein so zärtliches Herz zu haben, und nichts lieben zu dürfen. Es wurden noch verdich-

tigere

tigere Gesellschaften geschlossen. Die Prinzessinn reiſete in geheim mit der Frau von Blanſac nach Paris, hielt geheime Gespräche mit dem Marſan, und machete ſich die Gefälligkeit und Geſchicklichkeit der Frau von Valentinois zu Nutze. Der König erfuhr dieſe Unbeſonnenheit, verboth den Verführerinnen ſeiner Tochter den Hof, verwies den Herrn von Marſan aus dem Reiche, und trug der Frau von Maintenon auf, die Prinzeſſinn zu ſcheiten. Die Herzoginn glaubete, daß man ſie durch dieſe gelinde Vermahnung furchtſam machen wollte, und gab zur Antwort: Wollen Sie, Madame, daß ich in einer Zeit von vier Tagen in die Frömmigkeit und in die Schulfüchſerey verfallen ſoll, wie ſie? Ich thue nichts anders, als was ſie in meinem Alter auch thaten.

Die Frau von Maintenon würde vieleicht dieſe Worte vergeſſen haben: allein die Prinzeſſinn rühmete ſich aller Orten damit. Einen Monath zuvor, würde ſie ſich dem Könige zu Füßen geworfen haben: allein, da ſie durch den Umgang übelgeſitteter Frauen angeſtecket, und verwegener geworden war, gab ſie ſich nicht die allergeringſte Mühe, Verzeihung zu erlangen. Sie ſchien ſo gar, das Anerbiethen derſelben zu verachten: weil ſie ſicher glaubete, der König würde ſich nicht überwinden können, ſie zu ſtrafen. Sie rächete ſich durch neue Liebeshändel, an der Gewalt, mit welcher man die erſten beſtrafet hatte; und war ungemein gerühret, wenn ſie ihren Unterthanen gefallen konnte: als wenn ſie dadurch eine gemeine Perſon geworden wäre, und

wurde von jenen auf eine herrschsüchtige Weise angebethet, als wenn sie dadurch Prinzen würden. Ich wollte gern diese Buhlschaften übergehen: allein da sie nicht nur anderswo, mit vieler Bitterkeit und ohne Grund sind angeführet worden: so ertheilen auch über dieses die verderbten Sitten der Großen, indem sie denselben eine unumschränkte Frechheit gestatten, der Geschichte die Erlaubniß, dieselben zu berühren.

Umsonst bediente sich der König seiner Zärtlichkeit und seiner Gewalt, diesen unordentlichen Ausschweifungen Einhalt zu thun. Man mußte warten, bis dieses erste Feuer durch die Jahre erstickt wurde. Er sagete öfters, daß es ihm schwerer würde, sein Haus zu regieren, als sein Reich. Allein das eine sah er mit eignen Augen; das andere hingegen durch die Augen seiner Minister.

Die Frau von Maintenon war eben so strenge über die Sitten, als gelinde über die Schmähschriften. Wenn sie sich über alle Gassenlieder, die in Paris bestrafet, und bey Hofe gesungen werden, hätte rächen wollen: so hätte sie nur so, wie alle Lieblinge sagen dürfen; ihre Ehre wäre nicht mehr ihr eigen; in ihrer Person würde der König selbst angegriffen; sie verzeihe gern die Beleidigung, die man ihr zufüge; allein der Schimpf, den der König dadurch erhielte, wäre gar nicht zu verzeihen. Sie kannte diesen Unterschied eines verstellt großmüthigen Herzens nicht; welches zu gleicher Zeit den Ruhm der Gütigkeit und das Vergnügen der Bestrafung empfinden will.

Al-

Allein, ob die Frau von Maintenon gleich öffentlich die Verläumdung verachtete, so urtheileten doch diejenigen, die um sie waren, daß sie empfindlich dadurch gerühret wurde. Sie sagete einmal zu einer Freundinn: „Ich wundere mich keines„weges, daß man meine Jugend im Verdachte „hat. Ist es möglich, daß, da so viele Frauen, „die in dem Schooße des Ueberflusses gebohren, und „an liebenswürdige Männer verheurathet sind, täg„lich entweder dem Anerbiethen des Geizes, oder dem „Zureden der Liebe nachgeben: wie kann man wohl „glauben, daß eine junge Person hätte tugendhaft „und arm zugleich seyn können?„ Sie sagete zu der Frau von Glapion: „Diejenigen, so mich ver„läumden, haben mich nicht gekannt. Die Perso„nen, die mich kennen, wissen, daß ich in der an„genehmsten Gesellschaft, mit welcher man sehr schwer „ohne Gefahr umgeht; ohne alle Vorwürfe gele„bet habe. Allein, eben deren Freundschaft ge„gen mich, mein Glück, und die Bosheit meiner „Richter ist es, so dieses Zeugniß entkräften. Es „ist schmerzlich, wenn man sein Leben mit andern „Leuten beschließen muß, als mit denen man es an„gefangen hat.„ **Nichts ist empfindlicher, als wenn man seinen guten Namen vertheidigen soll.**

Ein kleiner Umstand gab Gelegenheit, daß sich ganz Paris wider sie empörete. Man fand bey der Marquisinn von Lance vielen Zeitvertreib. Es war fast das einzige Haus in Paris, das allen Fremden offen stund. Ungeachtet des starken Spiels,

und der freyen Gespräche, war doch gute Gesellschaft daselbst, oder eine solche, die es zum wenigsten zu seyn glaubete. Die meisten wurden durch zwey Fräulein dahin gezogen, welche das Spiel der Buhlerinnen vollkommen anzunehmen wußten; um sich dadurch einen Anhang zu machen, den sie sich durch alle Strenge der Tugend zu erhalten bemühet waren. Die Frau von Lance wurde verehret, als wenn sie es verdienete; hochgeschätzet, als wenn sie nicht vom Lansquenet gelebet hätte; und geliebet, ob sie gleich so viel Ehrerbiethung verlangete, als wann sie eine Prinzessinn gewesen wäre. Sie erregete die Eifersucht aller derer Weiber, die es befremdet, daß man bey ihnen nicht lange Weile haben, und sein Geld an sie verspielen will. Anfangs entdeckte man, daß sie nicht die Wittwe vom Marquis von Lance wäre; und hernach, daß kein Marquis von Lance jemals gelebet hätte. Man sagete, daß, nachdem sie in der Jugend eine ärgerliche Lebensart geführet, sie eine solche Heurath getroffen hätte, die sie in den Stand gesetzet, allen ihren Leidenschaften eine Genüge zu thun; und wie sie, von allen ihren Liebhabern wäre hintergangen worden, so hintergienge sie itzo ihre Spieler. Man wollte ihr nicht zugestehen, daß sie von guter Geburt wäre, und so gar ihr weibliches Geschlecht wurde zweifelhaft. Dieser Gerüchte ungeachtet, erhielt sie ihr Haus dennoch. Endlich nahm man die Frömmlinge zu Hülfe. Diese sageten, daß daselbst alle Laster ausgeübet würden. Hierbey wurde die Gottesfurcht der Frau von Maintenon beunruhiget. Die-

se

se vermeynte Landstreicherinn erhielt Befehl, Paris zu räumen; und die beyden Fräulein wurden in ein Kloster gesperret. Das Pharaon-Spiel wurde ernstlich untersaget; allein sich selbst verboth es der König nicht; und niemals war ein stärker Spiel bey Hofe gespielet worden. Das Volk wird allemal derer Gesetze spotten, welche der Fürst selbst übertritt: der gleichwohl an dieselben vorzüglich und genau gebunden ist, weil er nichts als fremde Gelder zu verspielen hat.

So bald als die Spielhäuser geschlossen waren, wurden die Gesellschaften der witzigen Köpfe wieder eröffnet. Ein jeder wollte eine Zusammenkunft bey sich errichten. So gar die Großen des Hofes wollten Theil daran haben: und darüber giengen die Wissenschaften verlohren. Sie wurden beschützet, und zu gleicher Zeit verächtlich. Man hörte Verse, und liebete die Musen nicht; man gieng mit den gelehrtesten Leuten um, und schätzete sie geringe. Man besaß keine Fähigkeit zu denken, und redete ein undeutliches Geschwätz. Die Künstler wurden des Wohlstandes wegen vorgelassen: und man beklagete sich, daß ihr Umgang langweilig wäre.

Die Liebhaber der Schauspiele beschwereten sich über die Strenge des Königes: welcher die italiänischen Comödianten abgeschaffet hatte, weil sie seines Verbothes ungeachtet, etliche allzufreye Stücke in Gegenwart der königlichen Kinder aufgeführet hätten. Allein, man sagete: ihr eigentliches Verbrechen bestünde darinnen, daß sie die Frau von Maintenon unter dem Namen der verstellten

Spröden vorgeſtellet hätten. Man zog die Verſe eines Trauerſpiels, das damals aufgeführet wurde, auf ſie.

Qu'eut elle pour monter au rang d'imperatrice?
Un peu d'attraits peut-etre, & beaucoup d'artifice.

Als die Frau von Maintenon von dem Murren der Pariſer Nachricht erhielt, ſagete ſie zu einer ihrer Freundinnen: „Hüten ſie ſich, meine Toch„ter, vor dem Glücke, welches man in den Schlaf„kammern der Könige findet.„ Ein rechtſchaffener Mann machet keine Schmähſchriften, allein er wird nicht unwillig, wenn andre dergleichen verfertigen. Ohne die Satiren würden alle Großen glauben, daß ſie Götter wären.

Der König richtete, ungeachtet aller Klagen der Misvergnügten, ſein Verhaben ins Werk, die Sitten ſeines Hofes zu verbeſſern. Wenn dieſes eher geſchehen, oder wenn es nicht durch eine allzufreye Regierung wäre wieder umgeſtoßen worden: ſo würde die ganze Gemüthsart des Volks ſich verändert haben; und was würde alsdann aus den Franzoſen geworden ſeyn, da ſie bereits der Aberglauben in ſo ſchwere Ketten geleget hat? Ein Königreich wie ein Kloſter einzurichten, kann niemanden, als einem Schwärmer einfallen.

Indeſſen dienete das königliche Haus zum Beyſpiele der Ordnung. Das Laſter gieng nicht mehr mit aufgerichtetem Haupte: es wurde gleich dem Verbrechen geſtrafet. Man wurde nach den göttlichen Gebothen gerichtet. Die Frömmigkeit, oder das,

das, was nur den Namen, oder den Schein davon entlehnte, erhielt Belohnungen. Des Büſſy ſeine Heldinnen bekehreten ſich ſo gar: und die Frömmigkeit wurde die Zuflucht aller derjenigen, die ihren guten Namen verloren hatten. Damals erblickete man Weibsperſonen, die man nachmals die Ehrwürdigen nannte. Das Laſter war es, was der Tugend den Ueberreſt ſeiner Geſinnung mittheilete. Bisher hatte man geglaubet, daß die Ehre, wenn ſie einmal verloren worden, nicht wieder erlanget werden könnte. Itzo wollte man die Gottesfurcht einführen: allein man brachte nur die Scheinheiligkeit zuwege, welche der wahren Gottesfurcht in keinem Stücke ähnlich iſt.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Das Fräulein Chouin.

Der Dauphin fing an von seinen Ausschweifungen zurück zu kehren. Eine heftige Neigung hatte ihn allen seinen übrigen Leidenschaften entzogen. Der Gegenstand war noch unbekannt: und die Frömmlinge schrieben ihren Ermahnungen eine Veränderung zu, so die Liebe allein bewerkstelliget hatte. Das Fräulein Chouin hatte den Dauphin besieget, ohne daß sie es selbst wußte. Der Prinz sah sie täglich bey dem Nachtische der Prinzessinn von Conti, welche zwischen ihr und ihrem übrigen Frauenzimmer keinen Unterschied machete. Allein das Fräulein Chouin that sich durch eine sorgfältige Beobachtung ihrer Pflichten, über ihren Stand hervor. Eine majestätische Bildung voller Verstand und Klugheit, zeigte ihre erhabene Seele an: und alle Gaben, so die Natur bey ihr verschwendet hatte, schienen dem Glücke einen Vorwurf zu machen, daß selbiges nicht besser für sie gesorget; und nöthigten gleichsam den Dauphin, diese Ungerechtigkeit zu ersetzen. Wann sie die geringsten Beschäfftigungen ihres Dienstes verrichtete, zeigte sich so etwas Großes und Ungezwungenes bey ihr, daß es schien, indem sie der Prinzessinn aufwartete; als würde sie von der Prinzessinn bedienet, oder verdiene dieses zum wenigsten. Ihre Frau unter-

erſchied ſich durch eine göttliche Leibesgeſtalt: und die Bediente durch dasjenige tugendhafte Weſen, welches alle Stände edel machet.

Die fleißigen Beſuche, ſo der Dauphin bey ſeiner Schweſter abſtattete, brachten ihn in den Verdacht, daß er verliebt in ſie wäre. Man redete von dieſer laſterhaften Neigung nur in geheim. Je weniger wahrſcheinlich eine Sache iſt, deſto mehr Glauben findet dieſelbe. Seine Lieblinge zweifelten nicht daran, und unterſtunden ſich nicht, das Herz ihres Herrn zu erforſchen, welcher zum erſtenmale verſchwiegen ward. Die Frau von Maintenon verwarf dieſen Verdacht, des Wohlſtandes wegen; und pflichtete ihm bey, andern nachzuahmen. Der König, welcher niemals gewußt hat, daß ein Verbrechen in den Gedanken beſtehen könnte: bath die Frau de la Valiere, ihre Tochter zu ermahnen, daß ſie nicht lieben, und auch nicht geſtatten möchte, daß man ſie liebete. Die Prinzeſſinn von Conti erhielt durch Briefe von der Carmeliterinn die erſte Nachricht, daß ſie geliebet würde; und wurde, durch die Sorgfalt, ſo der Dauphin ihr öffentlich bezeigte, und durch ſein tiefes Stillſchweigen gewahr, daß ihr Bruder ſie liebete. Sie hatte mehr Neugier zu, als Abſcheu vor einer Blutſchande; von welcher ſie verſichert war, daß ſie niemals würde begangen werden. Aber als ſie endlich nichts erfuhr, auch nichts fragen wollte; ſtets beläſtiget wurde, ohne einige Nachricht zu bekommen; vielleicht in Verdacht kam, ohne einmal die Verſuchung eines Laſters zu ſpüren,

bath

bath sie den Dauphin, sie des Morgens mit seinem Zuspruche zu verschonen.

Der Prinz, welcher das Fräulein Chouin nicht anders, als bey dem Nachttische zu sehen bekommen konnte, und der sich noch mit dem bloßen Anschauen begnügte, fuhr fort, sich des Mittags bey seiner Schwester einzufinden. Hier betrachtete er, ohne den Mund aufzuthun, ohne die Augen zu verwenden, ohne Zerstreuung und Ueberdruß, die Person, so er liebete. Dieses stille Opfer wurde weder die Prinzessinn noch ihre Bediente gewahr. Endlich erhielt das Fräulein Chouin Nachricht davon durch einen Handbrief, welchen sie ehrerbiethig abschlug. Noch andere Briefe, so man ihr heimlich zubrachte, wurden mit gleicher Strenge zurückgeschicket. Der Liebhaber ward in die Unglückliche, so ihn zum Mitleiden beweg, in die Schöne, so ihm gefiel, und in die Grausame, die ihn trotzete, noch heftiger verliebt.

Die Prinzessinn von Conti, welcher die sorgfältigen Besuche ihres Bruders zur Last wurden, vertraute dem Fräulein Chouin den Verdacht: als wenn ihr Bruder eine strafbare Neigung gegen sie hätte. „Ach nein, gnädigste Frau, gab diese zur „Antwort: sie sind es nicht; ich bin es, die er liebet.„ Entweder aus Verdruß, daß sie auf diese Art aus einem angenehmen Irrthume gebracht wurde; oder aus Unwillen über ein so trotziges und stolzes Geständniß; oder aus Furcht, daß eine so ungleiche Leidenschaft den Liebhaber verächtlich machen, und die Geliebte erhöhen möchte; entrüstete sich die Prinzessinn

zessinn von Conti heftig, wider das Fräulein Chouin: welche doch versicherte, daß sie nicht einmal die Briefe gelesen hätte. Aber sie fand keinen Glauben, und bath also die Prinzessinn um Erlaubniß, ihren Dienst zu verlassen. Allein man untersagte ihrs, aus dem Pallaste zu gehen, sich zu beklagen, zu lieben und zu gefallen.

Fräulein Chouin nahm ihre Zuflucht zu der Frau von Epinoy, durch welche sie zu der Prinzessinn gekommen war. Sie erzählte derselben den entsetzlichen Argwohn, den die Prinzessinn von Conti auf ihren Bruder geworfen, und die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie, aus Ehrfurcht gegen den Dauphin diesen Verdacht auslöschen wollen; ihre Gleichgültigkeit gegen den Prinzen, und ihren Vorsatz, den Hof, wegen der Ehre, des Verdrusses und der Tugend wegen zu verlassen. Die Frau von Epinoy fürchtete einen ärgerlichen Ausbruch dieser Sache, und daß man ihr denselben beymessen möchte. Um nun die Frömmigkeit, die sie auszuüben sich bemühete, mit der Hochachtung, so sie dem Dauphin und der Prinzessinn schuldig war; welche letzte, sie alles ihres Vertrauens würdigte, zu vereinigen: so glaubete sie, das Fräulein Chouin sey klug genug, um, ohne alle Gefahr, den Bestürmungen der Liebe zu widerstehen; und überredete dieselbe, den Dienst der Prinzessinn nicht zu verlassen.

Der Dauphin, welcher von diesem Vorfalle nichts wußte, kam um die gewöhnliche Stunde zu der Prinzessinn. Er sah das Fräulein Chouin nicht mehr, unterstund sich nicht, nach ihr zu fragen,

gen, fürchtete, daß man ſein Geheimniß errathen habe, und nach einer drey oder viertägigen Abweſenheit, zweifelte er auch nicht mehr daran. Er ſuchte ſie, und ſie floh ihn. Ihre Liebe fand Hinderniſſe, ehe ſie wußten, ob ſie ſich lieberten, und ehe ſie ſich einander ihre Liebe entdecket hatten. Wahrſcheinlicher Weiſe fühlte das Fräulein Chouin gegen den Prinzen nichts anders, als eine Neigung der Erkenntlichkeit; welche geringe Leute gegen größere zu haben pflegen, wann dieſe jene würdigen, ſich zu ihnen herunter zu laſſen. Allein der Dauphin brannte von einem Feuer, welches die lebhafteſte Neigung, ſo ſeltſam ſie war, in dem Herzen eines melancholiſchen entzündet hatte, das nur eine einzige Regung zu empfinden fähig war.

Er rächete ſich an der grauſamen Behutſamkeit ſeiner Schweſter dadurch, daß er ſie von ſeinen Luſtbarkeiten ausſchloß. Die Prinzeſſinn, die zu Verſailles lange Weile, zu Meudon aber viel Vergnügen fand, war über den Verluſt, an ihres Bruders Hofe zu befehlen, untröſtlich. Sie errieth gar bald die Urſache ſeines Kaltſinnes; und ſah im Voraus, daß, wenn ſie lange genug wiederſtanden hätte, ſie ſich endlich doch ergeben würde. Sie ſtellte ſich dieſerwegen, als ob ſie dem Verdienſte des Fräulein Chouin dasjenige freywillig einräumete, was ſie dem Anſehen des Dauphins über kurz oder über lang würde zugeſtehen müſſen. In dieſer Abſicht ernannte die Prinzeſſinn, Fräulein Chouin zu ihrer Staatsfräulein; und ertheilte ihr, alle dieſer Stelle anklebende Vorrechte. Fräulein Chouin fürchtete entweder, daß ſie dadurch

den

den Augen ihres Liebhabers zu sehr ausgesetzet seyn möchte: oder sie wußte, daß kein sicherer Mittel sey, ein Glück zu verdienen, und zu erlangen, als wenn man dasselbe verachtet: sie bath also die Prinzessinn umständigst, sie in ihrem mittelmäßigen Stande zu lassen, und versprach zeitlebens, ohne etwas zu verlangen, und wider etwas zu murren, in ihrem Dienste zu bleiben. Der Dauphin vereinigte sein Bitten mit dem Anerbiethen der Prinzessinn von Conti. Aber dieses war eine Ursache mehr, dasselbe nicht anzunehmen. Die Frau von Epinoy wurde gebethen, sie zu diesem Entschlusse zu bewegen. Allein Fräulein Chouin stellte ihr vor, daß sie nur der Spott einer Prinzessinn sey, die eben so bereit wäre, sie dem Könige zu gefallen wegzujagen; als geneigt sie war, sie dem Dauphin zu gefallen, zu behalten. Sie erinnerte die Frau von Epinoy dessen, was vorgefallen war, und bestund darauf, einen Rang auszuschlagen, welcher doch an sich selbst, nichts als eine Stuffe wäre, desto eher zu dem Laster zu gelangen und ein Aergerniß zu geben; eine Wohlthat des Dauphins; eine Vergeltung für die Neigungen, so er ihr benzubringen sich schmäuchelte, oder der Schwachheiten, so ihm seine Einbildung von ihr verspräche. Die fromme Epinoy hoffte durch dieselbe an dem Hofe des Dauphins zu regieren; ihre Klugheit richtete sich also nach ihrem Vortheile, und sie bestund darauf, der Fräulein Chouin zu rathen, bey der Prinzessinn von Conti zu verbleiben, unter welchem Namen es auch seyn möchte. Um dieselbe noch mehr dazu zu bewegen, nahm sie

das Anſehen der Frau von Maintenon, zu Hülfe. Dieſer wurde das Fräulein Chouin als eine Perſon vorgeſtellet, die fähig wäre der Prinzeſſinn ein Beyſpiel der Tugend zu geben. Man erzählte derſelben ihre Verweigerung; allein die Leidenſchaft des Dauphins, worauf dieſe gegründet war, wurde verſchwiegen. Die Frau von Maintenon, ließ das Fräulein Chouin, deren Namen ſie zum erſtenmale hörte, zu ſich holen. Bey dem Anblicke ihres edelmüthigen Weſens, und ihrer Beſcheidenheit, beneidete die Frau von Maintenon der Prinzeſſinn dieſen Schatz; und nöthigte dieſelbe auf das freundſchaftlichſte, die angebothene Stelle bey der Prinzeſſinn anzunehmen. Fräulein Chouin vertraucte derſelben die Bewegungsgründe ihres Widerwillens. Allein die Frau von Maintenon hieß ſie ſchweigen und ſagete: „Ich weis alles, aber deſſen ungeachtet ſollen ſie gehorchen:„ Ueber dieſe Worte, machte ſie ſich einen beſtändigen Vorwurf, als die Folgen ihr zeigten: daß die Frau von Epinoy ihr alles verſchwiegen hatte. Fräulein Chouin unterwarf ſich, und war ohne Zweifel erſtaunt und vielleicht erſtreut; ſo viel Gefälligkeit und Schwachheiten bey zween ſo ſpröden und heiligen Frauen anzutreffen.

Als die beſtändige Gefährtinn der Prinzeſſinn, erhielt ſie täglich die Aufwartung vom Dauphin, ohne Gelegenheit dazu zu geben; aber auch ohne ſich derſelben zu entziehen. Sie ſuchte nicht einmal dieſelbe von ſich abzulehnen. Wann die Liebe klaget daß ſie angegriffen wird, ſo iſt es ſo gut, als ein Geſtändniß, daß ſie bald wird überwunden ſeyn.

Ihre

Ihre Gemüthsart war durch ihren Stand nicht verändert. Sie war zufrieden mit dem, was sie gewesen, und gleichgültig über das, was sie geworden war.

Ungeachtet aller Klugheit und Vorsicht des Dauphins und aller Strenge seiner Geliebten, wurde dennoch ihre Liebe bald ausgebreitet. Die Hofleute seßten zu dem wenigen, was sie gesehen hatten, alles hinzu, was sie sich einbildeten, un noch mehr, als sie selbst glaubeten. Der Saal zu Marli war noch nicht von dergleichen Getöse erschollen. Man sagete: nunmehr sieht man, worzu die Frömmigkeit dienet. Bey dem Dauphin verbirgt sie die niederträchtigste Neigung; und bey dem Fräulein Chouin dient sie der witzigsten Buhlerey zur Larve. Bey der Frau von Maintenon und der Frau von Epinoy ist die Andacht den eitelsten Absichten unterworfen. Die Prinzessinn von Conti schlägt nicht aus der Art: und es ist ganz natürlich, daß die Tochter der Valliere dem Sohne des Königs Maitressen verschaffe. Die Prinzessinn von Conti wurde durch diese Gerüchte nicht wenig aufgebracht. Sie wollte dieselben vernichten und die Chouin abschaffen. Die Frau von Epinoy kam dazu und bath, sie möchte doch die Unschuld nicht gleich dem ersten allgemeinen boshaften Rufe, aufopfern. Der Dauphin beschwor die Prinzessinn, seine Empfindlichkeit dieses harten Streiches zu überheben; und drohete dabey, daß er diese Beleidigung auf frischer That rächen würde. Fräulein Chouin blieb mitten im Sturme ruhig, überließ sich ihrem Verhängnisse ohne ein Vorzügliches zu wünschen,

oder ein unglückliches zu fürchten. Das Klosterleben und der Hof war ihr gleichgültig: und ihre Seele war über den Prinzen, der sie verehrte, und über die Prinzessinn, welche sie verstieß, weit erhaben.

Damals entstund der Briefwechsel, zwischen der Frau von Maintenon, der Prinzessinn von Conti und der Frau von Epinoy; welcher im Anfange nichts als das Fräulein Chouin betraf, hernach aber sich auf alle Hofränke erstreckte; der so geheim geführet wurde, daß kein Hofmann einigen Verdacht darauf warf; und so ungemein war, daß die Prinzessinn in den letzten Jahren ihres Lebens, diese Sammlung mit vielem Vergnügen durchlas, und dieselbe nach ihrem Tode, als das Zeugniß eines blinden Vertrauens, einem ihrer Freunde, der ein Arzt war, hinterließ. Ueberdieses war dieser Briefwechsel noch so frey; daß nach einigen Stücken zu urtheilen, aus welchen ich diese Umstände gezogen habe, derselbe erst nach dem Tode gewisser Personen bekannt werden wird, deren Laster oder Lächerliches ihn merkwürdig und anmuthig machet.

Fräulein Chouin verließ den Hof der Prinzessinn, und begab sich zu der Frau von Epinoy. Hier sah sie der Dauphin mit wenigerm Zwange, aber mit eben so wenigem Erfolge. Er konnte weder einen Seufzer, noch ein Wort aus ihr bringen. Er fand sie allezeit aufmerksam und stumm, allezeit höflich und unempfindlich. Ohne Zweifel wirkte die Liebe bey ihr: denn kann man wohl so zärtlich geliebet werden, ohne wieder zu lieben? Allein diese Wir-

kung

kung war so schwach, und ihre Liebe war der Ehre so unterworfen; daß ihre Seele eben so viel Herrschaft über ihre Neigung behielt, als die Kaltsinnigkeit über die Leidenschaften zu haben pflegt. Die Frau von Epinoy fürchtete, daß der öftere Zuspruch des Dauphins, der, wenn er geheim geschähe, verdächtig scheinen, und wenn er öffentlich geschähe, Aergerniß geben würde, ihren guten Namen verdunkeln und den König erzürnen möchte. Weil sie sich aber nicht davon losmachen konnte, so opferte sie diejenige Person, die sie in Schutz genommen, ihrer Ruhe auf; und verboth ihr, mit aller möglichen Höflichkeit, wieder in ihr Haus zu kommen. Fräulein Chouin gieng nach Paris, miethete sich ein kleines Zimmer, veränderte ihren Namen, und hoffete daselbst, sowohl vor den Nachforschungen des Vaters, als vor den Nachstellungen des Sohnes, in Sicherheit zu seyn.

Der Dauphin zweifelte keinesweges, daß sie nicht auf Befehl des Königs in ein Kloster wäre gebracht worden. Er gieng zu der Frau von Maintenon, die aber nicht wußte, wo sie hingekommen war; sodann zu der Frau von Epinoy, die sich nicht unterstund zu bekennen, daß sie selbst die Ursache ihrer Entfernung wäre. Diese stärkte den Dauphin noch in seinem Argwohne, durch ihre zweydeutigen Antworten. Er bekam gleichfalls in der geheimen Staatsschreiberey kein Licht davon. Jemehr er nachforschte, desto mehr glaubete er, daß seine Geliebte, durch einen mündlichen Befehl wäre aufgehoben worden, ohne alle gewöhnliche Anstalt, welche gleich-

ſam eine Pflicht ſind, die die Ungerechtigkeit bey allen ihren Eingriffen den Geſetzen nicht verſagen darf. Als dem Könige die Unruhe des Dauphins hinterbracht wurde, fürchtete und vermied Ludwig eine gefährliche Erläuterung: wo er als ein ſtrenger Vater hätte reden und vieleicht die Antwort eines verzweifelnden Liebhabers anhören müſſen.

Der Marquis von Antin verſprach dem Dauphin, den Ort bald auszuforſchen, wo ſeine Geliebte aufbehalten würde; oder ſich verſteckt hätte. Aber er mußte lange Zeit vergeblich ſuchen: kein Kloſter, kein Quartiermeiſter konnte ihm Nachricht geben. Endlich erfuhr er, daß ſie in der Vorſtadt von St. Jakob wohnte. Der Policeylieutenant wußte es eher, als der Marquis. Der Dauphin, deſſen Schritte alle gezählet wurden, begab ſich in einer Verkleidung zu ihr, welche gleichwohl ſeine Kundſchafter nicht betrog. Fräul. Chouin eröffnete die Thüre, erkannte ihn alſobald, und verſchloß dieſelbe augenblicklich wieder vor ihm. Der Prinz wartete mit ſeinem Lieblinge einen Theil der Nacht daſelbſt, welcher, indem er denſelben tröſtete, ſowohl ſeinen Herrn, als deſſen Geliebte, und die Sprödigkeit und die Liebe heimlich verfluchte.

Fräulein Chouin veränderte ihren Aufenthalt; allein man folgte ihr auf dem Fuße nach. Sie ließ ſich niemals ſprechen: entweder weil ſie glaubete, der Dauphin hätte nur ſchändliche Abſichten, oder weil ſie hoffete, daß ihr Widerſtand ihm tugendhaftere beybringen würde. Der Dauphin wurde immer eifriger, je unerbittlicher ſie war. Der Marquis

quis von Antin behauptete: daß auf dieſe Plagen noch größere folgen würden. Der Prinz antwortete: Jemehr er gelitten hätte, deſto weniger würde er künftig zu leiden haben. „

Der König, welcher die Folgen dieſer Leidenſchaft vorher zu ſehen meynte; entſchloß ſich, ein Bündniß mit Gewalt zu unterbrechen, worüber er ſich einen Vorwurf machete, daß er daſſelbe nicht gleich im erſten Anfange unterdrücket hätte. Er überlegte, ob er das Fräulein Chouin in ein Kloſter einer Provinz verweiſen ſollte. Fräulein Chouin hatte keinen Fürſpruch als ihre Tugend, und die Frau von Maintenon; welche die Tugend beſchützte, wo ſie ſolche fand. Ludwig war zu ſehr gewohnt, ſich als einen König, der alles thun kann, zu betrachten; und nicht als einen Hausvater der nichts wollen ſoll, als was die Geſetze erlauben. Er glaubete daher, die höchſte Gewalt könne nicht rechtmäßiger gebrauchet werden, als den Frieden in ſeinem Hauſe herzuſtellen. Es ſchien ihm einerley zu ſeyn, ob ein Mädchen in ein Kloſter, oder in ein Gefängniß geſperret würde: und ihm misfallen, war ſoviel, als aller Verbrechen ſchuldig ſeyn.

Der König war eben im Begriffe, dieſen ungerechten und grauſamen Befehl zu ertheilen, als die Frau von Maintenon ihm vorſtellte: „daß Fräulein „Chouin nichts verbrochen hätte; als daß ſie lie„benswürdig, geliebet, und tugendhaft wäre. Wenn „ſie dem Dauphin Gehör geben wollen, hätte ſie der„ſelbe in ſeinen Schuß genommen; da ſie aber wi„derſtanden, könnte der König den ſeinigen ihr nicht

„versagen. Auf das Gerücht dieser verhaßten Ver„bannung würde ganz Paris fragen: wie man denn „mit dem Laster verfahren sollte, wenn eine so bewun„derte Tugend so bestrafet würde? Daß ein so hefti„ges Mittel den Kranken nur erbittern, aber nicht „heilen würde; daß man von der Zeit und der Un„erbittlichkeit des Fräuleins Chouin alles erwarten „müsse, welche weder zu der Wollust noch zu der Ho„heit einige Neigung hätte: wodurch so viele Frauen „verleitet würden, sich den Leidenschaften der Prin„zen zu überlassen, und sich stelleten, gleiche Gesin„nungen gegen sie zu haben„.

Der König stimmte dieser Meynung bey, und gestattete dem Dauphin, seine Geliebte auf ihrer Flucht zu verfolgen, und untröstlich zu seyn, daß er nicht einen Augenblick Gehör von ihr erhalten konnte. Fräulein Chouin nahm alle seine Briefe an, und eröffnete nicht einen. Endlich besiegte ihre Neugier diesen strengen Eigensinn: Sie fand die zärtlichsten Gesinnungen in diesen Briefen, und wurde gerührt, so viel Schmerzen so schön beschrieben zu finden. Sie zog die Wahrheit der Eidschwüre nicht in Zweifel, welche ihr, ohne etwas zu bitten, ohne etwas zu hoffen, so oft wiederholet wurden. Ihr Herz ergab sich also aus Mitleiden. Diese Neigung nahm in der Stille ihrer Einsamkeit, zu welcher sie sich verurtheilet hatte, immer mehr zu. Man denket nicht ungestraft an die Liebe. Ihre Hoffnung richtete sie auf. Sie glaubte zum wenigsten dem Prinzen gleich zu seyn, der sich ihr unterworfen hatte; und ohne zu errathen, wohin sie das Schicksal führen würde, ver-

verſprach ſie ſich doch einen herrlichen Ausgang deſſelben. Ihre Vorſtellungen, welche anfangs unordentlich und gleichſam in einem dunkeln Gewölke verhüllet waren, heiterten ſich von Tage zu Tage auf. Sie war gewiß, daß ſie geliebet wurde, und ſicher, daß es ohne Schwachheit von ihrer Seite und von Seiten des Prinzen mit vieler Beſtändigkeit geſchähe. Sie achtete ſich ſelbſt zu gut, um ſich einzubilden, daß ſie der Prinz durch ſolche Vorſchläge verächtlich machen wollte, welche die Leidenſchaften rathen, die Liebe aber nicht kennet. Gleichwohl wagete ſie ſich nicht mit ihm zu ſprechen: dieſes hätte das Anſehen gehabt, als wenn ſie ihm einige Hoffnung machen wollte. Die Hoffnung aber giebt das Recht, zu weitern Unternehmungen.

Endlich drang der Dauphin, durch Verrätherey einer ihrer Frauensleute, bis in ihr Zimmer. Er warf ſich zu ihren Füßen, er beſchwor ſie, ihn nur einen Augenblick anzuhören, und überließ ihr, ſein Schickſal zu entſcheiden. Fräulein **Chouin**, welche hier den Thronerben kniend vor ſich ſah, legte dieſes, ihm zu keiner Schande aus; allein ſie ward auch darüber von keiner unmäßigen Freude eingenommen: ſie ſagete nichts mehr, als dieſes: „Gnädiger Herr, wenn es wahr iſt, daß ſie mich „lieben: ſo dürfen ſie mir nur ein einzig Wort ſa„gen, und ich werde nicht mehr als das einzige, an„hören. Allein dieſes Wort kann ich nicht anhören, „und ſie können es nicht ſagen, wenn wir nicht bey„derſeits des Königs Einwilligung darzu haben.„

Hierauf bath sie den Dauphin, auf eben die Art, sich wegzubegeben, als wenn sie es befohlen hätte.

Als der Prinz diese Worte; die ersten, so er von ihr gehöret, genau überlegte: fand er mehr Ehrsucht als Liebe darinnen. Aber bald darauf glaubete er, die Tugend bediene sich keiner andern, als dieser Sprache. Er glaubete, die Tugend hätte die Seele seiner Geliebten so erhoben. Vielleicht bestund die edelste Bestrebung derselben nur darinnen, sich vor allen Schwachheiten zu hüten, und lief dabey Gefahr, entweder verkannt, oder verachtet zu werden. Der Dauphin hielt die Verbindung mit dem Fräulein Chouin für sein größtes Glück. Ohne Zweifel schmäuchelte er sich, daß diese Vereinigung aus eben derselben Neigung auf ihrer Seite, der Gegenstand aller ihrer Wünsche wäre. So hoch als ihn die Geburt über sie erhoben hatte, so schien sie doch in seinen Augen, durch ihre Standhaftigkeit, noch viel größer zu seyn. Je mehr er an ihre Antwort dachte, desto weniger verwunderte er sich, daß sie nach demjenigen strebte, was er schon bewerkstelliget hätte, wenn er sein eigner Herr gewesen wäre; und was er dessen ungeachtet ihr vorzuschlagen willens war. Allein wie konnte der Dauphin die Einwilligung des Königs, die seine Geliebte klar und deutlich verlangte, erhalten? Darum anzuhalten, war eine Unvorsichtigkeit; nicht darum zu bitten, wäre ein Verbrechen gewesen.

Er sagte dem Fräulein Chouin, daß er die Erlaubniß erhalten hätte: und alle Schwierigkeit wurde dadurch gehoben. Sie glaubete es, oder

stellte

ſtellte ſich, als wenn ſie es glaubete. Man tadelte ſie nachher, daß ſie ſich nicht mehr Beweis davon ausgebethen hätte. Allein die natürliche Furcht, durch einen längern Verzug alles zu verderben; die Nothwendigkeit, mit dem Dauphin zu brechen, wenn die Sache unterſuchet würde; das Vergnügen, welches man empfindet, bey dergleichen Gelegenheiten betrogen zu werden; die Neigung, ſich ſelbſt zu hintergehen; die Hoffnung, daß, wenn auch der König nichts davon wüßte; derſelbe gleichwohl nach der Vollziehung wieder beſänftiget werden könnte; die Gewißheit, wider alle Zufälle durch den Dauphin beſchützet zu werden, der ſein Schickſal mit dem ihrigen vereinigte: kurz, alles ſtimmte zuſammen, entweder ihre Leichtgläubigkeit, oder ihre Verſtellung zu rechtfertigen.

Die Einſegnung geſchah, entweder zu **Meudon**, oder, wie andre wollen, zu **Livri**. Man verſichert, daß die Frau **von Maintenon** und der Biſchof von **Meaux** ſolche gebilliget hätten; welches gleichwohl nicht wahrſcheinlich iſt. Die erſte hätte ſich nicht entbrechen können, dem Könige Nachricht davon zu geben, welcher ſich dawider geſetzet haben würde; und der andre wußte wohl, daß ein Dauphin von Frankreich ſich der väterlichen Gewalt nicht entziehen könne. Die Frau von **Epinoy** erfuhr es, und both dem Fräulein **Chouin** ihr Haus an; welche ſo lange ſie mit dem **Dauphin** nicht vermählet war, als eine Heldinn, nachher aber als eine gemeine Frau angeſehen wurde.

Indessen verlangte sie von dem Dauphin eine ordentlichere Lebensart; sein Hauswesen besser einzurichten; weniger Vertrauen auf seine Bedienten zu setzen; und den Ueberfluß bey seiner Tafel abzuschaffen, welche bisher mit allzugroßer Verschwendung und zu vielen Leckereyen versehen war. Sie hoffte, daß die Liebe, durch die Tugend Verzeihung erhalten würde. Und niemals ist ein Mensch geschwinder bekehret worden. Der Dauphin ward wohlthätig, sparsam, und im höchsten Grade fromm. Der König dankte Gott für diese unerwartete Veränderung; er schrieb solche dem Fräulein von Chouin zu, und konnte das Bündniß seines Sohnes mit ihr, weder als strafbar, noch als rechtmäßig ansehen.

Als das neue Ehepaar es endlich so weit gebracht hatte, daß der König ihr Bündniß duldete; beschlossen sie, sich von denen Unruhen zu befreyen, die ihr Vergnügen störeten, und dem Könige dasjenige zu offenbaren, was sie ihm, ohne zu erröthen, gestehen, aber nicht ohne Gefahr verschweigen konnten. Gleichwohl trug der Dauphin kein Bedenken, ihm alles zu vertrauen. Er wollte lieber, entweder aus Klugheit oder aus Furcht den Beyfall des Königes zu einer Sache erbitten, die noch nicht vollbracht wäre; als Verzeihung erhalten, daß er solche, ohne seinen Willen vollzogen hätte.

In einer Unterredung, worinnen seine blöde Ehefurcht in einem beständigen Zwange war, den der König ihm alles seines freundlichen Umganges ungeachtet, nicht abgewöhnen konnte; entdeckete er ihm endlich

endlich doch sein Herz, und sagete dem Könige: daß er eine Person liebete, die ihn allein glücklich machen könnte; deren Gemüthseigenschaften ihm bekannt, und von deren Tugend er versichert wäre. Sein Gewissen und seine Liebe, riethen ihm einerley. Diese Rathschläge stimmeten mit seiner Neigung zu einem eingezogenen und unsträflichen Leben völlig überein; daß er demselben aber nicht folgen könnte, bevor er nicht die väterliche Einwilligung darzu erhalten hätte. Als der Dauphin sah, daß er ohne Verwunderung und ohne Verdruß gehöret wurde; fügete er noch hinzu: daß er sich sehr leicht über die Vorurtheile weg seßete, welche die Fürsten zwingen wollten, keine andere als Prinzessinnen zu lieben; daß die Dauphine ihn nicht glücklich, seine Maitressen aber ihn verächtlich gemachet, und zu Ausschweifungen verleitet hätten; daß er bey dem Fräulein Chouin alles, außer die Geburt fände; und daß er sich endlich mit völligem Vertrauen dem Willen eines Vaters überließe, der sowohl alle Zärtlichkeit, allen falschen Wahn, und alle Großmuth der Liebe, als auch die Nothwendigkeit kennte, nach welcher dem Fürsten, eine Gefährtinn unentbehrlich wäre, die sowohl ihre Sorgen, als ihr Vergnügen, aus Erkenntlichkeit mit ihnen theilete.

Der König sagete, indem er in sein Kabinet gieng: „Mein Sohn, überleget diese Sache wohl, „aber redet mir nicht mehr davon.„ Worte, welche voller Klugheit und Nachsicht waren! Sie verhinderten den König nicht, diese Heurath ungültig zu machen, wenn es das Wohl des Staates erfordern, oder

oder wenn das königliche Haus solche misbilligen sollte: und ohne seine Gewalt in Gefahr zu setzen, ertheilete sie dem Dauphin die Erlaubniß, dieselbe zu vollziehen, ob sie ihm gleich alle Hoffnung benahmen, solche jemals öffentlich bekannt zu machen. Ich erwähne diese Umstände mit Vergnügen. Man sieht mit Freuden, wenn die Herren der Erde, als Menschen empfinden, denken und handeln. Diese Beyspiele scheinen die Könige zu ermahnen, endlich einmal Weltweise zu werden. Ein benachbartes Volk hat die Tochter seines Königes in geheim einen Edelmann heurathen sehen, ohne zu glauben, daß die eine erniediget, oder der andere durch diese Verbindung erhöhet worden wäre. Dergleichen Heurathen setzen nur uns Franzosen in Verwunderung.

Der Dauphin ärntete die ersten Früchte einer beständigen Liebe ein, und der allgemeine Ruf vermählete ihn täglich. Man sagete: die Königinn von Spanien erwartete nur den Tod ihres Gemahls; sie wäre ganz französisch gesinnet, und zur Belohnung für den Thron, zu welchem ihre Ränke dem Dauphin Hoffnung machten, hätte ihr derselbe die Heurath versprochen. Die Gräfinn von Berlepsch wäre bestochen: der Marquis von Harcourt hätte diesen Vorschlag zuerst entworfen: dieserwegen hätte man dem Kaiser die Stadthalterschaft von Meyland für den Erzherzog versaget; und tausend andere Umstände wurden angeführet: welche entscheidend für diejenigen sind, die eine Sache also bald gestehen, wenn ihnen dadurch andere Umstände, die ihnen fremd sind, erkläret werden.

Die

Die Vermählung des Dauphins, welche ein Geheimniß für das Volk blieb, war es gleichwohl für die Hofleute nicht. Der Prinz brachte ganze Tage bey der Frau von Epinoy, und beym Fräulein von Chouin ganze Monathe in Meudon zu, wo jedermann ihren Befehlen gehorchte. Bey dieser Nachricht sagete die Herzoginn von Burgund: Es werden lächerliche Heurathen in diesem Hause getroffen. Ohne Zweifel erinnerte sie sich hierbey der ihrigen nicht. Als sie von einer großen Krankheit hergestellet war, sagete sie zum Herzoge von Burgund, ihrem Gemahl *): „Hätten sie „wohl, wenn ich gestorben wäre, den dritten Theil „ihrer Familiengeschichte vollendet?„

Die Frau von Maintenon tadelte diese Heurath nicht: die ihrige wurde dadurch gerechtfertiget, und ihr Stand befestiget. Der Dauphin mochte sich nach des Königes Tode guten oder schlimmen Rathschlägen überlassen: so konnte er doch der Frau von Maintenon kein Verbrechen daraus machen, daß sie seinen Vater zu einer Verbindung verleitet hätte, da er diesem Exempel selbst gefolget war. Ihre Mäßigung würde ein Vorwurf für das Fräulein von Chouin seyn, wenn diese sich mehr, als sie erhöhen wollte; und konnte ihr zum Muster dienen, wenn sie unbekannt bliebe. Nichts verhinderte die Frau von Maintenon, den Thron zu besteigen: wenn sie nun nach demselben gestrebet hätte, würde sie wohl diese Heurath gebilliget haben?

Sie

*) d. i. Würden sie auch so geheurathet haben, als ihr Großvater und Vater gethan haben?

Sie hatte die aufrichtigste Hochachtung gegen das Fräulein Chouin. Allein, entweder war sie von Seiten des Dauphins sicher; oder sie glaubete, daß es ihrer Würde gemäß wäre, sich allein an den König zu halten. Ohne etwas zu hoffen, oder von andern zu fürchten, hatte sie nichts, als einen Geheimniß vollen Umgang mit derselben; sprach niemals öffentlich mit ihr, bezeigete ihr keine von den Höflichkeiten, wodurch der ganze Hof hätte können verleitet werden, sich ihr zu Füßen zu legen; und ersparete wenigstens den Prinzen vom Geblüte diesen Schmerz. Es scheint, daß dieses Verfahren ihrer Gemüthsart sey entgegen gesetzet gewesen: welches aber gleichwohl im Anfange sehr nöthig war, da diese Heurath noch ungewiß, oder wenigstens geheim scheinen sollte. Das Gerücht, welches sich von des Fräuleins von Chouin Schwangerschaft verbreitete, beunruhigte den König sehr: der weder seinen Sohn betrüben wollte, noch dem Herzoge von Burgund Brüder wünschte. Einige hielten dieses Gerücht für falsch: andere wollten behaupten, sie hätte heimlich ihre Wochen gehalten. Die Frau von Maintenon entfernete sie von sich, so lange man Kinder von ihr zu erwarten hatte, und glaubete: daß sie sich ihr nicht nähern dürfte, so bald man keine mehr von ihr fürchtete.

Sie erfuhr durch die Frau von Epinoy alles, was zu Meudon vorgieng: und alles, was sich daselbst zutrug, machete ihr eine große Vorstellung von dem Fräulein von Chouin. Zuletzt begab sich der König alle Jahre dahin, und die Frau von Maintenon

tenon hatte ihr besonder Zimmer daselbst. Das Fräulein von Chouin ließ sich nicht sehen, sie ordnete aber alle Lustbarkeiten und Vergnügungen. Sie war unempfindlich über die Ehrenbezeugungen: sie verlangete keinen Rang, und begnügete sich mit ihrem eigenen Werthe.

Als sich das Fräulein von Osmond verheurathete: gab ihr die Frau von Maintenon unter andern Lehren auch diese: „Nach dem Tode des „Königs, werden sie vielleicht das Fräulein Chouin „sehr mächtig sehen. Allein dieses mag nun seyn; „oder sie mag es ausschlagen: so schätzen sie die„selbe doch jederzeit hoch.„ Die Frau von Glapion zu St. Cyr, welche glaubete, daß sie des Dauphins Maitresse wäre, fragete einmal die Frau von Maintenon: warum man dieses Mägdchen nicht vom Hofe jagete? Das „Mägdchen? antwortete sie. Wir sind glücklich, „daß wir sie haben. Sie führet sich gut auf; sie „ist uns sehr nützlich, und bey vielen Gelegenheiten „bringt sie es dahin, daß der Dauphin eine Rolle „spielet, die ihm anständig ist.„

Von dieser Zeit an, wurde die Einigkeit unter dem Vater und Sohne täglich vertrauter. Der König gab ihm beständig neue Merkmaale seiner Hochachtung und Zuneigung. Er wollte, daß des Dauphins Verordnungen bey der Schatzkammer eben so gültig, als des Königs, seyn sollten. Auf diese Art wurde er zugleich des vornehmsten Rechts der Krone mit theilhaftig. Nachdem Ludwig dem

Dauphin diese Wohlthat angekündiget hatte, sagte er zur Frau von Maintenon: „Sie werden „mir doch zugestehen, Madame, daß ich sehr kost„bare Geschenke zu machen weis.„ Und Eure Ma„jestät, antwortete sie, werden gleichfalls gestehen, „daß der Dauphin ihre Gnade nicht misbrauchen „kann.„ Diese Prophezeihung traf ein. Fräulein Chouin unterdrückete die verschwenderische Neigung des Dauphins, welche dadurch den Ruhm einer vollkommenen Frau erlangete; wenn diese nämlich darinnen besteht, vergessen zu werden, und unbekannt zu bleiben.

Sechſtes Hauptſtück.

Häusliche Verdrüßlichkeiten.

Die Frau von Maintenon wollte eine ſolche vollkommene Frau ſeyn, aber ihr Stand verhinderte ſie daran: und aus dem Streite zwiſchen ihrer freyen Gemüthsart und dem Zwange, den ihre Stelle erfoderte, entſtund alle ihr Unglück. Umſonſt bemühete ſie ſich, das Schickſal mit dem Glücke zu vereinigen; das Band, wodurch ſie beyde verknüpfen wollte, entwiſchete ihr beſtändig. Verdrüßliche Stunden dem Könige angenehm zu machen, deſſen Geſchmack bereits ſtumpf geworden war, dieſes war der Urſprung aller ihrer Plagen.

Ludwig der XIV, der bey uns für den größten Sterblichen gehalten wird, hatte vortreffliche Eigenſchaften. Eine genaue Kenntniß der Menſchen, die Redlichkeit, eine beſondere Aufmerkſamkeit, und ſo viel Erfahrung, daß er dadurch der Klügſte in ſeinem geheimen Rathe war. Allein, ſein Geiſt war nicht geſchäfftig genug, daß er ſich ſelbſt hätte helfen können. Seine Seele war leer, wie aller ſchlecht unterwieſenen Fürſten ihre zu ſeyn pflegt. Ludwig konnte keinen Augenblick allein ſeyn. Er ſuchete kein Vergnügen mehr, und fand kein anders, als wenn er den Kummer floh. Ein immerwährender Verdruß bewog ihn, ſeinen Ort und ſeine Beſchäfftigung ohne Unterlaß zu verän-

dern. Weil er von einer schwachen Einbildungskraft war, und sein Verstand durch Lesung guter Bücher nicht aufgekläret worden; so waren seine Unterredungen sehr trocken. Er sprach von lauter nichts, als was er mit Augen gesehen hatte: und die Augen eines Monarchen, welche der Ehrgeiz nur beschäftiget, zu denen man sich nur aus Noth dränget, und die der Hofordnung nach, nicht allen den freyen Zutritt gestatten; dergleichen Augen sehen wenig. Wenn Ludwig von der Jagd zurücke kam, und allein war, fand er nichts als Leblosigkeit, und wenn er für sich selbst war, so zeigete er nichts, als ein erschöpftes Herz, ein ungleiches Gemüth, einen schläfrigen oder mit Geschäfften angefüllten Geist: der immer noch nach etwas strebete, aber sich keinen Zeitvertreib zu machen wußte. Er rief das Vergnügen zu Hülfe, welches sich gemeiniglich von denen entfernet, die es sorgfältig wünschen.

So war der Fürst beschaffen, welcher aufgemuntert, unterhalten, und auf eine angenehme Art beschäfftiget werden sollte. Ein Fürst, der entweder ganz Europa oder gar nichts im Kopfe hatte; dessen Eindruck und Geschmack sehr veränderlich war; der die Herzoginn von Orleans geliebet, und die la Valliere verschmähet; Die Valliere geliebet, und die Montespan verachtet; die Montespan geliebet, und die Maintenon gehasset hatte, welche er doch hernach regieren ließ.

Alle Vorzüge, so die Frau von Maintenon hatte; alle Höflichkeiten, so Ludwig ihr bezeigete, waren nicht hinlänglich, ihre ewige Knechtschaft, die

die heftigen Widersprüche, so sie auszustehen hatte; die trotzigen Reden, welche sie für verborgene Vorwürfe hielt, so man ihr verschweigen wollte; so viel Treulosigkeiten, von welchen sie ein Augenzeuge war; die Ehrenbezeugungen, welche ihrer Eitelkeit im Anfang so schmäuchelhaft waren; die sie aber, seit dem sie sich Gott ganz gewidmet hatte, und erfahren, was der Mensch sey, gänzlich verabscheuete, zu belohnen.

Als der König sie einmal sehr niedergeschlagen sah, sagete er zu ihr: Wie, Madame! sie sind traurig! Von dieser Zeit an, ließ sie sich nicht mehr in ihrem Kummer überfallen, und sie zeigete dem Könige allezeit ein munter und vergnügtes Gesicht. Sie sagete: „Ich strebe nach nichts, als „dem Könige die Liebe zu Gott beyzubringen. Wenn „nun mein Gesicht nicht aufgeheitert wäre: so würde er, „weil er die Traurigkeit nicht leiden kann, die Frömmigkeit hassen.„ So bald der König ihr Zimmer verließ, warf sie sich auf ihr Bett, und ließ ihren Seufzern und ihren Thränen freyen Lauf.

Das Fräulein von Aumale sagete: „Ich habe sie öfters müde, bekümmert, unruhig und krank „gefunden, und dennoch das freundlichste Wesen an„nehmen gesehen; wie sie den König auf die ver„gnügteste Art, durch tausenderley Erfindungen, „vier ganzer Stunden allein, ohne Wiederholungen, „ohne Jähnen, und ohne Verbindung unterhalten „konnte. Wenn Ludwig des Abends um zehn „Uhr aus ihrem Zimmer gieng, und der Vorhang „vor ihr Bette gezogen wurde: so sagete sie seufzend zu

„mir: Ich habe nur noch so viel Zeit übrig, „Ihnen zu sagen, daß ich ganz kraftlos bin. „Als ihr einmal eine Kleinigkeit, für einen ihrer „Anverwandten abgeschlagen wurde, sagete sie zu „mir: Wenn ich mir die Mühe geben wollte, mich „ein wenig verdrüßlich zu stellen; so könnte ich alles, „was ich wünschte, erlangen. Allein, meine Rol„le ist diese, geduldig zu leiden. Der König ist „außerordentlich gnädig: Er saget mir alle Tage, „daß ich nur fodern solle; allein die Fürsten las„sen sich nicht einfallen, jemanden ein unver„muthetes Vergnügen zu machen.

„Ich habe die Frau von Maintenon öfters „im Begriffe gesehen, überhäuften Kummers we„gen, den Hof zu verlassen.

„Ach! schrie sie zum öftern überlaut, in Thrä„nen ganz zerfließend, und mit mir allein einge„schlossen: wenn ich doch dieses Land verlassen könn„te! Allein ich bin nicht mehr mein eigner Herr. „Mein Gott! warum hast du mich so fest an diesen „Ort gebunden?

Sie sagete ferner oftmals zu mir: „Wie grau„sam sind doch die Männer! Sie sind zur Freund„schaft ganz und gar unfähig. Der König ist noch „der allerbeste: allein ich muß von allen leiden; und „Gott läßt dieses geschehen, mich dadurch von der „Welt abzuziehen. Wäre es wohl eine Kunst, mich, „oder die Stelle vielmehr, so ich bekleide, angebe„ther zu sehen, wenn ich nicht den bittersten Schmerz „dabey empfände? Man muß in meinen Umstän„den seyn, um zu erfahren, wie schwer das Leben „ist.„

Man

Man müßte mit der Frau von Maintenon zu gleicher Zeit gelebet haben, um genau zu wissen, woher alle diese Unruhen entstanden sind. Es waren keine Hirngespinnste: Ihre Seele war nicht gemachet, sich mit solcher Kost zu nähren, ob sie gleich den aufsteigenden Dünsten unterworfen war. Der Mangel war auch nicht die Ursache davon, denn sie war so uneigennützig, daß der König wenigen von ihren Wünschen zuvor kommen durfte. Der Widerspruch konnte es ebenfalls nicht seyn. Die Minister bestrebten sich, nicht anders zu denken, als sie. Der König gab ihnen selbst ein Exempel in der Ehrfurcht gegen die Frau von Maintenon: Er sagete: „Sie ist eine Heilige, sie besitzet alle Vollkommenheiten; und wenig Männer haben so viel Verstand als sie.„ Das Fräulein von Aumale übergeht diesen Umstand mit Stillschweigen: gleichwohl konnte kein Mensch besser davon unterrichtet seyn, als diese. Sie war auf allen Reisen, bey allem Vergnügen, und bey allem Kummer zugegen; und fromm, geschäfftig, und gleichgültig über alle Ehrenbezeugungen, so diese Bedienung ihr zuwege brachte.

Wahrscheinlicher Weise hassete die Frau von Maintenon, welche sich bestrebete, den reinsten Lebenswandel zu führen, die Abendstunden, in welchen ihre Pflicht sie zu solchen Handlungen nöthigte, die ihrer Neigung ganz zuwider waren. Handlungen, so an sich selbst unschuldig sind; welche aber die Frömmigkeit als Beleidigungen der Schamhaftigkeit verabscheuet: oder die sie der menschlichen

Schwachheit nur als eine Erquickung gestattet: ob sie gleich, wenn sie rechtmäßig sind, für viel heiliger, als der strengste ehlose Stand anzusehen sind. Der König kam des Abends um neun Uhr zu der Frau von Maintenon; alle Bedienten entfernten sich. Sie lag alsdann schon zu Bette. Der König gieng auf den Zähen, und zog den Riegel an der Thüre sehr leise hinter sich zu. Um zehn Uhr eröffnete er denselben mit eben dieser Behutsamkeit wieder. Seine übel geheilte Fistel erhielt die Geduld und das Mitleiden der Frau von Maintenon in beständiger Uebung. Die Empfindung des Vergnügens, oder nur der Schein davon mußte unstreitig einer Frau schwerer fallen, als die Kreuzigung ihres Fleisches; die, an statt des Schmuckes, Werkzeuge der Buße mit eisernen Spitzen versehen, oder von Pferdehaaren gearbeitet, trug: welche Erfindungen man den grausamsten Mönchen in allen Religionen, zu danken, und die eine eifrige Frömmigkeit gebilliget hat; von einer erleuchteten Gottesfurcht aber, ohne Zweifel verdammet werden.

Je älter der König ward, desto beschwerlicher ward das Amt der Frau von Maintenon. Er sah seine Minister nur noch aus Gewohnheit, seine Gärten aus Neigung, und die Frau von Maintenon aus Hochachtung. Seine öftern Besuche, zeigeten ihr beständig den Werth der Freyheit, den sie zu der Zeit nicht erkannt hatte, da sie solche ungestört genießen konnte; und die sie bereuete, seit dem sie solche verlohren hatte. Sie liebete die Gesellschaft, und lebete in der Sklaverey. Sie hasste

die

die Pracht, und war ganz davon umgeben. Sie war so aufrichtig, daß der Herzog von Burgund sagete: „Sie ist unverstellt; und das ist alles, was „man sagen kann:„ und sah sich gleichwohl beständig zur Verstellung genöthiget. Sie mochte ihre Größe mit so vieler Geduld tragen, als ihr möglich war: wenn das Uebel im Geblüt stecket, so wird man es nicht los.

„Ich kann es nicht mehr ausstehen, sagete sie „einmal zu dem Grafen von Aubigne: ich wün„schete, daß ich gestorben wäre! So habt ihr denn „die Versicherung, sagete hierauf ihr Bruder, daß „ihr an Gott den Vater vermählet werdet?„

Die Gemüthsart des Königes, welcher es am Eigensinne nicht gebrach, machete einen neuen Theil ihres Kummers aus. Er verlangete viel, ob er gleich nichts soderte. Ludwig war wie alle Männer, die hart gegen ihre Weiber, und zu der behutsamen Zärtlichkeit gar nicht fähig sind, so dieses Geschlechte sehr gut kennet; welche diejenigen für Sklavinnen halten, die gleichwohl der ersten Einsetzung des Ehestandes nach nur ihre Gefährtinnen seyn sollten. Ein Mann wird selten eine Frau glücklich machen: ein königlicher Ehemann fast niemals. Die Frau von Maintenon sagete auch öfters: „Es sind keine Ketten angenehmer, als die man „Gott zu Liebe trägt.„ Oeffentlich verbarg der König sein verdrüßliches Wesen; wenn er aber allein war, erholete er sich wieder von dem erlittenen Zwange. Die Frau von Maintenon aber, welche Herr über ihren Geist, wie über ihr Gesichte

war, vertrieb diese Gemüthsbewegungen durch eine angenehme Musik, und durch den Reiz, den man in dem Pallaste von Richelieu fand. Wenn sie aber von einer so gezwungenen und gleichförmigen Rolle ganz ermüdet war, verfiel sie aus einer heftigen Munterkeit, in eine bittere Traurigkeit. „Welch „eine Marter ist es doch, sagete sie einmal zu der „Frau von Bolingbrock, einen Mann auf eine „angenehme Art zu erhalten, der an nichts mehr ei„nen Geschmack findet.„

Sie ergriff alle Mittel, wodurch ihr Verdruß auf eine kurze Zeit erleichtert werden konnte. Bey ihren müssigen Stunden, unterrichtete sie einen kleinen Mohren, den ihr der Marquis von Villette geschenket hatte. Sie fand ein Vergnügen in diesem unverstellten Kinde, die Natur zu erforschen, die bey uns verderbet ist, weil wir mit Vorurtheilen gebohren werden. Als sie einmal von ihm verlangte, daß er der Königinn von England ein Vergnü„gen machen sollte: gab er ihr zur Antwort: „ich „kann nicht! Alle die Königinnen machen mich verdrüßlich. „Als der König auf eine, seiner Fragen eine Antwort gab, die nichts bedeutete; sagete „er zu ihm: Und du auch, Ludwig, du wirst „ebenfalls für einen Thoren gehalten, wenn du „eine Thorheit sagest.„ Da er einmal die Frau „von Maintenon seh traurig fand, warf er sich auf „ihren Schooß, und sagete ihr heimlich ins Ohr: „Weißt du noch nicht, wie leicht es ist einem „Kinde die Zeit zu verkürzen?„ Dieses Wort „rührte sie heftig, daß sie jählings aufstund und

„es

„es dem Herrn Jolly von Fleury erzählte; der eben zugegen war, und den sie kaum kannte.

Einige wollen behaupten, daß, als die Frau von Maintenon von Uberdruß, den König allein zu unterhalten ganz ermüdet gewesen, sie der Ninon l'Enclos eine Wohnung zu Versailles anbiethen lassen. Aber diese Erzählung ist lächerlich. Wird wohl eine Andächtige sich jemals eine Epikurerinn zur Gefährtinn ihres Kummers wählen? Sie fügen noch hinzu: Ninon hätte zur Antwort gegeben; Es sey zu spät, die Kunst der Vorstellung und des Zwanges zu lernen, die sie niemals gekonnt hätte. Alles, was man von ihr erlangen können: wäre dieß gewesen, daß sie sich auf der Emporkirche in der Capelle zu Versailles, dem Könige im Vorbeygehen gezeiget hätte; welcher begierig gewesen, zum wenigsten einmal, das Wunder seines Reichs zu sehen. Dieses hat Gelegenheit zu dem Gespräche, zwischen der Frau von Maintenon, und Fräulein l'Enclos gegeben, von welchem der Herr von Voltaire Verfasser ist, das aber dessen ohngeachtet sehr einfältig ist. Die erste schlägt darinnen der andern vor: „Sie solle doch zum „wenigsten dem Scheine nach, ihre Philoso„phie gegen die Sprödigkeit vertauschen. ꝛc.„ Alles übrige ist ebenfalls in diesem Tone. Indessen ist es wahr, daß die Frömmlinge versuchten, die Ninon zu bekehren: die zu dem Herrn von Fontenelle sagete: „Sie wissen, welchen Vortheil ich von „meiner Person gezogen habe. Meine Seele könnte „ich jetzo noch wohl theurer verkaufen: Die Jesuiten

„und

„und Janſenisten, ſtreiten itzt um dieſelbe, mit ein„ander.

Die öftern ungeſtümen Reden des Königes ſchmerzten die Frau von Maintenon nicht wenig. Zuweilen wenn er ihren Rath verlangt hatte, unterbrach er ſie mit Heftigkeit und ſagete: „In was „mengen ſie ſich, Madame?„ Bald tadelten die Miniſter, was die Biſchöfe gebilliget hatten; bald ſchrieb Ludwig den üblen Erfolg einer Sache den Rathſchlägen zu, denen er bey deren Unternehmung gefolget war. Sein Verſtand und ſein Fleiß, ſo weit ſie ſich auch erſtreckten, waren dennoch, zu der unmittelbaren Aufſicht, welche ſich Ludwig über alle Theile der Regierung vorbehalten hatte, nicht zureichend. Er fürchtete immer, daß man ihm einige wichtige Nachrichten verheelte. Das Vertrauen zog ihn beſtändig auf der Frau von Maintenon Seite; die Sorgfalt aber für ſeinen Ruhm entfernte ihn öfters von derſelben. Der Unterſchied ihrer beyderſeitigen Frömmigkeit machete, daß auch ihre Meynungen verſchieden waren. Beyde waren fromm: Allein die Frau von Maintenon war es allezeit geweſen; Ludwig aber, erſt ſeit geſtern geworden. Der erſten ihre Gottesfurcht beſtund in der Liebe zum Guten; des andern ſeine in Vermeidung des Böſen. Beyde machten ſich Vorwürfe über das unſchuldigſte Vergnügen: die Frau aus allzugroßer Strenge; der Mann aus Unwiſſenheit: dergeſtalt, daß weil ſie einander nicht müde werden konnten, ſie ohne Zweifel alle beyde lange Weile haben mußten. Der Frau von Maintenon ihr empfindli-

pfindliches Herz wurde nicht geschonet und durch die willkührlichen Weigerungen des Königs schmerzlich gequälet. Der König liebete ihre Anverwandten nicht, und zeigte ihr seinen Verdruß darüber auf eine beleidigende Art. Sie bath einmal den König um eine Kleinigkeit für eine derselben: worauf er mit Widerwillen Nein, antwortete.„ Diese Fürbitte betraf eine gewisse Jeannette, und jetzige Frau von Haussy, von dem Geschlechte Penchrech aus Bretagne, welche die Frau von Maintenon, von der Wiege an, aus dem Elende gezogen hatte.

Diese Streitigkeiten giengen niemals so weit, daß zu ihrer Entscheidung eine Erläuterung nöthig gewesen wäre. Gemeiniglich gab eins dem andern den Vorzug. Allein auch die aufs beste übereinstimmenden Gemüther sind selten von dergleichen kleinen Zänkereyen ausgeschlossen. Die Frau von Maintenon war empfindlich; aber bey solcher Gelegenheit vergaß sie allemal sich selbst. Ludwig war auffahrend; aber ohne Groll. Hierinnen war er von seinem Vater sehr unterschieden: in dessen Briefkästlein man viel und weitläuftige Schriften über alle die Zwistigkeiten gefunden, so er mit seinen keuschen Maitressen gehabt hatte.

Die allgemeine Bosheit schwieg nicht, ob sie gleich verachtet wurde. Bald wurde die Frau von Maintenon zwischen einem Könige und Krüpel vorgestellet; wie sie den einen freundlich anlachete, und dem andern Nasenstüber gab. Bald malte man den König, wie er durch der Frau von Maintenon ihre Brille sah, und vom Pontcharrain an einen

nen Faden geführet wurde. Wilhelm der dritte pflegte zu sagen: „Der König von Frankreich hat „mit allen andern Königen nichts gemein. Er hat „Minister von achtzehn, und Maitressen von achtzig „Jahren.„ Der Frau von Maintenon wurde ein Sonnet *) auf der Post zugeschicket, welches zu schön ist, um es nicht der Nachwelt mitzutheilen, und zu boshaft, um nicht eine schmerzliche Wunde zu verursachen, und den folgenden Tag durch ganz Paris zu verbreiten. Man schrieb solches dem Grafen Anton Hamilton zu, welcher der leichtsinnigste Mensch, und dabey der größte Splitterrichter war: eben derjenige, der in dem letzten Jahrhunderte durch allzugroßen Misbrauch seiner Gaben, den Witz so verhaßt gemachet hat. Der Graf von Grammont, sein Halbbruder, versuchte es, ihn zu rechtfertigen. „Sie wissen, sagete die Frau von Maintenon zu „ihm: daß ich von meiner Jugend an nach nichts „gestrebet habe; als unbekannt zu sterben. Gut! „erwiederte der Graf: Kluge Leute, wie sie und ich „sind, sterben niemals.„ Sie gebrauchte sich dieser Satire zu nichts, als daß sie solche bey allen den Lobsprüchen verwahrte, die man ihr täglich zuschickte. Gleichwohl zitterte sie, daß dergleichen Sachen vor den König gelangen möchten, bey welchem solche Schmähschriften einen gefährlichen Eindruck hätten machen können. Obgleich Ludwig, der selbst von der Verläumdung hundertmal war angegriffen worden, gelernet hatte, andern die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die er von ihnen erwar-

*) Siehe den VI. Theil der Rechtfertigungsschriften.

wartete. Kann wohl jemand dieſes Gemälde, einer im gröſten Anſehen geweſenen Perſon, ohne blaß zu werden, betrachten? Indeſſen darf man nicht glauben, daß das Leben der Frau von Maintenon eine Kette von immerwährendem Kummer geweſen ſey. Ich habe in wenigen Blättern einzelne Stücke zuſammen getragen, die ich in einem dreyßigjährigen Leben, hin und wieder zerſtreuet gefunden habe. Ob ſie gleich von der Empfindlichkeit ihres Geiſtes, und von der Zärtlichkeit ihres Herzens beſtändig gequälet wurde: ſo hatte ſie doch gleichwohl auch einige Freude. Ihr Vornehmen gewann einen glücklichen Fortgang, und ſie genoß viel Vergnügen. Sie hatte einige angenehme Tage, und viele ſchienen es zu ſeyn; weil ſie Muth genug hatte, ſolche für angenehm zu halten, oder ſie wurden es durch ihre Tugend.

Siebentes Hauptstück.

Der Herr von Chamillard.

25. Sept. 1699.

Die vorgefallenen Veränderungen in den Staatsbedienungen raubten der Frau von Maintenon noch den Ueberrest ihres Glücks und ihrer Freyheit; indem sie noch in die Staatssachen verwickelt wurde, deren Last dem Könige allein zu tragen nicht möglich war. Der geheime Rath bestund nur aus ihren Creaturen. Pontchartrain, der ihr bereits sein Amt zu danken hatte, erhielt auch noch die Kanzlerstelle durch sie, die durch den Tod des Boucherats war verlediget worden. Sie ließ seinem Sohne die Besorgung des Seewesens ertheilen, und die Verwaltung der königlichen Einkünfte dem Chamillard. Bloß der Staatsrath des Kaisers Leopolds war schlechter besetzt, als dieser. Der König Wilhelm, dem die Erschöpfung Frankreichs sowohl, als die mittelmäßige Geschicklichkeit derjenigen, die es regierten, bekannt war, sagete: „Künftig kann Frankreich weder Frie„den machen, noch Krieg führen: und das Cabi„net taugt nicht mehr, als die Armee.

Chamillard, welcher im Anfange Parlementsrath, hernach Requetenmeister; sodann Staatsrath wurde, und endlich die Besorgung der Angelegenheiten

genheiten zu St. Cyr erhielt: betheuerte selbst, daß er weder Menschen regieren noch Einkünfte verwalten könnte: worauf der König antwortete: So will ich es Sie denn lehren. Dieser Fürst mochte nicht gerne andre Leute in seinem Dienste haben, als solche, die ihre Erhöhung seinem Willen allein zu danken hatten: und Chamillard sollte auch noch seine Einsicht dem Könige zu danken haben. In solchen Staaten, die den Gesetzen unterworfen sind; wo das Murren eines freyen Volks, denen Leuten, die wichtige Aemter bekleiden, ihre Fehler zu erkennen giebt: daselbst kann der Minister ungestraft ein Thor seyn. Dem Uebel kann eben so bald abgeholfen werden, als es begangen ist. Allein in einem Lande, wo jeder geheimer Staatsschreiber ein kleiner König in seinem Bezirke ist; wo seine Untergebenen Drittheils- und Viertheils-Könige in ihren Schreibstuben sind; wo man sich eine Ehre daraus machet, das Geschrey der Misvergnügten zu verachten; daselbst ist alles verlohren: wofern der Minister nicht alle Klugen im Lande an Weisheit und Einsicht übertrifft. Chamillard war der Frau von Maintenon nur durch seine Fähigkeit, Streitigkeiten unter Privatpersonen zu schlichten; und dem Könige, wegen seiner Geschicklichkeit im Billardspielen bekannt. Der Herr von Armagnac hatte ihn dem Könige vorgestellet: der ein großer Liebhaber von diesem Spiele gewesen, aber dasselbe überdrüßig geworden war, weil er niemanden fand, der ihm darinnen gleich kam.

Chamillard, der von seiner Ungeschicklichkeit überzeugt war, bath die Frau von Maintenon,

daß sie auf einem Wege, der ihm noch gänzlich unbekannt wäre, seine Führerinn seyn möchte.

Hier folgen einige der vornehmsten Stücke des Unterrichts, den sie ihm nach langer Weigerung endlich ertheilte:

„Sie bekleiden eine Stelle, mein Herr, in welcher sie viel Gutes stiften können. Wenn es „andem ist, daß ich etwas darzu beygetragen habe; „so ist dieses die einzige Erkenntlichkeit, so ich dafür „verlange: daß sie alle ihre Gewalt darzu anwenden, dem Volke eine Erleichterung zu schaffen. „Ich weis, daß ihre Neigung selbst sie dazu treibt, „und ich weis auch, daß sie sich dem Könige auf „keine Art gefälliger machen können. Man denket „nicht mehr so, wie man vor diesem gedacht hat. Und „wenn sie dem Könige einen neuen Vorschlag zu einer neuen Ausgabe thäten; sie möchte rühmlich, „oder auch nützlich seyn: so würde man sehr fürchten, daß sie nächsten Tag auch eine neue Auflage „vorschlagen möchten.

„Die Leute, welche mit Geldeinnahmen zu thun „haben, machen sich kein Gewissen daraus, täglich „neue Bürden auf die Schultern des armen Volkes „zu legen. Aber diese Last tragen sie nicht selbst, „eben so wenig als ihre Anverwandten und Freunde: „und das Volk weis dieses sehr gut zu bemerken und „zu sagen. Dieses machet die Gewalt verhaßt. Wir „haben es zu den Zeiten des Cardinals Mazarin „erfahren. Es waren zwar noch andre Ursachen „des Aufruhres vorhanden; aber die großen Auflagen zündeten das Feuer an. Da im Gegentheile „die

„die Mäßigung die Unterthanen dahin bringt,
„großen Antheil an dem Wohl des Staates zu neh-
„men. Sie haben gesehen, wie ganz Paris und
„alle Provinzen voll Freuden waren, als die Kopf-
„steuer aufgehoben wurde: die gleichwohl mit Ge-
„duld getragen ward, weil man sie nicht ohne Ursache
„aufgelegt hatte.

„Leute, die in solchen Aemtern stehen, wie das
„Ihrige ist, pflegen gemeiniglich zu sagen; die Un-
„glücksfälle der Zeit, und die Verpachtung der königl-
„lichen Einkünfte erfodern, daß man neue Auflagen
„errichte; sowohl die täglichen Bedürfnisse, als auch
„die Bezahlung der Schulden zu bestreiten. So
„lange ich in der Welt lebe, (und ich bin schon eine
„geraume Zeit darinnen) höre ich von nichts, als
„von diesen unglücklichen Zeiten reden. Und ich
„glaube, daß, weil man sie immer für schlimmer
„gehalten hat, als sie wirklich gewesen; sie endlich
„so übel geworden, als sie gegenwärtig sind. An
„statt, daß man seine Zuflucht zu einer ver-
„nünftigen Sparsamkeit hätte nehmen sollen,
„ließ man nichts, als Geldbefehle ausgehen.
„Je mehr Geld man hatte, desto mehr ver-
„schwendete man. Und wenn es auf die An-
„legung eines Gartens, oder eines schönen
„Platzes zur Zierde einer Stadt ankam, so re-
„dete man nichts von schlimmen Zeiten. Es
„ist mehr als zu wahr, daß wir gegenwär-
„tig üble Zeiten haben; und daß das Land
„itzo mit Schulden überhäuft ist. Bisdieher
„hat niemand daran gedacht, solche zu til-

„gen. Wenn ein dauerhafter Friede erlauben sollte, „ernstlich daran zu arbeiten: so glaube ich, daß man „es nach und nach thun müsse. Der Staat selbst „ist dem Staate schuldig. Es ist der König, das „ist, so zu sagen, derjenige Theil des Staa„tes, der nichts eigenes hat, der dem wohl„habenden Theile schuldig ist. Man müßte also „nothwendiger Weise, das nöthige Geld, zu Bezah„lung der königlichen Schulden, von dem Volke, „nämlich von demjenigen Theile erheben, der nur „eben sein nothdürftiges Auskommen hat. Sie se„hen also, mein Herr, daß man zu einem so gro„ßen Werke allmählig schreiten müsse, und daß es „nicht möglich sey, ein schleuniges Mittel zu erfin„den, wohlhabende Leute zu bezahlen; ohne den Kö„nig in größere Schulden zu stecken, und das Volk „noch ärmer zu machen. Es ist ein eingewurzeltes „Uebel, und man muß gelinde und langsame Mit„tel dawider brauchen. Der König ist der Vater „des Landes; und der Generalcontrolleur der „Arzt desselben.

„Eine gute Wirthschaft wird mehr Geld „einbringen, als neue Auflagen. Man sieht „ein, daß große Ersparungen können gemacht wer„den; daß ein König von Frankreich nichts von „seiner Größe verlieren würde, wenn gleich die „Anzahl seiner Staats- Hof- u. Kriegsbedien„ten geringer wäre: daß die Gnadengelder „sich übermäßig vermehret haben, und daß es „besser sey, wenig zu geben, um weniger zu „verlangen. Wenn sie dergleichen Vorschläge „thun,

„thun, vornehmlich in den erſten dringenden Fällen; „werden ſie gewiß ſehr willkommen ſeyn. Man „ſchämet ſich jezo der ehemaligen Pracht. „Ihre Vorfahren wagten es nicht, Einſchränkun„gen in ſolchen Dingen anzurathen, die, wie ſie „ſageten, der Würde des Thrones unentbehrlich wä„ren: weil ſie das Murren der Hofleute fürchteten, „und die Klagen der entfernten Provinzen verſpot„teten, welche man wegen der Entlegenheit nicht hö„ren konnte. Der König iſt davon überzeuget, und „ſo bald man ihm ſaget, daß ſich niemand beklaget: „ſo bald glaubet er ſchon, daß man am meiſten Ur„ſache habe ſich zu beſchweren.

„Dieſe Einſchränkungen müſſen zu rechter Zeit „unternommen werden. Man wird ſolche mit al„len Freuden eingehen, ſo bald man ſehen wird, daß „die Auflagen als ein letztes Hülfsmittel ſollen ge„brauchet werden. Es iſt wohl wahr, daß der Kö„nig nicht geneigt iſt, diejenigen zu beleidigen, ſo „die Ehre haben in ſeinem Dienſte zu ſtehen; al„lein er wird nicht einen Augenblick anſtehen, ſich „eher für ſein Volk, als für jene zu erklären.

„Sie kennen den König zu gut, als daß ſie nicht „wiſſen ſollten, daß er keinen Widerſpruch leiden „kann. Allein er wird eher hundert Widerſprüche, „als eine Ungerechtigkeit erdulden. Wenn man nicht „aufrichtig mit ihm umgeht, ſo wird er es gewahr „und ſchweigt. Er zeiget ſeine Empfindlichkeit dar„über nicht, weil er Herr über ſeine Leidenſchaften „iſt; aber je weniger er ſeinen Verdruß zeiget, de„ſto größer iſt derſelbe. So bald ihn der Herr von

„Louvois einmal hintergangen hatte, war er gänz-
„lich verlohren. Der König will, man ſoll ihm gehor-
„chen, ob er gleich verlanget, daß man die Wahrheit
„ſagen ſoll.

„Seine außerordentliche Aufrichtigkeit machet,
„daß er ſtrenge gegen die Geldbegierde iſt. Er kann
„nicht leiden, daß ſeine Miniſter ſich auf eine recht-
„mäßige Art bereichern; geſchweige, daß er ihnen
„ſolches durch unerlaubte Wege und Mittel geſtatten
„ſollte. Er will, daß man ſich nichts, als ſeinen
„Dienſt ſoll angelegen ſeyn laſſen; und durch die
„Länge der Zeit verliert man nichts dabey. Ich
„habe geleſen, daß ein ſpaniſcher Miniſter geſtorben
„ſey, welcher nicht ſo viel hinterlaſſen hat, daß er
„hat können begraben werden. In Frankreich wird
„ſo eine gar große und ſtrenge Tugend eben nicht
„verlanget. Gleichwohl ſcheint es, daß ein Mann,
„der ein wichtiges Amt bekleidet, ſo angeſehen wer-
„den, und ſich ſelbſt auch ſo betrachten ſollte, als
„wenn er dem gemeinen Beſten gewidmet wäre.
„Sie, mein Herr, haben große Einkünfte, und
„ſchöne Vorrechte. Ich glaube, ſie würden dem
„Könige einen Gefallen thun, wenn ſie ſich dieſer
„letztern nicht zu viel bedienten. Bey den itzigen
„Zeiten iſt es ſchwer, mit Gelde umzugehen, und
„ſich nicht die Hände zu beſudeln. In ihrem Amte iſt
„die Uneigennützigkeit deſto rühmlicher, je ſeltner
„und je ſchwerer er wegen der ſtarken Verſuchungen
„auszuüben iſt. Wenn ſie ſich entſchließen können,
„arm zu ſeyn; ſo werden ſie von den Armen ange-
„bethet, von den Reichen verehret, und von den Gro-
„ßen hochgeſchätzet werden. „Sie

„Sie wiſſen, was man den Herrn P. beſchuldi-
„get hat. Sie haben einen guten Ruf, mein Herr, und
„ich beſchwöre ſie, denſelben zu erhalten. Sie werden
„vergebens ein rechtſchaffener Mann ſeyn, wenn ihre
„Anverwandte, wenn ihre Freunde, wenn ihre Unter-
„gebenen nicht auch redlich ſind. Die geheimen Gän-
„ge, alles feil zu biethen, bleiben dem Volke nicht lan-
„ge verborgen. Es finden zu viele Menſchen ihren Vor-
„theil dabey, ſolche zu entdecken. Der Tadel fällt
„allemal auf denjenigen, der es verhindern und be-
„ſtrafen ſollte. Strafet er dieſes zu ſpät, ſo arg-
„wohnet man, daß er ſeine Creaturen, wider ſeinen
„Willen, ſeiner Ehre aufopfere, und dieſer Ver-
„dacht iſt öfters gegründet. Seit fünf und zwan-
„zig Jahren, da ich dieſe Umſtände habe genau ken-
„nen lernen, habe ich bemerket: daß die Perſonen,
„ſo in öffentlichen Bedienungen geſtanden, allemal
„ſo beſchaffen geweſen, wie das Volk, ſo ſchlimm
„dieſes auch iſt, ſie beurtheilet hat.

„Es iſt noch eine andere Art der Verderbniß,
„welche nicht ſo verhaßt, gleichwohl aber dem Kö-
„nige eben ſo verdächtig war. Sie beſteht in der
„Willfährigkeit, mit welcher der Miniſter den Em-
„pfehlungen allzuleicht Gehör giebt; diejenigen, ſo
„ihm Perſonen empfehlen, verkaufen den Empfohl-
„nen ihre Dienſte. Hieraus entſtehen die Misbräu-
„che. Ein ſolcher Handel, welcher Anfangs in ge-
„heim geſchloſſen worden, geſchieht endlich mit der
„ärgerlichſten Unbeſcheidenheit. Der König nennt
„dieſes das Blut ſeiner Unterthanen verkaufen: und
„ſie werden ſich ſein ganzes Vertrauen erwerben,

„wenn sie einem so großen Uebel abhelfen. Es ge„höret im Anfange nichts als Redlichkeit und Stand„haftigkeit darzu. Die Weiber sind insgemein die„jenigen, welche mit der größten Kühnheit Leute in „Schutz nehmen wollen. Sie thäten am besten, „wenn sie allen dergleichen Empfehlungen gar kein „Gehör gäben. Ich verlange keine Ausnahme von „Ihnen, für die meinigen. Schlagen sie mir ein „für alle mal alles ab, wenn dasjenige, was sie mir „zugestehen möchten, nicht der Hauptsache zum größ„ten Nutzen gereichen solle. Ich habe verschiedene „Stellen vergeben lassen, und vielleicht zu viele; ich „werde keine neuen von ihnen verlangen: und was „die alten betrifft, sähe ich gerne, daß sie beybehal„ten würden: doch werde ich ebenfalls zufrieden seyn, „wenn es nicht geschieht, weil ich alsdann schließen „werde, daß sie solche mit bessern Leuten besetzen „wollen, als diejenigen sind, welche auf mein Bit„ten dazu gelanget sind. Sie werden Herren und „Frauen nicht zu abschlägigen Antworten gewöhnen, „wenn sie kein Bedenken tragen, meine Bitten kurz „abzuschlagen, und durch mein Beyspiel sollen je„ne dieselben ertragen lernen.

„Die Ungleichheit, welche bey Vertheilung der „geistlichen Stellen vorzugehen pflegt, hat dem Kö„nige allezeit viel Verdruß gemachet. Er wird mit „Vergnügen sehen, wenn sie sich angelegen seyn las„sen, den Klagen der armen Geistlichen, und den „Spöttereyen der Freygeister abzuhelfen, die um die „Religion anzugreifen, wie man sagt, alles zu „Bolzen drehen. Bey diesem Misbrauche könnte

„man

„man den Anfang machen, ihn ohne große Gewalt-
„thätigkeit abzuschaffen, wenn man; sich in der
„nächsten Versammlung der Geistlichen, mit etli-
„chen unserer guten Bischöfe darüber verstünde.
„Der Erzbischof von Paris, wird ihnen darinnen
„nicht zuwider seyn: und er vermag viel über den
„vernünftigsten Theil seiner Mitglieder.

„Mich deucht, daß sie weder mit dem Herrn
„von Torcy, noch mit dem Herrn von Barbe-
„zieux eins seyn, noch zu seyn scheinen sollen. Der
„König liebet zwar die Uneinigkeit nicht unter seinen
„Dienern: gleichwohl scheint ihm eine allzugenaue
„Freundschaft unter ihnen verdächtig. Sie werden
„ihnen selten etwas in den Weg legen. Erwecken sie
„ihnen nur keinen Verdacht. Es wäre mir lieb,
„wenn sie mit ihnen ohne alle Vertraulichkeit, und
„ohne Unterwürfigkeit lebten; ohne doch ihren Um-
„gang weder zu suchen, noch zu vermeiden.

„Die Rathschläge des Herzogs von Beauvil-
„liers können ihnen gar nicht nachtheilig seyn. Er
„besitzt eine bewundernswürdige Aufrichtigkeit; er ist
„dem Staate vollkommen ergeben, und hasset alle
„gewaltsamen Anschläge. Obgleich die letzten Um-
„stände den König einigermaßen kaltsinnig gemachet
„haben, so hat er doch gleichwohl noch viel Hochach-
„tung gegen ihn. Allein der Herzog von Beau-
„villiers hat gefährliche Freunde.

„Man beschweret sich seit langer Zeit, über
„eine Art von Verschwörung, welche dem Ansehen
„nach der Generalcontroleur und die übrigen kö-
„niglichen Einnehmer mit einander gemacht haben,

„um einmüthig den Untergang des Reiches zu beför-
„dern. Es ist wahr, daß ihnen der Generalcon-
„troleur zuweilen allzuviel nachsieht; und daß er sie
„dadurch zu üblen Wegen, durch den außerordent-
„lichen Beystand, den sie ihm im Nothfalle leisten,
„verleitet. Man muß sich den königlichen Einneh-
„mern und Pachtern nicht ganz entziehen, weil die
„gegenwärtigen Umstände erfodern, daß man sie,
„als dem Staate unentbehrliche Personen, betrachte.
„Allein ihr Credit sollte dennoch darum nicht gar zu
„große Freyheiten genießen. Man ist bey dergleis-
„chen Leuten nicht sicher; sie sind der Abschaum des
„Volkes: ihre beste Tugend ist der Eigennutz: nichts
„als das allgemeine Elend kann sie glücklich machen;
„ihre Erkenntlichkeit wird ihnen allemal theuer zu
„stehen kommen. Es sind heulende Wölfe, welche
„das ganze Reich verschlingen würden, wenn man
„es ihrer Begierde Preis gäbe. In Paris wird ih-
„re Pracht gelobet, weil viele Handwerksleute da-
„von unterhalten werden: aber in den Provinzen be-
„klaget man sich mit Recht über die Drangsalen, die
„sie verursachen. Es ist also nöthig, ein wachsa-
„mes Auge auf sie zu haben, und den Klagen, so
„wider sie einlaufen, Gehör zu geben.„

„Ich sage ihnen, mein Herr, ohne Ordnung
„und ohne Zusammenhang alles, was mir einfällt,
„und alles, was ich glaube, das ihnen nützlich und
„dem Sinne des Königes gemäß ist. Ich erwähne
„hier den schändlichen Handel nicht, der mit den
„Verordnungen bey der königlichen Schatzkammer
„getrieben wird. Ich habe sie geneigt gefunden,

„diesem

„diesem Uebel abzuhelfen. Es ist abscheulich, „(um es nicht noch ärger zu nennen), daß die Ar„men die einzigen sind, so nicht bezahlet wer„den: und der König wird auf diese Art zu einem „Räuber derselbigen Leute gemachet, deren Wohlthä„ter er gleichwohl ist.

„Sie werden sich meinen Gedanken nach, des „Herrn von Rouille und auch des Herrn Desma„rets nützlich bedienen können. Die Staatsleute, „welche einen natürlichen Abscheu vor ihren Nach„folgern haben, vertrauen sich selten einem Manne, „der ihre Stelle zu bekleiden würdig wäre. Diese „Eifersucht ist dem Dienste des Königes sehr nach„theilig. Ich bin überzeuget, daß sie nur rechtschaf„fene und geschickte Leute um sich haben werden. Im „Anfange muß man alles sehen, und alles anhören. „Fürchten sie nicht, daß man es ihnen verdenken „wird, daß sie sich fremder Einsicht bedienen.

„Alle Pflichten in ihrem ganzen Umfange genau „zu erfüllen; dieses ist das wesentlichste Stück ihres „Amtes. Ob das Gute aus eigner Bewegung, oder „auf den Antrieb eines andern geschieht, daran ist „nichts gelegen; wenn es nur vollbracht wird.

„Ich habe den Herrn von Colbert öfters sagen „hören: Der Franzos würde Felsen in Gold „verwandeln, wenn man ihm seinen Willen „ließe. Sie finden also, mein Herr, einen gro„ßen Schatz in dem Fleiße und in der Geschicklich„keit des Volkes. Es wird ihnen nicht an geschickten „Leuten fehlen, die ihnen die Mittel anzeigen wer„den, denselben empor zu bringen. Der Frieden,

„welchen

„welchen der König zu Stande gebracht hat, wird „den Verwaltungsplan, den ſie entwerfen werden, „wider alle die beſtändigen und ſchädlichen Wider„ſprüche beſchützen, zu welchen ihre Vorgänger ſind „gezwungen worden.

„Hier habe ich ihnen mehr geſaget, als einer „Frau zukömmt, und vielleicht mehr, als ſie von „mir verlangten: allein ſie haben meine Blödigkeit „überwunden, und ich bin alsdann nicht mehr Mei„ſter über meinen Eifer geweſen.

„Was den Titel Monſeigneur betrifft: ſo „glaube ich, daß ſie ſolchen von niemande verlangen „ſollen; von vornehmen Perſonen ihn abſchlagen, „aber von Seiten der königlichen Einnehmer und „Zollpachter ihn annehmen können.„

Kein Menſch hat jemals dieſe Rathſchläge nöthiger gehabt, als Chamillard; welche die Staatsklugen für gemein halten werden, und kein Miniſter ſo bald nicht wieder brauchen wird. Gleichwohl hat ſich kein Menſch dieſelben weniger zu Nutze gemachet, als Chamillard. Er vermehrete die Auflagen und die Münzzettel. Er hemmete den Umlauf des Geldes und der Waaren, welches eigentlich das Leben des Staatskörpers iſt. Er ergriff ſolche Mittel, die bey dem ungerathenſten Sohne in Erſtaunen ſetzen würden; und glaubete, daß der Stolz ſeine Würde noch mehr erhöhen würde. Wann er öffentlich Gehör ertheilete, und aller Augen ausgeſtehet war, ſuchete er ſeine Unfähigkeit durch eine ſtolze Einbildung zu verbergen. Als ſich einmal jemand über eine Ungerechtigkeit bey ihm beklagete,

gab

gab er zur Antwort: „Geht! Der König legt seinen „Unterthanen von nichts Rechenschaft ab, und ich „stelle seine Person vor.„ Er verboth den königlichen Einnehmern und Pachtern, nichts einzukaufen; und er selbst verkaufete alles. Seine Töchter schlossen diese schändlichen Käufe; und fremde Höfe, von welchen die Franzosen durch Bestechungen Meister geworden waren, versucheten ein gleiches in Frankreich zu thun.

Diejenigen Frauen, welche öffentlich Mäcklerinnen des Staats waren, hatten den päbstlichen Gesandten, für viertausend Livres die Erlaubniß verkauft, funfzehn tausend Stück Flinten aus dem Reiche zu schaffen, welche ihm der König abgeschlagen hatte. Der Abt Polignac den der König bey dem Gericht *della Rota* in Rom ernennet hatte, wußte nichts zu erwiedern, als ihm der Pabst die Nachricht zeigete, und dabey sagete: „In Wahrheit, der König, ihr Herr, wird schlecht bedienet.„

Die erste Zeit seines Amtes war ganz ruhig: allein so bald der König ihm nach und nach die ersten Stralen seiner Gunst blicken ließ; so fiel er in das Laster der Herrschsucht. Er war weder hart noch grausam, sondern nur schwach: und jeder Tyrann ist dieses. Frankreich wurde also durch den besten Mann von der Welt unterdrücket, und ins Verderben gestürzet *).

Den

*) Siehe seinen Lobspruch dans le Siecle de Louis XIV.

Den 5. Jenner 1701.

Barbezieux ſtarb faſt plötzlich. Der Erzbiſchof von Rheims, ſein Vätter, war gegenwärtig bey ſeinem Ende; er redete ihm viel von ſeinem Teſtamente, und wenig von ſeinem Gewiſſen vor. Als er ihn verſcheiden ſah, gieng er in ſein Kabinet, füllete ſich die Taſchen mit Juwelen an, gieng alle Pappiere durch, nahm eines davon, kam wieder in das Zimmer, wo ſein Neffe den Augenblick geſtorben war, und ſagete: „Hier finde ich einen lächerlichen Poſſen, von des Barbezieux eigner Hand „geſchrieben;„ Ich werde in meinen drey und dreyſſigſten Jahre in eine große Krankheit verfallen, von welcher ich nicht wieder aufkommen werde. Dieſer Miniſter hatte die Leichtgläubigkeit gegen die Sternſeherkunſt, von ſeinem Vater geerbet; und befragete darüber öfters den Pater Alexis, einen Franciſcanermönch: der, weil er die Schwälgerey des Miniſters kannte, dieſe Prophezeiung gewaget hatte *).

Chamillard erhielt ſeine Stelle: dieſer wußte aus Erfahrung, daß die Wahl des Fürſten, nicht zugleich die nöthige Fähigkeit ertheilet, und ſchlug alſo dieſen Platz mit aller Beſcheidenheit eines Mannes aus, der deſſelben würdig geweſen wäre. Der König ſagete zu ihm: „ich will euer Beyſtand ſeyn.„ Alſo wurden dieſem Manne allein, der weder das Kriegs- noch Finanzweſen verſtund, dieſe beyden Stellen aufgetragen, zu welchen der Fleiß und die Geſchick-

*) Mſſ. de l'evêque d'Agen.

Geschicklichkeit des Colberts und Louvois kaum zureichend gewesen waren. Warum vereinigte Ludwig wohl diese beyden Plätze, in der Person dieses einzigen Mannes? Sehr geringe Ursachen gaben Gelegenheit darzu. Ludwig fürchtete, daß, wenn diese beyden Stellen getrennet würden, sie vielleicht von zweyen eifersüchtigen Männern verwaltet werden möchten. Er war an den Chamillard gewohnet: er hielt ihn für arbeitsam, und hatte ihn allezeit bescheiden gefunden. Er hoffete, ihn geschickt zu machen. Er schmäuchelte sich, seine Arbeit um die Hälfte zu erleichtern, wenn er nur mit einem einzigen arbeitete. Er versprach sich unter seinen Generalen und seinen Ministern eine Einhälligkeit zu stiften: welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Kriegsheeren, ohne Widerspruch, ohne Unordnung und in der größten Geschwindigkeit, von seinem Kabinet aus, die nöthigen Befehle zu ertheilen. Er wollte die Staatsmaschine einfacher einrichten: und er zerbrach sie.

Chamillards Seele wurde weder durch die ansehnlichsten Bedienungen, noch durch den Unterricht des großmüthigsten Königs erhaben. Er war gebohren, unbekannt und geringe zu seyn, und er blieb verachtet. Es muß der unfähigste Staatsmann von der Welt seyn, der Herr von allen Einkünften und von dem Kriegsheere ist, und sich nicht bis zu dem Posten eines Premierministers schwingt. Er stürzete Frankreich in das Unglück, welches ich nicht eher mit allen Umständen genau erwähnen werde, bis ich vorher noch im

Achten Hauptſtücke

Den Tod des Herzogs von Orleans, des Grafen von Aubigne und der Frau von Monteſpan erzählet habe.

Dieſe Perſonen gehören zu denjenigen, was ich bereits geſaget habe; allein ſie haben gar keinen Einfluß in das, was mir noch übrig bleibt. Ich vereinige dieſe hier mit einander, ob ſie gleich zu verſchiedenen Zeiten die Welt verlaſſen haben; und ich glaube, daß bloße Nachrichten keiner ordentlichen Jahrrechnung unterworfen ſind.

Die Frau von Maintenon hatte die Bekehrung des Herzogs von Orleans unternommen, und ſchmäuchelte ſich, ihren Zweck zu erreichen. Der Pater de la Bourdonnaye, ſein Beichtvater, drohete ihn zu verlaſſen, wenn er ſeine Lebensart nicht änderte. Durch dieſe ernſthafte Strenge ward die Reue in dem Herzen dieſes Prinzen rege. Er beklagete ſeine Ausſchweifungen, und that auch den Unordnungen ſeines Sohnes Einhalt. Er beſchloß, den Hof zu verlaſſen, Hoſpitäler zu ſtiften, und an nichts, als an die Wohlfahrt ſeiner Seelen zu gedenken. Allein der Tod übereilete ihn, mitten in dieſem Vorſatze.

Den 9 Junii 1701.

Seit einigen Tagen hatte der Herzog ein Naſenbluten bekommen, und verſchwieg dieſen Zufall

den

den Aerzten, weil er die Aderlaß am Arm verabscheuete. Als er einmal nach Marli gegangen war, setzte er sich zu der Frau von Maintenon, und wartete bis der König aus dem geheimen Rathe kam. Da die Frau von Maintenon sah, daß der Herzog traurig und in tiefen Gedanken war, fragte sie ihn: ob er einigen Verdruß hätte? Ja, gab er seufzend zur Antwort. Und was denn mehr? erwiederte die Frau von Maintenon. Das verwünschte Jubiläum, sagte der Herzog, hat mich zu verzweifelten Betrachtungen gebracht. Darinnen müssen sie fortfahren, versetzte die Frau von Maintenon; das sind Wirkungen der Gnade. Der Herzog erwiederte: Ich habe so viel Uebels begangen: daß ich in Wahrheit nicht weis, wie ich alles das büßen soll. Sie antwortete: Gott ist zwar gerecht, allein er ist auch gütig. Wahrhaftig! sagete der Prinz, wenn ich nicht verheurathet wäre, so verließe ich den Hof. Man fährt daselbst in die Hölle, ohne es gewahr zu werden. Das ist es nicht, was Gott von ihnen verlanget, antwortete die Frau von Maintenon: Ihr Beruf ist, die Welt zu erbauen, und nicht sich in ein Kloster zu versperren. Haben sie denn ihr Gewissen beruhiget? Ja, antwortete der Herzog: ich habe mein möglichstes gethan. Aber glauben sie, daß das genug ist, daß man nicht mehr sündige?

Indessen kam der König aus seinem Zimmer, und man setzte sich zur Tafel. Den Herzog überfiel ein Nasenbluten, welches die ganze Gesellschaft beunruhigte. Jagon, der durch eine lange Er-

fahrung die Freyheit erlanget hatte, in einem heilsam scharfen Tone mit dem Prinzen zu sprechen: sagete zu ihm: „Sie sind in Gefahr, vom Schlage ge„rühret zu werden, und man kann ihnen nicht geschwind „genug zur Ader lassen.„ Der König bemühte sich, seinen Bruder darzu zu überreden: und da er nichts bey ihm ausrichten konnte, sagete Ludwig: „Sie werden sehen, wie theuer uns ihr Eigensinn „wird zu stehen kommen. Man wird uns einmal „des Nachts aufwecken, um uns ihren Tod anzu„kündigen.„

Der Herzog begab sich hinweg, unter dem Vorwande, sich eines Bades zu bedienen. Er gieng nach St. Cloud, allwo er ganz vergnügt zu Abend speiste. Zu Ende der Tafel verlangte er von der Herzoginn von Ventadour ein abgezogenes Wasser, welches ihm der Herzog von Saveren geschicket hatte. Die Herzoginn von Ventadour kam, ihm solches zu reichen: und in dem Augenblicke sah sie, wie er die Augen verdrehete, und ohne Verstand zur Erden fiel. Man schickte sogleich nach Marli: der König eilte herbey, fand aber nichts mehr, als einen todten Leichnam.

Der Herzog wurde aufrichtig bedauert. Der König liebete ihn. Ihre Neigungen waren zwar unterschieden; gleichwohl hatten sie diejenige Feindschaft nicht erreget, welche ihnen alle Geschichtschreiber beymessen. Dieser Verdacht entstund daher, weil der Herzog von Orleans so wohl aus dem geheimen Rathe als von dem Commando der Heere ausge-

ausgeschlossen war. Seine Schwatzhaftigkeit entfernte ihn von den Staatsgeschäfften, und der König ließ es ihn empfinden. Als der Herzog einmal mit dem Könige zu Abend speisete und ein heftiges Verlangen, nach einer frühzeitigen Frucht bezeigte: „sagete der König, welcher noch verdrießlich war, „daß der Herzog ein Geheimniß aus dem geheimen „Rathe verrathen hatte, hier haben sie selche; Essen „sie, denn sie sind eben so wenig Herr über ihren „Mund, als über ihre Zunge„. Dieser heftige Ausdruck verursachete unter beyden Brüdern eine Kaltsinnigkeit, die jedermann gewahr wurde, die aber von keiner Dauer war. So bescheiden der König auch war; so ist es doch gewiß, der Verfasser des Siecle de Louis XIV. mag sagen was er will, daß er sich einmal einige Worte verlauten lassen, wodurch er die vornehmsten Stellen bey Hofe sehr verächtlich machte. Ludwig kam von der Jagd und wollte seinen Oberrock ablegen. Weil aber der Herzog von * * * welcher die Aufwartung hatte, nicht gleich zugegen war; näherte sich ihm Blouin sein Cammerdiener, auf eine ehrerbiethige Art. „Zieht nur, „„zieht, sagete der König: Ein Knecht ist so gut wie der andre„. Alle Anwesenden sahen sich einander an, die Boshaftigen sprachen: Gut, der König würde dieses nicht gesaget haben, wenn dieser erste Cammerherr ein Edelmann gewesen wäre.

Diejenigen, welche die Herzen der Fürsten erforschen wollen, schrieben die Unthätigkeit, in welcher der König den Herzog im währenden Kriege

ließ, seiner Eifersucht zu. Sie sagen, daß Ludewig, welcher im 1677. Jahre die Belagerung von Cambrai unternommen, seinem Bruder aber die von St. Omer überlassen hatte, über den vollkommnen Sieg, welchen der Herzog über den Prinzen von Oranien erhielt, so eifersichtig geworden sey; daß er niemals von diesem Treffen mit ihm gesprochen habe: und er schien über das Freudengeschrey des Volks, welches ausrief: Es lebe der König und der Herzog von Orleans, der diese Schlacht gewonnen hat; verdrüßlich zu seyn.

Dieser Umstand scheint mit dem Charakter Ludwigs des XIV. welcher großmüthig, Herr über sich selbst, dem Wohlstande ergeben, und mehr zur Nachahmung als zum Neide geneigt war, nicht überein zu stimmen. Es ist wahrscheinlich, daß der Herzog von Orleans sich nicht sehr darum bekümmert hat, ein Befehlshaber zu seyn. Er liebete die Ehre, aber die Ergötzlichkeiten noch mehr: und ihm war es nöthig, mehr als einen Sieg zu erhalten, um das Volk und sich selbst zu überzeugen, daß ein Mann, der sich als ein Weib verkleidete, auch zur Heldenkunst geschickt sey. Dem sey wie ihm wolle, beyde Brüder liebeten sich, und bestrebeten sich einander gefällig zu seyn. Der Herzog war der erste und vornehmste Schmäuchler des Königs: und Ludwig duldete hingegen alle seine Ausschweifungen. In einer Unterredung, in welcher sie ihre Herzen einander beyderseits frey ausschütteten, fragete der König: was man von ihm spräche? Daß Sie sich

nicht

nicht genug herunter ließen; antwortete der Herzog. „Allein, fuhr er fort, was saget man von mir? „Daß sie sich allzusehr herunter lassen; erwiederte der „König.„

Der Herzog von Chartres erbte alle Güter und alle Vorrechte seines Vaters. Die Herzoginn von Orleans wurde gebethen, ihre Hoffräulein abzuschaffen, und wurde dagegen durch Frauen bedienet. Sie suchte sich dem Könige zu nähern, der ihr allezeit kaltsinnig begegnet war. Ihr Herz war das einzige von der ganzen königlichen Familie, so die Frau von Maintenon nicht hatte gewinnen können. Die Herzoginn, welche noch immer über die Vermählung ihres Sohnes erbittert war, stellte sich hochmüthiger, als sie es in der That war. Als sie die Herzoginn von Burgund in ihren ersten Wochen besuchte; sagete sie, indem sie ins Zimmer trat: „ich muß mich wieder zurück begeben, denn ich „fürchte, daß die wohlriechenden Sachen, so ich an „mir habe, ihnen zuwider seyn möchten.„ Der König war durch diese künstlich ausgedachte Bosheit so beleidiget, daß er der Herzoginn würde den Hof verbothen haben, wenn ihn die Frau von Maintenon nicht besänftiget hätte.

Einige Tage hernach begab sie sich zu der Frau von Maintenon und sagete zu ihr. „Ich komme „einzig und allein sie zu versichern: daß ich sie „nunmehro so sehr liebe, als ich sie bishero hoch „geschätzet habe. Sie werden mir es leicht glau„ben, wenn sie sich erinnern, mit welcher Aufrichtig-

„keit ich vormals geſaget, daß ich ſie haſſete.„ Ohn„geachtet nun die Herzoginn der Frau von Maintenon auf dieſe Art mit Höflichkeit zuvor kam, ſo beſtund ihre Freundſchaft und ihr Umgang doch in nichts, als in Rathſchlägen von der einen, und in Lobſprüchen oder Dankſagungen, von der andern Seite.

Die Herzoginn that ſich alle Gewalt an, fromm zu werden, und konnte nicht damit zu ihrem Zwecke gelangen. Sie hatte ſich von der geheimen Neigung zu ihrer vorigen Religion noch nicht los gemachet: die ſie nicht eher abſchwur, als in dem Augenblicke, da ſie zum Altare geführet wurde. Man hatte ſie heimlich eines Briefwechſels mit einem Calviniſchen Prieſter beſchuldiget: welcher aber ohne Zweifel eben ſo wenig gegründet war, als derjenige, den Jurieu dem Bayle mit der Frau von Maintenon Schuld gab. *) In ihrem Alter nahm ſie alle Uebungen der Frömmigkeit an, die ſie vorher verachtet hatte. Jemehr die Sinnen ſich ſchwächen, deſto

* Als Bayle beſchuldiget wurde, daß er an dem Untergange der proteſtantiſchen Religion mit der Frau von Maintenon arbeitete: gab er in der Vorrede von ſeiner *Cabale chimerique* darauf zur Antwort:

Herr Bayle hat in ganz Rotterdam denjenigen geſuchet, der mit einem Glaſe Wein in der Hand, ſich gerühmet, daß er ihm einen Brief von der Frau von Maintenon gegeben habe. Er hat aber bis hieher noch nicht erfahren können, wer ſolches iſt. So lange nun, bis er ſich zeigen wird, erkläret er ihn für einen

deſto mehr hat man nöthig, ſie durch einigen Aberglauben zu beſchäfftigen.

Der Graf von Aubigne war in einem Alter, wo dieſe Beſchäfftigungen nöthig werden. Er begab ſich in einen weltgeiſtlichen Orden. Die Einſamkeit ſchickte ſich gut zu ſeiner wilden Natur. Er hatte ſich ein Zimmer daſelbſt eingerichtet, und theilte ſeine müßigen Stunden unter die Pflichten der Religion, und unter die Annehmlichkeiten des Lebens. Er lebete daſelbſt als ein alter Sünder, der in den Himmel zu kommen wünſchet; allein den ebenſten Weg, der zu finden möglich iſt, erwählet. Der Abt Madot, der zu St. Sülpice erzogen, ein Freund, des berühmten la Chetardie, und Vorſteher dieſes Ordens war, bemeiſterte ſich ſeiner Seele, und die Frau von Maintenon nahm die Verwaltung ſeiner Einkünfte, und die Bezahlung ſeiner Schulden über ſich. Der Biſchof von Chartres, la Chetardie und der Pater Bourdaloue, erhielten endlich mit aller Gewalt und Ungeſtüm

einen falſchen Zeugen. Denn Herr Bayle hat niemals weder mittelbar noch unmittelbar, weder in Friedens- noch in Kriegszeiten, weder ein Schreiben, noch was es ſonſt auch ſeyn möge, von dieſer Dame erhalten. Vielleicht weis ſie nicht einmal, daß ein Jurieu oder ein Bayle in der Welt iſt. Wenn ſie erfahren ſollte, daß ſie in ihre Streitigkeiten vermenget worden iſt: ſo wird ſie ohne Zweifel die Reformirten für große Narren, oder für ſehr boshaft halten, daß ſie ihr aufbürden, ſo leicht zu ſchreiben.

ſtüm von dem Greiſe, daß er ſich jährlich mit zehntauſend Livres Einkünften begnügen laſſen wollte. Von Aubigne ſündigte nicht mehr, weil er weder die Kräfte, noch die Gelegenheit dazu hatte, und ſchien alſo ein Helliger der Ordensgeſellſchaft zu ſeyn, deren Wohlthäter er war. Die Frau von Maintenon bath den Abt Madot, in ſeinen Bemühungen fortzufahren. Der Hofmeiſter und der Untergebene wurden unzertrennlich, und von Aubigne übte endlich aus Neigung, alle Pflichten der Religion aus; die er anfangs, nur des Wohlſtandes wegen, oder vielleicht aus Schwachheit, verrichtet hatte.

Seine Geſundheit war einige Monathe ganz ſchwach. Er gieng in die Bäder von Vichy und der Abt Madot begleitete ihn dahin. Hier wurde er ſehr krank und ſein Freund verkündigte ihm, daß er nur noch wenig Augenblicke zu leben hätte. Der Graf von Aubigne hörte dieſes Todesurtheil ſo ruhig an, als wenn er beſtändig fromm gelebet hätte. Er zeigte die erhabenſten Geſinnungen des Glaubens, der Gerechtigkeit und der Buße. Der Abt Madot, welchem er ſeinen letzten Willen vertrauet hatte, kam eiligſt und verkündigte der Frau von Maintenon, daß ſie einen Bruder im Himmel hätte. Sie erfuhr alſo auf einmal, was ſie ſchmerzlich betrüben, aber auch zugleich wieder tröſten konnte. Sie bath den König um eine Abtey, für den Abt Madot.

Dieſer

Dieſer Geiſtliche, welcher, ſo lange er arm geweſen war, den Reichthum gleichgültig angeſehen hatte, verachtete das Armuth, ſo bald er reich wurde. Er brachte es bey der Frau von Maintenon ſo weit, daß ſie ihm zu dem Biſthume von Tournay verhelfen möchte, welches durch den Tod des Herrn von Coetlogon verlediget war. Der König ernannte ihn auch zum Biſchofe daſelbſt. Der Pater de la Chaiſe ſtellte ihm vor, das Kapitel, welches aus lauter Edelleuten beſtünde, würde ſchwerlich einem Bürger Gehorſam leiſten. Der Abt Madot bath ſich alſo das Biſthum von Belley aus, und erhielt ſolches: er verlangete noch eine zweyte Abtey, und ſie wurde ihm gleichfalls ertheilet. Er bath um verſiegelte Kanzelleybriefe wider ſeine Domherren, und ſie wurden ihm auch gegeben. Endlich glaubete die Frau von Maintenon, daß die Begierden dieſes unerſättlichen Mannes würden geſtillet ſeyn. Allein jeden Tag lieſen neue Briefe von Belley ein, in welchen ſie um neue Gefälligkeiten gebethen wurde. Sie nahm ſich der Noth des heiligen Biſchofs mit aller Erkenntlichkeit an: ob ſie gleich zuweilen unwillig wurde, daß ſie ihm die Seligkeit ihres Bruders ſo theuer bezahlen mußte. Endlich verlangete Madot noch ein anſehnlicher Biſthum, und, um ihr Mitleiden zu erregen, wendete er vor: daß die ſcharfe Luft der Gebirge von Belley ſeiner Bruſt nicht zuträglich wäre; und daß eine Verſetzung in eine gelindere Gegend ſie wieder herſtellen würde. Die Frau von Maintenon, welche die vollkommenſte Geſundheit, an

seiner völligen Leibesgestalt gewahr wurde, und die über dieses die Bißthümer nach den Beschwerlichkeiten, und nicht nach den Einkünften schätzete, antwortete ihm: Sie sagen, daß sie nicht lange zu Belley leben können. Wohlan, mein Herr! so lernen sie daselbst sterben.

Die Frau von Montespan hatte dieses noch nicht lernen können. Sie brachte den Winter zu Paris, und den Sommer in Poitu zu; und befand sich niemals wohl, wo sie war, und allemal gut, wo sie nicht war. Sie glaubete, daß Gott ihre Sünden vergessen würde, wenn sie solche nur aus ihren Andenken verbannete; und fürchtete, daß sie ihr niemals würden vergeben werden, so oft sie sich derselben erinnerte. Ihre Gewissensangst verfolgete sie aller Orten, und sie bemühete sich, dieselbe durch Almosen zu stillen. Sie war so hochmüthig, daß sie den Prinzessinnen von Lothringen den Rang streitig machete; gleich, als wenn der Titel einer abgedankten Maitresse des Königs, auch Vorzüge ertheilte: und so demüthig, daß sie eine gewisse Freude zeigte, wenn ihre Bedienten ihr nicht ehrerbiethig genug begegneten. Ob sie schon bereits zwanzig Jahre vom Hofe entfernet war; hatte sie gleichwohl noch alle Fehler beybehalten, so sie daselbst angenommen; die Wollust, den Eigensinn, das Mistrauen, und vornehmlich den Ehrgeiz. So gefährlich ist es, unsere Seele zu schlimmen Neigungen zu gewöhnen! So bald man ihrer frey und ungestraft spotten durfte; also bald malte sie la Brüyere in seinen *Caracteres*, wie sie noch ihre Schön-

Schönheit abgöttisch verehrete, und die schätzbaren Ueberreste schmäuchelhaft betrachtete. Wie sie im sechzigsten Jahre ihren Leibarzt fragete: woher die Runzeln in ihrem Gesichte, die Schwäche des Magens, und das niedergeschlagene Gemüth kämen? Sie verwickelte sich aus Eitelkeit und Unruhe in die Cabale der Jansenisten: welche sie der Frau von Longueville verglichen und als eine Heilige von ihrer Partey verehrten. Diese Leute haben doch immer seltsame Heiligen gehabt! Der König erfuhr diese Neuigkeit durch den Herrn von Pontchartrain, und alle Empfindungen der Hochachtung oder Freundschaft wurde dadurch in seinem Herzen ausgelöschet; wenn ja noch einige darinnen übrig geblieben waren. Die Frau von Montespan gieng alle Jahre in die Bäder nach Bourbon: sie suchete die Gesundheit, und fand ihr Ende daselbst. Als sie einmal zur Unzeit zur Ader gelassen hatte, verfiel sie in eine Raserey: die, weil noch andere Zufälle sich einfanden, den Aerzten alle Hoffnung zu ihrer Genesung benahm. Es wurde alsobald ein Courier an den Marquis von Antin abgefertiget, um ihm von der Gefahr, in welcher sich seine Mutter befänd, Nachricht zu geben. So bald die Frau von Montespan ein wenig zu sich selbst kam, sageten ihr ihre Kammerfrauen, daß sie sehr schwach wäre. Allein sie schalt dieselben nicht wenig, und behauptete gegen den Priester, den Arzt und ihre Bedienten, daß sie nicht krank wäre. Der Marquis von Antin langete mit der Post an, und, ohne von seinem Wagen abzusteigen, ohne sich nach

den

dem Befinden seiner Mutter zu erkundigen, verlangete er ihre Chatoulle. Man gab ihm dieselbe, und sagete darbey: daß die Frau von Montespan den Schlüssel davon, keinem Menschen anvertraute, sondern ihn beständig bey sich trüge. Hierauf gieng er eilend in ihr Zimmer hinauf, suchete den Schlüssel in dem Busen seiner in letzten Zügen liegenden Mutter, leerete die Chatoulle aus, schloß dieselbe wieder zu, und reisete fort, ohne die geringsten Befehle zu hinterlassen; ohne einige Neugier, noch Bestürzung, ohne Schmerz noch Mitleiden zu bezeigen. Einige Stunden darauf verschied die Frau von Montespan.

Sie hatte in ihrem Testamente verordnet, daß ihre Eingeweide in das Kloster von St. Joseph sollten gebracht werden. Sie gaben wegen der heißen Jahreszeit so einen üblen Geruch von sich: daß der Ueberbringer derselben also bald wieder umkehrte, und sie den Kapucinern von Bourbon übergab. Der Pater Guardian, welcher diesen entsetzlichen Geruch nicht vertragen konnte, warf solche den Hunden vor. Als man bey Hofe erfuhr, was mit dem Eingeweide der Frau von Montespan vorgegangen war, scherzte man darüber. Einer von ihren alten Bekannten fragete: Hatte sie denn dergleichen? *)

Dieses

*) Diese Frage ist ein französisches Wortspiel: wo Entrailles erstlich das Eingeweide; sodann ein empfindliches Herz, oder ein mitleidiges Gemüth bedeutet.

Dieſes war das Ende einer Frau, die durch ihre Schönheit, durch die Gunſt, worinnen ſie geſtanden, durch ihre Ausſchweifungen, und durch ihr Unglück ſo berühmt geworden. Sie hatte viel gute Eigenſchaften, und nicht eine einzige Tugend; ſie hatte tauſend Fehler, und nicht ein einziges Laſter. Sie war die Schande ihres Mannes, verdunkelte den Ruhm ihres Liebhabers, und bereicherte ſich von dem Elende ihrer Mitbürger. Weder der König, noch das Volk, noch ihre Kinder bedaureten ſie. Die eine Hälfte ihres Lebens brachte ſie in großem Anſehen, die andere Hälfte in Verachtung zu; und ſchämte ſich ihrer Fehler mehr, als ſie ſolche bereuete. Ihre Regierung war für unſere Vorfahren ſo unglücklich, daß man ſie für eine göttliche Strafe für Frankreich anſehen kann. Ihr Tod wurde durch ſo viel erſchreckliche Begebenheiten merkwürdig, daß er ein Zeichen des Verhängniſſes zu ſeyn ſchien, welches ſich zuweilen bey den Schwachgläubigen gleichſam zu rechtfertigen, und den Unglauben der Weiſen zu beſchämen ſuchet: entweder, wenn es die Schläge ſeiner Hand ganze Völker empfinden läßt, oder wenn die Vorſehung den öffentlichen Sündern, den Troſt der Gnade, und die Empfindungen der Natur verſaget.

Ende des vierten Theils.

Nachrichten,

die

zum Leben

der

Frau von Maintenon

und des

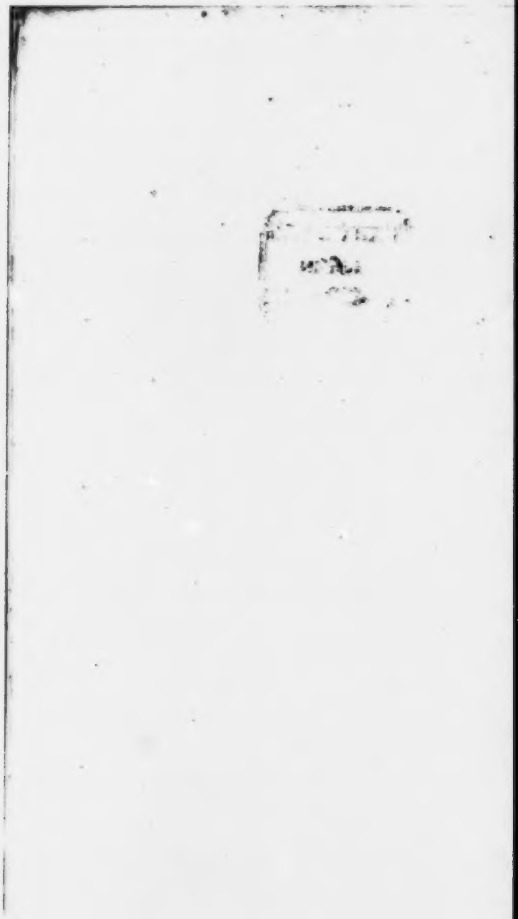
vorigen Jahrhunderts gehörig ſind.

Dritter Band,

welcher den fünften und ſechſten Theil enthält.

Aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche
überſetzt.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
1757.



Dreyzehntes Buch.

Erſtes Hauptſtück.

Theilungsvergleiche und Teſtamente.

Die ſchwächliche Geſundheit des Königes von Spanien, verkündigte ſein herannahendes Ende, und ſein Tod meldete einen allgemeinen Krieg an. Ludwig und Wilhelm ſucheten nichts mehr, als den Frieden zu erhalten; ſie waren die Schiedsrichter von Europa geworden, und fürchteten einander nicht mehr. Gleichwohl beunruhigte ihre Staatskunſt das Haus Oeſterreich, welches um Spanien kommen ſollte. Der erſte Theilungstractat hatte dieſes Reich dem Churprinzen von Bayern zugetheilet; einem Groſsſohne Margarethen Thereſien, Tochter Philipps des IV. aus dem zweyten Ehebette. Se. königl. Hoheit, der Dauphin, ein Sohn der

Maria Theresia, Tochter eben dieses Philipps, aus dem ersten Ehebette: und folglich einziger rechtmäßiger Erbe, bekam auf seinen Antheil die beyden Sicilien, und die besten Städte Italiens. Der Erzherzog Karl aber bekam Meyland.

Der König von Spanien erfuhr, daß man sich schon bey seinen Lebzeiten in seine Monarchie theilete, und sagte nur diese Worte dazu: Alle Tractate sind null und nichtig, so lange Gott sie nicht unterschrieben hat. Die Königinn, welche sich über dieser Gleichgültigkeit entrüstet hatte, hetzete ihn beständig gegen diese Eintheilung auf, die ohne sein Vorwissen gemachet war. Sie beklagete sich öffentlich, daß sie keine Kinder von ihm hätte, oder ihm keine gebohren hätte. Sie redete mit ihm von nichts, als von demjenigen Vermählungsvergleiche, nach welchem seine ältere Schwester der ganzen spanischen Monarchie feyerlich entsagen müssen. Eine Entsagung, die in den Augen der Staatsklugen nichtig ist; gesetzt, daß sie in den Augen der Rechtsverständigen gültig wäre, die aber bey einem blöden Prinzen allezeit mit Vortheile angeführet wird: gleich als ob derjenige, der sie abgedrungen, nicht bloß sein Spiel damit getrieben hätte.

Sie

* Es ist entsetzlich, wie ein Franzos, der als ein solcher, eines recht monarchischen, ja despotischen Regiments gewohnt ist, ja unter Ludewigs des XIV. Regierung nicht wenige Proben von Tyranney gesehen, oder, wie unser Hr. von Beaumelle, beschrieben hat, von der Tyranney der Deutschen reden kann, ohne

Sie trieb heimlich ihre Ränke für den Erzherzog **Karl**, zweyten Sohn der Kaiserinn, ihrer Schwester. Da aber die Rechte ihres Neffen so von weitem hergeholet waren, daß seine Ansprüche ganz Europa aufgebracht, und vieleicht ihren Gemahl selbst erbittert haben würden: so hatte sie schon ihre Anstalten gemachet, um mit Gewalt dasjenige zu erlangen, was sie zuweilen durch Zureden zu erhalten verzweifelte. Sie hatte das ganze Schloß mit ihren Creaturen angefüllet, den Staatsrath mit ihren Ministern, und das Kriegsheer mit Deutschen. Die vornehmsten Ehrenämter im Königreiche, waren entweder mit ihren Verwandten, oder mit ihren Freunden besetzet. Die Statthalterschaft in den **Niederlanden** hatte der **Churfürst von Bayern**; im **Mäyländischen** war der **Prinz von Vaudemont**, ein alter Freund des Kaisers und Königs **Wilhelms**, Statthalter; **Vicerey** in **Catalonien** aber, war der **Prinz von Darmstadt**, der mit ihr Geschwisterkind war.

Der Abscheu vor der Tyranney der Deutschen *, schwächete in allen Herzen der Spanier, ihren alten Haß wider die Franzosen. Die Großen im Reiche waren getheilet. Einige wollten den bayerischen

ohne dabey zu erröthen? Weis er es denn gar nicht, daß in allen deutschen Landschaften sowohl, als im Reiche, die Stände des Landes ihre Vorrechte haben, dadurch sie sich in dem Besitze einer gewissen Freyheit erhalten? Oesterreich hat seine Landtage, wie Sachsen, Bayern, Hannover, Wirtenberg, Meklenburg.

Prinzen, andere einen von den französischen; alle aber verabscheueten eine Theilung, und fürchteten, daß diese zwo Kronen, nicht ein Erbtheil einer einzigen Familie werden möchten. Sie sahen einen blutigen Krieg von Seiten Frankreichs voraus, dafern man dessen Ansprüche verachtete. Sie redeten ab, was sie für Mittel ergreifen wollten, demselben vorzubeugen.

Die Ränke wurden hitzig; das Murren wider die Königinn nahm zu, und die Eifrigsten wurden ins Elend verwiesen. Der Marquis von Harcourt, französischer Gesandter zu Madrid, ein Mann, der eben so geschickt zu Staatsgeschäfften war, als zu Schlachten, machete sich alles zu nutze, um unter beyden Nationen eine Freundschaft zu stiften, die gleich nützlich seyn müßte; es sey nun, daß der Theilungsvergleich beständ, oder durch ein Testament angegriffen würde. Eben dieser war es, welcher trotz dem Theilungstractate, als ein Augenzeuge der Ränke der Königinn, und da er von Umstän-

burg, Braunschweig, Lausitz und Altenburg, und andere Landschaften mehr haben: auf welchen die Stände sich versammlen, von den Bedürfnissen des Landes rathschlagen, und nach eigenem Gutachten bewilligen, was sie für Auflagen geben wollen. Heißt das Tyranney? Oder ist das etwa Tyranney, wenn der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg, von den Churfürsten, Fürsten und Ständen, bald Römermonathe, bald Reichshülfe, bald die Stimmen zu diesem oder jenem Vortrage begehren läßt; und jeder

Umſtänden unterſtützet wurde, die einen Unterhändler allemal ſchützen können; welcher zuerſt den Spaniern einen Sohn des Dauphins verſchlug, und eine Partey zuſammen brachte, welche fähig war, der Partey der Königinn zu widerſtehen.

Allein der König, welchem ſie beſtändig anlag, ſtörete dieſe Anſchläge, und machete ein Teſtament, in welchem er den Churprinzen von Bayern zu ſeinem Univerſalerben ernannte, zum Nachtheile des Dauphins; und wenn derſelbe nicht mehr leben ſollte, den Erzherzog Karl, zum Nachtheile des Herzogs von Orleans. Hiedurch nun brachte die Königinn von Spanien eine große Monarchie auf ihr Haus: und da ſie in währender Minderjährigkeit der Regentſchaft vergewiſſert war, ſo ſchmäuchelte ſie ſich, daß ſie noch einige Jahre regieren würde.

Der Präſident Henault iſt der erſte Geſchichtſchreiber, welcher von dieſem erſten Teſtamente, aus den Memoires des Dangeau geſchrieben, welche ihm ſehr viele Vorfälle entdecket haben. Der Verfaſſer

jeder Stand ſeine Freyheit hat, darein zu willigen, oder nicht? Kurz, man muß die Spanier für ſehr unwiſſend und einfältig halten, wenn ſie nicht wiſſen ſollten: daß das deutſche Regiment im Ganzen und in ſeinen Theilen unendlich viel weiter von der Tyranney entfernet iſt, als das franzöſiſche. Aber ſo reden Franzoſen, um Deutſchland vor den Augen der Unwiſſenden verhaßt zu machen, und ſich ſelbſt noch die Einbildung einiger Freyheit vor die Augen zu malen.

faſſer einer Nachricht von der Thronfolge in Spanien, die ich dem Valincourt zueigne, füget noch hinzu: der Kaiſer habe ſich nicht widerſetzen dörfen; indem der Churprinz von Bayern ſein Enkel wäre, deſſen Vater dem Hauſe Oeſterreich, durch Heldenmuth und Kriegserfahrenheit, wichtige Dienſte geleiſtet hätte. Man hätte ſich noch der Eroberung von Belgrad, und der Schlacht bey Neuhäuſel erinnert. Allein, alles dieſes ſind nichtige Muthmaßungen. Wer da glaubet, daß Privatleute allemal nach ihrem eigenen Nutzen handeln, der iſt boshaft; wer aber glaubet, daß regierende Herren aus Erkenntlichkeit und Freundſchaft handeln, der iſt ein Dummkopf. Der Wiener-Hof ſchwieg deswegen ſtill, weil er niemanden fand, der ihm das Wort reden wollte.

Der Marquis von Harcourt erfuhr den Inhalt des Teſtaments, durch den Cardinal Porrocarrero: welcher glaubete, die Treue gegen die ſpaniſche Monarchie erfodere, daß man deren Monarchen verrathe. Guilville, einer ſeiner Hauscavaliere, brachte Ludwigen die Nachricht davon, welcher ſich entſchloß, ſeinen Geſandten von Madrid zurück zu

* Hier ſteht der Hof zu Wien, was für einen Begriff die Franzoſen von ihm haben. Machiavelliſche Geſinnungen ſind dem Hauſe Oeſterreich, NB. zu aller Zeit eigen geweſen; ſo gar, daß man ihn im Verdachte hat, durch Giftmiſcherenen die Fehler ſeiner Staatsbedienten wieder gut gemachet zu haben. Iſt das nicht ſehr freundſchaftlich gehandelt? Vermuth-

zu rufen, um den Spaniern ſeinen Unwillen zu bezeigen; ihn aber dennoch da ließ, um die franzöſiſche Faction zu unterſtützen.

Der Frieden zwiſchen dem Türken und Kaiſer, welcher durch die Vermittelung der Holländer und Engländer war geſchloſſen worden, unterbrach auf einige Monathe das gute Vernehmen unter Wilhelmen und Ludwigen. Man beſchuldigte den König Wilhelm, er hätte alle ſeine Macht dem Kaiſer überlaſſen, welchen er doch nicht genug ſchwächen konnte, wofern er wollte, daß der Tractat ſtatt haben ſollte.

Den 6ten Febr. 1699.

Der Churprinz von Bayern ſtarb zu Brüſſel ſieben Jahre alt. Die Königinn war die einzige, welche um ihn weinete. Valincourt, oder der Verfaſſer der bereits angeführten Memoiren, ſchiebt dieſen ſchleunigen Tod, ohne Bedenken auf den Hof zu Wien: welcher zu aller Zeit mit Machiavelliſchen Geſinnungen erfüllet geweſen, und den man im Verdachte gehabt, er mache durch ſeine Giftmiſcher die Fehler ſeiner Staatsbedienten wieder gut *.

muthlich hat man in Wien dieſe beaumelliſche Schrift aus dieſer Urſache daſelbſt und in allen öſterreichiſchen Ländern verbothen. Allein was hilft es? da ſie außerdem in ganz Europa frey geleſen wird. Aber in Deutſchland hat man dergleichen Argwohn auf den Wienerhof nie gehöret; vielweniger mit Grunde haben können. Hier möchte man rufen:

Quam temere in nostros legem sancimus iniquam.

Nun giengen in Spanien neue Cabalen an. Die Königinn gewann mehrere Macht als jemals, indem ſie ſich zu viel mehrern Niederträchtigkeiten hinunter ließ, um mächtig zu werden. Sie ſchien ganz ſpaniſch geſinnt zu ſeyn, um Spanien ganz deutſch zu machen. Die Gräfinn von Berlepſch beherrſchte ſie; der Graf Harrach aber die Gräfinn Berlepſch. Der Cardinal Portocarrero, welcher hochmüthig, und unerbittlich war; den das Volk anbethete, welchen die Grands von Spanien verehreten, ein Beſchützer von Frankreich, welches er doch haſſete, der ruhmſüchtig und überzeuget war, Oeſterreich würde ſeinem Vaterlande nur Feſſel anlegen, widerſetzte ſich der öſterreichiſchen Partey ſehr heftig, und begab ſich auf ſein Erzbißthum von Toledo. Ganz Madrid ſchrie, daß es denjenigen verlöre, der ſein Vertheidiger wäre, und alle diejenigen Unterthanen, welche unerkäuflich, oder noch nicht erkaufet waren, wendeten ihre Augen auf Ludwigen den XIV.

Den 13. März. 1700.

Frankreich, England und Holland, unterzeichneten einen zweyten Theilungstractat. Dem Dauphin ward darinnen alles beybehalten, was demſelben in dem erſten ausgeſetzet worden war, und noch überdieſes das Lothringiſche: welches man dem Herzoge Leopold nahm, und ihm das Mailändiſche dafür

Hr. Beaumelle weis wohl, weswegen ihn Hr. von Voltaire in Paris verhaßt gemachet, ſo gar, daß er in

dafür gab, ohne ihn um dieſen Tauſch zu befragen. Der Erzherzog behielt den ganzen übrigen Theil der ſpaniſchen Monarchie, mit dem Bedinge, daß die ſpaniſche und kaiſerliche Krone nimmermehr auf einem einzigen Hauptesitzen ſollten.

Man ſetzte dem Kaiſer drey Monathe Friſt, zu Annehmung dieſes Vergleichs: wofern er ihn aber ausſchlüge, ſollten die unterhandelnden Mächte einen andern König erwählen.

Wenn man erblicket, daß drey mächtige Staaten ſich mit einander ſo leichtlich vereinigen, ungeachtet ſie viel Eiferſucht und Feindſeligkeit wider einander haben, und zwar in einer Sache, wo es auf das Heil der ganzen Welt ankömmt: ſo kann man ſich nicht enthalten, mit dem Herzoge von Orleans zu geſtehen: daß der ewige Frieden des Abts de St. Pierre, nur für den gemeinen Haufen der Staatsklugen ein Hirngeſpinſt und ein Traum ſey.

Dieſer berühmte Tractat, ward allen Höfen kund gemachet, und ſehr verſchiedentlich aufgenommen. Wenige billigten denſelben, die mehreſten hielten ſeine Ausführung für unmöglich; noch andere ſahen ihn, nicht als ein Band des Friedens, ſondern als eine Kriegsfackel an. Hier muthmaßete man, daß der König Wilhelm, Frankreich durch Unterhandlungen nur einſchläfern wolle; dort glaubete man, Ludwig der XIV. lege dem Wilhelm gleiche Fallſtri-

in die Baſtille gebracht werden. Wir werden es bald von ihm ſelbſt hören.

ſtricke. Man geſtund einmüthig zu, daß Frankreich ein Recht hätte, ſich über das Teſtament zu beſchweren; allein man fragete nur, mit was für Rechte England und Holland dasjenige theilen wollten, was ihnen gar nicht gehörete? Sollte es ſeyn, um den Frieden in Europa zu erhalten? Man hatte ja aber Europa über dieſen Tractat nicht um Rath gefraget. Sollte es etwa ſeyn, dasjenige Gleichgewichte zu erhalten, welches den Stärkern verhindert, den Schwächern zu unterdrücken? Aber welch ein Gleichgewicht! Wird denn Frankreich welches durch Lothringen ergänzet, durch die ſpaniſchen Gränzplätze vergrößert, durch Neapel eine gebiethende Macht des mittelländiſchen Meeres wird, nicht allemal die Waage der Staatsklugheit auf ſeine Seite lenken?

Sobald Ludwig dieſen Theilungsvergleich unterſchrieben hatte, ſah er ein, daß er niemals ausgeführet werden könnte. Indeſſen, um ſeinen Bundsgenoſſen allen Verdacht zu benehmen, den ſie über die liſtigen Streiche des Marquis von Harcourt faſſen

* Wer von der Armuth des öſterreichiſchen Adels redet, der kennet gewiß dieß Land nicht. Giebt es irgendwo reiche Häuſer, ſo giebt es ſie unter demjenigen Hauſe, welches 300. Jahre die Kaiſerwürde beſeſſen; und wo es folglich tauſend Mittel und Wege gegeben, Miniſter, Feldherren, geheimte Räthe, Reichshofräthe, ja bloße Lieblinge, Kammerer, Kammerdiener und Bediente zu bereichern. Unter den Regierungen der Kaiſer Leopold, Joſeph und Karl ſonderlich, ſind nirgend reichere Beſoldungen, als in Wien gegeben

faſſen konnten, ſo rief er auch dieſen von Madrid zurück. Damit er aber noch ein Mittel wider ihre Ränke in Händen behalten möchte, ließ er den Bricourt, welchen Voltaire zum Secretär des Geſandten machet, und welchen der König zu ſeinem außerordentlichen Envoyé ernannte. Die Königinn und ihre Anhänger zweifelten nicht, daß er es bloß allein im Sinne hätte den Tractat zu vollſtrecken, und arbeiteten unter der Hand ihn daran zu verhindern.

Die Grands von Spanien indeſſen, welche Monterey aufhetzete, waren über den ihrem Vaterlande erwieſenen Schimpf ganz entrüſtet. Zu dieſem Beſten des gemeinen Weſens kam noch der Privatnutzen hinzu. Sie fürchteten, ein ausländiſcher Prinz möchte die großen Aemter und Statthaltereyen, als die einzige Zuflucht zu Grunde gegangener Familien, an ſich reißen. Ein deutſcher Herr drohete ihnen mit dieſer Ungerechtigkeit, mehr als ein franzöſiſcher; indem Oeſterreich von vornehmen Herren wimmelte, denen ihrer Armuth wegen *, alle Länder

* ben werden: und man verwundert ſich, wenn man daſelbſt von Häuſern reden höret, die 20, 30, 40, 50 bis 60000 Fl. jährlicher Beſoldungen und Einkünfte von ihren Bedienungen allein, zu genießen gehabt, ohne noch die Einkünfte von ihren Herrſchaften und Gütern zu rechnen. Klingen irgend die franzöſiſchen Beſoldungen in den franzöſiſchen Livres auch anſehnlich: ſo weis man auch, daß ihrer 4 auf einen deutſchen Thaler gehen, und alſo dabey immer viel Geſchrey und wenig Wolle iſt. Eine Beſoldung von

Länder gleich waren: dahingegen die großen französischen Häuser, dem ihrigen sehr selten zu entsagen pflegen. Sie versammleten sich oftmals ins geheim. Belcourt hetzete sie auf; Portocarero gab ihnen Rathschläge an die Hand; beyde waren bey diesen Zusammenkünften nicht zugegen; allein durch ihre guten Freunde waren sie die vorsitzenden Personen in denselben. Einige redeten mit dem Könige von dem Herzoge von Anjou, als von einem Prinzen, welcher von rechtswegen, und aus Wohlstande der Thronfolger seyn müßte. Ihre Gründe machten ihn zwar nicht zweifelhaft, allein sie bereiteten ihn doch vor, dereinst die Wahrheit einzusehen.

Die Königinn drung in ihn; er bestätigte sein Testament, in welchem der Erzherzog auf den Thron gerufen ward, im Falle der Prinz von Bayern nicht mehr am Leben wäre. Der Kaiser, welcher glaubete, die ganze Thronfolge wäre ihm gewiß genug, verschob anfangs den Zutritt zu dem Theilungstractate, und endlich schlug er ihn gar aus.

Nach den drey verstrichenen Monathen, nahm Ludwig, welcher von den Gesinnungen der Spanier unterrichtet war, die Vorschläge des londonschen Hofes und der Holländer, über der Wahl eines andern Königes, sehr kaltsinnig an. Die Unterhandlungen

von 100000 Livres ist z. E. kaum 25000 Thaler deutsch Geld. Aber wie selten sind auch die Bedienungen, die so viel abwerfen? Endlich, wie viel Spanier

lungen verzogen ſich in die Länge; und Wilhelm ſowohl als Ludwig, ſchienen Spaniens Schickſal der Vorſehung anheim zu ſtellen. Indeſſen nahm Karls des II. Krankheit zu; und Portocarrero, welchem es nicht unbekannt war, wie viel die Religion auf das Gemüth ſterbender Perſonen wirken kann, geſetzt daß ſie in geſunden Tagen der Billigkeit noch ſo ſehr widerſtrebet hätten, entſchloß ſich, dem Könige die Donnerſtimme der Gerechtigkeit zu vernehmen zu geben. Don Antonio von Ubilla, Secretär der allgemeinen Angelegenheiten, war ihm ergeben. Dieſe zween Männer ſchmiedeten alſo mit einander ein Teſtament, welches die ſpaniſche Monarchie beyſammen erhielt, und den Frieden von Europa verſicherte, indem es zwar nicht dem Dauphin, aber wohl ſeinem zweyten Sohne dieſe Krone zuſprach.

Im October-Monathe.

Der Cardinal Portocarrero, welcher herbey geruffen ward, um dem Könige die letzten Sacramente zu reichen, ſagete demſelben mit einer edlen Freymüthigkeit: „Allergnädigſter Herr, alle Dero bisheri„ge Hoheit wird nunmehr bald verſchwinden. Sie „ſind im Begriffe vor den Thron des Herrn aller „Herren zu treten, welchem Sie Rechenſchaft von „Ihrem Thun und Laſſen, ſo gut als der mindeſte von „Ihren

niet ſind nicht unter Kaiſer Karl dem VI. nach Wien gekommen, um Lebenslang Gnadengehalte daſelbſt zu genießen?

„Ihren Unterthanen werden geben müssen. Rückt „aber denenselben, bey diesen Umständen, dero „Gewissen nichts vor?„ Der König antwortete mit Seufzen: Ich habe meinen Unterthanen allemal Gerechtigkeit wiederfahren lassen! „Ja, antwortete der Cardinal, aber sind E. M. „auch gegen Dero Anverwandten gerecht gewesen? „Der Dauphin ist der nächste Erbe Eu. Maj. „und gleichwohl wählen sie, zum Trotze aller Gesetze, „Dero Thronfolger aus der allerentlegensten Linie. „Ich würde gar gern, antwortete der Sterbende, „meinen Neffen vorgezogen haben, wenn „nicht der König von Frankreich sich mit „einem Ketzer verbunden hätte, um meine „Beute einzutheilen. Allergnädigster Herr! „antwortete Protocarrero, mit allem dem Nach„drucke, welchen sein Amt ihm gab; dergleichen Rach„gierden, so billig sie auch seyn mögen, werden sie „vor dem Throne des Höchsten nicht schützen! Der „Dauphin kann nichts dafür, daß sein Vater stolz „oder ungerecht ist, und die Ungerechtigkeiten seines „Vaters werden die Ihrigen nicht gut machen. Sie „treten

(a) Bey dieser Stelle fällt mir eine ähnliche aus Zinkgräfs Apophthegmatibus bey. Ein ehrlicher katholischer Christ lag auf dem Todbette, und man holete ebenfalls einen Pater, welcher für seine Seele sorgen sollte; dieser aber sorgete zuvörderst für das Zeitliche. Er fragte den Sterbenden: Ob er nicht an das Jesuitercollegium eine Summe, die er nannte, vermachen wollte? Der Sterbende antwortete mit einem gebrochenen Ja! Und an das und das Klo-

„treten bald vor dasjenige Gericht, allwo man Sie „über die Pflichten der Könige befragen wird. Was „wollen Eu. Maj. wohl dem Allerhöchsten antwor„ten, der Sie fragen wird: ob Sie nicht wider die vor„nehmsten Gesetze der Natur gehandelt haben, um „betrügerischen und eigennützigen Rathschlägen Ge„hör zu geben; da Sie alle mögliche Mittel beschnit„ten haben, ihren Unterthanen den Frieden zu hin„terlassen? Spanien wird durch einen hartnäckig„ten und vieleicht einheimischen Krieg verwüstet „werden. Europa wird durch das blutige Gefechte „zweener mächtigen Nebenbuhler aufgerieben wer„den, und Eu. Maj. werden ewig strafbar und „gemartert seyn, für alle die Landplagen, welche sie „leichtlich durch ein Testament vermeiden können; „welches, indem es einen von dero Großneffen zum „Könige in Spanien erkläret, die allgemeine Ruhe „in Sicherheit setzen würde.„

Einige geben vor, der Cardinal habe sich die Schwachheit der Sinnen des Königes zu nutze ge„machet, und ihm nur einige milde Stiftungen zu „Beruhigung seines Gewissens vorgeschlagen (a)

„der

Kloster so viel? Ja! war die Antwort. Und an die und die Brüderschaft so viel? Ja! hieß es abermals. Und zu Seelmessen so viel? Ja! schallete es immer zurück. Der Sohn des Kranken, welcher an dem Bette saß, und hörete: daß der Sterbende sich fast alle das Seinige abfodern ließ, that demselben auch eine Frage: Lieber Vater, soll ich den

„der König aber hätte, indem er vermeynete dieſelben „zu unterſchreiben, das Teſtament ſelbſt unterſchrie„ben. Die Zeitgenoſſen indeſſen verſichern, daß, als Portocarrero gemerket, wie er von ſeinen Vorſchlägen geführet würde, ihm das entworfene Teſtament vorgeleget habe; daß er einige von den Grands ins Zimmer kommen laſſen, um ſelbiges deſto zuverläßiger zu machen; daß der König ſelbſt ihnen deſſen Vollziehung aufgetragen, und ihnen befohlen ſelbiges zu unterſchreiben. Alle dieſe Grands aber wären franzöſiſch geſinnt geweſen.

Dieſes Geheimniß nun, um welches doch verſchiedene Perſonen wußten, ward heilig bewahret. Die Königinn erfuhr, daß der König etwas unterſchrieben hätte: man ſagete ihr aber dabey, es wäre nur ein Codicill, lauter milde Stiftungen betreffend, und das glaubete ſie auch ganz treuherzig.

Seit dieſer Zeit ließ der Cardinal, welcher ihr Anſehen bey dem Könige kannte, ſie niemals mit demſelben allein. Bald widerrieth er ihr den Eintritt in das Zimmer, unter dem Vorwande eines übeln Geruchs darinnen; bald gieng er, mit ihr zugleich hinein, und gab vor, er hätte gewiſſe Abſolutionen zu ertheilen. Gleichwohl entfuhren dem Könige eſtmals in den Phantaſeyen ſeiner Krankheit dieſe nachdrückliche Worte: daß doch nur ja die

den Pater zum Fenſter hinaus, oder die Treppe hinunter werfen? Ja! antwortete der Kranke, mit eben der vorigen Stimme. Hierauf wandte ſich der Sohn zum Geiſtlichen, und ſagte zu ihm: Wohlan,

die Königinn nichts davon erfahre! Das machete, er wollte denen Reden, dem Geschreye, den Drohungen, und Thränen nicht ausgesetzet seyn, mit welchen sie ihn so viel Jahre lang gequälet hatte.

Den ersten November.

Endlich verblich dann dieser Prinz, welcher seit seiner Geburt an, sterbend gewesen war. Das Volk, welchem er nichts gutes erzeiget hatte, bedaurete ihn eben nicht sonderlich; die Großen im Reiche auch nicht, welche von einer Veränderung im Regimente, eine Veränderung ihrer Glücksumstände hoffeten. Die Königinn allein schien trostlos zu seyn, weil sie gar nicht betrübt war.

Zwo Stunden darauf versammlete man sich, um das Testament zu eröffnen. Die Königinn trocknete ihre Zähren, und sann bereits auf die ersten Befehle einer Regentinn. Die hohen Kronbedienten schworen, daß sie keinen andern Willen hätten, als des verstorbenen Königes seinen. Der Cardinal Portocarrero zwang sich, seine Freude zu verbergen, als Don Antonio d'Ubilla in den Saal trat, und mit den gewöhnlichen Formalitäten das Testament eröffnete.

Der Verfertiger des Testaments erklärete gleich zur Beruhigung seines Gewissens, daß da die Renun-

an, mein Pater, so gebt eilig zum Zimmer hinaus: oder ich werde dem letzten Befehle meines Vaters Gehorsam leisten. Der Pater bezeigete keinen Appetit zu diesem Codicille; er gieng, und soll noch wiederkommen.

ciation der Maria Thereſia, ſeiner Schweſter, und der Anna, ſeiner Baſe ihre, nur deswegen geſchehen wären, um die Vereinigung beyder Kronen auf einem einzigen Haupte zu vermeiden, dieſelbe zwar in Anſehung des Dauphins gültig wäre, aber keinesweges in Anſehung der übrigen rechtmäßigen Erben; und daß alſo, da der Dauphin und der Herzog von Burgund ein Recht auf den franzöſiſchen Thron hätten, er den Herzog von Anjou zu ſeinem Univerſalerben ernennete; in Ermangelung deſſen aber den Herzog von Berry, endlich den Erzherzog und zuletzt den Herzog von Savoyen.

Hiernächſt ſetzete er einen Regierungsrath ein, welcher aus der Königinn, dem Cardinale, den Präſidenten von Caſtilien und Arragonien, dem oberſten Inquiſitor, dem Grafen von Aguillon als geheimen Staatsrathe, und dem Grafen von Benevent, als Grand von Spanien, beſtehen ſollte. Die Königinn ſollte nur eine Stimme, und im Falle gleicher Stimmen, die überwiegende Stimme haben.

Jedes Wort dieſer ſeltſamen Verordnung, war ein Dolch für ſie. Sie war niedergeſchlagen, verwirrt

(b) Herr Maubert, der Verfaſſer des politiſchen Teſtaments vom Alberoni, welches Herr Voltaire ſo ſehr getadelt hat, und welches gleichwohl ſo ſehr hochgeachtet wird.

(c) Man ſehe in der Biblioth. Britann. des Herrn Doctors Mary, die Widerlegung dieſes Mährchens, welches

wirrt, trostlos, dorfte von dem vorhergehenden Testamente nichts sagen, noch dem Porrocarrero vorrücken, daß er sie hintergangen hätte. Sie gieng daher aus der Versammlung, vergoß einen Strom von Zähren, und segnete das Andenken ihres Gemahls, welches sie unfehlbar innerlich verfluchete.

Der sinnreiche, der kühne, aber auch der ungetreue Verfasser (b) der politischen Geschichte Ludwigs des XIV. giebt vor: sie sey nicht nur von dem ganzen Geheimnisse unterrichtet gewesen, sondern habe auch selbst dieses Testament angegeben, um der Krone Frankreich Feinde zu erwecken, und ihr einen Theil der Thronfolge zu entziehen, indem man ihr dieselbe unzertrennt anböthe. (c) Allein, wer wirklich vorgefallene Begebenheiten, welche einmüthig zugestanden werden, durch Muthmaßungen über die Umstände dieser Begebenheiten, bestreiten will, der bauet politische Träume auf die Trümmern der Geschichte.

Hätte die Königinn der Krone Frankreich einen so großen Dienst geleistet; so würde der Herzog von Anjou dieselbe wahrlich nicht nach Bajonna geschicket haben. Er hätte diese Wohlthat gewiß belohnet; (d) und hätte die Triebfeder dazu, entweder vergessen, oder nicht erfahren.

welches im II. Th. der Histoire Polit. aber mit eben so weniger Wahrscheinlichkeit wieder zum Vorscheine kömmt.

(d) Sollte Hr. Beaumelle keine großen Herren kennen, welche erzeigte Wohlthaten mit Undanke belohnen? Dieser Beweis beweist zu viel, folglich nichts.

Zweytes Hauptstück.

Der Herzog von Anjou, als König von Spanien.

Die Regierung schickete einen eilenden Bothen an den König von Frankreich ab, welcher ihm diejenigen Artikel des Testaments überbringen mußte, die die Thronfolge betrafen, und 2 Tage hernach einen andern, welcher das völlige Testament, und die ehrerbiethigsten Briefe überbrachte, welche sehr eifrig auf die schleunige Abreise des Herzogs von Anjou drungen. Der Marquis von Castel dos Rius, spanischer Abgesandter, hatte eine besondere Audienz bey dem Könige, welcher ihm nichts weiter antwortete, als: mein Herr Abgesandter, ich will es überlegen. Als der Abgesandte zum Zimmer hinaus gieng, sagete er: das hätte ich doch nie gedacht, daß, da ich zwey und zwanzig Königreiche auf einmal anzubiethen komme, meine ganze Antwort seyn würde: ich will es überlegen!

Die Prinzen, die Staatsbedienten, und einige Großen des Reichs wurden zu Rathe gezogen. Der König trug denselben die wichtigste Sache vor, die jemals auf dem Tapete gewesen war. Ob man nämlich das Testament des Königes von Spanien annehmen sollte? oder ob man dem Theilungstra-

ctate

etate beypflichten müßte? Ludwig ließ zwar den Stimmen alle Freyheit; allein man wußte auch gar wohl, wie lieb ihm die Ehre wäre, in seiner Familie einen König mehr zu haben. Der Dauphin erklärete sich für die Annehmung, und sagete: er begehre in seinem Leben nichts mehr, als daß er sagen könnte: der König, mein Vater, und der König, mein Sohn. Schöne Worte! wofern nicht die Trägheit eben so viel Theil daran gehabt hätte, als die Mäßigung.

Damals sah man, was eine Rathsversammlung von Hofleuten für ein Ding sey. Alle stritten für die Ehre der königl. Familie, und kein einziger dachte an die Wohlfahrt von Frankreich: denn die Herzoge von Burgund, und der Herzog von Beauvilliers betheureten; daß sie nur darum anderer Meynung gewesen wären, um die Sache destomehr zu erläutern. Die gesunde Vernunft hatten sie auf ihrer Seite.

Die Annahme des Testaments stürzete Frankreich in einen Krieg, welcher ganz Europa wider dasselbe in Harnisch brachte: die Beybehaltung des Theilungstractates aber vergrößerte Frankreich, mit Beyhülfe derjenigen zwo Mächte selbst, welche bisher seiner Vergrößerung am meisten zuwider gewesen waren. Und dafern Europa nicht gewollt hätte, daß beyde Sicilien und Frankreich zugleich einem einzigen Menschen gehorchen sollten: so hätte man dasselbe entwaffnet, indem man Neapolis dem Herzoge von Anjou gab. Man hätte dasjenige Vergießen des Menschenblutes erspart, wel-

ches den Prinzen so wenig Bedenken machet. Allein, da man den mörderischen Rathschlägen der Ehre Gehör gab, so zwang man ganz Europa, für seine Freyheit zu fechten.

Man fragete die Frau von Maintenon um Rath. Sie antwortete: Wenn es wahr ist, wie alle Staatsräthe versichern, daß man bey der Annehmung den Frieden erhalten werde, so dünket mich, man müsse keinen Anstand nehmen. Diejenigen, deren Stimmen für das Testament ausfielen, hatten sich geschmäuchelt: man würde nicht das Herz haben, Frankreich und Spanien zugleich anzugreifen, wenn sie mit einander vereiniget wären. Gleich als ob es nicht wahrscheinlicher wäre, daß der Kaiser sich auf die Entsagungen steifen würde; England und Holland aber, den Tractat einer willkührlichen Theilung anführen würden, die so billig, und bloß durch die Ehrsucht überwältiget war.

Nachdem nun der König alle diese Gesinnungen erwogen hatte, so sah er die zuträglichste von allen nicht ein, und erwählete die ehrsüchtigste. Indessen verhöhlete er noch seinen Entschluß, bis daß er den Statthalter der Niederlande, welcher seine Treue sehr hoch betheurete, und den holländischen Grosipensionar, der es bey bloßen Complimenten bewenden ließ, hatte ausforschen lassen. Er unterredete sich recht lange mit dem Herzoge von Anjou, der seine Freude zu bemeistern wußte, und denen, die dieses große Geheimniß auskundschaften wollten, nur so viel antwortete: nach der Ehre die der König von Spa-

Spanien mir erwiesen hat, mich zu seinem Thronfolger zu ernennen, wird sein Angedenken mir allezeit theuer seyn.

Der Hof erwartete die Entwickelung dieser wichtigen Sache mit Ungeduld; die Stadt aber mit Unruhe. Einige sageten: was liegt denn endlich dem Volke daran, ob ein Mann, welcher Bourbon heißt, oder einer der Habsburg heißt, auf dem spanischen Throne sitzt? Was liegt uns daran, sageten andere, daß Frankreich um etliche Provinzen größer wird? Der König wird dadurch zwar reicher; aber werden wir nicht eben so arm bleiben? die Größe des Regenten zieht allezeit die Erniedrigung des Volkes nach sich. Man ward es überdrüßig, sich um Zänkereyen zu schlagen, welche die Nation wenig angiengen. Man sah voraus, daß das Vaterland der Hoheit des königl. Hauses aufgeopfert werden würde, dessen wahre Ehre doch allemal darinnen besteht, daß es sich selbst der Glückseligkeit des Vaterlandes aufopfere.

Den 12ten November.

Es mochte nun gehen, wie es wollte, so schrieb der König folgenden Brief an die Regierung von Spanien: „Der Marquis von Castel dos Ri„us hat uns die Clauseln des Testamentes übergeben, welche die Ordnung und den Tag derer Er„ben, die zur Thronfolge ernennet worden, wie auch „die weisen Anstalten in Ansehung der Regierung „im Königreiche, bis zur Ankunft und Mündigkeit „des Nachfolgers betreffen.

„Der empfindliche Schmerz welchen wir über „den Tod eines Prinzen empfinden, dessen Freund„schaft uns wegen seiner Eigenschaften, und der nahen „Blutsfreundschaft, so theuer war, ist durch die „rührenden Merkmaale ungemein vermehret worden, „die er uns noch in seinem Tode von seiner Gerech„tigkeit, von seiner Liebe gegen seine getreuen Unter„thanen, und von seiner Aufmerksamkeit gegeben „hat, auch sogar noch nach seinem Tode, die all„gemeine Ruhe der Christenheit zu erhalten.

„Damit wir uns nun des vollkommenen Ver„trauens würdig bezeigen mögen, welches er in uns „gesetzet hat, so stimmen wir seinem letzten Willen „völlig bey: und alle unsere Sorgfalt soll künftig „dahin gerichtet seyn, die spanische Monarchie, durch „einen unverbrüchlichen Frieden, wiederum in ihren „alten Glanz zu versetzen.

„Wir nehmen zum Besten unsers Enkels des „Herzogs von Anjou, das Testament des verstor„benen Königes von Spanien an. Unser einziger „Sohn, der Dauphin, nimmt solches ebenfalls an, „Er begiebt sich sonder Reue, der gerechten Ansprü„che der verstorbenen Königinn, seiner Mutter, „welche sogar von den verschiedenen Staatsräthen „für gültig erkläret worden, die der Testirende zu „Rathe gezogen. Er behält sich so wenig irgend „einen Theil der Monarchie vor, daß er auch seine „eigenen Vortheile dem Herzoge von Anjou über„läßt, welchen der Wille des verstorbenen Königes „und die Stimme des Volkes zum Throne rufen.

„Wir

„Wir wollen ihn eiligst abreisen lassen, damit „seine getreuen Unterthanen gar bald den Trost ha„ben mögen, ihren König zu sehen. Wir sind „überzeuget, daß seine vornehmste Pflicht seyn wird, „die Gerechtigkeit und die Religion neben sich herr„schen zu lassen; sich lediglich auf die Glückseligkeit „seiner Staaten zu befleißen; Verdienste zu erken„nen und zu belohnen, und sich derselben sowohl im „Kriege, im Staatsrathe, als auch in allen ver„schiedenen Bedienungen der Kirche und des Staa„tes zu bedienen.

„Wir selbst werden ihn von allem unterrichten, „was er der Ehre, noch mehr aber, was er einer „Nation schuldig sey, die eben so tapfer, als erleuch„tet, und allezeit ihrem Landesherrn getreu gewesen „ist. Wir wollen ihn ermahnen, sich fleißig seiner „Geburt zu erinnern, und zu erwägen, wessen „Sohn er sey, vielmehr aber noch, wessen König „er sey. Er wird seine Lande lieben; aber nur in „der Absicht, das gute Vernehmen zu erhalten, wel„ches zur allgemeinen Ruhe unserer und seiner Un„terthanen so nothwendig ist. Dieser Frieden ist „allemal der Hauptgegenstand unserer Wünsche ge„wesen; und wenn ja die unglücklichen Zeitläufte „uns nicht allemal erlaubet haben, uns gänzlich die„ser Gesinnung zu übergeben, so sind wir dennoch „versichert, daß diese große Begebenheit den Sa„chen eine andere Gestalt geben wird, so daß jeder „Tag uns eine neue Gelegenheit zeigen wird, der „ganzen Welt unsere Hochachtung und unser Wohl-

„wol-

„wollen gegen die ganze spanische Nation zu „bezeigen. „

Die Eile, womit das Testament angenommen ward, bezeiget zur Gnüge, daß der König dessen Inhalt schon gewußt, bevor es noch nach Frankreich kam. Ist es auch wohl wahrscheinlich, daß Belcourt ihn davon nicht solite unterrichtet haben? Diesen Staatsmann achtete der König hoch; und wie hätte er das königl. Vertrauen erhalten wollen, dafern er nicht ein so wichtiges Geheimniß auszuforschen gewußt hätte. Der Herzog von Orleans, welchem in dem Testamente der Erzherzog vorgezogen war, glaubete, daß diese Ausschließung dem Portocarrero durch den französischen Gesandten unter den Fuß gegeben wäre. Er protestirete folgl. dawider, mit so vielem Beyfalle, daß er versichert ward: Europa würde lieber den Enkel Ludwigs des XIII. als den Enkel Ludwigs des XIV. auf dem spanischen Throne gesehen haben.

Die spanische Regierung schrieb täglich neue Briefe, um auf die Abreise des Herzogs von Anjou zu dringen. Die Königinn unterschrieb dieselben mit einer angenommenen Freude, und schickete inzwischen eilende Bothen in den Provinzen herum, um die Statthalter an sich zu erhalten, dafern man das Testament nicht annehmen wollte. Der Präsident von Castilien erklärete sich weder für Frankreich, noch für Oesterreich, und erwartete die Befehle seiner Committenten oder besser zu sagen, des Glückes. Der Cardinal Portocarrero entzog sich den Berathschlagungen, unter dem Vorwande einer Krankheit,

heit, damit er allezeit eine Ausflucht bey dem neuen Könige, es möchte seyn welcher es wollte, übrig behielte.

Ludwig schickete den Marquis von Harcourt nach Spanien, welchen er zuvor zum Herzoge machte, und dem er auftrug, mit der Regierung über die Art eins zu werden, wie man den neuen König empfangen wollte. Diese Sache vertraute er sonst niemanden, als dem Marquis de Castel dos Rius; und dieß Geheimniß ward so wohl verschwiegen, daß alle auswärtige Gesandte an ihre Höfe schrieben: man würde das Testament nicht annehmen. Daher kam das große Erstaunen von ganz Europa als es dennoch geschah.

Der Hof kam endlich von Fontainebleau zurück. Der König wählete zur Erklärung seines Entschlusses, einen Dienstag, als denjenigen Tag, da die Gesanden nach Versailles zu kommen pflegen. Den 16ten November, um halb zehn Uhr des Morgens, ließ er den spanischen Gesandten in sein geheimes Zimmer kommen, und sagete zu ihm: die Stunde ist da, daß wir einen König machen sollen. Hierauf rief er den Herzog von Anjou hinein, welcher mit den Prinzen seinen Brüdern, in den Hinterzimmern war. Mein Sohn, sagete er zu ihm, Gott allein hat euch zum Könige gemachet; seht zu, daß dieser Gott an allen denen Orten herrschen möge, allwo ihr künftig gebiethen sollet: und Ihr, mein Herr Abgesandter, begrüßet euren neuen König. Sogleich warf der Gesandte sich mit einem Knie zur Erden,

Erden, küssete dem Herzoge von Anjou die Hand, und hielt eine lange Anrede an ihn in spanischer Sprache. Der König antwortete an seiner Stelle, und sagete: Er verstehe das spanische noch nicht, ich muß für ihn antworten. Dafern er meinen Rathschlägen folget, werdet ihr, und zwar bald, ein groſser Herr werden; unterdessen kann er nicht besser thun, als daß er eurem Rathe folge.

Hierauf naheten sich die Herzoge von Burgund und von Berry, fielen ihrem Bruder um den Hals, drücketen durch ihre Thränen die Freude aus, die sie über seiner Erhöhung empfanden, und den Schmerz, von ihm getrennet zu werden. Damals sagete der Herzog von Anjou zu dem Herzoge von Burgund: ich bin König von Spanien, ihr werdet König von Frankreich, nur der arme Berry allein wird nichts werden! Dieser letztere aber antwortete: Ich? ich werde Prinz von Oranien, und will euch allen beyden die Köpfe toll machen.

Der Herzog von Burgund bath den König um Erlaubniß, seinen Bruder bis an die spanische Gränze

* Hier steht im Grundtexte, d'un Air du Maitre de l'Univers. d. i. eines Herrn des ganzen Weltgebäudes. Brauchet man noch etwas zu sagen, um die abscheuliche Sklaverey und Abgötterey eines solchen Ausdruckes zu rügen? Wer ist denn der Maitre de l'Univers anders, als Gott selbst? Und diesem wird Ludewigs Mine gleich geschätzet. Ist aber in einem so aufgeblasenen und groſsprahlerischen Anstande eines

Gränze zu begleiten: Ja, mein Sohn, erwiederte der König, ihr sollet mitreisen, und der Herzog von Berry auch: es ist mir angenehm, daß ihr euch so zärtlich liebet.

Um zehn Uhr öffnete man die Flügelthüren des Cabinets, und der ganze Haufen der Hofleute drang hinein. Auf das verwirrte Murmeln der Anwesenden folgete eine tiefe Stille. Aller Augen waren auf Ludwigen gerichtet, welcher den Herzog von Anjou bey der Hand nahm, und mit allem majestätischen Anstande eines großen Herrn * sagete: Meine Herren, hier sehen sie den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht; der verstorbene König hat ihn dazu ernannt, das Volk begehret ihn, und ich willige darein. Und ihr, Monseigneur, fügete er hinzu, seyd künftig ein eifriger Spanier. Dieß ist anitzt Eure vornehmste Pflicht; vergeßt aber auch niemals, daß ihr ein gebohrner Franzos seyd. Gedenket daran, um die Einigkeit zwischen beyden Kronen zu erhalten. Spanien und Frankreich müssen eins durch das

* eines Königes, der sich in aller seiner Pracht zeiget, so was Wunderwürdiges und Verehrungswerthes: warum bewundert man nicht manchen Schauspieler, der gewiß oft eine königliche Rolle mit noch besserm Anstande spielet, als Ludewig und alle Könige der Welt thun würden? Und doch hat ein solcher den Vorwurf nicht, daß er seine Unterthanen an den Bettelstab gebracht hat; wie Hr. von Beaumelle selbst Ludewigen das Zeugniß giebt.

das andere glücklich werden, und auf ewig den Frieden in Europa befestigen!

Bey diesen Worten geriethen alle Gesandten in Ehrerbiethung. Sie sahen wohl ein, daß ein König, der auf eine so feyerliche Weise als König erkläret würde, auch nicht ungestrafet angegriffen werden würde. Sie gaben alle auf die Gebärden des Grafen von Sinzendorf, kaiserl. Bothschafters, acht, welchen dieser niederschlagende Auftritt gleichwohl nicht in Verwirrung setzete. Man ward an ihm weder eine verstellte Freude, noch eine heimliche Schwermuth gewahr. Den Abend zuvor hatte er eifrig um eine Audienz angehalten. Er bekam sie auch den Augenblick; und da er seine Gesichtszüge völlig in seiner Macht hatte: so empfieng er über der Geburt eines Sohnes des römischen Königes, die übertriebensten Glückwünsche; die er so gelassen beantwortete, als ob sie nicht übertrieben gewesen wären.

Den folgenden Tag erhielt er Befehl von dem Kaiser, das Testament für falsch anzugeben; das hieß so viel gesagt, daß, wenn es nicht falsch wäre, es gültig seyn würde. Ferner sollte er von der Entsagung beym pyrenäischen Frieden reden: gleich als ob die Gefahr bey der Vereinigung beyder Kronen, nicht von österreichischer Seite augenscheinlicher gewesen wäre als von der französischen; daß er endlich thun sollte, als ob ihn die Annehmung der Krone sehr erfreuete und kund machen sollte: daß die Seemächte dem Bourbonischen Hause weiter keine Theilung antragen, und dasselbe von Erlangung der Monarchie

schon

schon abzuhalten wissen würden. Diese verschiedene Puncte zeigen zur Gnüge, daß Oesterreich weder ein Recht auf diese Thronfolge, noch Macht genug gehabt, die Ansprüche durchzusetzen, die es darauf machete.

Der neue König war von Natur ernsthaft, redete wenig, untersuchete auf der Landcharte seine verschiedenen Königreiche, und lernete sehr geschwinde die Sprache desjenigen Landes, welches er regieren sollte. Er wird das Spanische bald können, sagete der König zum Marquis dos Rius. Ach! allergnädigster Herr, erwiederte der Gesandte, anjezt ist die Reihe an die Spanier, französisch zu lernen. Er hat schon, fuhr der König fort, die spanische Ernsthaftigkeit an sich. Der Marquis erwiederte: was mich ganz bezaubert ist dieses, daß er zugleich die französische Höflichkeit beybehält.

Dieser Marquis hatte allezeit gewünschet, daß sein zukünftiger Landesherr ein Prinz aus Frankreich seyn möchte. In dieser Hoffnung hatte er die ganze Gesandschaft auf eigene Kosten unternommen; und seine Briefschaften hatten den Muth des Porrocarrero ermuntert. Da er nun sah, daß seine Wünsche erfüllet waren, rief er aus: endlich sind denn die pyräneischen Gebirge geschmolzen. Da er bey allem zugegen war, so lobete er allemal mit Entzücken, alles was entweder ein ungefährer Zufall, oder bloß das Gedächniß seinem Könige kluges eingab.

Des Prinzen Antworten auf die Anreden verschiedener Gesellschaften des Königreichs, waren richtig und zur Sache gehörig. Mein Herr, sagte er zum Vorsteher der Akademie, ich habe allezeit ihre Gesellschaften hochgeschätzet: sie ist voller scharfsinnigen Köpfe, und Sie selbst haben an ihrem Ruhme nichts verderbet.

Er unterredete sich sehr oft mit seinem Großvater, welcher ihm Lehren gab, wie man Menschen regieren soll; und welcher vor Freuden über der Redlichkeit und Vernunft, die er bey ihm fand, sich nicht entbrechen konnte, ihn zu umarmen, und ihm zu sagen: Mein Sohn! ihr und ich, wir beyde werden viel darüber leiden, daß wir uns einander so genau haben kennen lernen.

Als der Herzog von Rochefoucault ihm sagete, er würde in Spanien nicht jagen können, weil die Hunde, wegen der großen Hitze den Geruch verloren, antwortete der junge König: Ja, die französischen Hunde wohl, aber ich will schon welche aus Afrika bekommen: und das soll der erste Tribut seyn, den ich dem Könige von Marocco auferlegen will. Als jemand ihn fragete, wo ein König unter seinem Kriegesheere stehen solle? antwortete er: da, wo es am hitzigsten zugehe. Und da ein alter Herr einwendete: ein König aber, der keine Kinder hätte, müßte im zweyten Treffen, oder bey dem Corps de reserve bleiben; sagte er: muß man sich denn darum entehren, weil man keine Kinder hat?

So

Sobald die Nachricht von der Annahme der Krone, in Brüssel erscholl, bezeugete der Churfürst von Bayern eine große Freude darüber, legete die Trauer ab, ließ das Te Deum laudamus singen, und begieng diesen Tag, der ihm so viel Unglück zuzog, mit den größten Feyerlichkeiten und prächtigen Gastmahlen. Bey dem Tode seines Sohnes hatte er sich über Oesterreichs Glücksgestirn beklaget, welches denenjenigen nichts als Unglück zuzieht, sagte er, die sich dessen Vergrößerung entgegen setzen; und diese Muthmaßungen waren so wenig erläutert, als vernichtet. Er schickete den Marquis von Bedmar an den König von Spanien, um selbigen seines Gehorsams zu versichern.

Der Prinz von Chimai, der Herzog von Arrai und andere niederländische Herren, wollten der Reise mit beywohnen: alle Städte erkannten den neuen König. Antwerpen both ihm eine Ehrensäule an. Die Niederländer wurden nach Marly geruffen, wo damals keine Fremden vorgelassen wurden. Der König Ludwig sagete zum Marquis von Bedmar: hier sehe ihr mich aller meiner Hoheit beraubet. Allergnädigster Herr, erwiederte Bedmar, man wird es nicht sehr gewahr. Sie alle bewunderten die Geschicklichkeit ihres eigenen Königes, die Leutseligkeit des Königs von Frankreich, und die Annehmlichkeiten der Herzoginn von Burgund.

In Spanien sind alle Bedienungen, ausgenommen die Kronbedienungen, bey dem Tode eines Königes erlediget. Sie müssen erst neue Bestal-

lungen erhalten. Dieser Gebrauch scheint den Grundsätzen einer Monarchie gerade zuwider zu laufen.

Der Churfürst von Bayern hatte gehoffet, man würde ihm sogleich seine Statthalterschaft der Niederlande von neuem bestätigen: und man versprach es ihm auch.

Die nach Frankreich geflüchteten Meßiner hatten um Gnade gebethen. Allein der König von Spanien wollte zuvor die Regierung um Rath befragen, und antwortete bloß: er würde sich allemal derjenigen erinnern, die ihn zuerst für einen König erkannt hätten.

Bedmar, als Heerführer des niederländischen Kriegsheers, ward lange Zeit über die Beschaffenheit der Festungen befraget. Er antwortete, sie wären voller Holländer. Der König antwortete: versichert den Churfürsten von Bayern, daß ich auf den ersten Wink, den er mir geben wird, so viel Franzosen hinschicken will, als er von mir verlangen wird; und ich gebe mein königliches Wort, dieselben sogleich wieder zurück zu ziehen, als er mir melden wird, daß er ihrer nicht mehr bedarf. Ludwig versäumete niemals etwas, um seinen Bundsgenossen Muth zu machen und seine Feinde zu entwaffnen. Seine Reden waren immer voller Gütigkeit, und seine Handlungen voller Mäßigung.

Der Prinz von Vaudemont, Statthalter vom Meyländischen, schrieb: er hätte von neuem angefangen zu leben, als er erfahren, daß das Testament

zum

zum Vortheile des Herzogs von Anjou gemachet wäre. Er wäre vor Freuden außer sich, da er gehöret, daß Frankreich dasselbe angenommen hätte. Er versicherte Se. katholische Majestät nicht nur seiner eigenen, sondern auch derer Völker Unterthänigkeit, die seinen Befehlen unterworfen wären.

Alle Anhänger von Oesterreich verließen einen Hof, welcher, anstatt daß er ihrer Treue hätte Belohnungen versprechen sollen, nicht einmal voraus gesehen hatte, daß dieselbe würde erschüttert werden.

Sobald der Landgraf von Hessen Darmstadt, Vicekönig von Catalonien, die schriftl. Ausfertigungen der Regierung erhielt, versammlete er seinen Rath, und ließ denselben schwören, daß man dem Testamente gehorsamen; und denjenigen für König erkennen würde, welcher darinnen benennet seyn würde. Das machet, er zweifelte gar nicht, daß es der Erzherzog seyn würde. Er eröffnete das Packet, und las die Schrift mit lauter Stimme her; als ihm aber der Namen von dem Herzoge von Anjou in die Augen leuchtete, fiel ihm das Blatt aus den Händen. Alle Anwesenden riefen: es lebe der Herzog von Anjou, König von Spanien! und der Oesterreicher war genöthiget, seyn Vivat eben sowohl zu rufen, als die übrigen. Der Bischof von Gironne hatte das Herz, sich zu widersetzen; allein man hörete ihn nicht einmal an. Der savoyische, der venetianische, der päbstliche und die Gesandten der italienischen Prinzen, erkannten alle den neuen König. Holland und England schwiegen stockstill, und waren über dieser Be-

gebenheit vielmehr erstaunt, als bemüht, sie umzustoßen.

Den 4ten December.

Endlich erschien der zur Abreise angesetzte Tag. Die Herzoge von Noailles und Beauvilliers, wurden zu Begleitung der Prinzen ernannt. Der König selbst wollte den König von Spanien bis nach Sceaux begleiten; einem Hause, welches der Herzog du Maine, kürzlich von der Frau von Louvois erkaufet hatte. Den obersten Platz im Wagen räumete er seinem Enkel ein; und da er die Straße zwischen Sceaux und Versailles mit einer unzähligen Menge Menschen besetzet fand, sagete er zu seinen Kindern: Seht doch, wie sehr uns die Leute lieben! zum Könige von Spanien aber: Diese Freude ist unverstellet, und so lange ihr euch noch erinnern werdet, daß ihr ein Franzos seyd, so werden die Franzosen gegen euch spanisch gesinnet seyn.

Der Abschied war von allen Seiten sehr zärtlich. Die zween Könige zerflossen in Thränen, als sie sich zuletzt umarmeten. Der Dauphin lehnete sich an die Wand, und verbarg seine Zähren; die Herzoginn von Burgund hatte sich in ihre Kappen verhüllet. Das tiefe Stillschweigen, welches unter einer so großen Menge von Prinzen und hohen Standespersonen herrschete, vermehrete die Freude der Umstehenden, darüber: daß ihre Herrschaften sich auch einmal den Regungen des Herzens überließen. Was sollen denn alle diese Thränen? sagete

ſagete der Marquis Caſtel dos Rius, können Sie einander nicht wiederſehen, ſobald Sie wollen?

Der Herzog von Burgund und der Herzog von Berry folgeten dem Könige bis an die wantſche Gränze. Sie ſahen die Freude der daſigen Unterthanen, und deren Elend rührete ſie. Sobald Philippus in ſeine Staaten kam, ließ er auch Spuren ſeiner Menſchlichkeit blicken. Er verboth die Stiergefechte, unter dem Vorwande der heiligen Faſtenzeit. Er unterſagete eine gewiſſe Luſtbarkeit, bey welcher einige Leute aus dem niedrigſten Pöbel ihr Leben in Gefahr ſetzen. Behüte Gott! ſagete er, daß meine Ergötzungen irgend jemanden ſchädlich ſeyn ſollten. Er jagete ſeine eigene Amme fort, weil ſie Geſchenke genommen hatte. Er unterwarf ſich dem Schlendriane des Palaſtes, der aus dem Landesherrn eine Art von Maſchine machet; auf dem Lande lebete er mit aller franzöſiſchen Ungezwungenheit. Von ſeinem Großvater hatte er ſolche Lehren erhalten, die Spanien glücklich gemachet haben würden: wenn ſeine Einſicht ſo groß geweſen wäre, als ſein guter Willen. Dieſe Briefſchaften giengen alle durch die Hände des Herzogs von Noailles; welcher ſie der königl. Bibliothek geſchenket hat.

Das dritte Hauptstück.

Der Krieg wird erkläret.

Erste Feldzüge.

Trotz allen Bestrebungen von ganz Europa, welches wider Ludwigen den XIV. verschworen war, behaupteten dennoch die klugen Staatsverständigen, daß die lautere und einfältige Annehmung des Testamentes, Frankreich wegen der Einträchtigkeit vortheilhafter wäre, welche künftighin zwischen den zwo Kronen herrschen würde; als ein Theilungsvergleich gewesen wäre, der ihm in Italien neue Staaten gegeben hätte, deren Behauptung, die schon Ludwigs des XII. und Franciscus des I. Unglück gewesen wäre, nur seine Kräfte zur See schwächen, und seine Landmacht theilen würde.

Es war keine Anstalt zum Kriege. Ludwig hatte weder seine Bundsgenossen noch seine Nachbarn geschonet; er hatte die protestantischen Prinzen des deutschen Reiches, durch seine Hartnäckigkeit, im Mümpelgardischen Messe lesen zu lassen, in den Harnisch gebracht; den Herzog von Lothringen durch das niederschlagende Ceremoniel, so man ihm bey dem Lehnsempfange abgedrungen; die Venetianer endlich dadurch, daß man ihre Freyheit angetastet, indem man für französische Banditen, eine Unstrafbarkeit begehret, die auch selbst ein König, welcher sich

ſich außer ſeinen Staaten eines Mordes ſchuldig machete, für ſeine eigene Perſon nicht einmal begehren könnte.

Konnte aber Frankreich gleich nicht für ſich allein einen vortheilhaften Krieg anfangen, ſo konnte es doch wohl Bündniſſe ſchließen. Allein ſeine Staatsbedienten waren weder fähig Unterhandlungen zu treiben, noch für ſich ſelbſt etwas auszurichten: und niemals war es mit ſchlechtern Leuten dieſer Art verſehen geweſen, als da es gerade die geſchickteſten nöthig gehabt hätte. Der Miniſter des Kriegs- und Finanzweſens, wußte weder was ein Officier, noch was ein Kaufmann wäre; der über das Seeweſen hatte in ſeinem Leben kein Schiff geſehen; und der über die auswärtigen Angelegenheiten, war niemals aus Paris gekommen. Er hatte wenig Fähigkeit, gar keinen Ruff für ſich, und noch viel weniger Liebe zum Staate.

Kaiſer Leopold war keiner Ehrſucht beſchuldiget worden, ungeachtet er ein Untertreter der Freyheit ſeiner Unterthanen, und ein Eroberer von Servien und Siebenbürgen war. Wilhelm hatte ſich ſo ſehr hinters Licht führen laſſen, daß er ihm 1689. Spanien verſprochen. Allein ſobald er betrachtete, was Leopold dem römiſchen Reiche entriſſen, dem Türken abgewonnen, von den Ungarn erobert hatte: ſo hielt er ihn für ſtark genug, ſich mit Ludwigen allein herum zu ſchlagen, und ſchien neutral bleiben zu wollen, bis zu dem Puncte, wenn es nöthig ſeyn würde ſich zu rüſten, um das Gleichgewicht wider den Mächtigſten zu erhalten.

Man hätte sich die ersten Bewegungen Wilhelms und der Holländer zu Nutze machen können. Wilhelm hatte dem Herzoge von Anjou, als rechtmäßigen Erben Glück gewünschet, und die Holländer hatten ihn öffentlich erkannt. Man rüstete sich zum Kriege zu; aber der Kaiser allein begehrete ihn: England und die Generalstaaten wünscheten aufrichtig den Frieden. Man hätte sie von einander trennen können, wenn man sich gestellet hätte, als wollte man den König Wilhelm zum Schiedsrichter der Rechte des Besitzers, und desjenigen der seine Ansprüche vorschützete, machen. Denn Wilhelmen schmäuchelte nichts, als die Ehre, ein Beschützer der Freyheit von Europa zu seyn: und dann hätte man den Holländern solche Sicherheiten geben, oder auch nur versprechen dörfen, die ihnen alle Furcht benommen hätten.

Allein, weit gefehlet, daß man diese Absichten hätte ergreifen sollen, welche die Rechte des Königes von Spanien in Sicherheit gesetzet hätten, ohne die Ehre des Königes von Frankreich in Gefahr zu setzen: so nahm der geheime Rath seinen alten Stolz wieder an, ohne daß man im Stande war, demselben einen Nachdruck zu geben. Man sah dem Kaiser geruhig zu, daß er sich Freunde machete; man vernachläßigte und erbitterte die Seemächte; man schickete den Tessé an den Herzog von Mantua; man erlaubete der Republik Venedig eine Neutralität, welche viel schädlicher war, als ein öffentlicher Bruch gewesen seyn würde; man glaubete, der Herzog von Savoyen würde ein Freund seiner Eidame

dame seyn, und both ihm eine Heirath und noch Geld dazu an; anstatt ihm einige Stücke von der Lombardey anzubiethen, die der Kaiser ihm heimlich versprach; man schrieb sehr heimliche Briefe an den Hrn. von Vaudemont, um ihn zu bewegen, daß er unter dem Prinzen von Savoyen dienen möchte; und hergegen bedienete man sich harter Ausdrücke an den Reichstag des Reiches, welchem man nicht ohne Gefahr Trotz biethen dorfte.

Endlich bemächtigte man sich aller festen Plätze in den Niederlanden, zwey und zwanzig holländische Bataillons, welche dieselben beschützen sollten, wurdern sonder Widerstand hinausgejagt. Man hätte dieselben wohl können, und vielleicht auch sollen aufhalten; allein man befürchtete die Nachrede den ersten feindlichen Angriff gethan zu haben; ungeachtet in dergleichen schwierigen Umständen, der angreifende Theil nicht derjenige ist, welcher angreift, sondern derjenige, welcher angreifen will. Die Gelehrigkeit der Generalstaaten, und Ludwigs Zärtlichkeit, kündigten zur Gnüge an, daß weder Holland noch Frankreich Krieg haben wollten. Diese Verfassung sah derjenigen ähnlich, die wir heut zu Tage erleben, allwo man zween Könige sieht, welche den Krieg mit einander entwerfen, ihn nicht haben wollen, ihn dennoch führen, und nur nicht ankündigen mögen.

Indessen ließ der Kaiser dreyßig tausend Mann in Italien einrücken, welche der Prinz Eugen anführte. Ludwig hatte bereits ein Kriegsheer unter dem Catinat hingeschicket, welches der letzte

Schüler vom Türenne und Conde war. Eugen kam durch das tridentinische hinein, und man konnte ihn nicht hindern über die Aetsch zu gehen. Catinat, welcher Befehl hatte, ja nicht den ersten Angriff zu thun, begnügete sich damit, daß er ihm nur den Eingang in das Mantuanische und Meyländische versperrete. St. Fremont und Tesse wurden bey Carpi geschlagen.

Catinat bekam täglich neue Schläge. Er hatte den Herzog von Savoyen im Verdachte, daß er sich mit dem Prinzen Eugen verstünde, und sagete einsmals im Kriegsrathe überlaut: hier unter uns sitzt ein Verräther. Er schrieb seine Sorgen nach Hofe. Die Begebenheiten womit er sie unterstützete, gaben seinen Muthmaßungen ein Gewicht; allein die Redlichkeit des Königes schwächete dieselben. Die Herzoginn von Burgund war außer sich, daß man ihren Vater einer Treulosigkeit beschuldigen wollte, und trug dem Grafen Tesse auf, ihn zu rechtfertigen. Chamillard war der Meynung, man sollte den Ankläger heim ruffen: der eben keine sonderbare Stütze bey Hofe hatte, weil er nichts mehr war als ein großer Mann. Der Marschall von Villeroy, ein Günstling, den man bis dahin bloß aus Schnitzern, die er im Kriege begangen, und aus denen schimmernden Eigenschaften kannte, die einen Menschen in Friedenszeiten beliebt machen, unterstund sich sein Nachfolger zu werden. Er hatte Mitwerber bey dieser Sache; allein er räumete sie auf die Seite, und reisete zu Frankreichs Unglücke ab.

Den

Den 1ten September 1701.

Er fand den Prinzen Eugen, wie er sich zu Chiari verschanzet hatte, welches voller Fußvölker lag, und von seinem ganzen Kriegsheere unterstützet ward. Catinat, der das Lager noch nicht verlassen hatte, behauptete, man müßte ihn ja nicht angreifen: denn wahrscheinlicher weise würde das Unternehmen unglücklich, und wenn es auch gelänge, ganz gewiß unnützlich seyn.

Villeroy stund bey sich selbst an. Allein der Herzog von Savoyen riß ihn dahin, welcher sich auf seine Vorrechte eines Generalissimi steifete. Die Franzosen giengen auf eine wohlanständige Art zur Schlachtbank; unsere zween Feldherren schlugen ganz wüthend um sich. Der Herzog von Savoyen suchete sich durch Heldenmuth, ja so gar durch Verwägenheit von dem Fehler eines Verraths zu reinigen. Es ward ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und sein Kleid war von vielen Schüssen durchlöchert. Seine Unerschreckenheit indessen verblendete weder den König, noch die Welt. Die letztere sagete: man könne wohl im Felde ein Held, und im Cabinette ein Verräther seyn; man könne seine Bundesgenossen aus Eigennutz verrathen, und zugleich den Tod aus Ehrliebe trotzen; kurz, man könne sich der Hitze des Gefechtes, und zugleich der Hoffnung überlassen, daß die Untreue durch denjenigen Feind, der seine Rechnung dabey findet, vergeben; und von demjenigen Freunde, welcher das Schlachtopfer davon ist, verehret werden

den würde. Der König seinerseits zweifelte so wenig, daß seine Kriegsvölker dem Kaiser wären aufgeopfert worden, daß er auch seinem und dem spanischen Gesandten Befehl gab, die schon in Unterhandlung stehende Vermählung der Prinzeßinn von Savoyen mit dem Könige Philipp aufzuheben: allein dieser Befehl kam erst an, da schon alles geschlossen war.

Bey der Nachricht von dieser Niederlage, schlossen Wilhelm und die Holländer, welche nur die ersten Ausgänge hatten abwarten wollen, die große Allianz mit dem Kaiser. Die Holländer waren zur Neutralität geneigt; allein Ludwig both ihnen statt aller Barriere nichts, als sein geheiligtes Wort an. Eine schlechte Sicherheit für Kaufleute, welche sich annoch der betrübten Folgen ihrer ehemaligen Leichtgläubigkeit erinnerten.

Man machete dem Könige von Portugall bange, ja man bewegete ihn fast, da man ihm benbrachte, Frankreich hätte Spanien dieses Königreich, zur Vergeltung der Niederlande, versprochen, welche Ludwig für die Kriegsunkosten behalten wollte. Der König indessen hatte an diesen Tausch nicht einmal gedacht; und ganz Europa hielt ihn für ausgemacht.

Der Endzweck der großen Allianz war, nicht den König Philipp vom Throne zu stoßen, sondern dem Kaiser eine Genugthuung zu verschaffen, davon die Tractaten nichts sageten. Die verbundenen Mächte sollten in Europa für die allgemeine Sache fechten, in beyden Indien aber für ihre eigene.

Man

Man gieng mit Anschlägen um, das Neapolitanische und Mayländische dem Erzherzoge zuzutheilen; man dachte den Holländern die spanischen Niederlande zu, um ihnen zu Gränzplätzen wider die französischen Einfälle zu dienen; und überhaupt versprach man, gar keinen besondern Frieden zu schließen.

Der nachfolgende Tractat, welcher die ganze Thronfolge einem österreichischen Prinzen versprach, war der europäischen Freyheit eben so nachtheilig, als dasjenige Testament, welches dieselbe ungetrennet, einem einzigen französischen Prinzen zuwendete. Der Engländer merkete dieses sonder Zweifel; allein er hoffete, die folgenden Begebenheiten würden ihn von seinem Worte lossprechen, und auf dem Friedenscongresse würde er sich der Siege bemeistern.

Den 16ten September.

Indessen ward der König Jakob tödtlich krank. Er sprach zu seinem Sohne: **So schön auch eine Krone immermehr seyn mag, so kömmt doch eine Zeit, da sie einem sehr gleichgültig wird. Verehret Eure Mutter, liebet den König von Frankreich als euren Wohlthäter, und zieht eure Religion allen übrigen irrdischen Hoheiten vor.**

Alle Stuarde haben diesem letzten Befehle treulich gehorsamet, und hängen noch eifrig an der römisch-katholischen Religion, die sie vom Throne ausschließt. Durch welch ein wunderliches Schicksal haben doch die protestantischen Prinzen die Religion

ligion so oft verändert, als es ihr Eigennutz erfodert hat; indessen daß die katholischen bey der ihrigen allemal unbeweglich geblieben sind (*).

Ludwig reisete nach St. Germain, um den Sterbenden zu sprechen, und ohne daß die Königinn oder die Frau von Maintenon ihn darum gebethen hatten, versicherte er ihn: er könne in Ansehung des Prinzen von Wallis ruhig sterben, er erkenne ihn für den König von England.

Er

(*) Der Herr Verfasser besinnet sich nicht, daß auch evangelische Fürsten ihrem weltlichen Vortheile zum Schaden, der reinen Lehre treu geblieben. Der Churfürst von Sachsen, der eine Chur verlohr; der Landgraf von Hessen, der ein langes Gefängniß aushielt, und doch evangelisch blieb; viel andre Prinzen in den Geschichten, die Bisthümer und andre Würden fahren ließen, um ihrem Gewissen zu folgen, sollten ihm nicht unbekannt gewesen seyn. Und hat nicht in neuern Zeiten, eine Königinn Carolina von England, als eine junge Prinzessinn die Hand König Karls von Spanien, nachmaligen Kaisers, ausgeschlagen, um ihr Gewissen nicht zu beflecken? Ist aber außer dem eine größere Zahl von evangelischen Fürsten zur reformirten, engländischen, griechischen Religion, oder sind auch reformirte Prinzen und Prinzessinnen zur evangelischen Religion getreten: so ist unter diesen Gemeinen ein so wesentlicher Unterschied nicht, als zwischen den evangelischen und katholischen Lehrsätzen. Endlich, wenn auch einige wenige evangelische zur römischen Kirche getreten sind; hergegen kein katholischer Stuard zur reformirten Religion hat treten wollen, ob er gleich ein Königreich darüber eingebüßet: so zeiget das nur, daß die katholischen Geistlichen mehr Gewalt über die Gemüther ihrer Prinzen

Er sprach dem Vater Trost zu, und ertheilete dem Sohne Ermahnungen, der sich dieselben den Augenblick aufschrieb, um sie, wie er zu seinem Hofmeister sagete, täglich nachzulesen und nimmermehr zu vergessen (*).

Jakob starb an einem Freytage um drey Uhr. Es gehörete mit unter seine Schwachheiten, daß er allemal gewünschet hatte, an einem Freytage zu sterben. Er hatte begehret in dem Kirchspiele von

Prinzen haben, als die evangelischen. Sie machen aus der Religion von Jugend auf, eine fast mechanische Nothwendigkeit, Messe zu hören, zu fasten, zu beten, und andre solche äußerliche Dinge zu beobachten; und dabey blindlings zu glauben was der Pfaff ihnen, als die Lehre der Kirche vorsaget. Da heißt es dann, jung gewohnt, alt gethan;

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu. — — — —

Es wäre vielleicht nicht unrecht, wenn unsre Geistlichen auch, junge Prinzen auf eine so eifrige Beobachtung der gereinigten Religionspflichten führen, und dazu stark gewöhnen möchten, daß ihnen Zeitl bens keine Lust zur Aenderung in den Sinn käme. Endlich kömmt bey uns die Gelindigkeit gewisser Staatsleute dazu, die bey solchen Aenderungen junger Herr chaften zu Rathe gezogen worden. Diese sind oft durch Geschenke gewonnen worden, und haben die weise Lehre erdacht: daß man gar wohl äußerlich die katholischen Gebräuche im Aeußerlichen mitmachen, und doch im Herzen gut evangelisch seyn und bleiben könne. Exempla sunt odiosa.

(*) Man sehe das Manuscript des Dangeau.

von St. Germain begraben zu werden, ohne irgend eine Pracht, und ohne ein Mauſoläum, nur mit dieſen einzigen Worten einer Grabſchrift: Hier liegt Jakob der II. König von England. Er war ein ſchlechter Regent, und ein ehrlicher Mann; er verlohr ſein Königreich, und that Wunderwerke. Seine heiligen Ueberbleibſel heileten den Biſchof von Autün an einer Fiſtel. Die Andächtigen riefen einen König, als einen Heiligen an, welcher den barbariſchen Jeffreys zum Kanzler gehabt hatte.

Der Prinz von Wallis ward als König erkannt. Der Verfaſſer des Lebens von Ludwig dem XIV. giebt dieſe Erkennung für die Haupturſache des Krieges an; und ſchreibt ſie der Schwachheit dieſes Königes gegen die Königinn von England zu, welche ihm zu Füſſen gefallen ſeyn ſoll, (f) und gegen die Frau von Maintenon, welche gar zu vielen Antheil an dem Unglücke ihrer Freundinn genommen.

Allein, es iſt ganz gewiß, daß Ludwig bey ſich ſelbſt keinen Augenblick angeſtanden hat, daß er den Prinzen von Wallis aus eigener Bewegniß, aus Großmuh, aus Mitleid, ja vielleicht auch aus Vergnügen einen König zu machen, erkannt hat.

Er verfertigte dieſe Acte der Souverainität, erſtlich den 16 September, und der Tractat der großen Allianz war bereits den 7 September unterzeichnet worden. Es iſt wohl wahr, daß das engländiſche

(f) Man ſehe die ehrenrührige Schrift nach, welche er wider mich unter dem Titel: Supplement au Siecle de Louis XIV. geſchrieben hat.

ländiſche Parlament denſelben noch nicht beſtätiget hatte; allein **Wilhelm** war von der Einwilligung der Nation ſo überzeuget, daß, als er erfahren, **Ludwig** habe ſechs Millionen geſchickt, um beyde Kammern zu beſtechen, er geſaget hat: deſto beſſer! ſo hat er den Krieg über dem Halſe, und wir haben ſein Geld. Dieſer Schriftſteller ſaget auch vergeblich, es hätten ihn gewiſſe Mitglieder dieſes Parlaments verſichert, daß ohne dieſe Unbedachtſamkeit, England neutral geblieben wäre. **Wilhelm** hatte bereits in allen Herzen den Haß gegen den franzöſiſchen Namen angefachet, und das ſo große Machtwort, die **Freyheit von Europa**, hören laſſen. Wäre das Zugeſtändniß der königlichen Vorrechte an einen vertriebenen Prinzen, die Hauptbeſchwerde der Engländer geweſen, ſo hätte ſich dieſelbe durch **Ludwigs** Erklärung gemildert: daß dieſe Erkenntniß dem ryswickiſchen Frieden in nichts hinderlich ſeyn ſollte. Der **Prinz von Wallis** überkam nur einen leeren Titel; er war König, in demſelben Verſtande, wie der König von **England** König von Frankreich iſt. Und die Engländer hätten ihm gar gern erlaubet, in dem Vorgemache zu **Verſailles** zu regieren: iſtâ ſe jactet in aula!

Das vierte Hauptſtück.

Urſachen von Frankreichs Unglücke.

Wilhelm folgete ſeinem Schwiegervater bald nach. Er ließ den Jagon über ſeine Krankheit, unter dem Namen eines Geiſtlichen um Rath fragen. Der Arzt, welcher gar nichts argwöhnete, antwortete: dieſer Pfarrer möchte ſich nur immer zum Tode bereiten. Als Ludwig die Nachricht hiervon empfieng, ſagete er den Hofleuten kein Wort davon, und bezeugete auch keine Freude darüber. Er glaubete, er würde von ſeinem grauſamſten Feinde erlöſet, und er verlohr an ihm den gemäßigteſten.

Er hätte die Ligue ſtören können, nachdem der Prinz todt war, der die Seele davon war; wenn er nur die Holländer davon abgezogen hätte, die über den Tod ihres Rathgebers und ihrer Stütze untröſtlich waren. Es ſey nun, daß er ſeine Feinde verachtet, oder daß er geglaubet, eine Mäßigung, die man der Furcht zuſchreiben möchte, würde ſeiner königlichen Würde nachtheilig ſeyn; ſo enthielt er ſich ſowohl aller Unterhandlungen, als aller Feindſeligkeiten. Die faſt ganz unnütze Allianz mit dem Churfürſten von Bayern, ward dem Bündniſſe mit den vereinigten Niederlanden vorgezogen, welche nicht anders Gränzplätze erwarteten, als von ihrem Heldenmuthe und von ihrem Gelde.

Nachdem er nun einem freyen Volke mit Gleichgültigkeit begegnet hatte, ſo verfuhr er mit den unum-

unſchränkten Beherrſchern auf eine hochmüthige Art. Er drohete den Staaten des deutſchen Reiches, er wolle gegen diejenigen Fürſten, die ſich wider ihn erklären würden, ein Kriegsheer ſchicken; welches alles in Blut und Flammen ſetzen würde. Deutſchland erinnerte ſich aller derer Grauſamkeiten, die in den oberrheiniſchen Provinzen waren ausgeübet worden, und glaubete: das ſicherſte Mittel, neueren dergleichen vorzubeugen, wäre, daß man die alten rächete. Ludwigs Drohungen richteten dasjenige aus, was Leopolds Bitten nicht bewerkſtelligen konnte. Sie vereinigten alle Kreiſe wider Frankreich, welche bis dahin geſaget hatten, das Reich brauchte ſich in die Händel des Kaiſers nicht zu mengen.

Bayern und Cöln blieben indeſſen auf ſeiner Seite. Dieß waren zwar eifrige Freunde, aber ſchwache Bundsgenoſſen, die mit der Reichsacht bedrohet, und gar bald aus ihren Staaten vertrieben wurden; ſie entrunnen der Ahndung des Reichstages, um dem Reichshofrathe in die Hände zu fallen, welcher ſie ſeitdem ohne fernere Umſtände, ſo, wie ohne Billigkeit, abſetzete.

In England ward die Königinn Anna, Wilhelms Thronfolgerinn, und ſetzte alle ſeine Anſchläge fort. Ihr wider Frankreich aufgebrachter Staatsrath, flößete allen ihren Bundsgenoſſen gleichen Eifer ein: und der Krieg ward Ludwigen und Philippen von allen Seiten angekündiget.

Unſere Nachtheile in Italien prophezeiheten uns noch größere Unglücksfälle. Die Zeit war nunmehr vorbey, in welcher Ludwig, wenn er aus

Versailles abreiſete, ſagen konnte: Ich will nur die und die Stadt erobern, und den und den Tag bin ich wieder hier. Er ſtellete ſich nicht mehr an die Spitze ſeiner Heere; er zog nicht mehr mit derjenigen Verwägenheit zu Felde, worüber Europa erſtaunet war; als er aus Mangel der Lebensmittel das Feld verlaſſen mußte, und dennoch ſeinen Feinden den Tag und die Stunde ſeines Abzuges meldete, damit ſie ihn verfolgen möchten, wofern ſie das Herz dazu hätten.

Sein Enkel zeigete gleich Anfangs die Eigenſchaften eines kriegeriſchen Prinzen. Er reiſete von Madrid ab, um ſeine italiäniſchen Staaten zu vertheidigen. Als der Cardinal Portocarrero und ſein ganzer Staatsrath ihm geſchrieben hatten: ſie beſchwören ihn, dieſe Reiſe nicht zu thun, gab er zur Antwort: er würde ihnen von dem Borte ſeines Schiffes antworten. Allein er erſuhr mit einer heldenmüthigen Verzweifelung, daß ſchon eine Stunde vor ſeiner Ankunft, der General Visconti bey Santa-Vittoria durch den Vendome war geſchlagen worden, welcher an des Villeroi Stelle getreten war, den man bey Cremona zum Gefangenen gemachet hatte.

Bey der Schlacht von Luzara, ſtellete er ſich an die Spitze einer Compagnie Gens d'armes, und ſuchete die gefährlichſten Stellen. Eugen ward überwunden, ſo viel ſolches möglich war. Die Nachrichten welche man nach Verſailles ſchickete, ſageten nicht, daß er gewichen ſey, ſondern ſich zurück gezogen habe. Man ſchätzete ihn auf unſerer Seite

eben

eben so hoch, als er uns schätzete: suchet nur, schrieb er an einen gewissen General, die Franzosen zu schlagen: denn den Garaus kann man ihnen nicht machen.

Als nun Ludwig, seinen Kriegsheeren nicht mehr durch seine eigene Gegenwart Muth machte, so suchete er sie von seinem Cabinette aus zu lenken. Daher kamen diejenigen festbestimmten Vorschriften, die aus einem Feldherrn eine bloße Maschine machen. Alle Augenblicke ward der Muth dem Befehle unterthan, und die guten Gelegenheiten mußten dem Gehorsame weichen. Einer solchen Einrichtung aber hatte er gewiß in jenen Zeiten seine glückliche Erfolge nicht zu danken, als er zu einem Officier, der zum Kriegsheere abgieng, sagete: Saget dem Herrn Türenne, ich möchte doch zuweilen auch gern wissen, was er im Sinne hat zu thun.

Die Kriegsplane wurden fernerhin von keinem mehr untersuchet, als vom Könige selbst, und seinem Minister: welcher, da er selbst nicht im Stande war dergleichen zu entwerfen, dergleichen von seinen guten Freunden foderte; die sich ihrer seits wieder bey geschickten Freunden Raths erholeten. Aus Ludwigen konnte man nichts herausbringen; Chamillard sagete allen Menschen, alles was sie wissen wollten: und die den Feldherren ertheileten Befehle kamen oftmals an eben demselben Tage bey dem Eugen und Marlborough, erstlich durch das allgemeine Gerüchte, dann durch gemeine Correspondenten an.

Den Gebiethigern unsers Kriegesheeres waren sonder Zweifel solche Befehle, die ihnen nicht freye Hand ließen, sehr nöthig. Man mußte den Stolz der Vendomen niederschlagen, der Unfähigkeit des Königes von Spanien aushelfen, die Vorsichtigkeit des Herzogs von Burgund anreizen, den Zerrüttungen vorbeugen, welche aus der Eifersucht der Feldherren entstanden waren; man mußte auf die Unerfahrenheit des de la Feuillade ein wachsames Auge haben, dessen ganzes Verdienst darinnen bestand, daß er des obersten Staatsraths Eidam war; auf den Tesse, welcher niemanden zu schlagen wußte, als die Hugonotten im Vivaresischen; auf den Marsin, der sonst nichts besaß, als Tapferkeit, und auf den Villeroy, zu welchem die Soldaten kein Zutrauen hatten.

Allein man fragete sich einander: warum denn Catinat, Feuquieres, Vauban und Conti, welche alle mit eigenen Schwingen fliegen konnten, sich entweder auf ihre Güter begeben hätten, oder doch zu Paris in keinem Ansehen stünden? Der Prinz Conti, welcher sich bey Steinkerken und Nervinden hervorgethan hatte, ward von dem Heere angebethet. Als einsmals jemand zu der Frau von Maintenon sagete: das ganze Königreich beschwerete sich, daß ein so tapferer, weiser und beliebter Feldherr, dessen Namen ganz allein die niedergeschlagenen Gemüther aufrichten würde, in einer Art

von

von Verachtung lebete? antwortete ihm dieselbe: „Es „ist wahr, man kann den Verdiensten des Prinzen „Conti nichts hinzusetzen; man betrachte ihn auf „welcher Seite man wolle, so ist er der vortrefflichste „Mann in Frankreich. Allein, der König kann „sich nicht entschließen, das oberste Befehlshaber„amt bey seinen Heeren einem Prinzen vom Geblüte „zu geben. Jedoch, versetzete man, hat denn „der König die aufgefangenen Briefe schon „ganz vergessen? Und ist nicht dasjenige, „was man für eine Staatslist ausgeben will, „bloß eine Wirkung der Rachgier?

„Nein, nein! erwiederte sie: wofern der Prinz „dieses denkt, so thut er dem Könige groß Unrecht. „Alles was der König thut, das thut er recht. Er „hat alles vergeben; und er vergiebt niemals nur „halb und halb. Allein, die Wahrheit zu sagen, „er ist überzeuget, daß es für den Staat und für „seine eigene Person gefährlich sey, den Prinzen vom „Geblüte ganze Kriegesheere anzuvertrauen. Wir „müssen uns vor solchen Leuten hüten, die durch ihre „Thaten fast eben so groß werden können, als der „König durch seine Würde ist. Dergleichen po„litisches Mistrauen, erwiederte der Bischof von „Agen, welcher dieses Gespräch anführet, mag „vielleicht ehemals der Klugheit gemäß gewe„sen seyn: allein anizt stehet die Obergewalt „auf so festem Fuße; das Volk ist so unter„würfig, und die Großen sind so sehr gedemüthi-

„müthiger, daß es faſt etwas verhaßtes zu „ſeyn ſcheint, wenn man in die Treue eines „Prinzen ein Mistrauen ſetzet.„ Das iſt wahr, erwiederte die Frau von Maintenon, „allein Hr. „von Louvois hat dieß alles dem Könige damals, „als es noch nützlich war, ſo feſt in den Kopf geſe„tzet, daß man auch anitzt noch dabey bleibt, un„geachtet es nicht mehr nöthig iſt.„

Die Andacht arbeitete eben ſowohl, als das Mistrauen, an der Wahl ſchlechter Feldherren. Der frömmſte ward dem geſchickteſten vorgezogen. Man glaubete, ein Befehlshaber, der oftmals zur Communion gienge, könnte auch wohl einem Heere den Segen Gottes zuziehen. Man ſtellete die eifrigſten Papiſten gegen den Ketzer Marlborough ins Feld; man erkundigte ſich eben ſo genau, ob der Feldherr auch fleißig in die Meſſe gienge, als ob er wachſam genug ſey, im Lager gute Mannszucht zu halten.

Diejenigen, bey denen die Tapferkeit, die Anzahl der Mannſchaft, und das Vertrauen der Soldaten, für die einzigen Gottheiten gelten, welche über Schlachten wachen, verſpotteten dieſe gottſeligen Geſinnungen. Diejenigen aber, welche die großen Grundſätze kannten, worauf dieſelben ſich ſtützeten, beklageten den König, daß er die Sache zu weit triebe. Man muß ſich auf die Vorſehung verlaſſen, und gleichwohl ſo handeln, als ob man nichts von ihr erwartete.

Die Verfolgungsſucht war noch eine anderweitige Urſache der Unglücksfälle dieſes Krieges. In der-

derjenigen Zeit, da man die Zuneigung aller Provinzen so nöthig hatte, verfolgete man die mittäglichen unter denselben. Eine junge Bäuerinn, die der Abt dû Chaylar ihrem Liebhaber entriß, bewaffnete die Camisarden wider ihrer aller Henker. Aus einem Liebeshandel ward ein Religionskrieg. Eine handvoll Banditen, (denn die Hugonotten verabscheueten diesen Aufruhr) verursachete die schädlichste Trennung unserer Waffen, machete zweenen Marschällen von Frankreich genug zu schaffen, und würde das ganze Vaterland zerrüttet haben, wenn England und Savoyen den versprochenen Beystand geleistet hätten. Ein Beckerjung unterstund sich mit Ludwigen dem XIV. als mit seines gleichen umzugehen. Ware es möglich, sich diejenigen Verbrechen gereuen zu lassen, die man aus Andacht begeht: so würde Cavalier ihn gelehret haben, wie gefährlich es sey, durch Edicte mit den Gewissen zu scherzen.

Die in Frankreich zurück gebliebenen Hugonotten, waren gleichwohl so furchtbar nicht, als diejenigen, welche hinausgegangen waren. Viele Tausende von Flüchtlingen, die zu dem engländischen und holländischen Kriegsheere übergegangen waren, lehreten sie die Franzosen schlagen. Verschiedene derselben wurden gefangen genommen, und Chamillard gieng mit ihnen, als Leuten um, die des Hochverraths schuldig wären. Der König aber, ungeachtet er ganz gewiß glaubete, daß sie es wären, scheuete die Wiedervergeltungen; und schleß sie weder vom Völkerrechte noch von dem Cartel aus.

Die

Die Niedergeschlagenheit aller Stände des Staates, und das Misvergnügen einiger derselben, war eine abermalige Quelle unserer Widerwärtigkeiten. Das Volk war den Pachtern, die Kirche den Jesuiten, und die Großen den Staatsministern übergeben. Endlich sah der König ein, daß man, indem man Ehre erjaget, oftmals das Herz der Unterthanen darüber verliere. Kein Mensch liebete ihn wirklich, als seine Besoldeten: und diejenigen, die das Vaterland vertheidigen mußten, wußten kaum ob es noch eines gäbe. Man fragete einander: was denn dieser Krieg die ganze Nation angienge? Und Fenelon schrieb sogar, daß der König gewissensbalber diesen Krieg auf seine eigene Kosten führen sollte: weil er ihn bloß seiner Familie zum Besten führete.

Diese an Tugenden so unfruchtbare Zeit, brachte gleichwohl einige treffliche Bürger hervor. Z. E. den Villars, welcher wie er selbst sagete, nichts so sehr liebete, als das Geld der Feinde; und eben so fähig war, guten Rath zu ertheilen, als Schlachten zu gewinnen. Den Vauban, welchen sein Verdienst erhoben hatte, der aber durch Hofcabalen von den Kriegesheeren entfernet ward; und welchen sein königliches Zehend eben so sehr verewigt, als seine Vestungen. Den von Zurelles, dessen aufrichtiger und freymüthiger Character sich in derjenigen Antwort zur Gnüge zeiget, die er dem Könige ertheilete; als ihn derselbe über seinen ehlosen Stand

Stand zum beſten hatte: Ich habe noch kein Frauenzimmer gefunden, deren Mann ich ſeyn möchte; und keine Mannsperſon, deren Vater ich ſeyn möchte. Ferner den Bouflers, welcher das Herz hatte in einer Monarchie die Tugenden eines Republicaners zu zeigen, und der ſich eben ſo viel Ruhm erwarb, wenn er gehorchete, als andere es ſich zur Ehre ſchätzeten, unter ſeinem Befehle zu ſtehen. Den Noailles, welcher in derjenigen Zeit Dienſte begehrete, in welcher unſere gebiethenden Kriegsleute ohne allen Ehrgeiz und ſonder Hoffnung waren; und zwar in einem Lande, allwo es ſchon ein herrlicher Ruhm war, wenn es den Waffen nur nicht mislung.

Das

Das fünfte Hauptstück.

Der Herzog von Orleans. Belagerung von Turin.

Die zwey ersten Jahre waren voller theils glücklichen, theils unglücklichen Erfolge gewesen. Im 1704ten Jahre änderte sich die Gestalt von **Europa**. Deutschland ward in einem Augenblicke von allen Franzosen frey. Spanien ward von den Portugiesen fast ganz erobert, welche zu dem großen Bündnisse getreten waren, und dessen Heere durch die Engländer und Holländer verstärket wurden. Der **Erzherzog Karl** nahm den Königstitel an, und die Schlacht bey **Hochstädt**, welche man auf eine so unvernünftige Weise lieferte, und mit so verzagtem Muthe unterstützete, brachte uns um hundert Meilen Land, und trieb uns von der **Donau** bis an den **Rhein** zurück.

Der **Churfürst von Bayern**, **Tallard** und **Marsin** klageten einander wechselsweise über dieser Niederlage an; deren Folgen so unglücklich, und deren Umstände so schimpflich waren. **Villars**, der einzige Mann, welchen man dem **Marlborough** entgegen setzen konnte, war verurtheilet worden, sich mit dem Cavalier zu schlagen, weil er sich mit dem Churfürsten entzweyet hatte.

Der

Der König erhielt diese Nachricht mit so vieler Standhaftigkeit, als Erstaunen. Allein, als alle andern aus dem Zimmer gegangen waren, gestund er der Frau von Maintenon: er wäre niemals so bewegt gewesen. Sie sagete ihm: man müsse sich unter die gewaltige Hand Gottes demüthigen. Ach! erwiederte er, Madame! dreyßig Bataillonen Franzosen zu Kriegsgefangenen! Den Abend zuvor hatte einer von unsern Soldaten zum Prinzen von Baden gesaget: ich habe die Ehre ein Franzos zu seyn. *

Der P. la Chaise hatte sich auf eine Trostrede gefaßt gemachet. Als der König ihn herein kommen sah, sagete er zu ihm: Mein Pater, man ist nicht allezeit glücklich. Gott strafet unser Frankreich; man muß sich seinem Willen unterwerfen. Uebrigens spürete man an ihm keine Veränderung in der Lebensart, keine Bewegung in den Gesichtszügen, keine Schwachheit im Reden. Er tröstete die Wittwen; er dankete dem Marsin, daß er nicht alle Hoffnung hatte fahren lassen, die Sachen wieder zu rechte zu bringen; kurz, niemals hatte er so groß zu seyn geschienen.

1705.

Das folgende Jahr war für Frankreich vortheilhafter; für Spanien aber nachtheiliger. Nice und Ville-Franche, zweene wichtige Plätze, wurden erobert. Der Sieg bey Cassano ward dem Prinzen Eugen durch den Vendome mit Vortheile

* S. am Ende dieses Theils die neukirchische Ode.

theile ſtreitig gemachet; Champagne ward vom Villars, welchen Marlborough ſich nicht getrauete anzugreifen, vor einem Einbruche geſichert. In Flandern ward Huy erobert, und wieder verloren; Dieſt eingenommen und behalten, und das Kriegesheer erhalten.

Allein in Spanien hob Teſſé die Belagerung von Gibraltar auf; die Portugieſen nahmen einige Städte weg; Barcelona ergab ſich an den Ertzherzog; Gironna erklärete ſich auch für ihn. Die Zahl der Anhänger Oeſterreichs vermehrte ſich: und die Spanier verdroß es mehr, daß die Ketzer ihre Kirchen entweiheten, als daß man ihren König vom Throne ſtieß.

Der Churfürſt von Bayern nahm ſich vor, den Winter in Paris zuzubringen, um mit dem Könige den Operationsplan auf den künftigen Frühling abzureden. Dieſer Entſchluß ſetzete alle guten Freunde des Miniſters in Bewegung. Er wird ſich beſchweren, ſagete man, daß man ihm in dem letzten Feldzuge ſchlecht gedienet; er wird hieran die Wahrheit reden, und dieſe Wahrheit wird den Chamillard ſtürzen. Indeſſen wünſchete der König ſehr, ſich mit dem Churfürſten ſelbſt zu unterreden, welcher nur eingeladen zu werden begehrte.

Man kannte Ludwigs ſchwache Seite; man machete ihm weis, der Churfürſt von Bayern begehre einen Armſeſſel, woran er doch niemals gedacht hatte. Schlüge man ihm nun denſelben ab, ſo würde er ſolches für einen Schimpf annehmen;

ge-

geſtünde man ihm aber denſelben zu, ſo würde Europa den König von Frankreich einer Schwachheit beſchuldigen. Folglich überließ man lieber das Kriegsheer in Flandern, dem Unterrichte des Chamillard, und den Fehlern des Villeroy. Als der Churfürſt dieſen kleinen Hofſtreich erfahren hatte, hat er geſaget: bey dem Könige von England ſitze ich nur auf einem Feldſtuhle. Ich würde den König von Frankreich mit dergleichen Kindereyen des Ceremoniels nicht beſchweret haben. Ehre und Tugend ſitzen allenthalben bequem.

Die Schlacht bey Ramelies ward faſt eben ſo geſchwinde verlohren, als geliefert, ungeachtet die Leibwache des Königs ſich alle Mühe gab: welche ſiegreich war, keinen Beyſtand bekam, ins Gedränge, und in Unordnung gerieth, ſich doch wieder ſammlete und endlich in guter Ordnung zurückzog. Alle andern flohen, zerſtreueten ſich, warfen ſich in Städte, und wehreten ſich ſchlecht darinnen.

Alles ſchrie einhällig über den Marſchal von Villeroy. Frau von Maintenon ſelbſt, die doch ſeine beſte Freundinn war, beredete den König, welcher zwiſchen ſeinem Lieblinge und dem gemeinen Weſen im Zweifel ſtund, ihn dem Beſten des Staates aufzuopfern; indem ſie ihn als den unvorſichtigſten General vorſtellete.

Als nun Villeroy zurück gerufen ward, ſchob er alle Schuld auf den Chamillard. Damit ihn nun der König dem Geſpotte der Hofleute nicht ausſetzen möchte, ſo verhörete er ihn allein, wollte aber

seine Entschuldigungen nicht hören. Der Marschal, welcher über dem allg[illegible]meinen Vorwurfe der Untüchtigkeit außer sich gerieth, verwarf alle Gnade seines Herrn, und beschwerete sich auf eine so bittere Weise, daß er in eine Art von Ungnade fiel.

1706 den 19. April.

In Italien gieng es mit unsern Sachen besser. Der Herzog von Vendome schrieb an den König: Ich werde den Feind schlagen; und den folgenden Tag überfiel er bey Calcinato den Grafen Reventlau, einen dänischen General, legte ihm drey tausend Mann auf den Platz, machte acht tausend zu Kriegsgefangenen, und verlohr von den seinigen nur sieben hundert Mann. Voller Anschläge und Hoffnungen befahl man ihm aus Italien zu gehen, um in Flandern die Stelle des Villeroy zu ersetzen. Er reisete also ab, und Italien gieng verlohren; ohne daß Flandern wäre zurück gewonnen werden.

Man berathschlagete sich lange Zeit, wen man an seine Stelle schicken würde. Der Herzog von Orleans schien zwar geschickt zu seyn, das Kriegsheer zu trösten, welches den Herrn von Vendome sehr bedaurete. Allein seine ungebundene Lebensart hatte ihn bereits des Befehlshaberamts beraubet. Seine schwelgerische Hofstatt zu St. Cloud bestund aus philosophischen Witzlingen, die durch ihre Liebshändel berüchtiget waren; aus dem de la Fare, Hauptmann seiner Leibwacht, und Schiedsrichter sen er

Wol-

Wollüſte; aus dem Abte Grancey, ſeinem Almoſenier, welcher ihn mit Gaſſenliedern aufmunterte, und ihm mit Meſſen gar nicht zur Laſt fiel; aus dem Vicomte von Polignac, und dem Marquis von Nele, deren Frauen ſich wider alle Andacht verſchworen hatten; aus dem D'Effiat, dem Semiane, dem Clermont, dem Conflans, lauter jungen Wollüſtlingen, die ihres Herrn Affen waren; aus dem Fontenelle endlich, welchen die Vertraulichkeiten dieſes Prinzen gar zu ſehr kützelten, als daß er nicht zuweilen mit ihm die Schwarzkünſtler hätte zu rathe ziehen ſollen; und welcher, da ihm ſo vielerley ruchloſe Tiſchreden oftmals zum Abſcheu wurden, einsmals ſagete: Wahrlich! für Edelleute ſind dieſes ſehr niederträchtige Scherzreden.

Die Unordnungen dieſes kleinen Hofes blieben dem Könige nicht unbekannt. Er verwies ſeinem Neffen oftmals dieſe Art von Wuth, welche alle Mütter des Quartiers St. Honore in Furcht und Zittern ſetzete; und ihn bald an Oerter trieb, die der Gottſeligkeit geweihet ſind, bald in andere, die der ungezähmteſten Geilheit beſtimmet waren.

Man hatte den Abt Du Bois im Verdachte, er habe ſich nur verheirathet, um dem Prinzen eine ehrliche Frau zuzuwenden; dieß glaubete man, nicht auf gute Beweiſe, ſondern, weil man einem Menſchen alle Schandthaten zutrauete, welcher einsmals geſaget hatte: Der Tag, wenn ich werde Prieſter werden, wird der erſte ſeyn, da ich das Abendmahl empfangen werde. Der Po-

lizeylieutenant stellete um diejenigen öffentlichen Häuser herum, in welchen der Herzog von Orleans seine Zeit zubrachte, eine Rotte Nachtwächter, welche hinterbringen mußte, was er gemachet hatte, und die für seine Sicherheit wachete. Wahrlich! es war dem Könige nicht zu verargen, daß er seine Kriegsheere lieber einem ehrlichen Manne anvertrauete, als diesem jungen Prinzen.

Den Herzog von Orleans verdroß es, daß er nichts zu thun bekam; er ließ seinen Zorn durch allerley vernünftige Anmerkungen über die Fehler der Generale aus; und tröstete sich, nebst den Prinzen Conde und Conti, mit dem Unglücke anderer Prinzen vom Geblüte: denn er stellete sich, als hielt er dieses für die einzige Ursache des Ausschlusses.

Gleich anfangs misfielen dergleichen aufrührische Reden; mit der Zeit aber fand man sie so billig, daß man hoffete: ein Prinz, der so viel wichtige Sachen ersinnen könnte, würde auch wohl einige ausrichten können. Der König zog ihn also wegen der Stellung des Kriegsheeres in Flandern zu Rathe. Der Herzog von Orleans antwortete: man würde geschlagen werden, wofern man sich angreifen ließe. Die Unordnung, worinn man bey Ramelies gerathen war, bestätigte die Richtigkeit dieser Beobachtung, und machete seinen Vätter schlüssig, sich seiner zu bedienen. Allein man soderte zugleich von ihm, wo nicht mehrere Reinigkeit in Sitten, doch wenigstens mehrern Wohlstand. Als er sich einsmals gegen die Frau von Maintenon, über die ungemeine Kaltsinnigkeit des Königes beschwe-

schwerete; sagete ihm dieselbe: Eure unmäßigen Liebeshändel sind die einzige Ursache davon. Er ist überaus strenge in diesem Puncte, und Eure königl. Hoheit leben so gar sehr lüderlich, daß sich auch die Allergelindesten daran ärgern.

Der Herzog von Orleans erwiederte: er kenne keine Leidenschaft, die er dem Könige nicht aufopfern wollte; die Begierde, ihm zu gefallen und ihm zu dienen, sey die stärkeste, die in seinem Herzen wallete. Frau von Maintenon hielt ihn beym Worte, und fragete ihn: ob er ihm wohl die Sery aufopfern wollte? welche er damals mit eben so vielem Aufsehen, als mit Standhaftigkeit liebete. Diese Worte erwecketen in ihm eine Empfindung von Redlichkeit. Er schämete sich, in den Lüsten vergraben zu liegen; er scheuete sich einerley Schande mit seiner Buhlerinn zu tragen; und die Liebe verstummete vor der Begierde nach Ruhme.

Frau von Maintenon nahm sein Stillschweigen für eine Einwilligung an, und setzete hinzu: Weil sie diesem Mädchen entsagen, so wird ihr Frieden mit dem Könige bald gemachet seyn. Die Frau von Dangeau ward herbey gerufen: man lobete den Prinzen; man gab ihm Feder und Dinte, und erhielt von ihm einen förmlichen Abschied an die Sery. Den Augenblick darauf reisete Frau von Dangeau nach Paris, begab sich zu dieser Buhldirne, und übergab ihr in Gegenwart einer großen Gesellschaft, den Brief des Prinzen. Die verjagete Sery begab sich in ein

Kloster und sagete allen Menschen, sie hätte zuerst gebrochen.

Der König schmäuchelte sich, daß dieses erste Opfer, welches sein Neffe den guten Sitten brächte, eine ordentlichere Aufführung nach sich ziehen würde; und belohnete ihn dafür durch das Commando in Italien. Der Herzog von Orleans empfing diese Zeichen des Zutrauens mit unsaglicher Freude: der Hof und die Stadt billigten diese Wahl, und das Kriegsheer glaubete, nunmehro wäre es unüberwindlich.

Der König aber, welcher dafür hielt, der Prinz möchte doch wohl, bey aller Fähigkeit ein großer Feldherr zu seyn, noch nicht die Erfahrung eines großen Feldherrn haben, unterwarf ihn sehr genauen Befehlen: welche so eingerichtet waren, daß sie dem wilden Feuer eines Heldenmuthes Einhalt thun mußten, und nur darzu dieneten, alle seine Unternehmungen rückgängig zu machen.

Der Geschichtschreiber des Herzogs von Orleans schrieb diese Befehle auf die Rechnung der Frau von Maintenon, welche gar zu viel Gefälligkeit gegen die Herzoginn von Burgund gehabt: die, da sie von der Geschicklichkeit des neuen Feldherrn überzeuget gewesen, den Fall ihres Vaters für ausgemacht gehalten, dafern man dem Herzoge von Orleans nicht die Hände bände.

Es ist wahr, daß diese Prinzessinn sich über die ersten argwöhnischen Gedanken gegen den Herzog

von

von Savoyen überaus betrübete: sie schien auch sehr beunruhiget zu seyn, als man ihr meldete, daß der König befohlen hätte, seine Truppen anzuhalten, und zu entwaffnen. Ihr Vater mochte siegen, oder geschlagen werden, so hatte sie allemal Ursache zum Weinen; entweder über ihre eigene Familie, oder über diejenige, in welche sie aufgenommen war. Die Hofleute, welche Augenzeugen von dieser Betrübniß waren, glaubeten, sie vergösse diese Thränen mehr als eine Savoyerinn, denn als eine Französinn: und daher entstund das ehrenrührige Gerücht, welches von dem gemeinen Manne so begierig aufgefangen ward, und von den Geschichtschreibern auf uns gebracht ist. Frau von Maintenon, welche dessen ersten Ursprung kannte, sagete oftmals zu ihr: Gnädigste Frau, wofern Sie sich nicht zwingen, so wird Ihnen dieses Land zu einer Hölle werden.

Die Zuneigung dieser Herzoginn gegen Frankreich wuchs mit den Jahren. Von eilf Jahren war sie aus Turin gekommen, und hatte ihr Vaterland sowohl, als ihres Vaters Haus vergessen. Ihre Kinder mußten ihr ebenfalls dasjenige Land beliebt machen, wo dieselben dereinst herrschen sollten; und ihre Briefe weisen aus, daß sie die zärtlichste Mutter von der Welt gewesen. Die Gütigkeit des Königes, an dem sie sich nicht satt sehen konnte, und der sie nicht überdrüßig ward, war ein neues Band: und endlich würde ihre Liebe gegen die Königinn von Spanien sie auf die Seite ihrer Schwester gegen einen Vater gezogen haben,

der sie vom Throne stürzen wollte, gesetzt, daß auch sonst keine wichtigern Gründe auf ihr Herz gewirket hätten.

Dem sey wie ihm wolle, wer da glauben wollte, daß die Frau von Maintenon einen Augenblick zwischen dem Herzoge von Savoyen, und dem Könige hätte unschlüßig bleiben können; wer da sagen wollte, sie hätte aus Achtung oder Mitleiden gegen die Herzoginn von Burgund, Turin gerettet, der würde eine Thorheit behaupten, welche auch die stärksten Gründe denen Dumköpfen nicht aus dem Sinne bringen würden, die dieselben zugeben. Ludwig hielt seinen Neffen durch den Marschal von Marsin in Banden, weil er dem Heldenmuthe eines jungen Menschen und der Vorsichtigkeit eines Generals trauete, der nicht nur zween Feldzüge gethan und Betrachtungen angestellet hatte. Man kann es ihm verargen, daß er schlechte Befehle ertheilet hat, aber nicht, daß er gemessene Befehle gegeben.

Den 1sten Julius.

Der Herzog von Orleans reisete mit Schulden beladen, die er zum Besten des Staates gemachet hat e, von Paris ab. Als er nach Turin kam, sah er die Arbeiten der Belagerung, und daß sie sehr übel eingerichtet wären. Dieser Ort ward da angegriffen, wo er am stärksten war; man warf nicht eine einzige Bombe hinein; indessen daß die Belagerten einen Feuerregen auf das französische Lager warfen, und ihre Mörser die Laufgräben mit einem

einem Hagel von Steinen erfülleten. Feuillade hatte dieſe ſchöne Anſtallten gemachet; und auch dieſes ſchrieb man der Herzoginn von Burgund zu. Man ſagete: Feuillade hätte verwägene Empfindungen gegen dieſelbe geäußert; er hätte ihr ſeine Flammen nicht entdecken dörfen, und ſuchete ihr dieſelben dadurch zu verſtehen zu geben, daß er die Hauptſtadt ihres Vaters rettete.

Der Herzog von Orleans fand ein ſchlecht verſorgetes Kriegsheer, welches durch Krankheiten verheeret, übel ausgerüſtet und ſehr ſchwach war. Des Feuillade Heer, welches eigentlich die Belagerung führete, lebete im Ueberfluſſe: denn Chamillard, deſſen Schwiegerſohn er war, hatte alle mögliche Sorgfalt und Aufmerkſamkeit dafür angewandt! Der Herzog von Orleans foderte vom la Feuillade, zwanzig Bataillonen: und dieſe Verſtärkung ſetzete ihn in den Stand, daß er dem Prinz Eugen widerſtehen konnte, welcher in das Piemonteſiſche eindrang, um Turin mit Lebensmitteln zu verſehen. Er kam eher als derſelbe, in die Gegenden des belagerten Orts. Es verdroß ihn daß die Belagerung noch nicht weiter gekommen war, als ſie 2. Monathe zuvor geweſen; kein Anfall war gelungen. Alle Batterien waren am unrechten Orte angeleget: diejenigen Werke, die man am meiſten bedrohete, waren noch alle unverletzet. An Muthe fehlete es den Soldaten nicht; aber dem Befehlshaber fehlete es an Geſchicklichkeit. Feuillade entſchuldigte ſich mit der Schwächung ſeines Heeres, weil er dem Herzoge von Orleans

Beyhülfe schicken müssen, und mit der Unwissenheit der Ingenieurs. Allein man zweifelte gar nicht, daß die Belagerten nicht in einem Vernehmen mit unserm Lager stunden, und von allen unsern Anschlägen nicht Unterricht haben sollten.

Der König berathschlagete sich über dieser Belagerung mit dem alten Vauban, welcher ihn bath, er möchte ihn das Werk treiben lassen. Der König sagete ihm: Aber, mein lieber Herr Marschall, bedenkt ihr auch, daß dieß Geschäfft zu geringe für euch ist? Vauban antwortete: Allergnädigster Herr, meine Würde bestehe darinn, daß ich dem Staate diene. Ich will den französischen Marschallsstab hier draußen vor der Thüre stehen lassen; und vielleicht kann ich dem Herzoge de la Feuillade die Stadt erobern helfen. Den folgenden Tag meldete sich dieser Mann von neuem, welcher die Ehre darinn suchete, daß er die Ehre ausschlug: und man wollte aus lauterer Hochachtung seiner nicht. Ihrer königl. Hoheit, der Herzoginn von Burgund, welche diesen Ausschlag gleichwohl nur mit dem ganzen Hofe zugleich erfuhr, ward dießesmal wiederum Schuld gegeben, sie hätte diesen Anschlag der Frau von Maintenon, und durch diese dem Könige, eingegeben.

Der Prinz Eugen beschloß gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Savoyen, welcher zu ihm gestoßen war, den Herzog von Orleans anzugreifen. Die Befehle, welche sie beyde auf den folgenden Tag ertheileten, gaben zu erkennen, daß sie

ſie entweder aus dem Lager, oder von Verſailles aus bereits wußten, daß Marſin Befehl hatte, ſie in ſeinen Verſchanzungen zu erwarten. Der Herzog von Orleans ſtellete vor, die Verſchanzungen wären in der Eile gemachet, das Kriegsheer wäre durch die vielen Poſten geſchwächet, die man beſetzen müßte; und der Rückzug wäre unmöglich, daſern die Linien überwältiget würden. Die alten Officierer wiederholeten eben dieſe Gründe. Allein ſogleich zeigete Marſin den königl. Befehl, worinnen verbothen war, eine Schlacht zu ſuchen. In dem ganzen Kriegsrathe erhob ſich ein einſtimmiges Geſchrey von Verdruß. Der Herzog von Orleans ſagete: Nun! ſo wollen wir uns denn aus lauterm Gehorſame erwürgen laſſen! Konnte er auch wohl den Ausgang über ſich nehmen? Zwar, ein Sieg hätte ihn bey dem Könige, und eine geringere Niederlage vor den Augen der Welt gerechtfertiget: allein er hielt dafür, ſeine furchtbareſten Feinde wären nicht die, welche in ſeinem Lager waren.

Den folgenden Tag ward er angegriffen: alles, was er voraus geſehen hatte, geſchah; die Linien wurden überwältiget; die in den verſchiedenen Poſten ausgeſtellete Mannſchaft ward einzeln niedergemetzelt; die Zerſtreuung war allgemein. Marſin ſuchete als ein Held zu ſterben, indem er ſich ſchämete, einen Schulfuchs vorgeſtellet zu haben. Der Herzog von Orleans, welcher von dem Blute der Feinde und ſeinem eigenen bedecket war, voll Verzweifelung, daß ſein Heer die Flucht ergriff, indem

dem er sein eigen Leben beschützen mußte, und mit seiner Hand alles tödtete, was ihm vorkam, ward endlich aus dem dicken Haufen herausgebrachet, und da er der Freundschaft nicht minder ergeben war, als der Ehre, so fragete er sogleich: ob auch der Abt de Grancey, welchen er zu seiner Seite fallen gesehen, noch lebete? und ob man ihm seine Wunden nicht noch vor dem Ende der Schlacht verbinden würde?

Die Zurückziehung dieses Heeres war eine Flucht. Das Geschütz und den Vorrath von Kriegs- und Mund-Provision mußte man im Stiche lassen. Man überlegete, ob man, um Italien zu retten, sich unter Casal ziehen, oder ob man um das Delphinat zu bedecken, nach Pignerol gehen sollte? Der Herzog von Orleans ergriff das letztere, und ward zweymal hintergangen. Man sagete ihm: der Herzog von Savoyen spönne den Krieg im Cevennischen von neuen an, und der Zugang nach Casal wäre mit sechs tausend Mann besetzet. Allein beyde Nachrichten waren eine so falsch als die andere. Diese Unbedachtsamkeit jagete uns aus dem Modenesischen, Mantuanischen, Meyländischen, und machete den Sieg ganz unnütz, welchen Medavy, zween Tage hernach, zu Castiglione, über den Prinzen von Hessen erhielt.

Indessen rückete es ihm der König so wenig vor, daß er Italien verlohren hätte, daß er ihn vielmehr darüber tröstete, daß er eine Schlacht verlohren hatte. Man empfieng den Herzog von Orleans eben so, als ob er gesieget hätte; alles drang

sich

ſich zu, ihn zu ſehen, und niemanden fiel es ſchwer, einen unglücklichen Helden zu loben. Allein anſtatt daß er ſeine Empfindlichkeit hätte mäßigen ſollen, ſo beklagete er ſich ohne Enthaltung, ſowohl über den la Feuillade, als über den Chamillard, und die Herzoginn von Burgund. Frau von Maintenon, welche er die Frau ſonder Fehler nannte, war ganz allein von ſeinen Klagen und Drohungen ausgenommen. Sie verband ſich auch ihrerſeits mit denen Feinden nicht, die er nach dieſem wider ſich bekam.

Indeſſen unterſtützete der Marſchall von Villars in Deutſchland die Ehre des franzöſiſchen Namens, ließ die Blockade von Fort-Louis aufheben, nahm Druſenheim und Hagenau durch ſeine Lieutenants weg, verheerete die Pfalz, richtete den verwägenen Anſchlag aus, ſich des Marquiſats Antwerpen zu bemeiſtern, und entwarf noch kühnere Streiche für den künftigen Feldzug. Allein, da er ſchwach, und, trotz allen erhaltenen Vortheilen, nicht ſehr furchtbar war; ſo konnte er nicht verhindern, daß die Churfürſten von Cöln und Bayern von dem Kaiſer Joſeph, dem Nachfolger ſeines Vaters Leopolds, und Erben ſeiner Anſprüche, ſeiner Herrſchſucht * und Gemüthsart, und

* Wie kann doch ein Schriftſteller, der von Ludewig dem XIV. ſchreibt, andern Potentaten die Herrſchſucht, als einen Fehler vorrücken? Iſt es denn nicht den Regeln der Politik gemäß, wenn man Nachbarn hat, die ſich auf alle Weiſe zu verſtärken und zu vergrö-

und seiner Staatsräthe, nicht hätten in die Reichsacht erkläret werden sollen.

Frankreich besorgete einen Ueberfall, und Spanien war bereits von fremden Völkern überschwemmet. Tesse hatte zu Gibraltar ein ganzes Kriegsheer zu Grunde gerichtet. Die Engländer und Portugiesen nahmen alle Städte ein, die sie nur anfielen. Zween geflüchtete Hugonotten hatten alle Ehre von diesem Feldzuge, welcher für Philippen den V. unglücklich ablief. Der erste war Mylord Graf von Galloway, ein Sohn des Marquis de Ruvigny, und dann der General Carle, ein Zögling von Wilhelmen. Der erste, welcher allezeit oberster Befehlshaber war, ist bekannt genug. Der zweyte war auf einem Dorfe im Cevennischen gebohren; er hatte sich durch seinen Heldenmuth und durch seine Geschicklichkeit zu den höchsten Würden empor geschwungen, indem er

zu

größern suchen, gleichfalls auf eine Vergrößerung seiner Macht zu sinnen; damit man dem andern gewachsen sey, und nicht von ihnen verschlucket, und unterdrücket werde? Und wer ist jemals mehr in den Umständen gewesen, als Leopold und Joseph? Die Vorsehung hatte sie in Zeiten gesetzet, da in Frankreich ein Kopf herrschete, der gern halb Europa unter sich gebracht hätte; der immer um sich griff, und in dem Succeßionskriege ganze Königreiche, Spanien, Neapolis, Sicilien, Mayland, die Niederlande, u. s. w. ans bourbonische Haus bringen wollte. War es denn nicht der Staatskunst nach billig, auch auf ein Gegengewicht bedacht zu seyn? Und doch hat das

Haus

zu einerley Zeit der Königinn von England, dem Könige von Portugal, und den Generalſtaaten diente, und allen dreyen eben ſo treu, als nützlich war. Ein ſolcher Mann verdienet wohl, daß man ihn aus derjenigen Vergeſſenheit ziehe, in welche oftmals auch die wichtigſten Verdienſte zurück ſinken, wenn ſie nicht von dem höchſten Stande unterſtützet werden. Er eroberte Alcantara; er führete die Belagerung von Salamanca; er vertheidigte Barcelona wider den König von Spanien: welcher deſſen Belagerung nach ſieben und dreyßig Tagen eröffneter Laufgräben aufhob. Er that den ſchönen Rückzug aus Andalouſien, welchen der Marſchall von Berwick ſo ſehr bewunderte, und hundert andere rühmliche Thaten (g), deren Erzählung in dem Munde ſeines Neffen verdächtig ſeyn würden, und denen nichts fehlet, als daß er ſie nicht ſeinem Vaterlande geleiſtet hat.

Der

Haus Oeſterreich mehrentheils durch gelindere Mittel, durch Heurathen, durch Erbſchaften, durch Wahlen, den Zuwachs ſeiner Größe befördert; außer, wenn es dem Türken auch durch die Waffen eins und das andre entriſſen. Man iſt alſo ſehr ungerecht, wenn man Kaiſer Joſephen ſolche Fehler Schuld giebt; ihm, der noch itzo bey jedermann den Ruhm eines der gütigſten, gerechteſten und löblichſten Kaiſer hat, die den Thron von Deutſchland beſeſſen haben; und an dem man nichts, als die Kürze ſeiner Regierung, zu bedauren weis.

(g) S. Tindals Continuation de Rapin Thoyras.

Der Erzherzog, welcher nunmehr Herr des beſten Theiles von Spanien war, geht nach Madrid. Der König und die Königinn ziehen hinaus. Das Volk war beſtürzet; die Grands ſchwören, ſie wollten dem Könige Philip treu bleiben; die Geiſtlichen ermahneten die Einwohner zu einem blinden Gehorſame. Alles zerfloß in Thränen, als man die Königinn, ohne Fahrzeug und ohne Gefolge abziehen ſah. Aller Herzen gaben ihr das Geleit bis Beslanga, einem Schloſſe vier und zwanzig Meilen weit von der Hauptſtadt, wohin ſie ſich verfügete. Dieſe Prinzeſſinn war voller Heldenmuth und Tugend; ſie beſtärkete die Unterthanen in ihrer Treue, und ihren Gemahl in ſeinen großmüthigen Geſinnungen. Hunger und Durſt zu leiden, und auf der harten Erde zu ſchlafen, ihre Kinder ſelbſt zu wiegen, ihre Juwelen zu verkaufen, ihre Bedienten abzudanken; das waren die äußerſten Umſtände, in welche ſie gerieth, ohne den Muth zu verlieren, und ohne ſich zu beklagen. Sie ſuchete allenthalben Hülfe; ſie ward eine Menge von Bauern an, und hätte ſie gern ſelbſt zum Gefechte geführet. Ein gewiſſer Miniſter beunruhigte ſie einsmals über dem glücklichen Erfolge des Erzherzogs. Sie antwortete: Wir haben noch Städte übrig. Allein, erwiederte er, wenn ſie uns dieſelben wegnehmen? Sie antwortete: und wann ſie mich dann aus der allerletzten hinaus jagen, ſo will ich in das Gebirge gehen, und mit meinen Kindern in den Armen, von Felſen zu Felſen klettern, bis man

man uns todt schlägt. Eine so erhabene Seele konnte nicht anders, als viele Gewalt über die Gemüther besitzen. Sie beherrschete den König Philipp; allein sie selbst ward durch die Prinzessinn von Ursini beherrschet, welche sie in ihre Bande dadurch bekommen, daß sie durch alle französische Gefälligkeiten diejenige lange Weile versüßete; welche eine junge Königinn bey der Pedanterie des Hofes empfinden muß: allwo sie lauter alte schwermüthige Frauen um sich hatte, nicht anders als zu gesetzter Zeit lachen dorfte, und sich mit dem einklängigen Vergnügen des bloßen Gesprächs begnügen mußte.

Die Prinzessinn von Ursini hatte eine solche Gewalt an diesem Hofe gewonnen, daß, als sie 1704 auf Ludwigs Fürbitte, einer Cabale von Pfaffen und Gesandten aufgeopfert ward, alles verschmachten wollte, sobald sie aus Spanien hinaus war. Die Königinn war vor langer Weile fast des Todes; der König wollte kein Wort mehr von Staatsgeschäfften hören; beyder Briefe an den König von Frankreich, begehreten kein Geld und keine Soldaten mehr von ihm; man begehrete nichts, als die Prinzessinn von Ursini. Beyde bathen um die Wette, man möchte sie ihnen doch wiederschicken. Endlich gestund man es ihnen denn zu: so viel Abscheu auch Ludwig gegen ehrsüchtige Weiber hatte. Sobald sie wieder in Madrid erschien, veränderte alles seine Gestalt: man schöpfete wieder Hoffnung, die Niedergeschlagenheit ließ nach; der König dürstete nach Krieg; die Königinn fürchtete nicht mehr

vom Throne verjaget zu werden; kurz, die Camerera-Mayor (Oberhofmeisterinn) ward als die Schutzgöttinn von Spanien aufgenommen, um Rath befraget, und gerühmet.

Hätte die Prinzessinn von Ursini über sich selbst nachgedacht, so müßte sie über der Rolle erstaunet seyn, die man ihr in der Welt beylegete, und sich befraget haben: durch was für eine Zauberkraft man sie zu den größten Dingen für fähig hielt; sie, die sich selbst am besten bewußt war, daß sie nur zu kleinen listigen Streichen taugete. Ihr Verstand war angenehm, aber er erstreckete sich eben nicht weit, und war nicht aufgekläret: ihre Andacht war abergläubisch; ihre Gemüthsart dem Eigensinne unterworfen. Die Frau von Maintenon sagete von ihr: Sie kann weder Glück noch Unglück ertragen.

In ihrer Jugend hatte sie Liebeshändel gehabt, deren man nicht mehr gedachte; allein deren man sich wieder erinnerte, als sie in ihrem Alter den Marquis von Aubigne, französischen Gesandten zu Madrid, anreizen, ihn den schönsten Spanierinnen streitig machen, und den verbuhltesten entreißen sah. Ihr Hochmuth sowohl, als die Gnade, in welcher sie stand, machten sie den Grands verhaßt. Man beklagte sich oftmals darüber bey der Königinn: welche, da sie nicht wußte, daß die Günstlinge in den Augen des Volkes niemals dasjenige sind, was sie den Augen der Prinzen zu seyn scheinen, allezeit zur Antwort gab: Sie kennete keine bessere Frau auf der Welt.

Die

Die Frau von Urſini brachte die eine Hälfte ihres Lebens mit Rathſchlägen zu, die ſie ihrer Herrſchaft gab; und die andere damit, daß ſie ihnen die Fehler dieſer Rathſchläge verbarg. Sie war eigentlich die vorſitzende Perſon bey allen Berathſchlagungen; ohne daß ſie in denjenigen Ort Eintritt hatte, allwo ſie gefaſſet wurden. Die Geſandten unterhandelten mit ihr; die Feldherren gaben ihr Rechenſchaft von den Belagerungen, Heerzügen und Schlachten. Die Staatsräthe durften ihr nicht widerſprechen: und Berwick ſelbſt ſtellte ſich, als ob er nur bloß ihren Befehlen zu folge ſiegete.

Der Cardinal Portocarrero ward endlich über ihr Anſehen eiferſüchtig: und ſeine Anhänger bezeigeten ihr Misvergnügen über die Herrſchaft eines Weibes. Die Prinzeſſinn von Urſini befürchtete, dieſes Murren möchte bis nach Verſailles kommen, und ſie etwa noch einmal hingerufen werden. Um ſich nun gegen alle ihre Feinde aufrecht zu erhalten, ſo zog ſie den franzöſiſchen Hof mit auf ihre Seite; und allmählig den König ſelbſt, der ſie fürchtete, die Herzoginn von Burgund, die ſie haſſete, und die Frau von Maintenon, die ſie nicht hochſchätzete. In Staatsſchriften führete ſie eine ſo aufrichtige, gemäßigte und redliche Sprache: daß auch ſogar der Marquis de Torcy glaubete, das Unglück hätte ihre ganze Gemüthsart verändert. Man hatte ihr ihren Hochmuth und ihre Unbiegſamkeit vorgerücket; ſie zwang ſich nunmehr zu einem außerordentlichen Glimpfe; und flehete allezeit den König

um Gnade für eben dieſelben Perſonen an, gegen welche ſie ſeine Gerechtigkeit aufhetzete.

Ludwig hatte ſich oftmals über die Widerſprüche beklaget, die er zwiſchen ihren Berichten und den Berichten ſeiner Geſandten fand: nunmehr aber beredete ſie ſich mit denenſelben ſo genau, daß er glaubete, ſeine Geſandten und ſie, dieneten ihm mit gleicher Aufrichtigkeit.

Frau von Maintenon, welche gegen alles unverſöhnlich war, was wider die guten Sitten verſtieß; aber vielleicht auch allem demjenigen gar zu günſtig, was nur den Schein davon hatte, war über ihrer Leidenſchaft gegen den Marquis von Aubigne zornig geworden: nicht als ob ſie allem, was geſprochen ward, Glauben beygemeſſen hätte; ſondern ans Strenge gegen die Unvorſichtigkeiten, welche dazu Gelegenheit gegeben hatten. Die Prinzeſſinn Urſini, für welche die Liebeshändel mehr ein Spielwerk, als eine wahre Beſchäfftigung waren, ſchickete den Aubigne ſo hurtig heim, daß diejenige Hochachtung, welche man gegen eine Unſchuldige heget, und zugleich das Mitleiden, welches man gegen eine verläſterte Perſon empfindet, aus der Frau von Maintenon die feſteſte Stütze der Prinzeſſinn Urſini machete.

Die Alliirten wußten von denen Mißhälligkeiten keinen Vortheil zu ziehen, welche durch das Anſehen einer Fremden, zwiſchen den Spaniern und Philippen dem V. entſtand. Der Erzherzog, welcher Madrid in ſeiner Gewalt hatte, ward von ſeinem

nem Heere zum Könige ausgerufen, und von dem Volke ausgeschlagen. Seine deutschen Sitten, seine Verachtung der spanischen Sitten, seine Neigung, ein Land als erobert anzusehen, welches er doch als ein Erbtheil foderte; über alles aber die Grausamkeiten der Engländer, macheten ihm alle Herzen abwendig.

Philipp war so sicher, dieselben alle auf seiner Seite zu haben, daß er alles that, um den Erzherzog zu einer Schlacht zu verleiten. Allein dieser wollte seinen Feind lieber allgemach durch Belagerungen ermüden; als eine Schlacht wagen, deren Verlust ihn gerade nach Oesterreich zurück geschicket haben würde.

Zu Ende des Jahres kam er wieder nach Madrid zurück, bey dem frohlockenden Zurufen des Volkes, welches seinen Ueberwinder verwünschet hatte. Man verbrannte das Bildniß, die öffentlichen Befehle und die Wapen des Erzherzogs: welcher noch allezeit auf seiner eingebildeten königlichen Würde bestund; ungeachtet er überzeuget war, daß er zu dieser Krone dasjenige Recht nicht hätte, welches alle andere erst gültig machet; nämlich die Einwilligung des Volkes.

Das sechste Hauptstück.

Im 1707ten Jahre.

Der Herzog von Orleans ward nach Spanien geschicket. Die Prinzessinn Ursini war ihm ganz gleichgültig. Er war voller Ehrerbiethung gegen ihr Geschlecht, sonder Achtung gegen ihr Ansehen, und verfuhr gegen sie, gleich den ersten Tag, mit vieler Höflichkeit und mit vielem Hochmuthe. Hieraus entstund ein heimlicher Haß, und hernach ein öffentlicher Bruch.

Der Marschall von Berwick, welcher gefälliger war, fand in dieser Liebhaberinn allen den Beystand, welchen seine Eifersucht sich gegen einen Prinzen nur wünschen konnte, der ihm neuerlich das Commando des Kriegsheeres entrissen hatte. Er hatte den Erzherzog noch zu keinem Treffen veranlassen können; er hoffete also den Mylord Galloway dazu zu zwingen, welcher sich mehr zutrauete, und geschickter war. Den 21. April schrieb er nach Madrid, daß er, ohne eine Verstärkung zu erwarten, den Feind zwingen wollte, die Belagerung von Villena aufzuheben. Die Prinzessinn Ursini bath den König, diesen Brief vor dem Herzoge von Orleans zu verbergen. Er wird sich selbst und das Kriegsheer, sagete sie, gar zu sehr in Gefahr begeben; dieses ist aber unsere letzte Zuflucht: dafern unsere zween Feldherren geschlagen

werden,

werden, ſo behalten die Soldaten gar keinen Muth mehr; und mehrere ſolche Kindereyen, denen die ernſthafte Mine deſſen, der ſie vorbringt, und die Schwachheit deſſen, der ſie anhöret, ein Gewicht geben.

Den 25ſten April.

Berwick näherte ſich nach Almanza. Auf das erſte Gerücht von dieſem Zuge verließ Mylord Galloway die Belagerung von Villena. Der Marſchall von Berwick erwartete ihn, und fürchtete ihn ſo wenig, daß er ihm auch einen freyen Durchzug erlaubete. Der Sieg blieb lange Zeit zweifelhaft. Der Herzog von Orleans, welcher mehr aus Ahndung, als aus Nachrichten, dieſe Schlacht voraus geſehen hatte, war von Madrid ſehr eilig abgefahren, kam zum Ende der Schlacht, und ſah die Feinde in Unordnung. Berwick hat die Ehre, ſie zu beſiegen; und läßt ihm die, daß er ſie verfolge. Der Marſchall ſchwöret ihm zu, er ſey angegriffen worden: der Herzog von Orleans ſtellet ſich, als glaube er es; allein er läßt ſeinen Groll auf die Prinzeſſinn von Urſini überlaut blicken; und beſchweret ſich über die Geheimniſſe des Hofes zu Madrid. Man antwortet ihm, man habe ihn hintergangen, und aus Freundſchaft zurück gehalten. Er erzürnet ſich wider eine Freundſchaft, die ihn in Schande ſtürzet. Der König Philipp ſchreibt ihm: Herr von Berwick hat viel ausgerichtet; allein es bleibt noch mehr zu thun übrig: und ich zweifle nicht, daß ihr es ausrichten

richten werden. Die Frau Ursini, welche den Haß der Herzoginn von Burgund gegen den Herzog von Orleans erfahren hatte, schrieb sich bey ihr die ganze Ehre des Schimpfes zu, den man ihrem gemeinschaftlichen Feinde zugezogen.

Indessen suchte der Prinz sich durch die Eroberung des Königreichs Valencia an ihr zu rächen. Requena, Valencia, Sarragossa, ergaben sich auf Gnade. Indessen waren ihm diese kleinen Vortheile noch zu schlecht, und folglich sann er auf die Belagerung von Lerida, einem der stärksten Plätze in Spanien, woran schon der große Conde gescheitert war.

Beyde Könige billigen diesen Anschlag. Er zieht das grobe Geschütz aus Frankreich, bemächtiget sich der Gegenden um diese Stadt herum, und bey täglich neuen Unternehmungen, verunglücket ihm keine. Der Feind darf sich vor ihm nicht blicken lassen, und flüchtet endlich unter die Canonen von Barcelona. Dieser Ort wird auch eingeschlossen, und ehe man den Angriff unternimmt, will man zuvor mit allem versorget seyn, was den glücklichen Erfolg versichern kann. Die Prinzessinn Ursini verzögert die Ankunft des Geschützes und der Munition. Der Herzog von Orleans fodert den Kriegs- und Mundvorrath, welcher im Königreiche Valencia befindlich war: allein man schlägt ihn ihm ab. Er fodert Lafetten zu den Canonen, und auch diese versaget man ihm. Indessen eröffnet man die Laufgräben, und neun Tage hernach stürmet er. Die Besatzung zieht sich ins Schloß; die

Stadt

Stadt überläßt er der Plünderung; allein er machet solche gute Anstalten wider die grausame Raubbegierde der Soldaten, daß auch diese Verheerung in der besten Ordnung vor sich geht. Die Citadelle widerstund noch länger. Die Hitze, womit die Stadt angefallen ward, hatte den Kriegsvorrath erschöpfet; indessen blieb der durch die Beute ermunterte Soldat voller Ungeduld und Muth. Der Herzog von Orleans war gewiß, daß der Stadt nicht beygesprungen werden konnte, und wollte lieber Zeit verlieren, als Menschen.

Endlich bereitete er sich vor, die Minen zu sprengen. Der Prinz von Darmstadt versprach, den folgenden Tag zu capituliren. Der Herzog von Orleans aber gab ihm nur eine Stunde Bedenkzeit, und führte auf diese Art ein Unternehmen aus, welches er wider Willen des Marschalls von Berwick angefangen hatte, und welches selbst von denen war durchkreuzet worden, die es hätten befördern sollen. Den Tag selbst, da der Ort sich ergiebt, bekömmt er noch Befehl, die Belagerung aufzuheben. In dieser Zeit nahm der Marquis von Bay, die Stadt Ciudad-Rodrigo weg, und der Herzog Noailles nimmt Puycerda und das ganze Cerdagnische; und bauete zu Puycerda ein Citadell auf Kosten des spanischen Cerdagne.

Der Herzog von Orleans ward zu Madrid als der Erretter des Volkes angenommen. Der König hasste ihn nicht, und hatte vier Jahre zuvor eine Erklärung zu seinem Besten aufgesetzet, die als

eine Auslegung des Testaments Karls des II. angesehen werden sollte. Die Königinn aber ermüdete nicht, ihn zu sehen und zu bewundern. Die Prinzessinn Ursini rühmete ihn mit allen übertriebenen Redensarten, deren eine Person sich zu bedienen pflegt, welche besorget, man möchte ihr nicht glauben. Der Herzog von Orleans genoß mit aller Bescheidenheit seines Ruhmes, und der Verwirrung seiner Feindinn. Nachdem er nun den Prinzen von Asturien im Namen Ludwigs des XIV. zur Taufe gehalten, reisete er nach Versailles ab, allwo er um so viel schmäuchelhaftere Lobsprüche einnahm, da andere Feldherren dergleichen verdienet hatten.

Der Marschall von Villeroy hatte in Deutschland die Linien von Stolhofen überrascht: und der Marschall von Tesse hatte Toulon entsetzet; welches vom Herzoge von Savoyen und dem Prinzen Eugen belagert ward.

Flan-

(b) Hier ist dieser seltsame Brief; er ist aus der Feder des Marquis de Torcy geflossen. „Mein Herr, „Da der König eine billige Achtung gegen die Vorstellungen derjenigen hat, welche Theil an seinen „Pachten nehmen: die sich schon seit vielen Jahren „beschweren, daß die Betrügereyen und verbothenen „Waaren, die allenthalben ungestrafet ihren Lauf „haben, ihnen einen wichtigen Nachtheil zuzögen; „so hat Er gehörige Gegenmittel erwählet, diesem „Unterfangen inskünftige zu steuern. Se. Maj. „finden gut, euch davon Nachricht zu geben, damit „ihr

Flandern blieb in Ruhe. Marlborough begab sich, an statt daß er eine Schlacht hätte gewinnen sollen, nach Sachsen, Karln den XII. zu der großen Allianz zu bereden. Der König von Schweden antwortete: Wofern Toulon erobert ist, so will ich selbst hingehen, und es wieder abnehmen: und diese Worte sollen die Bundsgenossen bewogen haben, wieder über den Varo zu gehen.

Ungeachtet dieses Jahr glorreich genug gewesen, so war doch Frankreich nichts minder erschöpfet. Man führete die Scheine von der Leih-Casse ein; man brachte diese Papiere, welche man unter das Volk vertheilete, in übeln Credit; man duldete die himmelschreyendsten Plagen der Finanzpachter; man trug der Geistlichkeit auf, sie sollten das Volk ermahnen, daß es die öffentlichen Auflagen richtig einlieferte; und in Ansehung der Klagen über die Pachter schrieb man (*h*) an alle Bischöfe im Reiche einen Brief, in welchem man ihnen befahl, die Betrügerey

„ihr zugleich mit ihm, die Mittel herbeyzuschaffen „suchet, dergleichen Betrügereyen ein Ende zu machen, „die seinem Nutzen so sehr zuwider laufen. Se. „Maj. befehlen euch sehr ausdrücklich, aber insge„heim: daß ihr die Hand darüber halten möget, da„mit in eurem Kirchsprengel, die Pfarren, und an„dere, die zum Beichtstuhle bestimmet sind, in ei„ner so wichtigen Sache ihrer Pflicht nachkom„men mögen, in welcher es so sehr auf das Wohl „des Staates ankömmt. Ich zweifle gar nicht, ihr „werdet vollkommen seiner Meynung seyn, die ich „euch nicht weitläuftiger zu erklären brauche.„

trügerey in den königl. Einnahmen und die Schlupfwinkel zur Einfuhr verbothener Waaren, für eine große Sünde anzurechnen. Ein dergleichen Befehl, welchen nur allein die grausamen Umstände gut machen konnten, in welchen man sich damals befand, ist ein Denkmaal des Misbrauchs der obersten Gewalt, und der Gefälligkeit der Geistlichen, so lange man denselben nur ihre Immunitäten läßt. In einem Lande, darinnen das Volk nur denen Gesetzen unterworfen ist, die es selber machet, oder doch billiget, die Ansprüche des Landesherren zu betrügen, das ist ein Diebstahl, den man der ganzen menschlichen Gesellschaft thut, und welchen die Religion eben so wohl verbeuth als die Rechtsgelehrsamkeit. Allein in einem Staate, darinnen die Auflagen willkührlich sind, einen Unterscheid oder ein Contraband zu einer Todsünde zu machen; das ist das allerruchloseste Unterfangen des * Despotismus wider die natürliche Freyheit und das Gewissen. Der Landesherr mag den Contrebandier immerhin auf die Galleeren schicken; aber vom Priester mag er ihn ja nicht zur Höllen weisen lassen!

Das

* Hier nennet Herr Beaumelle das Kind bey seinem rechten Namen. Allein wo ward dieser despotische Streich gespielet? In Deutschland, oder in Frankreich? Vom Kaiser, oder von Ludewigen dem XIV.? Der verständige Leser mag selbst antworten.

Das siebente Hauptstück.

Belagerung von Ryssel.

1708.

Man versuchte eine Diversion zu machen, indem man Jakob den III. nach Schottland schickete. Der König sagete zum Marschalle von Berwick: Ihr unternehmet eine sehr gefährliche Sache. Der Herzog antwortete: Allergnädigster Herr, meine Rede ist fertig, und hier sind meine Handschuhe. Indessen mislung dieser Anschlag. Eine mächtige Flotte schreckete die schottländischen Herren ab, welche die mit dem Fourbin abgeredeten Zeichen nicht beantworteten; der ganz glücklich im Meerbusen von Edimburg angekommen war.

Der Herzog von Orleans kehrete wieder nach Spanien, und belagerte Tortosa, im Angesichte eines schönen Kriegsheeres. Auch hier ward er abermals von der Frau von Ursini durchkreuzet. Er drohete ihr, nunmehr würde er sie persönlich angreifen, wofern sein Unternehmen ihm mislänge. Man furchte sich aber vor seinen Drohungen nicht; man schickete ihm die gefoderte Beyhülfe nicht, und schrieb sogar an Ludwig den XIV. er wäre stark genug, dem Grafen von Staremberg, Feldherrn des Erzherzogs, die Spitze zu biethen. Hierüber schrieb Ludwig an den Herzog von Orleans,

er

er solle funfzehn Schwadronen dem Marschall von Villars in das Delphinat schicken. Der Herzog gehorchete ihm aber nicht. Er antwortete: er würde geschlagen, dafern er sich schwächete; und erhielt einen Wiederruf des Befehls. Er zog aus den benachbarten französischen Provinzen dasjenige, was ihm auf spanischer Seite fehlete. Er borgete große Summen; er verkaufte die Juwelen seiner Gemahlinn; er versetzte seine Equipage für hundert tausend Thaler; er versäumete nichts, weder von den kleinen Umständen, noch von kleinen glücklichen Vorfällen; und da er den Grafen Staremberg nicht zur Schlacht bringen konnte, setzte er ihn doch wenigstens außer Stand, den folgenden Feldzug etwas zu unternehmen.

Die Prinzessinn von Ursini, welche auf ihn erbittert war, schickete der Frau von Maintenon eine Schrift, in welcher sie ihn mit Lobsprüchen überhäufte, und ihn durch Anklagen anschwärzete. Um aber dasjenige ohnmächtig zu machen, was er etwa wider sie aufbringen könnte, führete sie eine Menge von

(i) Schreiben der Frau von Maintenon an die Prinzessin Ursini den 25 November 1708. „Madame, Ich hätte derjenigen Nachricht, die ihr „mir, den Herzog von Orleans betreffend, übersandt „habet, nicht nöthig gehabt, Eure Redlichkeit und „aller derjenigen, mit denen er zu thun gehabt hat, „ist mir so sehr bekannt, daß ich keinen Augenblick „gezweifelt habe, er hätte unrecht, wenn er sich beklagete. Ich will indessen diese Nachricht aufheben, „um sie dem Könige zu zeigen, wofern man etwas von „dieser

von Beyspielen seiner Leichtgläubigkeit und Schwachheit gegen seine Lieblinge an. Um den König in den Harnisch zu bringen, gab sie zu verstehen: daß der Gräf von Bezons, Agent des Herzogs von Orleans zu Madrid, dem Neffen ergebener wäre, als dem Vätter. Und, um auch die Frömmigkeit der Frau von Maintenon zu ihrem Vortheile zu gebrauchen, erzählete sie verschiedene lächerliche und ruchlose Streiche dieses Prinzen. Sie machete ihm ein Verbrechen daraus, daß er durch Bitten und Stolz den arragonischen Adel bey seinen Vorrechten erhalten hätte, um welche man ihn doch bringen wollte; daß er der Besatzung zu Torosa einen ehrvollen Abzug zugestanden, da sie doch zu Kriegsgefangenen hätte gemachet werden sollen; daß er bey dem Einzuge in diese Stadt den Thronhimmel angenommen, den man ihm angebothen; insonderheit aber, daß er die Gewalt daselbst gebrauchet, wo er mit der Gelindigkeit hätte weg kommen können; und daß er von Ludwigen dem XIV. mit Gleichgültigkeit, und von Philippen dem V. mit Verachtung geredet hätte (k).

Die

(k) „dieser Sache kund zu machen gedenkt. Daß ich „dieselbe andern zeigen sollte, das würde sich für mich „nicht schicken; und selbst der König soll sie ohne „eure Einwilligung nicht sehen. Ich weis, Madame, wie sehr ihr diesen Prinzen hochschätzet „und lobet; allein sie alle sind so sehr geneigt, ihren „Bedienten Glauben beyzumessen, daß es denenjenigen, welche gerade zu gehen, unerträglich wird. „Ich selbst werde oft ungeduldig darüber. Sie alle „sind zwar auf eine Art wahrhaft, die man nicht genug

Die Frau von Maintenon sah den Augenblick ein, daß dieser Aufsatz vielmehr in der Absicht aufgesetzet wäre, sich selbst zu rechtfertigen, als den Herzog von Orleans anzuklagen. Sie nahm sich also vor, ihn zu unterdrücken. Allein da durch Veranlassung des Prinzen, der ganze Vorsaal zu Marly von den Klagen über die Prinzessinn Ursini erscholl: so bath diese letztere selbst ihre gute Freundinn, die Schrift nur hinzugeben. Der König ertheilete dem Herzoge von Orleans öffentlich Lobsprüche; und insgeheim that er ihm Vorwürfe, die er heftig von sich ablehnete. Der Herzog und die Herzoginn von Burgund zogen ganz ungemäßigt wider den Herzog von Orleans los: es sey nun aus Vorurtheilen gegen ihren Feind; oder aus Achtung gegen den König und die Königinn von Spanien: welche durch denjenigen, der sie wieder eingesetzet hatte, persönlich waren beleidiget worden. Dieser Herzog von Orleans aber ließ sich nicht leicht unter die Füße treten; er spottete mit der würhenden Andacht des Herzogs von Burgund, der Staatsräthe, der Feldherren, und Lieblinge. Er hatte versprochen, sich dereinst an seinen Feinden zu rächen; und seinen ganzen Haß ließ er in sinnreichen Einfällen aus. Kann es in dem

„nug loben und hochschätzen kann: die ihnen selbst aber „dadurch zur eignen Last fällt, daß sie nicht begreifen kön„nen, daß die andern ihnen nicht ähnlich sind. Der „König, als Aeltester der Familie, steht zwischen dieser „Redlichkeit und Leichtgläubigkeit sehr im Zweifel. Folg„lich ist es sehr gewiß, Madame, daß er seinen En„kel

dem Grolle der Menschen etwas redliches geben; so war es die Offenherzigkeit dieses Herzogs, gesetzt, daß sie zu heftig gewesen.

In Flandern war der ganze Feldzug ein bloßer Zusammenhang von Fehlern und Unglücksfällen. Das Verständniß, so man mit Gent hatte, versicherte von dessen Eroberung. Der König ließ die Ehre dieser Unternehmung dem Herzoge von Burgund zukommen, welcher bereits in Deutschland, Flandern und Elsaß Befehlshaber gewesen, und eben nichts merkwürdiges ausgerichtet hatte; entweder weil ihm die Gelegenheit gemangelt, oder, weil er die Gelegenheit verfehlet hatte, da er geschickter zum Cabinette, als zum Kriege war.

Den 5ten Julius.

Bey seiner Ankunft nahm er Gent ein, seine Gehülfen aber nahmen Brüges und Plassendal. Der Marschall von Villeroy, dem kein Fehler entwischete, außer seine eigenen, sah die Folgen dieses Schnitzers vorher, und sagete der Frau von Maintenon gerade heraus: Die Eroberung von Gent und Brüges wird ganz gewiß unsern Fall bereiten, weil wir unsere Plätze nicht

„kel nicht betrügen will. Es ist wahr, daß er den „Frieden für so nahe nicht hält, als seine Kriegs„leute ihn wünschen; aber das ist gewiß, daß er „dessen unumgängliche Nothwendigkeit einsieht, und „ihr selbst, Madame, würdet sie auch einsehen, wenn „ihr hier wäret.„

nicht zu gleicher Zeit unterstützen und bedecken können (*k*).

Der König hatte den Herzog von Vendome, seinem Enkel zum Rathgeber gesetzet; er fügete noch den Marschall von Berwick hinzu, welchen die aus Deutschland angekommene Verstärkung natürlicher Weise zum Heere brachte. Er gab dem Prinzen die Macht zu entscheiden, wenn die Meynungen beyder Feldherren getheilet seyn sollten. Der Herzog von Burgund war überzeuget, daß Vendome ein Held sey: allein seine Eigenliebe, seine wenige Wachsamkeit, seine Nachläßigkeit in der Mannszucht, machten ihn gegen dessen Rathschläge mistrauisch (*l*).

Die Schlacht bey Oudenarde änderte diese Gesinnungen nicht. Vendome besetzete den Posten von Leffines. Er traf daselbst den Marlborough und Eugen, die bereits über die Schelde gegangen waren. Er griff sie an, bevor noch alle seine Mannschaft angekommen war. Er schluz vor, die Nacht auf der Wahlstadt zu schlafen; in der Hoffnung, man würde den folgenden Morgen die Scharte wieder auswetzen können. Sein Heer war durch das feindliche abgetheilet, und eine völlige Niederlage war unvermeidlich; man lachete ihn mit seiner Tapferkeit und Aufgeblasenheit nur aus. Man zog sich nach Gent zurück; und der P. Da-

niel

(*k*) Man sehe den Brief der Frau Maintenon vom 25. November an die Prinzessinn Ursini. Die Urschrift davon ist zu Rom im Cabinette des Cardinals Lanti.

niel sage was er wolle, so ward man in derselben Nacht noch vielmehr geschlagen, als man den Tag geschlagen worden.

Man hätte sich **Leffingen**, eines wichtigen Postens, bemeistern können, indem er die Gemeinschaft von **Ostende** mit dem feindlichen Lager abschnitt. Allein dieß fiel uns erst zween Monathe hernach ein.

Die Alliirten bedroheten **Ryssel**. Gebt nur, sagte der König zum **Boufflers**, gebt nur hin, und sperret euch hinein: denn ihr könnet sicher auf hülflichen Beystand rechnen. **Boufflers** reisete den Augenblick ab, ohne ferner etwas zu veranstalten, und ohne von seiner Familie Abschied zu nehmen. Der König ließ ihm volle Macht über seine Lieutenants. **Boufflers** suchete sich zween Männer aus, deren einer in Ungnade, der andere in der Bastille war; er hatte den Vortheil davon, daß er höher geschätzet und besser bedienet ward.

Sobald der Platz berennet war, wollte der **Herzog von Burgund** auf den Feind losgehen. Alle jungen Officiere sageten, daß er, wenn er bey seiner Ankunft wäre angegriffen worden, geschlagen worden wäre. Der **Marschall von Berwick** behauptete, man würde die Armee verlieren; der **Herzog von Vendome** sagete, es wäre noch nicht Zeit.

Indessen nun, daß die Gemüther sich im französischen Lager gegen einander erbitterten, fieng

(l) Ich bediene mich der eignen Worte der Frau von Maintenon.

Marlborough an sich zu verschanzen. Vendome war der Meynung, man sollte ihn angreifen; Berwick aber widersprach dieser Meynung, weil sie vom Vendome war. Der Herzog von Burgund, welcher zwischen den Rathschlägen zweener Männer zweifelhaft blieb, die er beyde für gleich tapfer und geschickt hielt, erklärete sich für den zaghaftesten. Aber, sagete Frau von Maintenon, die er, wie man sagete, dadurch hat verhindern wollen, für Königinn erkläret zu werden: was kann doch ein junger Prinz machen, der, ohne viel Erfahrung zu besitzen, sich in den schwierigsten Umständen befindet? Wie kann er durch sich selbst ergründen, daß der Ueberwinder von Almanza schlechten Rath geben sollte? Daß man sich dem Herrn von Vendome anvertrauen müsse, auf welchen drey Viertel des Kriegsheeres erbittert sind? und daß er von zwo scheinbaren Meynungen desjenigen Feldherrn seine vorziehen müßte, auf welchen der König, sein Großvater, kein Vertrauen setzet?

Marlborough verschanzete sich so vortheilhaft, daß selbst Vendome und Chamillard, welche den Schlachten sehr gut waren, mit einander eins wurden, dem Könige zu sagen: man könne sich unmöglich auf eine Schlacht einlassen, ohne alles aufs Spiel zu setzen.

Seit dieser Zeit schrieb Vendome beständig: man müsse Gent und Brügges unterstützen, den Feinden den Zugang verschließen, ihre Lieferungen

nach

nach Ryssel und andere Oerter verhindern, die sie ausgeräumet hatten, und endlich sie aushungern. Der Marschall von Berwick behauptete, daß wir ein gar zu weitläuftiges Vorhaben unternähmen; die Besatzung der Schelde erstrecke sich zu weit; die Feinde würden allezeit, wenn es ihnen beliebete, einen Uebergang darüber zu finden wissen; man müßte Gent nicht eher verlassen, bis man eine starke Besatzung hinein geworfen hätte, und vielmehr bedacht seyn, sich zu wehren, als selbst anzugreifen.

Das Wesentlichste war, den Belagerten Hülfe zu verschaffen, und zu verhindern, daß nicht die Belagerer dergleichen von der Observations Armee erhielten. Der Ritter von Luxemburg verrichtete das erste: und der Graf de la Mothe versuchete das andere, und ward zu Vmendal geschlagen. Boufflers indessen, der sich noch immer schmäuchelte, man würde ihm zu Hülfe kommen, that heftige Ausfälle auf die Belagerer; allein aus Verzweifelung, daß er gar keine Harmonie unter seiner Gegenwehre, und den Bewegungen des Herzogs von Burgund fand, erwartete er sein Heil ferner von nichts, als von seinem Heldenmuthe. Er kam Tag und Nacht in kein Bette; er besuchete die Werke, er tröstete die Verwundeten; kurz, er war bey allem zugegen. Meine Herren, sagete er zu den Officiers, ich verlasse mich auf euch; für mich aber stehe ich. Eine Faschine und Stroh, das war sein Bett. Sein ganzes Tischgeräth bestund in blechernen Tellern, und er aß bereits

Pferdefleisch, bevor noch der Ort ausgehungert war.

Den 23sten October.

Der Prinz Eugen, dem es an Lebensmitteln fehlete, setzete die Belagerung auf das heftigste fort, damit er wenigstens die Stadt einbekommen möchte, bevor noch der Hunger sein Lager verheerete. Er war im Begriffe Sturm zu laufen: allein der Herzog von Boufflers erwartete ihn nicht, sondern ließ das Zeichen zur Uebergabe schlagen. Alles, was er gefodert hatte, ward ihm zugestanden; und er zog sich mit vier tausend sechs hundert Mann in das Citadell.

Bey dieser Nachricht entsetzete sich der König. Er hatte immer geglaubet, man würde dem Orte zu Hülfe kommen; er hatte es befohlen; er kannte dessen Wichtigkeit; er konnte diesen Schimpf seines Volkes, diese Schande seines Enkels nicht verschmerzen. Dem Boufflers hatte er sogar sein Wort gegeben. Er kann sich gar nicht darein finden, setzet die Frau von Maintenon hinzu, daß Ryssel in seiner Feinde Händen seyn soll. Ich, die ich sehr lebhaft und empfindlich bin, würde mir selbst gar nicht mehr ähnlich sehen, da ich eine Zuschauerinn so vieles Grames seyn muß; dafern ich nicht alles auf die Wege Gottes zurück zu führen wüßte, und überzeuget wäre: daß man die Unglücksfälle von seiner Hand mit eben derselben Erkenntlichkeit annehmen müsse, womit wir

das

das Gute empfangen haben. Mitten unter der allgemeinen Erſchrockenheit bin ich noch eine von den herzhafteſten am ganzen Hofe.

Den 19ten October.

Die Feindſeligkeiten giengen von neuem an; und der Laufgraben ward vor der Citadelle eröffnet. Die Feinde ſucheten beſtändig ſich einen Weg von Seiten der See zu eröffnen. Der Prinz Eugen welcher über der Unthätigkeit der Franzoſen erſtaunete, und gewiß war, daß er ſeinen Sieg vollenden würde, ſagete: Ich werde die Beſatzung zu Kriegsgefangenen machen; damit ſolche brave Leute nicht mit andern vermenget werden, die es nicht ſind. Er hatte ſeinen Sieg nur dem entfallenen Muthe unſerer Mannſchaft, und der Uneinigkeit unſerer Generale zu danken. Er verachtete auch bey einem mehreren Alter die Lobſprüche, die man ihm wegen dieſes Unternehmens ertheilete: welches in der That im Anſchlage zu verwägen war, als daß deſſen Ausführung hätte glorreich ſeyn können.

Der Churfürſt von Bayern wollte, man ſollte einen Verſuch auf Brüſſel thun: denn er bauete auf die Liebe dieſer Stadt zu ihm. Allerdings hätte dieſer Anſchlag zu derjenigen Zeit gelingen können, in welcher die Alliirten mit der Belagerung von Ryſſel beſchäfftiget waren: allein alle glücklichen Anſchläge fielen uns nur gerade zu der Stunde ein, wenn ſie unnütz waren. Ungeachtet nun der Churfürſt die Belagerung ſo hitzig trieb, daß er

den Morgen darauf, da er die Laufgräben eröffnete, den ersten Sturm that, so mußte er sich doch bey der Annäherung des Prinzen Eugens und Marlboroughs zurück ziehen, welche mit ihrem ganzen Heere über die Schelde gekommen waren, und den Marquis de Mangis in die Flucht geschlagen hatten. Boufflers ergab sich. Die Capitulation war ganz ruhmwürdig. Ich bin sehr stolz darauf, sagte Prinz Eugen zu ihm, daß ich Ryssel erobert habe; aber es sollte mir noch lieber seyn, wenn ich es so vertheidiget hätte, wie ihr gethan habt.

Diese Begebenheit empörete das ganze Königreich wider den Herzog von Burgund. Seine strenge Tugend beleidigte die Wollüstlinge. Sein öffentlich bekannter Abscheu vor den Jansenisten, setzte ihn allen vergifteten Sticheleyen dieser Partey aus: welche schon damals zu Verherrlichung des Namens Gottes große Herren lästerte. Alle Feinde der Jesuiten waren ihm auch gram. Diejenigen welche glaubeten, Fenelon hätte noch eine Cabale bey Hofe, lästerten denjenigen Prinzen, welchen sie für deren Oberhaupt hielten. Man redete von nichts anderm, als vom Telemach. „Da sehen wir, „sageten einige, wie dieser Mann Gottes den Erben „des Thrones erzogen hat! Das ist der schöne fried„fertige König, den er uns geliefert hat! Ehemals „lerneten unsere Prinzen ihre Pflichten nicht aus „Romanen, und von Kopfhängern! Helden waren „ihre Lehrmeister! Schlachten, Gefahren, das waren „ihre vornehmsten Unterweisungen!

„An-

„Andere saqeten, der Herzog von Burgund „hätte gewollt, man sollte Ryssel einnehmen; damit „der König nur den Frieden, den er einzig und al„lein liebete, eingehen müßte. Vieleicht hat er auch „diese Zurückgebung aus der Meynung gewollt, daß „Frankreich diesen Ort unrechtmäßiger Weise ein„genommen; vieleicht scheuet er die Schlachten, da„mit nur keine Seelen verlohren gehen sollen. Nein, „nein! erwiederte der Herzog von Orleans: der „Herr der Heerscharen ist ihm in seinem Bethstüb„chen erschienen, und hat ihm versprochen, der Stadt „Ryssel mit ganzen Legionen Engeln beyzuspringen.„ Ich würde kein Ende finden, setzet Frau von Maintenon hinzu, wenn ich alles hersetzen wollte, was geredet worden.

Die Herzoginn von Burgund hörete alle diese bittern Reden, und grämte sich vor Schmerz und Liebe fast zu Tode. Sie gieng zu der Frau von Maintenon, und sagete, indem sie ihr um den Hals fiel: Ach! meine liebe Tante, wie lebhaft geht mir Frankreichs Unglück zu Herzen! und wie sehr betrübet mich die Schande des Herzogs von Burgund! Frau von Maintenon erwiederte: diese Zähren sind gar zu kostbar, als daß man sie nicht sammlen sollte: und indem sie der Herzoginn die Augen mit ihrem Stockbande trocknete, schickte sie dieselben dem Prinzen. So sehr bediente sie sich aller Gelegenheiten, die zwey Eheleute zu vereinigen.

Der Herzog von Burgund dachte nicht daran wie er sich vertheidigen wollte. Er setzete seine Ursachen nicht schriftlich auf; er trug niemanden seine Entschuldigung auf. Seine Gemahlinn verschwieg ihm nichts, und hörete wohl aus seinen Antworten: daß diese Gerüchte von dem Heere nach Hofe kämen, und daß er so gleichgültig über demjenigen wäre, was man zu seiner Seiten sagete, als über dem, was zu Versailles gesprochen ward. Ich würde mich, schrieb er, an meinem Vaterlande und an meinem Großvater versündigen, wenn ich einen einzigen Augenblick so dächte, als man mir nachsaget. Die Frau von Maintenon füget bey dieser Stelle hinzu: Die Prinzessinn zeiget ihre Briefe nicht; ich habe nur diese Artikel daraus gelesen, darinnen er ziemlich flüchtig überhin gehet: das stärkeste was ich noch darinnen bemerket habe, ist, daß er sich des Königes von Spanien so sehr annimmt. Uebrigens ist es wahr, daß er den Frieden wünschet; und er hat nicht unrecht. Man würde unsere Herzoginn nur gar zu lieb haben, wenn man sie recht genau kennete.

Als der Herzog von Burgund und der Marschall von Boufflers wieder nach Hofe kamen, so schien der Prinz eine Privatperson, und die Privatperson ein Prinz zu seyn. Man lebete damals in derjenigen Art von Anarchie, in welcher die Menschen bloß nach ihren Thaten beurtheilet wurden. Boufflers ward Pair von Frankreich. Bey seiner Auf-

Aufnahme ward er von einer Menge Officier ins Parlament begleitet, welche mit ihm zugleich Ryſſel vertheidiget hatten: Meine Herren, ſprach er, indem er ſich zu ihnen wendete, alle Gnade, die mir wiederfährt, alle Ehre, die man mir anthut, die habe ich euch zu verdanken: auf euch weiſe ich ſie auch wieder zurück. Ihr ſeyd es, die man belohnet, und ich kann mich nichts mehr rühmen, als daß ich an der Spitze ſo vieler tapfern Leute gefochten habe (*m*).

Das

(*m*) Memoires des Marquis von Dangeau.

Das achte Hauptſtück.

Das 1709te Jahr.

Frankreich, welches ſchon wegen des Krieges erſchöpfet war, ward noch durch die Hungersnoth verheeret. Man wird ſich auf die ſpäteſten Zeiten desjenigen Winters erinnern, welcher Menſchen, Vieh und Bäume tödtete. Die königlichen Beamten mußten nunmehr Paris ernähren, welches ſie zuvor ausgehungert hatten. Das Volk machete in vielen Städten einen Aufſtand; und die Felder wurden verwüſtet. Man erließ dem Volke neun Millionen Abgaben. Der König ſchickte ſeine Silberkammer in die Münze; und ſeine Großkinder hatten ihm bereits das Beyſpiel dazu gegeben.

Der Herzog von Burgund vertheilete unter die Armen diejenigen Summen, die zu ſeinen Ergetzungen beſtimmet waren; und der König von Spanien behalf ſich nur mit dem allernothwendigſten (u).

Chamillard, welcher ſchon alle Zufluchte zu Hülfsmitteln erſchöpfet hatte, ſeufzete nach dem Frieden.

(u) Brief der Frau von Maintenon an die Prinzeſſinn Urſini. Es ſcheint mir, alle Welt ſey damit zufrieden, daß ihr die Meinen nicht wieder herruft. Sie ſind dem Könige lange ſo nöthig nicht, als ſein Kriegsheer, und es mußte gerade ſolch ein Umſtand kommen, als der gegenwärtige iſt, um ſie los

zu

den. Desmarets, welchem er das Finanzwesen übergeben, sagete: er hätte nur noch zu einem einzigen Feldzuge Geld. Die obersten Feldherren hatten Muth und Hoffnung verlohren. Der König allein glaubete, Eugen und Marlborough wären nicht unüberwindlich; er schrieb seine Unglücksfälle der Ungeschicklichkeit, oder der Uneinigkeit derer zu, welche Gebiethiger seiner Heere gewesen waren; und wußte, daß ein einziger Sieg genug sey, eine Ligue aus einander zu schlagen.

Da ihn indessen das allgemeine Elend rührete, so entschloß er sich, um Frieden zu bitten; und das Wohl seines Königreiches der Ehre seiner Familie vorzuziehen. Er hatte gesucht den Herzog von Savoyen von dem großen Bündnisse abzuziehen, welcher mit dem Prinzen Eugen übel stand: der auf den Kaiser böse, und einer Andacht ergeben war, die in ihm der Stimme der Natur keinen Eingang verstattete. Er hatte dem Pabste vorgeschlagen, mit diesem Prinzen in Italien eine Ligue zu machen. Allein Victor Amadäus war es überdrüßig, seine Bundsgenossen zu hintergehen, und verwarf diese Vorstellungen. Clemens der XI. aber antwortete: er könne dem Friedensvertrage in Europa nicht anders beytreten, als durch sein Gebeth.

zu werden. Ich zweifle aber nicht, daß die Grands sich darüber beschweren werden. Die Verschanzungen hält man überhaupt genehm; aber kein einziger will, daß eine Verschanzung auf ihn falle. Ich bin sehr erfreuet, daß ihr nicht mehr drey hundert Weibern zu gebiethen habet.

beth. Dieser allgemeine Vater der Christen, welcher allezeit des Stärksten Freund ist, erkannte für König von Spanien, den Erzherzog, als Meister von Neapolis; allein er schrieb Philippen dem V. daß diese Erkennung seinem Mitwerber kein neues Recht gäbe. Diese Entschuldigung war noch viel ärger, als die Beleidigung.

Der König, welcher sich endlich demüthigen mußte, schickete den Präsidenten Rouille und den Marquis de Torcy nach dem Haag, um die Bedingungen des Friedens von den Allürten zu vernehmen. Eugen und Marlborough brachten den Heinsius, Groß-Pensionar von Holland, auf ihre Seite; und Ludwigs Gesandte erhielten von den General-Staaten nichts als höfliche und harte Ausdrücke. Der König erbot sich sogar, von seinem Enkel abzustehen: allein die Allürten forderten, daß er ihn zuvor vom Throne stoßen sollte.

Bey der Rückkunft des Herrn de Torcy, gab es viele Händel im Staatsrathe. Alle mit einander begehreten, es möchte nun Krieg oder Frieden seyn: so sollten fürs erste die Truppen heimgerufen werden, die man in Spanien hatte; und man sollte alle Macht der französischen Monarchie vereinigen, um deren Gränzen zu bedecken. Einige sageten sogar, man könne den Frieden nicht theuer genug erkaufen. Chamillard sagete, das ganze Land würde innerhalb sechs Monathen geplündert werden. Je nun! erwiederte der König, alsdann wollen wir sehen.

Man

Man breitete in den Provinzen und unter dem Heere die seltsamen Präliminarien (o) des unverschämten Feindes aus. Alles, was noch einen Tropfen französisches Blutes in den Adern hatte, ward darüber aufgebracht. Von diesem Augenblicke an, ward die Ehre des Monarchen auch des Volkes Ehre. Die durch Unglücksfälle niedergeschlagenen Gemüther ermannten sich wieder aus Verzweiflung; alles, sogar die Hofleute, wurden Bürger. In den Provinzen mangelte es an Lebensmitteln; die jungen Leute ließen sich also in Menge anwerben, in Hoffnung bey dem Heere welche zu finden. Villars, auf welchen der Neid beständige Anfälle that, um ihn aus dem Dienste zu bringen, ward nach Flandern geschicket; und Boufflers, ein älterer Marschall von Frankreich, als er, mußte unter ihm dienen.

Sobald Spanien die Vorschläge erfuhr, welche Ludwig gethan, und diejenigen, die er verworfen hatte, sagete Spanien: der König von Frankreich hätte ihm seinen König nicht gegeben; und also sollte er es auch nicht seyn, der ihm denselben nähme.

Indessen hatte die Fürstinn Ursini Befehl, ihn zu dieser Kronentsagung zuzubereiten; und von dieser Stunde an, wendeten sich alle Grands an den

(o) Der Verfasser des Siecle de Louis XIV. versichert, um einen zierlichen Ausdruck anzubringen, daß man sie in Paris an alle Gassen anschlagen lassen. Es wäre wohl sehr seltsam, daß niemand, als er allein, dergleichen Anschläge gesehen hätte.

den Herzog von Orleans, welcher auf nichts anders dachte, als seine Ansprüche zu unterstützen. Die Ursini, welche befürchtete, die Gegenwart dieses Prinzen möchte die Zahl seiner Anhänger vermehren, bewog den König Philipp dahin, daß er Ludwigen bath, den Herzog von Orleans nicht mehr nach Spanien zu schicken.

Der Herzog, welchen dieser Schimpf verdroß, gab dem Desländes, seinem Agenten zu Madrid, Befehl, die günstigen Gesinnungen zu erhalten, welche einige von den Grands gegen ihn hegeten. Desländes, welcher ein verschlagener Kopf, und sehr standhaft war, redete gleich anfangs von den Vorrechten seines Herrn, und alsdann schmiedete er Cabalen für dessen Vortheile. Indem er nun die Geister prüfete, meynete er zu merken: daß die Spanier ihn nicht nur dem Erzherzoge, sondern auch wohl Philippen dem V. vorzögen. Sein Anschlag erweiterte sich. Der Herzog von Orleans befahl ihm weder, noch verboth er ihm auch, seinen neuen Einsichten gemäß zu handeln; allein er stellte unabläßig in Frankreich, theils selbst, theils durch seine Creaturen vor, daß es unmöglich sey, Spanien zu behalten.

Indessen murrete ganz Paris wider die Theurung des Brodtes. Der Frau von Maintenon schickete man das schwärzeste, was man nur hatte. Man drohete ihr, sie zu steinigen. Sie erwiederte: es ist viel besser, daß sie wider mich murren, als wider ihren Landesherren (p). Sie war niemals

(p) Memoire der Frau von Bouju.

niemals verhaßter, und niemals hatte ſie mehr verdienet geliebet zu werden. Sie theilete Geld mit vollen Händen aus. Sie ernährete die Urſulinerinnen zu Nantes, zu Niort, die Benedictinerinnen zu Bizy und Moret, und die Bernhardinerinnen zu Gomerfontaine.

Diejenigen, welche eine Beſchreibung guter Werke anreizen kann, ſelber welche zu thun, werden ſonder Ueberdruß folgendes leſen, in welchem eine ihrer Zöglinge eine ungekünſtelte Erzählung derer Guthaten machet, wovon ſie ein Augenzeuge geweſen.

Madame weinete allemal, wenn ſie an das Elend des Volkes gedachte, und ſie dachte täglich daran. Habe ich jemals das Glück gehabt, ihr zu gefallen; ſo habe ich es dem Erbarmen zu danken, welches ich gegen einen Edelmann getragen, deſſen Tochter zu St. Cyr war. Sie ſagete zu mir: „Das Volk „ſollte mich ja wohl lieben, denn ich habe es recht „lieb: und ich widme mich Gott von Grunde der „Seelen, um ſeine Gerechtigkeit zu mildern, welche „Frankreich ſtrafet.„

Sie ließ Brod, Geſottenes, Decken, und Kleider unter die Armen zu Verſailles austheilen. Oftmals gieng ſie ſelbſt hin, und theilete es mit eigenen Händen aus, und dabey verhüllete ſie ſich, ſo viel ſie nur konnte. „Ich bin ja wohl unglücklich! ſagete ſie: das we„nige Gute, was ich thun kann, wird allen Men„ſchen bekannt.„ Oftmals kam ſie ohne Handſchuhe und ohne Scherfe nach Hauſe: denn

ſie hatte ſie irgend einer Bettlerinn gegeben, der ſie begegnet war.

Sie verargete ſich ſelbſt alle Ausgaben, die ſie für ſich ſelbſt that, und ſagete: dieß entziehe ich den Armen.

Wenn ſie diejenigen Familien, für die ſie eine beſondere Sorgfalt trug, nicht ſelbſt beſuchen konnte: ſo ſchickete ſie mich hin, und war viel aufmerkſamer auf die Neuigkeiten, die ich ihr von ihnen brachte; als auf die Unterredungen der Staatsräthe, von den öffentlichen Geſchäfften. Wenn ſie irgend einen Verdruß hatte, ſo gieng ſie ihre Armen beſuchen. Ihr Geſicht heiterte ſich erſtaunend unter ihnen auf, und veränderte ſich, ſobald ſie wieder nach Hofe zurück kam.

Einsmals gieng ich mit ihr zu der Wittwe eines Plazmajors. Dieſe Frau wußte nicht, daß es die Frau von Maintenon war; ſie ſtand einen Augenblick auf, ſetzte ſich gleich wieder nieder, und erzählete uns ihre Unglücksfälle. Ich ſagete zu ihr: habt ihr denn nicht bey der Frau von Maintenon einigen Beyſtand geſuchet? Ja, erwiederte ſie: ein Kammerdiener von ihr hat mir verſprochen, ihr eine Bittſchrift zu übergeben. Es ſoll eine ſehr mitleidige Frau ſeyn, und ſich der Armen ſehr annehmen: allein ich habe nicht ſelbſt zu ihr gehen können; mein Magen iſt mir ganz zuſammen geſchrumpft, weil ich in zween Tagen nichts gegeſſen habe. Frau von Maintenon konnte ſich der Thränen

nicht

nicht enthalten; sie gab ihr etwas ansehnliches an Gelde, und stund ihr nach diesem bis an ihren Tod bey, ohne sich zu erkennen zu geben.

Sie selbst suchete Ammen für arme Kinder auf, und beschenkete sie, wenn sie ihr dieselben gesund und frisch wieder brachten. Wenn sie auf der Landstraße Weibsleute begegnete, denen nicht wohl war nahm sie sie zu sich in den Wagen. Ich gieng oft davon, aber Madame sah sie ohne Ekel. Wenn sie heim kam, ließ sie ihnen zu essen geben, und schickete sie mit Gelde wieder heim. Sie sagte oft zu mir: Gott muß ja wohl sehr gnädig seyn, daß er die Mildthätigkeiten noch belohnet! da sie schon an sich selbst ein so großer Lohn sind.

Bey der Reise nach Fontainebleau gieng sie fast täglich in das Dorf Avon. Als sie nun einsmals in ein Landhaus des Grafen von Toulouse eingetreten war, so wollte sie gar nicht zu Fuße spaziren gehen, sagend: ich muß meine Kräfte sparen, um noch meine Armen zu besuchen. Hier hielt sie Catechismus, Predigt, theilete Wohlthaten aus, und stiftete Heirathen.

Madame sagete einmal: Der König meynet, ich bringe mich zu Avon ums Leben. Indessen, wofern ich zu irgend einem Vergnügen tüchtig bin, so ist es dieß, wenn ich meine Bauerleute sehe. Ihre Häuser habe ich recht lieb; ihre Unterredung

ist entzückend; mit einem Nichts kann man sie lindern, und vor Freuden außer sich bringen. Ist das nicht besser, als wenn man seine Zeit damit zubringt, daß man die Lästerungen der vornehmen Frauenzimmer, oder die Klagen der Feldherren über die Staatsräthe anhören muß?

Heute habe ich sieben Stunden geschlafen; das ist was seltenes: denn bey frühem Morgen läuft Madame nach der Kirche, oder zu ihren Philosophen in Avon. Sie thun so bekannt mit ihr, daß sie sie umringen, sie stoßen, sich in ihre Kleider werfen, und ohne Unterlaß nach ihren königlichen Händen sehen, die allezeit voller Geld sind. Eben itzt spielet sie in ihrem Cabinette; und spielet für diese Leute. Sie ist so heilig in ihren Vergnügungen als in ihrem Leiden; beständig mit guten Werken beschäfftiget, und mit einer Liebe gegen Gott erfüllet, die mich oft zum Weinen bringt. Alles dieß können die Leute hier zu Lande nicht begreifen, die mehrentheils steinerne Herzen haben.

Indessen daß die Frau von Maintenon einigen Elenden zu Hülfe kam, und dem Könige das Verlangen beybrachte, ihnen allen durch einen schleunigen Frieden beyzuspringen, zwang der Marschall von Villars die Alliirten, daß sie Dornick belagern mußten, und beschützete hingegen Arras und Douay, deren Eroberung den Feinden einen offenen Eingang in Frankreich verschaffet haben würde.

Den

den 11. September.

Als nun Dornick über war, so giengen Eugen und Marlborough über die Schelde, und bedroheten Mons. Villars stund bey sich selbst an, ob er eine Schlacht liefern sollte. Sein Kriegsheer war stärker als das feindliche, wovon noch ein Theil unter den Canonen von Dornick stund. Allein dieses Kriegesheer war auch die letzte Zuflucht von Frankreich. Marlborough war beherzter, oder schien doch so zu seyn. Er griff die bey Malplaquet verschanzeten Franzosen an. Niemals ist eine Schlacht mörderischer gewesen. Die Franzosen siegeten von acht Uhr des Morgens, bis zu Mittage: allein der Feind, welchen man in den drey ersten Anfällen zurück getrieben hatte, warf sich bey dem vierten in die Verschanzungen. Der Marschall von Villars eilet herbey, treibt ihn hinaus, wird am Knie verwundet, und verläßt das Feld. Die Verbundenen dringen bis in die Mitte. Die königliche Leibwacht giebt sechs mal Feuer auf sie, und sechs mal schließen sie sich wieder durch Hülfe ihres Fußvolks. Als sie endlich in der Verschanzung festen Fuß gefasset, so befiehlt Boufflers man solle abziehen; und dieß geschah mit so vieler Ordnung, als ruhmvoll die Schlacht gewesen war. Wäre Villars nicht verwundet worden, so wäre die Schlacht gewonnen gewesen. Allein, wenn auch Boufflers sichs nicht hätte gefallen lassen, sein Adjutant zu seyn, so wäre Frankreich verlohren gewesen. Der Heldenmuth unterstützet zwar das

Vaterland, aber die Tugend allein hilft ihm aus Noth.

Die Alliirten klageten den Villars an, er habe sich selbst verwundet; die Franzosen aber sageten, er wäre nur ganz leicht verwundet, und hätte sich zu schleunig davon begeben. Indessen befand er sich so übel, daß man ihm die Sacramente reichen wollte. Man schlug ihm vor, diese feyerliche Handlung ins geheim vorzunehmen: Nein, sagete er, weil doch das Heer den Villars nicht als einen Helden hat können sterben sehen; so ist es sehr gut, daß es ihn wenigstens als einen Christen sterben sehe.

Der Feind hatte sein Absehen auf Mons, und nahm es auch ein; indessen blieb dennoch, ungeachtet dieses Verlustes, die Schlacht bey Malplaquet rühmlich und nützlich. Sie hob dem guten Namen der französischen Kriegsheere wieder auf, welcher bereits anfieng in Verachtung zu fallen. Sie benahm unserer Mannschaft die Furcht, und jagete hingegen den Feinden ein Schrecken ein; sie ertheilete den kleinen Siegen ein Gewicht, welche der Graf du Bourg, der Marquis de Bay, und der Herzog von Noailles zu Ramersheim, bey der Gudina, und zu Figueres erhielten.

In diesen trübseligen äußersten Umständen befand man sich, in welchen die gute Hoffnung von kleinen Fünkchen der Ehre und des Glückes leben muß.

Das

Das neunte Hauptstück.

Friedensvorschläge. Spanische Angelegenheiten. 1710.

Nachdem nun Ludwig den Frieden verlanget hatte, so trieb man ihn so weit, daß er ihn erbetteln mußte: und nachdem er ihn erbettelt hatte, so mußte er ihn auch erkaufen.

Er schickete den Marschall von Hürelles und den Abt von Polignac nach Gertrudenburg; einer kleinen Stadt, über welcher man eins geworden war, daß daselbst vom Frieden gehandelt werden sollte. Diese zween Gevollmächtigten hätten auch einen Frieden geschlossen, wenn er möglich gewesen wäre. Des erstern seine Offenherzigkeit ward durch die Sanftmuth und den Verstand des andern gemildert; denn dieses war der trefflichste Mann seiner Zeit, im unterhandeln und im redneriſchen Vortrage. Hürelles war aufgeblasen und trotzig, und stellete sehr gut einen König vor, der mitten unter seinen Unglücksfällen, noch seinen ehemaligen Stolz behielt. Polignac aber spielete die Rolle von Frankreich, welches zwar um Gnade bath; aber dieselbe durchaus nicht auf schimpfliche Bedingungen haben wollte, und noch hesete, sein Degen oder sein Witz würden ihm anständigere zu verschaffen wissen.

Ihr erster Vorschlag war, daß Ludwig sowohl seinen Enkel, als alle Eroberungen fahren lassen wollte, die er in währender seiner ganzen Regierung gemachet

hatte. Die Alliirten aber lacheten über diesem Anerbiethen, und foderten: er selbst solle Philippen die Krone entreißen, und sie dem Erzherzoge auf das Haupt setzen. Hierauf bothen die zween Gevollmächtigten alle Bereitwilligkeit ihres Herrn an, den König Philipp dahin zu bewegen, daß er selbst die Krone freywillig niederlegen möchte; und endlich erboth er sich auch zu Gelde und Mannschaft, um ihn dazu zu zwingen.

Damals machete ein witziger holländischer Kopf diejenige Satire, welche zum Titel hat: Der König

* Bey dieser Gelegenheit ist es bequem, einige andere satirische Münzen und Schaupfennige anzuführen, so in noch ältern Zeiten auf Ludewigen den XIV. geschlagen worden. Der Jesuit Menestrier hat eine Histoire du Roy Louis le grand, par les Medailles, Emblemes, Devises, Jettons &c. zu Paris 1691. in Fol. herausgegeben. In einer neuen holländischen Ausgabe hat man noch fünf neue Kupfer mit Münzen und beygefügten Erklärungen hinzugethan, qui, wie der Titul besaget, ne sont pas moins curieuses à l'Histoire de Louis le Grand, que les precedentes; mais le Pere *Menestrier* a eu ses vuës, pour ne les avoir pas inserées dans cet Ouvrage. Die erste betrift die Abschaffung des Edicts von Nantes. Die zwote die Verfolgung der Waldenser: Die dritte ist auf die Verfolgung in Frankreich: Die vierte, Ofen im Feuer: Die fünfte auf die Eroberung dieser Vestung: Die sechste auf den Bund mit dem Türken. Hier erscheinen auf einer Seite vier Köpfe, Solimanns des III. Ludwigs des XIV. Mezomortons und Jakobs des II. mit der Beyschrift: Contra Christianismum: und auf der Gegenseite eine Teufelsgestalt, mit der Bey-

nig von Frankreich, auf den Knien vor Holland *. Dieß war eine Parodie auf eine Ode des la Voltilliere, welche den Titel hat: Holland auf den Knien vor Frankreich. Man ſieht in dieſen zwey Stücken, zu was für einer Unverſchämtheit die Glücksfälle das geſitteſte Volk, und das gemäßigſte Volk haben verleiten können; denn man lieſt darinnen ganz ungekünſtelt die Empfindungen beyder Nationen in einerley Umſtänden. Allein die Engländer, welche eben ſo ungeſchickt zum ſcherzen, als geſchickt zum kriegen ſind, waren am allereifrigſten, unſers Unglücks zu ſpotten. Ihre Zei-

Beyſchrift: In foedere quintus. Die erſte Münze der III. Tafel iſt auf die von Ludewigen geſchützte Quartiersfreyheit zu Rom. Sie zeiget einen Hahn, der da krähet; und zu ſeinen Füßen die päbſtl. Krone, Schlüſſel und Biſchofsſtab. Aus ſeinem Munde geht die Schrift: Quam diu bene ſe geſſerit: und im Abſchnitte: ſic Petrus Galli excitator. Auf der Gegenſeite ſteht über einem Hahne, der einen Hut auf der Lanze in einer Klaue trägt: Fulmen Soli impar. Die zwote, auf die Eroberung Philippsburgs, durch den Dauphin, der mit ſeinen Geldbeuteln auf dem Wagen fährt; mit der Umſchrift: Pecunia, vi, vel aſtu. Auf der Gegenſeite iſt die Pfalz auf einer Landcharte, mit der Umſchrift: Inducias interrumpentibus Germania ſpoliatur Gallis. Die dritte, auf Königs Jakobs Ankunft in Frankreich: Hier wird die Sonne vom Monde verfinſtert, indem ſich unten zween Könige die Hand biethen; mit der Umſchrift: Orbata luce Lucidum obſcurat. Auf der Gegenſeite, ein Comet; unten ein ſtrandendes Schiff, mit der Beyſchrift: extra orbem, u. ſ. w.

Auf

tungen (q) waren voller vorgeblichen Briefe vom Abte Polignac, dem Marquis von Torci, und inſonderheit der Frau von Maintenon, die man für aufgefangen ausgab. Man ſagete, Ludwig der XIV. habe die allerniederſchlagendeſten Geſtändniſſe gezen diejenigen gethan, die doch ſeine Standhaftigkeit in der Nähe ſahen. Die

Auf der IV. Tafel werden auf der erſten Denkmünze die den Algierern abgetretenen Anſprüche vorgeſtellet; Ludewig übergiebt ſich, und ein Algierer hält ihm ein Nachtgefäß vor; der Pabſt aber hält hinter ihm ein ander Gefäß fertig, gewiſſe Ausfälle aufzufangen, mit der Schrift: Neceſſitati ne Dii quidem reſiſtunt. Die Gegenſeite zeiget die damals berufene große Bombe, die nach Frankreich von Algier zurück gekommen, und zerſpringt, mit der Ueberſchrift: Se ipſiſſimo; und im Abſchnitte: Imp. Gallic. Die zweite zeiget den Dey zu Algier, auf ſeinem Sofa ſitzend, und einen franzöſiſchen Bothſchafter, deſſen Kleid mit lauter Lilgen geſticket iſt, auf dem Antlitze vor ihm liegend: Krone, Zepter und Degen, nebſt etlichen Geldbeuteln, liegen neben ihm, mit der Aufſchrift: Gallia ſupplex; unten aber: Viro immortali. Auf der Rückſeite ſteht nichts, als die Schrift in fünf Zeilen: Amicus Turca, Amici Algerii, Amici Barbari, Chriſtianorum Oſor et Hoſtis.

Auf der V. Tafel ſieht man erſtlich, einen von ſeinem Wagen ſtürzenden Phaeton, und einen Adler drüber, aus deſſen Klauen die Blitze fahren, die ihn zu Boden ſchlagen, mit der Umſchrift: Compeſcet ignibus ignes; und unten: Incendit, quacunque incedit. Auf der Rückſeite, in der Mitte eine verwelkende Lilge, mit der Schrift: Victricibus Cæſareis et Confœderatis armis, fines Germaniæ a fœdifragorum uſurpatorum Gallorum Tyrannide, vindicatur

Die Alliirten waren unerbittlich. Marlborough, welcher nichts scheuete, als den Frieden, ermunterte sie zu solchen Forderungen, welche einen Krieg verewigen konnten, bey dem er nichts als Ehre und Geld erwarb; welches ihm noch lieber war, und das er, wie man sagete, zu einem phantastischen Vor-

dicatur A. MDCLXXXIX. Unter der Lilge steht: Non semper Lilia florent: die Umschrift aber heißt: Tempus ultionis est a Domino. Vicissitudinem ipse tribuet ei. Jer. 51. Die zweyte ist auf den Verlust von Kaiserswerth, Mayntz und Bonn, wo Ludewig Irrland verwüstete, und Deutschland in Blut und Flammen setzte. Die erste Seite zeigt das Brustbild Konig Wilhelms, mit der Unterschrift: Wilhelmus maximus, in Belgica Liberator, in Britannia Restaurator. Londonderri 1689. Auf der Rückseite, das Brustbild Ludewigs, mit einer zerstückten Lorbertrone, auf welche die Blitze fahren, mit der Unterschrift: Ludovicus magnus, in Germania barbarus, in Gallia Tyrannus. Obs. Mogunt. et Bonnæ. Endlich die dritte, zeiget erst Ludewigs Brustbild, mit der Umschrift: Invictissimus Ludovicus magnus. Auf der Rückseite sieht man eine Seeflotte, und Ludewigen als Neptun auf einem Wagen fahrend, mit der Umschrift aus dem Virgil: Maturate fugam! illi imperium pelagi: als 82 französische Schiffe, 22 holländische geschlagen hatten; die Engländer aber müßig zusahen.

Da Frankreich auf alle kleine Thaten Ludewigs des XIV. prahlerische Schaupfennige gepräget, die Voltaire, als er sie hier in einem Cabinette erblickte: Monumens eternels de la Flaterie françoise nannte: so wird es nicht unrecht seyn, auch die Erfindungen des Gegentheils zu kennen.

(*) Man sehe den Craftsman.

Vorhaben ersparete, um zu sehen, ob die Menschen nicht erkäuflich sind. Man begehrete von Ludwigen dem XIV. daß er innerhalb zween Monathen ganz allein für sich, seinen Enkel vom Throne stoßen, und alle Provinzen wieder geben sollte, mit welchen Frankreich sich seit Franciscus des ersten Zeit vergrößert hatte. Was hätte man denn wohl fodern wollen, wenn man schon in das Herz von Frankreich eingedrungen gewesen wäre?

Die Zusammenkünfte wurden abgebrochen, und die Nation entschloß sich, noch einmal Blut zu vergießen: weil nun einmal noch mehr Blut vergossen werden sollte. Alle Staatsklugen verargeten den Alliirten ihre übertriebenen Foderungen; aber die Gelegenheit, eine herrschende Nation zu demüthigen, zeiget sich nicht zweymal. Der Bischof Burnet aber, unterstund sich zu behaupten, daß der König Gewissens halber verbunden wäre, sie anzunehmen: ihm käme es zu, das Uebel wieder gut zu machen, weil er allein es angerichtet hätte. Dieser gute Mann fand auf allen Seiten seines neuen Testamentes, Aussprüche wider Ludwigen den XIV.

In Flandern verlohren die Franzosen manchen Ort, und die Alliirten verlohren Menschen. In Spanien aber zwang die Schlacht bey Saragossa, welche Starenberg gewann, den König Philipp, Madrid zum zweyten male zu verlassen. Ludwig hatte seine Truppen aus Spanien gezogen. Die Herzoge von Vendome und Noailles wurden hingeschicket. Die Grands berathschlageten sich über den Rang, den sie dem ersten geben würden: Ven-

Vendome aber antwortete: Ach! jeder Rang ist mir gut genug! Ich komme nicht, um mich mit euch über den Rang zu zanken; ich komme, um euren König zu retten.

Bey ihrer Ankunft veränderte alles seine Gestalt. Die Spanier verbrannten lieber selbst ihr Proviant, als daß sie es den kaiserlichen überlassen sollten. Der Erzherzog ward noch einmal aus Madrid getrieben, Balaguier vom Louvigny eingenommen und geschleift; Brinega vom Vendome erobert; das Lampourdanische vom Herzoge von Noailles eingenommen, welcher die Provinz Languedoc gerettet, und mit der einzigen Mannschaft erhalten hatte, die er auf seinen eigenen Credit angeworben. Starenberg ward zu Villaviciosa geschlagen; Philipp auf dem Throne bestätiget, und in den Stand gesetzet sich selbst darauf zu behaupten.

Indessen daß dieses alles vorgieng, war der französische Hof voller Ränke, die in die allgemeinen Staatssachen einen Einfluß haben konnten. Man redete von der Vermählung des Herzogs von Berry. Der Herzog und die Herzoginn von Orleans bothen ihm ihre Tochter an. Die Herzoginn von Burgund schlug die Prinzessinn von England vor, (r) sowohl aus Freundschaft gegen dieselbe,

(r) Luise Maria Stuart, Jakobs des II. Tochter. Sie ist den 18. April 1712. in ihrem zwanzigsten Jahre gestorben. Man liest in einer sehr dicken Lästerschrift. die neuere Messalina betitelt, daß sie eine Tochter der

selbe, als aus Haß gegen den Herzog von Orleans.

Frau von Maintenon war dem Ungestüm beyder Parteyen ausgesetzet, und suchete, aber vergebens, sie zu vereinigen. Die Königinn von England beschwor sie, solche Bündnisse zu schließen, die ihrer unglücklichen Familie den französischen Schutz versichern könnten. Frau von Maintenon war auch aus Zärtlichkeit gegen dieselbe Prinzessin, und aus Mitleiden gegen die Prinzessinn von Orleans, an deren Schönheit nichts auszusetzen war, deren guter Namen aber desto mehr Flecken hatte, ganz geneigt dazu. Allein, das Wohl des Staates widersetzte sich diesen Gesinnungen. Dergleichen Heirath würde der Königinn Anna misfallen; mit welcher man in geheimen Unterhandlungen stund, und die man schonen mußte. Ungeachtet sie sich seit dem Tode ihres Sohnes, dem Vergnügen überließ, zu glauben, sie hätte einen Bruder (s): so stellete sie sich doch, als wäre sie mit der Gesinnung ihres Volks einstimmig; und würde ihre Gleichgültigkeit gegen den Verbanneten, durch Abbrechung der

der Königinn von England, welche diese neue Messalina seyn sollte, und Ludwigs des XIV. unwerth. Die verdrießlichen Liebeshändel dieses Königes mit dieser Königinn, werden darinnen mit so vieler Wahrscheinlichkeit beschrieben, daß auch die allermistrauischten sich verführen lassen könnten: dahin nicht die Geschichte von der Unterschiebung des Prinzen von Wallis uns gelehret hätte, wie vieler Betrug die menschliche Einbildungskraft fähig ist.

der Unterhandlungen beweiſen. Frankreich überhaupt hatte die Beyhülfe und das Mitleiden aller Völker nöthig; und dieſe Heirath hätte die mächtigſte und unverſöhnlichſte Nation beleidiget.

Auf der andern Seite war die Herzoginn von Burgund von den Empfindungen ihres Herzens viel ſtärker gerühret, als von den Staatsurſachen, und rühmete ihre Freundinn ſo ſehr, als ſie deren Nebenbuhlerinn herunter machete. Der Herzog von Orleans ließ zuweilen des Abends ſeine Tochter mit ſich ſpeiſen. Bey dieſen Gelegenheiten entfuhren ihm, ungeachtet aller Ehrerbiethung, die man der Kindheit ſchuldig iſt, viele Streiche, die in das Gemüth eines Kindes, welches zur Lüſternheit geneigt war, tiefe Eindrücke machten. Die Frau von Marey, Oberhofmeiſterinn dieſer jungen Prinzeſſinn, gewann deren Freundſchaft durch Gefälligkeiten, mehr, als ſie dieſelbe durch Strenge verdienete.

Frau von Maintenon hatte dieſe kleinen Abwege erfahren, und Frau von Marey war darüber ausgeſchelten worden. Die Herzoginn von Bur-

(s) Die Königinn Anna, welche man zu einem Zeugniſſe wider die Geburt des Prinzen von Wallis beredet hatte, beſchwerete ſich über dieſe Gewaltthätigkeit, ſobald ſie auf dem Throne war. Dieß iſt das ſonderbareſte dabey, daß dieſe Geburt von den Jeſuiten zu Rom vorher war verkündiget worden, welche dem Grafen von Caſtelmaine ein Gaſtmahl und einen Blumenſtrauß mit folgenden Verſen gaben:

Pro natis, Jacobe, genus flos candide regum,
Hos natura tibi ſi negat, aſtra dabunt.

Burgund hätte den König und den Herzog von Berry gern davon unterrichtet; allein der König erklärete sich so sehr wider die engländische Prinzessinn, daß sie befürchtete, ihre Unbehutsamkeit möchte ihr selbst schaden, ohne ihrem Feinde schädlich zu seyn. Es war bereits ein vornehmes Frauenzimmer in Ungnade gekommen, weil sie nur dem Ritter St. George, über die lange Weile seiner zu Chaillot eingesperreten Schwester, einen unschuldigen Spaß gesaget hatte, den man auf diese Vermählung deutete.

Der Herzog von Orleans schwor der Herzoginn von Burgund einen ewigen Haß; und in völliger Gewißheit, daß seine Tochter den Herzog von Berry heirathen würde, erwartete er sonder Ungeduld die Vorschläge des Königes.

Sobald diese Heirath kund gethan ward, sagte man ziemlich, daß ein Prinz aus dem französischen Hause eine Enkelinn der Frau von Montespan heirathete. Die Vermählung gieng ohne Freudenbezeugungen vorüber. Die Herzoginn von Burgund bekam Befehl, das Hauswesen ihrer Schwägerinn einzurichten. Die Herzoginn von Orleans, welche nachmals der Herzoginn von Berry den Rang mit Bitterkeit streitig machete, gab ihn derselben von nun an ohne Murren. Als sie einsmals beyde an einer Thüre stunden, sagete diese Herzoginn zu ihr: Lassen Sie mich doch fort, Madame, denn nimmermehr werde ich meiner Großmutter vorgehen.

Dem

Dem Herzoge von Orleans gieng es an dem franzöſiſchen Hofe nach Herzens Luſt, und ſein Stolz erzeugete gegen ihn und Spanien ein Ungewitter, welches ihn an den Rand eines Abgrundes ſetzete. Miguel de Pons klagete den Deslandes bey der Fürſtinn Urſini an, daß er eine Verſchwörung wider Philippen den V. anſpönne. Die Urſini lief ſogleich zum Könige, und malete die Gefahr, die Größe des Verbrechens, die Beweiſe, und die Zahl der Mitſchuldigen noch ärger ab, als es wirklich war. Deslandes wird daher zu Colomedo in Verhaft genommen, und Flotte, ſein Freund, in einer arragoniſchen Stadt. Unter ihren Schriften findet man einen langen Aufſatz über die Mittel, dem Herzoge von Orleans die Krone zu verſichern.

Als ſie nun beyde mit dem Miguel de Pons zuſammen verhöret werden, ſo läugnen ſie, daß ſie Philippen hätten abſetzen wollen; bekennen aber, daß ſie für den Herzog von Orleans, wider den Erzherzog gearbeitet hätten.

Bey dieſer Nachricht faſſen einige Grands den Anſchlag, den Flotte und Deslandes aus dem Gefängniſſe zu entführen: die über den Verheißungen oder Bedrohungen vielleicht die Namen ihrer Anhänger vergeſſen möchten. Grimaldo, der Staatsſecretär, bekömmt Nachricht davon. Die Prinzeſſinn Urſini, welche ſchwach, grauſam, und erſchrocken war, laßt die Gefangenen in den Thurm zu Segovien führen, und in ganz abgeſonderte Kerker ſperren. Der Herzog von Medina-Celi,

welchen man überführet hatte, daß er dem Erzherzoge günstig wäre, geräth in Verdacht, er habe sich von dem Herzoge von Orleans erkaufen lassen. Dom Marique-Laxa, ein ehemaliger General, und der mit der königl. Frau Mutter als Kind auferzogen war, wird mit großem Lärmen ins Gefängniß geführet. Er gestehe auch, daß er freylich die Gesinnungen des Deslandes eingesehen; daß aber dieselben die freywillige Abdankung des Königes voraus setzeten; in der That fieng auch der Aufsatz, welchen man unter seinen Schriften gefunden hatte, mit den Worten an: Dafern Philippus der V. uns verläßt, u. s. w.

Antonio de Villa-Roel und einige andere der vornehmsten Herren, welche man eben auch in Verhaft bringen wollte, werfen sich in die Arme des Erzherzogs. Man zweifelt nicht mehr, daß der Gegenstand der Verschwörung, mehr die Absetzung des Königes Philipps, als die Vertreibung der Oesterreicher sey. Man versichert, Deslandes solle nach Portugall gehen; seine Freunde sollten Madrid an allen vier Ecken anzünden; Flotte sollte sich zum Meister von Lerida machen; Villa-Roel sollte einen Aufstand in Arragonien erregen, und der Herzog von Orleans sich von dem französischen Hofe wegschleichen, sich an die Spitze seiner Parten stellen, und mit den Seemächten in Unterhandlung treten, die des Erzherzogs überdrüßig waren.

Dieses Gerücht verbreitet sich überall; alles wird wiederholet, vergrößert, und geglaubet. In Spanien

nien trauet man denen Erzählungen eines Complots nicht, welches die Frau Ursini entdecket hat; in Frankreich, wo man niemals nur halb strafbar ist, beschuldiget man den Herzog von Orleans der ärgsten Verrätherey. Einige sagen, er habe die Monarchie zergliedern wollen; andere sagen, er selbst habe sie unzertrennet für sich allein begehret. Man zweifelte gar nicht einmal mehr, daß nicht sein Agent und dessen Mitschuldige, bereits mit vier Pferden aus einander gerissen wären; von ihm selbst aber glaubet man, er werde in die Bastille geschicket werden.

Mitten unter dem Geschrey der Wahrheit, welches sich mit der Lügen und dem Neide vermengte, erschien der Herzog von Orleans, voller Furcht und Zuversicht, täglich bey Hofe. Er höret, daß man auf ihn lästert, er entflieht als ein Abtrün aller Menschen, und bringt kein Wort zu seiner Vertheidigung vor.

Der König ist voller Ueberzeugung, daß sein Neffe strafbar sey, und unterschreibt den Befehl, ihn fest zu setzen. Frau von Maintenon, die sich in eine so kützliche und verworrene Sache nicht mengen will, stiftet den Voisin an, zu reden. Man stellet dem Könige vor, man habe wider den Herzog nur nichtige Aussagen aufzubringen; es sey gefährlich, sich zu übereilen; das Zaudern könnte hier nicht schaden.

Frau von Maintenon pralete gar nicht mit diesem Dienste, dessen sie sich vermuthlich erinnerte, als sie einmal sagete: Ach! wenn der Herzog

von Orleans wüßte, wie viel er mir zu dank ken hat! Sie blieb ſtandhaft bey der Unparteylichkeit, die ſie ſich vorgeſchrieben hatte, und antwortete der Herzoginn von Burgund, die, da ſie auf den Angeklagten loszog, die Frau von Maintenon anſtiften wollte, ſich ebenfalls wider ihn zu erklären: Die Ehrfurcht, die ich einem Neffen des Königes ſchuldig bin, ſchließt mir den Mund; und der Madame, die ſie beſchwor, ihren Sohn zu ſchützen, ſagete ſie: Meine Ehrfurcht gegen Philippen den V. leget mir ein Stillſchweigen auf.

Die Freunde des Herzogs von Orleans verließen ihn. Der Abt Dübois war der einzige, der ihm noch übrig blieb; dieſer behauptete, daß der Anſchlag, Philippen vom Throne zu ſtoßen, eine Läſterung und ein Hirngeſpinſt ſey. Desfandes münzet es auf niemanden, als auf den Erzherzog; er habe ganz für ſeinen eigenen Kopf cabalirt; und ſein Verbrechen beſtünde darinnen, daß er der Fürſtinn Urſini miſſallen hätte. Dem ſey wie ihm wolle, ſo bath doch der König ſeinen Enkel, er möchte dieſe Sache ruhen laſſen.

Dieſe Mäßigung und die äußerliche Verſöhnung zwiſchen dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Orleans würden dieſe Sache zweifelhaft machen, dafern nicht das Stillſchweigen des Angeklagten ein Bekenntniß ſeines Vergehens wäre. Wie weit dieſes Vergehen gegangen, das iſt noch ungewiß. Vielleicht war ihm nichts mehr vorzurücken, als daß er ohne Vorwiſſen beyder Könige

ſeine

seine Ansprüche behauptet hat; vieleicht hat auch sein Agent seine Befehle überschritten. Allein, wäre er unschuldig gewesen, so würde er ja seine Freunde aufgegeben, er würde verlanget haben, daß man seine Aufführung scharf untersuchen, und entweder auf die Loslassung, oder auf die Bestrafung des Flotte und Desländes gedrungen haben? Würde er wohl seinem Vätter erlaubet haben, sich solche schimpfliche Verdachte in den Kopf zu setzen? Würde er sich nicht wenigstens gegen denselben gerechtfertiget haben? Würde auch wohl ein Mensch, der noch so gleichgültig gegen seinen guten Namen ist, gelitten haben, daß ganz Europa ihn für einen Verräther hielte?

Man will, daß der König von seinen Vorurtheilen zurück gekommen sey; und man schließt solches aus der Bitte, die er vor seinem Ende an Philippen ergehen ließ, die Verschwornen auf freyen Fuß zu stellen. Allein damals mag diese Bitte wohl mehr aus Staatsklugheit, als aus Uberzeugung geschehen seyn. Es ist auch gewiß, daß er im 1713 Jahre noch auf keine andern Gedancken gebracht gewesen. Denn da er erfahren, daß der Herzog von Orleans eine gedoppelte Vermählung hintertriebe, welche er zwischen dem Herzoge von Bourbon und der Prinzessinn Conti, und dann dem Prinzen Conti und der Prinzessinn von Bourbon schließen wollte; rief er ihn in sein geheimes Zimmer und sagte zu ihm: Es befremdet mich sehr, daß da ich euch eine Sache vergeben, wo es auf euer Leben ankam, ihr euch noch

unterstehe, in meinem eignen Hause, wider mich selbst, Rotten zu stiften.

1711.

Der König von Spanien hatte den Unterhandlungen des Herzogs von Noailles allen Beystand zu danken, den er von Frankreich erhielt; die Eroberung von Gironne aber seiner eigenen Standhaftigkeit. Diese Stadt, welche durch bloße Glücksfälle verschiedenen Belagerungen entgangen war, glaubete, sie würde auch diesesmal noch, durch einen unmittelbaren Beystand des Himmels errettet werden. Ein außerordentlicher Regenguß überschwemmete das Lager der Belagerer. Sieben und vierzig Schwadronen und acht Bataillonen wurden durch die Gewässer vier Tage lang eingesperret, und hatten weder Brod noch andere Lebensmittel. Der Herzog von Noailles kämpfete wider die Elemente selbst. Man beschwor ihn, die Belagerung aufzuheben; allein er setzete sie dennoch fort. Eine Canonenkugel kam ihm ziemlich nahe in eben dem Augenblicke vorbey, da er eine Batterie besichtigte, die man wider den Thurm Gironelle aufgeworfen, welcher den Laufgraben sehr beunruhigte. Er sagete zum Rigolo, welcher über das grobe Geschüz gebothe, und taub war . . . Höret ihr diese Musik wohl? Rigolo antwortete: ich gebe niemals acht auf die, die da kommen; ich sehe nur auf die, welche abgehen.

So

So bald die Regengüsse ein Ende hatten, ward die untere Stadt angegriffen, und mit Sturm eingenommen; drey Tage darauf aber ergab sich die obere Stadt durch Capitulation; und Arragonien ergab sich vollends ganz und gar.

Diese Ausrichtung war so schön und so wichtig; die Schmeichelen erweg deren glorreiche Umstände mit so vieler Gefälligkeit; der Herzog von Noailles hatte damals so wenig Neider, und der König liebete ihn so sehr, daß man glaubete, er würde Marschall von Frankreich werden. Allein Frau von Maintenon, welche für einen Freund diese Belohnung eifrig gesuchet haben würde, legete für ihren Neffen nicht das mindeste gute Wort ein.

Das zehnte Hauptſtück.

Unterhandlungen. Flandriſche Feldzüge. Utrechtiſcher Friedens-Congreß. 1711.

In Flandern machete Marlborough, welchem durch die Befehle der Königinn Anna die Hände gebunden waren, vergebliche Verſuche, den Villars zu einer Schlacht zu locken, und nahm nur Bouchain weg. Den Staatsrath der Wighs, deſſen Seele er war, hatten die Toris vertrieben: ſeine Freunde waren fortgeſchicket worden, und ſeine Gemahlinn war in Ungnaden. Die engländiſche Nation fieng an einzuſehen, daß ſie allein einen Krieg führen mußte, wobey ſie allein nichts zu gewinnen hatte. Indeſſen waren die Tractaten ganz ausdrücklich beſtimmet. Der Erzherzog mußte eine Verſorgung haben; Marlborough hatte noch Freunde; Ludwigs des XIV. Anerbiethungen waren noch in friſchem Gedachtniſſe; und dieſer Sieg gab ihm kein Recht, dieſelben zu widerrufen.

Die Königinn Anna war daher gezwungen, dem einmal feſtgeſetzten Lehrgebäude zu folgen. Allein ihr Staatsrath that nunmehr bloß aus Wohlſtand, was er bis dahin aus eigenem Triebe gethan hatte. England hatte alle ſeine Macht angeſpannet, jetzt aber hielt es dieſelbe zu Rathe. Es

hatte

hatte die Ligue angefeuert; jetzt war es ihm genug, daß es derſelben nur beyſtund. Es hatte alle geheimen Bündniſſe dictirt; jetzt lachete es über den ganzen Entwurf, Frankreich einzunehmen und zu vertheilen.

Die Königinn, welche die Herzoginn von Marlborough los geworden (t), und in die Hände der Frau von Masham, einer heimlichen Jacobiterinn, gerathen war, erwartete nur eine Gelegenheit, einen Krieg zu endigen, über welchen man ihr Gewiſſen beunruhiget hatte. Vielleicht liebete ſie auch den Beſchützer ihres unglücklichen Bruders. Vielleicht hoffete ſie, der Frieden würde ihr Mittel an die Hand geben, den Stuarten wieder auf den Thron zu helfen; und den ſo verhaßten Fremdling davon zu vertreiben, welchen die Succeſſionsacte darauf rief.

Den 17ten April.

Der Tod des Kaiſers Joſeph löſete den Knoten dieſes blutigen Trauerſpiels auf. Er hinterließ keine männlichen Erben; und ſein Bruder, der Erzherzog Karl, war ſein einziger Erbe. Bey dieſer Nachricht ſchloß der Herzog von Savoyen ſich drey Tage ein, um nachzuſinnen, welche Partey er ergreifen ſollte. Die Königinn Anna war

(t) Der Verfaſſer des Siecle de Louis XIV. ſchreibt dieſe Ungnade einem Weibergrolle über ein Paar Handſchuhen zu; allein man ſehe andere Urſachen davon in den Memoires ſelbſt der Herzoginn von Marlborough nach.

über einem Zufalle erfreuet, der ihr zum Frieden verhalf. Die Reichsfürſten erkannten, trotz dem Abſcheue der Vaſallen gegen einen gar zu mächtigen Oberherrn, den Erzherzog für einen König von Spanien, und für einen Kaiſer; alle Staatsklugen glaubeten, Europa würde nicht noch einmal einen Karl den V. erdulden; die Holländer verſprachen dem Erzherzoge, getreulich bey der großen Allianz zu halten; es ſey nun aus derjenigen Zauderung geſchehen, womit man Plane verwechſelt; oder in der Hoffnung, die unumſchränkte Herrſchaft über die Niederlande zu erhalten.

Sobald das Erſtaunen den Ueberlegungen Raum gab, ſo ſahen auch die ärgſten Feinde von Frankreich ein, daß das Glück ſelbſt ihm aufgeholfen wiſſen wollte; und die Staatsklugheit nicht leiden würde, daß man es ganz zu Boden ſchlüge. Der Erzherzog vereinigte allein in ſeiner eigenen Perſon diejenige Macht, welche Ludwig unter ſeine ganze Familie eingetheilet hatte. Der Erzherzog ward alſo ein Feind des Gleichgewichtes von Europa; alle Nationen mußten ſich wider dieſen Univerſalmonarchen rüſten; und um ſo viel eifriger, da ſie, indem ſie wider Ludwigen den XIV. gefochten, ſie ſolches nur für ihre Nachkommen gethan, anjetzt aber

(u) So ſollte man vernünftig ſchlüßen; allein Herr Beaumelle beſinnt ſich nicht, daß er hier von demjenigen Könige redet, welcher den Verrath liebete, und den Verräther verabſcheuete; welches letz-

tere

aber für ſich ſelbſt fechten würden. Man hatte bereits eine Million Menſchen niedergemetzelt, um einem ungewiſſen Vorfalle vorzubeugen; und der Tod eines einzigen brachte dieſen Vorfall zu wege.

Der Abt Gautier, welcher ſeine Unterhandlungen zu London ſehr eifrig trieb, unterſtützte die Erwägungen aufs eifrigſte. Man will zwar ſagen, daß die Staatsräthe der Königinn Anna beſtochen geweſen: allein wo hätte man in einer Zeit, da Frankreich kaum ſeinen eigenen König ernähren konnte, Geld hernehmen wollen, ſolche vornehme Verräther zu erkaufen? Die Verachtung, welche Ludwig der XIV. gegen den Lord Bollingbrocke bezeigete, beweiſt eben nicht, daß er mit in der Zahl ſeiner Beſoldeten geweſen (*u*): ein ſolcher Dienſt würde in dieſem Prinzen eine Erkenntlichkeit erreget haben, welche troz aller billigen Verachtung gegen die Verrätherey ausgebrochen wäre (*x*). Wenn man übrigens aus den Memoires des Bollingbrocke von ihm ſelbſt ſchließen will, ſo mag er wohl zu allem aufgelegt geweſen ſeyn.

Die Zuſammenkünfte, welche Menager und Prior wieder vornahmen, giengen auf Präliminarien aus, welche nichts erniedrigendes für Frankreich enthielten. Mylord Strafford theilete dieſelben den Alliir-

tere billig, und einem geſalbten Haupte anſtändig iſt.

(*u*) Man ſehe oben unſere Note von der Dankbarkeit der großen Herren; oder leſe auch nur täglich die öffentlichen Zeitungen.

Alliirten mit, die sich über diesen besondern Frieden beklageten, als ob er ein offenbarer Einbruch gegen denjenigen Artikel der großen Allianz wäre, welcher nur einen allgemeinen Frieden verstattete. Der engländische Staatsmann indessen war viel gewisser, daß er sie wohl zwingen würde, zu unterschreiben; als er war, daß er seine Nation würde bereden können, darein zu willigen.

Marlborough, dem sein eigener Nutzen sehr zu Herzen gieng, und das beste des menschlichen Geschlechtes überaus gleichgültig war, dürstete nach nichts als Krieg; und behauptete, dieser Frieden sey ein Schimpf des ganzen Volkes. Das ohnmächtige Geschrey seines Anhanges aber lief endlich auf nichts mehr hinaus, als daß man die Bedingungen desselben tadelte. Er verlor alle seine Aemter, und das war ein sehr geringer Verlust, nach so vielen einträglichen und herrlichen Feldzügen; zumal in demjenigen glückseligen Lande, in welchem der Mensch, auch trotz dem Prinzen, noch für etwas gerechnet wird. Das Volk bedaurete einen Mitbürger nicht, dessen Degen ihm nunmehr unnütz war, und dessen Rathschläge ihm schädlich waren. Die Verständigen, welche zwar den Helden bewundern, aber nur den rechtschaffenen Mann beklagen, erinnerten sich: daß Marlborough so sehr Jakobs des II. Freund gewesen wäre, daß er auch seiner Liebe gegen die Churchil, seiner eigenen Schwester (y), behülf-

(y) Aus dieser Bekanntschaft ward der Marschall von Berwick, Herzog von Fitz-James, geboren.

behülflich geweſen, und ihn vielmehr verrathen hatte, als von ihm abgewichen war (z); daß er bereits bey Wilhelmen, und zwar mit Recht, in Ungnade gefallen, und endlich von der Königinn Anna mit Gütern und Ehren überhäufet worden, und dennoch ſtets wider ſie cabaliret hätte.

Das 1712te Jahr.

Der Friedens-Congreß ward zu Utrecht angeſetzet. Alle Potentaten ſchickten ihre Abgeſandten hin, außer Philipp der V. nicht. Man ſtritt ſich über Kleinigkeiten; das weſentlichſte aber ward in den geheimen Zimmern zu London und Verſailles abgemachet. Indeſſen giengen die Feindſeligkeiten immer ihren Lauf fort. Die Kaiſerlichen ſchmeichelten ſich, ein glücklicher Feldzug würde ſie in das Herz von Frankreich führen, und daſelbſt wollten ſie ſchon Friedensbedingungen vorſchreiben; England möchte wollen oder nicht.

Der feindliche Einfall, womit man Frankreich bedrohete, erlaubete den Franzoſen nicht, ſich aller der Hoffnung zu überlaſſen, welche ihnen die Präliminarien gaben, die eine einzige Schlacht zu Waſſer machen konnte. Mylord Albemarle hatte bereits einen verwägenen Angriff auf Arras gethan, und die Magazine auf den Vorſtädten verbrannt; Prinz

(z) Der König Jakob nannte ihn, Monſieur eſt-il poſſible, (Mein Herr iſt es möglich?) weil in der Zeit, da dieſer Liebling ſchon ſelbſt mit den Gedanken umgieng, ihn zu verlaſſen, er in dieſen Worten ſein Erſtaunen und ſeinen Abſcheu gegen diejenigen blicken ließ, die ihm abtrünnig wurden.

Prinz Eugen aber hatte bereits Quesnoi eingenommen. Ganz Paris war voller Bestürzung.

Der König ließ den Marschall von Villars zu sich kommen, und sagete ihm: Ihr seht, wohin wir gekommen sind! Man muß siegen, oder umkommen! Es muß noch das äusserste gewaget werden. Suchet den Feind auf, und liefert ihm eine Schlacht. Villars erwiederte voller Bewegung: aber allergnädigster Herr, dieses ist Dero letztes Kriegsheer! Der König erwiederte: Das thut nichts. Ich begehre auch nicht, daß ihr den Feind schlagen sollet; aber ihr sollet ihn angreifen. Gehe die Schlacht verloren: so schreibt es mir, aber mir allein, und befehlt dem elenden Bothen, daß er mit niemanden rede, als mit dem Blouin allein.

Villars hörete erstaunet zu, und konnte nicht begreifen, was dieses alles sagen wollte. Der König fügete hinzu: Ich selbst will mich zu Pferde setzen; und mit eurem Briefe in der Hand, Paris durchreiten. Ich kenne die Franzosen! ich bringe euch gewiß vier mal hundert tausend Menschen zusammen, und mit diesen will ich mich unter den Trümmern der Monarchie begraben lassen. Diese Worte, in denen

(a) Der König gieng mit etlichen vornehmen Herren spazieren, welche im Begriffe waren, zum Kriesheere abzugehen, und saete zu ihnen: Wofern ihr geschlagen werdet, will ich euch zu Hülfe kommen.

nen ſich Ludwigs ganze Seele ſchilderte, erwecketen in dem Marſchall von Villars die höchſte Bewunderung: der ſie ſo gern zu wiederholen pflegte, und in ſeiner Antrittsrede in der (a) Akademie noch einmal anführete.

Der Prinz Eugen belagerte Landreci, und zog aus dem Marchiennſchen ſeine Lebensmittel, welche von ſeinem Lager zu Denain beſchützet wurden. Der Herzog von Ormond, welcher auf den Marlborough gefolgt war, trennete ſeine Völker von dem Heere der Alliirten. Man machete einen zweymonathlichen Waffenſtillestand zwiſchen England und Frankreich kund: und Dünkerken ward den Engländern zum Pfande übergeben. Dieſer Umſtand belebete die Franzoſen von neuem, und ſchlug die Kaiſerlichen nieder.

Der Marſchall von Monteſquiou ſchlug vor, man wollte gegen Chatillon-ſur-Sambre rücken, um dem Prinzen Eugen ein Blendwerk zu machen, wenn man dem Lager bey Landreci drohete. Villars verwarf dieſen Vorſchlag mit Verachtung, und führete ihn gleichwohl getreulich hinaus. Man machete alle Anſtalten, dem Prinzen Eugen ein falſches Schrecken einzujagen. Eugen ließ ſich hintergehen, er ward geſchlagen, Denain mit Sturm erobert, Marchiennes eingenommen, Landreci

men. Ich habe die Ehre, der älteſte Soldat in meinem Königreiche zu ſeyn. Und auch der trefflichſte, fügete der Marquis von Antin noch hinzu.

Landreci entſetzet, St. Aman, Douay, le Quendy und Bouchain ergaben ſich, und koſteten uns weniger, als ſie dem Feinde gekoſtet hatten.

Die Hofleute, welche dieſesmal aus Neid einmal gerecht waren, ſchrieben ſowohl, als alle Kriegsleute, die Ehre dieſes Feldzuges dem Monteſquiou zu. Villars aber aus Bosheit, daß man ihm die ſchönſte Handlung ſeines Lebens ſtreitig machete, behauptete: ſein Mitwerber habe nur einen Anſchlag ins geheim gewußt, und ihn ausführen helfen, davon man ihn jetzt zum Urheber machen wollte. Als der König ihn in den Gärten zu Marly ankommen ſah, gieng er eilig auf ihn zu, umarmte ihn, und ſagete: Man kann nicht zufriedener mit euch ſeyn, als ich es bin. Jetzt habet ihr Frankreich gerettet. Villars wendete ſich zu den Hofleuten, und ſagete: Da höret ihrs, meine Herren!

Nunmehr redeten die Gevollmächtigten nicht mehr aus einem flehenden Tone; und einige beſondere Zuſammenkünfte vereinigten das wider einander laufende Beſte ſo vieler Prinzen. Die Prinzeſſinn Urſini verzögerte die Unterſchrift der Tractaten. Sie begehrete, man ſollte ihr, für ſich und ihre Erben, ein Land von hundert tauſend Livres Einkünften in dem Herzogthume Lurenburg, mit unumſchränkter Obergewalt, einräumen. Auf andere Bedingungen wollte der König von Spanien die Niederlande nicht räumen. England nahm auch dieſen Artikel an, und Holland war im Begriffe, darein zu willigen: allein die Frau von Maintenon, welche

welche nichts mehr, als den Frieden wünſchete, vermochte die Prinzeſſinn Urſini von einer Jederung abzuſtehen, die denſelben verhinderte.

Alle dieſe verſchiedenen Tractate wurden ſo nachläßig unterſuchet, und ſo unbeſtimmt ausgedrücket: daß die Acten dieſes Friedensvergleichs noch heutiges Tages die Fackel zum Kriege ſind.

Der Kaiſer beſchwerete ſich über ſeine Bundsgenoſſen, welche dieſelben ſonder ihn unterſchrieben hatten. Er fuhr noch ein ganzes Jahr lang fort, die ganze ſpaniſche Monarchie, jedoch mit Mäßigung, zu fodern.

Als die Frau von Maintenon den König wegen der Fortdauer des Krieges betrübt ſah, ſagete ſie: das wäre ja nichts gegen den Krieg mit ganz Europa. Der König erwiederte: es iſt auch nicht der Krieg, welcher mich betrübet, ſondern das Elend der Völker.

Den 6ten März 1714.

Der Raſtädter Frieden machete den Feindſeligkeiten ein Ende. Der König, welcher der Marſchallinn von Villars gern bezeugen wollte, wie ſehr er mit ihrem Gemahle zufrieden ſey, der denſelben unterzeichnet hatte, ſagete zu ihr: Madame, das iſt der höchſte Gipfel! Die Ausländer freueten ſich über der Einigkeit, die ſie unter dem Monarchen und ſeinen Unterthanen erblickten; ja ein Engländer ſagete ſogar: Dieſen König würde ich lieben, dafern ich einen König lieben könnte.

Das vierzehente Buch.

Der Franzos muß ſich nothwendig immer ſchlagen; es ſey nun der Ehre, oder der Religion wegen. Sobald die Ehrſucht einem Volke Luft verſchaffet, ſo eilet der fromme Eifer, ihm dieſe geruhigen Augenblicke wieder zu entziehen. So bringen denn die begierigen und verblendeten Sterblichen, anſtatt daß ſie auf dieſer ganzen Welt glückſelig ſeyn könnten, ihr Leben damit zu: daß ſie ſich etliche Stückchen davon ſtreitig machen: oder bedienen ſich desjenigen Stabes Gottes zum Morden, der ihnen doch nur gegeben iſt, ſie zu führen.

Indeſſen, daß die Engländer Frankreich den Frieden ertheileten, verwüſteten die Pfaffen daſſelbe durch einen Krieg, der noch dieſe Stunde dauret. Ich will hier von dieſen theologiſchen Händeln Rechenſchaft geben, welche durch die Staatsklugheit wichtig geworden ſind; indem ſie, anſtatt dieſelben zu verachten, ſie beyzulegen geſuchet hat. Kann irgend jemand unparteniſch von dieſen Dingen reden, ſo muß es derjenige ſeyn, welcher aus Iſrael ausgezogen iſt, und weder den Baal, noch den Gott Iſmaels anbethet (*b*).

Das

(*b*) - - - - Qui ſorti d'Iſraël,
N'invoque ni Baal, ni le Dieu d'Iſmaël.

Das erſte Hauptſtück.

Tod des P. de la Chaiſe. Der Pater Tellier.

Die von der Kirche ſo oft verurtheileten Janſeniſten, waren allen Wetterſtralen entgangen, die man auf ſie gerichtet hatte. Da ſie ſich von dem päbſtlichen Stuhle nicht trennen dorften, ſich aber demſelben auch nicht unterwerfen wollten, hatten ſie alle Bullen zwar angenommen, waren aber ihnen allen ausgewichen. Ihre Unterſcheidungen, unter dem ketzeriſchen und unter dem orthodoxen Verſtande der Schrift, unter dem errore facti et juris, waren die Urſachen desjenigen ehrerbiethigen Stillſchweigens: welches ein Pabſt auferleget hatte, der nicht ſowohl ein Freund der Wahrheit, als des Friedens war.

Dieſes Stillſchweigen ward von beyden Theilen gebrochen, und von Clemens dem XI. verdammet.

Ein gewiſſer Prediger, Namens Quesnel, ein Flüchtling in Holland, und welcher aus der Congregation de l'Oratoire entwichen war; ein Schüler vom St. Cyran und Arnaud, ließ das neue Teſtament mit moraliſchen Betrachtungen drucken. Verſchiedene Biſchöfe billigten daſſelbe. Innocenz der XII. ſelbſt, bey dem man es anklagete, fand keinen Janſeniſmus darinnen. Der Cardinal von Noailles rieth durch einen Anſchlag ſeiner ganzen Gemeine an, es zu leſen.

Als nun die Jeſuiten ſahen, daß das Buch oft aufgeleget ward: ſo muthmaßeten ſie, es müſſe wohl ein heimlich Gift darinnen ſtecken: und dieſes war ſchon in den Augen einiger Ultramontaner ein offenbares Gift, daß die heilige Schrift auf dieſe Weiſe allen Menſchen verſtändlich würde. Dieſe guten Leute hielten die Bücher für ſehr gefährlich, die der liebe Gott ſelbſt geſchrieben hat.

Der Biſchof von Chartres hatte zwar der Frau von Maintenon erlaubet, dieſelben zu leſen; indeſſen erkannte er doch in dem Quesnel den ganzen Janſenius, und ſchalt auf die moraliſchen Betrachtungen. Er beſchwor den Cardinal von Noailles, ſeinen Hirtenbrief zu ändern. Der Erzbiſchof von Paris dankete ihm für ſeinen guten Rath, und folgete ihm nicht. Der große Boſſuet hatte oftmals anbefohlen, man ſollte Quesnels Teſtament leſen. Allein es ſey nun, daß er deſſen Confiſcation voraus geſehen, oder ſeinen Irrthum erkannt hat, ſo erſuchete er ihn doch, daß er den Hirtenbrief wiederrufen, oder das Buch ändern möchte.

Frau von Maintenon, die ſehr beunruhiget war, drang deswegen ſehr eifrig in ihn. Uebrigens hatte ſie ſich weder für noch wider die Janſeniſten erkläret, und erwiederte beyden Parteyen, die ſich bemüheten, ſie zu gewinnen: Ich bin ſonſt nichts als eine Papiſtinn. Das iſt wahrhaftig wohl genug!

Boſſuet, welcher ſich befürchtete, daß ein förmlicher Wiederruf der Eigenliebe des Cardinals gar

zu

zu ſchwer ankommen möchte, ſchlug ihm vor, ſeinem Buche eine Vorrede vorzuſetzen, in welcher gewiſſe Sätze erläutert würden.

Der Erzbiſchof hielt dieſen Vorſchlag genehm; und Boſſuet machete eine Vorrede, die dem Quesnel überſchicket wurde. Dieſer Ordensgeiſtliche, welchen dergleichen Achtung des Cardinals von Noailles kützelte; und der mit dem Tadel des Herrn Boſſuet gar nicht zufrieden war, antwortete ganz trotzig: ſein Buch hätte gar keiner Cenſur vonnöthen. Gleichwohl änderte der Cardinal einige Sylben darinnen: der Biſchof von Chartres aber ſagete ihm zum voraus: Rom würde das ganze Werk verwerfen.

Indeſſen war dieß Werk nur ein bloßer Vorwand der Zerrüttungen. Hätte gleich Noailles den Quesnel erweicht: ſo hätten ſeine Gegner ihm doch bald einen neuen Feind aufgeſuchet. Der Janſeniſmus an ſich ſelbſt iſt zwar wohl eine wirkliche Sache; dieſer Prälat aber hielt ihn für eine bloße Hofketzerey. Wäre er zu Chalons geblieben, oder hätte er den Jeſuiten zu Paris erlaubet, ihn zu hofmeiſtern; ſo wäre er recht orthodox geblieben.

Im 1708ten Jahre.

Einige Gottesgelehrte bathen den Pabſt um die Verdammung der moraliſchen Betrachtungen. Se. päbſtliche Heiligkeit geſtund ihnen auch dieſelbe mit großer Gefälligkeit zu: allein ſolche nichtige Verdammungen wollen in Frankreich nichts ſagen. Die Janſeniſten hielten dieſe für lächer-

lich, und die Molinisten für unzulänglich. Daher nun entstanden heftige Zänkereyen, und die Priester, anstatt das Testament J. C. auszuüben, disputirten ohne alle Barmherzigkeit über Quesnels Testament.

Der P. de la Chaise war schon zu alt, und dem Grabe zu nahe, daß er jemanden heftig hätte hassen sollen; folglich ließ er den Cardinal in Ruhe. Allein beyde Parteyen schmiedeten allerley Ränke, wen sie dem Könige zum Beichtvater geben wollten. Unter der Geistlichkeit wünscheten selbst diejenigen, die doch den Jesuiten alles zu danken hatten: daß sie von einem Joche befreyet werden möchten, welches ihnen eine Verbindlichkeit auferlegte. Diejenigen, welche ihnen nichts zu verdanken hatten, schrieen über die Tyranney einer Gesellschaft, welche einen völligen Gehorsam erfoderte. Sie sprachen: alles, was sich der Herrsucht dieses Ordens widersetzt, das ist verdächtig; es wird auf die Seite geräumet, und unterdrücket. Hat der Regent einen weltlichen Prediger zum Beichtvater, so brauchet er nur dem Verlangen eines einzigen Menschen eine Genüge zu thun; nimmt er aber einen Ordensmann, so wird er mit den Ansprüchen eines ganzen Ordens, aller einzelnen Mitglieder, aus welchen derselbe besteht, und aller Fremdlinge bestürmet, die demselben günstig sind. Nun aber ist von allen Orden keiner so sehr auf seine Vergrößerung bedacht, als der Jesuiterorden; sie haben sich aller Collegien und Pflanzschulen bemeistert; sie sind dem Pabste ergeben; sie sind die Herren über die Pfründen: folglich sind

ſind ſie es nothwendig auch über die Kirche und über die Lehren.

Ihre Anhänger antworteten: daß ein Ordensbruder, der der Welt entſaget hätte, einem Prediger vorzuziehen ſey, welcher ſo viel Freunde hat, als der regulirteſte Orden Mitglieder haben kann: daß die franz. Kirche ſeit dem Tode des P. Coton ſehr wohl regieret, und vor Irrthümern bewahret worden wäre; daß unter den Ordensgeiſtlichen die Jeſuiten allein ſich durch nützliche Wiſſenſchaften hervorthäten; daß ſie den Dominicanern ihre barbariſche Scholaſtik, den Benedictinern ihre gelehrten und ſchwerwichtigen Sammlungen, den Franciſcanern ihre abergläubiſche Unwiſſenheit, allen übrigen aber ihren heiligen Müßiggang überließen, und ſich aller Vortheile bemeiſtert hätten, welche zu Leitung der Menſchen nützlich ſeyn könnten; daß ſie allein in Wiſſenſchaften, in der Kenntniß der Sitten, in der Predigerkunſt, und in der Führung der Gewiſſen vortrefflich wären; daß ihr Ehrgeiz gar kein Laſter ihres Ordens, ſondern nur der Menſchheit ſey; daß ein Capuciner in gewiſſen Umſtänden wohl eben ſo hochmüthig ſeyn würde; und kurz, daß die Ketzer allein ſie jemals gehaſſet hätten.

Im Jänner 1709.

Frau von Maintenon hätte lieber einen weltl. Prieſter gehabt. Allein die Liebe des Königes gegen die Jeſuiten, hatte in ſeinem Herzen ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß er alles, was der Cardinal

von Noailles ihm wider ſie ſagete, als ſo viel erbauliche Unnützlichkeiten anhörete.

Indeſſen bereitete ſich der P. la Chaiſe zum Tode. Der König fragete ihn wegen der Wahl eines Nachfolgers um Rath. Der Sterbende ſetzte die Namen von dreyen oder vieren ſeiner Ordensbrüder auf einen Zettel. Frau von Maintenon ſchickete dieſes Briefchen dem Biſchofe von Chartres mit dem Befehle, er ſolle ſich mit dem la Chetardie, Pfarrern zu St. Sulpiz, darüber unterreden. Der König begehret, ſagete ſie zu ihnen, einen Mann von niederer Herkunft, der gesetzten Geiſtes, und weder mit den Sorgen für ſeine Familie beſchäfftiget, noch ein Sclave der menſchlichen Bedürfniſſe iſt.

Nun befand ſich damals zu Paris ein gewiſſer Menſch, der zu Vire, in der niedern Normandie gebohren, eines Anwalds Sohn, und Verfaſſer eines ſehr ſchlechten Buches zum Beſten der chineſiſchen Chriſten war. Er ſchickete ſich beſſer zu Ränken, als zum Studieren. Er war ein hitziger Feind der Janſeniſten, ja deren Angeber bey dem P. de la Chaiſe, der Erfinder des Schelmenſtreiches zu Douay, der einer Verrätherey ſo ähnlich ſieht. Seine Kundſchafter unterrichteten ihn von allem; denn ſie waren in alle Collegia und Univerſitäten vertheilet. Er war eben ſo befliſſen, ſeine Schliche zu verbergen, als zu machen, daß ſie ihm gelingen mußten. Man kannte ihn kaum, ungeachtet er ſchon ſeit zwanzig Jahren das ganze Königreich beunruhigte: und zu allem Unglücke war er ein Jeſuit.

Dieſem

Dieſem gefährlichen Menſchen, dieſem unruhigen Kopfe, übergab man ein Amt, wozu man den tugendhafteſten und friedliebendſten Menſchen hätte wählen ſollen. Er ſtand mit auf dem Zettel des P. de la Chaiſe, der ihn ganz zuletzt hatte ſchreiben wollen, und ihn nur durch die Liſt desjenigen, der ſeine Hand führete, eben an geſetzet hatte. Der König, die Frau von Maintenon, der Biſchof von Chartres, und der Pfarrer von St. Sulpiz gaben ihm alſo die Stimme. Der König deswegen, weil dieſer Namen ihm zuerſt in die Augen fiel; die Frau von Maintenon, weil man ihr ſagete: er hätte ſich bey ſeiner Societät durch ſeine Wiſſenſchaft in Anſehen geſetzet, und durch ſeine höflichen Sitten die Hochachtung der Weltleute erworben; der Biſchof von Chartres, in der frommen Hoffnung: daß Noailles, deſſen man ſeiner Meynung nach, bisher zu ſehr geſchonet, endlich recht ſcharf angetrieben werden würde; und der Pfarrer, aus Gefälligkeit gegen dieſe drey. Wie iſt es doch möglich, daß vier ſo vernünftige Perſonen, indem ſie im Sinne hatten, einen rechten Heiligen zu wählen, einen wahren Mordbrenner erwählet haben!

Der P. le Tellier, denn dieß war ſein Namen, war damals Provincial zu Paris. Mit den Angelegenheiten ſeines kleinen Reiches gieng er eben ſo um, als er nach dieſem mit den Janſeniſten umgieng. Es waren nichts als Anklagen, Unterſuchungen, Unterſchriften, Drohungen, Streiche der Obergewalt, und Verfolgungen. Alle Jeſuiten geriethen auch über ſeiner Erhebung in Freude, die

sie von einem Tyrannen befreyete, dessen schlaue Grausamkeit ihre Wuth auf eine nützliche Weise wider die Feinde der Kirche ausüben würde.

Der neue Staatssecretär erwählete sich einen Rath nach seinem Sinne, das heißt der ihm ähnlich war. Die Patres Doucin, Lallemand, und Daniel, alle drey Normänner, wie er, waren die Häupter davon; alles aber, was in der ganzen Jesuiter-Societät listiges, verschlagenes, und unruhiges zu finden war, das ward nach Beschaffenheit seiner Gaben, mit dazu gezogen. Ihre im ganzen Reiche vertheileten Mitbrüder unterrichteten sie von allem: und dieser Mönchsrath war der Inhaber aller geheimen Erkundigungen, und der Richter aller Geistlichen in Frankreich.

Der P. de la Chaise hatte niemals etwas dergleichen erfunden. Seine Vertrauten waren gemäßigte Leute, und die Jansenisten hatte er nur entfernet. Allein der P. le Tellier stiftete ein Ketzergericht, er vollführete einen Grundriß von Ränken und Gewaltthätigkeiten; und mit viel minderem Ansehen als jener, hatte er hundert mal mehr Gewalt.

Das

Das zweyte Hauptstück.

Anfänge der Kirchenhändel.

Der Cardinal von Noailles war sein persönlicher Feind; er hatte ihn verhindert, seinen Namen vor eine Uebersetzung des N. T. zu setzen. Der P. le Tellier gedachte ihm einige Hiebe zu, die durch die Frau von Maintenon abgewendet wurden. Der Cardinal klagete ihn aus Andacht, oder Rachgier an: er verkaufe die Pfründen. Der Beichtvater antwortete dem Könige hierauf: Ich willige darein, daß ich lebendig verbrannt werde, wofern diese Anklage bewähret wird: allein dafern man sie nicht beweisen kann, so muß der Cardinal brennen. Bissy, der Bischof von Meaux, und der Hofgeistliche, versucheten sie zu vereinigen. Der Jesuit antwortete: es müßte nothwendig einer von beyden um sein Amt kommen.

Dem Cardinale war dieses heftige Bezeigen nicht unbekannt. Er sagete zu jemanden, welcher vermeynete, die Jesuiten wären zu allem fähig: Ach nein! denn ich lebe ja noch.

Damit man ihn nun völlig stürzen möchte, so mußte man ihn verketzern. Man kannte die Zärtlichkeit seines Gewissens, seinen Gehorsam gegen die Kirche, und wie sehr er der Wahrheit ergeben war. Man klaubete daher aus Quesnels Betrachtungen, die

die gottseligsten, apostolischesten, kurz diejenigen aus, die er nicht verwerfen konnte, ohne sich selbst zu verunehren. Damit man sie aber bey dem Pabste angeben könnte: so mußte der König selbst mit ins Spiel gemenget werden, und man mußte die Prälaten bewegen, den König zu ersuchen, daß er selbst den Quesnel anklagen möchte. Die gefälligen Bischöfe, zu la Rochelle, zu Lizon, und zu Gap, gaben Hirtenbriefe wider die moralischen Betrachtungen heraus: ihre Neffen aber, Seminaristen zu St. Sulpiz, schlugen sie an allen Ecken von Paris an, und sogar an die Pforte des Erzbischöflichen Sitzes.

Der Cardinal jagete diese aufrührischen Aebte aus dem Seminario hinaus. Die drey Bischöfe brachten ihre Klagen vor den König, und gaben sowohl das Buch, als denjenigen bey ihm an, der es unterstützete. Dieser Brief war eine wahre Schmähschrift. Er ward bekannt gemachet, und fast alle Gemeinen von Paris vereinigten sich mit dem Capitel U. L. F. um ihrem Erzbischofe ihren Unwillen zu bezeugen. Der König, welcher zwar den Irrthum hasete, aber ein unanständiges Bezeigen nicht dulden konnte, erzürnte sich über die Feindseligkeit dieser drey Bischöfe. Der Cardinal bath ihn um Recht; und der König versprach es ihm. Die Jansenisten, welche den Erzbischof belagerten, bewogen ihn, durch einen Hirtenbrief diejenigen zu unterdrücken, die man wider ihn geschrieben hatte. Der König ward hierüber so verdrießlich, daß er ihm schreiben ließ, er hätte nunmehr gar kein Recht

zu

zu gewarten, weil er es ſich ſelbſt geſchaffet hätte.

Der Cardinal antwortete: man müſſe dasjenige Unrecht, was ſeiner Perſon wiederfahren wäre, von demjenigen unterſcheiden, was durch die Hirtenbriefe der Biſchöfe, der Wahrheit wiederfahren wäre. Dieſe Wahrheit hätte er gerächet, welches der König nicht thun könnte; dem Landesherrn aber käme es zu, die Perſon zu rächen.

Frau von Maintenon, gegen welche der P. le Tellier dieſen Unterſcheid für verfänglich und verblendend ausgegeben hatte, begriff endlich: daß freylich ein Biſchof wohl Macht hat, in ſeinem Kirchſprengel allerley Hirtenbriefe zu ſchreiben; ohne daß er das Recht verliere, durch die Geſetze auch wider perſönliche Feindſeligkeiten beſchützet zu werden. Die Buchhändler zu Paris übergaben dem Kanzler eine Bittſchrift, wider das Unterfangen gewiſſer Prälaten, die ein Teſtament verſchrieen, welches ihr beſtes Ladenbuch wäre.

Der König, welcher beſorgete, dieſe Händel möchten weitere Folgen haben, trug dem Dauphin auf, beyde Parteyen zu vereinigen. Dieſer gottſelige Prinz ließ ſich es gefallen, ihr Schiedsrichter zu ſeyn, und nahm alle ihre Aufſätze an. Er bediente ſich der Einſichten des Erzbiſchofes von Bourdeaux und des de la Chetardie: die beyde für gleichgültig gehalten wurden, und nichts weniger waren als das. Dieſer letztere beſaß das ganze Vertrauen der Frau von Maintenon, ſeit dem Tode des Biſchofs von Chartres. Allein durch ſeine

Unvor-

Unvorsichtigkeit kam er darum. Frau von Maintenon hielt gar keinen Gewissensrath mehr; und hätte der König es auch so gemachet, so hätte Frankreich Frieden und Ruhe gehabt.

Indessen nun, daß der Dauphin theils dem Bossuet Gehör gab, welcher der Meynung war, der Erzbischof von Paris müsse seinen Hirtenbrief unterdrücken; theils dem Bischofe von Bordeaux, welcher behauptete, dieser Hirtenbrief tasse das bischöfliche Ansehen nicht an; theils dem Cherardie, welcher wollte, daß die Beleidiger bestrafet werden sollten, dafern nur der Beleidigte den Jansenius öffentlich verdammete; theils auch den Erzbischof von Cambray, welcher in allen seinen Briefen auf Quesnels Gönner donnerte: so gab man im ganzen Königreiche eine Vertheidigung der moralischen Betrachtungen von dem sel. Herrn Bossuet heraus. Diese Vertheidigung war gründlich und stark. Die Jesuiten erschracken davor. Bossuet war gleichsam die Kirche selbst: und also konnte Quesnel unmöglich mehr ein Ketzer seyn. Zu allem Glücke war der Herausgeber ein Neffe des Kirchenvaters, ein guter Jansenist, und ward also beschuldiget, er selbst habe das Buch gemachet, was man seinem Vätter zuschrieb. Diejenigen, welche wußten, wie sehr der große Bossuet den P. des Oratorii verachtete, zweifelten gar nicht daran. Der fromme Betrug ward kund, und die rechtschaffensten Leute ärgerten sich darüber. Die Quesnellisten, sagete man, müssen sich doch wohl auf Vernunft und Wahrheit nicht verlassen, weil sie zu Gewalt und Lügen ihre Zuflucht nehmen.

End-

Endlich ſetzete man einen Entwurf zur Verſöhnung auf. Er beſtand darinnen, daß man die Prüfung der drey Hirtenbriefe der Erzbiſchöfe, ihren Metropolitanen überlaſſen ſolte: und wenn dieſe dieſelben verwürfen, ſollte man an den Cardinal ein Schreiben voller Entſchuldigungen und Höflichkeiten ablaſſen, welcher vorläufig den ſeinigen widerrufen ſollte.

Dieſe Bedingungen waren ſehr hart. Der Cardinal antwortete gar nicht darauf. Der Dauphin verſicherte ihn, nachdem er die Stimmen ſeiner Rathsverſammlung zuſammen genommen: daß die Biſchöfe vollkommen mit ihm zufrieden ſeyn würden, dafern er nur ſelbſt die Genehmhaltung widerriefe, die er den Quesnelliſchen Teſtamente gegeben.

Dieſes Urtheil rührete augenſcheinlich vom P. le Tellier her. Es kam darauf an, die Läſterſchrift ehrlos zu machen, und nicht einen Irrthum zu verdammen. Es war ungerecht, und vieleicht ſchimpflich, die Zärtlichkeit eines Prälaten zu misbrauchen; um ihm einen Widerruf abzudringen, und über ſein Gewiſſen zu tyranniſiren. Allein, warum hatte der Cardinal von Noailles ſich auch an den König gewandt, da er ſich bey dem Parlamente hätte beſchweren ſollen, welches die Läſterſchriften ſeiner Feinde zum Feuer würde verdammet haben? Ein jeder, der die oberſte Gewalt anruft, da wo es noch Geſetze giebt, der entſaget dadurch dem Schutze und dem Erbarmen des gemeinen Weſens.

Das

Das dritte Hauptſtück.

Entdeckter und beſtrafter heimlicher Anſchlag.

Der P. le Tellier kam bey dieſen Händeln gar nicht zum Vorſcheine, da er ſie doch nach ſeinem Willen lenkete. Er ſpann noch ein wichtigeres Complot an. Er befahl den Biſchöfen, den Cardinal von Noailles und den Quesnel bey dem Könige anzuklagen. Ein Brief des Abtes Bochart von Saron entdeckte das ganze Geheimniß. Dieſer Abt, ein ehemaliger Jeſuit, und gegenwärtig ein Spion des Beichtvaters, ſchrieb an ſeinen Vätter, den Biſchof von Clermont: das Buch des Quesnel würde verbothen werden. Der P. le Tellier ſammle von allen Orten Briefe der Biſchöfe an den König, wider den Cardinal zuſammen; er hätte deren ſchon dreyßig, und hätte ihm geſaget, innerhalb acht Tagen würde er noch einmal ſo viel haben; er hätte einem jeden, der zu dieſer Bosheit die Handbiethen würde, verſprochen, daß ihr Namen ſollte verſchwiegen bleiben, und bäthe ihn, auch einen dergleichen zu unterſchreiben, wozu er ihm ein Modell überſchickete. Dieſes Modell war eine heftige Klage über den Cardinal von Noailles und die übele Lehre. Dieſe Stücke wurden auf die Poſt gegeben; aber von einem der Ausgeſchickten des Cardinals

nieder

wieder davon genommen, welchem der Abt Bochart bereits verdächtig war.

Dieſer Prälat legete bey den Schreibern des geiſtlichen Gerichts die Urſchriften derſelben nieder; und ſchickete die Abſchriften davon dem Könige, dem Dauphin, und der Frau von Maintenon. Die zwey leztern konnten ihren Verdruß nicht bergen; der König aber gab ſeine Gedanken nicht zu erkennen: es ſey nun, daß er auf irgend einen Streich gedacht, der Aufſehen machen ſollte; oder, daß er um dieſe Briefe heimlich Wiſſenſchaft gehabt.

Sobald dieſelben bekannt wurden, eiferte alles, was ehrliebend und gottsfürchtig war, wider die abſcheulichen Ränke dieſer Cabale. Die Biſchöfe beſchwereten ſich, daß ihnen auf dieſe Weiſe nichts mehr übrig bliebe, als Hirtenbriefe zu unterſchreiben, die ſchon ganz fertig wären: da doch J. C. ſie eingeſezet hätte, über die Lehren der Kirche Richter zu ſeyn. Die Hugonotten erinnerten ſich desjenigen heil. Geiſtes, welcher alle Wochen den Vätern der Kirchenverſammlung zu Trident, in einem Felleiſen erſchienen war. Die Leichtgeſinneten ſprachen: Da ſehen wirs! das iſt die Religion! Die menſchliche Leichtgläubigkeit muß Nahrungsmittel haben. Unſer Glauben wird nimmermehr vollſtändig werden; täglich kömmt wieder eine neue Lehre hinzu: und wie werden dieſe Lehren gemachet? Man ſaget unſern Richtern vor, was ſie ſtimmen ſollen. Die moraliſchen Betrachtungen können nicht rechtgläubig ſeyn, indem

derjenige, der die Bischofthümer vergiebt, den Bischöfen befiehlt, sie für ketzerisch zu erklären. Sonst war die Unfehlbarkeit bey den Kirchenversammlungen zu suchen; heute ist sie bey dem Pabste zu finden; morgen wird sie bey den Jesuiten herbergen; und so wird sie bis ans Ende der Welt von einer Partey zur andern herum laufen.

Die Jansenisten brachen noch heftiger aus: Wir werden allemal Ketzer bleiben, schrieen sie, so lange die Feinde der Augustiner einen Tellier, einen Bochart, einen Bischof von Clermont, und ihres gleichen haben werden: es wird ihnen aber nie daran fehlen. Die Jesuiten können ihre ehrsüchtigen und nach der Unabhänglichkeit strebenden Anschläge gar nicht mehr läugnen; sie werden nunmehr auch durch sich selbst verrathen; sie zertheilen das Bischofthum, um sich selbst desselben zu bemeistern; sie treiben mit dem Könige ihr Spiel; sie misbrauchen seine Frömmigkeit: und vieleicht machen sie ihn gar zum Mitschuldigen derer Gräuel, die sie noch vorhaben; indem sie sein Gewissen über Irrthümer beunruhigen, die gar nicht vorhanden sind.

Niemand zweifelte, daß der P. le Tellier seinen Abschied bekommen würde. Unter den Jesuiten selbst schämeten sich einige, Jesuiten zu seyn; die mehresten aber gestunden zu: daß der Pater Beichtvater, welcher einen Monath zuvor Gott zum Zeugen seiner Gleichgültigkeit in dem Streite dreyer Bischöfe angerufen, von rechts wegen Kir-

chen-

chenbuße thun ſollte, daß er die vornehmſten Pflichten der Religion und Redlichkeit übertreten.

Andere ſageten kaltſinnig: Telliers Verbrechen wäre in Ehren zu halten; es ſtünde nur ſolchen Seelen, wie die ſeinige, die von dem Eifer um das Haus Gottes gefreſſen würden, zu, daß ſie ſogar die Wahrheit und ihren guten Namen in die Schanze ſchlügen; daß der Janſeniſmus, welcher beſtändig unter der Erde um ſich grübe, nicht zernichtet werden könnte, wofern man ihm nicht heimlich entgegen arbeitete; daß es ein großes Glück für die franzöſiſche Kirche wäre, daß ein einziger Prediger für ſie alle mit einander Eifer und Geſchicklichkeit beſäße; daß die Biſchöfe gar zu ſehr mit ihren Vergnügungen beſchäfftiget wären, als daß ſie ſich Zeit nehmen könnten, Hirtenbriefe zu verfertigen.

Der P. le Tellier war drey oder vier Tage in der äußerſten Unruhe. Er merkete an dem Könige dasjenige verdrießliche Weſen, welches ein Vorbothe der Ungnade iſt. Um nun das Ungewitter abzuwenden, welches ihm drohete, ſo bewog er den Abt Bocharr, die ganze Abſcheulichkeit dieſes gottloſen Streiches über ſich allein zu nehmen. Der gefällige Abt ſchrieb ihm folglich einen Brief, in welchem er die hauptſächlichſten Stücke des aufgefangenen Schreibens läugnete, und ſich ſelbſt für einen Schelm und Meyneidigen erklärete. Der P. le Tellier, welchen ſein Laſter unfehlbar verblendet hatte, brachte dieſes abgeredete Blatt zum Könige, welches, da man es mit dem andern zuſammen hielt, ihn vielmehr anklagete, als entſchuldigte. Der

König, welcher noch blinder war, als ſein Beichtvater, fieng auch wirklich an zu zweifeln, ob der Jeſuit unſchuldig oder ſchuldig ſey. Der Biſchof von Meaux, welchem man fette Abteyen verſprochen, dafern man nicht fortgejaget würde, kam als gerufen hinzu, und ſagete: der Abt Bochart iſt ein gottſeliger unbeſonnener Menſch, welcher in den Brief ſeinen Vätter, den ehrwürdigen P. le Tellier, gemenget hat, um den Eifer des alten Mannes deſtomehr zu erhitzen. Bey dieſen Worten ward das Antlitz des Königes gelaſſen und heiter. Er veränderte ſeine vertrauten Leute nicht gern, und der Haß wider den Janſeniſmus war in ſeinen Augen eine Tugend, welche gar viele Sünden gut machete. Er glaubete, Tellier ſey einer ſeiner getreueſten Diener; kurz er wünſchete, daß derſelbe nicht ſtrafbar ſeyn möchte, und in dem Alter, was er hatte, iſt man ſo gar leichtgläubig, und zugleich mistrauiſch! Der Dauphin ſtellete ſich, als glaubete er eben das, was ſein Großvater glaubete: ſein Haß gegen den P. le Tellier verſchwand mit den allgemeinen Klagen zugleich. Die Hofleute, welche ganz allein den König erwecken konnten, waren gar zu gewohnet, daß durch Ränke alles möglich gemachet wird; als daß ſie ſich lange Zeit über dieſen Jeſuiterſtreich hätten wundern ſollen.

Und was ſagete die Frau von Maintenon? Sie ſchwieg. Der Beichtvater ſchien ihr ſo gar gut bey dem Könige zu ſtehen, daß ſie glaubete, es wäre unmöglich, ihn ihm aus dem Sinne zu bringen. Vieleicht ſcheuete ſie auch dieſen wilden und mächti-

mächtigen Menſchen; vielleicht dachte ſie, wenn ſeine Stelle an einen andern käme, ſo wäre die Spaltung unvermeidlich. Dem ſey wie ihm wolle, ſie ſtund von ihrem guten Freunde ab: und die Nachwelt wird ihr dieſe Schwachheit nimmermehr vergeben. Sie hätte Gott im Himmel die Sorgfalt für ſeine Kirche überlaſſen, und dem Könige einen geſcheideren Beichtvater geben ſollen. Ihr kam das Urtheil nicht zu, ob der Cardinal irrig wäre, oder nicht; ob die Religion nöthig hätte, oder nicht, daß Biſchöfe ſich wider ihn verſchwören. Allein es kam ihr zu, wider ein unanſtändiges Verfahren laut zu reden, und dem Könige eine Rotte kennbar zu machen, welche angeſtiftet war, einen Erzbiſchof zu ſtürzen: der wegen ſeiner Sitten ehrwürdig war, und ihm zu zeigen, wie ſehr er ſich ſelbſt, durch ein unmäßiges Zutrauen gegen einen ſo verhaßten Menſchen verunehre.

Als ſie nach dieſem an dem Plane von der Abſetzung des Noailles mit arbeitete, folgete ſie den Bewegungen ihres Gewiſſens; nach welchem ſie mit einem Prälaten brach, der ſich wider das Anſehen der Kirche auflehnete. Allein, als ſie ihn durch einen aufrühriſchen Kopf unterdrücken ließ, ſo ward ſie den heiligen Pflichten der Freundſchaft untreu, welche ſie ermahneten, ſich dem Untertreter zu widerſetzen. Sie ſeufzete zwar; ſie bethete: allein was helfen heimliche Zähren und brünſtige Gebethe, da wo Standhaftigkeit und Dienſte erfodert werden? Den Grund des Streites betreffend, ſo war noch alle Wahrſcheinlichkeit für den Cardinal. Hätte le Tellier eine gute Sache gehabt; würde er wohl ſeine Richter beſtochen haben?

Das vierte Hauptſtück.

Den Jeſuiten wird ihre Gewalt benommen.

Der Cardinal von Noailles, welchem die Gleichgültigkeit des Königes gegen die aufgefangenen Schriften noch mehr wunder nahm, als die Bosheit dieſer Schriften ſelbſt, glaubete, er wäre ſeiner Kirche eine anſehnliche Rache für die erlittenen Beſchimpfungen ſchuldig. Nachdem er nun Gott um Rath gefraget, ſchrieb er dem Könige: „Die Seele Sr. Majeſtät ſey in den „Händen des P. le Tellier nicht ſicher;„ und der Frau von Maintenon ſchrieb er: „Er beſchwöre „ſie bey ihrem Eifer für die Seligkeit des Königes, „ſie möchte ein ſo koſtbares Gewiſſen den Händen „eines ſo verkehrten Mannes entreißen.„ Man las dieſe zween Briefe, und verachtete ſie: der P. le Tellier hatte eben mit dem Könige vom Janſeniſmus geredet.

Als nun der Cardinal ſah, daß ſeine Feinde ſich die Erniedrigung zu nutze macheten, darein ſie ihn geſtürzet hatten, ſo entſchloß er ſich, dem aufrühriſchten unter ihnen die Macht zu benehmen, ein Prediger und Beichtvater zu ſeyn. Der P. Daniel, Superior des Profeßhauſes, kam zu ihm, und führete die bitterſten Klagen darüber. Ich danke, erwiederte der Erzbiſchof, euch und euren Patribus

tribus für eure Arbeit in meinem Kirchſprengel. Ich habe ſehr viel Kirchendiener, die gar nichts zu thun haben, und brauche eurer Hülfsvölker gar nicht. Die mehreſten Jeſuiten freuten ſich über dieſer Beſtrafung; einige deswegen, weil ſie den P. le Tellier verabſcheueten, deſſen Rotte ſie nur die normänniſche Partey nannten; die andern, weil ſie hoffeten, dergleichen Begebenheiten würden Verwirrungen nach ſich ziehen, die ihr Anſehen vermehren könnten.

Der P. le Tellier indeſſen war nicht mit in der Zahl der Abgeſetzten, und erhielt neue Gewalt. Der König war gleichwohl ſehr verlegen; er war zweifelhaft zwiſchen ſeinem Erzbiſchofe und Beichtvater. Dieſem war er aus eigenem Triebe gewogen; für jenen aber waren alle Vorurtheile. Es that ihm ſehr leid, daß eine Geſellſchaft, die er ſo herzlich liebete, ſo ſehr niedergeſchlagen werden ſollte; und gleichwohl dorſte er für dieſelbe bey dem Erzbiſchofe nicht um Gnade bitten.

Die Frau von Maintenon und der Herzog von Antin, welche Zeugen ſeiner Unruhe waren, bathen den Cardinal: er möchte ihn von derſelben dadurch befreyen, daß er den Jeſuiten ihre Gewalt wiedergäbe; allein er war unerbittlich. Endlich bath der König ſelbſt ihn darum. Der Cardinal erwiederte: Als es auf zeitliche Dinge ankam, auf Auflagen, die dem zehenten Pfennige das Gleichgewicht hielten, da habe ich Eurer Majeſtät Befehlen gehorſamet. Ich bin der erſte geweſen, der an dem Verderben der

Geiſtlichkeit gearbeitet hat, um Dero Staaten zu retten, und Dero Thron zu unterſtützen. Anjetzt aber iſt die Rede von Sacramenten, von der Gewalt derer Schlüſſel, die mir anvertrauet ſind, und von allem, was die Religion heiliges hat. Eurer Majeſtät iſt es nicht erlaubet, weder mir ins Amt zu greifen, noch Rechenſchaft von meiner Aufführung zu fodern. Und wenn es ja nicht anders ſeyn kann, als daß ich entweder denenſelben misfalle, oder Gott misfallen muß: ſo iſt mein Entſchluß ſchon ſeit langer Zeit genommen.

Der König, welcher überzeuget war, daß ihm weder das Recht zukäme, von geiſtlichen Sachen zu urtheilen, noch ſie einzurichten, beſtund alſo weiter nicht auf der Wiedereinſetzung der Jeſuiten; und ungeachtet er mit den Gewiſſen ſeiner Unterthanen ein Spiel getrieben, ſo hatte er doch eine Ehrfurcht gegen des Erzbiſchofs ſeines. Se. königl. Hoheit, der Dauphin, war von den Vorrechten der Kirchengewalt ſo eingenommen, daß er auch oftmals zum Cardinal von Noailles geſaget: ſobald eine Sache nur einiger maßen die Kirche angeht, ſo gehört ſie nicht mehr für uns. Dieſe Vorrechte, die ſo oft verletzet worden, würden nicht mehr verletzet werden: wenn dieſelben, welche die Inhaber derſelben ſind, endlich einmal aufhöreten, den weltlichen Arm zu überlaufen, damit ſie im Anſehen erhalten würden.

In-

Indeſſen tadelte man das Betragen des Cardinals. Einige ſageten, er wäre zu weit gegangen, da er ſo viele Jeſuiten abgeſetzet; und nicht weit genug, da er den allerunerträglichſten von allen gelaſſen hätte. Ein Mann, welcher geſchickter, herrſchafter und heiliger geweſen wäre, als er, würde ſich ſeiner Vortheile beſſer zu bedienen gewußt haben: indem er gerade zu nur das Gewiſſen des Landesherrn in Angſt geſetzet hätte; die Verſchonungen gegen den P. le Tellier ſähen einem furchtſamen Hofmanne ähnlich.

Andere glaubeten, die Strafe, ſo man dem Jeſuitenorden auferleget, ſey von gar zu langer Dauer. Indeſſen würde der Cardinal ſie gern verkürzet haben, wenn er nicht erfahren hätte, daß man ſie als eine Privatrache anſähe, die er dem Könige hätte anheim ſtellen ſollen. Ein Spottvogel überſendete ihm eine Bittſchrift zum Vortheile der Jeſuiten, im Namen der verſtockten Sünder; welche über die Dornen troſtlos wären, womit die Janſeniſten den Weg zum Himmel beſtreueten.

Ungeachtet der Erzbiſchof in einer Art von Ungnade lebete, ſo hielt doch die Frau von Maintenon eine Unterredung mit ihm. Sie war von den Drangſalen der Kirche gerühret, für das Zukünftige ſehr in Unruhe, und wagete es, ihm vorzuſchlagen, er ſolle ſein Amt niederlegen. Wahrlich! ſie hat ſehr wenig mehr an der Welt hängen müſſen, um zu glauben, daß auch ihm ſo zu Muthe wäre!

Der Cardinal, welcher einige Jahre zuvor ihr von ſelbſt angebothen hatte, er wolle abdanken, ver-

warf dieſen Vorſchlag, und ſagete: die Umſtände hätten ſich geändert. Die Augen der ganzen Kirche wären auf ihn gerichtet. Er würde eine Stelle nicht verlaſſen, die ſein Feind gar bald irgend einem erkäuflichen Biſchofe geben würde. Er ſtünde für ſeine Wachſamkeit, und von ſeines Nachfolgers Wachſamkeit könnte er nicht überzeuget ſeyn.

Frau von Maintenon ſtrich ihm das große Anſehen des P. le Tellier heraus. Der Cardinal antwortete ihr ſonder Gemüthsbewegung: er wolle alles erwarten; er hoffe von den Menſchen nichts; er würde der Kirche gehorſamen, und würde bereits verbothen haben Quesnels Buch zu leſen: wenn nicht die Jeſuiten unternommen hätten, ihn dazu zu zwingen; gleich als ob ſie Herren der Biſchöfe wären, deren Lehrlinge ſie doch nur wären.

Frau von Maintenon, welche ſich befurchte, dieſe Unterredung möchte auf eine unangenehme Deutlichkeit hinaus laufen, unterbrach dieſelbe durch andere gleichgültige Sachen. Der Erzbiſchof gieng mit der Ueberzeugung aus ihrem Zimmer: daß ſein Fall beſchloſſen wäre, daß aber derſelbe nicht von Menſchen allein abhienge.

Man wird ſich ſonder Zweifel wundern, wenn man ſieht, daß ein König, der ſo gerecht iſt, als Ludwig der XIV. war, einem Jeſuiten einen Präla-

(c) Man ſehe die Anecdotes über die Conſtitution unigenitus, oder das Tagebuch des Abtes Dorſanne. Es iſt einerley Werk, aber durch Betrug der Buchhändler und Janſeniſten in Holland, un-

Prälaten aufopfert, welchen die alte Kirche dieſen neuern Zeiten beneidet haben würde. Viele Leute glaubeten, indem er den Tellier beſchützete, beſchütze er nur einen Mitbruder. Einige proteſtantiſche Geſchichtſchreiber, und einige Janſeniſten (c) ſagen, er ſey ſelbſt ein Jeſuit geweſen. Sie führen das Zeugniß zweener blauen Knaben an, welche bey Leiſtung der drey erſten Gelübde zugegen geweſen; und eines Kammerbedienten, welcher gehöret haben ſoll, daß der König auch das vierte in die Hände ſeines Beichtvaters abgeleget. So ſagen ſie auch, daß die Frau von Maintenon Ordensſchweſter geworden. Man hatte ſie ſchon ſeit 1696 im Verdachte, daß ſie es wäre.

Dieſe Dinge ſcheinen ſich nicht ſowohl auf gute Beweiſe, als auf die Nothwendigkeit zu gründen, wozu man ſie brauchete, um andere Facta zu erklären; und ſo wird die Geſchichte unter den Händen derer, welche von allen Sachen den Grund wiſſen wollen, zu einem Romane. Unter den geiſtlichen Orden haben viele ſolche aggregationes, daß ſie auch Layen einnehmen. Dieſe Beygeſelleten haben Theil an allen geiſtlichen Gütern des Ordens. Gott rechnet dieſen Fremdlingen das Verdienſt der Werke derer Heiligen zu, die der Verdienſte eine Menge übrig haben, die ſie zu ihrer eigenen Seligkeit nicht brauchen.

In

(c) ter zweyerley Titeln zum Vorſcheine gekommen. Einmal, vor dreyßig Jahren, unter dem Namen *Anecdotes*, und ſeit einem halben Jahre, unter dem Namen *Journal*.

In dieſem Verſtande hat Ludwig wohl ein Jeſuit ſeyn können. Allein ſo abergläubiſch und ſchwach iſt er nie geweſen, daß er es in der That hätte ſeyn ſollen. So viel auch le Tellier über ihn vermochte, ſo hätte er ihn doch nimmermehr überredet, daß ſolche Gelübde, die er nicht erfüllen konnte, ſeiner Seligkeit nützlich ſeyn könnten; und daß ſein Gelübd des Gehorſams und der Armuth, mit dem Stande eines Königes nicht unverträglich wären. Man kann die Jeſuiten wohl lieben, ohne ſelbſt einer zu ſeyn. Sie haben ſo gar vieles, was für ſie redet! Man kann ſie auch haſſen, ohne deswegen ein Janſeniſt zu ſeyn. Es iſt ſo gar vieles, was wider ſie iſt!

Das fünfte Hauptſtück.

Der Dauphin und die Dauphine.

Se. königl. Hoheit, der Dauphin, ein beſtändiger Liebhaber des Friedens, ſagete dem Könige: daß, da man in Frankreich keinen Frieden ſtiften könnte, dieſer ganze theologiſche Krieg nach Rom geſpielet werden müßte. Die Biſchöfe von Lüzon und von Rochelle bathen den Pabſt, er möchte über ſie urtheilen; und klageten zugleich Quesnels Buch an. Der Erzbiſchof von Cambray hatte ihm bereits ſeine Beobachtungen geſchicket, und die Art, wie Clemens der XI. ſie angenommen, verſprach ihm, daß der Glauben und die Unterwürfigkeit desjenigen, der die Maximes beſtritten, auf eben die Probe geſtellet werden würde, als die ſeinigen.

Wer in Anſehung ſeiner Lehren angeklaget wird, der iſt ſo zu ſagen ſchon verurtheilet. Der Cardinal von Noailles, welcher den Urtheilsſpruch voraus ſah, ſah auch deſſen Gefahr voraus. Allein er widerſetzte ſich nur mit ſchwachen Kräften der Anſuchung, die man um eine Bulle that, welche dem ganzen Streite ein Ende machete. Er furchte ſich, le Tellier würde ihn anklagen: er glaube nicht an den Pabſt; ungeachtet le Tellier noch weniger an ihn glaubete, als er. Denn da dieſer Jeſuit ein elendes Buch verfertiget hatte, welches zweymal

ver-

verdammet worden, ſo behauptete er dennoch immer deſſen Lehrſätze; und ehe man ihn zu paaren trieb, brauchete man Erklärungen über Erklärungen, und Decrete über Decrete. Gleichwohl waren ſeine Ketzereyen keine Kleinigkeiten, wie Quesnells ſeine. Er glaubete, man könne zu gleicher Zeit ein Abgötter und ein Chriſt ſeyn.

Der Dauphin beſchäfftigte ſich mit wichtigern und leichtern Dingen. Indem er den Fehlern ſeines Großvaters nachdachte, fand er deren Quelle in der Regierungsart, die derſelbe angenommen. Er ſah ein, daß alles Unglück des Krieges von der Schwä-

(d) Hier iſt das Zeugniß der Frau von Maintenon ſelbſt. Es ſteht in einem Stücke, welches ſich in der Sammlung ihrer Briefe nicht befindet. „Mich dünket, ich könne euch nicht beſſer bewegen, euer Leben„lang die Ausübung eines wahrhaftig chriſtlichen „Wandels zu erwählen, als daß ich euch das Beyſpiel „des Dauphins anführe. Dieſer Prinz iſt ungefähr von eurem Alter. Seit dem er zum erſten„male communicirt gehabt, haben wir geſehen, wie „allmählich an ihm alle Fehler verſchwunden ſind, „welche uns in ſeiner Kindheit ſeinetwegen in große „Unruhen ſetzten. Sein Fortgang in der Tugend „ward von Jahren zu Jahren immer merklicher. „Anfangs ſpottete der ganze Hof über ihn, nach dieſem bewunderten ihn auch die Freygeiſter.

„Nachmittags verſchließt er ſich allein in ein Zim„mer, und bringt eine oder zwo Stunden darinnen „zu. Er fährt noch immer fort, ſich Gewalt anzu„thun, um alle ſeine Fehler auszurotten. Seine Got„tesfurcht hat ihn dermaßen zu einem andern Men„ſchen gemachet, daß er aus einem Aufbrauſenden ge„mäßigt,

Schwächung des Staats herrührete; und dieſe Schwächung von ſo vielen verderblichen Edicten, dawider das Parlament ſich nicht hatte auflehnen dörfen. Er beſchloß alſo bey ſich, dieſem erlauchten Körper dereinſt ſeine ehemalige Freyheit wieder zu geben, und alle Rathsverſammlungen zu vermehren, damit er ſelbſt mehr Licht bekäme. Dieſe zween Anſchläge mit einander zu vereinigen, das war ſchwer.

Dieſer Prinz war die Hoffnung des ganzen Volkes, und die Dauphine die Luſt des Hofes. Die Religion hatte die Gemüthsart des Prinzen verändert (*d*), und die Fehler der Prinzeſſinn verbeſſert.

„mäßigt, gnädig und gefällig geworden iſt. Man „ſollte faſt ſagen, dieß wäre ſein wirklicher Character, „und die Tugend wäre ihm natürlich.

„Als er ſich entſchloß, ſich lediglich auf die Aus„übung ſeiner Pflichten zu befleißen, fieng er bey der „Entſagung des Spieles an, welches er heftig liebete. „Ich fragete ihn einmal im Vertrauen, warum er ſich „denn dieſes Vergnügen unterſagete, welches gleich„wohl noch das unſchuldigſte von allen Ergetzungen „des Hofes wäre? Er antwortete mir: Er hätte ge„merket, daß die Liebe zum Gewinne ihm das Spiel „ſo beliebt machete: er frage in der That zwar nicht „viel darnach, wenn er auch verlöre; allein er hätte „doch eine große Freude, wenn er gewönne. Seine „Leidenſchaft käme alſo aus einem Geize her, und es „wäre unmöglich, daß das, was im Grunde laſterhaft „wäre, in ſeinen Wirkungen unſchuldig ſeyn könnte.

„Seine Gemahlinn, welche weis, wie unverſtellt „ſeine Gottesfurcht iſt, ungeachtet er ſehr viel Verſtand „hat, misbrauchet zuweilen dieſe Zärtlichkeit des Ge„wiſſens. Denn ſie brauchet ihm auch ſogar nur im „Lachen

beſſert. Lande durch ſuchtigſte Eheleute ſetzeten ein ganz blindes Vertrauen in die Frau von Maintenon. Ihr vertrauten ſie ihr Leid und ihre Freude; ſie war Schiedsrichterinn ihrer Streitigkeiten, und das Band, welches ſie in denen kleinen Uneinigkeiten, die unter ihnen entſtunden, wieder vereinigte. Die Dauphine liebete den Umgang und das Spiel. Die Buhlſchweſtern bey Hofe gaben ſich alle Mühe, ſie der Frau von Maintenon zu entreißen. Sie putzten die Aufſatzſchränkchen dieſer Prinzeſſinn mit gefährlichen Büchern aus, um ihr wenigſtens die Theorie des Laſters beyzubringen. Frau von Main-

„Lachen zu ſagen: Weſern Sie dieſes oder jenes „thun, ſo werden Sie ſchuld an einem Uebel „ſeyn: denn ich werde böſe darüber werden.

„Es iſt wahr, daß ihm auch der bloße Schein eines „Betruges ſchon einen Abſcheu erweckt. Einsmals „gab er mir eine Antwort, welche die aufrichtigſte „eben nicht war. Den folgenden Tag kam er zu mir, „und ſagete: Madame, geſtern habe ich die „Schwachheit begangen, Ihnen etwas weis zu „machen. Die ganze Nacht habe ich davor „nicht ſchlafen können, da ich mir dieſes vorzu„rücken gehabt; nun komme ich, um Ihnen mei„nen Fehler zu geſtehen, und die Wahrheit zu „bekennen.

„Einige halten ihn für geizig: allein ſeine heimli„chen und reichlichen Allmoſen rechtfertigen ihn deswe„gen zur Genüge. Einige andere glauben, er werde ein„mal ein ſtrenger Regent ſeyn. Gleichwohl liebet er „Freude und Luſt; ja er überläßt ſich zuweilen allen „beyden, aus Gefälligkeit gegen die Dauphine. Seine „Tugend machet ihn ſo wenig gegen die Zeitkürzungen

„des

Maintenon hergegen beſetzte ſie mit nützlichen Büchern, die den folgenden Tag wieder weg waren. Der Dauphin, welcher ſeine Gemahlinn unausſprechlich liebete, konnte keinen Augenblick ohne dieſelbe ſeyn. Die Dauphine hingegen, die mit ſeiner Eiferſucht ein Spiel trieb, entwiſchete ihm gern, ſo oft als möglich. Ein guter Rath, den die Frau von Maintenon ihr zu rechter Zeit und mit aller Zärtlichkeit ertheilete, brachte ſie beſſer zu rechte, als die ungeſtüme Liebe ihres Gemahls.

Indem nun die Frau von Maintenon mit allen Gefälligkeiten ihren Leichtſinn beſtrafete, ſo trug

„des menſchlichen Lebens unempfindlich, daß ſie ihm „dieſelben vielmehr angenehm machet: dahingegen die„jenigen, die ihre einzige Beſchäfftigung darinnen ſuchen, „keine einzige darunter finden, die ihnen eine Genüge „thäte. Sie laufen vom Spaziergange auf die Jagd, „von der Jagd in die Komödie, von der Komödie zum „Spiele. Ich wünſchte nur, daß ihr ſie auch wieder „davon kommen ſähet. Ihr Ueberdruß vertritt die „Stelle einer Predigt. Ihr würdet ſehen, daß ihr „Geſicht betrübt iſt, und daß ſie ſich mit einer verdruß„vollen Stimme beſchweren, es hätte gar nichts gelin„gen wollen. Die Komödie wäre elend vorgeſtellet „worden; die Oper wäre abſcheulich geweſen; auf dem „Spaziergange hätte man vor Hitze erſticken mögen, „und die Jagdhunde hätten gar keine Spur finden kön„nen. Unter allen dieſen Wollüſtigen, denen die Zeit „ſo lang wird, iſt dieſer junge Prinz allein luſtig und zu„frieden; weil er ſeinen Tag anwendet, diejenigen Pflich„ten zu erfüllen, die ihm bekannt ſind, und diejenigen „zu erlernen, die er noch nicht kennet. „

trug ſie zugleich ſehr viel zu Bezahlung der Spielſchulden der Dauphine bey. Sie beugete dem Mißvergnügen des Großvaters vor, und indeſſen, daß ſie die junge Dauphine lehrete, aller Herzen zu gewinnen; ſo war ſie geſtiſſen, ihr das Herz des Königes zu erhalten. Einsmals, als dieſe Prinzeſſinn ſehr unruhig und betrübt war, geſtund ſie der Frau von Maintenon, daß ſie eine gewiſſe ſtarke Summe ſchuldig wäre, die man mit Ungeſtüm von ihr wieder begehrete. Dem Könige dorfte man nichts davon ſagen: denn außer, daß die Dauphine ihm einen Aufſatz von ihren Schulden zugeſtellet hatte, der nicht richtig war: ſo war auch das Geld ſo ſelten, und der König gieng ſo ſparſam damit um, daß er ſich in dieſe neue Geldnoth nicht eingelaſſen haben würde, ohne ſeine Wohlthat mit einem Verweiſe zu begleiten.

Die Frau von Maintenon, welcher der Zuſtand der Prinzeſſinn zu Herzen gieng, borgete funfzehn hundert Piſtolen auf ihr Gut, und nahm das übrige von ihren Spargeldern: wobey ſie wenig bedauerte, was ſie ihren Erben dadurch entzog, aber deſtomehr, was ſie ihren Armen entwandte. Den folgenden Tag fand die Dauphine in ihrer Kammer funfzehn hundert Piſtolen und dieſes Handbriefgen: Hier empfangen Eure königl. Hoheit, wovon Sie Dero Schulden bezahlen, und Dero Gemüth beruhigen können. Die einzige Erkenntlichkeit, die ich von Ihnen verlange, iſt, daß Sie mir dafür nicht danken mögen.

Endlich

Endlich entſagete dieſe Prinzeſſinn dem Spiele, und Frau von Maintenon genoß der Früchte ihrer Bemühungen. Ihr Zögling war ihre beſte Freundinn: und es ſey nun, daß ſie einiges Vorſpiel von der Rolle einer Königinn machen wollte, die ſie ehestens vorſtellen ſollte, oder daß ſie ſich den Reizungen eines ungezwungenen Umganges überließ; ſo machete ſie dem ganzen Frankreich zu den ſchönſten Zeiten Hoffnung. Ich empfinde, ſagete ſie, daß mein Herz ſich zugleich mit dem Glücke erhöhet, welches mich erhebet. Deswegen war ſie eben nicht ungeduldig, den Thron zu beſteigen. Dieſe Empfindungen ſollten nur andeuten, wie angenehm ihr ihre Pflichten vorkämen, die ſie anjetzt beſſer hatte kennen lernen. Der König ſcheuete auch ihren Stolz ſo wenig, daß er vielmehr ihre Gemüthsart anbethete: und da ihr Anblick ihn entzückete, ſo vergaß er dabey alles ſein Unglück, und ſah in ihr das Glück ſeines Sohnes, und in ſeinem Sohne das Glück ſeines Volks.

Als ſie nun den Fallſtricken der Welt entkommen war, ſagete ſie einsmals zu der Frau von Maintenon: Meine liebe Baſe jetzt ſehe ich erſt ein, wie unendlich viel ich euch zu danken habe; Ihr habt Geduld mit mir getragen, bis ich zu Verſtande gekommen bin.

Im Februar des 1712ten Jahres.

Der König war über den Tod ſeines älteſten Sohnes noch nicht getröſtet, als die Dauphine

gefährlich krank ward (e). Ungeachtet nun ihre Krankheit ziemlich geringe war, sagete sie doch zu einer ihrer Damen: Mir ahndet es, als wenn der Friede wird geschlossen werden; aber ich werde ihn nicht erleben.

Den folgenden Tag wurden die Aerzte durch die heftigsten Kopfschmerzen, durch ein gewaltiges Fieber, und einen unstillbaren Durst beunruhiget. Man ließ ihr zweymal zur Ader. Frau von Maintenon rührete sich fast nicht mehr von ihrem Bette, und ergriff die ersten günstigen Augenblicke, um sie zu denen christlichen Handlungen zu bereiten, die man allemal gar zu lange hinaus setzet. Der P. de la Rüe, ihr Beichtvater, schlug ihr vor, einen andern zu erwählen. Werde ich ihn aber nicht kränken, antwortete die Prinzessinn, wenn ich ihm mein Vertrauen entziehe? Die Frau von Maintenon antwortete: das Gewissen kann niemals frey genug seyn. Die Dauphine begehrete also einen gewissen Franciscaner, welcher wegen seiner Gelehrsamkeit und strengen Lebensart berühmt war; und bath die Frau von Maintenon, sie möchte ihm doch bey der Prüfung ihrer Seele beystehen.

Ihre Krankheit nahm stündlich zu. Die Aerzte wußten nicht, wofür sie dieselbe halten sollten. Einige sageten: es wären die Blattern, andere, es wäre ein bösartiges Fieber. Der König verboth dem Dauphin, zu ihr ins Zimmer zu gehen; allein es war zu spät: dieselbe Krankheit hatte bereits das

Blut

(e) Diese ganze Erzählung ist aus den Schriften der Frau von Maintenon genommen.

Blut dieſes Prinzen entzündet, welcher voller Schmerz und Liebe, und mitten unter dem grauſamſten Verdachte, zur Frau von Maintenon ſagete: Ach! wenn dieſer Tod wohl gar befördert ſeyn ſollte! . . . Ach Gott! ach Gott! ich vergebe es ihnen.

Man holete die letzte Oelung aus der Capelle zu Verſailles. Der König begleitete dieſelbe, und zerfloß faſt in Thränen. Nachdem nun die Dauphine mit dem lebendigſten Glauben communicirete, ſagete ſie zur Frau von Maintenon: Liebe Baſe, nun iſt mir ganz anders. Frau von Maintenon, die ihr Schluchzen verbarg, erwiederte: Sie haben ſich zu Gott genähert. Dieſer iſt Ihr Troſt, und wird auch bald ihr Lohn werden. Mich ſchmerzet und reuet es nur, antwortete die Prinzeſſinn, daß ich ihn beleidiget habe. Frau von Maintenon erwiederte: Dieſe Geſinnung allein iſt hinlänglich, Ihnen Gnade zu verſchaffen. Allein, wenn Sie wieder geſund würden? . . . Ach, verſetzete ſie, dann will ich ſie ganz allein meinem Gott widmen! Indeſſen, meine liebe Tante, ich bin ſehr unruhig über meine Schulden. Der Dauphin, mein Gemahl, weis ſie, ich möchte ihn gern ſprechen. Frau von Maintenon antwortete: das iſt nicht möglich: denn E. K. H. haben den Frieſel. Hierauf ließ die Dauphine ihren Schreibkaſten bringen, und ſuchete darinnen den Aufſatz ihrer Schulden. Ihre Kräfte aber verließen ſie; ſie

schloß denselben wieder zu, und ließ ihn zu den Füßen ihres Bettes setzen. Sie fragete noch einmal nach ihrem Gemahle, und sagete zur Frau von Maintenon, die einen Zährenstrom vergoß: Ach! meine liebe Tante, sie brechen mir das Herz!

Sie ließ hierauf ihre Damen rufen, und sagete zur Herzoginn von Guiche: Lebet wohl, schöne Herzoginn! Heute Dauphine; morgen nichts. Die Herzoginn von Guiche erwiederte: auf das Gebeth des Dauphins, würde Gott sie ihm wohl wieder schenken. Ja, antwortete sie, er wird ihm diese Betrübniß zufügen: denn er betrübet diejenigen, die er liebet.

Der König war hierbey zugegen, und verbarg seinen Schmerz nicht. Als jemand der Kranken denselben anzeigete, sagte sie: wenn ich ihn minder liebete, und von ihm minder geliebet würde, so wollte ich gern sterben. Sie bath ihn, ihre Schulden zu bezahlen, ihre Bedienten zu belohnen, und zuweilen an sie zu denken.

Frau von Maintenon, welche nicht sowohl den Empfindungen ihres blutenden Herzens Gehör gab, als denen Glaubenstrieben, die sie belebeten, ließ bis an den letzten Augenblick nicht nach, die Prinzessinn zur Ergebung in den Willen Gottes zu ermahnen. Als sie sah, daß dieselbe mit dem Tode rang, zerfloß sie fast in Thränen, und sagete zu denen, die sie trösten wollten: laßt mich doch mein Kind beweinen! Sie umarmete die Sterbende noch zum letztenmale, und gieng davon, um ungehindert bethen und weinen zu können.

Ein

Ein gewiſſer Hofmann brachte ein Pulver hervor, davon er Wunderdinge erzählete. Da nun alle Hoffnung aufgegeben war, ſo ſtand man gar nicht an, auch dieſes noch der Sterbenden zu geben. Dieſes Mittel half ihr wieder zur Erkenntniß. Sie ſagte: Ach! wie bitter ſchmecket das! Man meldete es der Frau von Maintenon; ſie kam herzu gelaufen, die Prinzeſſinn ſagete ihr noch einige wenige Worte, und verſchied.

Se. königl. Hoheit, der Dauphin, hatten indeſſen Tag und Nacht mit Bethen zugebracht. Bald both er Gott ſeine Gemahlinn dar; bald flehete er ihn an, ſie ihm wieder zu geben; bald wünſchete er, ſein Leben für das ihrige hinzugeben. Als man ihm nun den erfolgten Donnerſchlag meldete, ſo rief er aus: O mein Gott! rette doch wenigſtens nur den König!

Als er in die Kutſche ſtieg, um nach Marly zu reiſen, befand er ſich übel. Den folgenden Tag communicirte er, und begab ſich zum Könige nach Marly. Er hatte einen Anfall von einem gelinden Fieber gehabt, welches man der Unruhe zugeſchrieben. Er gieng zur Frau von Maintenon, und ſagete zu ihr: Es mögen nun die Menſchen meine Gemahlinn umgebracht, oder Gott ſie zu ſich genommen haben; ſo verehre ich dennoch, ſowohl was er verordnet, als das, was er erlaubet. Dieſe verdachtvollen Ausdrücke ſahen einem ſowohl zärtlichen, als unglücklichen Gemahle ähnlich, der die Schuld gern auf alle

Männer geschoben hätte, welche glücklicher waren, als er.

Noch denselben Abend bekam er ein brennendes Fieber. Man befürchtete den Friesel; da aber das Fieber nachließ, so verordneten die Aerzte ihm nichts als Ruhe. Den folgenden Tag spüreten sie kein Zeichen einer Bösartigkeit; und den nachfolgenden sageten sie, ihre Besorgniß wäre umsonst gewesen. Der König legete sich also ganz gelassen zu Bette. Allein, um eilf Uhr des Nachts empfindet der Prinz einen Anfall von Schauder und Hitze. Er begehret sogar die Communion. Man saget ihm, seine Krankheit sey ja gar nicht gefährlich. Ich werde todt seyn, erwiederte er, ehe das Abendmahl ankömmt. Um Mitternacht kam der Priester an, und las die Messe. Der Kranke communicirete mit seiner gewöhnlichen Andacht. Das Himmelsbrod schien ihm seine Schmerzen zu lindern. Allein, einen Augenblick darauf, wird sein Innerstes von noch ärgern Schmerzen gefoltert. Er fodert die letzte Oelung. Man schlägt sie ihm ab. Er dringt aber darauf, und saget: wofern man zögere, so würde er sie sonder Erkenntniß empfangen. Seine Seele erhob sich hier zu Gott, er wiederholete oftmals den Namen der Dauphine: und da er aus seinen Schmerzen von denjenigen schloß, die sie erduldet hatte, so opferte er seine eigene Pein dem obersten Beherrscher der Menschen, und erweichete sie nur über denen, die eine schon verstorbene Gemahlinn erlitten hatte. Ich brenne! rief er aus; und indem er mit seinem Vertrauen auf das Verdienst

Jesu

Jesu Christi dasjenige Schrecken vermengete, in welches seine Religion Sterbende stürzet, fügete er hinzu: ich brenne; aber an dem Ort, wo unsere Seelen gereiniget werden, wird es noch viel ärger seyn. Man weckete den König. Dieser hatte seinen Enkel ganz stark und munter verlassen; jetzt fand er ihn mit Zuckungen beunruhiget, in verwirrten Phantasien liegend, und mit dem Tode ringend.

Bey dieser Nachricht erstaunete ganz Paris. Man setzete die Monstranz aus; man entdeckete den Leichnam der heil. Genevieve: die Kirchen wurden mit einer unzählbaren Menge Menschen angefüllet; alles that Gelübde für die Erhaltung eines so geliebten Prinzen. Allein, als man erfuhr, daß Gott bereits über ihn gebothen hatte, fiel man in die betrübteste Niedergeschlagenheit. Niemals ist ein Sterblicher mit mehrerer Zärtlichkeit beweinet worden: es schien nicht anders, als wäre das ganze Vaterland verlohren. Dieser würde, sagete man zu einander, Frankreich getröstet haben! das Volk verliert seinen Vater; und die Tugend ihren Beschützer! Dieser hätte seine Ehre darinnen gesuchet, allenthalben Gerechtigkeit und Frieden zu erhalten. Er hätte uns nicht mit Auflagen unterdrücket, noch dem Eigensinne grausamer Staatsräthe überlassen. Allein, Gott hat ihn uns nur zeigen wollen! O wie so gar glücklich wären wir gewesen!

Diese bittern Klagen ließen sich durch das ganze Königreich hören, in welchen man zugleich und auf einmal, die Krankheit, die Gefahr und den Tod

vernahm. Alle Einwohner hatten nicht gezweifelt, auf das Regiment eines Eroberers würde die Regierung eines Weisen folgen. Indessen ward diese Regierung auch nur aufgeschoben, und der Herzog von Burgund lebete noch in seinem Sohne.

Dieser Sohn war ebenfalls dem Tode nahe. Sein ältester Bruder, der Herzog von Bretagne, war fünf Jahre alt, ward zum Dauphin erkläret, und blieb es nur vierzehn Tage: Mama, sagete er zu seiner Oberhofmeisterinn, die Reise nach St. Denys ist eben keine gar hübsche Reise!

Man sah also innerhalb zehn Monathen, eine Dauphine und drey Dauphins sterben; den vierten auf dem Puncte, aus der Wiege ins Grab zu sinken, und den Herzog von Maine in letzten Zügen liegen, der von seinem Vater den letzten Abschied nahm: welcher ausrief: auch dieser soll mir noch entrissen werden!

Diese trauervollen Begebenheiten schlugen den König dennoch nicht nieder. Er war unglücklich im Kriege, unglücklich durch die Kirchenhändel, unglücklich in seiner Familie, und empfand alles dieß mit der Lebhaftigkeit eines Menschen, welcher gewohnt ist, alles auf sich selbst zu ziehen. Allein er duldete auch alles mit der Gelassenheit eines Christen. Er glaubete, Gott strafe sein Land um der Sünden seines Königes willen; und bethete seinen Richter an. Er ließ sich beständig öffentlich sehen; man hörete ihn nicht klagen, und man hätte sagen sollen: so lange es noch Franzosen gäbe, würde es ihm an Kindern nicht fehlen. Allein diese häuslichen

lichen Drangsalen verderbeten sein Blut, und stürzeten ihn in eine Art von Schwermuth, die mit aufsteigenden Dünsten vergesellschaftet war.

Frau von Maintenon, die durch diese grausamen Todesfälle äußerst gerühret war, trachtete, wie sie seine Empfindlichkeit darüber dadurch versüßen möchte, daß sie ihm deren Andenken aus dem Sinne brächte. Allein da sie selbst trostlos war, so oft sie an die so liebenswürdige, und so sehr geliebte Dauphine gedachte, sagete sie: ich beweine sie noch, und werde sie unabläßig beweinen. Einen Augenblick darauf ergab sie sich wieder in den Willen der Vorsehung, oder in der festen Einbildung, sie wäre ihr ergeben, rief sie aus: Wenn gleich Gott mir sie wieder schenken wollte, so dünket mich, ich möchte sie nicht wieder haben: Sie ist glücklich; denn sie ist bey ihm.

Seit dieser Zeit war sie unaufhörlichen Fieberanfällen unterworfen: allein, weder ihre Uebel noch die Abnahme ihrer Kräfte hielten ihre Geflissenheit ab, um den König und zu St. Cyr zu seyn. Es schien, sie hätte zwo Seelen: eine die alles sehr lebhaft empfand; die andere welche ihre Handlungen betrieb.

Diese so übereileten Todesfälle gaben zu seltsamen Muthmaßungen Anlaß. Man schrieb sie dem Gifte zu, und nannte öffentlich dessen Anstifter. Der Herzog von Orleans sollte unläugbar Verbrechen begangen haben, deren Früchte er allein genießen mußte. Seine Schwälgerey, sein Unglauben, seine Ehrsucht, und sein Haß gegen den Herzog und die Herzoginn von Burgund, das alles waren

waren entscheidende Beweise. Er mußte durchaus dieses Gift in seinem eigenen Schmelzstübchen mit eigenen Händen verfertiget haben. Die Verabscheuung wider ihn war allgemein, und man begehrete überlaut, es solle ihm der Proceß gemachet werden, und den Schatten der Prinzen sowohl, als der allgemeinen Trostlosigkeit wenigstens dieses Opfer bringen *.

Diese Gerüchte, Kinder der Lästerung und Leichtgläubigkeit, schienen nichts, als Verachtung zu verdienen, indem sie sich auf nichts, als auf die Bosheit des menschlichen Herzens gründeten. Man sagete, man hätte in den Leichen der Prinzen, Spuren von Gifte gefunden; und dieses war falsch. Man versicherte, Ludwig der XIV. hätte seine Rettung nur einem venetianischen Gegengifte zu danken, welches das Gift, in Ermangelung der Ribben durch den Bauch hinaus getrieben hätte, allwo man noch einen blauen Fleck sahe; und dieses war eben so falsch. Man gab vor, der König hätte dem Policey-Lieutenant befohlen, heimliche Erkundigungen einzuziehen; und niemals hat der König einen dergleichen Befehl gegeben.

Man sagete ferner, es wäre ein Verweisungsbrief wider den Giftmischer aufgesetzet gewesen: und die Frau von Maintenon habe verhindert, daß er nicht unterschrieben worden. Der Verfasser des Siecle de Louis XIV. welcher, wenn er Lästerungen verwirft, dieselben mehr bestätiget, als zernichtet, nimmt dieses Mährchen an, und leget es dem Marquis

* S. am Ende dieses B. die Ode des de la Grange.

quis von Canillac in den Mund, welcher ihm gesaget haben soll: der Chymist Homberg hätte sich in die Bastille verfüget, um sich selbst als Gefangenen darzustellen; der Herzog von Orleans habe auch verlanget, in die Bastille gesperret zu werden; und Madame hätte selbst gebethen, man möchte ihren Sohn den Richtern übergeben.

Ich habe eben jetzt diese geheimen Nachrichten des Voltaire einem gewissen Hofmanne vorgelesen, der ein Zeitgenoß, und von allen Geheimnissen des Innersten des Schlosses unterrichtet gewesen ist. Dieser hat mich versichert, es wären alles lauter Unwahrheiten. Der Marquis von Canillac wäre ein sehr wahrhafter Mann, und er könne unmöglich solche Lügen ausgebreitet haben.

Dem sey wie ihm wolle: der König hatte seinen Neffen nicht im Verdachte, und klagete ihn auch nicht an. Der Herzog von Orleans mag vielleicht wohl heldenmäßiger Verbrechen fähig gewesen seyn; allein Missethaten eines Niederträchtigen konnte er nicht begehen. Er glaubete freylich nicht viel: allein, wenn gleich der Deismus die Tugend ausschließt, so schließt er doch nicht allemal die Redlichkeit aus. Er war allerdings ehrsüchtig; allein die ausnehmende Gnade, die sein wahrer Character war, würde auch bey dem bloßen Gedanken schon erzittert haben, der ganz Frankreich in Trauer gesetzet hätte.

Täglich gehen andere Laster einem großen Laster vor.

Um

Um auf den Thron zu kommen, hätte er müssen sieben Personen umbringen, die ihn davon entfernten. Hätte er sich nun gleich zu so vielen schwarzen Handlungen entschlossen: wie hätte er wohl des Königes selbst schonen können, der sie bestrafen konnte, und des Herzogs von Berry, der sich dieselbe zu nutze machen konnte?

Er war außer sich, über diesem unbesonnenen Geschrey, welches er beständig hören mußte; er gab kein Zeichen einer Schwachheit oder Furcht von sich; er behielt allemal die Gelassenheit, welche die Unschuld mit sich führet, und wollte sich zu keiner Vertheidigung hinunterlassen. Er gieng unabläßig nach Hofe, und begleitete selbst das Leichenbegängniß nach Denys. . . .

✧ ✧ ✧

Diesen 24sten April 1753, um acht Uhr des Morgens, unterbricht man mich. Ein königlicher Befehl entreißt mich meiner Familie, meinen Freunden, und mir selbst. Ein Gefreyter und ein Commissarius durchsuchen alle meine Briefschaften, und forschen darinnen nach allem, was mit dem Siecle de Louis XIV. eine Verwandtschaft haben kann. . . . Ich habe den Augenblick dem Commissarius eine Speciem facti dictiret, welcher ich zuverläßige Stücke beygefüget, die meine Unschuld offenbar beweisen. Der Staatsrath wird sehen, daß er hintergangen ist. . . .

Den

Den 12ten October 1753. Ich komme jetzt aus der Baſtille. Noch zur Zeit weis ich die Urſache meines langen dortigen Aufenthaltes nicht. Allein da ich nun wieder unter Leute komme, ſo finde ich ein abſcheuliches Paſquill wider mich, unter dem Titel: *Supplement* au Siecle de Louis XIV. In dieſem beſchuldiget Voltaire mich öffentlich vor der Welt desjenigen, deſſen er mich ins geheim bey der Richte des Miniſters angeklaget hatte; nämlich, daß ich gegen den Herzog von Orleans eben diejenigen Gerüchte wieder aufgewärmet, die ich doch denſelben Augenblick, da man mich in Verhaft nahm, widerleget hatte. Ich will dieſem ungerechten Menſchen antworten (f). Dieſe Art einer Rache bin ich meiner Ehre ſchuldig. Hernach will ich wieder zu der Frau von Maintenon kommen.

Das

(f) Dieſe Antwort iſt vor zwey Jahren unter dem Titel: reponſe au ſupplement du Siecle de Louis XIV. zum Vorſcheine gekommen. Anſtatt nun, daß Voltaire darauf hätte antworten und ſein Unrecht geſtehen ſollen, ſo hat er vielmehr in ſeinen letztern Schriften eben dieſelben Läſterungen wieder aufgewärmet, gleich als hätte man ſie nicht widerleget. Dieſer neu Schimpf machet mich von meinem Verſprechen los, niemals mehr von dieſem Menſchen zu reden: Quis tam farreus, ut tineat is?

Das sechste Hauptstück.

Entsagungen des Königs von Spanien und des Herzogs von Orleans.

Sobald man in Madrid diese betrübten Nachrichten erfuhr, welche Philippen von Anjou dem Throne viel mehr näherten, als Philippen von Orleans: so erklärete sich der König von Spanien, daß dafern der Dauphin stürbe, er die spanische Krone gegen die französische niederlegen wollte. Der Herzog von Orleans stellete seine eigenen, und seines Eidams des Herzogs von Berry Rechte vor, und foderte, Philipp der V. sollte ihnen also auch alles sein Recht auf den spanischen Thron abtreten. Ganz Europa dachte so wie er: denn der ganze allgemeine Frieden beruhete auf denen Entsagungen, die auf ewig der Vereinigung beyder Monarchien hinderlich seyn sollten.

Ludwig, welcher den Dauphin täglich sterbend vor Augen sah, schrieb Philippen Briefe über Briefe, um ihn zu bewegen: er möchte doch den spanischen Thron der Hoffnung nachsetzen, auf den französischen zu kommen. Er both ihm eine Souverainität an, die ihn der Unterwürfigkeit entreissen sollte. Er stellete ihm die Regentschaft vor, die in keine andere Hände fallen konnte, als in seine.

Philip-

Philippus blieb dennoch unschlüssig. Diese Vorschläge waren für ihn selbst wohl vortheilhaft; allein der Absicht auf das Beste seiner Kinder wegen, konnte er sie nicht annehmen. Die Prinzessinn Ursini schwebete auch zwischen der Furcht, einer abgesetzeten Königinn zu dienen, und der Hoffnung, ein Augapfel einer Königinn von Frankreich zu seyn. Die Spanier, welche die offenen Briefe vom 1700ten Jahre, als eine Gewaltthat wider Karls des II Testament angesehen hatten, welche, da sie Philippen die Rechte eines bourbonischen Prinzen erhielten, den Spaniern nur einen geliehenen König zugestunden, erwarteten mit Ungeduld, daß dieser König aufhören möchte, ein Ausländer zu seyn, und rechtmäßige Vorrechte über ihre Monarchie bekäme. Einige andere, die diese Unentschlossenheit mürrisch machete, und böse waren, daß Ludwig der XIV. beständig unter dem Namen Philipps des V. ihr wahrer König seyn sollte, thaten heimliche Wünsche für den Herzog von Orleans: welchen der Himmel ihnen oftmals gewiesen hatte, und den sie endlich zu erlangen hofften.

Indessen reisete die Fürstinn Ursini, entweder um ihre Gesundheit wieder herzustellen, oder ihre Gunst durch die Abwesenheit zu befestigen, nach der Brunnen-Cur zu Barege. Diese Reise that sie in dem vollen Staate einer regierenden Frau. Stolz genug hatte sie dazu; und die Ehrenbezeugungen einer solchen genoß sie auch. Königliche Kammerjunker warteten ihr auf; die Leibwache begleitete sie; zwölf davon stunden allezeit in ihrem Vorgemache.

Diese Pracht jagete vollends die Spanier in den Harnisch, und brachte die Ursini vor Hochmuthe außer sich. Niemand verübelte ihr insgeheim alles dieses mehr, als die Frau von Maintenon! Diese Frau von Maintenon allein aber entschuldigte sie auch.

Orry kam ins Bad, und besuchete die Prinzessinn; von Barege aber reisete er nach Madrid, allwo er mächtiger und verhaßter ward, als jemals. Mylord Lexington kam auch hin, um den Schluß der Friedenstractaten zwischen England und Spanien zu betreiben.

Die Prinzessinn Ursini hatte ihrer Souverainität in Flandern, nur aus Hochachtung gegen die Frau von Maintenon entsaget. Sie nahm daher ihren alten Anschlag wieder vor; entweder, um sich eine Zuflucht wider die Unbeständigkeit des Glückes zu bereiten; oder sich derjenigen Heyrat zu nähern, die der bevorstehende Tod der Königinn, welche in großer Hinfälligkeit lag, ihrer Ehrsucht versprach. Mylord Lexington ward durch ihre Anlockungen verführet. Sie schaltete in den Tractat unvermerkt diese Worte ein: Die Königinn von Großbrittanien machet sich anheischig, der Fürstinn Ursini eine unumschränkte Herrschaft zu verschaffen.

Clemente Generoso, ein valenzianischer Edelmann, und Vertrauter des engländischen Staatsrathes, sah den ganzen Nachdruck dieses Artikels ein, und warf ihm vor, er hätte seine Befehle überschritten. Lexington besinnt sich eines

anders,

andern, läuft nach Hofe, beklaget sich heftig, er wäre hintergangen worden, und zerreißt den Vergleich. Die Königinn selbst beschwört ihn, er solle sich der Erhebung der Frau von Ursini nicht widersetzen. Der Engländer läßt sich denn endlich besänftigen, und der Artikel wird auf folgende Weise wieder hergestellet: Die Königinn von Großbrittanien wird ihre Beyhülfe anwenden, um der Prinzessinn Ursini eine Souveraintät zu verschaffen.

Die Entsagung des Königes von Spanien auf die französische Krone ward aufgesetzet. Clemente Generoso wog alle Silben derselben auf der Goldwage ab. Die Stände wurden zusammen berufen; man vergaß gar nichts, was diese Acte zuverläßig machen konnte, welche doch durch den Vortheil von Europa viel besser bewähret ward, als durch alle andere Vorbereitungen.

Philippus aber hatte nicht aufgehöret ein Franzos zu seyn. In dem Augenblicke, als er seinem Vaterlande entsagen sollte, ward er sehr bewegt. In denen vierzehn Tagen, die vor dieser feyerlichen Handlung hergingen, ward er schwermüthig und tiefsinnig. Als er endlich die rechte Hand nach dem Evangelienbuche ausstreckete, und die Eidesformel aussprach, konnte er sich der Thränen nicht entwehren. Derjenige, der sich durch diese Acte verband, war der einzige, der sie für gültig hielt. Ja, ja! sageten die Staatsverständigen, man entsäget auch einer Krone Frankreich!

Denselben Tag als das Parlement zu Paris die Entsagung der Herzoge von Berry und Orleans auf die Krone Spanien in seine Bücher eintrug, schrie das ganze Schloß: man kann einem nicht erlangten Rechte, eines nicht ausgemachten Thronfolgers nicht entsagen.

Die Prinzessinn Ursini hatte alle Schwierigkeiten dieser Sache so gar wohl bey Seite geräumet, daß sie glaubete, die Souverainität könnte ihr gar nicht entstehen. Allein Herr von Aubigne, ihr Gevollmächtigter in Holland, verderbete daselbst alles. Er both dieser Republik gewisse Vortheile im indianischen Handel an, die viel wichtiger waren, als diejenigen, die man den Engländern angebothen hatte. Der Groß-Pensionar von Holland hatte dieses der Königinn von England gemeldet, welche aus Erbitterung auf die Ursini, sagete: Weil sie sich denn an andere Helfer wendet, so ziehe ich die Hand von ihr ab.

Aubigne, den man mit leerer Hoffnung speisete, drang in die Holländer, sie sollten einmal ein Ende machen, und bekam hierauf Antworten, die nicht viel sagen wollten. Frau von Ursini schrieb diesen übeln Erfolg dem Clemente Generoso zu, und ließ ihn bey dem Kopfe nehmen, unter dem Vorgeben, er wäre ein Unterthan des Königs von Spanien. Orry, das Werkzeug ihrer Rachgierde, schrieb mit eigener Hand unten unter diesen Befehl: wenn er etwan in eine Kirche flüchten wollte, so soll man ihn umbringen.

Der

Der Tod des Herzogs von Berry eröffnete die Wunden von neuen, welche die Süßigkeit des Friedens schon fast geschlossen hatte. Der Herzog von Orleans war schon fast neben dem Throne. Das Volk that die eifrigsten Wünsche für die Erhaltung des kleinen Dauphins, welchen Frankreich schon damals als seinen Vater, und ganz Europa als ein ihm zugehöriges Kind ansah. Die Hofleute scheueten die Erhörung dieser (g) Wünsche; sie sageten, der Tod allein könne sie von der Verwirrung der Regentschaft erlösen; so gewiß waren sie von der Nichtigkeit königlicher Eidschwüre, und von Ludwigs Abscheue gegen seinen Neffen überzeuget.

Man liest in den Briefen der Frau von Maintenon die Unruhen, und die Angst, welche die zartliche Leibesbeschaffenheit dieses einzigen Reises der Herzoginn von Burgund ihr verursachte. Der ganze Hof wendete sich an den Herzog von Orleans. Sie allein fürchtete so wenig, als sie wünschete, ihn zum Herrn zu haben. Sie unterwarf sich der Vorsehung, und hoffete, Gott würde diese letzte Hoffnung des Vaterlandes erhalten; ja sie sah vielleicht voraus, daß dieses Kind, welches damals dem Hofe so gleichgültig war, dereinst Frankreichs Abgott werden, und uns diejenige glückselige und gerechte Regierung verschaffen würde, die der Herzog von Burgund uns versprochen hatte.

(g) Man sehe die Briefe der Frau von Maintenon an den Herzog von Noailles.

Das ſiebente Hauptſtück.

Die Bulle Unigenitus.

Der P. le Tellier bedauerte ohn Unterlaß die Uebel der Kirche, und vermehrete um ſo viel mehr die Drangſalen des Staates. Indeſſen, daß man zu Rom das Buch der Betrachtungen unterſuchete, verſprach er dem Könige deren feyerliche Verdammung, welche die Jakobiten durch ihre Stimmen, und die Jeſuiten durch ihre Ränke beſchleunigten.

Gleich anfangs hatte man nur drey und dreyßig Sätze angeklaget. Der P. le Tellier aber ſagete zum Könige: es wären ihrer mehr als hundert, die offenbar ketzeriſch wären. O! o! mein Pater, erwiederte ihm der König, mit einem Tone der ihm ſeine Hyperbole vorrückete; und hierauf ſchickete dieſer Beichtvater dem heiligen Stuhle einen Auszug von drey hundert Ketzereyen. Bey dieſer Nachricht beſchwerete ſich der Pabſt, daß man ihn mit Arbeiten überlade; und ſein Staatsrath, daß man ſeine Gefälligkeit gegen die Ordensräthe der Geſellſchaft misbrauche.

Der Cardinal de la Tremouille, welcher die Befehle des Königes zu beſorgen hatte, drang auf die Unterſuchung. Allein, da er glaubete, daß in einer unfehlbaren Kirche, die Wahrheit keiner Beſchirmung nöthig habe, ſo ſprach er mit den Richtern weder

weder für, noch wider den P. Quenel. Einige Bischöfe seufzeten über der Erniedrigung, welcher die französische Geistlichkeit ausgesetzet wurde, der man alle Erkenntniß über Sachen benähme, welche sie ein Recht hat zu beurtheilen. Die Jansenisten trachteten die Verdammung des P. Quenels dadurch zu verschieben, oder gar zu verhindern, daß sie dem Parlemente die Lehre des P. Jouvency über die Unabhänglichkeit der Könige überantworteten.

Nach vielen Verdrießlichkeiten, Verfolgungen, und Zauderungen endlich ward die Bulle unterzeichnet und kund gemachet. Der König erhielt sie zu Fontainebleau. Der ganze Hof geriet darüber in Freude. Kein Mensch zweifelte, daß nunmehr der Kirchenfriede seine Richtigkeit habe. Der Cardinal von Noailles las dieselbe, und weinete über die Zerstörung Jerusalems. Den folgenden Tag brachte ihm Herr Voisin eine Vorschrift zur Annehmung, und der Erzbischof wünschete ihm Glück zu seiner Geschicklichkeit, in Verfertigung einstimmiger Hirtenbriefe.

Einige Tage hernach schreibt er einen Hirtenbrief, um seinen Kirchkindern die Lesung des Buches zu untersagen. Der König bezeuget ihm öffentlich seine Freude darüber, und Frau von Maintenon ihre Dankbarkeit; denn sie wußte am besten, wie viel dieser Schritt ihrem Freunde gekostet hatte; aber sie sah nicht ein, daß dieser Hirtenbrief zwar das Buch verböthe, aber nicht verdammete.

Sobald nun die Bulle übersetzet war, schien ganz Paris jansenistisch zu seyn. Einige sageten, es würden darinnen die Meynungen und Ausdrücke der Kirchenväter selbst angegriffen; andere, daß man den Rechtgläubigen die heilige Schrift aus den Händen risse. Die Neubekehrten sprachen, der Bischof von Loudon hätte sie hintergangen. Die Philosophen sageten, daß, wenn der Misbrauch einer Wahrheit, diese Wahrheit dem Bannfluche des Vaticans aussetzen sollte; so würde man in dem Glaubensbekenntnisse der Apostel, und in dem Vater Unser selbst, Ketzereyen finden. Die gerichtlichen Personen sageten: daß, dafern ungerechte Verbannungen ein Schrecken der Gewissen werden sollten, der König gar bald ein Unterthan des Pabstes seyn würde. Die losen Köpfe aber sageten: wenn man das Gegentheil der verurtheileten Sätze behauptete; so würde man eine gar possierliche Religion heraus bringen.

Von allen Seiten hörete man das Geschrey erschreckener Seelen. Man höret es auch noch jetzt: allein, wenn solches gleich billig gewesen, bevor die Bulle noch angenommen war, so ist es doch ketzerisch, seitdem sie angenommen ist.

Das

Das achte Hauptstück.

Versammlung der Geistlichkeit.

Nun kam es darauf an, diese Bulle rechtskräftig zu machen. Der Nuncius sagete zum Könige: Se. Heiligkeit zweifelte gar nicht, daß die gesammte Geistlichkeit sie mit aller Ehrerbiethung annehmen würde.

Der Cardinal von Noailles, und der oberste Präsident, schlugen die Provinzialversammlungen vor. Der Staatsminister fragete den Cardinal: wohin die Stimme seiner Provinz wohl gehen würde? Der Erzbischof erwiederte: er könne die Entscheidungen des heil. Geistes von so fern her nicht voraus sehen.

Der König befürchtete, daß, dafern diese Bulle in einem Kirchsprengel angenommen, und im andern verworfen würde, daraus eine Spaltung in der Kirche entstehen möchte; er glaubete folglich, eine Versammlung derer Prälaten, die ohnedem damals in Paris, oder bey Hofe ihren Sitz hatten, würde die Einhälligkeit zuwege bringen, und die Provinzen würden demjenigen beypflichten, was in der Hauptstadt wäre beschlossen worden. Er rief also die Versammlung zusammen: und der Cardinal von Noailles ward zu deren Präsidenten ernennet.

Neun und zwanzig Bischöfe begaben sich in des Erzbischofs Pallast. Der Cardinal sagete ihnen: Er hätte ehemals Quenells Buch gebilliget, indem er es für einen gottseligen Unterricht angesehen, dessen Ausdrücke man nicht nach der Strengigkeit der Schulen richten dörfte. Wäre dieses nun ja ein Verbrechen, so wäre es das Verbrechen eines verstorbenen Bischofes von Chalons, der in dem Geruche der Heiligkeit erblichen wäre; eines Erzbischofes von Paris, dessen Eifer wider die Jansenisten weltkündig wäre; eines Bischofes von Meaux, der stärksten Stütze des Glaubens; von fünf Doctoren, die das wahre Licht der Sorbonne wären; und von zwanzig Prälaten, die dessen Lesung anbefohlen, und dessen neue Auflagen befördert hätten. „Dieses Buch, fügete er hinzu, war damals „noch kein Buch irgend einer Parten. Anjetzt „verdammet es der Pabst. Ich unterwerfe mich „seinem Ausspruche. Es ist ganz natürlich, daß „ein Mensch sich irren könne, und ich weis gar „wohl, daß ich in diesem Stücke noch vielmehr ein „Mensch bin, als andere. Ich würde auch die Unterdrückung dieses Werkes eher anbefohlen haben; „allein die Heftigkeit dreyer Bischöfe, die wider „mich sind, hat mich zurück gehalten. Man hat „mir durch harte Begegnungen, durch Schimpfworte und Lästerungen, die Verurtheilung dieses „Buches abzwingen wollen. Was würde dieselbe „aber wohl bey solchen Umständen für ein Gewicht „gehabt haben? Ganz gewiß gar keines. Sie „hätte weder mir selbst zur Ehre gereichet, noch

„wäre

„wäre sie der gesunden Lehre heilsam gewesen. Ich „weis wohl, wie ich mich der rechtmäßigen Ober„gewalt bequemen soll; aber den Plackereyen und „Beschimpfungen unterwerfe ich mich niemals. „Ich begehre keinen andern Triumph, als den Sieg „der Wahrheit. Dieselbe werde angeklaget, ver„urtheilet, oder losgesprochen; so werde ich doch „allemal mit ihr siegen. „

Nach dieser Rede ernannte man die Personen, welche die Bulle untersuchen sollten. Einige Bischöfe hätten zwar sehr gewünschet, daß man dieselbe sonder alle Prüfung annehmen möchte: allein die mehresten sageten, man müßte zuweilen auch wohl den Pabst selbst zurechte weisen.

Die Gevollmachtigten, ob sie gleich der Cardinal von Noailles selbst erwählet hatte, befliſſen sich dennoch, alle Entschließungen vor ihm zu verhöhlen, die sie in ihren Sitzungen faſseten. Ihr Oberhaupt, der Cardinal von Rohan, war eben so verhohlen. Noailles ließ sich nichts merken. Bissy, Bischof von Meaux herrschete in den Versammlungen. Die Bulle hatte ihm gleich von Anfange misfallen; allein da er sie besser eingesehen, hatte er alle ihre Schönheiten entdecket. Der präsidirende Cardinal von Rohan ließ die Commissarien disputiren, und schien zu glauben: es wäre seiner Würde zu nahe getreten, daß er sich für die Ausspröche des Glaubens die Krause zerrisse. Sein Hauptendzweck gieng nur dahin, wie er dem Hofe gefallen, und doch das gemeine Wesen nicht erbittern möchte.

Endlich

Endlich übergab er dem Cardinale von Noailles einen Vorschlag zur Annahme. Dieß war eine Schrift in drey Columnen. In der ersten stand die Formel der Annahme; in der zweyten, die Formel zur Erhaltung der Vorrechte des Königreichs und Bißthums; und in der dritten die Ursachen, warum man die päbstliche Bulle auf keinen andern Fuß annehmen wolle. Dieses Project nun war so voller Arglist, und Doppelsinns, daß der Cardinal von Noailles wohl sah, es käme aus Escobars Schule.

Der König besorgete, die Annehmung möchte gar zu lange verzögert werden, und schrieb daher an die Versammlung, man sollte die Constitution lauter und sonder Erklärung annehmen. Der Erzbischof von Bordeaux sagete hierauf: sobald der König also redet: so brauchen wir nicht weiter zu rathschlagen: der Landesherr wird von Stunden an das Oberhaupt der gallicanischen Kirche. Ist aber diese Kirche noch frey, so wiederhole ich nochmals, daß man die Bulle, sonder Erklärungen nicht annähmen könne. Bissy und Herr von Aubigne hatten der Frau von Maintenon diesen Befehl abgefodert, welche nicht einsah, wie sehr er die Geistlichkeit verunehre. Gleichwohl wollte sie in der Einleitung zu einem Berichte nicht angeführet seyn, in welchem der Cardinal von Rohan sagete, der selige Bossuet hätte die Frau von Maintenon versichert, er denke eben das vom Quenel, was Clemens der XI. von ihm dächte.

Man

Man versammlete sich noch immerfort. Allein die Bischöfe kamen nur Trupweise zusammen, und speiseten einer nach dem andern in dem Pallaste von Soubise. Daselbst disputirten die hochwürdigen Herren Prälaten mit dem Glase in der Hand, und mitten unter dem Ueberflusse der allerleckerhaftesten und seltensten Speisen, über den Quenel und die Gnade. Einige unter ihnen erinnerten sich derer Bischöfe alter Zeiten, welche sich zur Untersuchung der Ketzereyen durch Fasten und Bethen zubereitet hatten.

Der Cardinal von Rohan krametе bey diesen bischöflichen Gastereyen alles aus, was die Staatslist tiefsinniges und verführendes hat, um den Furchtsamen Muth, die Halsstarrigen sinzig, und die Schwachen schlüssig zu machen. Gleichwohl enthielten sich ihrer acht unter ihnen, dieser heimlichen Zusammenkünfte, und beschlossen, sich von der allgemeinen Versammlung abzusondern: allwo sie wohl voraus sahen, daß die Bulle unbedingt und ohne Erklärung angenommen werden würde. Ihre Ursachen waren folgende: weil die unläugbar dunkele Bulle, nothwendig einige Erläuterungen bedörfte; weil die Bischöfe selbst Richter der That, und nicht nur bloße Vollstrecker der Befehle des Stuhls zu Rom wären; und weil ihre Gegenwart in einer Versammlung unnützlich wäre, in welcher man den Anfang mit Erniedrigung des bischöflichen Amtes, und den Schluß damit machen würde, daß man durch Lobeserhebungen alle Träume des P. le Tellier heiligte.

Bey

Bey dieser Nachricht, ließ der König, welchen auch der bloße Gedanken einer Kirchenspaltung schon erschreckete, an den Cardinal schreiben: er wolle, daß weder er, noch seine Anhänger sich von der Versammlung absondern sollten; die Zusammenkünfte wären ganz ungezwungen, und ein dergleichen Riß würde der Welt eine Anzeige zu seyn scheinen, daß sie nicht frey wären. Die acht Bischöfe unterwarfen sich also dem Befehle des Königes.

Endlich versammlete man sich denn in des Erzbischofs Hofe, um den Bericht des Cardinals von Rohan anzuhören: welcher die Anwesenden in den Stand setzen sollte, die Bulle entweder zu verwerfen oder anzunehmen. Dieser Bericht nun bestand aus einer Menge Schmähungen über den Quenel, aus einer verdeckten Anklage des Noailles, aus einer hochtrabenden Lobeserhebung der Constitution, aus verdeckten Vorschlägen zu einem neuen Formulare, aus einem tiefen Stillschweigen über die durch sich selbst wirksame Gnade, aus langen Ausschweifungen zum Vortheile der Molinisterey; aber von der Liebe gegen Gott war kein Wort gedacht. Man bewunderte darinnen die Beredsamkeit; und tadelte die Heftigkeit. Man beklagete den Cardinal von Rohan, daß er gezwungen gewesen, die Rolle eines erhitzten Sachwalters zu spielen, anstatt daß er nur einen unpartheyischen Bericht hätte erstatten sollen. Man sieht auch wohl, wie sauer es ihm geworden, den Befehlen des Hofes zu gehorsamen. Er saget mit der gelindesten Stimme, mit dem

dem sanftmüthigsten Wesen, alles dasjenige her, was Tellier ihm erbittertes und wildes eingegeben hatte.

Der König, welcher gleichwohl den Namen nicht haben wollte, als hätte er dieser Versammlung die Hände gebunden, bath den Cardinal von Noailles, daß er doch einen Entwurf zur Aufnahme entwerfen möchte. Der Cardinal gehorsamete; allein man verwarf seinen Aufsatz, weil er darinnen sagete: die Bischöfe urtheileten mit dem Pabste zugleich, und sie nähmen diese Bulle nicht anders, als in dem Sinne derer Erklärungen an, die in dem Hirtenbriefe stünden. Rohan schlug einen andern Aufsatz vor; allein derselbe fiel für den Pabst gar zu günstig aus, und des Noailles seiner war zu sehr wider den Pabst.

Gleichwohl erwarteten die Katholiken diesen Ausspruch mit Ungeduld, die Ketzer aber mit heimlicher Bosheit. Wenn fünf Sätze, sagete man, mit Recht verdammet und offenbar ketzerisch sind, welche die Kirche so lange Zeit beunruhiget haben, was soll man denn von hundert und einem Satze gewärtig seyn, davon kein einziger offenbar irrig ist, und welche alle man nur so obenhin verdammet hat.

Die Bischöfe kamen noch einmal zusammen. Sie beschlossen einhällig, man müsse die Bulle annehmen und erklären; einige aber wollten, man sollte sie erst annehmen, und dann erklären, andere aber, man sollte sie erst erklären, und dann annehmen. Der Erzbischof von Tours war an der

Spitze

Spitze derer, die der ersten Meynung waren; und der Erzbischof von Rouen war der Vorzüglichste unter der zweyten Partey.

In dieser Versammlung von Hofleuten und Geistlichen war nur ein einziger befindlich, der einen philosophischen Kopf hatte. Dieß war der Bischof von Mans. Er sagete: „Ich habe Quenels „Buch niemals gelesen; allein man hat mir sehr „viel Gutes davon gesaget. Diejenigen, die selbiges „anjetzt am meisten verdammen, haben es ehemals „am meisten gebilliget. Man hat mir ferner ge„saget, dieser Quenel sey ein sehr ehrlicher Mann; „wie sollte er denn ein so schlimmes Buch geschrieben „haben? Auf der andern Seite sehe ich, daß der „Pabst es verdammet: und wie sollte wohl ein so „lieber Pabst eine so böse Bulle geschrieben haben? „Diese Widersprüche beunruhigen einen sehr. Auf „einer Seite zeigen sich Heilige, welche Beyfall ge„ben: auf der andern, ein Oberpriester mit dem „Bannstrale. Was soll man machen? Soll „man den Quenel verlassen? weil man seiner gar „wohl entbehren kann; und dem Pabste gehorsamen, „der wohl wahrhaftig mehr zu sagen hat? Allein, „wie wollen wir dasjenige, was wir der Wahrheit „schuldig sind, mit demjenigen vereinigen, was wir „dem Frieden aufopfern? Das geht sehr leicht an. „Ich habe von vielen Bischöfen gehöret, die vor „mir gestimmet haben, man müßte verbiethen, die „Bibel zu lesen, weil sie so dunkel wäre; ich habe „von vielen sagen hören, daß die Bulle eben so un„verständlich wäre. Meine Meynung geht also „dahin,

„dahin, man nehme die Bulle an, und verbiethe den „Leuten, sie zu lesen. „

Der Cardinal von Noailles stattete dem Könige Bericht von allem ab, was in der Versammlung der Bischöfe gesaget worden, und vorgegangen war. Dem Könige schien der Widerstand der neuen Bischöfe gar nicht unangenehm zu seyn; allein den Tag drauf schrieb der Minister einen Brief an den Cardinal: „er solle die Versammlung eilig wieder „zusammen rufen, indem dieselbe wegen der Hals„starrigkeit einiger übelgesinnten Mitglieder, gar „nicht unterbrochen werden sollte. „

Alle Bischöfe versammleten sich im erzbischöflichen Pallaste, um dieß große Werk zu vollenden. Nachdem man nun mit Vorlesung des Hirtenbriefes fertig war, erklärte sich der Cardinal von Noailles, bevor die Sache noch in Erwägung gezogen war, in seinem und derer acht Bischöfe Namen, die nicht mit stimmen sollten. Die vierzig andern Prälaten stimmeten, man sollte die Bulle annehmen; und in minder als einer halben Stunde war die ganze Sache geschehen.

Der Cardinal von Rohan sagete im Herausgehen zum Cardinal von Noailles: Ich habe meinen Entschluß nicht eher genommen, als nachdem ich die strengsten Casuisten zu Rathe gezogen; und ich, erwiederte der Cardinal von Noailles, habe nicht eher gestimmet, als nachdem ich die allergelindesten zu Rathe gezogen.

Wäre die Wahrheit eine Tochter der Tugend, so könnte man diese beyden Männer bald vereiniget haben! Noailles vertheidigte die Vorrechte der gallicanischen Kirche; Rohan strebte ehrsüchtig nach deren Gütern. Der eine bath Gott um den Triumph des evangelischen Glaubens; der andere begehrete ohne Unterlaß Abteyen von dem Könige. Der erste, welcher in Ungnade bey seinem Herrn stand, und mit dem Bannstrale aus Rom bedrohet war, genoß der Ruhe und des Friedens; der zweyte, der von aller Gunst des Hofes unterstützet war, in allen Wollüsten lebete, konnte weder seine Verwirrung verbergen, noch seine Unruhe stillen.

Die vierzig Bischöfe spotteten selbst über die Vorschrift der Lehre, die sie unterschrieben hatten. Der Bischof von Mans sagete: Dafern wir ja den Glauben in Sicherheit gebracht haben, so haben wir doch die Ehrlichkeit nicht in Sicherheit gebracht. Wenn man diese Bischöfe fragete, warum sie diese Bulle angenommen hätten, antworteten einige: Des Friedens wegen; andere: auf Befehl des Königs.

Die Jansenisten misbrauchten dieses Bekenntniß: Sie sageten, die Versammlung, welche die Bulle aufgesetzet hätten, wäre nicht frey gewesen; diejenige Geistlichkeit aber, welche dieselbe angenommen hätte, wären zum Theil unwissende Leute, zum Theil bestochen gewesen. Die Jesuiten erwiederten ihnen eben das, was schon ehemals Arnauld und Nicole den Protestanten tausendmal gesaget hatten; nämlich, daß der Mensch überlege, der heilige

heilige Geist aber entscheide. Daß die frommen und gelehrten Bischöfe die Wahrheit erkannt haben könnten, das wäre ganz natürlich: Allein das Licht stiege aus dem Innersten der Finsterniß hervor. Wenn eine Menge Narren und zaghafte Seelen dergleichen glückselige Entdeckungen machetten, das wäre der Finger Gottes! das wäre das Geheimniß der Lehre von der Unfehlbarkeit, deren Eigenschaft es wäre, den Glauben dadurch auszuüben, daß man ihn fest setzete.

Dem Cardinal von Noailles wurde der Hof verbothen, und seine Anhänger wurden in ihre Kirchensprengel gewiesen. Frau von Maintenon betrübete sich heftig, über diese anwachsende Kirchenspaltung, und gab den Cardinal als einen Menschen auf, welcher sich wider das Ansehen der Kirchen auflehnete. Die Jansenisten beschuldigten sie, daß sie schwach, und in ihren Freundschaften unbeständig wäre. Allein war es ihr denn wohl in solchen Gelegenheiten erlaubet, den Neigungen ihres Herzens zu folgen? und sollte Frau von Maintenon sich mit ihrem Freunde zugleich verderben? Mußte sie nicht einer höhern Pflicht nachleben, als die Verbindungen der Familie und der Hochachtung mit sich bringen? Für jeden Katholiken ist die Stimme des größten Haufens ein Orakel vom Himmel; und nach dieser Regel war ja der Cardinal von Noailles, welcher von dem Pabste, von vierzig Bischöfen, und von allen denen verdammet war, welche diejenige Lehre beurtheilten, die entwe-

der öffentlich oder stillschweigend die Constitution annimmt, ein offenbarer Feind der Kirche.

Man weis nicht, wieviel Theil sie an Annehmung der Bulle gehabt haben mag. Ihre Briefe an den P. Tellier, die uns alles hätten sagen können, wurden von dem P. du Halde gleich in den ersten Tagen der Regentschaft verbrannt. Allein, daß sie diejenige Unparteylichkeit, und dasjenige Stillschweigen beobachtet haben sollte, welche ihre Bescheidenheit und ihr Geschlecht ihr vorschrieben; oder daß sie den Einladungen der Päbste und Bischöfe, und ihrem Eifer für dasjenige gewichen seyn sollte, was sie für wahr hielt, beweist offenbar, daß sie nach geschehener Annehmung der Bulle, das Oberhaupt derjenigen, die sie nicht angenommen hatten, nicht mehr beschützen konnte. Ihre Neigung würde sie allerdings auf diejenige Seite gelenket haben, bey welcher sie die Reinigkeit der Sitten fand; ihr Gewissen aber lenkete sie auf die Seite, wo sie die Reinigkeit des Glaubens fand. Der Cardinal von Noailles war in ihren Augen ein heiliger Ketzer; und der Cardinal von Rohan ein orthodoxer Weltmann.

Diejenigen, welche zweifeln, daß sie lediglich nach den Grundsätzen der Gottesfurcht gehandelt habe, verweise ich auf die Sammlung ihrer Briefe. Auch diejenigen verweise ich noch dahin, welche diese Gottesfurcht für verdächtig halten möchten. Sie werden allezeit einerley Sprache, einerley Empfindung, einerley Character darinnen finden. Es wäre wohl sehr wunderlich, wenn eine falsche Frau, die an so

viel

viel Männer schrieb, die durch so viel verschiedene Triebfedern regieret wurden, ihre Falschheit hätte verläugnen können. Ist es auch wohl möglich, daß man vier und achtzig Jahre ein Häuchler seyn kann? Nein! ich wiederhole es noch einmal, man überlese ihre Briefe, und dann sage man mir, wie die Wahrheit selbst wohl reden sollte.

Der König, um die letzte Hand an Quenels Verdammung zu legen, befahl, daß das Parlament die Bulle registriren sollte: denn man glaubete doch noch, daß die weltliche Macht aus einem Kirchengesetze ein Staatsgesetz machen könnte. Die drey obersten Sachwalter waren wegen der Formalien nicht einig. Herr Joly de Fleuri gab dem Könige zu bemerken, man hätte niemals andern Versammlungen offene Briefe ertheilet, als nur solchen, die aus den Provinzen abgeordnet wurden, welche denn die ganze Geistlichkeit vorstellen. **Ich sehe wohl**, sagete der König, **ihr seyd nur gekommen, um eine Schwierigkeit zu machen.** Joly berief sich nochmals auf den Ausdruck: **Wir gebiethen den Bischöfen.** Der König gestund, daß dieser Ausdruck zu stark wäre; er sah halb und halb ein, daß diejenigen, welche denselben in die offenen Briefe gesetzet hatten, ihm das Ansehen eines Oberpriesters gäben. Er billigte also den Ausdruck: **wir ermahnen**, und ließ ihn an dessen Stelle setzen. Er sagete zu den königlichen Fiscälen: **Den Kirchenbann erkläret immerhin wie ihr wollet, nur entzweyet euch mit dem Pabste nicht.** Dieses war der einzige Artikel, welcher für die Un-

tersuchung der Parlamente gehörte, welche die Bullen registriren lassen; nicht um sie für Gesetze der Kirchenlehre und der Policey zu erklären, sondern nur zu bezeugen, daß sie nichts wider den Staat und dessen Grundsätze enthalten.

Le Tellier sagete dem Könige, es wäre alles verloren, daferne der Ausdruck: Wir gebiethen, verändert würde. Dieser Ausdruck würde den Cardinal von Noailles des Hochverraths schuldig machen, und das Parlament könnte einen so nothwendigen und nachdrücklichen Ausdruck nicht verwerfen, ohne selbst jansenistisch zu seyn. Den folgenden Tag sagete der König zu dem ersten Präsidenten: ich mag nicht untersuchen, ob ich ein Recht habe oder nicht, den Bischöfen etwas zu gebiethen; aber euch gebiethe ich, dieses Wort stehen zu lassen. Der Präsident antwortete: Die Fiscäle werden nichts davon hören wollen. Je nun! erwiederte der König, so mögen sie ihr Amt niederlegen. Allergnädigster Herr, sagete Jolly Fleuri: Eure Majestät befehlen es denn also? Ja, erwiederte der König, mich dünkt, ich habe es euch oft genug wiederholet. Die Kammern kamen zusammen, die Jesuiten hatten das ganze Parlament auf ihrer Seite, die Jansenisten aber hatten für sich den Abt Pucelle.

Diejenigen Bischöfe, welche die Bulle nicht hatten annehmen wollen, schrieben Hirtenbriefe wider dieselbe, welche zu Rom verdammet, und von ihren An-

Anhängern vertheidiget wurden. Man antwortet selten solchen Leuten schriftlich, die man mit königlichen Befehlen widerlegen kann. Le Tellier verschwendete Lettres de Cachet, und die Bulle wurde dadurch nur desto verhaßter. Wenn die oberste Gewalt sich einmal entschließt, an die Stelle des Gesetzes zu treten, so muß sie weder strenger, noch gerechter seyn, als dasselbe ist. Gleichwohl sah man einen Einwohner, auf das Angeben eines Feindes, in Verhaft nehmen, und mit ihm, als mit einem Staatsverbrecher, wegen solcher Meynungen verfahren; welche entweder verdammt wurden, ehe sie gerichtlich untersuchet waren, oder die man gerichtlich untersuchet hatte, ohne daß man sie angehöret hatte. Was aber noch erstaunlicher war, so beschwerete man sich nicht einmal über diesen Misbrauch der obersten Gewalt. Die Verfolgeten begnügeten sich mit Seufzern, daß sie nicht auch Verfolger seyn könnten.

Paris ward von großen und kleinen Büchern überschwemmet. In einigen schlug man Erklärungen vor: aber nichts misfiel Sr. Heiligkeit mehr als diese Erklärungen. In der That schickte es sich sehr übel für kleine Bischöfe, dasjenige zu erklären, was der allgemeine Bischof selbst nicht erklärete. In andern wurden Quenels Sätze über die Gnade, von seinen Lehrlingen, in einem fast molinistischen Verstande vorgetragen. Quenel, der vermuthlich am besten wußte, was er hatte sagen wollen, hatte hundertmal versichert, er verstünde sie in des Jansenius Sinne.

Der Pabst war über diesen Aufstand erbittert, und schrieb an den König ein Breve, darinnen er ihn ermahnete, mit seinem unumschränkten Arme, diese Neulinge zu züchtigen: das war ein Tyrann, der seinem Bassa befahl, seine Landschaft mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Jansenisten waren zweifelsfrey strafbar. Den weltlichen Arm aber für den Glauben zu Hülfe zu rufen; zu glauben, der Fürst habe ein Recht, die Bannstralen mit Strafen zu vollziehen; das ist eben die strafbareste und allertraurigste von allen Ketzereyen (*h*). Die Gegenparten setzte der Gewalt die List entgegen; man ließ sich in Tractaten ein. Aber über Wahrheiten tractiret man nicht, wie über Pfründen. Die Versöhnungsvorschläge waren alle vergeblich, und das protestantische Europa freuet sich noch jetzo, in der römischen Kirche eine zahlreiche Heerde zu sehen, die gegen die Stimme ihres Hirten taub ist; zwar äußerlich mit dem heiligen

(*h*) Die Schranken der bürgerlichen Gewalt sind in der Schrift wohl bemerket. Apostelgesch. am 18. Die Juden erhoben sich wider den Paulus, und führten ihn vor Gallions, des Achaischen Statthalters Richtstuhl, und sageten: Dieser lehret die Leute Gott dienen wider das Gesetz. Als nun Paulus den Mund aufthun wollte, sprach Gallion zu den Jüden: O ihr Jüden! klaget ihr ihn an über ein Verbrechen, so will ich euch hören, so viel als billig ist. Allein hier fraget sichs von Worten, von Redensarten und von eurem Gesetz: da sehet ihr selbst zu. Denn ich will kein Richter von diesen Dingen seyn, und er trieb sie von seinem Richtstuhle.

ligen Stuhle verbunden, aber den Gesinnungen nach schismatisch ist; den untrüglichen Richtstuhl hitzig vertheidiget, aber die Ausspruche, die sie verdammen, verachtet; verstockte und treulose Kinder, die zwar von ihrer Mutter aus dem Hause gesaget werden, aber doch darinnen bleiben, um das Vergnügen zu haben, ihr die Brust zu zerreißen; und die da behaupten, nicht daß sie kein Recht habe sie zu enterben, sondern daß sie sie nicht enterbe; die den Katholischen verhaßt sind, weil sie gar zu protestantisch sind; von den Protestanten aber verachtet werden, weil sie noch gar zu katholisch sind.

Das neunte Hauptſtück.

Die Prinzen vom Geblüte werden legitimirt.

Der König, der mitten in den Zwiſtigkeiten, die ſeinen Staat zerrütteten, ruhig blieb, war darauf bedacht, ſeine natürlichen Kinder über die Unruhen der Regentſchaft wegzuſetzen. Seine Zärtlichkeit gegen den Herzog von Maine, ward von der Frau von Maintenon unterhalten, welche dieſen Prinzen als das Werk ihrer Hände lieb hatte; und durch die Begebenheiten vermehret, welche die königliche Familie weggeriſſen, und deren Haupt troſtlos gemachet hatten. Die Natur vereinigte gegen den Herzog von Maine alle die Empfindungen, die vorhin gegen die verſchiedenen Kinder vertheilet waren, ſo der Tod Ludewigen entriſſen hatte.

Die beyden legitimirten Kinder genoſſen bereits der ſchönſten Herrſchaften, der vornehmſten Aemter, und der einträglichſten Stadthalterſchaften des Königreichs. Im 1694ſten Jahre, hatten ſie ſchon den Vortritt vor allen Pairs, und waren alſo über alle Unterthanen geſetzet. Im 1711ten Jahre hatte der König ihnen die Würden und Vorzüge der Prinzen vom Geblüte bewilliget: und der Herzog von Burgund hatte ſich nicht widerſetzet. Es war ſolches ein perſönliches Vorrecht, welches ihnen niemand beneidete. Ludwig hatte mehr gethan, als

alle

alle seine Vorfahren, und glaubete doch noch nicht genug gethan zu haben. Die Frau von Maintenon hörte nicht auf ihm vorzustellen: das einzige Mittel, ihnen nach seinem Tode den Genuß aller Güter und Ehrenstellen zu versichern, womit er sie überhäufet hatte, wäre dieses, daß er ihnen eine Größe ertheilete, die ihren Grund in sich selbst hätte. Sie hatte nicht gewollt, oder sich doch nicht erkühnet, sich zur Königinn von Frankreich zu machen, und gleichwohl wagte sie es, jene zu Prinzen vom Geblüte zu machen.

Der Kanzler Pontcharrain, dem man die ersten Absichten anvertraute, antwortete: daß dieser Entwurf den Sitten, den Gesetzen und dem Heile des Staats zuwider liefe; daß er der Nation ihr schönstes Recht, nämlich das Recht über sich selbst zu gebiethen, raubete; daß es abzielete, das Königreich mit Prinzen vom Geblüte zu bevölkern, deren Würde verächtlich werden müßte, wenn sie gemeiner würde; daß jeder Franzos, und sonderlich die großen Familien, auf welche die Wahl dereinst fallen könnte, sich alle für beleidigt halten würden; daß endlich diese Vorzüge diejenigen, denen sie zu Theil würden, den Pfeilen des Neides und des Hasses bloß stellen würden.

Der Oberpräsident de Memes machte weniger Schwierigkeiten: er stund für sein Parlament. Er sagete, daß die ächten Prinzen sich nicht beklagen könnten, weil die legitimirten Prinzen doch erst alsdann zur Krone kommen würden, wenn keiner von jenen mehr übrig wäre; daß die königliche Familie durch dasjenige nicht entehret werden könnte, was

ihren

ihren Verfall verhütete; daß endlich der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse, schon der Natur und der Gewohnheit nach, Prinzen vom Geblüte wären.

Im Julius 1714. (i)

Die Fiscäle wurden nach Marli gefodert, um über diese Sache zu rathschlagen. Sie sageten, eine dergleichen Veranstaltung, beträfe eine so erhabene Materie, daß sie nicht zweifelten: der König würde alle diejenigen Betrachtungen darauf gewandt haben, welche seine tiefgegründete Weisheit ihm nur hätte an die Hand geben können. Sie setzeten hinzu: daß, wenn das Verdienst allein ein Recht zur Krone ertheilen könnte, niemand sich eine gerechtere Hoffnung dazu machen könnte, als diejenigen, welche Sr. Majestät ihrer Wahl würdigten.

Das Edict ward aufgesetzet. Der König erklärte sich darinnen, daß er, um die Unruhen zu vermeiden, welche sich eräugen könnten, dafern die königliche Familie erlöschen sollte, er sich hiermit erklärte: daß in Ermangelung ächter Prinzen, die Krone von Rechtes wegen dem Herzoge von Maine, in Ermangelung seiner aber, dem Grafen von Toulose und benderseits Nachkommen, gehören sollte.

Das Parlament registrirte dieses seltsame Edict ohne alle Gegenvorstellungen. Niemals war es zahl-

(i) Der Verfasser des Siecle de Louis XIV. welcher keinen Zeitpunct der Begebenheiten angiebt, oder falsch angiebt, setzt den gegenwärtigen in das 1715te Jahr.

zahlreicher gewesen. Neunzehn Pairs gaben ihre Stimmen dazu. Die ächten Prinzen stimmeten zum Vortheile derer, die erst dafür erkläret werden sollten: der Herzog von Orleans aber war nicht daben. Der Marschall von Villeroi wünschete dem Herzoge von Maine nicht Glück dazu. Der Kanzler Pontchartrain brachte dem Könige das große Siegel zurück. Alle übrigen duldeten sogar ohne Murren diesen Aufstand des Landesherrn wider die Majestät der Nation.

Man würde dieses Edict rechtskräftig gemachet haben, wenn man nur zu dessen Erhaltung diejenigen mitgezogen hätte, die es antasten konnten. Man hätte vorläufig die uneheligen Kinder des Königs, für Prinzen vom Geblüte, und die uneheligen Kinder der Prinzen vom Geblüte, zu Herzogen und Pairs erklären müssen. Alsdann wäre das Edict nur in Ansehung des Adels und des Volkes ungerecht gewesen. Was ist aber in Frankreich das Volk, und was ist der Adel?

Die Herzogiinn von Maine war ganz bezaubert, daß der Rang ihres Gemahls nunmehr dem ihrigen gleich wäre, und beobachtete in ihrem Bezeigen gegen die Prinzen vom Geblüte gar keine Gränzen mehr. Diese lagen mit dem Herzoge von Maine im Processe. Sie bewogen einige Kammern des Parlements, diejenigen Bittschriften zu verwerfen, in welchen die legitimirten Prinzen sich derjenigen Würde bedienten, die oben gemeldetes Edict ihnen ertheilet hatte. Der König verordnete in einer besondern Erklärung, daß der Herzog von Maine dieselbe in allen

len gerichtlichen Handlungen annehmen ſollte, und daß kein Unterſchied unter den Prinzen vom Geblüte und den natürlichen Kindern gemachet werden ſollte.

Man ſah voraus, daß dieſe Einrichtungen den König nicht lange überleben würden. Allein die Gefahr bey dergleichen Beyſpiele, die Ehre der Nation, und die Heiligkeit der Grundgeſetze erfoderten, daß man ſich darwider auflehnen mußte: und wenn es wahr iſt, daß die Parlamente das ganze Vaterland vorſtellen, ſo haben gewiß die damaligen Parlamente daſſelbe verrathen. Diejenigen, welche die Vorrechte eines Volkes aufrecht halten ſollen, können nicht gezwungen werden, dieſelben zu verlaſſen: noch weniger können die Umſtände ſie rechtfertigen. Wann die Ehrfurcht, gegen den Willen eines alten Königes, und gegen die Zärtlichkeit eines unglücklichen Vaters, ihnen erlaubet hätte, eine Ungerechtigkeit durch ihre Stimmen zu heiligen; würden ſie nicht durch ihren Ausſpruch den Thron auch einem andern gegeben haben, der ihn mit gewafneter Hand gefodert hätte?

Das zehnte Hauptstück.

Testament von Ludwig dem Vierzehnten.

Ludwig war sterbenskrank, und fieng endlich an, sein Volk zu lieben. Er wollte nichts mehr von Auflagen hören. Er gab dem Marschall von Montreuel einen derben Verweis, welcher ihm einen Vorschlag von einer prächtigen Bildsäule that, die vor das Chateau-Trompette gestellet werden, und allen denen in die Augen fallen sollte, die in die Garonne einfahren. Sie sollte mit einer Schriftstelle gezieret seyn.

Zu dem Staatsrathe Voisin sagete er, indem er ihn zum Kanzler machete: Gerechtigkeit und Gnade! das ist alles, was ich von euch begehre. Er schalt einen Staatssecretair, daß er die Unterschrift eines Verbanneten zerrissen hätte, und sagete zu ihm: Was? ihr versaget den Unglücklichen auch noch den Trost, daß man ihre Entschuldigungen lese? Er wiederholte oftmals die Versicherung, wie er nur darum noch einige Jahre zu leben wünschte, damit er seinem Thronfolger ein dickes fettes Volk hinterlassen könnte.

Den Abend zuvor, als er neue Ritter schlagen wollte, sagete er zu der Frau von Maintenon, die von der großen Anzahl derjenigen redete, welche er glück-

glücklich machen würde: ich bin nicht sowohl von dem Vergnügen derjenigen gerühret, die ich zu Rittern ernennen werde, als von dem Misvergnügen derer, die ich nicht dazu ernennen werde.

Dem Abendmahle wohnete er mit so vieler Andacht, als oftmals bey. Er theilete unter die Dürftigen alles dasjenige aus, was er ehemals auf seine Vergnügungen gewendet hatte. Er las alle Abende in demjenigen göttlichen Buche, welches den Königen nicht schmeichelt. Frau von Maintenon las ihm vor; sie blieb bey den rührendsten Stellen stehen, und daraus entstunden diejenigen christlichen Betrachtungen, welchen nichts fehlete, als daß man sie nicht frühzeitiger angestellet hatte. Er fürchtete, Frankreich möchte gar bald durch innerliche Spaltungen zerrüttet werden. Er glaubete, eine weisliche Verwaltung, die in einem Testamente anbefohlen würde, könnte diesem Uebel vorbeugen. Ungeachtet die Gewalt der Könige mit ihrem Leben ein Ende nimmt; so hatte doch Ludwig so glorreich regieret, daß er ein Recht zu haben schien, auch noch nach seinem Tode zu regieren.

Hierüber hatte er verschiedene Unterredungen mit der Frau von Maintenon und dem Herrn Voisin. Sein erster Gedanken war, einen Regenten zu setzen: denn eine getheilte Obergewalt schien ihm der gröste Fehler in einer Monarchie zu seyn. Der Herzog von Orleans war einhällig verworfen. Man hütete sich sehr, die Gewalt demjenigen zu übergeben, dessen Ansehen man schwächen wollte. Der

König

König wagete es, den Herzog von Maine vorzuschlagen: allein der Kanzler antwortete ihm, daß zwar seit dem Edicte vom Julius, die Landesgesetze ihn nicht mehr von dieser Ehre ausschlössen; daß aber unsere Sitten auch so biegsam nicht wären als unsere Gesetze; daß Frankreich mit Unwillen einem Prinzen gehorchen würde, der, da er seinen Vater verlöre, nichts besser wäre, als die andern Unterthanen; daß eine dergleichen Einrichtung für einen Eingriff in die Ehre der Nation angesehen werden, und den vermeynten Vorrechten des Herzogs von Orleans eine neue Stärke ertheilen würde.

Der König, welcher allezeit glaubete, es könne Frankreich nichts ärgers wiederfahren, als daß es vom Herzoge von Orleans regieret würde, that den Vorschlag: er solle das Oberhaupt der Staatsräthe seyn, und der Herzog von Maine sollte Generallieutenant des Königreichs seyn. Auch dieser Meynung widersprach Voisin. Er sagete, zween Regenten würden sich miteinander nicht vertragen. Das Oberhaupt der Berathschlagungen würde solches gar bald auch von dem Kriegsheere, oder das Oberhaupt der Kriegsheere würde es auch gar bald von den Berathschlagungen seyn. Aus dieser Gleichheit der Macht würde eine Eifersucht, aus der Eifersucht eine Unterbrechung der Geschäffte, aus dieser Unterbrechung der Geschäffte aber, das Unglück des Staates entstehen. Er fügete hinzu, kein einziges Gesetz des Staates erfodere in der Zeit der Minderjährigkeit einen Regenten; die Eigenschaft, der nächste Erbe zu seyn, gäbe zwar ein Recht auf die

Nachfolge, aber nicht auf die Vormundschaft; und folglich könne man ihn, ohne Ungerechtigkeit, der Vormundschaft berauben, und einen regierenden Rath zur Verwaltung des Reiches setzen.

Dem Könige gefiel diese Regierungsforme Anfangs nicht sonderlich; er meynete, die oberste Gewalt könne einer Rathsversammlung nicht beywohnen, ohne sich zu zertheilen. Endlich aber begriff er, daß die Einigkeit der Macht, sowohl aus den Meynungen und Gesinnungen ihrer vielen, als aus den Meynungen eines einzigen entstehen könnte. So bald er nun diesen Plan genehm hielt, sagete er: **wir wollen diesen Rath aus so wohl gewählten Mitgliedern zusammen setzen, daß man keinen davon wird ausschließen können, ohne das gemeine Wesen zu beleidigen.**

Diese Wahl ward von der Liebe zum Vaterlande eingegeben. Der **Herzog von Orleans** bekam die erste Stelle seiner Geburt gemäß; der **Herzog von Maine** und der **Graf von Toulouse**, welche dem Staate und dem Könige aufrichtig ergeben waren; Voisin, welchem die Gesetze und die Geschäffte aus dem Grunde bekannt waren; Villeroi, einer der rechtschaffensten Leute bey Hofe; Villars, der glücklichste General seiner Zeit; D Huxelles, der eine strenge Redlichkeit besaß; Tallard, von einem angenehmen und versöhnlichen Gemüthe; Harcourt, ein Freund aller Unglücklichen; die vier Staatssecretaire und Desmaretz, Obereinnehmer der Finanzen, ein Neffe, Schüler und Nebenbuhler des **Colberts**, diese alle hatten Sitz und Stimme in diesem Rathe,

Rathe, allwo alle Geschäffte nach der Mehrheit der Stimmen vorgetragen und entschieden werden sollten.

Diese Einrichtung indessen war sehr merklichen Schwierigkeiten unterworfen. Erstlich, daß die Geschäffte, welche von so viel verschiedenen Männern untersuchet werden sollten, nicht anders, als sehr langsam geendiget werden könnten. Zweytens, daß ein Volk, welches gewohnt ist, einem Monarchen zu gehorsamen, sich schwerlich unter einen Senat beugen würde. Drittens, daß es unvernünftig wäre, einer erleuchteten und misvergnügten Nation ein Muster einer neuen Regierungsform vorzulegen: welche schädlich wäre, woferne sie das Volk unterdrückte, und gefährlich, wenn sie dasselbe nicht unterdrückte. Allein der König glaubete, die Staatssecretaire würden noch fernerhin, ein jeder in seiner Abtheilung die Oberhand behalten. Der Regierungsrath würde nur die wichtigsten Geschäffte für sich behalten. Eine Menge kleiner Könige würde so schädlich nicht seyn, als das Ansehn eines einzigen; und die Zauderungen der Aristokratie schicke sich besser für eine Minderjährigkeit, als die Uebereilung eines monarchischen Staats. Sein einziges Augenmerk war, den Frieden im Königreiche innerlich und äußerlich zu erhalten; und man kann nicht läugnen, daß dieses Augenmerk durch einen Regierungsrath im höchsten Grade erreichet ward; welcher gar zu zahlreich war, um viel zu unternehmen, und der Eifersucht gar zu sehr unterworfen war, um einen Krieg oder eine Staatsveränderung zu verabreden. Ungeachtet ihrer Fehler war diese Einrichtung denen mannigfaltigen

Rathsversammlungen leicht vorzuziehen, die man nachmals anordnete; die der Abt von St. Pierre so sehr anpries, und deren unglücklicher Versuch bewies, das Ludwig der XIV. in die Fähigkeit des Herzogs von Orleans ein billiges Mistrauen gesetzet hatte.

So eingeschränkt auch die Macht dieses Prinzen war: so sehr war zu besorgen, er möchte sie misbrauchen und weiter ausdehnen. Im Testamente stund, daß seine Stimme im Rathschlagen, wenn die Stimmen getheilet wären, so viel als zwo gelten sollte. Solche vortheilhafte Fälle konnte der Herzog öfters veranstalten, durch das bloße Ansehen seines Namens die größte Zahl auf seine Seite zu ziehen, seine Feinde durch Drohungen furchtsam machen, die in dem Munde eines Prinzen, der dem Throne so nahe ist, allezeit kräftig sind; and der die Schwachen endlich durch seine Gaben und Ränke verführen konnte.

Es war also jemand nöthig, der ihm das Gegengewicht hielt. Der Herzog von Maine schien geschickt zu seyn, dem Herzoge von Orleans die Waage zu halten. Da aber der Verstand bey beyden nicht gleich stark war, so ersetzete der Testator diese Schwäche seines Sohnes. Der Herzog von Maine ward zu einem unabhänglichen Oberhaupte, und zum unumschränkten Commendanten aller Kriegsheere des Königs ernannt, wobey er volle Gewalt über den Gouverneur haben sollte. Es stand also auf einer Seite der Verstand, auf der andern die Macht.

Die übrigen Artikel enthalten eben nichts wichtiges. Der König, welcher im Guten eben so beſtändig war, als im Böſen, empfiehlt darinnen ſeinem Thronfolger, das Invalidenhaus, die Stiftung von St. Cyr, die Befehle wider die Zweykämpfe, und die Strafgeſetze wider die Irrgläubigen.

Der Verfaſſer des Siecle de Louis XIV. verwundert ſich ſehr, daß er der Frau von Maintenon kein Gnadengehalt ausgeſetzet. Es wäre wohl ſehr erſtaunlich, wenn er ihr eins ausgeſetzet hätte; er hätte ihre Mäßigung nicht kennen, ihrer Uneigennützigkeit nicht trauen, und alle ihre Tugenden für verſtellt ausgeben müſſen. Das Stillſchweigen des Teſtators, in Anſehung derjenigen Frau, mit Beyhülfe deren er ſein Teſtament machete, iſt das ſchönſte Lob derſelben.

Dieſes Stück ward nun dem Parlamente zu Paris, nebſt einem Edicte überſchickt, worinnen befohlen war, daß es in dem Archive beygelegt, und nach dem Tode des Königs eröffnet werden ſollte. Aus dieſer ſo großen Heimlichkeit ſchloß man, daß dieſe Schrift wichtige Veranſtaltungen enthalten müßte, die dem Herzoge von Orleans nachtheilig wären. Einige ſageten, es wäre dem Könige von Frankreich nicht erlaubt, ein Teſtament zu machen; und einer, der nur die Einkünfte des Staats zu genießen hätte, überſchritte ſeine Macht, wenn er auch zugleich über die Regierung gebiethen wollte. Alle übrigen aber waren darinnen einig, daß Ludwig als Vater, ein Recht hätte, für die Sicherheit ſeines Enkels, und als König, für die Erhaltung des Königreichs zu

sorgen. Er konnte allerdings keine neuen Gesetze machen, allein er konnte eine Regierungsform bestimmen, die den alten Gesetzen gemäß wäre. Eine jede Minderjährigkeit ist eine Art von Interregnum. Die oberste Gewalt kann unmöglich in Kinderhände fallen: sie ist zwar von der Gewalt eines Mündigen nicht unterschieden, allein die Handhabung derselben ist verschieden. Die Person des Minderjährigen stellet das Gesetz selbst vor, und der Wille des Testators läßt dasselbe annoch vollstrecken.

Es fehlete diesem Testamente nichts, als die Gültigkeit. Es war denen Großen, die in dem künftigen Rathe seyn sollten, daran gelegen, daß selbiges vollzogen würde: allein keiner von ihnen wußte, daß er ernennet wäre, und das war ein Hauptfehler. Der Herzog von Maine suchete die Frau von Maintenon zu erforschen: welche, da sie seinem Ungestüme nicht widerstehen konnte, endlich von dem Könige erhielt, daß dieser Prinz und sein Bruder das Testament lesen durften; doch unter der Bedingung, daß sie sich weder in Thaten, noch Worten sollten merken lassen, daß sie es gelesen hätten. Hierauf erwiederte der Herzog von Maine: er frage viel nach Einsichten, die ein so unverbrüchliches Stillschweigen ihm unnütze machen würden. Die Herzoginn von Maine machete ihm Vorwürfe, über dieser unbedachtsamen Bescheidenheit; und die Sache wieder gut zu machen, fragete man: ob der König Philipp wieder zurücke gerufen würde? und man erfuhr, daß der König ihn nicht zurücke rief. Hieraus nun schloß man, daß der Herzog von Orleans Regent werden

den würde. Der Herzog von Maine berichtete ihm solches, und die Herzoginn wandte sich nunmehr an ihn. Der Herzog von Orleans ließ sich solches gefallen, indem er glaubete, der Beystand seines Nebenbuhlers würde ihm noch nöthiger seyn, als diesem Nebenbuhler der seinige. Er schlug die Heurath seiner Tochter der Prinzeßinn von Valois mit dem Prinzen von Dombes vor. Der Herzog und die Herzoginn von Maine aber vernachläßigten dieses Bündniß; das dem Könige mißfiel, indem es die zwey Oberhäupter zwoer Familien würde vereiniget haben, von welchen man glaubete, es wäre besser daß sie uneins blieben.

Frau von Maintenon war von den Unruhen des Herzogs von Maine, und von den Anforderungen des Herzogs von Orleans unterrichtet, und sagete zum Könige: sein Willen würde nach seinem Tode nicht erfüllet werden, wenn er nicht schon bey Lebzeiten richtige Maaßregeln gegen den Ergeiz seines Neffen nehmen würde. Er müßte die Glieder seines Regierungsraths versammlen, ihnen das Testament vorlesen, sich ihr Wort geben lassen: daß ein jeder den Theil der Gewalt, der ihm anvertrauet würde, beybehalten wollte. Er müßte sich ferner der vornehmsten Häupter des Parlaments und der königlichen Haustruppen versichern; allein anstatt dieser Vorsicht, welche auch die allermäßigste Klugheit eingeben konnte, machete der König ein Codicill, worinnen er das Ceremoniel zur Eröffnung seines Testaments vorschrieb. Zum Beichtvater des Dauphins ernennte er den Pater Tellier; zum Lehrer

aber den gewesenen Bischoff von Frejus; denselbigen, dem im 60sten Jahre die Regierung eines kleinen Kirchsprengels sehr beschwerlich, und im 76sten die Regierung eines großen Königreiches sehr leicht vorkam. Der Herzog von Orleans vergaß nichts, um das Geheimniß, welches man ihm verbarg, und welches ihm folglich nicht günstig war, zu entdecken. Allein die Hüter des Testaments waren unbestechlich, die Frau von Maintenon unerforschlich, und der Kanzler gegen alles was man ihm versprach, unempfindlich. Der Herzog von Orleans machete seine Anstalten wider alle Begebenheiten. Denn da er keine vorher sehen konnte: so war er kühn genug, sich allen zu widersetzen. Indessen, daß er sich den Weg zur höchsten Gewalt bahnete, übersetzte der Herzog von Maine den Antilucrez*. Die Herzoginn seine Gemahlinn sagete zu ihm: ehester Tage werden sie früh, wenn sie aufwachen, ein Mitglied von der Akademie, und der Herzog von Orleans wird Regent seyn.

Das

* Dieß ist ein philosophisches Gedicht wider die Freygeisterey, welches der Cardinal Polignac in lateinischer Sprache geschrieben, und auch hier in Leipzig wieder aufgeleget worden.

Das eilfte Hauptſtück.

Die Herzoginn Urſini geräth in Ungnade.

In Spanien waren die Gemüther nicht ruhiger. Die Frau von Urſini war den Grands allezeit verhaßt: und die Nation war wider den Orry erbittert, welcher den Engländern erlaubet hatte, auf dem Rio de Plata eine Veſtung anzulegen; und der ſich auf nichts verſtand, als auf das Geld ſammlen.

Die Königinn ſtarb; und ward bedauret. Man vergab ihr alles Böſe, was ſie gethan, in Anſehung ihrer Abſichten, welche ganz gewiß auf das Beſte gezielet hatten.

Die erſte beſte Frau, die ſich den Augen des erhitzten Philipps darſtellte, tröſtete ihn über den Tod derjenigen, die er verloren hatte, und dieſe Frau war die Prinzeſſinn Urſini. Den folgenden Tag hatte ſie die Ehre, des Abends mit ihm zu ſpeiſen. Das ganze Schloß erſcholl von einem Gemurmel über dieſe Neuerung. Das Volk, welches gewohnt war, ſeinen Landesherrn als ſeinen Gott anzuſehen, entrüſtete ſich, daß man ſeine Vorurtheile ſo offenbar verachtete. Die allerſchwereſten Abgaben hatte es geduldig erlitten; aber dieſe ſchändliche Abendmahlzeit konnte es nicht verſchmerzen.

Der Pater Rubio, Beichtvater der verstorbenen Königinn, und der Pater Robinet, Beichtvater des Königes, waren, in Ansehung der anwachsenden Neigung Philipps gegen die Frau Ursini nicht einerley Meynung. Der erste behauptete, diese Neigung wäre unschuldig. Der andere sagete; der Schatten der verstorbenen Königinn würde dadurch beleidiget. Die Prinzessinn Ursini ließ sie indessen mit einander disputiren, und schmäuchelte sich: ihr Stern beriefe sie zum Throne. Philipp hatte ihr bereits die zärtlichsten Empfindungen entdecket, und sie hatte ihm bereits beygebracht, daß sie nur erst sechzig Jahre alt wäre. Sie redete ihm unabläßig von der Heurath seines Großvaters mit der Frau von Maintenon vor; die er, wie sie sagete, mit sich würde haben regieren lassen, wenn der Wohlstand es erlaubet hätte. Um sich nun derjenigen Würde anzumaßen, die die Ehrsucht nicht übel kleidet, weigerte sie sich, die Leiche der Königinn nach dem Escurial zu begleiten. Sie hatte auch nicht zu ihrer Hofstadt gehöret, sondern war nur unter dem Titul einer Freundinn um sie gewesen.

Als diese Neuigkeiten nach Paris kamen, verachtete Ludwig dieselben als Fabeln. Frau von Maintenon aber, welche alle Umstände dieser lächerlichen Liebeshändel wußte, sagete zu der Marquise von Pompadour, die solches oftmals wieder den Abt . . . wiederholet hat, der von Florenz nach Paris geschickt war, und noch lebet: ich hoffe, wir werden ehestens die Frau von Ursini

Urſini als Königinn von Spanien, und öffentlich dafür erkläret ſehen.

Eine Kleinigkeit verhinderte dieſe Vermählung. Die Frau von Urſini wollte, daß Philipp in dem Schloſſe des Herzogs von Medina Cöli wohnen ſollte, und daß man ſelbiges durch ein Capuciner-Kloſter vergrößern möchte, damit ihre Zimmer einen Uebergang zu des Königs ſeinen bekommen möchten. Man grub alſo die Todten wieder aus; man ſchaffte die Monſtranz aus der Kirche. Dieſe Mönche giengen in Proceſſion aus der Kirche heraus. Ganz Madrit ſchrie über dieſer Gewaltthätigkeit. Philipp hörte dieſes Geſchrey, und ſagete zur Prinzeſſinn Urſini: ihre heimlichen Zuſammenkünfte ärgerten das Volk, und er bäthe ſie, ihm eine Gemahlinn zu ſchaffen.

Frau von Urſini, welche dadurch der Hoffnung beraubet ward, ſelber zu regieren, wollte wenigſtens durch eine andere regieren. Mit dem franzöſiſchen Geſandten hatte ſie ſich entzweyet. Sie wandte ſich alſo an den Abt Alberoni, einen italiäniſchen Pfarrer, welchen der Herzog von Vendome mit ihr bekannt gemachet hatte, und welchen der Poet Campiſtron dem Herzoge von Vendome bekannt gemachet hatte. Dieſen zog ſie über der Wahl einer Königinn zu Rathe, die ſich für einen Monarchen ſchickte, welcher dem eheloſen Stande ſo feind war. Alberoni blieb bey der Prinzeſſinn von Parma ſtehen. Er ſagete, dieſe wäre eine rechte Puppenſele: ſie könnte der Ergötzungen nicht genug haben, und wäre ganz unfähig zur Ehrſucht.

König

König Philipp war gar bald schlüssig gemacht. Frau von Ursini trug ihrem Vertrauten auf, die Unterhandlung dieser Vermählung zu übernehmen. Alberoni reiset mit großen Betheurungen seiner Treue ab; heimlich aber beschließt er, seine listigen Ränke zu seinem eigenen Vortheile anzuwenden.

Frau von Ursini erfuhr indessen, daß die Prinzessinn von Parma eine Gemüthsart hätte, die von der Abschilderung des Alberoni himmelweit unterschieden wäre. Sie stellete daher dem Könige vor, daß eine herrschsüchtige Frau dem Ruhme seiner Regierung ein Ende machen würde; daß die Sache noch nicht geschlossen wäre, und daß sie wenigstens aufgeschoben werden müßte. Philipp befiehlt also in aller Eil seinem Gesandten, die Unterhandlung abzubrechen.

Der eilende Bothe kam zu allem Unglück erst den Abend vor demjenigen Tage an, da sie geschlossen werden sollte. Alberoni erschrack vor diesem unerwarteten Streiche; allein er ließ den Muth nicht sinken. Er fragete den eilenden Bothen, ob er sterben oder leben wollte? und befahl ihm, nicht eher als den künftigen Tag anzukommen.

Die Heurath wurde indessen geschlossen. Die Prinzessinn von Parma versprach ihm eine Belohnung, welche der Größe derjenigen Versorgung, die er ihr verschaffete, und des Schimpfes, den er ihr ersparete, gemäß seyn sollte. Alberoni schrieb nach Spanien, der eilende Bothe wäre zu spät angekom-

gekommen. Die neue Königinn nahm ihn mit sich nach Spanien, unter dem Titul eines Residenten von Parma. Als sie in Bayonne ankam, ließ sie sich von ihrer Base einen Unterricht von dem Lande geben, allwo sie künftig regieren sollte. Philippus kam bis nach Quadalaxara, und schickete die Prinzessinn Ursini nach Xadraque, sie zu empfangen. Die Königinn sagete zu ihr: sie erstaune ganz, daß sie sich noch unterstünde, sich vor ihr zu zeigen. Die Prinzessinn von Ursini übergab ihr den Brief des Königs, welcher die größten Schmäuchelenen für diejenige enthielt, die ihn empfangen, und für die, die ihn abgeben sollte. Die Königinn eröffnete den Brief nicht, und befahl ihr, sich fortzupacken. Die Prinzessinn Ursini bath sie, einen eigenhändigen Befehl deswegen auszugeben. Dieser Befehl war gar bald unterzeichnet, und ward ihr mit solchen Verwünschungen und Beschimpfungen übergeben, die nur aus dem Munde einer erbitterten Königinn kommen konnten.

Die Prinzessinn Ursini, welche so schimpflich fortgejaget ward, reisete sonder Bedienung und sonder Gefolge ab. Sie verfluchete den treulosen Alberoni, die herrschsüchtige Parmesanerinn, und den einfältigen Philipp. Die neue Königinn schickte den Orry und den P. Robinet nach Frankreich zurück. Der König von Spanien erklärte sich in einem Edicte ganz treuherzig: daß er bis dahin sein Volk sehr schlecht regieret hätte, und daß er es künftig schön besser machen wollte.

Ludwig

Ludwig der XIV. erlaubte der Prinzeſſinn von Urſini nicht in Paris zu bleiben. Die Republik Genf wollte ihr ebenfalls keinen Aufenthalt verſtatten, und der Pabſt ſchlug es ihr ab, ſie in Rom zu dulden. Man ſieht in ihren Briefen (k) ihre Schwachheiten, ihre Kunſtgriffe und ihre Verzweiflung; gleichwohl blieb ſie noch allezeit ehrſüchtig. Sie war ſchon ſterbenskrank, als ſie noch hoffte zur Regierung zu kommen.

Das

(k) Man iſt bereit eine Sammlung davon mitzutheilen, woferne die Leſer ſie begehren ſollten.

Das zwölfte Hauptstück.

Folge der Kirchenbegebenheiten.

Der Cardinal von Noailles suchte sich mit der Kirche wieder zu vereinigen. Er hatte endlich einmal einen Hirtenbrief zuwege gebracht, in welchem er versprechen hatte, seine Redlichkeit zu zeigen, und alle Streitigkeiten beyzulegen. Er gefiel allen denen, die ihn lasen, außer dem Rohan und dem Büssy nicht. Der König, welcher von diesen beyden Prälaten eingenommen war, versprach sich von den Unterhandlungen der Cardinäle d'Etrées und Polignac nicht viel Gutes. Ohne eben ein Gottesgelehrter zu seyn, sagete er: so sehe ich doch wohl, daß der Cardinal von Noailles ein Ketzer ist; ich werde mich aber aller meiner Gewalt bedienen, um ihn auf das äußerste zu treiben. Er ließ in Paris allerley Gerüchte ausbreiten, welche eine Scheu erwecken konnten: nämlich, daß er dem Nuntius freye Hand lassen würde, zu thun was er wollte; daß der Cardinal nach Rom beschieden, aufgehoben und eingekerkert werden sollte: und dieses alles geschah, damit man glauben sollte, daß eine unverständliche Bulle in einer Religion dunkel sey, in welcher die heilige Schrift selbst für dunkel ausgegeben wird.

Der Cardinal von Noailles gieng mit großer Gelehrigkeit, nochmals den Entwurf zur Annehmung

der

der Bulle, nach den Anmerkungen seiner Feinde durch; er both die Hand zu allem dem, was zum Kirchenfrieden dienen konnte, ohne sein Gewissen zu verletzen. Der Cardinal Polignac behauptete gegen den König: die Lehre des Noailles wäre sehr lauter, und diejenigen Bischöfe, welche die Bulle angenommen hätten, gestünden es selbst: O! welch ein Vergnügen machet ihr mir, rief der König aus: Nunmehro ist mir viel besser zu Muthe! Allein, fügte er hinzu: Vierzig gegen ihren Acht? Kann man auch wohl einen Augenblick zwischen beyden Parteyen anstehen? Polignac erwiederte: allergnädigster Herr, die Wahrheit zu sagen, so sind es nicht Vierzig gegen Acht, sondern vielmehr Zween gegen Acht. Denn der Cardinal von Rohan, und der Bischof von Meaux, haben alles gethan, und alles eingefädelt.

Man entschloß sich die Sache nach Rom zu schicken, und alle Menschen freueten sich. Man zweifelte gar nicht, der Pabst würde erbittlicher seyn, als der Pater le Tellier. Der Bischof von Meaux schlug eine Nationalversammlung vor, und machete ein Verzeichniß von denenjenigen, welche die durch Absetzung der Rebellen erledigten Bißthümer wiederum bekleiden sollen. Der König erwartete mit Ungeduld den Pastoralunterricht des Cardinals von Noailles. Endlich erhielt er ihn auch, fand ihn aber nicht so, als der Cardinal Polignac ihn versprochen hatte. Der Cardinal von Bouillon, sagete er, hat sich unterstanden, mir in einer

Art

Art von Raſerey zu ſagen: er wäre mein Unterthan nicht: allein dieſer Cardinal von Noailles erkühnet ſich ſo gar ein Wort zu brechen, was er mir ſchriftlich gegeben hat.

Man beſchuldigte den Polignac, er habe den König hintergangen. Frau von Maintenon ſagete: er hat Hoffnungen gemachet und gefaſſet, die ſo leichtſinnig ſind, als er ſelbſt. Dieſer Stich verdroß ihn ſehr, denn er ſah ein, wie viel er bey der Welt dadurch verlöre: er wollte ſich rechtfertigen, und konnte ſich doch nicht entſchließen, wider den Cardinal von Noailles zu reden. Der König erfuhr ſo gar, daß er ihn vertheidigte. Er ſagete zu ihm: mein lieber Cardinal, die Wahrheit kann nur einerley ſeyn. Ihr beſchweret euch bey mir über den Erzbiſchof von Paris; und anderwärts redet ihr wieder anders: was ſoll das heißen?

Polignac erſchrack über dieſen Worten. Er gieng zu der Frau von Caylus, und ſagete ihr mit Verzweiflung, daß der König ihn für einen leichtſinnigen Menſchen hielt. Frau von Maintenon hielt ihn für einen ſeichten Menſchen; der Cardinal von Noailles für einen ungetreuen Freund; Rohan und Buſſy für einen Menſchen, den ſie mit Füßen träten; und die Welt für einen entehrten Mann.

Der König entſchloß ſich endlich, eine Nationalverſammlung zu halten, und ſchickte den Herrn Amelot nach Rom, die Erlaubniß darzu zu erhalten; gleich als ob die erſten Kaiſer nicht allgemeine Concilia zuſammen berufen hätten, ohne den Pabſt

zu fragen? Amelot erhielt seine Unterweisungen, die hitzigen Aufsätze des Bussi; und die gemäßigte Schutzschrift des Noailles.

Rohan, welcher befürchtete, daß ihm die Ehre entgehen möchte, die er sich von dieser Sache versprach, suchete dieselbe wieder mit Frankreich zu verbinden. Er trug es dem Pater Massillon, einem vortrefflichen Redner und mittelmäßigen Unterhändler auf. Dieser übergab dem Cardinal von Noailles verschiedene Entwürfe: allein man begehrte, daß diese Eminenz ein Buch für gut erklären sollte, welches doch schlecht war, und eine Bulle als schlecht verwerfen, die doch gut war.

Der König bath die Frau von Maintenon, sie möchte für den glücklichen Erfolg einer Unternehmung sorgen, darinnen er nicht genennet seyn wollte. Der Herzog von Noailles half ihr, bey dem man sich keine Parteylichkeit besorgete; und der Bischof von Meaux ebenfalls, der seine Parteylichkeit nur ihr allein verbarg.

Die Jesuiten wollten durchaus keine Kirchenversammlung haben. Sie scheueten deren Aussprüche, wofern man ihr freye Hand ließe, und hielten sie für unnützlich, dafern sie nicht frey wäre. Der Bischof von Meaux beugete noch einmal die Kniee vor demjenigen Erzbischofe, den er abzusetzen trachtete. Er entdeckte ihm verschiedene Wege, welche alle verworfen wurden, weil sie die Annehmung der Bulle zum Grunde legeten; allein, sagete man zu ihm: wollen sie denn den Pabst selbst demüthigen?

thigen? Nein, erwiederte Noailles, aber die Wahrheit will ich nicht demüthigen.

Valincourt und der Abt Mongui, kamen endlich auch auf den Schauplatz. Sie waren ohne Macht; sie redeten mit einander ohne Offenherzigkeit, und giengen ohne allen Erfolg auseinander. Der Cardinal von Rohan schlug alle Tage neue Mittel vor; allein den Augenblick da man sie beschließen sollte, sagete er: man müsse mit dem Könige, das heißt, mit dem Pater le Tellier davon reden; und es kam gar nichts zu Stande.

Der Pabst hatte sich alle mögliche Wege zum Vergleiche gefallen lassen: niemand zweifelte an seiner Unfehlbarkeit so sehr, als er selbst. Allein da ihm dieses ewige zaudern unerträglich fiel, schickete er ein scharfes Breve nach Frankreich, um dem Noailles die Cardinalswürde zu nehmen, und ihn alsdann nach Rom zu fodern. Hierzu hätte er ihm die Eigenschaft eines Landeskindes nehmen müssen. Der heilige Vater glaubete, ein König von Frankreich könne einem Einwohner der Eigenschaft, ein Franzos zu seyn, berauben, ohne ihn verurtheilet zu haben. Den folgenden Tag schickete er ein liebreicheres Breve, welches der Cardinal von Noailles sehr bitter fand.

Dieser Prälat hatte sich auf alles gefaßt gemachet. Man sagete ihm, er würde zu Conflanz aufgehoben, und an einen Ort geführet werden, davon der Pater Beichtvater Kerkermeister seyn würde. Alsdann würde man ihn unter guter Bedeckung nach Rom führen, und auf Lebenslang in die Engels-

burg einsperren. Er hörete diese Nachrichten an, als ob sie einen fremden Menschen angiengen. Der Nuntius bekam noch ein ander Breve, welches dem Erzbischofe von Paris befahl, die Bulle in vierzehn Tagen anzunehmen, und ihn widrigenfalls mit canonischen Strafen bedrohete. Dieses donnernde Breve war mit einem Briefe des Pabsts an den König begleitet, worinnen er gebethen ward, nur den Nuntium schalten zu lassen. Der König, als Beschützer der Staatsmaximen, antwortete: das werde ich nicht leiden: er ist Herr auf seinem Grund und Boden; aber er ist nicht Herr über einen meiner Unterthanen. Indessen gab er doch zu, daß der Cardinal durch eine Kirchenversammlung abgesetzet würde. Allein der Pabst wollte nicht gern sich selbst hundert Bären Preis geben, wie er sagete: die ihn gewiß lebendig zerreißen würden.

Der Cardinal von Noailles gab denn endlich seinen Hirtenbrief heraus, welchen die Jesuiten verdammten und der Pabst bewunderte. Der König wollte nicht erlauben, daß er gedruckt würde; aus Furcht der Pabst möchte sich darüber beleidigt befinden: und die Franzosen waren dießmal ultramontanischer als alle Ultramontaner zusammen genommen. Bey dieser Nachricht rief die Frau von Maintenon aus: ich begreife kein Wort von diesem ganzen Handel, und wenn der Cardinal ein Jansenist ist, so muß es der Pabst auch seyn.

Die Feinde des Noailles verließen sich mehr auf den König, als auf die Kirchenversammlung. Sie schmiedeten eine Erklärung, in welcher Se. Majest. als

als Pabſt der gallicaniſchen Kirche, allen denen die Strafen der Ketzerey androhete, welche die Bulle nicht annehmen würden. Allein indem die Biſchöfe die Kirche verriethen, ſo beſchützete die weltliche Oberkeit dieſelbe. Der vorſitzende Präſident und der Generalſachwalter, empfingen dieſe Erklärung aus den Händen des Königs. Sie ſahen einander an, und ſchwiegen ſtockſtille. Redet doch! ſagete der König zu ihnen. Wir fürchten, antwortete einer derſelben, daß Eu. Maj. nicht einen Eingriff in die Gewalt der Kirchen thue. Der König erwiederte ganz gnädig: ich habe nichts gethan, als was, wie man mich verſichert, in meiner Macht ſtehe, und was ich ſchon ſonſt gethan habe. Dieſe Antwort des Königs hieß ohngefähr: habe ich doch bereits die Hugenotten verurtheilet; warum ſollte ich nicht auch die Janſeniſten verurtheilen können? Er erzürnete ſich, daß das Parlament an einer Gewalt zweifeln dürfte, deren Beyſtand die Biſchöfe doch anfleheten; und ſagete: er würde großen Rath im Parlamente ſelbſt halten. Voiſin ſagete dem erſten Präſidenten die größten Drohungen, der ihm aber antwortete: meynet ihr denn etwa, daß ihr Kanzler bey einem Könige von fünf und zwanzig Jahren ſeyd?

Das dreyzehnte Hauptstück.

Der Tod des Königs.

Ludwig nahm vor Gram und Alter täglich ab. Frau von Maintenon sah es wohl. Sie zitterte davor, und wollte es doch nicht zugestehen. Der Herzog von Maine bath sie, den König zu bewegen, er möchte doch vor seinem Ende solche Maaßregeln ergreifen, die seinem Testamente eine Beständigkeit geben könnten: allein sein Bitten war vergeblich. Es sey nun, daß sie seinen Tod nicht für so nahe gehalten, oder daß sie fürchtete, sie möchte sein Ende beschleunigen, wenn sie die Ungewißheit des Gehorsams des Parlaments, einem Prinzen vorstellete, welchem die abschlägige Antwort des D Aguesseau, über der Erklärung, nur neuerlich einen tödtlichen Streich versetzet hatte.

Nach der Rückkunft von Marly schien der König so niedergeschlagen zu seyn, daß Frau von Maintenon weiter auf nichts bedacht war, als ihn zur Ewigkeit zu bereiten. Sie schlug ihm vor, das Abendmahl zu genießen. O sagte er, daß ist noch zu früh, ich befinde mich ziemlich wohl. Sie antwortete ihm: man könne niemals zeitlich genug Gott um Vergebung seiner Fehler bitten, und erinnerte ihm einiger, davon sie selbst Augenzeuge gewesen war. Er beichtete also und sagete: nunmehr bin ich ruhig.

Er

Er verlangte ſeine Schreibſchatoulle, durchſuchte alle Papiere, und ſagete: dieſes wollen wir verbrennen, es könnte die beyden Staatsräthe mit einander verunehmigen. Er fand unter andern einen Roſenkranz, welchen er der Frau von Maintenon ſchenkte, indem er lächelnd hinzu ſetzete: nicht zur Reliquie, ſondern nur zum Andenken.

Fagon behauptete, der kalte Brand wäre bereits im Beine, und es wäre keine Hoffnung mehr. Dieſen Ausſpruch meldete er dem Könige mit Schluchzen. Habt ihr denn geglaubet, daß ich unſterblich wäre? ſagete der König zu ihm. Marſchall that zwey Lancettenſtiche, der Kranke empfand nichts, und fiel in Ohnmacht. Die Aerzte, welche ſeine Standhaftigkeit ſahen, thaten den Vorſchlag, ihm das Bein abzulöſen. Der König ſagete, wird man mir dadurch das Leben erretten? Marſchall erwiederte, dazu wäre wenig Hoffnung. So iſt es denn unnütz, ſagete der König, daß ihr mir vergebliche Schmerzen machet. Hierauf wandte er ſich nach derjenigen Seite, wo der Marſchall von Villeroi ſtand, und ſagete ihm: Lebet wohl, mein Freund, wir müſſen uns ſcheiden.

Man beſchwerte ſich in Paris, und bey Hofe öffentlich: daß Tellier ihn, in einer Entzweyung mit ſeinem eigenen Seelenhirten, ſterben ließ. Dieſes Gerücht drang bis vor die Frau von Maintenon; welche ihn fragete: ob er auch einen perſönlichen Haß wider den Cardinal hätte? Nein, gewiß nicht, ſagete der König, und wenn er dieſen

Augenblick herkommen will, so will ich ihn umarmen: aber er muß sich dem Pabst unterwerfen, denn ich will als ein guter katholischer Christ sterben, so wie ich als ein solcher gelebet habe. Man schickete den Augenblick einen Bothen an den Cardinal, der ihn zu den Füßen des Sacraments fand.

Der Pater le Tellier bemeisterte sich aller letzten Augenblicke des Königes. Er drang eifrig in ihn, eine Schrift zu unterzeichnen, durch welche der Herzog von Orleans und das Parlament von Paris verbunden würden, die Bulle zu unterstützen. Diese Schrift überreichte er ihm wohl viermal, und viermal schlug es der König ab. Die Edelknaben verbothen ihm, weiter von dieser Constitution zu reden, die ihren Herrn ums Leben gebracht hätte. Seit dem Anfange der Krankheit, hatte die Frau von Maintenon bereits ein Bett für sich, in des Königs Gemach schlagen lassen. Als Zeuginn seines Leidens und seiner Standhaftigkeit, ward sie von folgenden Seufzern gerühret: Wird dieses noch lange währen? . . Mein Gott! Leben oder Tod alles ist mir gleich, ich bitte dich nur um meine Seligkeit, . . Als Privatmann habe ich niemanden was zu ersetzen, aber als Prinz! . . . Wer wird die Schulden des Königreichs bezahlen? Großer Gott! ich hoffe alles von deiner Barmherzigkeit! . . . ich leide, aber ich leide nicht genug, und das betrübet mich.

Er

Er rief den Herzog von Maine zu sich, und vertrauete ihm die Einrichtung seines Testamentes. Dieser Prinz bedankete sich für diese gefährliche Ehrenstelle und sagte: der Herzog von Orleans würde sich drüber beleidiget finden. Ach! erwiederte der König, ihr sollt schon über seine Empfindlichkeit hinaus gesetzt seyn.

Zum Herzoge von Orleans sagete er, indem er ihn umarmete: Er hätte ihn allezeit geliebet; er thäte ihm kein Unrecht; er würde es aus seinem Testamente sehen. Er bäthe ihn gottesfürchtig zu seyn, und Ludwig dem XV. das Königreich zu erhalten. Als die Frau von Maintenon bey diesen Worten, eine Art von Schauder blicken ließ: sagete er zu ihr: warum das? dieß kostet mich keine Mühe.

Er ließ den Dauphin zu sich kommen, und indem er ihn in seine Arme nahm, sagte er zu ihm: Mein Kind! du wirst bald ein großer König seyn; sey aber auch allezeit ein guter Christ. Folge meinem Exempel nicht, in Ansehung des Krieges. Suche mit deinen Nachbarn Friede zu haben. Opfere Gott alle deine Handlungen auf. Schaffe, daß deine Unterthanen ihn verehren, und liebe dieselben. Es ist mir leid, setzte er seufzend hinzu, daß ich sie in demjenigen Zustande verlassen muß, darinnen sie sind. Folge allezeit den gemäßigsten Rathschlägen; suche die Auflagen zu vermindern; thue dasjenige, was ich so unglücklich bin, nicht selbst thun zu können. Vergiß niemals die Erkenntlichkeit, die du der Frau von Ven-

tatour ſchuldig biſt. Ich, meines Theils, Madame, werde ihnen die meinige niemals genug zu erkennen geben können.

Nachdem er ihm nun dieſe Lehren gegeben und dieſes heldenmüthige Bekenntniß ſeiner Fehler abgeleget hatte, umarmete er ihn zweymal: gab ihm den Segen, hob die Hände gen Himmel und bethete über ihn, indem er ihn mit den Augen begleitete.

Hierauf kamen die Prinzeßinnen mit lautem Geſchrey hinein. So laut muß man nicht ſchreyen, ſagete der König lächelnd. Zwo von ihnen waren uneins unter einander, und verſöhnten ſich augenblicklich. Er ermahnete den Herzog von Bourbon, die Einigkeit im königlichen Hauſe zu erhalten, und den Prinzen von Conti, nichts anders nachzuahmen, als die Tugenden ſeiner Ahnen.

Als er nun das Abendmahl genoſſen hatte: ſagete er zu den Cardinälen Rohan und Büſſy: ich bin mit eurem Eifer für die Wahrheit vollkommen zu frieden, ich habe gute Veranſtaltung gemachet, daß man euch nach meinen Tode unterſtützen wird. Gott iſt mein Zeuge, daß ich nichts geſuchet habe als den Kirchenfrieden; ich glaubete ihn feſt zu ſetzen; Gott aber behält dieſes Glück einem andern vor. Man hat geglaubet, ich handelte aus Vorurtheilen, und misbrauchte die oberſte Gewalt: ich wünſche, daß dieſes groſſe Geſchäff-

ſchäffte durch andere Hände glücklich geendiget werden möge. Noch denſelben Tag befahl er, alle Großen des Hofes herein kommen zu laſſen und ſagte zu ihnen: Meine Herren, ich bitte euch, wegen aller derer böſen Exempel um Verzeihung, die ich euch gegeben habe. Ich danke euch für die Freundſchaft die ihr mir allezeit bewieſen habet. Ich begehre von euch eine gleiche Treue gegen meinen Enkel; ein jeder von euch trage das ſeinige zur Einigkeit bey: wofern jemand von derſelben abweichen wollte, ſo helfet ihn wieder zurechte bringen. Ich fühle, daß ich weichlich werde und euch zugleich erweiche. Lebet wohl! meine Herren, und erinnert euch meiner zuweilen.

Was euch betrifft, mein Herr Marſchall, ſagete er und wandte ſich zum Villeroi, ſo gebe ich euch noch ſterbend ein neues Zeichen meines Zutrauens. Ich mache euch zum Oberhofmeiſter des Dauphins. Aus meinem Teſtamente werdet ihr ſehen, was ihr in Anſehung des Herzogs von Maine zu thun habet. Ich hoffe, daß mein Enkel mit euch ſo umgehen wird, als man mit einem Manne umgehen ſoll, den ich allezeit geliebet habe.

Nachdem er nun die Finanzen dem Des Maretz, und die ausländiſchen Geſchäffte dem Torcy übergeben, fügete er mit einer geſetzten Stimme hinzu: und ihr mein Herr von Pontchartrain, verfertiget

get ein Breve auf den Fuß wie des verstorbenen Königes seines. Aendert nichts darinnen, und veranstaltet daß mein Herz bey den Jesuiten beygesetzet werde.

Alle Abschiede von seinen Verwandten und Freunden hatte er mit trocknen Augen genommen. Allein, da er der Frau von Maintenon das letzte Lebewohl sagen sollte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Nur sie allein verlasse ich ungern, sagete er: ich habe Sie nicht glücklich machen können; alle Empfindungen der Hochachtung und Freundschaft aber, die sie verdienen, habe ich allezeit gegen Sie geheget. Er redete auf die beweglichste Art mit ihr, und alle diese Reden brachte sie nach diesem zu Papiere, und fügete sie ihrem Testamente bey. Er sagete zu ihr, in Gegenwart aller Prinzen: die einzige Sache, die mich betrübet, ist, daß ich Sie verlassen muß. Allein ich hoffe Sie in der Ewigkeit bald wieder zu finden (l).

Als alle Anwesende aus dem Zimmer gegangen waren, sagete er zu ihr: Was wird doch aus Ihnen werden! Sie haben gar nichts! Sie antwortete: Ich bitte Sie, denken Sie doch nur nicht an mich; ich bin ja gar nichts! Er

(l) Ich widerlege hier die grobe Lügen des Boulevac nicht, welcher der vornehmste Apotheker des Königes und Mitglied der Akademie der Wissenschaften war. Dieser versicherte: Frau von Maintenon hä-

Er richtete sich auf, um sie zu umarmen, und da er merkte, daß er in Thränen ausbrechen würde, bath er sie, nachzusehen, ob auch jemand sie belauschete: ungeachtet, fügete er hinzu, sich niemand jemals wundern wird, daß ich gegen Sie zärtlich werde.

Er rief den Herzog von Orleans herber, und sagete zu ihm: mein lieber Neffe! euch empfehle ich die Frau von Maintenon. Ihr kennet die Gesinnungen, die ich allezeit gegen sie gehegt habe. Sie hat mir lauter heilsame Rathschläge gegeben, und es ist mir leid, daß ich ihnen nicht allezeit gefolget bin. In allen Fällen ist sie mir nützlich gewesen, insonderheit aber, um wieder zu Gott zu kommen. Thut alles, was sie von euch begehren wird. Sie wird es niemals misbrauchen. Als der Herzog von Orleans einsmals, diesen Vorfall in Gegenwart eines Anverwandten der Frau von Maintenon erzählete, setzete er hinzu: Ich vermuthete alle Augenblicke, er würde mir seine Ehe mit ihr entdecken.

Die letzten Worte des Königes waren an sie gerichtet. Nachdem er sich von einer großen Schwachheit erholet, sagete er zu ihr: Sie müssen sehr herz-

hätte, indem sie sich gegen die Anwesenden gekehret, gesaget: Das ist ein schöner Ort zum Wiedersehen! den er da mit mir abredet. Dieser Mensch hat doch niemanden jemals geliebet, als sich selbst.

herzhaft seyn, Madame, und viel Freundschaft gegen mich hegen: um so lange hier zu bleiben. Begeben Sie sich davon! Ich weis, wie viel Sie bey einem solchem Anblicke leiden. Allein ich hoffe, es soll nicht lange mehr währen.

Seine Sinnen verwirrten sich. Er verlor alle Kenntniß. Die Frau von Maintenon begab sich in ihr Gemach, um ungestöret, ihren König, ihren Freund, und ihren Gemahl beweinen zu können.

Das funfzehnte Buch.

Dieses letzte Buch wird weder lang noch sehr merkwürdig werden. Was soll man in dem Leben der Frau von Maintenon weiter suchen, wenn dasselbe in Ansehung der Welt ein Ende hat? So bald Ludwig der XIV. nicht mehr ist, so hört auch sie auf zu seyn. Die allgemeine Neugierde nimmt ein Ende, da, wo die Person, welche dieselbe erreget hatte, ein Ende nimmt. Frau von Maintenon ist anjetzt nichts mehr, als ein Körper, der mit Jahren und Gebrechlichkeiten überladen, in der Eingezogenheit begraben, von Schmerzen erschöpfet ist, und auf dem Krankenbette schmachtet. Gleichwohl wollen wir doch so neugierig seyn, wie der Czaar Peter war. Wir wollen den Bettvorhang ein wenig aufziehen, um sie euch noch in ihren letzten Augenblicken zu betrachten.

Das erste Hauptstück.

Frau von Maintenon begiebt sich nach St. Cyr den 29 August 1715.

Der König war noch nicht ganz todt, und indessen, daß seine getreuesten Bedienten um sein Bette herum in Thränen zerflossen, versammleten sich die Hofleute um den Herzog von Orleans herum. Frau von Maintenon überlegte bey sich selbst, ob sie den letzten Todesstoß abwarten, oder diesen Anblick ihrer Empfindlichkeit ersparen sollte. Es schien ihr schimpflich zu seyn, dem Konige nicht die Augen zuzudrücken, und unvorsichtig, sich den öffentlichen Bewegungen auszusetzen, zu welchen der Anblick einer solchen Leiche ihren Schmerz zwingen würde. Ihre Bemühungen waren ihm nunmehr unnütze. Er hatte den Gebrauch der Sinnen nicht mehr; Er rang mit dem Tode; er litt vielleicht noch viel; aber zum wenigsten sah s. ihn doch noch. Alle Augenblicke fragete sie den Fagon; wie der König sich befände: sie gieng selbst zu ihm, um die allerniederschlagendsten Anblicke zu sehen: sie warf ihre betrübten Augen zitternd auf dasjenige Gesicht, auf welchem sich bereits der Schatten des Todes zeigete. Sie schickte das Frälein von Aumale ab, um noch zu sehen, ob es

auch

auch wahr sey, daß keine Hoffnung mehr übrig sey.

Der Marschall von Villeroi, als Zeuge der Bewegung einer Seele, die aufs äußerste gerühret war, beschwor sie, sich zu entfernen. Es ist meine Pflicht, sagete sie, seinen letzten Seufzer abzuwarten, und ich habe noch Stärke und Muth darzu. Ihre Thränen aber wiedersprachen diesen letzten Worten. Villeroi sagete zu ihr: Gnädige Frau: Ich verliere meinen Wohlthäter und besitze mich kaum selbst: Ihr verliert den besten Freund von der Welt. Wie werdet ihr euren Schmerz bemeistern können? Wollet ihr denn daß ganz Frankreich sehe, wie ihr euch den ersten Bewegungen eurer Betrübniß überlassen werdet? Aber erwiederte Frau von Maintenon: er lebet ja noch! vielleicht möchte er mich noch einmal sehen wollen. Wenn nun seine letzten Blicke mich noch suchten, und mich nicht fänden? setzte sie schluchzend hinzu. Der Marschall versprach ihr, daß woferne der König ein einziges mal ihren Namen nennete, sie eiligst Nachricht davon haben sollte; und so beredete er sie zur Abreise. Sie begehrete indessen doch noch, daß ihr Beichtvater, der Abt Brüderei, den König noch einmal sehe, und sie versichere, daß sie ihm nichts mehr nutze sey.

Sie fürchtete diejenigen Beschimpfungen, welche solche Personen gemeiniglich von dem Pöbel zu erdulden haben, die aus der Gnade des Landesherrn fallen. Sie fuhr von Versailles nach St. Cyr

in der Kutsche des Marschalls von Villeroi, welcher ihr auch seine Bedienten zur Begleitung mitgab, und auf den ganzen Weg von Zeit zu Zeit hatte Wachen stellen lassen. Ihr Freund spottete selbst über diese Behutsamkeiten. Er wußte gar wohl, daß wenn ja ehemals die Lästersucht die Frau von Maintenon hatte anschwärzen wollen, sie doch seit vielen Jahren wieder verstummet war. Ganz Versailles war ein Zeuge ihrer Tugend: kein Armer war daselbst, den sie nicht beygestanden hatte, keine Familie die unter einem heimlichen Elende seufzete, welcher sie nicht heimlich Hülfe geleistet hätte. Ihre Standhaftigkeit, den sterbenden König zu ermahnen, war in Paris, und in den benachbarten Provinzen dermaßen bewundert worden, daß man mit einhälligem Munde sagete: das ist keine Frau, das ist ein Engel.

Sie kam denn nach St. Cyr mit dem Fräulein von Aumale; deren getreue Ergebenheit gegen sie allezeit unverändert geblieben ist. Frau von Maintenon weinete; allein sie weinete als eine Christinn: mein Schmerz ist groß, sagete sie ihr unter Wegens, aber er ist gelassen und still. Ich werde noch oft weinen; aber es werden Thränen der Zärtlichkeit seyn: denn im Grunde des Herzens erwecket sein christlicher Tod mir eine Freude. Ich habe Gott schon dafür gedanket; so lange er krank ist, habe ich nicht für sein Leben, sondern für seine Seligkeit gebethen. Einige Augenblicke darauf sagete sie abermals: wir wollen ihn beweinen und

seine

seine Herrlichkeit im Himmel durch unser Gebeth beschleunigen; und dann ferner: Künftig wollen wir bloß auf unsre Seligkeit und auf gute Werke denken. Alle diese Worte wurden mit Zährenströmen unterbrochen, und das Fräulein von Aumale, welche selbst von traurigen und Glaubensvollen Empfindungen durchdrungen war, sah in diesem Augenblicke, eine an sich selbst starke Seele schwach werden, wie sie sich Mühe gab, einen Muth zu fassen; und gewahr wurde, daß sie nur gar zu empfindlich wurde.

Als sie St. Cyr gewahr ward, sagete sie: ach! dieses Haus verlieret Vater und Mutter zugleich. Ich werde ihr künftighin sehr unnützlich seyn. Nachdem ich durch denjenigen alles vermochte, den wir beweinen. Indem sie zu St. Cyr eintrat, verdoppelten sich ihre Seufzer. Nun begehre ich, sagete sie, nichts mehr, als Gott und meine Kinder. Diese Kinder stelleten sich ihr alle Tage vor, damit ja alle Gegenstände, die ihren Schmerz vermehren konnten, an diesen jammervollen Tage zusammen kämen. Sie sagete zu den Vorsteherinnen: wir müssen die übrigen Tage unsers Lebens anwenden, unsern Kindern diejenigen Gründe der Gottesfurcht beyzubringen, die der König sich erworben hatte. Bey diesem Namen brach sie in Thränen aus, und sagete zu der Frau von Glapion, welche über so vieler Schwachheit erstaunte, die mit so vieler Standhaftigkeit vermischet

war. Mein Kind! einen König kann man wohl beweinen.

Der Marschall von Villeroi schickte ihr von Stunde zu Stunde eilende Bothen, um ihr Nachricht von dem Sterbenden zu geben. Die nächste Nacht und zween folgende Tage, brachte sie damit zu, daß sie dieselben erwartete, sie empfieng und wieder andere erwartete, die sie noch trostloser machen mußten. Sie bethete, sie weinete, sie redete von dem Könige und dachte keinen Augenblick an sich selbst.

Der zweyte September.

Der König war todt, und niemand hatte das Herz es ihr zu sagen. Endlich trat Fräulein Aumale in ihr Zimmer, und sagete ihr mit der traurigsten Stimme: Gnädige Frau! das ganze Stift hat sich in der äußersten Bestürzung in die Kirche begeben. Frau von Maintenon stand auf, gieng in das Chor, wohnete dem Seelenamte und den Tag darauf dem Gottesdienste bey. Hätte sie Thränen vergossen, so würden solche verdächtig gewesen seyn: die Gebethe konnten nicht verdächtig seyn. Man bemerkete an ihr weder die gewöhnliche Trostlosigkeit, die bey außerordentlichen Betrübnissen gewöhnlich ist; auch keine Bedauerung ihres vergangenen Standes; keine Klage über das grausame Zukünftige, welches sie voraus sah. Die Betrübniß war in allen Gesichtern zu lesen. Alles trug dazu bey, ihren Schmerz zu vermehren; allein sie unterdückte alle Bewegung, welche denselben hätten offen-

offenbar machen können. Der Erzbischof von Rohan und der Erzbischof von Chartres kamen hin, um sich mit ihr zu betrüben: so bald sie dieselben gewahr ward, kniete sie nieder, bath sie um ihren Segen und sagete: ich vertraue mich ihren Händen. Vermuthlich werde ich auch darunter sterben. Diese Prälaten huben sie auf, voller Verwirrung, daß sie diejenige segnen sollten, die sie selbst verehreten.

Das zweyte Hauptſtück.

Das Teſtament des Königs wird umgeſtoßen.

Der Schimpf, welchen man dem Andenken des Königs anthat, erlaubete ihr keine Linderung ihres Schmerzens. Den Tag nach ſeinem Tode verſammlete ſich das Parlement. Die franzöſiſchen Leibwachten bemächtigten ſich, unter Anführung des Herzogs von Guiche, aller Zugänge zum Schloſſe und des Schloſſes ſelbſt. Der große Saal ward von gewaffneten Officierern erfüllet. Paris erwartete mit Ungeduld, welchen Herrn es bekommen würde. Endlich kam der Herzog von Orleans. Dieſer Herr, der an der Spitze eines Kriegsheeres ſo unerſchrocken war, zitterte, als er denjenigen Senat erblickete, welcher ſeine Anſprüche ausmachen ſollte, und ſagete mit zitternder Stimme: Meine Herren! der vornehmſte Unterthan im Reiche iſt dem Könige auch die gröſte Treue ſchuldig. Dieſer Satz welchen derjenige, den wir verlohren haben, wohl kannte, iſt unfehlbar ſchuld an denen Reden geweſen, die er mir in den letzten Augenblicken ſeines Lebens gab. „Mein Neffe, ſagete er zu mir, nach„dem er das Abendmahl genoſſen: ich habe ein Te„ſtament gemachet, in welchem ich euch alle Vorrechte „erhalten habe, die eure Geburt euch ertheilet. Ich

„em-

„empfehle euch den Dauphin, dienet ihm eben ſo „treu, als ihr mir gedienet habet, und ſuchet ihm ſein „Königreich zu erhalten. Sollte er mit Tode abge„hen: ſo werdet ihr Herr ſeyn, und alsdann kömmt „die Krone von Rechtswegen euch zu.„

Die erſten Worte dieſer Anrede waren wahr, die folgenden waren es nicht, und die letztern waren gar verhaßt. Diejenigen, denen die geheimen Artikel des Raſtädter Friedens bekannt waren, durch welche er vom Throne ausgeſchloſſen war, wurden durch eine ſo grobe Falſchheit beunruhiget. Die Freunde des verſtorbenen Königes ſahen wohl, daß kein Menſch ihm Glauben beymaß, und erblaſſeten, daß man ſie ohne Bewegung anhören konnte.

Der Herzog von Orleans fuhr fort: Dieſen Worten fügete er noch andere hinzu, die zu vortheilhaft für mich ſind, daß ich mich ihrer erinnern könnte; endlich beſchloß er mit folgendem: „Ich habe diejenigen Einrichtungen „erwählet, die ich für die weislichſten gehalten: al„lein da man doch nicht alles voraus ſehen kann, „ſo wird man, dafern etwas nicht gut wäre, daſ„ſelbe zu ändern wiſſen.„ Dieſes waren ſeine eigenen Worte, ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu: mit einer innerlichen Scheu, daß er einer ſo erlauchten Verſammlung Ausdrücke herſagen mußte, welche er allein gehöret hatte, und welche die Fähigkeit haben ſollten, ſchriftlich aufgeſetzte Einrichtungen entweder zu bekräftigen oder zu vernichten.

Er fuhr fort: ich bin alſo überzeuget, daß nach den Geſetzen des Königreichs, nach den

Beyspielen der vergangenen Zeiten, und dem Willen des Königes, die Regentschaft müsse allein zukomme; allein ich werde nicht zufrieden seyn, woferne ihr nicht zu so vielen Ansprüchen noch eure Genehmhaltung hinzufüget, welche mich eben so schmächelhaft dünken wird, als die Regentschaft selbst. Ueber dieser höflichen Erklärung, erheiterten sich die Stirnen der alten Parlamentsräthe, welche nachdem sie lange Zeit des Rechtes waren beraubet worden, Vorstellungen zu thun, endlich höreten, daß sie gar die Macht hätten, Gesetze zu machen.

Ich begehre also von euch, so bald ihr das Testament des verstorbenen Königs gelesen habt, daß ihr nicht meine verschiedenen Vorrechte mit einander vermenget, und eben so wohl über das Recht, was meine Geburt mir giebt, als über dasjenige rathschlagen möget, welches das Testament mir geben könnte. Doch machet den Anfang bey dem Rechte meiner Geburt. Dieser Vorschlag war wiedersprechend. Er war voller Ehrerbiethung gegen das Testament, und zielete gleichwohl darauf, dasselbe durch einen vorläufigen Schluß umzustoßen. Denn entweder die Regentschaft ist bey dem Herzoge von Orleans ein erbliches Recht, oder sie ist es nicht. Ist sie es, so muß er dieselbe gleich von Stund an antreten, und was braucht man alsdann viel zu rathschlagen. Warum erscheint denn der Regent hier, als ein Bittender? Ist sie es aber nicht, wie untersteht sich denn das Parlament, welches

ches allhier zu Folge des Willens des verſtorbenen Königes erſcheint, und bloß deſſen geheime Geſinnung kund machen ſoll, die es in Verwahrung gehabt, zu erwarten, daß man ihm noch erſt einen andern Gegenſtand zur Ueberlegung vorſchlage? Daß man es bitte, dasjenige zu unterſuchen, was bereits ausgemachet iſt, und von ihm nicht ausgemachet werden könnte, wenn es nicht bereits geſchehen wäre.

Der Herzog von Orleans fuhr weiter fort: ich mag nun aber die Regentſchaft bekommen, aus was für Gründen ich wolle, ſo verſichere ich euch, meine Herren, daß ich dieſelbe durch meinen Eifer für das allgemeine Wohl, zu verdienen, und mich mit euch zugleich beſtreben werde, alles zu thun, was einen Staat glücklich machen kann. Dieſes Verſprechen brachte, bey allen Anweſenden, diejenige Verblendung vollends zu Stande, welche das Beſtechen bey einigen ſchon angefangen hatte. Das Parlament glaubete bereits, Beyſitzer der Regierung zu ſeyn, und fieng an Geſinnungen eines unumſchränkten Regenten zu fühlen; es ward gleichgültig gegen denjenigen Verſtorbenen, der ihm alles genommen hatte, und ward demjenigen ganz ergeben, der ihm alles wiedergab.

Aller Augen waren auf den Herzog von Maine gerichtet. Einige waren voller Furcht, andere voller Hoffnung, daß er erwachen und ſich wider dieſen Vorſchlag auflehnen würde. Er aber ſchwieg ſtock ſtill. Er warf ſich heimlich einen Fehler vor, welcher tauſend andere nach ſich ziehen mußte; ich

meyne die Vernachläßigung des Artikels im Codicille, durch welchen das Befehlshaberamt der Leibwacht, eben denselben Tag dem Villeroy anheim fiel: welcher, nachdem er versprochen, alle Befehle von ihm zu erwarten, dem Herzoge von Guiche alles erlaubete.

Man las das Testament sehr eilfertig, und so leise ab, daß kein Mensch es recht deutlich vernehmen konnte. Man schmäuchelte sich, daß der Herzog von Maine endlich einmal den Mund aufthun würde: denn er hatte wahrhaftig viel zu sagen, und herrliche Vorrechte zu vertheidigen. Er konnte vorstellen; daß das Testament dem Herzoge von Orleans alles erhielte, was ihm zukäme, indem es ihn zum Oberhaupte des Regentenrathes ernennete; daß noch kein Gesetz verordnet hätte, die Regentschaft käme dem vornehmsten Prinzen vom Geblüte zu; ein König habe allerdings das Recht, welches ein Vater hat, seinen Kindern entweder viele oder nur einen einzigen Vormund zu geben, dieselben in oder außerhalb seiner Familie zu wählen, und entweder den nächsten oder weitläuftigsten Verwandten, den übrigen vorzuziehen; daß die Eigenschaft der nächste Verwandte zu seyn, zwar ein Recht auf die Thronfolge, aber nicht auf die Vormundschaft gäbe; daß es sich nicht schicke, daß ein Mündel unter den Händen seines vermuthlichen Erben stehe; und daß ein Gesetz welches dieses verböthe, sehr zu wünschen wäre; daß die Mütter unmündiger Prinzen allezeit die Regentschaft, auch zu trotz der Wieder-

verſetzungen der vornehmſten Prinzen vom Geblüte behauptet hätten, u. ſ. w.

Eine dergleichen Rede hätte wenigſtens dem Herzoge von Maine und der Wahl ſeines Vaters Ehre gemachet. Allein an dieſem wichtigen Tage war ihm ſein Verſtand eben ſo unnützlich, als ſein Degen. Der Präſident Luber, der Präſident de Maiſons, verſchiedene andere Glieder der Verſammlung, viele Officiere, und einige Pairs, warteten, um ſich zu erklären, nur einen herzhaften Widerſtand von ſeiner Seite. Er würde eine Trennung verurſachet haben, und von Stunde an hätte man die Sache reiflicher überleget; und für das Teſtament eines Königes wenigſtens mehr Ehrfurcht bezeiget, als gegen das Teſtament eines Privatmannes.

Hätte er das Herz gehabt, die großen Urſachen anzuführen, welche Ludwigen den XIV. bewogen, die Erhaltung des Minderjährigen andern Händen anzuvertrauen, als den Händen des Herzogs von Orleans: ſo hätte er ſich auf eine unverſöhnliche Weiſe mit ihm entzweyet. Dafern er aber in den Herzen aller Franzoſen die Liebe zu ihren Königen erwecket hätte: ſo hätte er ihn unter der Laſt des allgemeinen Haſſes zu Boden gedrücket. Hätte er ihm dreiſt herausgeſaget: er ſelbſt ſollte die Aufſicht über einen Mündel ausſchlagen, welcher nicht mit Tode abgehen könnte, ohne tauſend verdrießliche Gerüchte zu erregen; ſo hätte er ihn verwirrt gemachet. Die bewehrte Mannſchaft, welche den ganzen

jen Palast umgab, war zwar dem Herzoge von Orleans geneigt: allein den Herzog von Maine hätte sie nicht umgebracht. Sie war derjenigen Parten ergeben, welche den Sieg behalten würde; sie erwartete den Ausgang, und hatte gar nicht im Sinne, dieselbe auszumachen. Die Stimmen wären frey; und das glaubete der Herzog von Maine nicht. In diesen Gedanken hätte er ja auch noch wissen können, daß ein Königssohn dieselben frey machen könnte; allein er gab sich selbst auf, und kam der ganzen Versammlug bloß als ein Sohn der Frau von Montespan vor.

Das Parlament ertheilete also die oberste Gewalt demjenigen, der sie begehrete; und stieß nach einer bloßen Verlesung, das vernünftigste und ehrwürdigste Testament von der Welt um. Es war kein richterlicher Ausspruch: es war ein Edict eines Gesetzgebers. Man beobachtete gar kein Verfahren, keine Formalitäten; man befahl bloß, und nahm sich nicht einmal die Mühe die Bewegungsgründe dieser Befehle vorzustellen; man hörete die Gegenparten nicht an; man verachtete die heiligsten Einrichtungen des größten französischen Königes; man setzete dem ganzen Königreiche einen Herrn, da man doch nur das Recht hatte, die Triebfedern in Ordnung zu erhalten; man sagete bloß, daß der Hof, und alle versammlete Kammern, nachdem sie die Sache in Erwägung gezogen, den Herzog von Orleans zum Regenten des Königreichs erkläret habe, und hiermit erkläre, damit er

als

als ein solcher, in währender Minderjährigkeit, alle Geschäffte des Königreiches verwalten möchte.

Der Herzog von Orleans hatte sich erbothen, er wolle sich einem Regierungsrathe unterwerfen. Das Parlament unterwarf ihn also demselben. Dieser erste gute Erfolg erfreuete ihn, und der Prinz war im Begriffe, diesem Rathe und dem Parlamente alles einzuräumen. Der Abt Dübois, welcher die Folgen dieser unvernünftigen Freude einsah, deutete ihm in einem Handbriefchen an: daß, wofern er der Sitzung nicht bald ein Ende machete; so würde er sich selbst, in Ansehung der Obergewalt, zween Beysitzer setzen.

Der Herzog von Orleans verlegete daher dieselbe auf den Nachmittag. Seine Freunde verfertigten ihm eine Rede, über die bösen Folgen einer getheileten Obergewalt. Er kam also wieder in die Versammlung. Vorhin hatte er als ein Bittender geredet; anitzt redete er als Herr, und foderte: daß die völlige Gewalt, lediglich in seinen Händen allein bleiben sollte. Er ließ sichs zwar gefallen, daß er mit dem Regierungsrathe die Staatsgeschäffte überlegen wollte; allein die Ertheilung aller Gnadenbezeugungen behielt er sich selbst vor; gleich als ob die Wahl unter den Unterthanen nicht gerade die wichtigste Sache wäre. Damals bediente er sich desjenigen Ausdruckes, der in gewissem Verstande so schön ist, und bey dieser Gelegenheit so lächerlich war: es ist mir lieb, daß mir die Hän-

Hände zum Guten gebunden, und zum Böſen frey gelaſſen ſind.

Er erhielt vom Parlamente alle Schlüſſe, die er nur begehrete, denn es folgete beſtändig der Unbeſtändigkeit ſeiner Geſinnungen. Ein Parlamentsſchluß ertheilete dem Herzoge von Maine die Aufſicht, über die Erziehung des Dauphins; ein anderer Schluß nahm ihm das Befehlshaberamt ſeiner Haustruppen, und ſogar der Leibwacht, welche täglich um ſeine Perſon dienete.

Endlich fieng der Herzog von Maine an zu ſprechen, und begehrete, von der Rechenſchaft für des Königes Perſon befreyet zu ſeyn. Der Herzog von Orleans willigte in ſein Begehren: und das mit Schlüſſen ſo verſchwenderiſche Parlament war eben im Begriffe, ſolches durch eine neue Souveränitätsacte zu beſtätigen; als man den Herzog von Maine beredete, er ſolle von ſelbſt ſein Amt aufgeben, da man ihm dieſen Uebelſtand begreiflich machete.

Der ſiegende Herzog von Orleans ſchmäuchelte das Volk, welches ihn auf eine eben ſo alberne Art liebete, als es ihn bis dahin unbilliger Weiſe gehaſſet hatte. Man war der vorigen Regierung müde; man nannte ſie nur die eiſerne Zeit; man hatte einer Erleichterung nöthig; man hoffete ſie; und hielt ſich an den Schatten einer allgemeinen Glückſeligkeit.

Die

Die Weisen im Volke erstaunten über dieser unerwarteten Staatsveränderung. Einige schrieben dieselbe der Geschicklichkeit des Herzogs von Orleans, und einer Treulosigkeit der Frau von Maintenon zu. Sie sageten, und zwanzig Geschichtschreiber sagen es ihnen nach (m): daß ihr zukünftiges Schicksal, nach dem Tode des Königes, sie beunruhiget habe; daß sie, aus der verschiedenen Gesinnung und Geschicklichkeit, vorausgesehen habe, der Herzog von Orleans würde den Herzog von Maine unterdrücken; und sich also entschlossen habe, diesen letzten ihrer Sicherheit aufzuopfern, und sich den erstern als eine Stütze vorzubehalten; indem sie ihm das ganze Geheimniß des Testaments entdeckete. Man setzete hinzu, sie wäre hierzu durch die Nothwendigkeit getrieben worden, den Herzog von Noailles, ihren Neffen, vor der Rache des Herzogs von Orleans in Sicherheit zu setzen: welcher einen persönlichen Haß wider ihn, wegen einiger Reden, gefasset hatte, die ein sehr wichtiger Dienst allein wieder ins Vergessen bringen konnte.

Der Herzog von Noailles also eröffnete dem Prinzen das Geheimniß, und both ihm seine Familie zugleich an, die durch ihre Bündnisse die mächtigste im Königreiche war. Diese Anerbiethungen wurden angenommen, die schimpflichen Reden

(m) Man sehe das Leben Philipps Herzogs von Orleans.

Reden vergessen, die Stelle eines Präsidenten der Finanzen versprochen; der Herzog von Guiche, Oberster der französischen Leibwachten, ward gewonnen, und alle Maaßregeln genommen, um sich der Kriegsleute zu versichern.

Nunmehr mußte das Parlament bestochen werden; und die Urheber dieses Mährchens hatten gar bald eine Argliſt dazu ersonnen. Die Verbindungen des Cardinals von Noailles mit vielen Mitgliedern dieses Staatskörpers, welche darüber böse waren, daß der P. le Tellier ihre Kinder ausgeschlossen hatte, setzten ihn in den Stand, mit den Vornehmsten unter ihnen zu unterhandeln. Diese Zusammenkünfte wurden auf dem königlichen Schlosse gehalten: allwo der Erzbischof von Paris, der Präsident de Maisons, der Obersachwalter, Herr von Fleuri, Herr d'Aguesseau, Generalprocurator, die Herren Fortia, der Abt Pücelles, und Gaumont, sich durch eines von denen Häusern hinbegaben, die einen Zusammenhang mit dem Garten dieses Schlosses haben. Der Herzog von Orleans, und der Abt Dübois begaben sich des Nachts unter allerley Verkleidungen in das Erzbißthum. Hieselbst beschloß man, daß der Prinz Regent seyn sollte, daß der Cardinal von Noailles Oberhaupt des Gewissensrathes, der Präsident de Maisons Obersiegelbewahrer, Daguesseau Kanzler, Herr von Fleuri Generalsachwalter, Pücelles, Fortia, Gaumont aber angehöret und auf eine vorzügliche Weise befördert werden

werden sollten; der P. le Tellier sollte vom Hofe verjaget, die wegen der Constitution Verbannten wieder heimgerufen, das Parlament in alle seine Vorrechte eingesetzet, und der Herzog von Noailles über allem zu rathe gezogen werden.

Dieses alles ist eine grobe Lästerung. Man hat darinnen zu der allerniederträchtigsten Rolle, gerade die rechtschaffensten Männer des Königreiches erwählet; und diejenigen, die dem Könige am allergetreuesten ergeben waren, werden hier am meisten einer Untreue gegen ihn beschuldiget. Diese ganze Geschichte soll bloß auf die Untreue der Frau von Maintenon zielen; allein diese Untreue war ihrer ganzen Gemüthsart, ihrer Zuneigung zum Herzoge von Maine, und endlich allen ihren Pflichten gegen den König zuwider, denen sie doch allemal so getreulich nachgelebet hat. Sie wird auch durch ihre nachherigen Verbindungen, mit den legitimirten Prinzen, durch die unveränderte Hochachtung der ehemaligen Diener des Königes gegen sie, und durch die Thränen, welche sie bis an ihr Ende um den König vergossen, wann sie sich nur des Tages erinnerte, an welchem dieses Testament umgestoßen worden, widerleget.

Der Herzog von Orleans erfuhr dessen Inhalt erst mit aller Welt zugleich. Seine furchtsame und verwirrte Rede bezeuget solches zur Gnüge. Er schmiedete gleichwohl Cabalen, weil er wußte, daß es nicht vortheilhaft für ihn wäre. Man

schloß aus demjenigen, was man sah, auf dasjenige, was vorgegangen seyn mußte; man sah das Noaillische Hauß in Gunst stehen, und einige obrigkeitliche Personen in Ansehen. Man zweifelte daher nicht (und die Bosheit hat oft auch nicht einmal so viel Gründe nöthig) daß diese Gunst, dieses Ansehen, Belohnungen ihrer Untreue wären: gleich als ob die Bedürfniß des Regenten, sichere Freunde und gute Rathgeber zu haben, nicht hinlänglich gewesen wäre, die Erhöhung derer Leute begreiflich zu machen, in denen sich beyde Eigenschaften beysammen befanden.

Die Absichten des Herzogs von Orleans konnten nicht anders, als sehr unbestimmet seyn. In seiner ganzen Aufführung bemerket man keinen Plan, keinen selbst gewagten Streich, keinen vorausgesehenen Streich, auch keine verbundene Partey. Ansprüche hatte er zu machen: allein er hatte kein Project dazu. Der Herzog von Maine würde sie leichtlich umgestoßen haben, wenn er ihm nicht die Zeit gelassen hätte, sich beliebt zu machen. Als Großmeister des Geschützes, General über die Schweizer und Carabiniers, und Stadthalter von Languedoc, hätte er eben so viel Volk auf den Beinen gehabt, als sein Nebenbuhler. Der Graf von Toulouse, der Herzog von Antin, die Marschälle von Villars und Villeroi, die Cardinäle von Polignac, von Bissy und Rohan; kurz, alle Hofleute, die Ludwigen dem XIV. ergeben gewesen, würden ihm mit ihren Anhängern und

und Freunden beygestanden haben. Wer dem Volke den unmündigen König hätte vorzeigen können, der wäre Regent geworden.

Der Herzog von Orleans, welchen ganz Paris verfluchete, den die Provinzen nicht kannten, den die Andächtigen hasseten, der den Jansenisten gleichgültig war, hätte auf seiner Seite nichts gehabt, als eine liederliche Jugend. Einen Aufstand hätte er zwar erregen können, aber keinen Krieg aushalten; und hätte er ja einen angesponnen, so wäre er für einen Rebellen erkläret worden. In Frankreich ist allemal diejenige Parten die gerechte und siegende, bey welcher der König ist.

Er hatte zwar gesaget: ich will lieber sterben, als mich dem Testamente unterwerfen: allein der Herzog von Maine hätte diese Drohungen verlachen können. Seine treue Ergebenheit gegen seinen Vater, sein Eifer für den König, sein eigener Nutzen, das Beste des Staates, alles erfoderte, daß er sich zu einer Parten schlagen mußte, bey welcher er die Sicherheit des Minderjährigen, das Heil des Reiches, und die Aufrechthaltung seiner eigenen Vorrechte gefunden hätte. Seine Ehre und seine Hoheit legeten ihm ebenfalls Pflichten auf; allein er erkannte dieselben, und gab einen Rang auf, welchen er auch mit Gefahr seines Lebens hätte behaupten sollen. Einige lobeten seine Mäßigung, die mehresten aber tadelten dieselbe. Diejenigen, die den Herzog von Orleans

aus seinen ersten Edicten beurtheilten, freueten sich: allein als man sah, daß er seine Versprechungen eben so sehr verachtete, als verschwenderisch er damit war; so weinete man um die im Testamente verordnete Verwaltung; man beschuldigte den Herzog von Maine eines Verraths des Vaterlandes; man murrete wider das Parlament; man sagete: der grausamste bürgerliche Krieg würde so viel Unheil nicht angerichtet haben, als diese friedliche Regentschaft.

Das dritte Hauptstück.

Besuch des Herzogs von Orleans.

Frau von Maintenon erfuhr mit dem bittersten Schmerze den Schimpf, welchen man dem Andenken Ludwigs des XIV. erwiesen hatte. Sie sah voraus, daß der Herzog von Maine bald von seiner Würde herunter gesetzet, die Kirchensachen unanständig abgehandelt, die Freygeisterey und Lüderlichkeit unter dem Schutze eines deistischen und lüderlichen Prinzen unterstützet, die Finanzen verschwendet, und die Franzosen so lange nach seinem Eigensinne würden regieret werden, bis seine eigenen Fehler ihn würden gelehret haben, sie könnten nur durch Gesetze regieret werden. Sie erzitterte, wenn sie bedachte, daß das Leben des Königes in der Hand desjenigen seyn sollte, der am meisten bey seinem Tode gewönne; ungeachtet sie glaubete, daß der Herzog und die Herzoginn von Burgund natürlichen Todes gestorben wären. Allein, was ist wohl ein Verbrechen in den Augen eines Menschen, welcher seinem Lehrbegriffe nach, und aus Neigung, ein Epikurer ist; in den Augen eines Ehrsüchtigen, und eines Thrones wegen?

Indessen tröstete sie sich noch mit dem Character des Herzogs von Orleans, welcher redlich und großmüthig war. Wenn ja die Begierde zu herr-

schen ihn zu Missethaten reizete, so entfernete ihn doch die wahre Ehre wiederum davon. Sie glaubete bey sich selbst, er würde sich nicht unterstanden haben, die Ohnut über dieses theure Kind zu begehren, wenn er nicht Frankreich auch dafür stehen wollte; diese Verpflichtung, die er der Ehre wegen unternommen, würde so mächtig seyn, als die Rathschläge der Tugend; er würde sich bemühen, den alten Verdacht zu zernichten; und wenn er ja solcher ruchlosen Unternehmungen fähig seyn sollte; so würden ihn doch, theils die Reue, theils die Furcht, theils auch das Gerücht abhalten, welches man wegen derjenigen Todesfälle ausgesprenget, an denen er unschuldig war.

Diese tröstenden Betrachtungen indessen, wurden wiederum durch andere grausame Betrachtungen abgelöset: und nichts brachte ihr das grausame Bild derer Uebel aus dem Sinne, welche sich über einen Staat ergießen mußten, welcher durch einen Menschen regieret werden sollte, der zwar um sich zu schlagen wußte; der aber unter den Freygeistern, liederlichen Weibsbildern, und Goldmachern, die Kunst zu regieren nicht hatte lernen können.

Die ersten Tage der Regentschaft indessen waren durch einige heilsame Anschläge zur Erleichterung des Volkes merkwürdig. Man richtete sich nach solchen Lehrsätzen, welche die Grundsätze der vorigen Regierung schnurstracks verdammeten. Diese augenscheinliche Verachtung gegen die Willensmeynungen eines Prinzen, welcher aus eigener Erfah-

Erfahrung mehr gelernet hatte, als der Herzog von Orleans aus der ganzen Philosophie, schlug die Frau von Maintenon vollends zu Boden. Vergebens verargete sie sichs, daß sie annoch einen so lebhaften Antheil an den Händeln der Welt nähme, welcher sie doch entsaget hatte; sie konnte ohne Zorn die Verachtung nicht erblicken, mit welcher man das Andenken ihres Königes schändete, seine Tugenden verunehrete, seine Fehler aufs äußerste vergrößerte, seine Unternehmungen verdammete, seine Bildsäulen ungestrafet mit Schmähungen und Unflath entweihete, und seine Seelmessen durch unverschämte Te Deum störete, welche der Pöbel unter die de profundis der Priester mischete.

Der Herzog von Orleans, welcher von Hochachtung gegen sie erfüllet war, glaubete: er wäre ihr eine Art von Rechenschaft seiner Handlungen schuldig, und müsse sie zu denen Veränderungen, die er im Sinne hatte, vorbereiten. Er erwies ihr dieselbe Ehrerbiethung, die er einer verwittweten Königinn hätte erweisen können. Er wußte wohl, daß sie manches Ungewitter abgewandt hatte, welches wider ihn aufgestiegen war; und ungeachtet es ihm vielleicht unbekannt war, daß sie sie alle mit einander, ohne Ausnahme, abgewendet: so waren ihm deren dennoch genug bekannt, daß er sich verpflichtet hielt, ihr öffentliche Merkmaale seiner Dankbarkeit zu geben.

Den 6ten September.

Er besuchete sie zu St. Cyr. Die Thürsteherinn öffnete die Pforte nicht sogleich. Die Superiorinn entschuldigte sie deswegen; allein der Prinz erwiederte: das ist der Ordnung gemäß, und ich bin nicht hergekommen, dieselbe zu stören. Er gieng ganz allein in das Zimmer der Frau von Maintenon; und unterredete sich eine halbe Stunde mit ihr insgeheim.

Einige glaubeten, er wäre gekommen, ihr die heftigsten Vorwürfe zu machen; andere, er wolle ihr verbiethen, sich in die öffentlichen Geschäffte zu mischen; und noch andere, er wolle sie um einige Staatsgeheimnisse befragen. Sie betrogen sich aber allerseits. Der Prinz sagete zu ihr beym Eintritte: Madame, ich komme, um euch den Antheil zu bezeugen, den ich an eurem Schmerze nehme, und euch von aller Achtung zu versichern, die ihr nur begehren könnet. Sie wollte ihm danken, allein er fiel ihr ins Wort: ich thue nichts, als was meine Pflicht ist; und ihr wisset wohl, was man mir vorgeschrieben hat.

Ich sehe mit Vergnügen, erwiederte sie: das Merkmaal einer tiefen Ehrerbiethung, so ihr dem verstorbenen Könige durch diesen Besuch bey mir gebet. Auch dieser Grund, antwortete er: würde mir nicht erlaubet haben, denselben zu unterlassen. Meine Hochachtung gegen euch aber hat es noch weniger erlau-

laubet; und ich wünschete nur, euch stärkere Proben davon geben zu können, als die Anstalten, die ich gemachet habe: daß euch das wenige richtig ausgezahlet werde, was euch der König aus seiner Geldcasse zu geben gewohnet gewesen.

Ich habe es gestern Abend erfahren, erwiederte sie: und statte Euer königl. Hoheit tausend Dank dafür ab. Allein es ist zu viel, in Ansehung des Zustandes, darinnen die Finanzen stehen: und ich hätte nicht so viel begehret. Es ist eine Kleinigkeit, erwiederte er: indessen ist es wahr, daß die Finanzen in grosser Unordnung sind. Dasjenige, was ich vom Könige bekommen werde, sagete sie: will ich zu Linderung einiger Armen anwenden, die ich nicht gern hülflos lassen möchte; und zu Gebethen, um von Gott denjenigen Beystand von oben zu erbitten, dessen ihr benöthiget seyd.

Ich fühle bereits, antwortete er: die ganze Last, die ich übernommen habe. Gnädigster Herr, sagete sie: ihr fühlet nur noch erst einen Theil davon. Ich will, sagete er: so oft ich nur kann, mich zu Vincennes aufhalten; allein die Geschäffte werden mich sehr oft nach Paris rufen. Diesen will ich mich ganz und gar ergeben, und nichts verabsäumen, um sie wieder in guten Stand zu setzen. Wie glücklich wollte ich seyn, wenn ich in

einigen Jahren, dem jungen Könige sein Frankreich ohne Schulden, geruhig und blühend, und in besserm Stande überliefern könnte, als ich es übernehme! Das ist mein ganzer Ehrgeiz.

Dieses Vorhaben, erwiederte die Frau von Maintenon, ist sehr herrlich. Niemanden ist an der Erhaltung des jungen Königes mehr gelegen als mir, sagete hierauf der Herzog von Orleans. Ich muß für ihn stehen. Anitzt habe ich die höchste Gewalt ganz allein, und darf nicht wider diejenigen streiten, die, da sie seine Person in ihrer Obhut hätten, dieselbe mit mir theilen könnten: und ich will sie ihm mit Freuden auch ganz unzerrrennet wieder geben, damit er derjenigen Ruhe und Ehre genieße, die ich mir werde erworben haben.

Dergleichen Gesinnungen, erwiederte sie, sind eurer hohen Geburt sehr gemäß; und ihr werdet selbst einsehen, wie vielen Ruhm sie euch erwerben; dafern es wahr ist, daß ihr diejenige unersättliche Herrschbegierde nicht besitzt, die man euch immer schuld gegeben hat. Ja! erwiederte er: würde ich denn darum friedlich regieren, wenn ich gleich den jungen König verlöre? wir würden Krieg mit Spanien bekommen, welches noch gar viel Freunde hat: ungeachtet das Testament dasselbe nicht zur Thronfolge berufft. Nein! antwortete sie hierauf: ich werde nim-

nimmermehr denen falſchen Gerüchten glauben, die man von E. K. H. ausbreitet. Ich kenne die Bosheit der Menſchen; Ihr kennet ſie auch, und ich bitte Euch daher, nichts von allem dem zu glauben, was man mir in Anſehung Eurer Schuld geben möchte. Mein Anſehen iſt vorbey: ich habe weiter nichts zu ſagen: ich ſinne auf nichts als wie ich mich einſchließen und machen möge, daß die ganze Welt meiner vergeſſe. Die Beſchaffenheit der Umſtände, meine Neigung, meine Ehrerbiethung gegen Eure Perſon, meine Unnützlichkeit, und kurz alles, leget mir ein Stillſchweigen auf: allein auch die einzige Verpflichtung, die ich euch für die Wohlthat habe, deren Ihr mich verſichert, würde ſchon hinlänglich ſeyn, mich von allen Staatshändeln zu entfernen. Ich gebe Euch, auf meine Ehre! mein Wort, daß ich niemals etwas wider E. K. H. ſagen noch thun werde. Man wird mir vielleicht manche Reden andichten; mich eines Verſtändniſſes mit Spanien beſchuldigen; aber alles wird falſch ſeyn; und ich werde an die öffentlichen Geſchäffte nicht anders gedenken, als um für das Wohl von Frankreich zu bethen. Und ich, Madame, antwortete der Regent, ich verſichere euch, daß ihr allezeit in mir einen Freund und St. Eyr einen Beſchützer finden ſoll. Die Stelle die Ihr bisher bekleidet habt, hat euch viele Bekanntſchaften zugezogen, und Eure Ein-

gezogenheit wird Euch nicht vor Ungestüm schützen. Ich werde allemal bereit seyn, Euch zu dienen: es schicket sich nicht, daß Ihr Euch an jemanden anders wenden solltet, als an mich. Mein eifrigstes Bitten, erwiederte sie, wird darinn bestehen, daß die Stiftung von St. Cyr zu Stande gebracht werde.

Nach einigen höflichen Ausdrücken von der einen Seite, und Dankſagungen von der andern, bezehrte der Regent die Stiftsfrauleins zu sehen, und sagete zu ihnen: Ich habe euch sehen wollen, Mesdames, um Euch alles desjenigen Schutzes zu versichern, der Euch gebühret. Ich brauche Euch nichts zu sagen um Euch deſſen zu versichern. Ihr wisset, wie viel man demjenigen schuldig ist, der Euch gestiftet hat, und derjenigen, die Euch regieret. Ich sehe den Werth einer Einrichtung gar wohl ein, die dem Königreiche, insonderheit aber dem Adel so nützlich ist. Wegen alles deſſen, was Ihr wünschen werdet, wegen alles was die Frau von Maintenon begehren wird, dörft Ihr Euch nur an mich wenden. Ich werde allemal bereit seyn, Euch zu dienen. Ich empfehle mich Eurem Gebethe. Das Amt was ich bekleide, machet nur Eure Fürbitte unentbehrlicher als jemals.

Nichts nahm den Regenten mehr Wunder, als daß das Zimmer der Frau von Maintenon so klein und schlecht eingerichtet war. Man sagete ihm, sie hätte aus demjenigen, was der vorige König

nig für sie bauen lassen, eine Krankenstube für das Stift gemachet. Einige Hofleute, welche glaubeten, er wäre wohl mehr aus Verdruß als aus Hochachtung nach St. Cyr gefahren, wollten sich auf Kosten der Frau von Maintenon lustig machen: Was hat sie euch denn zu Leide gethan? sagete der Prinz: Sie hat tausend Leuten gedienet, und niemanden geschadet. Als aber das Gespräch auf die Prinzessinn von Ursini fiel, sagete er: O! was die anbetrifft, das ist eine verschmitzte Frau. Sie schicket sich zu nichts, und mischet sich in alles.

Sein Verhalten gegen diese zwo Personen stimmete mit diesen Gesinnungen überein. Die Frau von Ursini überließ er ihrem Schicksale; seine Gütigkeiten aber linderten das Schicksal der Frau von Maintenon. Er zog die Gnadengehalte ein, ihr aber ließ er die völlige Summe der vier tausend Franken monathlich, welche sie aus der königlichen Chatulle hatte; ein Gehalt, welches ihre Uneigennützigkeit ihr unentbehrlich machet, saget das Brevet auf ausdrücklichen Befehl des Regenten. Ein Lob, welches bey ihr seinen Anfang nimmt, und vermuthlich keiner Lieblinginn Appetit erwecken wird. Vielleicht hätte sie noch ein größeres verdienet, wenn sie dieses Gehalt gar ausgeschlagen hätte. Es scheint, ihr Stand habe erfordert, daß sie keines, von einem andern, als vom Könige selbst, hätte annehmen sollen. Vergonnte ihr denn wohl eine zärtliche Ehrerbiethung gegen Ludwigen den XIV. diese Wohlthat von den Händen desjenigen anzunehmen, der

nur

nur kürzlich sein Testament mit Füßen getreten hatte! Sollte sie wohl ihre Erkenntlichkeit, eine Empfindung auf welche die Wittwe eines Königes so eifersüchtig seyn soll, einer unrechtmäßigen Gewalt unterwerfen, welcher sie zwar als eine Unterthaninn gehorchen, als Ludwigs Gemahlinn aber sich heimlich entziehen mußte? Der schönste Anblick für erhabene Seelen wäre gewesen, wenn Franciska von Aubigne, nach dreyßig Regierungsjahren arm gewesen, und es ausgeschlagen hätte, bereichert zu werden. Durch diese abschlägige Antwort wäre sie dem Schatten ihres Gemahls getreu geblieben, die einzige gewesen, die eine mit Gewalt errungene Macht nicht erkannt hätte, welcher sie sich doch übrigens äußerlich unterworfen hätte. Sie hätte den Prinzen selbst zur Bewunderung gezwungen, welchen dieser Widerstand verdrossen haben würde; und der ganzen Welt gewiesen, daß auch ein nicht mehr lebender König, annoch geliebet werden könne.

Dieses würde die menschliche Klugheit ihr gerathen haben; allein die christliche Gottesfurcht denket anders als sie. Jenes Verfahren würde dem Stolze und der Welt eine Genüge gethan haben, und die Demuth hätte darüber geseufzet. Frau von Maintenon glaubete, ihre Liebe gegen den König müsse sich nur durch ihre Gebethe, und durch ihre Unterwerfung gegen die neue Einrichtung zeigen, welche die Vorsehung zuließ. Ihr kam es nicht zu, den Regenten zu trotzen, noch demjenigen das Recht zu geben, streitig zu machen, der im Namen des Königes gab. Vielleicht ward sie auch durch ihre

Mil-

Mildigkeit verleitet. Für eine wohlthätige Seele gelten ja edle Empfindungen, gegen den Werth guter Werke, gar nichts.

Nach obiger Unterredung sagete sie zu dem Fräulein von Aumale: dafern unter so vielen Schmerzen, die ich so lebhaft empfinden habe, noch etwas fähig ist, mich trösten zu helfen, so ist es der Gedanken, daß ich noch einigen Unglücklichen werde beystehen können: was wäre mir ohne diese Leute, mein Gnadengehalt nütze?

Sie war mit dem Herzoge von Orleans so wohl zufrieden, daß sie so gleich die hauptsächlichsten Stücke ihrer Unterredung aufschrieb. Sie sagete zum Fraulein Aumale, die sie darum bath: ich will sie euch lassen. In der That fügete sie dieselbe ihrem Testamente bey, vielleicht zu einem bescheidenen Beweise, ihrer Ehe mit Ludwigen dem XIV.

Den 7ten September.

Auf diesen Besuch des Regenten folgete der Besuch seiner Frau Mutter, welche in völliger Trauerkleidung kam; eine Ehrenbezeugung, die sie mehr dem verborgenen hohen Stande der Frau von Maintenon, als ihrer Tugend erzeigete. Diese meldete ihr die Herzoginnen von Berry und von Orleans an. So gleich schickete die Frau von Maintenon einen eilenden Bothen ab, um diese Prinzessinnen zu bitten: sie möchten sie ungehindert bethen und weinen lassen. Eben dieses bath sie von dem

dem ganzen königlichen Hause, und lehnete sonder Unterscheid alles dieses eifrige Bestreben von sich ab: welches vielleicht wohl aufrichtig seyn konnte, nach des Regenten seinem aber verdächtig, und geschickter war, der Eigenliebe zu schmäucheln, als den Schmerz zu lindern.

Alle vornehmen Herren fuhren vor ihre Thüre, um ihr Leid zu bezeigen; allein sie wurden alle abgeschlagen. Sie hatte befohlen, man solle ihr niemanden melden, als die Bischöfe. Diese Ausnahme gereuete sie nachmals: denn sie hatte gehoffet, diese würden ihr von Gott vorreden; und sie redeten ihr von nichts, als der Welt vor.

Der Marschall von Villars kam auch, und bath um die Erlaubniß seine Thränen mit den ihrigen zu vereinigen; man gab ihm aber zur Antwort: St. Cyr stünde so wenig den Helden, als den Prinzen offen. So will ich es denn belagern, ließ er wieder hinein sagen. Man ergab sich also; indem er dem verstorbenen Könige allezeit treu geblieben war.

Den 8ten September.

Die Königinn von England konnte nicht ausgeschlossen werden. Sie kam in der tiefesten Trauer, und mit eben dem Ceremoniel, welches sie gegen eine Prinzessinn beobachtet haben würde. Als sie dieselbe erblickete, streckete sie die Arme aus; man weinete von beyden Theilen. Bey jedem Umstande, welchen die Frau von Maintenon ihr von des Königes Tode erzählete, sagete sie: Mein Kö-

nig

nig that das eben auch; recht so ist mein heiliger König auch verschieden.

Die Königinn von Pohlen, welche zu Blois ein eingezogenes Leben führete, ließ ihr ein besonderes Compliment machen. Alle, welche Ludwigen den XIV. beweineten, wendeten sich mit ihren Klagen an sie. Der König von Spanien allein, welchem sie doch bey seinem Großvater solche wichtige Dienste geleistet hatte, war der einzige, der ihr weder Achtung noch Erkenntlichkeit bezeigete. Das Fräulein von Aumale sagete ihr einsmals: Ich wundere mich doch, daß der König von Spanien euch nicht schreibt. Ich würde mich viel mehr wundern, antwortete sie, wenn er es thäte.

Das vierte Hauptstück.

Lebensart der Frau von Maintenon zu St. Cyr.

Ihre erste Sorgfalt war, ihre Hofhaltung abzuschaffen. Sie ließ ihr Hausgesind zusammen kommen; dankete ihnen, daß sie ihr gut gedienet hatten, theilete das übrige ihrer vorigen Glücksgüter unter sie, und dankete sie ab. Sie behielt nur zwo Kammerfrauen, und einen Kammerdiener in Diensten, welcher außer St. Cyr wohnete. Ihre Pferde schickete sie auf den Markt zum Verkaufen, und sagete: ich kann mich nicht entschließen, sechs Pferde zu ernähren; indessen daß so viel Edelleute Hungers sterben.

Alles ihr Einkommen ward bestimmet, einigen adelichen Familien zu Hülfe zu kommen. Sie behielt fast nichts für sich, und versagete sich zuweilen auch

(n) Sie schildert den Zustand ihrer Seele in folgendem Briefe an den Herrn von Aubigne, Erzbischofen von Rouen sehr gut ab: Ich befinde mich fast noch eben so, wie ihr mich verlassen habet. Ich fürchte mich vor dem Hochmuthe, wenn ich bey mir alle vortrefflichen Gnaden erwöge, die Gott mir erwiesen hat. Ich fürchte die Undankbarkeit, wenn ich nicht mit genugsamer Dankbarkeit seine Hand erkenne, die mich noch erhält, und mich gegen meinen Verlust

und

auch das nothwendige. Gegen andere war sie freygebig, gegen sich selbst war sie karg. Die Lettres patentes verordneten ausdrücklich, daß das Stift St. Cyr, sie und ihre Hofhaltung ernähren sollte; allein sie bezahlete vier tausend Franken Kostgeld, und fürchtete dennoch überlästig zu seyn. Sie übertrieb die Mäßigkeit ihrer Mahlzeiten, und behelf sich mit einem einzigen Essen. Ihr Abendessen war sonst ein Schalchen Chocolade gewesen; allein gleich den ersten Tag beschnitt sie sich auch dieses, und das auf immerdar: ich will meinen Kindern, sagete sie, keine andächtigen Mägen machen. Sie bediente sich keiner Salben oder wohlriechender Sachen mehr: ich habe denenjenigen nicht mehr, sagete sie, dem zu gefallen ich mich dieser Sachen bediente. Sie versagete sich alles, was ihr bequem oder angenehm zu seyn schien, um gar an nichts mehr zu hängen, und damit sie destomehr den Armen geben könnte. (*n*)

So wie sie nach und nach ihr Gehalt einhob, theilete sie dasselbe unter diejenigen ein, deren Dürftig-

und meinen Fall fast gleichgültig machet. Ich empfinde nichts als Friede, Sanftmuth, Freudigkeit, Vertrauen, wenn ich an die erste gedenke; und eine vollkommene Gleichgültigkeit, wenn ich mich der andern erinnere. Schreibet mir ja nicht, ohne einige Ermahnungen beyzufügen. Unsere lieben Kinder thun alles was sie können, um mir meine Eingezogenheit angenehm zu machen: es wird ihnen auch gewiß nicht schwer werden.

keit bis zu ihren Ohren drang. Hätte sie ihren erlittenen Verlust vergessen können, so würde sie sich dessen bey der Einschränkung, die sie in ihren Almosen thun mußte, erinnert haben. Sie sagete oftmals: Ich beweine den König nicht; er ist wohl daran; aber das ist hart, so viel Unglückliche zu kennen, denen man nicht helfen kann. Fräulein von Aumale schreibt: Ich habe ihre Ausgaben vom 1717ten und 1718ten Jahre zusammen gerechnet. Die eine beläuft sich auf 57942 Livres, und die andere auf 68595 Livres, worunter für sie selbst nur einige Scherfen und Schlafröcke sind; alles andere ist für Gehalte und Almosen aufgegangen. Ich habe gesehen, daß sie deren sehr wichtige unter fremden Namen ertheilet hat. Oftmals sagete sie zu mir: Das Vergnügen zu geben, ist das einzige, was mir noch übrig bleibt.

Bald darauf machete sie sich einen Gewissenskrupel daraus, daß sie zu sehr geweinet hätte; und indessen daß die heiligsten ihre Ergebung in den göttlichen Willen bewunderten, so machete sie sich Vorwürfe, daß sie sich nicht genugsam unter denselben beugete. Dieß ist die Eigenschaft der christlichen Tugenden, daß sie diejenigen in Erstaunen setzen, die sie anschauen, und diejenigen beunruhigen, die sie besitzen: und nichts richtet das Gute vollkommener ins Werk, als die Furcht, man mache es noch nicht gut genug.

Als sie nun von der Welt los war, in welcher der König ganz allein sie zurück gehalten hatte, kam

sie

ſie endlich zu ſich ſelbſt, und genoß des Glückes, dem Schifbruche entronnen zu ſeyn; indem ſie, da ſie von allen ihren Freunden entfernet war, auch nicht einmal das öffentliche Gerücht von den traurigen Begebenheiten dieſer ſtürmiſchen See erfuhr. Sie überließ ſich in ihrer Eingezogenheit, derjenigen Einkehrung in ſich ſelbſt, die ſie allezeit geliebet hatte; und die durch das Getümmel des Hofes oftmals unterbrochen worden war. Sie erfuhr endlich, wie ſüß es ſey, daß ſie ſich Gott bey früher Zeit ergeben, und vor den Laſtern eines Landes bewahret worden ſey, wo man dieſelben mit der Luft einſauget; daß ſie nichts als tröſtende Verſicherungen von einem auf das ſchärfſte befragten Gewiſſen erhielte; und daß ſie endlich nur Tugenden vollkommener zu machen, nicht aber Sünden zu büßen habe. Dieſes Glück war zwar kurz und kam ſehr ſpät; allein ihr hohes Alter verſprach ihr eheſtens ein anders, und ihr Glauben ein ewiges.

Sie ſuchte einige Beſchäfftigung, die ſie vor der langen Weile ſchützen könnte. Bald unterrichtete ſie die Novitiatkinder, bald theilete ſie mit den Lehrerinnen der Claſſen, die beſchwerlichen Sorgen der Erziehung. Oftmals hatte ſie die jungen Fräuleins in ihrer eigenen Stube, und brachte ihnen die erſten Gründe der Religion, das Leſen, Schreiben, und andere Arbeiten mit derjenigen Sanftmuth und Zuneigung bey, welche man bey allem empfindet, was man gern thut. Den Ergetzungsſtunden wohnete ſie ordentlicher Weiſe bey, und ſchien dabey ſo aufgeräumet zu ſeyn, als ob ſie ſelbſt ſich dabey er-

luſtiger hätte. Sie ſagete zu den Auſſeherinnen, dieſes ſey die rechte Zeit, die Kinder kennen zu lernen, ihre verſchiedenen Gemüthsarten zu erforſchen, und unter dem Scheine der Beluſtigungen heilſame Lehren auszuſtreuen. Sie war bey allen Spielen zugegen; ſie erfand ſelbſt welche: ihre Gegenwart wurde den Kindern gar nicht zur Laſt; ſie flößete ihnen nichts als Freudigkeit und Freyheit ein. Man verehrete ſie, ohne ſie zu fürchten.

Die Frau von Vertrieux war damals Vorſteherinn von St. Cyr. Die Frau von Maintenon ſelbſt unterwarf ſich ihrer Bothmäßigkeit: es ſey nun daß ſie des Befehlens überdrüſſig war; oder daß ſie ein Beyſpiel der Unterwerfung geben wollen. Sie bath ſich von ihr Erlaubniſſe aus, ſo gut als es irgend ein Stiftsfräulein von St. Ludwig hätte thun können. Sie überſchritt keine Regel ohne Genehmhaltung der Superiorinn.

Endlich ſtarb die Frau von Vertrieux; und Frau von Glapion ward ihre Nachfolgerinn. Frau von Maintenon gab ihr die Stimme; ſie beſaß ihr ganzes Herz und verdienete dieſes Glück. Die Reitzungen und der weite Umfang ihres Witzes hatten ſich ſchon in ihrer Kindheit gezeiget. Die Gottesfurcht, die ſo oftmals angeklaget wird, daß ſie die Seelen niederſchlage, hatte die ihrige vielmehr empor gehoben; (o) und ihr Namen, wird zu St. Cyr auf ſpäte Zeiten ein Andenken der Vollkom-

(o) Man ſehe ihre Abbildung in den Briefen der St. Ludwigs-Fräulein.

kommenheit erhalten. Frau von Maintenon hatte sie erzogen, und geherchete ihr nunmehr.

Die Uebungen ihrer Gottseligkeit unterwarf sie der Vorsteherinn der Novitiatkinder. Alle Monathe widmete sie einen gewissen Tag der Einsamkeit. An demselben bereitete sie sich, ohne Zerstreuung, ohne allen Umgang, zum Tode, und eilete in jene glückselige Zukunft, welche die Religion den Gläubigen verspricht. Alle Jahre brachte sie eine ganze Woche so mit sich selbst ganz allein zu. Ohne allen Zweifel ist sie durch oftmalige Betrachtungen über die Wunder ihres Lebens gestöret worden; die sie zu Versailles leichtlich vergessen konnte, und die ihr die Einsamkeit zu St. Cyr leichtlich wieder zu Gemüthe führete.

Die Gebrechlichkeit ihres hohen Alters entledigte sie von dieser gottseligen Uebung nicht. Sie begehrte von der Frau von Perou, damaliger Aufseherinn der Novitiatkinder, die Vorschrift zu diesen Tagen der Eingezogenheit. Den folgenden Tag fand sie in ihrer Bethstube den begehrten Plan. Sie antwortete darauf durch folgendes Handbriefchen:

Euer Verfahren, meine liebe Mutter, würde vollkommen seyn, wenn ich morgen allhier eben sowohl ein Verzeichniß meiner Fehler fände, als ich heute den Aufsatz gottseliger Uebungen gefunden habe.

Nachdem die Frau von Perou sie mit den allermistrauischten Augen betrachtet hatte, fällete sie

das Urtheil: St. Cyr hätte eine ganz vollkommene Stifterinn.

Gleichwohl verdunkelte ein großer Fehler den Glanz so großer Tugenden ein wenig. Frau von Maintenon besaß weder die Leichtgläubigkeit, noch den argwöhnischen Geiz, noch die beschwerliche Traurigkeit, noch irgend einen Fehler des hohen Alters: allein sie trieb die Furcht, in dieselben zu gerathen, bis aufs äußerste; und diese Furcht scheint dieselben alle zu ertheilen.

Als sie noch in der höchsten Gunst stand, hatte sie allemal auch diejenigen Ehrbezeugungen, die man zuweilen bloß ihrer Person leistete, auf die Rechnung ihres Postens geschrieben. Oftmals hatte sie die Frau von Caylus gebethen, sie möchte sie doch bey ihren besten Freundinnen entschuldigen, daß sie sie nicht besuche: und dazu gesaget: man müsse sich durch die Abwesenheit helfen, ihrer nicht überdrüssig zu werden. Dieser Gedanken wuchs mit den Jahren; er stammete aus einer Tugend, und brachte einen Fehler zuwege. In der Meynung, daß alle Gesinnungen, die man gegen sie äußerte, nur des Wohlstands wegen geschähen; und da sie sich für eine von denen Antiquitäten hielt, die man nur ihrer Seltenheit, und ihres Preises wegen hochschätzet: so dachte sie, daß auch die Freundschaft, das einzige Gut was ihr noch übrig blieb, ebenfalls für sie verschwunden wäre. Das Fräulein von Aumale betraf, trotz aller ihrer unwandelbaren Ergebenheit, eben dieser Verdacht; und Frau von Glapion war davon nicht ausgenommen. Beyde machten

sich

ſich eine Freude aus der Geſliſſenheit, ihr die lange Weile zu verſüßen: und beyde wurden oft abgetrieben, nicht durch irgend eine Klage; ſondern durch Dankſagungen, die gar zu gezwungen waren; und durch tauſend Schwierigkeiten über alle Anſchläge, die ſie erſonnen, um ſie aufzumuntern.

Beyder Herzen, die voller Zärtlichkeit waren, betrübeten ſich ſehr, daß man ſie ſo ſchlecht kennete. In den Freyſtunden hatte Frau von Maintenon nicht das Herz, ſie rufen zu laſſen, aus Furcht, ſie möchten bey ihr lange Weile haben; und dieſe hingegen mochten ſich nicht von ſelbſt anbiethen, damit ihr Zudringen nicht für eine bloße Gefälligkeit gehalten würde.

Als ſie einsmals eine von beyden rufen ließ, die von ungefähr irgend ſonſt beſchäfftiget war, lief ſie den Augenblick in die Kirche, um zu den Füßen der Altäre einen Troſt zu ſuchen, den ſie ſich verwies, in demjenigen geſuchet zu haben, was ſie liebete. Sie glaubete, ſie dienete beyden nur zu einem Gegenſtande des Erbarmens; da ſie doch als Zeuginnen ihrer Tugend, ſie faſt hätten als eine Heilige anrufen mögen, dafern man die Lebenden anrufen könnte. Sie erforſcheten bey ſich ſelbſt die Urſachen ihres Kaltſinnes, und gaben ihre Bekümmerniß nur mit Zittern zu verſtehen: aus Furcht, ſie möchte ſie für übertrieben halten, oder böſe werden, daß man ihr Innerſtes geleſen hätte. Dieſe übertriebene Beſcheidenheit würde einer jeden alten Matrone zum Lobe gedienet haben, die nur

bloß ehrwürdig gewesen wäre; aber bey einer Frau, die man zu St. Cyr anbethete, war es eine Schwachheit.

Der Undank der Hofleute, welchen sie doch lange voraus gesehen, brachte sie auf Betrachtungen, die dem menschlichen Herzen gar nicht günstig waren. Der Eigennutz, oder das Vergnügen, schienen ihr die einzigen Bewegungsgründe der Zuneigungen zu seyn. Sie meynete, sie wäre unnütz, und fiele zur Last: ungeachtet St. Cyr, welches durch ihre Fürsorge vor allen Lastern der Welt verschlossen war, sie nicht leicht auf die Aehnlichkeit eines Klosters mit dem Hofe hätte bringen sollen. Sie antwortete jemanden, der sie ermahnete, sich zu erhalten, weil sie noch nothwendig wäre: immerhin! dafern ich noch nöthig bin; wo nicht, so kann ich nicht geschwinde genug sterben.

Auch die Eifersucht kam noch, um diese gar zu zärtliche Seele zu quälen. Sie liebete die Frau von Glapion einzig und allein, und fürchte, sie würde von ihr nicht genugsam wieder geliebet. Sie hatte sie im Verdachte, als zöge sie ihr das Fräulein von Aumale vor: diese vorzügliche Liebe schien ihr auch natürlich zu seyn, und betrübete sie darum nichts minder. Daher kam denn ein trockenes, unbeständiges Wesen, und die Unruhen einer Person, welche andern gern eben so viel Empfindungen beybringen wollte, als sie selbst empfand? und die sich mit aller Strenge befragete, mit was für Rechte sie denn das begehren könnte? Ist es eine Schwachheit, ein so gar zärtliches Herz zu haben? das

das weis ich nicht! allein es ist ein sehr großes Unglück.

Diese Fehler des Characters hatte die Frau von Maintenon aus der großen Welt mit in die Einsamkeit gebracht. Man bleibt allezeit wer man ist; in der Welt hatten die Verschiedenheit der Gegenstände und Verrichtungen sie verdecket; zu St. Cyr entwischeten sie unabläßig ihrer Wachsamkeit über sich selbst. In ihrer Jugend hatten sie ihr das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens geraubet; in reifern Jahren hatten sie sie gegen die Ehrenbezeugungen bey Hofe unempfindlich gemachet; und im hohen Alter störeten sie noch die Ruhe ihrer Eingezogenheit. Ein berühmter Schriftsteller (p) hat gewünschet, man möchte doch die Geschichte der Glückseligen jedes Jahrhunderts schreiben; allein nichts würde das Glück so verhaßt machen.

Nur ihre vertrautesten Freunde kannten allein diese Veränderungen ihres Gemüthes, die sie allezeit mit Strengigkeit unterdrückete. Ja die Gewohnheit, sich selbst zu besiegen, verberg ihnen sogar einen Theil davon.

Zwischen ihr und Gott erduldete sie solche Plagen, darüber sie sich niemals beschwerete. Mit Fiebern und den heftigsten Kopfschmerzen überladen, nahm sie niemals zu Linderungen ihre Zuflucht; außer, wenn das Uebermaaß des Schmerzens ihren Muth niederschlug. Sie war eine Feindinn

(p) Essais de Morale et de Litterature, *Tom.* III.

dium aller Weichlichkeit; sie rechnete die Arbeit, die Beschwerden, die Unbequemlichkeit der Witterungen für nichts. Klagen sind sonst eine Linderung des Leidens: allein auch diese untersagete sie sich; nicht als eine Niederträchtigkeit, sondern als eine Empörung gegen die Hand, die dasselbe zuschicket und belohnet. Sie behielt bis an ihren Tod eine *gewisse Kammerfrau, die sie sehr schlecht bedienete*, und die ihr unerträglich war. Man drang in sie, dieselbe abzuschaffen: **das werde ich wohl bleiben lassen**, erwiederte sie: **kein Mensch hat mir noch so gut gedienet, als diese; seit fünf und zwanzig Jahren prüfet sie meine Geduld.**

Unter ihren Vollkommenheiten waren diejenigen, die ihr nicht natürlich waren, bey ihr lauter Tugenden; nach dem Maaße aber, wie sie dieselbe ausübete, verwandelten sie sich in Eigenschaften. Dieß ist ja wohl der einzige Endzweck der Sittenlehre: die Philosophie strebet darnach, und das Christenthum allein erlanget sie.

Das Mistrauen allein würde ihre Gottesfurcht erkaltet haben, wenn etwas fähig gewesen wäre, dieselbe lau licht zu machen. Seit langer Zeit war sie von ihrem Zutrauen auf die Gewissensräthe zurück gekommen, die sie fast alle für eigennützig hielt, und hatte also dem **Bischofe von Chartres** keinen Nachfolger gesetzet. Sie hatte sich damit begnüget, daß sie dem Abte **Briderey** ihre Sünden, als ihrem Beichtvater gebeichtet, ohne jemanden ferner um Rath zu fragen; allezeit aber hatte sie die Lehrsätze des Herrn **des Marais**

vor

vor Augen gehabt, welche das oftmalige Lesen seiner Schriften ihr verhielt. Dieser einzige Trost blieb ihr noch übrig, und auch dieser ward ihr entrissen.

Sie entdeckete, daß der Abt Briderey ein Jansenist wäre. Ihr Abscheu gegen alle Ketzerey, erlaubete ihr nicht, sich einem Manne zu vertrauen, der ein heimlicher Feind der Kirche wäre; ihre natürliche Gütigkeit aber, hinderte sie gegentheils auch, ihr Gewissen einem Menschen zu entziehen, welchem sie es siebenzehn Jahre lang anvertrauet gehabt. Sie war nur von seiner Neigung überzeuget; sie fürchtete, daß eine Aenderung mit dem Beichtvater, den Lazaristen noch mehrere Sachen verdächtig machen möchte. Sie unterstund sich nicht einmal ihren Verdacht zu untersuchen; aus Furcht, er möchte sich in eine Gewißheit verwandeln; sie mochte ihn sich aber auch nicht aus dem Sinne schlagen, aus Furcht, sich selbst zu betriegen. Sollte sie offenherzig mit dem Abte Briderey reden, so setzete sie ihn einer Lügen aus; denn welcher Jansenist läugnet nicht, daß er es sey? Sollte sie ihm die Unruhe ihrer Seele verbergen, die er ihr verursachete? das hieß freywillig in einem Zweifel beharren, an dessen Erläuterung viel gelegen war. Sollte sie ihn abdanken? so schadete sie dem Orden, zu dem er gehörete; sollte sie ihn beybehalten? das hieße auf St. Cyr die andächtigen Wünsche der Jansenisten ziehen, die noch tausendmal ärger sind, als ihre Flüche; und sich selbst den Vorwurf einer strafbaren Duldung derjenigen

Partey

Parten aufbürden, welche durch den Regenten triumphirend ward. Man sieht wohl, was für Gemüthsbewegungen diese Gedanken in einer Seele müssen veranlasset haben, welche übermäßig papistisch war. Sie entschloß sich zu schweigen; öfter zu communiciren, damit sie nicht so oft beichten dörfte, und sich mit Gott allein zu trösten.

Die Stunden, die sie auf das Gebeth wendete, vergiengen ihr am allerschnellesten. Wollet ihr, sagete sie: euch die Zeit kürzen? bringt sie nur mit Gott zu. Und zuweilen sagete sie: wie kurz werden einem die Tage, wenn man für ihn arbeitet! Sie war beständig mit ihm beschäfftiget. Alles stellete ihr denselben als gegenwärtig vor. Das Fräulein von Aumale schreibt: ich sang ihr einsmals ein geistlich Lied aus dem Racine vor, und als ich an die Zeilen kam:

O Sageſſe! ta parole
Fit eclore l'univers. (q)

schien sie voller Bewunderung zu seyn, vergoß einige Zähren, und wollte sie von mir noch einmal wiederholet haben. So oft sie das Trio aus der Esther hörete:

Ah! qui peut avec Dieu partager nôtre amour? (r)

war

(q) D. i. O ewige Weisheit! dein Wort ließ das Weltgebäu entstehen.

(r) D. i. Ach! wer kann doch mit Gott unsere Liebe theilen?

war ſie gleichſam vor Entzückung außer ſich. Wir andern Weltleute begreifen weder die Nothwendigkeit, noch das Vergnügen einer ſolchen beſtändigen Gegenwart Gottes. Wenn unſere Leidenſchaften ſchweigen; ſo ſehen wir ihn als einen über unſere Fehler erzürneten Richter. Wahre Chriſten aber ſehen ihn als einen Vater, der mit ihren Geſinnungen zufrieden iſt. Frau von Maintenon pflegete auch oft zu ſagen: ich kann den Ausdruck nicht leiden; es iſt ſchrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen; mich dünket, nichts ſey angenehmer.

Endlich trieb ſie das Verlangen, dieſes ſo zärtlich geliebte Weſen zu erblicken, an, den Tod zu wünſchen; nicht als das Ende ihres Leidwerden, ſondern als den Anfang ihrer Glückſeligkeit. Als Fräulein Aumale ihr einmal ſagete: ſie fürchte ſich in die Hölle zu kommen, erwiederte ſie: ach! mein Gott! kann einem auch ein ſolcher Gedanke nur einkommen? Ich für mein Theil geſtehe euch, daß er mir nie in den Sinn gekommen iſt; ja! es iſt mir unmöglich nur zu denken, daß ich ſollte verdammet werden. Würden wohl die ſtrengen Proteſtanten, wenn ſie ſo viele Gottesfurcht, mitten aus dem Schooße des Irrthums hervorleuchten ſehen, annoch behaupten: daß Gott uns nach unſern Meynungen richte?

Ihre brennende Begierde zum Gebethe hatte ſie erſt ſtufenweiſe erlanget. Die erſten Uebungen waren ihr ſchwer geworden. „Meine Ungeſchicklichkeit,

„ſage-

„sagete sie einsmals zu den Stiftsfräuleins von St. „Ludwig: verekelte mir ehemals das Gebeth; „und dann dachte ich, es wäre besser, irgend eine „betrübte Person zu trösten, oder einen Kranken zu „besuchen, als mit einem Kopfe voller Geschäffte „vor Gott zu treten, lange Weile dabey zu haben, „und mich oftmals durch den Leichtsinn meiner Ge„danken dahin reißen zu lassen. Ich sagete zu mir „selbst: ein Christ muß ein thätiges Leben führen. „Hier sitze ich und sinne den Vollkommenheiten „Gottes nach; indessen, daß mein Vorgemach vol„ler Leute steht, deren Bedürfnisse ich anhören und „ihnen abhelfen könnte. Allein, nach einer langen „Erfahrung habe ich erkannt, daß die Unthätigkeit „des Geistes durch den Begriff fest gemachet wer„den könne; daß man mit dem verehrungswürdig„sten aller Wesen redet, und daß das Gebeth die „Nahrung eines Christen sey. Ohne dieses bauet „man auf seine eigene Klugheit, und Gott segnet „unsere Anschläge nicht. Man schmachtet, man „wird laulicht, man empfindet Ueberdruß, und „das Herz zehret sich ab. Man schmäuchelt sich, „man sey wohlthätig gewesen; und man erstaunet, „wenn man gewahr wird, daß man bloß zerstreuet „gewesen. Man hat gute Werke gethan, und hat „sie doch nicht Gott gewidmet, als den einzigen „Werth, den sie erhalten können. Der Geschmack, „ein gewisser Eigensinn, ein gewisses Vergnügen, „das sind die Quellen dieser Barmherzigkeit gewe„sen, und sind auch der ganze unfruchtbare Lohn „davon. Kurz, ich will den Zeitpunkt desjenigen

„in-

„innern Friedens, den ich genossen habe, nicht an„ders festsetzen, als von dem Augenblicke an, da „ich meinen Gewissensräthen unterworfen war, und „ihrem Rathe zu folge, einen gewissen Theil meiner „Zeit dem Gebethe gewidmet habe.„

Auf diese Weise bedienete sie sich aller Gelegenheiten, um ihre Stiftskinder zu überreden, daß sie mit Gott denjenigen heiligen Umgang unterhalten möchten, der in den Klostern so was unbekanntes ist, ungeachtet sie alle durch ihn gestiftet worden. Sie redete mit der Frau von Glapion, mit dem Fräulein von Aumale, und mit der Frau von Perou, von ihren eigenen Fehlern, und guten Eigenschaften mit eben der Freymüthigkeit, als ob sie von einer dritten Person geredet hätte. Da sie allem Stolze abgestorben war: so schien sie sich selbst fremd geworden zu seyn. Was in ihr war, was außer ihr war; alles was ihren Stiftskindern nützlich seyn konnte, das ward ihnen zu eigen, ohne alle Praleren, so, wie ohne alle falsche Bescheidenheit. Sie hatte gegen dieselben ein Mutterherz, und folglich auch ein Recht die mütterliche Zärtlichkeit gegen sie zu haben.

Nach den Ergetzungsstunden, bey welchen sie beständig erschien, und wenn sie auch krank war: unterrichtete sie die Novitiatinnen, welche durch ihre Reden und ihr Beyspiel gebildet wurden. Wenn sie von den Pflichten des Klosterlebens redete, hätte man sagen sollen: sie hätte sie alle selbst erfüllet. Wenn sie von Gott redete, ward man von dem göttlichen Feuer, von der ganz reinen Liebe eingenom-

men. Die St. Ludwigsfräulein wünschetensich einen Theil desjenigen Geistes, der in ihr wohnete, eben wie Gott ehemals den zwey und siebenzig Greisen gethan, deren Oberhaupt Moses war. Ach! sagete sie: welch ein Oberhaupt! das machet eben, daß ich dessen Glieder bedaure; allein, sind nicht alle Werkzeuge in der Hand des Herrn gleich gut? Wenn ich daran denke, fügete sie hinzu: daß alle geistliche Orden, ungeachtet sie von heiligen Personen gestiftet worden, dennoch einer Verbesserung nöthig gehabt haben: so sage ich zu mir selbst: Ach! was wird doch aus St. Cyr werden, welches keine glücklichen Grundlagen gehabt hat!

Indessen hat sie daselbst Schriften hinterlassen, die sich dem Verfalle so lange widersetzen werden, als die Liebe zu einfältigen, billigen und nützlichen Dingen in diesem Stifte währen wird. Dergleichen ist diejenige Schrift, welcher sie den Titel gegeben: der wahre Sinn der Stiftung. Sie hat dieselbe von Anfange bis zum Ende selbst aufgesetzet; allein, damit niemals ihr Namen dabey genennet würde, ließ sie sie durch den Bischof von Chartres verbessern, und sie vom Könige genehm halten, der sie auch unterschrieben. Die Stiftsschwestern bathen, sie möchte sie ebenfalls unterschreiben; sie aber antwortete: es ist viel besser, daß die Nachfolgerinnen sie für eines Bischofes, als für eines Weibes Arbeit halten. Eure Liebe zu mir, machet euch alles werth,

was

was von mir kömmt; euren Nachkommen aber werde ich sehr gleichgültig seyn. In den Versammlungen zum Rathschlagen, stimmete sie mit so vieler Bescheidenheit, daß alle Stimmen frey blieben, und mit so vieler Weisheit, daß keine frey seyn konnte.

Man brauchete einen Befehl des Bischofs von Chartres, um viele Schriften dem Feuer zu entreißen, welche St. Cyr sehr schätzbar sind. Dieses waren Unterweisungen, welche diejenigen, die sie angehöret, augenblicklich aufgezeichnet hatten. Die Frau von Maintenon sah sie noch einmal durch, und strich alles aus, was sie nicht genehm hielt. Hier fand sich die Schreibart eines Tobias, eines Jesus Sirach ꝛc. Es waren gute, schöne, wahre Sachen, und so, wie sie aus einem Herzen erzeuget werden können, welches derselben voll ist. Als sie die Sammlung der Frau von Bouju durchsah, rief sie alle Augenblicke aus: aber mein Gott! dergleichen Dinge habe ich niemals gesaget, auch nicht gedacht! Die Gottesfurcht der Frau von Bouju war sehr strenge und herbe: alles was die Frau von Maintenon gelindes gesaget hatte, war durch ihre Feder vergället worden.

Als sie nun St. Cyr so ununterbrochen betrachtete, verspürete sie einige Fehler in den Verordnungen. Sogleich fassete sie den Entschluß, dieselben abzustellen; allein aus Vorsichtigkeit unterließ sie es, und sagete zum Fräulein von Aumale: wir

wollen gar nichts ändern; es möchte ein böses Exempel geben: künftig würde man nichts thun, als beständig ändern.

Den jungen Zöglingen prägete sie eine große Ehrfurcht gegen die Ordensschwestern ein. Bey dem Abendmahle gieng Frau von Maintenon gleich hinter den St. Ludwigsnonnen, und vor den andern Fräuleins. Man bath sie, sie möchte doch zuerst vortreten; allein sie antwortete: bin ich nicht geehret genug, daß ich gleich nach der Geistlichkeit, und an der Spitze des Adels vortrete? Sie verachtete denjenigen Stolz, der die Großen dieser Erden, auch sogar bey ihren andächtigen Handlungen, begleitet. In der Kirche, sagete sie: verschwindet der Unterscheid der Stände, und ich freue mich darüber. Die Leger communiciret an meiner Seite, und oftmals besser als ich. Hier wollte nicht etwa die Kammerfrau so viel seyn, als ihre gebiethende Frau; sondern diese wollte nicht mehr seyn, als ihre Kammerfrau. Der Weise saget: alle Menschen sind einander gleich; und der wahrhaftig Andächtige glaubet es.

Ihre kränklichen Umstände verminderten ihren Eifer für die Erziehung der St. Ludwigsfräuleins nicht. Da sie nicht selbst mehr in die Classen hinauf gehen konnte: so begehrete sie deren eine gewisse Anzahl in ihrem eigenen Zimmer zu haben; und die Lehrerinnen macheten hieraus eine Art von Belohnung der jungen Kinder. Das Fräulein von Mornai und von Montchevreuil wurden ihrer

ihrer Gaben, und ihres Namens wegen vorgezogen, der ihr allemal theuer blieb, und welcher dem Stifte St. Cyr auf späte Zeiten theuer bleiben wird.

Ihre Sanftmuth setzete auch die allergeduldigsten Damen von St. Cyr in Erstaunen. Nichts ist unvernünftiger, sagete sie: als wenn man begehret, daß Kinder vernünftig seyn sollen. Ihr Verstand zog sich in die Enge, oder erweiterte sich, nach ihrem eigenen Gefallen.

Auch das Fräulein de la Tour ward von ihr erzogen. Diese war eine Tochter eines Edelmannes in Auvergne, dessen Familie, die aus zwanzig Kindern, alle von einer Mutter, bestand, in einer ehrlichen Dürftigkeit lebete. Sie gefiel der Frau von Maintenon; ihre Annehmlichkeiten, ihre Freymüthigkeit, ihre Sanftmuth, und mehr als alles dieß, ihre schwächliche Gesundheit, bewogen sie, dieses Kind zu sich zu nehmen. Das Kind bezeigete sich dieser Zärtlichkeit würdig; und die Frau von Maintenon gewöhnte sich an dieselbe so sehr, daß sie auch über dieser Zuneigung eines Zuspruches bedürftig war; denn sie wollte weiter mit der Welt durch gar kein Band zusammen hängen. In allen Altern, sagete sie, muß der Mensch eine Puppe haben. Indessen fand sie doch in dieser Beschäfftigung, sowohl eine Uebung der Mildigkeit, als der Unterweisung. Das Fräulein de la Tour bekam von der zärtesten Kindheit an, alle Eigenschaften einer vortrefflichen Nonne. Die Frau von Maintenon empfahl sie in ihrem Testamente den Damen von St. Ludwig, welche

nicht besser für sie sorgen konnten, als daß sie dieselbe zur Theilhaberinn ihres Schicksals machetem. Die Gunst, worinn das Kind stand, war ein Glück für die ganze Familie. Ihre Brüder wurden befördert, und ihre Schwestern ausgestattet.

Frau von Maintenon war im Begriffe, vor der Welt zu verschwinden; und ihre Mildigkeit unterrichtete alle Vierteljahre ihre Besoldeten, daß sie noch in der Welt wäre. Sie bezahlete ihre Almosen so richtig, als ob es Schulden gewesen wären. Kein Nothleidender gieng unerhöret von ihr weg. Zuweilen unterredete sie sich mit den St. Ludwig Stiftsfräulein von ihren Anverwandten, und nach angehörten ungekünstelten Beschreibungen ihres augenscheinlichen Elendes, schickete sie bis in das Innerste der Provinzen heimliche und unerwartete Beyhülfen.

Damit sie nun diese Wohlthaten noch mehr vervielfältigen möchte, schränkete sie dieselben insgemein auf Nothwendigkeiten, oder Bequemlichkeiten ein. Denn dergleichen Leuten den Ueberfluß zu reichen, die gemeiniglich mehr aus Eitelkeit, als aus Gewohnheit begehren, desselben zu genießen, das schien ihr ein Diebstahl gegen ihre Armen zu seyn.

Man beschuldigte sie, sie wäre nicht freygebig: sie war aber noch mehr; sie war barmherzig. Indessen riß ihre Großmuth sie zuweilen dahin, und sie überschritt oftmals die Gränzen, die sie sich vorgeschrieben hatte, und hielt mit dem gedemüthigten Stolze keine gar zu scharfe Rechnung. Gar an-

anſehnliche Geſchenke brachten den Ueberfluß wieder in ſolche Familien zurück, die daran gewohnt waren. Sie erhielt viele vornehme Frauensperſonen in einem anſtändigen Aufzuge, deren Namen ich verſchweige: weil gewiſſe Reden ihrer Kinder mich belehret haben, daß man ſich in dieſen Häuſern vielmehr ſchämet arm, als undankbar zu ſeyn. Man könnte ein dickes Buch von allem dem ſchreiben, was von ihren Gutthaten bekannt iſt; aber unfehlbar ein noch viel größeres von denen, die ihre linke Hand nicht gewußt hat.

Die Einſamkeit, zu welcher ſie ſich ſelbſt verbannet hat, ließ es ihr an wölkigten Tagen nicht fehlen. Zu Paris errieth man dieſes; zu St. Cyr ward es niemand gewahr. Einige behaupteten: ſie würde aus dem Stifte wieder heraus kommen; ſie kam aber nicht anders heraus, als um Kranke zu beſuchen. Sie war vieler Beſuche, vieler Geſchäffte, einer Lebensart gewohnet, die voller Abwechſelungen geweſen. Es ward ihr freylich in einem Hauſe die Zeit lang, wo ſie immer dieſelben Geſichter ſah; von welchem ſie alle Neuigkeiten ausgeſchloſſen hatte, und wo ein Tag allen andern gleich war. Das Andenken der vergangenen Zeit vergällete ihr die gegenwärtige. Allein ſie war gewohnet, ſich ſelbſt zu überwinden, und erlaubete ihrer langen Weile niemals, daß ſie ausbrach. Man erfuhr es erſt nach ihrem Tode. Ihr Beichtvater geſtund, daß ſie mit ſich ſelbſt habe kämpfen müſſen; allein daß dieſe innerlichen Unruhen nicht

lange gedauret hätten. Die Gnade brachte in diesem getreuen Herzen dasjenige bald wieder in Ordnung, was die Natur darinnen zerstörete.

Sie hätte sich gar leicht wieder mit denen angenehmen Gesellschaften vereinigen können, die sie verlassen hatte. Die Frauen von Dangeau, von Caylus und von Lexi, bestrebeten sich, sie wieder an sich zu locken. Allein es sey nun aus Mistrauen gegen ihren eigenen Geschmack, oder aus Gleichgültigkeit gegen alles das geschehen, was ihr ehedem gefallen hatte: so besuchete sie ihre alten Freunde sehr selten. Und welche Lieblinginn behält auch wohl Freunde nach ihrem Falle? Frau von Maintenon allein behielt alle die übrigen: Herr von Villars, von Harcourt, Villeroi, Uzelles; Roban, Ventadour, kurz alle die größten Namen vom Hofe des Regenten, die verehreten sie, und strebeten ihr nach; gleich als ob sie auf dem Throne gesessen hätte.

Ihr Umgang war annoch voller Reitzungen. Ihr Körper war schwächlich: das hohe Alter hatte bloß ihr Gehör und Gesicht verschonet; das Herz und der Geist aber waren unversehret. Sie schrieb, sie redete, sie dachte noch eben so richtig und vernünftig, als in den ersten Jahren ihrer Jugend. Einsmals, als sie die versammleten Stiftsfräuleins ausschalt, fiel eine neue Stubenmagd, die es mit anhörete, ihr in die Rede, und sagete: pox Stern! das ist mir noch wohl eine gebiethe-rische Frau!

Als

Als sie sich ehemals noch bey Hofe im Mittelpunkte des Witzes befand, hatte sie denselben verachtet, und von St. Cyr verbannet. So bald sie in ein Kloster getreten war, erkannte sie, wie sehr die müssige Zeit eines Hofmannes dieser Zuflucht benöthiget wäre; und daß sinnreiche Sachen gar vieles zur Ruhe des Herzens beytragen. Die Musik, einige Auftritte aus Trauerspielen, angenehme Erzählungen, kleine theatralische Vorstellungen, artige Liederchen, nützliche Bücher, unschuldige Spielereyen; kurz, alles was sie ehemals verbannet hatte, ward wieder hervorgesuchet. Man las ihr die Nachrichten des Cardinals von Retz vor, in welchen so viele Personen abgeschildert sind, die sie gekannt hatte; dann die Geschichte des le Vassor, in welcher sie selbst von weitem angegriffen wird; und denn den P Daniel, der ihres Großvaters allemal mit Ruhme erwähnet.

Die Handschrift des Fräuleins von Aumale saget nicht, was sie von allen diesen Büchern gedacht habe. In einer kleinen Schrift des Jansenisten Villefor hat sie gelesen, daß die Frau von Maintenon voller guten Gesinnungen, aber furchtsam wäre; ihr Character sey redlich, aber nicht sonderlich erhaben: und in allen Stücken folge sie bloß dem persönlichen Nutzen des Königes. Sie lächelte hierzu, unfehlbar in den Gedanken, daß, wenn sie dieses alles wäre: so wäre sie eben dasjenige, was eine Frau seyn sollte; und daß, da die eheliche Liebe alle diese Pflichten in sich begriffe, sie auch deren Fehler entschuldigte.

Der Antheil, welchen sie an den öffentlichen Geschäfften gehabt, ihr Eifer für die Kirche, und ihre Liebe gegen den Staat, erlaubeten ihr nicht, in Ansehung der Vorfälle der Regierung gleichgültig zu bleiben. Sie hätte freylich lieber gar nichts wissen mögen, und begehrete gleichwohl, man sollte ihr alles sagen. Die Neugierde, sagete sie: ist die letzte Eigenschaft, die mit uns stirbt. Ich habe die Sachen gar zu sehr in der Nähe gesehen.

Wir wollen doch einen Blick auf dasjenige werfen, was ihr zu Herzen gehen konnte. Ihr Character ist bekannt. Die Erzählung der Vorfälle wird den Character ihrer Empfindungen darstellen.

Das fünfte Hauptstück.

Oeffentliche Angelegenheiten.

Die erste Bemühung des Regenten war, die Jansenisten zu gewinnen; denn er war gewiß, daß er allemal Jesuiten würde bekommen können, wenn er sie haben wollte: und zweytens die Pachter zu verfolgen. Man errichtete eine Commission wider dieselben, welche sehr heilsam gewesen seyn würde, wenn man nachmals noch eine andere wider die Commissarien ernennet hätte. Die Lieblingsinnen und Lieblinge verkauften ihren Schutz den Schuldigen; die Richter aber ihre Urtheilsprüche. Herr Fourqueux, Präsident dieser Gerichtsbarkeit, ward der Siegelbewahrer zugenamet; weil die silbernen Siegel des Bourvalais auf seinen Antheil gefallen waren, dessen Beute unter die Freunde des Prinzen vertheilet worden war. Die reichsten waren allemal die unschuldigsten. Das ganze Volk schrie über die Ungerechtigkeit dieses Gerichtes, welches vermuthlich das letzte in seiner Art bleiben wird. Es ist endlich einerley, ob Frankreich von Pachtern oder Hofleuten bestohlen wird; sein Schicksal bringt es einmal so mit sich, daß es bestohlen werden muß. Die Jesuiten und die Pachter trösteten sich einer den andern: Man will niemanden zu Leibe, sageten sie, als den rechtschaffenen Leuten.

Der

Der Regent hatte dem Herzoge von Bourbon versprochen, den legitimirten Prinzen denjenigen Rang und die Vorrechte wieder zu nehmen, welche Ludwig der XIV. sich unterstanden, ihnen zu geben. Allein, so aufgebracht er wider diese Erhöhung gewesen, so lange er selbst gehorchet hatte: so wenig war es ihm gelegen, eifersüchtig darüber zu werden, seitdem er selbst regierete. Der Herzog von Bourbon erinnerte ihn seines Versprechens; der Herzog von Orleans schob dessen Vollstreckung auf, und er versprach dem Herzog von Maine ganz andere Dinge. Die Prinzen, welche besorgeten, er möchte mit ihnen eben so gut sein Spiel treiben, als mit seinem Worte, bathen in einer Bittschrift an den König, um ein Staats-Gericht in vollem Parlamente. Die legitimirten aber gaben eine andere ein, daß man es bis zur Mündigkeit des Königes möchte ausgestellet seyn lassen. Dem Regenten gefiel dieses Mittel; er sah ein: daß ein Vormund zwar wohl befuget sey Verordnungen zu machen, aber nicht Gesetze umzustoßen. Man sagete ihm, das Begehren des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse träte seinem Ansehen zu nahe, die, ob sie gleich nur vormundschaftlich wäre, dennoch nicht minder unumschränkt wäre.

Man läßt sich leicht von demjenigen überreden, was unsere Macht vermehret. Der Regent glaubete daher, seine Ehre läge daran, diesen großen Streithandel zu schlichten. Die königliche Gewalt, sagete er, ist niemals unmündig; soll aber deren

deren Handhabung nicht in den Händen eines Regenten seyn? insonderheit in einer Monarchie, in welcher kein einziges Corpus offenbar der Bewahrer der Vorrechte des Landesherrn, noch der Vorrechte des Volkes ist?

Er ernannte gewisse Commissarien; und die Kinder des Königes wurden so gut herunter gesetzet, als sie erhoben worden waren, und beydes widerrechtlich. Alle ihre Bittschriften wurden widerleget; da es doch keines verdienete. Sie wandten sich an die allgemeinen Stände des Königreichs; das Parlament fragete nichts nach ihrem protestiren, und der Regent ließ einige Edelleute in die Bastille stecken: welche deren neun und dreyßig beredet hatten, sich ebenfalls an die Reichsstände zu wenden.

Den 2ten Julius 1717.

Das Edict übrigens, welches die legitimirten Prinzen verurtheilete, war gar nicht mit derjenigen Heftigkeit und Parteylichkeit abgefasset, welche man von dem Regierungsrathe vermuthet hätte. Der Monarch erkennet in selbigen, daß er über die Krone nicht schalten könne, und daß es dem Volke zukomme, sich einen Herrn zu wählen, sobald die Bourbons ein Ende nehmen sollten. Allein es läßt die Herzoge von Maine und den Grafen von Toulouse in dem Besitze des Vorranges ihrer Herzogthümer.

So

So himmelschreyend auch das Unrecht war, welches der verstorbene König seiner Nation gethan hatte: so ist es doch erstaunlich, daß solches nicht länger gewähret hat. Selbst die Prinzen vom Geblüte, welche die Gemahle seiner natürlichen Töchter geworden waren, schienen gehalten zu seyn, daß selbe zu behaupten. Die Vergesellung ihrer Schwäger zu ihrem Range, schien den Schandfleck ihrer ungleichen Heirath auszutilgen. Das Edict vom Julius 1714. hatte noch einen gar ansehnlichen Raum zwischen den rechtmäßigen Prinzen und den legitimirten gelassen. Unsere Gesetze stellen sie in einer unermeßlichen Weite von einander, und unsere Sitten würden dieselben beybehalten haben. Der Herzog von Orleans stellete diese Betrachtungen auch an, und mäßigte die Wildheit des Herzogs von Bourbon: welcher als ein persönlicher Feind des Herzogs von Maine, seines Beschützers bey seinem Vater, ihn durch einen Parlamentsschluß, für einen Sohn des Marquis von Montespan erklären haben wollte. Wahrlich! die nachdrücklichste Predigt, die man wider den Despotismus und den Ehebruch halten könnte!

Der Regent, welcher befürchtete, der König möchte sterben, wollte sich wegen seiner Krone in Sicherheit setzen; und den Ast von Anjou davon ausschließen. Der Abt Dübois unterzeichnete zu London und im Haag den Tractat der Quadrupel-Allianz, welche dahin gieng, den König Georg auf dem engländischen Throne zu erhalten, und Phi-

lip-

lippen auf den franzöſiſchen zu ſetzen. Der Prätendent ward dieſem Anſchlage aufgeopfert; und zween Engländer, die ſich anheiſchig gemachet hatten, ihn zu Lorenz umzubringen, wurden entdecket, in Verhaft genommen, überzeuget und auf freyen Fuß geſtellet.

Den Deſmarets ſetzete man von dem Finanzweſen ab, nachdem er durch ſeine Vertheidigung bewieſen hatte, daß er allein im Stande wäre, ſelbiges zu verwalten. Der Herzog von Noailles ward Präſident vom Finanzrathe: und der Vilz, befreyete in einem Tage ganz Frankreich von drey mal hundert und drey und dreyßig Millionen Schulden; indem es alle Unterthanen, durch mäßige und faſt billige Herunterſetzung der Papiermünze, für das Unglück beſtrafete, einen kriegeriſchen König gehabt zu haben. Der Eingang zu dieſem Edicte war ſehr gelinde, und das Hauptwerk ſehr bitter. Das Volk ward mit aller möglichen Menſchlichkeit erwürget. Die Bedürfniſſe des Staates entſchuldigen alles!

Der Regent wollte alles mit eigenen Augen ſehen; er war in allen Gerichtsſtuben zugegen, und ſäete lauter Zwietracht unter die Staatsräthe aus, damit er nicht betrogen würde. Da er aber ſah, daß er doch hintergangen ward, ſo änderte er mit ihnen, wie man mit Buhlerinnen ändert; redete von nichts, als dem beſten des Staates, und dachte bloß auf ſein eigenes. Er war nicht ſehr arbeitſam, aber geſchäfftig; er liebet alles, aber nichts heftig; er

erlau-

erlaubete seinen Lieblingen, daß sie seine Gunst misbraucheten, und er selbst misbrauchete seinen durchdringenden Verstand; er beschützete oder unterdrückete die Religion, und zweifelte ob es eine gäbe; begehrete auch darüber kein Licht. Alle Tage widmete er den Geschäfften, und einen Theil der Nacht den Wollüsten: bey welchen seine Seele eine neue Stärke zu den morgenden Arbeiten zu erhalten schien.

Herr Voisin starb eines plötzlichen Todes. Der Herzog von Noailles begehrete dessen Stelle zu St. Cyr für sich selbst; und für seinen Freund, den Herrn Daguesseau, die Kanzlerstelle; er erhielt sie auch beyde.

Der Herzog von Orleans gerieth in Gefahr das Gesichte zu verlieren. Man meynete der neue Kanzler, der Herzog von Noailles, und der Cardinal sein Vatter, hätten schon gerathschlaget, ob sie ihm die Regentschaft nehmen wollten. Diese Sache ist gar nicht wahrscheinlich; und noch unwahrscheinlicher ist es, daß der Prinz die Gesinnungen solcher grundverschwiegenen Männer hätte erfahren sollen. Dem sey wie ihm wolle, der Abgott der jansenistischen Parten ward nach Fréne geschickt, und der Herzog von Noailles begab sich von Hofe. Die Siegel und Finanzen wurden dem Herrn Argenson übergeben, welcher wohl so gut war, als zween andere Männer, aber nicht als diese zween. Er war von vornehmer Abkunft, und hatte aus Dürftigkeit die Generallieutenantsstelle bey dem

dem Präsidial zu Angoulesme annehmen müssen. Endlich war er durch den Schutz des Herrn Pelletiers, der allein seine Verdienste kannte, Polizey-Lieutenant, und als ein solcher, Rath von Paris geworden. Der Pöbel hasste ihn, wegen seiner Härtigkeit; die Bürger schätzeten ihn hoch, wegen seiner Wachsamkeit. Er war zu allen Aemtern geschickt, und unter Ludwigen XIV. so gleich von den ersten Bedienungen ausgeschlossen, weil er in der seinigen vortrefflich war; arm, uneigennützig, und des Angriffes der öffentlichen Gelder verdächtig. Er war der Justizkammer durch die bloße Gewalt der Wahrheit, und den Ruhm seines Namens entronnen; er war der Verbesserung der Sitten vorgesetzt, und ward angeklaget, daß er sie verderbete; von den Jesuiten gehasset, ungeachtet er ihnen ergeben zu seyn schien. Er sagete ohne Unterlaß, die Ehre der Regentschaft wäre nur eine Ehre, die von einem zum andern geht, und starb gleichwohl vor Leidwesen, daß er diese so verachtete Ehre verlohren hätte. Er war der einzige Mensch, welcher das Parlament zu demüthigen, und dennoch die Nation zu retten gewußt hat. (s)

Den 26sten August 1718.

Law und der Siegelbewahrer theileten mit einander das Vertrauen des Regenten. Das Parla-

(s) Indem er das Edict angab, welches dem Gelde seinen Werth ertheilete.

Parlament befahl ihm, auf einen gewissen Tag persönlich zu erscheinen. Der König hielt großen Rath, in welchem alle Vorrechte eines Kanzlers dem Herrn von Argenson zugetheilet wurden; alles, was diese Gerichtsversammlung wegen der Münze beschlossen hatte, umgestoßen ward, die Herzoge und Pairs in dem Rechte des Versitzes über den Präsidenten à mortier, bestätiget wurden, die Oberaufsicht über die Erziehung des Minderjährigen dem Herzoge von Bourbon gegeben ward, ungeachtet er selbst kaum aufgehöret hatte, minderjährig zu seyn; der Herzog von Maine, welcher dem Regenten verhasset war, weil er die Quadrupel-Allianz verworfen hatte, zu der bloßen Würde eines Pairs hinuntergesetzet ward; der Graf von Toulouse ohne alle Billigkeit in dem Besitze derer Ehren erhalten ward, die man seinem Bruder widerrechtlich genommen; das Parlament gezwungen ward, diese seltsamen Neuigkeiten zu registriren, und folglich der Staat am Rande des Verderbens stand.

Die schönen Hoffnungen, so man von der Regentschaft gefasset hatte, verschwunden. Man bejammerte nunmehr Ludwigen den XIV. Man gestund, daß der im Testamente verordnete Rath weiser und nützlicher gewesen wäre; als alle diese Gerichtsbänke, in denen man über allem rathschlagete und nichts beschloß. Man spürete eine Reue, daß man seinem letzten Willen nicht gefolget wäre: welcher gleichsam ein kurzer Inhalt der ganzen Staatskunst war, welche er durch eine vieljährige Erfahrung erlernet hatte.

Die

Die zwo Partenen, welche die Kirche theileten, vereinigten ſich darinnen, daß ſie die neue Regierung tadelten. Der Herzog von Orleans hatte faſt ſo viel Feinde, als es Franzoſen gab. Bretagne, Poitou, die Normandie, alles war misvergnügt, und ſein eigener Hof war mit ſeinen Feinden angefüllet. Man ſuchete die alten Läſterungen wieder hervor, man ſetzte auch viele neue hinzu, man zitterte wirklich für das Leben des jungen Königes, der ſchon ſo frühzeitig unſer Vielgeliebter geweſen. Man hätte, hieß es, in ſeinen Taſchen vergiftetes Zuckerbrodt gefunden; der Marſchall von Villeroi hätte ihn vor einer Priſe Tabak bewahret, die ihn um das Leben gebracht haben würde. Die Frau von Vendome hätte ihn verhindert, von einer kleinen Zwiſchenmahlzeit zu eſſen, die man ihm aufgetragen hatte: und hundert andere unvernünftige Gerüchte mehr; welche den allgemeinen Haß bewieſen und vermehreten. Der Regent hatte geſaget: Zwey Dinge werde ich nimmermehr leiden: und ſollte ich auch lebendig verbrannt werden: einmal, daß man dieſem Kinde nach dem Leben trachte; und dann, daß Spanien in Frankreich zur Regierung komme. Diejenigen, die ihn kannten, zweifelten hieran nicht; das Volk aber ſah bloß ſeine Freygeiſterey, und in derſelben, die Neigung alles zu unternehmen. Fontenelle, ein Zeuge des öffentlichen Abſcheues gegen ihn, ſagete zu ihm: Nun? gnädigſter Herr, wie werden ſie ſich

aus diesem Handel heraus wickeln? Ach! sehr gut! erwiederte der Prinz.

Damals nun kamen die berühmten Philippischen Oden (Philippiques) zum Vorscheine. Es sind Verse sonder Poesie, Oden ohne Begeisterung, und verdienen vielmehr verachtet, als bestrafet zu werden. Der Regent selbst verzieh die Angriffe der Satyren, allein seine Staatsbedienten rächeten ihn. Sie warfen diejenigen witzigen Köpfe, welche schuldig waren, oder für schuldig angeklaget wurden, in Gefängnisse und vergaßen sie darinnen; indessen daß der Prinz auf ein Sinngedicht, nur durch ein besseres antwortete. Ein junger Dichter, den man im Verdachte hatte, er habe wider ihn geschrieben; und welcher seitdem wider die ganze Welt geschrieben hat, beklagete sich einsmals auf der Seine-Brücke: er wäre auf eine plumpe Weise gezüchtiget worden. Was wollet ihr denn haben? sagete der Regent zu ihm. Gerechtigkeit! erwiederte der junge Mensch; die ist euch wiederfahren, antwortete der Prinz.

Seine Kebsweiber beherrschten ihn nicht. Die Gräfinn von P * * * welche man ihren Feinden Preis gab, mennete, seine schwache Stunde sey gekommen, und unterstund sich, ihn um eine wichtige Sache zu befragen. Der Liebhaber sprang aus dem Bette hinaus, nahm sie bey der Hand und führete sie vor einen Spiegel: Siehst du wohl, sa-

ſagete er, dieſen wunderſchönen Kopf? der iſt zu den Liebkoſungen der Zärtlichkeit gemacht, aber nicht zu Staatsgeſchäfften.

Ungeachtet er mit der Religion ſeinen Spott trieb: ſo ſah er doch endlich ein, daß ſie die beſte Triebfeder der Regierung ſey, und daß die Verderbniß oder Verbeſſerung der Sitten, auf die Wahl der Geiſtlichen ankomme. Als ein gewiſſer Abt aus ſehr vornehmen Hauſe ihm ſagete: ich bin beſchimpfet, wo Ihr mich nicht zum Biſchofe machet, erwiederte er: ich will lieber, daß ihr beſchimpfet werdet, als ich.

Das sechste Hauptstück.

Vermählung der Herzoginn von Berry.

Die Schwälgerey gieng noch immer ihren Weg fort, aber sie war nicht mehr so unmäßig als sonst. Die Prinzessinn von Chartres, die sehr schön war, von ihrem Vater sehr geliebet ward, und von Gott einen innerlichen Ruf bekommen, hatte zu Chelles das Ordenskleid der Benedictinerinnen anzenommen; und dahin solche Betrachtungen mit sich gebracht, die durch die Herzoginn von Berry bestärket wurden, welche sich sehr oft zu den Carmeliterinnen in die Einsamkeit begab. Die Hofhaltung dieser Prinzessinn wurde indessen mit vieler Pracht unterhalten. Man gab ihr den Palast von Luxenburg ein; das Lustschloß la Meute ward zu ihren Ergetzungen bestimmet: ja man lieh ihr sogar Meudon.

Im funfzehenten Jahre war ihre Schönheit vollkommen gewesen; allein sie ward außerordentlich fett, ungeachtet sie gebrannt Wasser im Ueberflusse trank. Ihre Gesichtszüge selbst änderten sich davon; und sie behielt nichts mehr übrig, als die schönsten Hände von der Welt, von welchen die unbarmherzige Lästersucht vorgab, daß ihr Vater selbst sie anbethete.

Der Graf von Riom erhielt alle ihre Zärtlichkeit, und endlich auch ihre Hand, damit sie sich nur

nur von denen Gewissensbissen befreyen möchte, die sie beunruhigten. Folgendes hat die Frau von Mouchi, ihre Staatsdame, einer ihrer Freundinnen erzählet.

Die Herzoginn von Berry, welche der Wollüste satt war, bereitete sich eine Zelle bey den Carmeliterinnen zu, deren strenges Leben ihr jedesmal, wenn sie der Sünde überdrüßig war, großes Verlangen erweckete. Einsmals, nach einer langen Eingezogenheit daselbst, communicirte sie mit großer Andacht; und nach dem Abendmahle gab sie der Frau von Mouchi ein Briefchen an ihren Liebhaber. Die Staatsdame trat vor Schrecken und Abscheu, über dem Anblicke einer so grausamen Kirchenschänderey, ein paar Schritte hinter sich. Die Prinzessinn bemerket diese Bewegung; ruft sie zu sich, schreyet überlaut, weinet, schluchzet, seufzet, und gesteht ihr: daß dieser Liebhaber ihr Gemahl sey. Frau von Mouchi zweifelte auch so wenig daran, daß, nachdem Herr von Riom Stadthalter geworden; sie für ihren Mann um das Amt eines Oberaufsehers der Kleiderkammer des Grafen von Riom mit einem Gehalt von viertausend Pfunden anhielt.

Die Herzoginn von Berry indessen machete sich ihres Gemahls wegen nicht arm. Als der Herzog von Lauzün, sein Anverwandter, ihn zum Heere, mit sehr sparsam gestickten Pferdedecken abreisen sah, sagete er zu ihm: mein lieber Oheim, als ich noch in Luxemburg schlief, waren meine Pferdedecken gedoppelt gestücket.

Sie hatte eine Tochter von ihm, welche man der Frau von Moucht anvertrauete, die gar wohl errieth, wem sie angehörete. Kaum hatte sie dieselbe gestillet, als einige unbekannte Leute kamen, ihr dieselbe abzufodern. Frau von Moucht weigerte sich, sie ihnen auszuliefern. Auf nochmaliges Anhalten aber, lief sie zur Prinzessinn, welche bey dem Spiele saß, unruhig ward, und nichts antwortete: Bald darauf sagete sie zweymal: Laßt sie machen! Laßt sie machen! ohne daß sie ihr einen schriftlichen Befehl geben wollte.

Die Prinzessinn von Berry ward von einem Schlagflusse überfallen. Bevor sie noch die letzte Oelung empfieng, ward der Herzog von Orleans herbey gerufen. Frau von Moucht wollte hinausgehen; allein der Prinz befahl ihr, nur von weiten stehen zu bleiben. Die Herzoginn redete einige Zeit mit ihrem Vater, aber so leise, daß Frau von Moucht nichts vernehmen konnte. Das aber hörete sie sehr deutlich, daß der Regent nach dieser Unterredung ausrief: was saget ihr mir da, meine Tochter? Er schien sehr bewegt zu seyn, und gieng im Zimmer mit einem Stillschweigen, und einer Eilfertigkeit auf und ab, die Zeugen seiner Bestürzung und seiner Unruhe waren.

Nach ihrem Tode foderte er von der Frau von Moucht die Schreibchatoulle der Prinzessinn, die sie ihm gab. Einen Augenblick darauf foderte er

von

von ihr das Kind, welches ihr heimlich wäre anvertrauet worden. Frau von Moucht antwortete, sie hätte es, auf Befehl der Herzoginn, unbekannten Leuten übergeben. Der Regent stieß die heftigsten Drohungen wider sie aus, wofern sie das Kind nicht wieder schaffete. Der Abt von Champigny ward an sie geschicket, und sagete ihr: sein Kopf stünde für dieses Kind; sie antwortete ihm eben dasselbe. Der Herr de la Vrilliere kam zu ihr, um sie zu vernehmen, und drohete ihr mit der Bastille. Sie beharrete allezeit bey der Antwort: die grausamsten Martern könnten sie nicht zwingen, etwas zu bekennen, was sie nicht wüßte.

In dem Augenblicke nun, als dieser Staatsrath den Pallast von Luxenburg verließ, kam das Fräulein von Beauveau, eine berühmte Bethschwester zu ihr, und fragete sie: wer denn künftig das Kostgeld für ein Kind zahlen würde, welches man auf Befehl Ihrer Königl. Hoheit, der Herzoginn von Berry, in ein gewisses Kloster von Paris gebracht hätte? Den Augenblick schrieb die Frau von Moucht dieses an den Regenten. Der Regent verwies hierauf sie und ihren Mann ins Elend; nahm die Tochter aus dem Kloster, und schickete sie nach Amiens, allwo sie bey den Stiftsfrauen von Mauroncourt von der Ordensregel von Fontevrault, mit der Gräfinn von . . . zugleich erzogen worden, die mir dieses erzählet hat. Sie stund daselbst in

großer Achtung, ward als eine Prinzessinn bedienet, und für eine Bürgerliche gehalten. Man nennete sie Mademoiselle Benoit. Von hier ward sie unter eben demselben Namen, als Kostgängerinn nach Valenciennes geschickt, allwo sie die Ordenskleidung annahm. Sie lebet noch, und sieht ihrer Mutter nach allen Zügen gleich, sie hat große wohlgeschnittene Augen, einen blutrothen Mund, abhängende Wangen, und ist weiß wie eine Milch.

Bey dieser Nonne erinnere ich mich einer zu Moret, welche Voltaire (t) und der Pöbel, für eine Tochter Ludwigs des XIV. gehalten haben. Sie war Tochter eines königlichen Kutschers, und die Frau von Maintenon hat es oftmals zween Damen erzählet, die ich kenne. Der König, saget der Geschichtschreiber, gab ihr zwanzig tausend Thaler Aussteuer. Es war aber Frau von Maintenon, und ein Umlauf in der Gesellschaft der Mildthätigen, die sie ausstatteten. Er füget hinzu, Frau von Maintenon sey bloß deswegen nach Moret gefahren, um dieses auf ihre Geburt stolze Mägdgen zurechte zu weisen. Allein Frau von Main-

(t) *Siecle de Louis* XIV. Tom. II. Part. III. Der Verfasser eignet Ludwigen dem XIV. auch noch eine andere Tochter zu, von einem Fräulein, die der Frau von Montespan ergeben gewesen; und saget: diese Tochter wäre an einen Edelmann zu Versailles, Namens de la Queue, verheirathet geworden.

Maintenon fuhr drey oder viermal des Jahres in dieſes Kloſter, unterſtützete ſolches durch ihre Freygebigkeit, und ertheilete ihm heilſame Rathſchläge. Er verſichert, man erinnere ſich noch zu Moret, dieſe Möhrinn habe geantwortet: die Mühe die ſie ſich nehmen, Madame, zu mir zu kommen, um mir zu ſagen, daß ich des Königes Tochter nicht ſey, beweiſt mir zur Gnüge, daß ich es bin, u. ſ. w. Dieß iſt ein Supplement zu ſeiner Scarteque von gedruckten Lügen.

Das ſiebente Hauptſtück.

Verſchwörung wider den Regenten.

Der Cardinal Alberoni, welchen die Natur zu einem großen Manne gemachet, und das Glück hatte, zu einer Ehrenſtelle erhoben zu werden, allwo er ſeine Größe zeigen konnte, dachte darauf, wie er ſich wegen des Befehls rächen möchte, welchen der Regent nach Spanien geſchicket hatte: man ſollte ſich entwaffnen; die Herzoginn von Maine aber, welche über der Erniedrigung ihrer Familie außer ſich war, ſann darauf, wie ſie derſelben, durch Beyhülfe des Königes von Spanien, wieder aufhelfen möchte.

Der P. Tournemine empfahl ihr zum Agenten an dieſem Hofe, den Baron von Valef, welchem die Prinzeßinn anbefahl, mit dem Alberoni zu unterhandeln. Das Misvergnügen einiger großen Herren vermehrete die Hoffnungen der Herzoginn von Maine. Der Graf von Caval, der Marquis von Pompadour, der Cardinal von Polignac, bothen ihr ihre Dienſte und ihre guten Freunde an. Der letzte, welcher zu einer Hofliſt geſchickter war, als zu einer Verſchwörung, ſchlug vor: er wolle ſich mit dem Prinzen von Cellamare, ſpaniſchen Abgeſandten, in eine Unterhandlung einlaſſen. Dieſer Miniſter, und die Herzoginn, unterredeten ſich einigemale mit einander, und meyneten,

neten, es geschähe recht geheim, da doch der Herzog von Orleans alles wußte.

Ihr Anschlag war: den Tractat der Quadrupelallianz zu hindern, den König wieder in die Hände des Herzogs von Maine zu bringen, die Versammlung der Stände des Reiches zu fodern, sich des Nachts der Tullerie zu bemeistern, den Regenten bey irgend lustiger Beschäfftigung zu überraschen, ihn nach Madrid zu schicken, nach allen Provinzen eilende Bothen mit gehörigen Befehlen anszusenden, und an allen Orten Briefe vom Könige von Spanien, an alle Stände des Staates auszustreuen.

Diese Briefe waren schon fertig, es gab deren für den König, für das Parlament, für das ganze Volk. Der Cardinal von Polignac und Malezieu, Kanzler von Dombes, hatten sie aufgesetzet. Der Marquis von Pompadour hatte eine Bittschrift, im Namen des ganzen Adels aufgesetzet, um den König von Spanien nach Frankreich zu rufen. Alberoni hatte die Treue der Reformirten vergebens auf die Probe gestellet. Der Herzog von Maine wußte von allen diesen Streichen nichts; seine Gemahlin verbarg sie alle vor ihm, mit besserm Erfolge, als vor dem Herzoge von Orleans. Die, davon man die Entwürfe nach Madrid schickete, vervielfältigten sich täglich, und keine einzige ward abgeschicket. Endlich vertrauete man sie dem Cardinale Porrocarero.

Der Regent erfuhr solches durch die la Fillon, eine berühmte Priesterinn des Venustempels.

Der

Der Secretair des Geſandten hatte an eine ihrer ſaubern Nonnen geſchrieben, er könne zu einer gewiſſen heimlichen Zuſammenkunft nicht kommen, weil ihm die Abreiſe des Portocarero viel zu ſchaffen machete. Die Fillon trug dieß Briefchen zum Siegelbewahrer, deſſen Verlegerinn und Spioninn ſie war. Einige wollten, die erſte Nachricht von dieſem Complot ſey aus London gekommen. So gleich ward ein Befehl gegeben, den Abt beym Kopfe zu nehmen. Man erreichete ihn noch zu Poitiers, bemächtigte ſich ſeiner Briefſchaften, und lies die Perſon frey durchgehen. Hier nun ſah man die Verſchwörung offenbar. Der ſpaniſche Palaſt ward folglich beſetzt, der Geſandte in Verhaft genommen, und ſeine Schriften wurden ihm weggenommen. Man las darinnen verſchiedene Ränke; einige waren dunkel, andere nur entworfen, alle aber der Regentſchaft zuwider, und keine freundlich für den König. Man zog die Cardinäle von Rohan und Büſſy in Verdacht. Der Herzog von Richelieu ward überwieſen. Das Tagebuch des Abtes Brigant klagete auch die allertreueſten an. Die Marquis von Pompadour und St. Genies wurden in die Baſtille geſperret. Der Graf Daydie und der Marquis von Magey, Einführer der Geſandten, flüchtete nach Spanien. Der Cardinal von Polignac ward nach ſeinen Abteyen verbannet. Malezieu und ſein Sohn, der Herzog und die Herzoginn von Maine, alle ihre Bediente, und ihre Sachwalter wurden in Verhaft genommen.

Den

Den 9ten December 1718.

Die Herzoginn von Maine ward, unter der Begleitung des Herrn de la Billardri, nach Dijon geschicket, und ihr Gemahl nach der Citadelle Dourlans, unter der Begleitung des Favancour, welcher grausam mit ihm verfuhr; ihre Söhne wurden nach Eu verwiesen, und ihre Tochter zu Chaillot eingesperret.

Der Marschall von Villeroi schrieb diese Neuigkeiten an die Frau von Glapion, Vorsteherinn von St. Cyr, und bath sie, der Frau von Maintenon deren Bitterkeit zu benehmen. In dem Augenblicke, da man diesen Brief brachte, war Frau von Glapion eben bey ihr. Frau von Maintenon nimmt ihn, und reißt das Siegel eiligst auf; sie liest darinnen die schmerzhafte Zeitung, ohne einen Schrey zu thun, oder eine Klage spüren zu lassen. Sie steht auf, und eilet nach der Kirche. Frau von Glapion liest das Schreiben nach ihr, fällt in Ohnmacht, steht nicht anders auf, als um ihr mit tausend Thränen zu folgen, und bleibt an der Thüre des Thores stehen, aus Ehrerbiethung gegen ihren Schmerz. Frau von Maintenon kam mit einem Fieber heraus, welches sie seitdem nicht mehr verließ. Der Herzog von Maine hatte die erste Hand an ihre Erhöhung geleget, und brachte nunmehr auch ihr Unglück auf den höchsten Gipfel.

Der Regent, welchem die Natur so viel herrliche Tugenden ertheilet hatte, und welchem die Re-

gie-

gierungskunst so viel nützliche beybrachte, rächete sich an seinen Feinden durch Gnade. Die Staatsräthe wollten ihre eiserne Hand, sonder Unterscheid, auf die Unglücklichen oder Strafbaren fallen lassen. Der Herzog von Orleans aber milderte die Bitterkeit der Kerker, und verstattete den Verhafteten das betrübte Vergnügen des Bücherlesens, Spazierengehens, und der Besuche; welche auch die Grausamkeit selbst niemals in solchen Staatsgefängnissen verwehren sollte; dahin man auf bloße Muthmaßungen geschickt wird, die oftmals nichtig, oftmals die unbilligsten von der Welt sind.

Als die Prinzessinn erfuhr, daß ihr Eidam unschuldig wäre, und man nicht beweisen könne, daß ihre Tochter schuldig sey: so begehrete sie, man solle ihre Sache gerichtlich untersuchen, und dieses einem alten Gesetze gemäß, nach welchem unsere Könige sich zu denjenigen verbunden haben, was sie ohne Tyranney ihrem Volke nicht versagen konnten; nämlich daß sie einen Gefangenen nicht über die Zeit einbehalten wollten, ohne ihm seinen Proceß zu machen. Allein nach der Art, wie man ihr Anhalten aufnahm, sah sie wohl, daß die Gesetze, nachdem sie so oft für Privatpersonen geschwiegen, auch für die Prinzen nicht mehr redeten.

Das achte Hauptſtück.

Der Czaar kömmt nach St. Cyr.

Frau von Maintenon, welche zu ſchwach war, ſo vielen Uebeln zu widerſtehen, hatte weder eine geſunde noch frohe Stunde mehr. Frau von Caylus, welche beſorgete, ſie möchte unter der Laſt ſo vieler Betrübniſſe erliegen, eilete nach St. Cyr und brachte acht Tage daſelbſt zu. Sie ſah wohl, daß der tödtliche Streich bereits geſchehen war. Ich begehre nichts als den Tod, ſagete die Frau von Maintenon zu ihr, dieſer iſt mein einziges Glück. Und einen Augenblick darauf: ach! wenn wir alles wüßten, was Gott weis, ſo würden wir alles wollen, was er will. Und zuweilen: Mir gefällt das Lob ſehr, welches die Gläubigen dem Heilande gaben, als ſie voller Verwunderung ausriefen: Er hat alles wohlgemacht! Sie fügete hinzu: in allem was anjetzt vorgeht, ſehen wir das Gute nicht, was dereinſt daraus erwachſen ſoll; aber wir können es wohl errathen. Der Herzog von Maine wird erkennen lernen, was die Hohen dieſer Welt ſind; und die Herzoginn wird vielleicht die Irrthümer ihrer jungen Jahre beweinen. Der Herzog von Orleans beſteige den Thron, der Sohn Ludwigs des XIV. ſey in Faſſeln, der Unſchuldige werde mit dem

Schuldigen vermenget; alles das muß so seyn; es kömmt alles von Gott: alles ist gut, und dieses Gute ist allemal das Beste.

Auf dergleichen Betrachtungen einer Christinn, folgeten die Unruhen einer Frau, und zwar der allerempfindlichsten Frau. Sie hätte gewünschet in Dourlans zu seyn, um den Herzog von Maine zu trösten, und mit ihm zu weinen. Wann sie an die Erbitterung seiner Feinde gedachte, ward sie ganz niedergeschlagen; wann ihr aber der Schatz von Gottesfurcht einfiel, den sie in ihn gesenket hatte: so machete sie sich Vorwürfe, daß sie Thränen über ihn vergösse, die er selbst nicht über sich vergoß.

Damals, und da sie sich von der Welt gänzlich los gemachet hatte, verbrannte sie diejenigen Schriften, die ihren Stand würden bewiesen haben. Man soll, sagete sie, niemals erfahren, wer ich gewesen bin, wenigstens in Ansehung des Königes. Vielleicht werden einige diesen Streich des Verdrusses oder der Demuth misbilligen: allein, was ist doch die Welt in den Augen desjenigen, der sich beständig zu Gott erhebt? Es ist was leichtes, sie selbst zu entschuldigen; aber wie wird man ihre Gewissensräthe entschuldigen?

Diese von ihr so sehr verachtete Welt hegete indessen noch viel Hochachtung gegen sie. Derjenige moscovitische Kaiser, welcher allenthalben Menschen aufsuchete, und selbst ein großer Mann war, wollte ebenfalls die Frau sehen, die Ludwig der XIV. geliebet hatte. Die Frau von Maintenon ließ ihn um die Erlaubniß bitten, ihn auf ihrem

Bette

Bette zu empfangen. Das ganze Stift empfieng ihn in Ceremonien-Kleidung, an der Pforte. Er gieng gerade zu, auf das Zimmer der Frau von Maintenon, mit einem Gefolge von etlichen französischen Herren und seiner kleinen Hofstatt. Er redete sie an; allein der Dollmetscher sagete weniger, als das Gesicht des Prinzen. Er selbst zog den Vorhang vom Bette auf, und winkete, man sollte es zu Füßen auch aufdecken. Er sah sie sehr aufmerksam an. Sie erröthete, und die Stiftsfräulein, welche sie in diesem Augenblicke gesehen, sagen: daß sie ihm noch schön habe vorkommen müssen.

Der Czaar sagete voller Verwunderung einige Worte, und fügete eine noch nachdrücklichere Handlung hinzu.

Von hier gieng er in alle Classen, schien sich zu wundern, daß er so wenig schöne Gesichter unter einer solchen Menge Fräulein fand. Er beschäftigte sich mit allen ihren Spielen, und ließ einen Grundriß vom Hause machen.

Einige Tage darauf, zeigete man ihm in einer großen Gesellschaft die Frau von Caylus. Als er nun erfuhr, daß sie eine Nichte der Frau von Maintenon wäre, drang er sich durch den Haufen, redete sie an, nahm sie bey der Hand, sah sie sehr an, und beehrete sie mit moscovitischen Höflichkeiten.

Da neunte Hauptſtück.

Tod der Frau von Maintenon

den 13ten März 1719.

Die letzte Stunde der Frau von Maintenon nahete ſich. Ihr Fieber nahm täglich zu. Es geſellete ſich zu demſelben ein außerordentlich ſtarker Schnupfen, der zuweilen ſo heftig ward, daß ſie ganz und gar nicht Othem holen konnte. Sie ſah wohl, daß ihr Lebenslauf ein Ende hatte, und ſagete ſolches der Frau von Caylus, und dem Herzoge nebſt der Herzoginn von Noailles; die ſie hatte kommen laſſen, weil es gefährlich mit ihr ausſähe.

Man nahm eine Aenderung in ihrem Zimmer vor, um ſie vor der Kälte zu ſchützen. Sie ſagete: das lohnet ſich wohl die Mühe um derer zween Augenblicke halber, die ich noch zu leben habe! Sie ſagete zum Herzoge von Noailles: mein lieber Herzog, bloß mein Tod kann mich wegen der Sorgfalt rechtfertigen, die ihr angewandt habet, um ihn zu verſchieben. Aber, ſetzete ſie hinzu, die Armen erſtarren vor Froſt! Sie ließ eine kleine Summe unter die Armen in dem Dorfe St. Cyr austheilen, damit ſie ſich Holz kaufen könnten. Sie dachte auch an die kleinen Fräulein von der rothen Claſſe, und ſagete zu ihrer Vorſteherinn: ich wollte wohl fünf oder ſechs mit mir erwärmen.

Man ſchlug ihr Abänderungen in ihren Fleiſchbrühen vor, weil ihr davor zu grauen anfieng. Sie antwortete: Beklage ich mich denn?

Sie

Sie ſetzete, ſo viel es ihre Krankheit erlaubete, die gottſeligen Uebungen noch immer fort, mit denen ſie ſonſt ihre Tage beſchäfftiget hatte. Sie hielt das oſterliche Abendmahl mit einer Andacht, die ſie wohl von der Reue hätte losſprechen können, daß ſie ſolches nicht mit ihren Kindern in der Kirche thun könnte. Dieß wird das letzte ſeyn, ſagete ſie zu ihrem Beichtvater. Seit langer Zeit aber hatte ſie ſchon ſo communiciret, als ob es nicht wieder geſchehen würde.

Der Marſchall von Villeroi kam auch, um ſie zu beſuchen, und brachte nach Gewohnheit, zwo oder drey Stunden bey ihr zu, ſie aber unterhielt ſich mit ihm noch, mit aller gewohnten Munterkeit und Annehmlichkeit.

Den 4. April. Man glaubete, es habe ſich ſehr mit ihr gebeſſert; der Puls war ruhig, der Arzt faſſete einige Hoffnung, St. Cyr war voller Freuden; nur ſie allein freete ſich nicht. Ich befinde mich beſſer, ſagete ſie, aber ich werde abreiſen.

Der Herzog und die Herzoginn von Noailles kamen wieder, und verließen ſie nun nicht mehr. Sie ſagete zu der Frau von Glapion: es iſt nun weiter nichts zu thun, meine Tochter, als Gott zu bitten, daß er meiner Ungeduld groſſe Schmerzen erſpare. Sie war ſo beunruhiget über der Angſt, die ſie den Stiftsfräulein erregen möchte, als wenn ſie in dieſem Hauſe nur einer von denen Gegenſtänden des Mitleidens geweſen wäre, welche die chriſtliche Liebe aufgenommen hat. Der Ordensregel war ſie bis ans

Ende ſo getreu, daß ſie auch alle Abende die Frau von Caylus nach Verſailles ſchlafen ſchickete.

Den 6. Apr. Sie ſagete zum Fräulein von Aumale: ob ich mich gleich ſehr übel befinde, ſo muß man doch die guten Werke nicht verabſäumen. Man ſchicke meine Gehalte ab; es iſt nicht billig, daß die armen Leute warten ſollen. Dieß war das erſte mal in ihrem Leben, daß ſie ihre Rechnungen nicht ſelber machete. Hierauf ſagete ſie: Ich habe eine große Freude erlebet; ich habe meine Gehalte voraus bezahlet: ſo werde ich doch wenigſtens auch nach meinem Tode noch Almoſen geben.

Den 7. Apr. Sie eröffnete ihre Chatulle und ſah nochmals ihr Teſtament durch, welchem ſie noch beyfügete: Ich gebe dem Herrn von Aubigne, Erzbiſchofe von Rouan, mein kleines Bildniß des Königes; und will, daß es beſtändig bey den Perſonen meines Namens bleibe, die es mit aller der Ehrfurcht und Erkenntlichkeit anzuſehen haben, die ihre Pflicht erfodert.

Sie ſagete lächelnd zum Fräulein von Aumale: das iſt doch noch ordentlich genug geſchrieben, und fügete noch einige Scherzreden über der Mäßigkeit dieſes Teſtaments hinzu. Bey Lebzeiten des Königes hatte ſie ein Teſtament gemachet, welches nur dieſe Worte enthielt: Das Fräulein von Aumale ſoll dieſen Aufſatz meiner Almoſen dem Könige bringen, und ihn bitten, daß er

er dem Fräulein von Breuilhac ein Gnadengehalt gebe.

Den 9. Apr. Das Fieber und der Husten nahmen ab; allein die Schwachheit nahm zu. Sie sagete zu der Frau von Glapion: Wahrlich, Madame, ich misbrauche Eure Gütigkeit: wer besorget indessen Eure Geschäffte? Als die Frau von Blosset ihr einen Brief brachte, legete sie ihn uneröffnet hin, und sagete: Ich bin zwar für die Welt noch nicht todt; aber die Welt ist todt für mich.

Den 14. Apr. Die Verdoppelung des Fiebers war mit vielen bösartigen Nebenumständen verbunden, welche alle Hoffnung raubeten. Man las ihr um Mitternacht in ihrem Zimmer die Messe. Sie communicirte auch in selbigem zum letzten male. Indem sie nun den Priester, den Arzt, die Frau von Glapion und das Fräulein von Aumale um ihr Bett herum stehen sah, sagete sie: ringe ich schon mit dem Tode? und in diesem stillen Frieden, welcher sowohl ein Zeugniß, als der Lohn eines unschuldig geführeten Wandels ist, verschied sie auch.

Den 15. Apr. Sie fiel in eine Einschläferung, daraus man sie nicht anders erweckete, als wenn man ihr von Gott vorredete. Man meldete ihr ohne alle Umschweife die letzte Oelung an. In diesem Augenblicke ermunterte sie sich, und sagete: sie freue sich recht. Sie sah alle Veranstaltungen zu diesem traurigen Sacramente an, und sagete zu denen Stiftsfräulein welche in Thränen zerflossen: habe ich es

euch nicht gesaget, daß es hierzu kommen würde? Ist um mein Bett herum noch etwas zu rechte zu machen? In währender feyerlichen Handlung, antwortete sie auf alle Sterbegebethe. Ihr Beichtvater bath sie; sie möchte doch dem ganzen versammleten Stifte ihren Segen geben. Ich bin es nicht werth, erwiederte sie. Er drang aber in sie, und sie gehorchete endlich.

Der Herzog von Noailles küssete ihr die Hand und fragete sie: wie sie sich befände. Sie antwortete: nicht eben sehr gut. Lebt wohl, mein lieber Herzog! in wenigen Stunden werde ich viel Dinge erfahren. Den Augenblick verfiel sie wieder in ihre vorige Schlafsucht. Der Todeskampf folgete kurz darauf. Sie lag indessen da, als eine Person, die ganz geruhig schläft. Ihr Gesicht, saget Fraulein von Aumale, schien schöner und ehrwürdiger zu seyn, als jemals. Um fünf Uhr nach Mittags erlosch sie wie ein Licht.

Ich würde eine sehr schwache Abschilderung von dem Schmerze und Erstaunen machen, welche alles empfand, was in St. Cyr wohnhaft war. Dem ersten Schrecken folgeten die Thränen und das Schluchzen. Eine jede Schwester beweinete denjenigen Theil des Glücks, den sie selbst verlohr; eine jede glaubete, eine Mutter verlohren zu haben. Allenthalben hörete man ein lautes Geschrey; die Mägde selbst vermengeten ihr Weinen mit der Vorsteherinn und der Fräulein ihrem. Alle Ordnung im Hause war gestöret; alle Uebungen wurden unterbrochen. Bald ward ein tiefes Still-

Stillschweigen beobachtet; bald horete man ein langwieriges Aechzen. Unter so vielen Personen von verschiedener Gemüthsart und Alter, ist ien dennoch die Betrübniß den ihnen allen einerley zu seyn. Entführen ja jemanden in dieser Trostlosigkeit einige Worte, so waren es Bereuungen; daß man das Gute was man jetzt verloren, nicht genugsam erkannt hätte: es waren unverstellte Lobsprüche, und einige Ausdrücke der Bewunderung, mit tausend schmerzlichen Ausdrücken vermischet. Man erinnerte sich einander ihrer letzten Worte; man fiel einander durch Schluchzen in die Rede; man drang sich zu ihrem Bette, um sie noch einmal zu betrachten.

Der Tod selbst hatte ihr Gesicht verschonet. Kein einziger Zug darinnen war verändert. Sie prägete noch Ehrfurcht ein. Man bethete für die Ruhe ihrer Seele, und man hätte sie gern selbst angerufen. Wohl denen, sagete man zu einander, die Gott in diesen schweren und harten Zeiten zu sich ruset! Denn ungeachtet es ihr sehr angenehm gewesen seyn würde, die ersten Tugenden eines Königes zu sehen, der durch ihre guten Freunde erzogen worden: so war es ihr dennoch auch ein Trost, der entsetzlichen Zukunft zu entgehen, welche die stürmische Regentschaft drohete.

Frau von Maintenon erlebete den Krieg nicht, welcher Ludwigs Enkel angekündiget ward; sie sah nicht den Aufstand von Bretagne; nicht den Dubois welcher mit dem Purpur beehret ward, und

durch seine Gegenwart alle Großen des Reiches daraus verjagete; den Herzog von Maine, der seine Wiederkunft bloß den Treulosigkeiten seiner Gemahlinn, gegen alle seine Freunde zu danken hatte; und das herrlichste Gericht von der Welt, mit Soldaten angefüllet und verwiesen ward, weil es in den Umsturz des Vaterlandes nicht willigen wollen. Sie sah nicht, wie Daguesseau, nachdem er mit Ehren von Irene wieder gekommen, zu Paris, mitten unter der allgemeinen Armuth, mit Schmach lebete; wie das Fräulein von Valois vier Millionen Aussteuer bekam; wie die Herzoge bey dem Rathe Recht suchen mußten; wie ein Pair von dem Parlamente beschimpfet wurde, der doch nicht der strafbarste der Pairs war.

Johann Law war nur noch erst durch einige Edicte bekannt. Aber bald darauf kamen täglich neue zum Vorscheine. Die Obermacht war ohne alle Gränzen. Gold oder Silber zu haben, das war ein Staatsverbrechen. Die reichsten Leute brachte man an den Bettelstab; und das unrechtmäßigste Vermögen ward am meisten gesichert. Die Begierde stürzte uns in Verblendung, und wir selbst wütheten in unser eigen Eingeweide. Ein Fremdling ohne Namen, ohne alle Redlichkeit, legete mit einem Streiche dem ganzen französischen Volke, das Haupt vor die Füße. Ludwig der XIV. hatte geseufzet, daß er dem Staate einige Wunden beygebracht; der Herzog von Orleans benahm ihm vollends alles Leben, und lachete dazu.

Frau

Frau von Maintenon ſtarb alſo zu ſehr rechter Zeit; indeſſen fehlete doch ihren letzten Augenblicken die Sorgfalt des Herzogs von Maine; und ihre Augen ſchienen bey ihren letzten Blicken ſich noch nach etwas zu ſehnen.

Nachdem nun der Herzog von Noailles das Teſtament eröffnen laſſen, ſo gab er die nöthigen Befehle, zu denen traurigen Ceremonien, zu welchen der Schmerz den St. Ludwigsfräuleins nicht erlaubete, die Veranſtaltungen zu machen. Ungeachtet die Frau von Maintenon begehret hatte, nur auf dem Gottsacker des Stiftes zu liegen: ſo ließ er doch eine Gruft mitten im Chore machen, um den einbalſamirten Körper in einem bleyernen Sarge da hinein zu ſenken.

Den 17ten April. Die Kirche ward ſchwarz behangen. Der Biſchof von Chartres, in Begleitung des Generals von St. Lazarus und ſeiner ſämmtlichen Geiſtlichkeit, verrichtete das heilige Amt im Pontificalhabit. Die Damen trugen das Leichentuch; die Fräulein die brennenden Fackeln; die ganze Kirche erſcholl von Geſängen und Schluchzen. Allein, als alles, was von der Frau von Maintenon noch übrig war, vor ihren Augen verſchwand, fiengen ſie viel heftiger an zu weinen, als ob ſie dieſelbe zum zweytenmale verlöhren. Wahrlich! eine Leichenrede, die ihrem Andenken viel rühmlicher iſt, als diejenige, die von dem Herzoge von Noailles unterdrücket ward. Der Redner hatte eine Materie vor ſich, die aller redneriſchen

Zier-

Zierrathe sehr fähig war; allein man glaubete: es wäre rathsamer zu schweigen, als nur halb und halb davon zu reden. Dieß war die Meynung desjenigen Herrn, an welchem St. Cyr einen solchen Beschützer gefunden, als die Frau von Maintenon ihn gewünschet hatte.

Was man aber nicht hatte sagen dörfen, das grub man doch in das Grabmaal, in einer französischen Grabschrift (u), welche der Abt Vertot gemachet, und der Herzog von Noailles durchgesehen hat, die einzige vielleicht, welcher die Geschichte nicht widerspricht, und in meiner Unterschrift in wenig Worten enthalten ist. Jemehr man die Franciſca von Aubigne, in den verschiedenen Gesichtspunkten ihres Lebens betrachten wird, destomehr wird man zweifeln, ob sie nicht eine Heilige, und fast eine Heldinn gewesen? Bonam facile crederes, magnam libenter.

Dieß ist es alles, was ich bis hieher von Ludwigs des XIV. Regierung, in der Hoffnung habe zusammen bringen können, daß meine Arbeit vielleicht der Ehre des Vaterlandes nützlich seyn könnte: wofern jemals dieser wichtige Theil unserer Geschichte

(u) Um nichts von allem auszulassen, was die Frau von Maintenon betrifft, will ich hier noch bemerken, daß der Verfasser des Siecle de Louis XIV. sich darüber ärgert, daß man recht mit Fleiß in ihrer Grabschrift den Namen ihres ersten Mannes ausgelassen. Hat man doch wohl darumm den Titel einer Dame d'atour ausgelassen! Die Einrichtung der Schrift litt es nicht anders.

ſchichte einen Geſchichtſchreiber findet, der ihr gewachſen iſt.

Vieleicht habe ich mich in gar zu viele Nebenumſtände eingelaſſen; vieleicht habe ich mich auch gar zu ſehr einem Character ergeben, welchen ich überall aufrichtig und wohlthätig befunden. Vieleicht habe ich an einigen Stellen gar zu wahr geredet, und in andern nicht Unterricht genug gehabt. Vieleicht habe ich auch allen meinen Leſern misfallen. Allein, ich kann es wohl ſagen (denn einer iſt, aus dem ich mir nichts mache) daß ich mich bemühet habe, niemanden zu beleidigen, und den mehreſten nützlich zu ſeyn; denen, die nachdenken, durch Begebenheiten, und den Leichtſinnigen durch Betrachtungen. Ich habe ihnen dasjenige, was ich für wahr gehalten, unverhohlen und ohne Furcht vor Augen gelegt. Ich habe die Frau von Maintenon ſo geſchildert, wie ich ſie in den getreueſten Nachrichten gefunden: und was iſt endlich mir daran gelegen, ob ſie Laſter oder Tugenden beſeſſen hat?

Benj.

anders. Konnte wohl Scarron mit Ehren neben Ludwigen dem XIV. ſtehen? An ſich ſelbſt zwar enthielt dieſer Namen nichts ſchimpfliches; aber er war ſchimpflich geworden. Dieſer Schriftſteller weis ja wohl mehr, als jemand ſonſt, daß der erſte beſte Namen, der ſich darſtellet, durch natürliche Gaben berühmt, und durch Laſter niedergeſchlagen werden kann?

Benj. Neukirchs Ode,

über den ungemeinen, und von den hohen Allirten wider die Franzoſen den 13ten Auguſt 1704. glücklich erfochtenen Sieg.

Endlich iſt einmal die Zeit,
Die gewünſchte Zeit gekommen,
Da dein langes Herzeleid,
Armes Schwaben! abgenommen;
Da das ſtolze Gallien,
Das ſo manches Land verzehret,
In zehn Stunden mehr erfähret,
Als kaum hundert Jahr geſchehn.

Tallard, der geprieſne Held,
Der, eh' er den Degen rühret,
Schon die muntern Feinde fällt,
Schon den Sieg in Handen führet;
Sieht ſich, (iſt es auch erhört?)
Mit viel andern ſeines gleichen:
Und lehrt ſeine Truppen weichen,
Die er ehmals ſtehn gelehrt.

Dieſe thun, was er begehrt:
Denn ſo große Generalen
Sind ja, wie mich dunket, werth,
Daß ſie auch in Faſſeln pralen.
Darum folgen ganz gemach
Sechs und zwanzig Bataillonen,
Und ein Duzend Eſquadronen
Ihnen auf dem Fuße nach.

Schreibt ihr Franzen! die Geſchicht
Eilends auf Gedächtnißbogen:
Denn ſie ſind auch, wie man ſpricht,
Gar mit Stücken eingezogen.

Wahrlich

Wahrlich eine schöne Bahn
Ruhm und Ehre zu erwerben:
Wer will in dem Felde sterben,
Wenn man also leben kann?

Schreibet, schreibt! das Glücke flieht,
Und läßt euren Porrhus stehen;
Der euch vor zu sehr bemüht,
Wird nun bald zu langsam gehen.
Doch wie fällt mir langsam ein?
Eilt sein Heer doch wie die Blitzen,
Und läßt ganze Städte sitzen,
Um nur bald bey euch zu seyn.

Fragt nicht, was es haben will.
Seine Wunden werden sagen,
Was sich für ein fremdes Spiel
An der Donau zugetragen.
Horet! ruft es mit Verdruß,
Fama mag es weiter melden!
Frankreichs Helden sind zwar Helden;
Aber kein Eugenius.

Aber nicht ein Marlborough,
Oder auch ein Prinz der Hessen,
Der uns unseren Betrug
Zehnfach wieder zugemessen.
Was wir in viel Jahren nicht
Mit der größten Müh gewonnen,
Haben diese drey ersonnen,
Und auch schleunig ausgericht.

Arme Franzen! schämt ihr euch?
Wie wird euch alsdann geschehen,
Wenn ihr in Paris zugleich
Könnt die Oberhäupter sehen?
Die drey Helden haben schon
Alles, was sie kann erheben;
Aber in dem andern leben
David, Judith, Salomon.

Keines liebt von ihnen Streit;
Aber jedes weis zu siegen.
Leopoldens Frömmigkeit
Gilt mehr, als die Macht im kriegen.
Friedrichs Klugheit geht voran;
Und wer kann dich, Anna, nennen,
Der nicht auch gleich muß bekennen,
Daß du als ein Mann gethan?

Wird die späte Welt den Krieg
Mit der Zeit in Büchern lesen;
Und wird sehn, was Ludewig,
Und was diese drey gewesen;
Fällt sie mir, ich weis es, bey:
Daß er zwar sehr groß geschienen;
Aber jedes unter ihnen
Wirklich mehr und größer sey.

Größer, denn sie haben recht!
Und ihr Krieg ist voller Segen.
Sprecht, ihr stolzen Feinde! sprecht,
Was ihr immer wollt, dagegen.
Frankreich ward durch List bekannt;
Drum ist es zu hoch geflogen!
Aber was die drey vollzogen,
Das geschah durch Gottes Hand.

Ende des fünften Theils.

Nachrichten,

welche zur

Geschichte der Frau von Maintenon,

und des verwichenen Jahrhunderts

dienen.

Sechster Theil.

Die I. Abtheilung.

Adelsbriefe und Urkunden.

Auszug aus dem Taufbuche des Kirchſpiels zu Niort, welches beſaget: daß Franciſca von Aubigne den 27. Nov. 1633. gebohren, und den 28. deſſelben Monaths getauſet worden. Ihr Pathe war, Franz von Rochefoucault, ihre Pathinn Franciſca von Neillan.

NB. Hierauf folget der Vertrag zwiſchen ihrem Vater, Conſtans von Aubigne, und Fräulein Johannen von Cardillac, und der übrigen Familie, über einen Theilungszwiſt, vom 1642. Jahre.

Ferner der Heirathsvergleich gedachter ihrer Aeltern von 1627. durch einen Notar von Bordeaux; ferner Schuldverſchreibungen, Vergleiche, Teſtamente, Schuldbriefe, Ehevergleiche vom Theodor Agrippa, Huldigungsbriefe, Pachtbriefe, Theilungsvergleiche, Schenkbriefe, und andre dergleichen Urkunden mehr, die das Haus von Aubigne angehen, bis zurück aufs 1068. und 1080ſte Jahr. Alle dieſe Stücke, die 18 Seiten füllen, würden in Deutſchland nicht den geringſten Nutzen haben. Wir haben ſie alſo weggelaſſen.

Die II. Abtheilung.

Auszug aus Briefen,

1. Schreiben des Theodor Agrippa von Aubigne vom 8. März 1622. an die Frau von Villette.

Er saget ihr, daß Genf halb belagert ist, und daß das Elend allgemein sey, weil allenthalben Sünde wäre.

2. Schreiben desselben an dieselbe vom 22. März 1622.

Er meldet seiner Nichtel, daß Gott, indem er ihm die Armuth zuschicket, ihm auch die nöthigen Gedanken giebt, und eine Gehülfinn, die gut seine Partey darinn hält. . . . „Wir haben euren Bruder hier, von welchem ich weder etwas Gutes noch etwas Böses sagen kann, das er uns nicht gewiesen hätte; und was ich ihm nicht nachsagen darf. Ich werde seine Aenderung erst nach der That selbst berichten. Euer guter Herr hat mir davon, als ein ehrlicher Mann geschrieben. Gott segne Murcat, und alle die darinn wohnen.„

3. Desselben an dieselbe, vom 9ten August, ohne Jahrzahl.

Er saget ihr, daß Genf aus der Hungersnoth komme, daß der Krieg nicht mehr so entsetzlich sey, als vorher, und daß man von der Pest bedrohet werde. Er erwartet sie mit Ungeduld zu Genf.

4. Von

4. Von demſelben an dieſelbe, vom 9ten Jun. 1627.

Er will, ſie ſoll die Sache mit den 50000 Livres zu Stande bringen, weil er fürchtet, daß die beſondern Händel allgemein werden möchten. „Nachdem ich Gott dabey angerufen, und hin und her gedacht, komme ich darauf, daß es eine ſehr harte Trennung iſt. Ich habe gleichſam mein Creſt fertig gebauet. Ich habe es für die Meinigen gethan. Genießen ſie es nicht, ſo werden ſie und ich im Himmel beſſer wohnen. Sobald ich Muße bekomme, ſo ſollen Hr. von Chauſepied, und ihr, neue Zeitungen von öffentlichen Begebenheiten haben. Grüße deine Kleinen.

5. Von demſelben an Hrn. von Villette, vom 7. Jun.

Er ſaget ihm, daß ſein letzter Brief unnütz iſt, da ſich der König immer mehr entfernet, und er ſeinem Gewiſſen ein Gnügen gethan: nihil intentatum ſe reliquiſſe. Er ſetzet hinzu: „Ihr ſeyd mein Wohlthäter, und die Wohlthaten von einer geliebten Hand ſind angenehm.

6. Von demſelben an denſelben aus Genf, vom 20ſten Jun. 1626.

Er meldet ihm den Empfang eines Wechſelbriefes von 16000 Livres. Er ſaget, daß er von Gelde entblößet ſey, und wenigſtens 4000 Livres brauche. Er ſetzet hinzu. Nehmet den Anſchlag meiner Einlagen (der Frau von Villette) gut auf, um die

Familie des Hrn. von Ade zu trösten. Denn ob er sich gleich von mir zu entfernen scheint: so nehme ich doch niemandes Fehler zur Entschuldigung meiner Pflicht. Er fraget auch, ob die Sitten der Artemisia, seiner Enkelinn, sich wohl zu der Bescheidenheit und Demuth reimen würden, die man zu Genf haben müßte?

7. Schreiben des Hrn. von Dangeau an Hn. von Aubigne, zu la Motte St. George.

Er biethet ihm seine Dienste an; bittet um seine Freundschaft, giebt ihm Lobsprüche, und setzet hinzu: „Seit einigen Tagen ist der König, als aus einem tiefen Schlafe aufgewachet; und fängt an etwas für mich thun zu wollen: da er mir in den 18 Jahren, die ich ihm gedienet, nichts gegeben hat. Zum wenigsten giebt er mir eine große Freyheit, ihm alles zu sagen, was ich will; ohne es übel zu nehmen: ob es ihn gleich sehr empfindlich rührte, und es ihm sonst niemand sagen dorfte. Machet mich also zu eurem Agenten bey Hofe. Ich will ihm alles so vorsingen, wie ihr es haben wollet; da ich allezeit die Gewogenheit derjenigen gewünschet, die ich für die rechtschaffensten, tapfersten und bravesten Leute halte, und die von erhabenem Geiste sind; und da ich erkenne, daß Ihr vor dergleichen Leuten noch etwas zum voraus habet.

8. Schreiben der Frau von Aubigne, an die Fr. von Villette, aus Genf den 14. Dec. 1625.

Meine Frau Tochter. Ich bitte Gott, daß eure Kleine derjenigen nacharte, deren Bildung sie hat:

hat: das wird eine doppelte Freude für Euch und alle die seyn, die sie lieben. Ich glaube, daß, da Ihr so beschäfftiget seyd, wir des Vergnügens Euch zu sprechen, nur wie einen Bliß genießen werden. Ich kann Euch die Traurigkeit nicht sattsam beschreiben, die wir mit Euch über die eilfertige Entschließung des Hrn. Ade empfunden. Er hat nichts zu seiner Entschuldigung. Ach liebste Frau Tochter, ich habe Euch sehr beklaget, diese so schnelle Veränderung so nahe bey sich gesehen zu haben. Man muß hoffen, daß Gott für die besorgten Schwierigkeiten sorgen wird.

9. Von derselben an dieselbe aus Genf, vom 5. May 1626.

Sie bezeuget ein großes Verlangen, sie zu sehen, und setzet hinzu: „Hr. von Ade schreibt an meinen Herrn, daß seine Kinder Euch oft besuchen, das ist ein großes Gut für sie, welches ihrer Stiefmutter Anlaß geben wird, ihnen alle ihre Pflichten zu erzeigen. Es ist unmöglich, daß diese geschwinde Aenderung, (vermuthlich eine zweyte Heurath) nicht allen, denen sie angehören, weh thun wird. Ich seufze darüber mit meinem Herrn. Allein, wenn die Kinder wohl versorget werden, so ist der Schmerz erträglich. Diese kleinen Seelen sind Gott zu lieb, um sie zu verlassen.

10. Von derselben an die Fr. v. Villette. aus Genf den 9. Jänner 1630.

Se berichtet ihr Neuigkeiten vom italienischen Kriege; und ihr Mann, von Aubigne, setzet hinzu:

wäre es nicht, um Neuigkeiten von den Wochen meiner einzigen zu haben; so würde ich mich mit meiner Krankheit entschuldigen. Denn Ihr seyd mir zwo Antworten schuldig. Um Gotteswillen laßt mich wissen, was er uns beschéret hat.

11. Von derselben an denselben aus Genf. den 14 Apr. ohne Jahrzahl.

Dieser Brief ist sehr lang. Sie wünschet der Frau von Villette zu ihrer Niederkunft Glück, und schreibt ihr Kriegsneuigkeiten; setzet sodann hinzu: Die große Hurtigkeit des Herrn (von Aubigne) ist mit dem Alter nicht vermindert, noch sein vortrefflicher Verstand; dem er bisweilen mehr Freyheit erlaubet, als die jetzigen Zeitläufte verstatten. Ich sage ihm oft, es sey Zeit seine Feder zu hemmen. Das würde ein Vortheil für ihn, und für seine Freunde seyn. Dieser Tage hatte er einen Anfall wegen des Buches des F . . (Fœneste) welches neu vermehret ist, und hier nicht wohl aufgenommen worden; wo die Leute dreymal ein Ding überdenken, ehe sie es einmal setzen. Ich hoffe, daß der Ruf anders lauten wird; aber es wird schwer gehalten haben. Er ist von einer sehr schlimmen Blähung (Colique) geplaget worden, und einige beschwerliche Zufälle haben sie begleitet: aber seit heute früh läßt es ein wenig nach. Wir besorgen sein Geschwür. Denn die Hüfte fängt ihm an wehe zu thun . . . Dieß schrieb ich diesen Morgen: und seitdem hat sich das Geschwür eingefunden u. s. w.

12. Schrei-

12. Schreiben von derſelben an denſelben.

Ich muß euch mit zitternder Hand und einem kummervollen Herzen melden, daß Gott unſern lieben Herrn, und euren gütigen und wohlgeſinnten Vater, ja auch meinen ſo herzlieben Vater und Mann zu ſich genommen hat; daß ich mich glücklich ſchätze, ihn bedienet zu haben, unglücklich aber, daß ich ihn nicht länger bedienen kann. Ach leider! er iſt mir auf einmal entriſſen worden; und es ſcheint mir noch unmöglich, zu glauben, daß dieſer Fall mir begegnet ſey. Ich werde ihn alſo nicht wieder ſehen! Ich werde das Vergnügen nicht mehr haben, euch mit eurer lieben Gattinn hier zu ſehen; welche hier die heilige Einigkeit unſers troſtloſen Hauſes geſehen haben würden. Mein lieber Herr machte dieſen Sommer ſein Teſtament. Itzo ſetzete er noch etwas hinzu, und ließ durch den Notar ſchließen. Ich muß euch ſagen, mein Herr, daß ich einen doppelten Verluſt erlitten habe. Gott hat meinen Bruder an demſelben Tage zu ſich genommen, da er über meinen lieben Herrn gebothen hat. Er ward Sonntags um 4 Uhr den 21. April der neuen Zeit, krank, und Donnerſtags früh den 9. May, am Himmelfahrtstage, gab er den Geiſt auf. Mein Bruder aber ſtarb an der Verzehrung um 3 Uhr Nachmittage. So ſchwer iſt die Hand des Herrn über mir geworden. Ich bitte meine Frau Tochter ihren ſehr gerechten Schmerz zu mäßigen. u. ſ. w.

13. Schreiben von derſelben an denſelben von Genf den 25 May 1630.

. . Ich glaube, mein Herr, ihr werdet euch auf den Weg machen zu uns zu kommen. Denn ich halte eure Gegenwart für nöthig. Ich habe an die gute Prinzeſſinn, von der Kraft der Bäder in der Schweiz geſchrieben. Sie antwortet darauf, was ihr der ſel. Herr von ſeinem kleinen Arpinas (Landgütchen) geſchrieben; daß ihr ſeine Beſchreibung davon gefiele. Es iſt ein ſehr artiger Ort. Müßte man es losſchlagen: ſo könnte es in keine würdigere Hände kommen. S. M. iſt aus Lion abgegangen, wo man den Herrn Cardinal erwartet, um ſich mit dem Könige zu unterreden. u. ſ. w.

14. Schreiben von derſelben an denſelben, aus Creſt, den 13 Jul. 1630.

. . Ich werde niemals denjenigen vergeſſen, von dem ich die Ehre gehabt ſo ſehr geliebet zu werden; und an den ich nicht ohne einen Strom von Zähren denken kann. Die Stunde ſeiner Ruhe war gekommen. Er war im Begriffe, ſich in die verdrüßlichſten Händel zu ſtürzen, die ich erſt nach ſeinem Tode erfahren habe. Ich werde auch allerley beſondre Umſtände davon erzählen, die ſich nicht ſchreiben laſſen. Ach! mein Herr, ich bin traurig bis in den Tod, daß er über ſein Vermögen, nicht nach eurem Wunſche, verordnet hat. Allein wann er etwas beſchloſſen hatte, ſo war er ſo unbeweglich, daß man nicht das Herz hatte, ihm zu widerſprechen. Sein Willen war das Gut Creſt zu verkaufen . .

Es

Es sind einige Schriften in den Händen des ersten Syndicus . . . Man meldet mir von Genf das Gefängniß des Herrn von Candale, den die Kaiserlichen gefangen haben, von welchen die Venetianer nochmals geschlagen worden. Unser seliger lieber Herr sagte: Wenn man sich in Italien schlägt; so ist es gut für dieß arme Land. Aber der Rückzug ist schwer. Man muß glauben, daß der Schutz Israels noch für uns seyn wird.

15. Schreiben von derselben an denselben von Genf den 8 Aug. 1630.

Sie schicket ihm eine Abschrift des Verzeichnisses von der Verlassenschaft ihres sel. Mannes. „Es giebt Historien, saget sie, die zu Basel sind, womit man ihn wegen der Pest nichts machen kann: der Herr de la Fosse war durchs Testament damit beladen. . . . Ich sagte ihm oft, daß die Ungleichheit einiges Misvergnügen erwecken würde. Er versetzete: wir wollen von etwas anderm reden. Ich liebe alle meine Kinder, aber ich muß für die ärmsten sorgen. Ich bin sehr erschrocken, als ich sah, daß er so wenig baar Geld übrig hatte. Die Abgeordneten der Herrlichkeiten (zu Genf) kamen, seine Briefschaften durchzusehen; worunter sie einen Aufsatz von dem Leben des Seligen fanden: darinn sie ausgestrichen haben, was von den Rochellersachen handelte, wie ihr aus beyliegender Abschrift sehen werdet. Denn sie halten es für gefährlich, und glauben, es könnte einigen Personen schaden. Sie haben mir Befehl gegeben, euch besagtes Blatt zu schicken, und euch

nebst

nebst dem Hn. Ade zu bitten, es mit den andern Büchern, die ihr davon habet, eben so zu machen. Ihr sehet, wie es mit uns steht, und worauf man fällt. Ach mein Herr, es giebt noch andre; viel wichtigere Sachen. Mich dünket, ich höre unsern lieben Herrn sagen: Gott gebe, mein liebstes, daß ich, weil ich doch kein Arzt seyn kann, nur kein Prophet werde! u. s. w.

16. Schreiben von derselben an die Frau von Villette.

Ich bin versichert, daß ihr euern Kummer, als eine wahre Christinn, mit eurer Tugend und Frömmigkeit erduldet. Aber ach! ich habe Ursache zu klagen, weil ich alles verlohren habe. Derjenige, durch den ich vergnügt lebete, indem ich ihn bediente, lebet nicht mehr! Mich dünket, daß ich nichts mehr in der Welt zu thun habe. Ich besorge, Gott in meiner Traurigkeit zu beleidigen . . Alles ist hier geordnet gewesen, als wenn Herr von Villette selbst hier gewesen wäre, der seelige Herr von Aubigne hat mir nichts ins besondere gesaget; als daß er mich zur Vollstreckerinn seines Testaments hinterließe. Ich entschuldigte mich, und sagte: er übergabe seine Geschäffte in sehr schwache, obgleich sehr getreue Hände. Er erwiederte: „Calandrin wird dir helfen; wie er auch mit aller Gutwilligkeit gethan hat. Ich werde an den Herrn von Rohan, der zu Venedig ist, wegen der Rechnung schreiben, die er mit dem sel. Herrn gehabt hat. Ich wollte gern wissen, ob Herr von Villette

und

und Herr von Ade, es zu frieden ſind, daß man die Schuld des Herrn Barons (Conſtans von Aubigne) an den Herrn Huguetan von Lyon bezahle? welche aus Hundert Livers beſteht, die ihm Herr Huguetan in ſeiner höchſten Noth vorgeſchoſſen.

17. Schreiben von eben derſelben.

Der ſel. Herr von Aubigne ward krank, Sontags um 4 Uhr des Morgens, den 9ten Apr. 1630. Er war bey ſehr gutem Verſtande, bis einige Augenblicke vor dem Tode. Er gab uns große Zeichen von der Freude, ſo er empfand; und wenn er Schwierigkeiten machete, etwas zu ſich zu nehmen, ſagte er: „Mein Liebes, laßt mich im Frieden hinfahren; ich will ſcheiden, um das Himmelbrod, zu genießen. Ich habe ihn mit allem bedienet, was ich mir nur ausſinnen können. Meine Mühe iſt nichts geweſen. Wenn ich mein Blut und mein Leben hätte geben können, ſo würde ichs herzlich gern gethan haben. In den zwo letzten Nächten, ward er von zween vortrefflichen Predigern, ſeinen guten Freunden, getröſtet. Es hat ihm weder an Beyſtande, noch an Troſte, bis an ſeinen letzten Seufzer gefehlet, und zwar von den trefflichſten Männern der Stadt, die ſeine Freunde waren. Er verdiente aber freylich noch viel mehr. Alle rechtſchaffene Leute beklagen ihn. Er hat ſeine Tage im Frieden beſchloſſen: und zwo Stunden vor ſeinem Ende ſagte er mit einem freudigen Antlitze, und einem ruhigen vergnügten Geiſte:

La voici, l'heureuſe journée,
Que Dieu a faite à plein deſir;
Par nous ſoit gloire a lui donnée,
Et prenons en elle plaiſir!
D. i.

Dieß iſt der Tag, den der Herr gemachet hat, laſſt uns freuen und fröhlich darinnen ſeyn. Gelobet ſey der Namen des Herrn. u. ſ. w.

18. Schreiben von Katharinen von Parthenai, an Hrn. von Villette; aus Parc den 16. Jun. 1630.

Sie ſtattet ihr Beyleid über den Tod dieſes Edelmanns ab, mit welchem unſre Religion ſo viel verlohren hat.

19. Schreiben des Prinzen Heinrichs von Roban, an Hrn. von Villette, vom 7. Jul. 1633.

Mein Herr, eure Briefe können mir nicht anders als angenehm ſeyn: weil ich Neuigkeiten aus einer Landſchaft vernehme, die ich ſo wenig, als die Freunde, ſo ich daſelbſt habe, jemals vergeſſen kann; weil ich eine Schreibart darinn finde, die wohl einen beſſern Geiſt, als den Meinigen vergnügen könnte; und weil ich die Fortſetzung ihrer Freundſchaft darinn finde, die mir allezeit ſehr lieb ſeyn wird: ob ich gleich ſehr verdrüßlich bin, daß ich euch meine Hochachtung gegen eure Perſon und Verdienſte nur in Worten bezeugen kann. Zur Vergeltung der inländiſchen Neuigkeiten, will ich Ihnen ausländiſche

diſche melden. Die Sachen in Deutſchland laufen allezeit gut für die gute Partey. Die Krone Schweden und die deutſchen Fürſten bleiben allezeit einig; und die Bemühungen unſers Königes dienen ihnen zu einer guten Kütte. Und gewiß, er behauptet dieſe Partey nach dem Tode des Königs in Schweden mit großer Ehre, und vielem Ruhme. Wir ſehen noch keine Wirkung von der Ankunft des Cardinals Infanten. Kein italieniſcher Prinz hat ihn beſuchet, und ein jeder hebt an, ſich nicht mehr vor ihm zu fürchten.

Ich kenne den Hrn. Gallieres ſehr wohl, von dem ihr gedenket. Er iſt ein rechtſchaffener Mann, der der Religion wegen nicht hat Kanzler von Frankreich werden können. So weit iſt es mit uns gekommen; daß wir Parteygänger werden müſſen, weil wir nicht zu Aemtern gelangen können; und gezwungen ſind, Böſes zu thun, weil man uns nicht erlaubet dem Vaterlande zu dienen. Ich habe in meinem Zimmer nichts als das Bild meiner Tochter, und eures Schwiegervaters. Ich bitte euch um die Fortſetzung eurer Gewogenheit.

20. Schreiben des Conſtans von Aubigne an ſeinen Bruder Nathan von Aubigne de la Foſſe; aus Niort vom 6. März 1637.

Es ſcheint ſein Elend ſey ſehr groß geweſen. Er ſaget, da er ſein älterer Bruder wäre, ſo ſchriebe

*) Zu verſtehen, im dreyßigjährigen Kriege der Evangeliſchen mit den Römiſchgeſinneten: als die Schweden immer über die Kaiſerlichen ſiegeten.

be er ihm freymüthig. Er danket ihm für sein christliches und brüderliches Mitleiden, und für den versprochenen Beystand. Er redet von einer Trübsal, in welcher sich in drey Monden ein vollkommenes Lustrum (eine Zeit von 5 Jahren) endigen würde. Vermuthlich redet er von seinem Gefängnisse. Auf den Fall muß er 1632. hineingerathen seyn. Er saget, da er keine Kinder erster Ehe gehabt: so habe er aus der zweyten, zween Söhne und eine Tochter; und der älteste von achtehalb Jahren, fange schon an etwas auszuarbeiten. Dieser älteste, welcher Constans hieß, ist also 1629. beym Leben seines Großvaters gebohren gewesen. NB. Die Fr. von Maintenon, die erst 1735. gebohren worden, ist also nicht eine Frucht der Ueppigkeit, mit der Tochter des Stockmeisters zu Chateau-Trompette, gewesen.

21. Schreiben desselben an denselben 1647. den 10. Jun. aus der Studierstube des Predigers Rhour zu Lion.

Er saget, in dem größten Elende begebe er sich nach Languedoc, oder in die Provence, unter dem Namen Karls Des Landes. Er bittet, dem Hn. Rhour 25 Livres wieder zu geben, die er ihm vorgeschossen. Er war den 16. Dec. 1642. zu Paris, wo er eine Quittung auf 1000 Genfer Gulden unterschrieb: welche seine Stiefmutter, Frau von Aubigne, Renata Burlamaqui, ihm vermachet hatte. Diese war eine Wittwe des Hrn. Barbani, und ward Renata, nach der Aebtissinn von St. Pe-

ter

ter zu Rheims, Tochter des Herzogs von Guiſe getaufet; zu welcher Hr. Burlamaqui zur Zeit der Bluthochzeit, mit ſeiner Familie geflüchtet war. Seine Frau kam im Pallaſte der Guiſen mit dieſer Tochter Renata nieder; und um das Andenken dieſer Gefälligkeit zu erhalten, iſt es gewöhnlich, den Namen Renata allen Mägdchen zu geben, die von dieſem Burlamaqui abſtammen. Die Frau von Aubigne ſtarb 1642 und ſetzete Renaten Burlamaqui, ihre Nichtel, Frau des Syndicus, Odet Lects, zu ihrer Erbinn ein.

22. Schreiben der Frau von Aubigne - Cardillac an Herrn von Villete vom 1. Jun. 1641.

Mein Herr Bruder, ich habe euren Brief vom 23ſten May erhalten, darinn ich einen Sport in ſehr gelinden Ausdrücken über einige Worte gefunden, die ein wenig nach der Sittenlehre ſchmecken, und mir entwiſchet ſind, und die ich lieber von euch lernen, als euch lehren wollte. Bey euch muß man nämlich den Urſprung und Grund aller ſchönen Dinge ſuchen. Ich bewundre eure Höflichkeit, wo ihr mir ſaget: wenn ich ſo fortführe, würde ich beſſer in der Morale als im Rechte fortkommen. Ich wünſche die Heurath unſrer lieben Nichte ſehr eifrig, ob ich ſie gleich nicht hoffe. Dieſer Freyer wäre viel vernünftiger, als ſein Schwiegervater: und alſo würde ich mit der Rechtsgelehrſamkeit nichts mehr zu ſchaffen haben. Euer Bruder muß euch das, was ich ihm ſchreibe, ſehr übel erkläret haben: dafern Ihr den geringſten Grund gehabt zu glauben, daß

ihr die mindeste Schuld an den so unnützen als ungestümen Besuchen gehabt; da er allemal so neugierig ist, daß er nichts findet, was er nicht liest. Ich habe euren Brief augenblicklich zum Herrn Vaugelas geschicket, und ihm euren Gruß vermeldet; worauf er mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit geantwortet. Dieser Medor, von dem ihr redet, wird, wo er so beschaffen ist, von eurer Nichte, Artemisia, ein Mausoleum verdienen: wofern der Unterschied der Religionen und andre Schwierigkeiten es erlauben, die Heurath zu schließen. Wenn ich euren Bruder spreche, so sollt ihr unser Gespräch getreulich erfahren; indem ich bin, mein Herr Bruder, eure demüthigste, treueste und gehorsamste Dienerinn. J. von Cardilac.

23. Schreiben von derselben an die Frau von Villette, aus Paris den 8ten Jul. 1646.

Sie erstattet ihm Bericht von einigen Aufträgen, und füget hinzu: Ich fürchte sehr, daß das krätzigte Mädchen (die Frau von Maintenen) euch nicht viel zu schaffen mache. Es ist eine Wirkung eurer Güte, daß ihr sie habt zu euch nehmen wollen. Gott thue ihr die Gnade, daß sie euch es einmal vergelten kann, nicht aber auf eben die Art. Ich beklage euren Bruder sehr, und wollte herzlich gern bey ihm seyn, wie er wünschet; indem ich wohl weis, daß es ihm zu einigem Troste und Vergnügen gereichen würde. In der Welt wünsche ich nichts eifriger, nächst der Begierde euch zu dienen, als

als mich aus dieſen Verwirrungen zu ſehen, unter welchen ich den Rath erfahre, den einer unſrer katholiſchen Schriftſteller den Wittwen giebt: **Wo möglich, keine Proceſſe zu haben.** Es war der ſel. Biſchof zu Genf, von Sales, und er ſaget alle Beſchwerlichkeiten davon. Dieſes würde mich von der ganzen Welt trennen, und aus meinem Zimmer ein Kloſter machen: wo ich mitten unter den Meinigen ſoviel Gelegenheit finden würde, Gott zu dienen, als in einem Kloſter. Ich bewundere die Verſehung unſers Heilandes, die Leuten Verrichtungen läßt, welche ihnen am wenigſten angenehm ſind; indem ich euch bekenne, daß ich die Welt von Herzen haſſe. Es iſt ein Abſcheu, den ich allezeit gehabt habe; da ich von allen Seiten nichts als Verderbniß erblicke. Allein man muß Geduld haben. Denn ich hoffe, daß ich mich nicht allezeit werde beklagen dörfen; und mich dermaleinſt ſo nahe bey euch befinden werde, als es nur möglich ſeyn wird, und zwar im Stande, euch Dienſte zu leiſten. Ich bin, meine ſehr geehrte Frau Schweſter, eure demüthigſte, treueſte und gehorſamſte Dienerinn.

J. von Cardillac.

3. Schreiben von derſelben an dieſelbe, aus Martinique vom 2 Jun. 1646. (beſage der Abſchrift, die ich habe; aber es iſt gewiß ein Irrthum darinn.)

Meine hochzuehrende Frau Schweſter. Ich habe niemals von etwas, als von den Ventances des Hrn. von Sanſac geredet: und habe weder et-

was gesaget noch geschrieben, ohne allein an Euch. Allein wir wollen nichts mehr davon reden; und er mag die Güter der Wittwen und Wäysen nach seiner Bequemlichkeit verzehren. Ich werde seine Umstände ihm niemals beneiden; und will lieber bey meiner Armuth das Unrecht leiden, als andre drücken. Die Zeit wird alles entdecken, und die Vorsicht Gottes schläft nicht immer. Indessen bitte ich die Frau Schwester, zu glauben: daß weder die Aenderung der Oerter, noch die Länge der Zeit, mich von meinen Pflichten abwendig machen wird: so lange es dem Herrn gefallen wird, mir mit seiner Gnade beyzustehen, und mich in keinen verkehrten Sinn hingeben wird. Ich versichere Euch zum wenigsten, daß mindstens die Liebe der Reichthümer, dessen, der mich verfolget, mich nicht quälet: und ich frage nicht einmal viel darnach, dasjenige zu haben, was mir von Rechtswegen gehöret; da ich viel ruhiger und vergnügter bin, als derjenige, der nach Belieben dessen genießt, was nach Recht und Billigkeit mein eigen ist. Ich habe gelernet, daß die Hand des Allmächtigen ihn schon getroffen hat, da sie ihm seine Frau entrücket: und ich bitte Gott, daß er ihr in jener Welt das nicht vergelte, was sie mir hier zugefüget hat. Ich glaube, liebe Frau Schwester, daß Ihr zornig auf mich gewesen, als Ihr den Brief geschrieben, womit Ihr mich beehret habet; indem Ihr mir Schuld gabet, ich hätte Schimpfworte ausgestoßen. Gewiß, ich schimpfe niemanden; und man käme unrecht an, wenn man sich damit an eine Person von eurer son-

der-

derbaren Tugend und exemplarischen Frömmigkeit wenden wollte; und der ich so viel zu danken habe: wie Hr. von Sensac bezeugen könnte, wenn er wollte, daß ichs vor Gerichte gestanden; und daß ich eben darum niemals habe einwilligen wollen, was er von mir wider Euch, liebe Frau Schwester, begehrete. Die Wohlthaten, die man aus Liebe thut, sind niemals verlohren, wie Ihr es besser wisset, als ich: und wann ich undankbar genug wäre, alle die Gutthaten, so ich von Euch, und dem Hrn. von Villette, eurem würdigen Gemahl, erhalten, zu vergessen; welches aber niemals geschehen wird, wie ich glaube: so hat doch Gott ein gutes Gedächtniß, dafern man so von der Gottheit reden kann. Beym Durchlesen eures Briefes ist mir eingefallen, daß jemand, wie euer Bruder, mir etwas schreiben lassen, woran ich niemals gedacht hätte. Hätte er es nun gethan, so wäre es nichts neues, zu einem gewissen Zwecke zu gelangen. Er hat mir zu Paris oftmals den Spaß gemachet. Ich will Euch aber nichts mehr von ihm, oder von seiner Aufführung sagen; aus Furcht euer gutes Gemüth wiederum in Ansehung seiner zu beleidigen. Ich will hier nur sagen, daß ich Willens bin, euren ältesten Neffen in eine Besatzung zu schicken, damit er seine Anfangsgründe lerne. Denn hier verderbt er sich, indem er seine Zeit und seine Gesundheit durch die böse Luft, und schlechte Nahrung verliert. Und was den kleinen betrifft, so wollte ich, daß er ein Edelknabe würde. Es ist ein sehr gutes Kind; und das erkühne ich mich von ihm zu sagen. Und

weil ihr Vater nicht an sie denket, so muß ich bey ihnen Vater und Mutter Stelle vertreten. Wenn ihr mir die Liebe thätet, euch ein wenig nach einer solchen Stelle umzusehen, und mirs zu melden: so wollte ich ihn gleich schicken. Denn ich sehe wohl, daß ich hier noch einige Jahre seyn werde: und ich befürchte, daß ihre Gesundheit sich so sehr verschlimmere, daß sie niemals wieder hergestellet werden kann. Bignette nimmt sich die Freyheit, an Euch zu schreiben, voller Scham, daß sie wegen der großen Hitze des Landes, und wegen der schlechten Nahrung, fast alles vergessen hat. Ich darf sie nicht sehr dazu anhalten; das arme Kind hat sonst keine Freude, als wenn sie etwas neues von euch erfahren kann, und ist allezeit in Unruhe, wegen eurer jüngern Schwester. Ich würde an Fräul. von Villette, meine Tochter, und tugendhafte Nichte, geschrieben haben, wenn ich nicht besorget hätte, das Päckchen gar zu groß zu machen. Denn da ich sie so sehr ehre und liebe, als ich thue, so hätte ich ihr tausend Dinge zu sagen.

Ich mache hier meine demüthigsten Handküsse an Herrn von Villette, meinen hochzuehrenden Herrn Bruder, und eurer ganzen, lieben, schönen und vornehmen Familie, für welche ich täglich zum Schöpfer bethe; den ich auch von ganzem Herzen anrufe, mir eher das Leben, als das erkenntliche Andenken der mir von ihnen erwiesenen Dienste zu nehmen.

24. Schrei-

24. Schreiben der Nesmondischen Familie an Herrn Georg Ludwig von Aubigne. D. M. Erben Nathans von Aubigne von Genf; aus Niort, vom 8 May 1667.

Es ist unterschrieben, Nesmond von Sanſac, Artemisia von Caumont, (Tochter des Ade von Caumont, und Marien von Aubigne, ältesten Tochter des Theodor Agrippa) Artemisia von Nesmond, Maria von Nesmond, Louise Charlotte von Nesmond, Johann Josua von Guillotau, und Peter von Guillotau.

25. Schreiben Sanſacs von Nesmond an Hn. Aubigne von Genf, aus Niort den 20 Aug. 1670.

Ueber den Tod ihres Vaters, im Namen der ganzen Familie der Sürimeau, die von Marien von Aubigne und Herrn von Caumont entsprossen. Sie bittet sie inständig, ihm den Grundriß von Genf zu schicken.

26. Schreiben des Herrn von Villette vom 1. Jänner 1658 an den Nathan von Aubigne de la Fosse.

Er schreyet wider den Ade von Sanſac, der nach Genf kam, den guten Leuten etwas weiß zu machen, wo er sich einen Monath aufgehalten. Er schreibt artig und scheint ein Gelehrter zu seyn.

27. Schreiben von eben demselben an denselben, ohne Zeit und Unterschrift.

Es enthält die Umstände und den Verlauf vieler Betrügereyen Sanſacs.

28. Schreiben von demſelben an denſelben, vom 2ten Apr. 1658.

Er ſaget, daß der Hr. von Sanſac, ſein Neffe, Mann ſeiner Nichtel, von Paris nach Surimeau, ſowohl als Hr. von Launoy, der Mann Louiſen von Caumont, einer Tochter, Marien von Aubigne, zurückgekommen.

29. Schreiben an denſelben, vom 10 May 1658.

Seine Frau iſt in ihrem 66ſten Jahre, und er im 72ſten. Sein Sohn, Hr. von Villette-Murſay, iſt allezeit in ſeiner Station zu Brouage.

30. Schreiben von Hrn. von Villette-Murſay, an Hrn. Nathan von Aubigne, vom 18ten Sept. 1658.

Der erſte war an die Tochter des Hrn. Le Maine, Gen. Lieut. von Caumont verheurathet. Die Krankheit ſeines Vaters, die ihm nicht erlaubet zu ſchreiben, nöthigte ihn, dieſen Mangel zu erſetzen. Seine Mutter iſt auch ſehr matt. Von ſeinen dreyen Schweſtern iſt die eine ſchon längſt verheurathet; und die zweyte ſeit kurzem an den Gen. Lieuten. von Niort. Er reiſet auf Befehl des Cardinals nach Hofe, der ihm außer der Bedienung, die er zu Brouage hatte, noch eine andre verſprochen hatte. Er bittet um Nachricht von der Urſache, die Sanſac gehabt, nach Genf zu reiſen.

31. Schreiben von demſelben an denſelben, vom 21ſten Oct. 1658.

Er redet von dem Verdruſſe, den ſeinem Va-

ter

ter die Heurath ſeiner Schweſter mit einem Papiſten gemachet. Man ſehe den Merkur von Frankr. im Nov. 1742.

32. Schreiben des Hrn. von Villette, dem Vater, an den Nathan von Aubigne, aus Murcay, den 24. Jun. 1659.

Er redet darinn von der Legende des guten Heiligen, der zu Genf für einen ſehr mäßigen gelinden Mann, anderwärts aber überall für einen ausgemachten Händelmacher gehalten wird. Er ſaget, daß die Fr. von Launay, ſonſt Louiſe von Caumont, mit einem Sohne niedergekommen, wodurch die Hoffnungen des Ade von Sanſac, auf das Gut Surmeau, zu Waſſer geworden. Er hat ſeine dritte Tochter an H. Dadouſe verheurathet, der drey Feldzüge mit Ehren gethan.

33. Schreiben deſſelben an eben denſelben, vom 19. Dec. 1659.

Er giebt ihm einen höflichen Verweis, wegen ſeines Stillſchweigens, und führet den Vers Ovids an:

Res eſt ſolliciti plena timoris amor.

34. Schreiben eben deſſelben an eben denſelben, von Murcay, den 24ſten Febr. 1660.

Er geht in ſein 79ſtes Jahr, und bittet, ihm eine Abſchrift vom Teſtamente Theodors Agrippen von Aubigne zu ſchicken. Den 26ſten April wiederholet er dieſe Bitte. Seine Gattinn Louiſe

von Aubigne bittet ihn auch darum, in einer Nachschrift, die sie eigenhändig unterschrieben. Ihr Sohn Villette Murcay, bittet ihn eben darum.

34. Schreiben von demselben an denselben aus Murcay, vom 16ten Sept. 1660.

Er nennet ihn seinen Herrn und wahren Bruder, und entschuldiget sich sinnreich, warum er den Brief nicht mit Monsieur anfängt. Er schimpfet den Abe von Sanſac für einen Schelm und Unverschämten.

35. Schreiben von demselben an eben denſ. vom 5ten Febr. 1661.

Er ist im 80sten Jahre seines Alters, und saget, das größte Gut seines Hauses sey dessen Beständigkeit in Verehrung der Tugenden, sonderlich der Ehrigen.

36. Folgen einige Briefe der Frau Scarron, an Hrn. von Villette, ihren Oheim, und die Frau von Villette ihre Base.

In dem einem fodert sie ihren Taufschein. Im andern giebt sie Nachricht von verschiedenen Aufträgen; in allen aber zeiget sie viel Erkenntlichkeit.

Die

(*) Dieß merkwürdige Stück, so wie einen Theil der vorigen Auszüge, habe ich dem Hrn. Baulacre, Bibliothekar der Stadt Genf zu danken, dessen Höflichkeit, Scharfsinnigkeit, Witz und Munterkeit, im höchsten Alter, alle Welt kennet. Die Buchhändler, Gosse, z. E. die mir so ungerecht drohen, dieß Werk nachzudrucken, oder Jolly, der so treulos angefangen hatte, den ich aber bey dem ersten Bogen

so

Die III. Abtheilung.

Das Teſtament (*) des Agrippa von Aubigne.

1. Im Namen Gottes. Ich, Theodor Agrippa von Aubigne bin gewiß und verſichert, durch die 80 Jahre, die es Gott gefallen hat, mich erleben zu laſſen, daß ich dem Tode nahe bin; aber unwiſſend, zu welcher Stunde er kommen wird, und ohne ihn weder zu wünſchen noch zu fürchten: da ſein Namen und ſeine Wirkungen mir nur angenehme Gedanken erwecken. Frey am Gemüthe und Leibe ſchreibe ich hier insgeheim meiner Nachkommenſchaft dieß Teſtament, und beglaubte Zeugniß meines letzten Willens, mit dem Befehle an meine Kinder, daß ſie meinen letzten Wunſch für die Richtſchnur der übrigen annehmen; meine Verordnung für ein natürliches Geſetz anſehen, und ihren Vater für eine rechtmäßige Oberkeit erkennen ſollen; bitte auch alle Richter, mit

(*) ſo glücklich betroffen habe, thäten weit geſcheider, wenn ſie die Abhandlungen dieſes gelehrten Mannes, die in den Monatſchriften zerſtreuet ſind, in einen Band zuſammen drucketen, die mehrentheils tiefſinnig ausgedacht, und alle angenehm geſchrieben ſind; als daß ſie einen Nachdruck ankündigen, ehe das Original ans Licht getreten, wie Goſſe gethan; oder niederträchtig das Vertrauen ihres Kundmanns misbraucheten, wie Jolly gethan hat.

mit ihrem Ansehen die billige Vertheilung meiner Güter zu unterstützen.

2. Wenn es also Gott gefallen wird meine Seele zu seiner wahren Ruhe abzufodern, nachdem sie

(*) Auszug der Geschichte von Genf im II. B. in 12. a. d. 524sten S. Diese Stadt diente dem Hrn. von Aubigne, französischen Edelmanne, zur Zuflucht, welcher seine Geschichte von Frankreich ans Licht gestellet, und dadurch den König von Frankreich so sehr erzürnet hatte, daß er ihn in Verhaft nehmen lassen wollte; außer, daß einer seiner Söhne, den die Jesuiten gewonnen hatten, sehr viel dazu beytrug. Da er aber vorher sah, was ihm bevorstund, nahm er etwan 30000 Goldthaler, die er in die Sättel seiner Pferde verbarg, und flüchtete ungefähr 1619 nach Genf. Er ward daselbst von der Oberkeit und Gemeine mit großen Ehren angenommen: denn man war von dem Nachdrucke, womit er die Protestanten in ihren Versammlungen allezeit unterstützet hatte, und von seiner Fähigkeit in Kriegssachen, wohl unterrichtet. Man bediente sich auch seiner Anschläge, wenn von einem Festungswerke die Rede war. Man saget, er habe ein Geheimniß gehabt, mit einem Freunde, der hundert Schritte von ihm entfernet war, zu reden, ohne daß andre ihn gehöret. Er starb endlich 80 Jahre alt, und ward im Kloster begraben, wo ein gewisses Grabmaal, oder Testament an seine Kinder befindlich ist, welches er selbst, in sehr außerordentlichen Worten lateinisch aufgesetzet hatte.

Anmerkung des letzten Herausgebers der Geschichte von Genf.

Ehe sich der von Aubigne nach Genf flüchtete, hatte er schon seine Neigung gegen diese Stadt erläret;

sie eitler Arbeiten müde, und des Lebens zwar satt, aber nicht überdrüssig ist; dafern es Gott gefällt, meinen Wunsch, zu Genf zu sterben, (*) zu erhören, so lasse ich meiner Frau und meinen Anverwandten frey,

kläret; indem er an den Rath schrieb: daß er Willens sey, in seine allgemeine Geschichte, die er bald ans Licht stellen wollte, die merkwürdigen Begebenheiten derselben, seit dem Anfange des Krieges von 1589. bis ans Ende des Jahrhunderts, und in den fünf ersten des folgenden, einzurücken: mit Bitte, ihm die nöthigen Nachrichten dazu zu verschaffen. Wozu der Magistrat sehr geneigt war, und es zugleich dem Prediger Simon Goulart auftrug, daran zu arbeiten: welches auch geschah. Als derselbe von Aubigne den Magistrat im 1622sten Jahre, (diese Zahl ist falsch, weil er schon im April 1619 daselbst angekommen.) fragen ließ: ob er in Genf willkommen seyn würde, wo er sein Leben zu enden entschlossen wäre? so ließ man ihn wissen, daß man ihn mit allen Ehren, und mit vielem Vergnügen aufnehmen würde. Bald nach seiner Ankunft kaufte er das Schloß und die Herrschaft Crest; und als er das Lehngeld dafür erlegen wollte: so schenkte ihm selbiges der Rath. Darauf verheurathete er sich mit einer Frau aus der Stadt, Renata Burlamaqui genannt. Auf die Nachricht, daß seine Aufführung dem Könige verdächtig sey, that ihm der Rath solches zu wissen, und er rechtfertigte sich völlig. Anjorrant, ein Abgeordneter an den König, hob alle diese Vorurtheile, und so lebte von Aubigne ferner ganz ruhig zu Genf; in gutem Ansehen bey jedermann, und ward von jedermann bedauret, da er starb. Er ward im Petersklosster begraben, und man ließ ihm ein Grabmaal setzen, welches 1692. mit einem

frey, das Grab für mich, entweder auf dem Peters Kirchhofe, oder auf dem . . . zu suchen. Wenn ich aber von neun Häusern, die ich gebauet, noch eins übrig habe, so werde ich es gern sehen, daß sie mir daselbst ein Grabmaal bauen, welches nicht mehr als 25 Goldthaler koste, und folgende Grabschrift darauf graben lassen. D. O. M. &c.

3. Ich lasse meinen Kindern das Beyspiel meines Lebens, wovon sie ein Hausbuch haben, welches das wahrhaftigste und nachdrücklichste in Worten ist, so mein Gedächtniß mir darbiethen können. Sonderlich ermahne ich sie zur Liebe Gottes, eifrig, männlich und standhaft in seiner Sache zu seyn, für sie Leben und Gut zu wagen; und sich zu bestreben, alles für den zu verlieren, der alles gegeben hat; ihr Leben für den Fürsten des Lebens und seine Sache zu verschwenden, für sich selbst aber alle diese Sachen zu sparen, wie ich gethan habe. Und Gott wird sie befreyen, und ihr Leben aus den Pforten des Todes retten, wie er mir gethan hat. Sie sollen langsam zum Eide seyn, um keinen zu verletzen, ja nicht einmal zu erklären; so wenig solches ihr Vater gethan hat. Daß sie sonderlich den ehelichen Eid halten sollen, wenn Gott sie dazu berufen wird; damit sie den seinen Segen erben, aus welchem sie entsprossen

nem Theile des Klosters abgebrochen, (diese Jahrzahl ist falsch, es geschah 1698, und nachmals wieder hergestellet ward, und zwar selbst in der Kirche zu rechter Hand, beym Eingange durch die große Thür; auf Kosten Hrn. Ge. Lud. von Aubigne, Bru-

entsprossen sind, einer unsträflichen Mutter, die mit so vielen Tugenden gezieret war, der ich meine Treue, Ehre und Keuschheit, drey Jahre vor, und vier Jahre nach ihrem Leben und Ehebette gehalten: so daß ich schweren kann, ihn weder mit Begierden noch in der That gebrochen zu haben.

4. Das waren Beyspiele zur Nachfolge: hier sind sie zum meiden. Denn ich komme itzo darauf, durch das Bekenntniß meiner Schande, Gott Ehre zu geben. Das ist, daß vier Jahre nach meinem Wittwerstande, aus lasterhafter Begierde, das Vermögen meiner Kinder ohne Unruhe zu erhalten, oder zu vermehren, sonderlich des ältesten, den ich übermäßig liebete, mich an einer zweyten Ehe gehindert, und bewegen, die Gesellschaft Jakobinen Chaper zu suchen; welche mir, nicht ohne lange Ueberredungen, 1621. den 16. Jänner einen Sohn gebahr, der zu Nancrey im Gatinischen erzogen, und in der Kirche zu Gergeau, an der Loire getauset wurde. Ich ließ ihn Nathan taufen, und gab ihm den Zunamen Engibaud. Erstlich weil dieser Namen umgekehrt eben das heißt, was er recht gelesen ist, (NaDan); und der Zunamen zurückgelesen auch des Vaters Namen ist, (Daubigne). Zweytens habe ich gewollt, daß der Namen Nathan

Bruders meiner Mutter, der mich im May 1624 zu sich nahm.

C'est lui, qui m'a soigné
Dans ma jeunesse, & qui m'a enseigné,
A bien parler, & sur tout à bien faire.
Fibrac. G. L. L. P.

than ihm zu theil würde, welcher heißt, gegeben; und daß der Namen des Strafpredigers Davids meine häßliche Sünde allezeit den Augen und Ohren vorſtellen möchte. Die Meinigen werden die Sorgfalt und Unkoſten bemerken, die ich angewandt, von meiner Familie den übeln Ruf meiner Sünden zu entfernen.

5. Ich erkenne alſo den Nathan, für meinen natürlichen Sohn. Er hat ſich den $\frac{1}{2}\frac{6}{7}$ Jul. 1621. an eine Jungfer Peliſſari verheurathet. Ich habe ihn nach ſeinem Stande verſorget. Zu gleicher Zeit, als mein älteſter ſich zum Feinde Gottes und ſeines Vaters gemachet, beyden entſaget, und beyde verrathen hat, und abſcheuliche Exempel gegeben; hat ſich der zweyte durch ein ehrbares Leben und keine gemeine Gelehrſamkeit beliebt gemachet, und mich in meinen Gefahren, wider den erſten begleitet. Ich habe ihm erlaubet, für ſich und die Seinigen den Namen d'Aubigne zu führen: und ich will, daß die Meinigen dieſen guten Willen beſtätigen ſollen.

6. Erſtlich erkläre ich den Conſtans von Aubigne, meinen älteſten und einzigen Sohn, für den Zernichter des Vermögens und der Ehre des Hauſes, ſo viel an ihm geweſen iſt, und weil er durch viel unmäßige Laſter verdienet hat gänzlich enterbet zu werden; ſonderlich weil er der Läſterer und Ankläger ſeines Vaters, wegen des Laſters der beleidigten Majeſtät, geworden iſt. Deswegen beraube ich ihn aller meiner beweglichen und unbeweglichen

glichen Güter, von was für Art und Beſchaffenheit ſie ſeyn mögen.

7. Gleichwohl, dafern ſich ein rechtmäßiges Kind von ihm findet, ſo ſoll dieſen Kindern, und nicht ihm, das Landgut, des Landes Guinemer, bey der See, eigen ſeyn, welches mein einziges Erbgut iſt.

Die folgenden Artikel enthalten die Vertheilung der übrigen Güter des Teſtators; und ſchließen ſo:

Nun, dem Gott, der mich von unzählbaren Gefahren, von allgemeinen und beſondern Feinden, von allen Arten der Trübſalen, am Leibe und Geiſte, und von den langen Händen der Fürſten errettet hat; Gott, der meine Sünden zum Beſten gewandt, wenn man meine Dienſte zu Laſtern gemachet, und wenn ſie mir Ehre und Güter genommen, mich erhoben, und mir Unterhalt gegeben, und Erben verliehen, denen ich die Früchte ſeines Segens mittheilen könnte; Ihm ſtrecke ich meine Arme aus, und überliefere ihm meine Seele, die er von ihren Fällen aufgerichtet, im Verfolgungen geſtärket, ſeine Drohungen in ſtarke Hoffnungen verwandelt, und ſie vor den Abgründen bewahret hat, wie ſeinen Augapfel, und ſie wie ſein eigen Gut, und für ſich erhalten *). Ihm allein, ganz, dem allergerechteſten und Allmächtigen, ſey Ehre und Macht in Ewigkeit. Geſchehen, und geſiegelt, und geſchrieben mit meiner Hand. T. A. d' A. geſt. den 15 May 1630.

2. Sinn-

*) Dieu voit d'un œil égal, dans un parfait repos,
Le Paſſereau tomber, et perir un heros.

2. Sinngedicht.

Auf den Herrn von Kendale, welcher der Herzoginn von Rohan zu gefallen, die Religion geändert hatte.

He! quoi donc, pauvre Sibilot,
Pour l'Amour de Dame Liſette,
Vous vous etés fait Huguenot,
A ce que nous dit la gazette.
Sans ouir anciens ni paſteurs,
Vous voila donc enfin des notres:
Oh, oh! nous en verrons bien d' autres,
Puisque ſes yeux ſont nos Docteurs.

D. i.

Ey! wie denn? armer Sibilot,
Bloß Frau Lietten zu gefallen,
Wirſt du geſchwind ein Hugenot;
Wie alle Zeitungen erſchallen.
Kurz, ſonder unſres Pfarrers Lehren,
Wirſt du Calvins getreues Kind.
Wie mancher wird ſich noch bekehren!
Wenn ihre Blicke Lehrer ſind.

3. Sinngedicht.

Auf die Königinn Margaretha von Valois.

Commune a tous, Margot, tu communies,
Auſſi ſouvent en amour qu'en hoſties;
Tu fais priere et crime en meme lieu.
Avide femme! impur ſiecle ou nous ſommes!
Iamais Margot n'a pu ſe ſouler d'Hommes:
Et Margot veut ſe ſouler de ſon Dieu.

D. i

D. i.

Mit aller Welt macheſt du, Gretchen, ſo wohl im lieben, als im h. Abendmahle Gemeinſchaft. Du beteſt und ſündigeſt gar an demſelben Orte. Unerſättliches Weib! unreine Zeiten, darinn wir leben! Gretchen hat niemals der Männer ſatt werden können: und Gretchen will ſich an ihrem Gotte ſättigen.

4. Die ſchöne Indianerinn, an die junge, ſchöne und geiſtreiche Frau Scarron.

Ein Scherzgedicht. *

Les Soleils de l'Inde nouvelle
Ont produit la flamme immortelle,
De ces deux Aſtres glorieux,
Que l'Europe adore en vos yeux.

Dans l'air epais que l'on reſpire,
Aux lieux, dont Louis tient l'empire,
Le Dieu du Jour, en plein été,
A trop peu de vivacité;
Pour allumer les etincelles
De ces deux brillantes prunelles,
Dont les éclairs bruns & charmans,
Font de ſi clairs embraſemens.

* Dieſes Stück vom la Menardiere iſt vermuthlich vom 1654ten Jahre. Es wird darinn von Arras geredet, deſſen Belagerung der Prinz von Conde damals in ſpaniſchen Dienſten, den 25 Aug aufhob. Die Frau Scarron, war damals 19 Jahre alt. La Menardiere war aus Poitou gebürtig.

Memes ces jeunes homicides,
Ne tiennent point leur traits perfides,
Du terroir fecond en tabac,
Qui fait ſes feſtins d'Orignac:
Ni le fleuve des Amazones
N'a point de ces rares Perſonnes,
Qui par un regard ſeulement
Enflament le bas Element.

Ce feu, qui dans Vos yeux petille
Vient de la nouvelle Caſtille,
Et de ces climats fortunés,
D'ou ſont dans l'Europe amenés,
Par leur aimable & doux Zephire,
Les Metaux, pour qui l'on ſoupire.

L'aſtre, dont les derniers efforts
En cette Inde ſont les treſors
Sur votre œil encore ſont rendre
Les memes rayons ſeut repandre,
Dont il produit en ces beaux lieux
Cent autres objets precieux.
Mais quelque eloge que l'on donne
A l'Eclat, qui les environne,
Et même aux plus luiſans eclairs,
Vos yeux ſont mille fois plus clairs.
Les feux, qui ſortans d'un lieu ſombre
S'échappent au travers de l'ombre;
Et vainqueurs de l'obſcurité
Semblent recueillir leur clarté,
Pour lancer dans notre paupiere
De plus beaux filets de lumiere;

Ces

Ces rayons penetrans & doux,
Et ceux de ces riches cailloux,
Qui font tant vanter l'Amerique,
N'ont point de flamme, qui nous pique,
Au prix du brillant gracieux,
Qui part du fond brun de vos yeux.
Et vos yeux, d'un tel avantage,
Jusqu'ici mépriſent l'uſage!
La France ou mille autres beautés
Donnoient la chaſſe aux libertés,
Se paſſoit bien, qu'au nouveau monde
Votre enfance, qui naquit blonde,
Allat puiſer ces ſombres feux,
Qui font cent meurtres amoureux,
Et qu'un changement ſi terrible,
Appuyant cette ame inſenſible,
Qui garde ſi bien les treſors,
Que l'on admire en votre corps;
D'intelligence avec l'Eſpagne,
Nous mit tant d'attraits en campagne.
Tant d'attraits dans la France nés;
Mais, non ſans raiſon, ſoupçonnés,
D'avoir fait aux terres nouvelles,
Cet amas de clartés mortelles,
Dont on craint plus les mouvemens,
Que ceux d'Eſpagne & des Flamans.

Certes en bonne Politique,
Ces gens, qui pour la Republique
Dans nos conſeils ſont ecoutés,
Doivent dire à Leurs Majeſtés:

Qu'au Mexique il eſt bon de rendre.
Ces feux, que Vous y fites prendre,
Ces vifs & flamboyans eclairs,
Qui tout embraſent dans les airs.

Auſſi bien le Roi catholique,
Contre nous hautement s'explique:
Diſant, qu'on retient en ces lieux,
Ses plus grands treſors dans vos yeux,
Et que pour les rendre à ſa terre,
Il nous feroit trente ans la guerre,
Que, pour s'exempter d'embarras,
Pour Perpignan, & pour Arras,
Il trouve bon qu'on les retienne:
Mais qu'il veut la belle Indienne:
Du moins cent joyaux ſignalés,
Que dans ſon Inde elle a volés,
Un air, un eſprit, une grace,
Qui charme tout, & tout ſurpaſſe;
Bref, qu'il ne cede pas ainſi,
Plus vaillant que Potoſi;
Et plus que la mine feconde,
Ou l'or inceſſamment abonde.

Mais (n'en deplaiſe à ce grand Roi!)
Il nous veut, & ne ſait pourquoi.
Condé, ce Demon de la Guerre,
Et le fier Patron d'Angleterre,
Dont il attend de ſi grands coups,
Sont moins redoutables que Vous.
Mais tant pis pour lui, s'il s'abuſe,
Tant pis pour nous, ſi l'on refuſe,

De lui donner, en vous rendant,
De quoi perdre ſon occident.

Car à qui ne ſera funeſte
L'aſpect d'un jeune aſtre celeſte,
Qui pareil aux Soleils de Mars,
En emouvant de toutes parts,
Eſt incapable de reſoudre?
Je le craindrois comme la foudre,
Et loin de plaider pour l'avoir,
Je fuirois de tout mon pouvoir,
Ces yeux, ennemis de la paix,
Qu'avec eux on n'aura jamais.

Quant à moi, je me perſuade,
Que ce rare & plaiſant malade,
Votre fameux & cher epoux,
Se paſſera fort bien de vous.
En effet, qu'en voudroit il faire?
Lui, qui de cent maux tributaire,
Eſt d'ailleurs d'un temperament,
Qui prend feu ſi facilement?

Et pour lui faire voir la belle,
Combien votre approche eſt mortelle,
Je connois des Gens à la Cour,
Qui pour avoir vu certain jour,
Seulement votre gorge nuë,
En ont la fievre continuë.
Quel devroit être leur tourment,
S'ils Vous voyoient à tout moment?

Ainſi, pour la paix des couronnes,
(Sans conter mille perſonnes
A qui Vous donnez le trepas)
Je ſuis d'avis que vos appas,
Rembarquez ſur l'onde Atlantique.
Soient renvoyés en Amerique.
Quelque mal qu'elle ait à ſouffrir,
Et quand elle en devroit perir;
Au moins elle aura l'avantage,
De voir ſon plus charmant Ouvrage,
Et d'avoir nom d'or en avant,
Le Climat du Soleil levant.

NB. Die Ueberſetzung dieſer franzöſiſchen Knittelverſe muß man von uns nicht fodern. In ungebundener Rede würden ſie alles Poſſirliche verlieren, was eigentlich ihren Werth machet. In Verſen aber dergleichen Einfälle wieder anzubringen, die oft nur durch den franzöſiſchen Reim veranlaſſet worden, das würde einen großen Zwang bey ſich führen, dafür uns niemand danken dörfte.

Vielleicht wird man auch das Sonnet hier mit Vergnügen leſen, welches Hr. von Chevreau, Lehrer des Herzogs von Maine, gemachet hat, und zwar auf Reime, die der Herzog von St. Aignan, zum Lobe des Fräuleins von Lenclos gegeben hat. Dieß ſoll alſo eine Ergänzung zu den beyden Leben dieſes berühmten Frauenzimmers ſeyn.

Depuis le Siecle de *Pepin*,
Jusqu'à celui de la *Fronde*,
On n'a rien vu de ſi *poupin*
Que cette belle *vagabonde*.

Elle

Elle eſt auſſi droite qu'un *pin*,
Plus penetrante qu'une *ſonde*,
Plus ſavante qu'un *Calepin*,
Et va la nuit comme une *ronde*.
Elle eſt douce comme un *mouton*,
Dort l'hiver en draps de *coton*,
Fixe au Marais ſon *Habitacle*.
Se contente au ſoir d'un *poulet*,
Touche le Luth, parle en *Oracle*,
Et ſiffle comme un *Flageolet*.

Man ſieht aber ebenfalls, daß dergleichen vorgegebene Reimworte, ſelbſt durch den Zwang, den ſie den Gedanken anthun, gleichfalls im Franzöſiſchen eine Anmuth haben, die man weder im Deutſchen, noch in einer andern Sprache beybehalten kann.

5. Auszüge, Carlen von Aubigne betreffend.

Wir wollen dem deutſchen Leſer nur kürzlich melden, was unter dieſer Aufſchrift befindlich iſt. Das erſte iſt eine Mündigſprechung des älteſten Bruders der Frau von Maintenon, der 1635 gebohren war, und 1655. da dieſe Urkunde geſtellet worden, erſt 20 Jahre alt war.

Das zweyte iſt ſein Beſtallungsbrief, da er als Hauptmann des königl. Reiter-Regiments, zum Befehlshaber zu Amersfort erkläret wird, vom 14 Oct. 1672. Unterſchr. Ludwig Tellier.

Patent, als Gebiethiger zu Elbourg in Holland, den 28 Apr. 1673.

Befehl, zu Besord im Elsas zu commandiren vom 15 März 1674.

Auftrag der Befehlshaberschaft, der Stadt und des Schlosses Coignac vom 26. Febr. 1677. Ludewig, und Arnaud.

Heurathsvertrag Carls von Aubigne, Sohns des Constans von Aubigne, mit Fräulein Genevieve Pietre, Tochter eines kön. Raths ꝛc. von 1678.

Gnadenbrief einer Besoldung von 24000 Liv. vom Könige 1688. den 16 Febr. Ludewig Colbert.

Anwartschaft auf eine Hauptmannschaft von der Stadt und dem Gebiethe d'Aigues mortes, vom 4. Sept. 1688. Ludwig Philippeaux.

Adelsproben Herrn Carls von Aubigne, als ihn der König ernannt hatte, ein Ritter und Comthur seiner Orden zu seyn. Claudius von St. Simon Herzog von St. Simon, Pair von Fr. und Heinrich von Beringhien, Graf von Chateauneuf ꝛc. haben dieselben richtig befunden, und dem Könige bestätiget, daß er die nöthige Geburt habe, um zu dem königl. Orden zu gelangen. Indessen setzet Herr Beaumelle hinzu, das Geschlechtregister sey übel gemachet gewesen, u. s. w.

Aufnahme Carls von Aubigne in den Orden des h. Geistes den 20 Jan. 1689.

Anwartschaft, auf die Stadthalterschaft der Provinz Berry 1691.

6. Bestallungsbrief der Frau von Maintenon zur Gesellschafts-Dame, (Dame d'Atour,) bey der Dauphine.

Heute den 8ten Tag des Jänners, tausend sechs hun-

hundert achtzig, da der König zu St. Germain en Laye war, und den Hofſtaat der Dauphine einrichten, auch die vornehmſten Bedienungen mit Perſonen beſetzen wollte, deren Verdienſte ihm bekannt wären, und die alle nöthige Eigenſchaften hätten, ſich derjenigen Pflichten anſtändig zu entledigen, die ſie am meiſten einer Prinzeſſinn nähern, welche ihm ſo lieb ſeyn muß: ſo haben Se. Maj. geglaubet, ſie könnten ihre Augen auf keine Perſon werfen, die würdiger wäre, die Stelle einer zweyten Geſellſchaftsdame zu bekleiden, als die Frau Franciſca von Aubigne, Marquiſinn von Maintenon, deren gute Aufführung und andre Eigenſchaften ihm bekannt ſind. Deßwegen haben ſeine Majeſtät heute ernannt, und ernennen zu der Würde und Pflicht der zweyten Geſellſchaftsdame der Madame la Dauphine, die gedachte Frau Marquiſinn von Maintenon, nachdem dieſelbe den dabey erforderten Eid, in die Hände der Frau Dauphine wird abgeleget haben, und ſie in gedachter Stelle bedienen, und alle Pflichten einer Geſellſchaftsdame, in Abweſenheit der Frau Marſchallinn von Rochefort zu verrichten; der Ehre, des Anſehens, der Vorzüge, Befreyungen, Freyheiten, Ausnahmen und Zugehörungen, zu genießen, und ſich der Beſoldungen, Gnadengelder und andrer Rechte, die von Sr. Maj. werden ausgemachet werden, zu bedienen; indem Sr. Maj. wollen, daß ihr die gedachten Beſoldungen, Gehalte und Gnadengelder von dem General-Schatzmeiſter des Hofſtaats der Frau Dauphine, auf ihre bloßen Quittungen bezahlet

let werden ſollen, die ſie eigenhändig unterzeichnet hat, und von mir dem Staatsrathe und Staatsſecretär der Befehle und Finanzen des Königes, mit unterſchrieben worden. Unterzeichnet. Ludewig, Colbert.

7. Vergleich des Kaufs des Schloſſes Maintenon vom 27. Dec. 1674.

8. Gnadenbrief von 9000 Liv. Gehalt, vom 26. Aug. 1691.

Die VII. Abtheilung.

1. Iſt ein Noel Nouveau; von 1684.

Dieß iſt eine ſatiriſche Ode auf den König, unter dem Namen des großen Alexanders, imgleichen die Frau von Maintenon, die Gräfinn von Monteſpan, den Dauphin, die Dauphine, die Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüte, u. ſ. w. Wir tragen Bedenken, ſolche Dinge auch bey uns bekannter zu machen, die beſſer mit der Nacht der Vergeſſenheit bedecket zu werden verdienen.

2. Verſe an die Frau von Maintenon.

Wir wollen ſie nur in ungebundener Rede liefern.

Cupido, nicht das grauſame Kind, welches die ganze Natur verwirret, ſondern der beſcheidene und reizen-

reizende Gott, der unsre Sitten bessern, und die wildeste Schöne bändigen kann, war müde, allezeit zu siegen, ohne jemals zu kämpfen; und gieng nach vielen Versuchen zur Natur. Könntest du, sprach er, nicht ein Geschöpf machen, das stark an hundert Tugenden, schön von hundert Reizungen wäre; das Gaben, Anmuth und Adel besäße, den Geist voller Annehmlichkeiten, und eine sanfte Gemüthsart hätte; kurz, das meiner Pfeile werth wäre?

Gesaget, geschehen: und die von Aubigne ward gebohren. Die huldreiche Natur knetete den allerreinesten Steff; die Seele war ohne Fehler, und ihre Wohnung vollkommen.

Als sie der Liebesgott erblickte, ward er sehr zornig. Bey Bewunderung ihrer schwarzen Augen, sagte er voller Schmerz: **Warum machest du sie meiner Mutter so ähnlich?** Ach, gieb ihr doch zum wenigsten auch etwas von ihrer Gemüthsart. Ich wollte nur ein Weibsbild, und keine Heldinn haben. Noch nie hat ein so großes Herz gebrannt. Sieh nur dieß mörderische Auge an! Mit solchen Herzen ist nie was zu machen!

Die Ehre versetzete: Weg von hier, Verwegner! Beschimpfe ein Herz nicht, wo ich herrsche. Mit ihr wirst du niemals etwas zu thun haben. Die von Aubigne gehöret mir. Du wirst sie einmal in der Stadt hochgeschätzet, und bey Hofe angebethet sehen; du wirst sehen, wie sie dich beleidiget, dir trotzet und doch gefällt. Umsonst wirst du aus einer traurigen Rachgier, durch allerley Unglück ihre Jugend zu verführen suchen. Sie wird der Weisheit

heit treu seyn, alles der Ehre, und nichts der Liebe aufzuopfern wissen.

So sey sie denn, sprach der Liebesgott, allezeit spröde und grausam! Umsonst erkühnt sie sich, mich zu verschmähen; kann ich über sie selbst nicht herrschen: gut! so will ich durch sie regieren.

3. Sonnet *).

Dieu! quels sont tes secrets! et que ta main puissante
Fait succeder de gloire à de foibles travaux.
Je naquis Demoiselle, et je devins servante,
J'ecurai la marmite et je pansois les chevaux.
u. s. w. **)

Die Frau von Maintenon bekam auf der Post soviel Beschimpfungen, als Höflichkeiten. Ob sie gleich empfindlicher dabey war, als es einer grossen Seele erlaubet ist, zu seyn: so strafte Sie die Spötter und Lästerer niemals; niemals belohnte sie die Schmäuchler. Folgendes schrieb ihr ihr Gewissensrath.„

„Der Brief eines Ungenannten, Gnädige Frau, ist von einem Rasenden, der da glaubet, er könne ihnen

*) Herr von Beaumelle merket folgendes an. „Man giebt vor: Der Graf Anton Hamilton sey Verfasser dieses Sonnets gewesen. Es ist unnöthig anzumerken, daß die Frau von Maintenon darinn schon vor ihrem 15ten Jahre des Lasters beschuldiget wird, und daß ihre unvermerkte Erhebung für die Wirkung einer plötzlichen Liebe ausgegeben wird. Dieses beweist, daß der Verfasser sie weder im Anfange, noch in der Mitte ihres Lebens gekannt hat.

ihnen unter der Larve, die ihn bedecket, Troz biethen. Der Unselige ist in seiner Wuth zu bedauren, daß er eben die allgemeine Mutter der Unglücklichen antastet, die alles Gute thut, so sie thun kann; und so viel daben leidet, daß sie gar das Fieber bey allem dem Ende bekommt, welches sie sieht und nicht hindern kann. Indessen billige ich, Gn. Frau, den Nutzen, den sie aus diesem namenlosen Blatte ziehen wollen. Diejenigen, so sie loben, sind eben so eitel, als diejenigen, so sie tadeln. Sie verbergen eben soviel Niederträchtigkeiten in ihren Herzen, als die andern Bosheit zeigen. Und mancher, der sie vom Morgen bis auf den Abend verächtlich machte, würde Ihnen vielleicht Beschimpfungen schreiben, wenn er glaubete, daß eine Larve ihn verbergen könnte. Was wir sind, das sind wir vor Gottes Augen, saget Kempis von der Nachahmung. Ich glaube, gnädige Frau, daß sie sich dadurch wegen der Ungerechtigkeit einiger Privatpersonen trösten könne; und daß die demüthige Zuversicht gegen Gottes Güte (welche sie, meines Erachtens, so sehr liebet, daß sie dieselben, unter die Zahl ihrer Lieblinge rechnet,) sie überflüssig dafür be-

**) Das übrige ist zu schimpflich, und zu falsch, als daß wir es auf die Nachwelt bringen wollten. Wir wundern uns, daß es Herr von Beaumelle gethan. Muß es denn der Bosheit und Lästersucht gelingen, daß ihr Geifer noch fort gepflanzet wird? Rechtschaffene Leute treten seine Ausflüsse in den Koth, und ehren die Tugend, ihren Feinden zu Trotze.

belohnen wird. Die ewige Seeligkeit, ſo auf ſie wartet, wird das Ziel ſo vieler göttlichen Gnadenbezeugungen ſeyn; ob ſie ſelbige gleich nicht ſehr verdienet haben. Und ſo viele gewiſſe Proben ſeiner Barmherzigkeit, müſſen ſie mit Erkenntlichkeit und Liebe gegen ihn erfüllen, um alles für ihn zu leiden. u. ſ. w.

Das folgende iſt von der Frau von Maintenon.

„Was bin ich dir nicht ſchuldig, mein Gott, im Abſehen auf meine Feinde? Du haſt mir die Gnade gethan, daß ich ſie nicht nur nicht haſſe, ſondern auch liebe, und ihnen gutes gönne. Du befiehlſt mir, für ſie zu bethen: ich bitte dich alſo mein Gott, ihren Haß, ihre Läſterungen, ihre Verläumdungen, ihre Beſchimpfungen, langmüthig zu dulden. Thu mir die Gnade, daß ich ihnen niemals einige Urſache dazu gebe. Gib mir die Freude und die Inbrunſt, die uns das Evangelium gebeut, wenn man uns um der Gerechtigkeit willen haſſet und verfolget. Gib denen, die Fluchworte ſchreiben, die Gnade, dich zu preiſen, und ihren Bruder zu lieben; und erhalt uns in dieſer vollkommnen Einigkeit, die du für uns erbethen haſt, als du am Kreuze hiengſt.

Folgendes Sinngedicht zeiget nur, wie armſelig damals die Umſtände Ludewigs des XIV. geweſen; welches mit der Geſchichte völlig übereinſtimmet.

4. Sinn.

4. Singgedicht.

Cette fameuſe Banqueroute,
Que fit Louis dans ſa deroute *),
Remplit bien la barque de Caron.
Il eſt ſi gueux dans ſon vieux age,
Qu'on craint, que la Veuve de Scarron
N'ait fait un mauvais mariage.

D. i.

Seht! der beruffne Banqueret.
Den Ludwigs Unſtern ihm verhänget,
Füllt Charons überladnen Nachen.
Sein Alter iſt ſo bettlarm,
Daß man beſorge iſt, Scarrons Wittwe
Hab einen ſchlechten Fang gethan.

5. Ein Gaſſenlied.

Que diroit le pauvre Jodlu,
S'il ſe voyoit faire cocu;
Par le Roi, ſi r Rival du Maitre de Tonnerre?
Il diroit, que ce Conquerant,
N'eſt jamais content,
S'il ne prend,
Les Reſtes de la Terre.

D. i.

Was würd der arme Krüppel ſagen,
Erführe er, daß der Nebenbuhler
Des Donnergottes, ihm noch Hörner aufgeſetzt?
Er ſpräche: Dieſer Länderſtürmer
Iſt nie vergnügt,
Dafern er nicht
Den Ueberreſt der Erde raubt.

Noch

*) Ohne Zweifel zur Zeit der Niederlage bey Höchſtädt.

Noch eins, davon Hr. von Beaumelle selbst nur eine Zeile hinsetzt, weil es gar zu abscheulich zu denken und zu schreiben ist, übergehen wir gar. Wir übergehen auch ein Paar Sinngedichte, deren eins den Pater Peters, den P. la Chaise, und den Innocent, Königs Wilhelms guten Freund; das andre den König Wilhelm und Jakob den II. betrifft. Diese alle nämlich gehen die Frau von Maintenon nichts an.

6. Schreiben an die Frau v. Maintenon.

NB. es ist in Versen.

Du, deren Frömmigkeit, Tugend und Weisheit, die Früchte eines Geistes und Herzens sonder Schwachheiten sind, die man ohne Erstaunen nicht ansehen kann. Du, die der Himmel als seinen Liebling führet und ansieht; erhabene Maintenon! für die sich das Glück mit den Verdiensten versöhnet: geruhe doch durch deine himmlischen Blicke, meine schüchterne Seele wieder zu beleben. Die Bahn, so ich betreten, zeiget meinen Augen auf allen Seiten weiter nichts, als Gefahren.

Wie viel witzige Köpfe hören wir nicht klagen, daß sie, ungeachtet aller ihrer Geschicklichkeit, noch nicht vermocht, das Ziel zu erreichen, nach welchem ich strebe. Allein, was hätte ich zu fürchten, wenn du nur meine Hoffnung unterstützen wolltest? Bist Du nicht an diesem Orte die unumschränkte Richterinn der Ehre, darnach wir ringen? Ach! ohne deinen Beyfall laufen wir ganz vergebens nach diesem eiteln Hirngespinste.

So

So sah Rom vormals einen aus königlichem Geblüte entsprossenen Bürger, unter einem minder großen, minder geliebten, und minder geschickten Prinzen, als derjenige Held ist, dessen Gesetzen wir nachleben, über Horazens und Virgils Lieder ein Urtheil fällen. Allein so lange Mecän ihre feste Stütze war, so trug sein unbeschränkter und starker Geist, der zu allem zureichte, nichts destoweniger die Last des Regiments; und theilte mit dem Augusst die Lust und Last des Lebens.

Noch mehr: da der Himmel dich aus einem vielleicht minder vollkommenen Geschlechte gebohren werden lassen: so hat er dir ein weit größers und schöners Schicksal bestimmet, als ihm. Hat Ludwig nicht sein völliges Vertrauen auf dich gesetzet? Hat er deiner Treue nicht das anvertrauet, wodurch er die entsetzliche Entfernung verkürzet, die seine oberste Gewalt zwischen einer Unterthaninn und ihrem Könige gesetzet hat?

Allein durch den lebhaften Glanz der allerreinsten Tugenden glänzest Du noch mehr, als durch so viele Größe: und doch hast Du die harte Strengigkeit nicht, die den Unglücklichen alle ihr Unglück empfindlich machet. Deine Sorgfalt ist den traurigen Begebenheiten zuvorgekommen, worein die äußerste Nothdurft junge Herren stürzet. Ach was werden Dir diese frommen Bemühungen bey der Nachwelt für Anbether erwerben!

Wider die Grausamkeit dieses harten Schicksals, giebt deine großmüthige Sorgfalt unglücklichen Standespersonen, eine heilige, weitläuftige, dauer-

haste und glückliche Freystadt. Was für Ehre für dich, bescheidne Maintenon, daß du in einem so schönen Vorhaben, dem großen Könige, der seinen Namen durch eine gründliche Frömmigkeit verewiget, zur Führerinn gedienet hast. Sehr oft ist diese Tugend nicht bey ihren Schwestern. Sie fliehe die Pracht und Schmäucheleyen der Höfe; aber dein berühmtes Beyspiel rufet sie heute dahin zurück. Geburt, Verstand, Tapferkeit ohne sie, führen nicht zur Ehre.

O Maintenon! Mein Herz erkläret sich in diesen Versen gegen dich. Ich freue mich bey deinen großen Schicksalen: weit gefehlt, daß ich dir schmäucheln wollte; so wisse: daß ich mir mit der heroischen Redlichkeit schmäuchle, die man vorzeiten zu den Tugenden zählte.

Als ein trauriges Gaukelspiel des Glücks, aber ohne Eigennutz, bin ich durch keine schmäuchelnde Hoffnung hierzu getrieben. Und kurz, ich bewundre Dich, weil ich es dir wünsche. Nein, seit dem ich die Sprache der Götter rede, habe ich meinen Weihrauch noch nicht verschwendet. Vor dir hatte ich noch niemanden eine Verehrung erwiesen, als Ludewigen allein; gegen den ich alle die Zärtlichkeit fühle, die ein ehrerbiethiges und tugendhaftes Herz fühlen kann, welches sich über die sinnliche Empfindung erhoben hat. Geneuß denn ein Vergnügen, welches noch niemand empfindet, als der Held, den ich liebe.

Das Lob ist von hohem Werthe, wenn es von dem Herzen gegeben wird.

Die

Die VIII. Abtheilung.

Rath des Biſchofes von Chartres,

an die Frau von Maintenon. Ueber die eheliche Pflicht.

Liebet den König, mit einer ſehr großen Liebe: ſeyd ihm unterthan, wie Sara dem Abraham gehorſam war.

Verehret ihn von ganzem Herzen, und nennet ihn nicht nur euren gnädigen Herrn, ſondern ſehet ihn auch dafür an, nach dem Befehle Gottes. . . .

Es iſt wahr, gnädige Frau, daß euer Zuſtand ein Räthſel iſt. Aber Gott ſelbſt hat es gemachet: denn es iſt ſo ſeltſam, daß ihr ſelbſt es weder gewählet, noch erſonnen haben würdet. Man darf ſich nicht wundern, daß er euch Geheimniſſe verhöhlet hat, die ihr nur nach und nach erkennen lernet, wie er ſich offenbaret. Er verbirgt ihrer viele der Welt, darüber ſie erſtaunen würde, wenn ihr ſelbige ihr, wie mir entdecken wolltet.

Ihr habet erhoben, geliebet, und geehret werden müſſen, und zwar in einem großen Stande, um die zu heiligen, denen zu gut ihr da ſeyd. . . .

Ihr bekleidet die Stelle der Königinnen; und habet doch nicht mehr Freyheit, als eine kleine Bürgerinn . . .

Genießet das Abendmahl außerordentlich, für den König und für euch, opfert euch in allem Gott

und dem Könige, aus Liebe zu Gott, der euch ihm zum Troste und zum Gehorsame erkohren hat. . .

Gott wollte eine treue, brünstige, und seinem Dienste ganz gewidmete Seele bey dem Könige haben, die seinen Namen den Prinzen bekannt machete, und seine Ehre an denen Orten beförderte, wo die Ehre der Welt so viel Götzendiener machet. Erhaltet euch daselbst aus Unterwürfigkeit, gn. Frau. Man muß aus Zwange in einem Zimmer bleiben, um andern die Freyheit der Kinder Gottes zu verschaffen. Man muß den Erfolg dieser Sendung im Glauben erwarten.

Wir müssen nicht aufhören gut zu seyn, weil die Welt böse ist. Sie wird freylich über eure Regelmäßigkeit zürnen. Aber ihr wollet ja nicht ihr gefallen. Der König wird dadurch nicht beleidiget: das ist euch genug.

Gott leget das Heil des Staats in eure Hände; ferner die Seligkeit eines großen Königes, der mit allem in Verbindung steht; endlich der Prinzen, die nach ihm regieren sollen. Haltet euch, gnädige Frau, unter dem Joche des Gehorsams. Ihr seyd ihn dem Könige, ihr seyd ihn den Dienern J. Chr. schuldig, denen die Vorsehung euch, zur Erhaltung eurer Seele, unterworfen hat: dem ersten wie eurem Herrn und Oberhaupte; denen andern wie euren Führern.

Der König sieht noch zu sehr auf die Tugend, und auf die Vollkommenheit seines Standes; in so weit er etwas hartes und der Natur widerliches an sich hat. Wenn er die Person, die er liebet, und

am

am höchsten schätzet, in einer beständigen Freude und Heiterkeit des Gemüths, in einer beständigen Unschuld, und in einer brennenden Liebe guter Werke erblicken wird: alsdann wird ihm Gott die Gnade thun, nach demselben Glücke zu streben. Das gläubige Weib heiliget den ungläubigen Mann, saget Paulus; wie viel mehr einen christlichen Mann?

Warum seyd ihr bey Hofe auf dem Gipfel, wo ihr seyd? Warum habt ihr so vielen Ekel vor der Welt, und so viel Geschmack an Gott? Warum ein so großes Verlangen nach einem ganz christlichen Leben? Warum wird der Prinz unschuldig belustiget, und gleichsam durch die Hand Gottes gebunden? Darum, weil er ihn aus den Schlingen des Satans bringen will. Er will ihn bekehren, und hernach heiligen. Er bindet ihn, und bindet euch; denn durch euch will er ihn heiligen. Entwischete er euch, und entwischetet ihr ihm; so würde Gottes Absicht nicht erhalten. Ihr seyd seine Zuflucht: vergesset es ja nicht! Euer Zimmer ist die Hauskirche, wohin Gott ihn zieht. . . . .

Die heilige Monica, beweinte lange die Ausschweifungen Augustins, dessen Bekehrung sie endlich erhielt. Er ist durch die Heiligkeit seines Lebens, und die Vollkommenheit seiner Liebe die Freude und Ehre der Kirche geworden. Ich kann es nicht glauben, gnädige Frau, daß ein Mensch von so vielem Gebethe, dem Gott eine so treue und christliche Freundinn gegeben, und das wie durch ein Wunderwerk, nicht endlich ein neuer Mann werden sollte. Ihr müsset ihm gehorchen, ihn lie-

den, hochſchätzen, und wie euren Herrn und Gott hierher anſehen.

Und eure Geſellſchaft, die Gott durch ein Wunder gebildet, die er täglich jemehr und mehr verknüpfet und befeſtiget, zu deren Heile ihr geſandt ſeyd, wird ihn vor dem Tode bewahren, in welchen er ohne euch, zum großen Nachtheile der Religion und des Staates, vielleicht ſchon gefallen wäre . . . .

Nach meinem Tode werdet ihr euch einen Gewiſſensrath erwählen, dem ihr eure Rechenſchaft geben werdet. Dem möget ihr die Schriften weiſen, die man euch gegeben hat, eure Aufſicht . . Ihr möget ihm eure Bande melden.

Ich bethe für meine liebe Tochter eifriger, als jemals. Ich bitte Gott, daß ſie in den böſen Augenblicken nicht unterliege, die ſie mir in einer ihrer Rechenſchaften bemerket hat. Es iſt eine große Reinigkeit, wenn man denjenigen, der einem anvertrauet iſt, vor derjenigen Unreinigkeit und allen Aergerniſſen bewahret, in welche er fallen könnte. Es iſt zugleich eine Handlung der Geduld, der Unterwerfung der Gerechtigkeit, und der Chriſtenliebe. Ich ſehe es als ein Wunder der Gnade an, daß Gott ihm die Liebe der Tugend der Bräute Jeſu Chriſti gegeben, deren Mutter ſie ſeyn ſollte. Ich hoffe, ſie wird an ihren Vorzügen Theil nehmen, weil ihr Herz dazu vorbereitet iſt. Gleich wohl muß

*) Dieß Stück iſt ſchon in etlichen Monathſchriften erſchienen. Den Herausgeber kenne ich nicht. Er erlaube mir aber, mir die Nachricht zuzueignen, die er

muß man dieſer Neigung ungeachtet, in die Unterwürfigkeit umkehren, die ſein Beruf einem vorſchreibt. Man muß einer ſchwachen Seele zur Freyſtadt dienen, die ſich ſonſt verlieren würde. Man muß ihr helfen wandeln, wie Eliſabeth und Zacharias, in allen Rechten des Herrn, untadelich. Welch eine Gnade iſt es nicht, das Werkzeug der göttlichen Rathſchlüſſe zu ſeyn; und das aus bloſſer Tugend zu thun, was ſo viele andre, ohne Verdienſt, oder aus Leidenſchaft thun. Eine gerechte Seele heiliget ſich, in dem Stande, den Gott geheiliget hat. Bald wird ſie ſeyn, wie die Engel des Himmels. Da werden alle Unterwürfigkeiten dieſes Lebens aufhören.

Die IX. Abtheilung.

Schreiben des Biſchofs von Chartres an den König *). Ueber den Frieden, und ſeine Gemahlinn.

Allergnädigſter Herr,

Nachdem ich Gott für den Frieden gedanket, den er uns endlich durch die Sorgfalt Eurer Majeſtät gegeben: ſo iſt es billig, auch Eurer Majeſtät für alles das zu danken, was Sie

*) er vor die Brüſſeler Ausgabe geſetzet, und die man in der Pariſer Aufl. in eine Anmerkung gebracht hat.

„Der Leſer mache ſich keinen Zweifel über die Glaub-

für unsre Ruhe aufopfern wollen. Die Gnade, so Sie gegen mich hegen, schmäuchelt mir, daß Sie es nicht übel nehmen werden, wenn ich mir diese Freyheit nehme.

Endlich hat Gott, allergnädigster Herr, Dero Glauben erhöret; er hat Sie befreyet, weil Sie ein Vertrauen zu ihm hatten. Er hat Sie beschirmet, weil Sie seinen Namen kannten, nach dem Worte des

Glaubwürdigkeit dieses Schreibens. Ich habe die Urschrift mit meinen Augen gesehen, wie sie vom Bischofe von Chartres geschrieben und besiegelt gewesen. Sie hatte einige ausgestrichene Worte, aber keine darüber geschriebene neue. Auf dem Rücken stund, von der Hand der Fr. von Maintenon: sehr geheimes Schreiben des Bischofes von Chartres. Es hat keinen Monathstag, ist aber gewiß vom 1697sten Jahre, nach dem ryswickischen Frieden. Das Fräulein von Aumale redet davon in ihren Nachrichten; aber sie saget, man hätte es ihr nicht zeigen wollen. Die Abschrift, so ich mittheile, habe ich von einem Geistlichen, der mit dem Hrn. von Merinville, Bischofe von Chartres, als Neffen und Nachfolger des Hrn. Des Marais, genau verbunden gewesen. Die Damen des St. Ludewigsstiftes können die Urschrift aufweisen. Sie haben sie vom Hrn. von Merinville bekommen, der ihnen dieß Stück mit seinem Wapen versiegelt gegeben, und zwar zwanzig Jahre nach dem Tode der Frau von Maintenon, mit dem Bedinge, daß sie es nicht eher, als nach seinem Tode eröffnen wollten. Indessen schrieb er an die Frau von Maintenon: Bekümmern Sie sich nicht darüber, gnädige Frau: ich habe alle Papiere verbrannt, die Sie betreffen, und die ich im Cabinet des sel. Hrn. Bischo-

des Propheten. Er iſt von der Redlichkeit Ihrer Abſichten, und von dero Eifer für die Religion, gerühret worden. Er will, daß eben Sie dem beſtürmten Europa den Frieden wiedergeben ſollen; nachdem er Sie wunderbarer Weiſe wider alle ſeine vereinigte Prinzen erhalten hat.

Was für Dankſagungen ſind wir nicht Gott ſchuldig, allergnädigſter Herr, für alle die Güter, ſo

Biſchofes von Chartres gefunden habe. Allein wie hat dieſer an Ludewig den XIV. gerichtete Brief ſich unter dieſen Papieren befinden können? Vermuthlich hat der Biſchof ihn der Fr. von Maintenon zuzuſtellen, entweder ihn zu prüfen, oder dem Könige zu geben. Und die Frau von Maintenon wird es gut gefunden haben, ihn wegen der Lobſprüche zurückzu halten, die der König zwiſchen ihr und ihrem Gewiſſensrathe, für abgeredet hätte ausſehen können. Vielleicht iſt es auch nur ein Entwurf, wie die ausgeſtrichenen Worte, und der Mangel des Monathstages zu zeigen ſchienen. Die Cabinetsſecretaire können nachſehen, ob unter den Papieren Ludewigs des XIV. dieſer Brief emgelaufen iſt. Die da glauben, er ſey zwiſchen dem Hrn. Desmarais, und der Fr. von Maintenon und Hrn. von Merinville abgeredet worden, werden einen Argwohn hegen, der mehr unwahrſcheinlich, als boshaft iſt. Denn in dieſem Falle, wäre dieß Stück entweder beſtimmet geweſen, zu betrügen, oder die Nachwelt zu belehren. Allein wie kann man das Vorhaben zu betrügen, mit der Nachſchrift der Frau von Maintenon zuſammen reimen, die es verrathen hätte? Und den Zweck, zu belehren, mit der Wuth, alles zu vernichten, was auf die ungekünſtelteſte Art ihren wahrem Zuſtand entdecket hätte?

so er durch Dero Weisheit, durch Dero Großmuth, und zur Vergeltung Ihres Glaubens, über uns ausschüttet.

Die Bischöfe sind die geistlichen Väter der Völker; sie haben das Recht, ihre Herzen vor den Füßen E. M. auszuschütten. Geruhen Sie also, allergnädigster Herr, zu erlauben, daß ich für den Kirchensprengel, den Sie mir anvertrauet haben, Ihnen unsre tiefste Erkenntlichkeit bezeuge. Alle Ihre Unterthanen empfinden die Verbindlichkeiten, die sie Eurer Maj. für diesen so gewünschten Frieden schuldig sind. Sie erheben ihre Hände von allen Seiten, um von Gott die Erhaltung Ihrer geheiligten Person zu erbitten.

Unsre Pflicht ist es, dasjenige Gut, welches wir dero Liebe gegen uns zu verdanken haben, recht zu gebrauchen. Allein, indem wir Gelübde thun, die Eur. Maj. nöthige Gnade zu erhalten; so ist es die Ihrige, alle Absichten Gottes an Ihnen zu erfüllen.

Der Frieden wird Ihnen, allergn. Herr, die Mittel geben, die katholische Religion zu befestigen, und überall die Gesetze herzustellen, indem sie den Uebeln steuret, die der Krieg eingeführet hat. Sie werden itzo ihr Volk leicht von der Beschwerung befreyen, darinn es stehe. Sie werden Mitleiden mit so vielen Seelen haben, die der Ungerechtigkeit, der Unempfindlichkeit, der Vergessenheit des Heils, und der Verzweifelung, bloß gestellet sind, die das große Elend nach sich zieht *). Sie

*) Man merke hier das lebhafte Bild des innerlichen Elendes von Frankreich, unter der beklagenswürdigen Regierung Ludwigs, außer seinen Staaten.

Sie haben eine neue Weisheit, und die Kraft von oben nöthig, allergnädigſter Herr; nicht nur die Unordnungen des Elendes, daraus wir kommen, zu verbeſſern, ſondern auch des großen Glückſtandes, in den Sie treten, ſich wohl zu gebrauchen. David erhielt ſich rein und unſchuldig, ſo lange er die Feinde des Volkes Gottes bekriegte: im Müſſiggange ward er verderbet. Simſon war unüberwindlich, ſo lang er wider die Philiſter ſtritt. Seine Stärke aber verließ ihn, da er aufhörte zu ſtreiten und zu ſiegen. Und Salomon, der weiſeſte der Könige, ſo lange er den Tempel des Herrn bauete, ward der Raub ſeiner Leidenſchaften, ſo bald er ſein Werk vollendet hatte.

Die große Stelle, ſo E. M. bekleiden, würde in Kriegs- und Friedenszeiten ein Fallſtrick für dieſelben ſeyn, wie ſie es für ſo viele Ihrer Vorfahren geweſen: wenn Gott nicht dero Herz mit einer heilſamen Furcht, einem großen Abſcheue vor dem Böſen, einem großen Eifer für die Kirche, und einer aufrichtigen Liebe gegen ihr Volk, erfüllet hätte. Da ſoviele Pflichten ihnen obliegen: ſo müſſen die Könige Gott für die Ungerechtigkeiten des Krieges, und die Laſter des Friedens Rechenſchaft geben: und die Feinde des Staats ſind ihnen nicht die gefährlichſten.

Dero Werke, allergnädigſter Herr, werden von Dero Schickſale in der Ewigkeit den Ausſchlag geben. Erfüllen Sie Ihre Tage mit Tugenden, wie St. Ludewig: ſo werden Sie die Stelle der Strengigkeiten im Büßen erſetzen, die mit Dero Zuſtande un-

unverträglich sind. E. M. werden allmählich die gute Ordnung überall einführen: Sie werden aller Welt Gerechtigkeit verschaffen, und an allen Orten die Ehre des großen Gottes einführen, der sich so stark für Sie erkläret hat. Denn im Frieden allererst führt man die süßen Früchte der geistlichen Gerechtigkeit.

Es ist sichtbar, allergnädigster Herr, daß Gott sie selig machen will. Wehe denen Prinzen, die in einer Jugend hingerissen werden, welche den großen Leidenschaften dahin gegeben war! Sie werden einen der traurigsten Plätze in der ewigen Marter anfüllen. Das Heil der Könige ist, wenn Sie einen reifern Alter vorgesparet werden, nachdem sie von der Abgötterey der Wollust befreyet worden: sonderlich, wenn Gott ihnen Demuth, Religion, und Furcht vor seinen Gerichten eingiebt: und, nachdem er sie durch verschiedene Widerwärtigkeiten geübt, ihnen einen guten Rath, und Personen giebt, die treu und fromm genug sind, sie zu unterstützen.

Dieß eben hat Gott für Sie gethan, allergnädigster Herr. Sie haben eine vortreffliche Gesellschafterinn, die voll des Geistes Gottes, und voll Verstandes ist; und deren Zärtlichkeit, Empfindlichkeit und Treue gegen Sie, unvergleichlich sind. Es hat Gott gefallen, daß ich den Grund ihres Herzens kennen lernen sollen. Ich wollte wohl für Sie stehen, allergnädigster Herr, daß man Sie nicht zärtlicher und ehrerbiethiger lieben kann, als sie Dieselben liebet. Sie wird Dieselben niemals hintergehen; wenn sie nicht selbst betrogen wird. In allem,

allem, was ich die Ehre gehabt mit ihr zu handeln, habe ich niemals gesehen, daß sie den schlimmen Theil erwählet hätte. Sie ist wie Eure Maj. Wenn man ihr die Sache recht vorträgt, so wählet sie allezeit unfehlbar die Parten der Tugend und Gerechtigkeit. Es fällt sehr in die Augen, allergn. Herr, daß Gott Ihnen, mitten unter einem Haufen eigennütziger und betrüglicher Menschen, die Ihnen aufwarten; eine Ihnen ähnliche Gehülfinn geben wollen; indem er Ihnen eine Frau gegeben, die der tapfern Frau in der Schrift gleichet, die nebst der Ehre und dem Heile ihres Gemahls, mit allen Arten guter Werke beschäfftiget ist. Es dünket mich, allergnädigste Herren, daß Gott in allem was sie thut, mit ihr ist; und daß Sie ihn über alles lieben.

Dieß ist die Rechenschaft, die ich Ew. M. von dem kostbaren Schätzlein zu geben habe, welches mir anvertrauet ist. Bin ich gar zu kühn, oder gar zu langweilig gewesen, so bitte ich E. M. unterthänig, es meinem Eifer zu vergeben.

Man kann nicht mit mehrerer Erkenntlichkeit, Treue, Liebe und Ehrerbiethung seyn, als ich, ꝛc.

Paul, Bischof von Chartres.

Die X. Abtheilung.

Urkunden des St. Ludewigsſtiftes.

1. Kön. Patent, den Titel eines Abts von St. Denys in Frankreich zu vertilgen, um die Einkünfte der Abtey an das Stift St. Ludewigs zu bringen, vom 22. May 1686.

2. Patent, wodurch Herr Delpech, Königlicher Rath und Secretär, zum Aufſeher und Oberverwalter der Güter, Rechte und Einkünfte der Abtey St. Denys beſtellet wird, vom 17. Jun. 1686.

3. Edict, der Stiftung des königlichen Stifts St. Ludewig, zur Auferziehung 250 adelicher Fräulein; vom Jun. 1686. beym Parlamente eingeſchrieben den 18ten deſſelben Monaths. Der König giebt 1) die Einkünfte der Herrſchaft St. Cyr, die er den 14ten Jun. 1686. vom Herzoge de la Feuillade an ſich gebracht, der ſie vom Herrn Seguier von St. Briſſon den 9ten Apr. 1685. für 91100 Livres gekaufet hatte. 2) Die Einkünfte der Abtey St. Denys. 3) Unterdeſſen, bis man bequeme Landgüter dazu kaufen kann, weiſt er 50,000 Livres Einkünfte an, die von den Domainen des Pariſer-Kreiſes zu heben ſind. Von beſagten 50-

tau-

*) Dieß Breve giebt dem königlichen St. Ludewigsſtifte das Recht, Güter zu erwerben, und noch ſonſt an ſich zu bringen, und zwar auch von andern Händen, als von den Königen und Königinnen von Frankreich: welches

tausend Livres sind noch 20750 Livres übrig, die an Einkünften von Gütern zu verschaffen sind.

4) Befehl vom 15ten Jun. 1686. durch welchen der König der Frau von Maintenon volle Gewalt zu St. Cyr, und die Befreyungen der Stifterinnen giebt.

5) Schreiben des Bischofes zu Chartres, der eine Ausnahme von den Satzungen machet, die nur dreyjährige Superiorinnen erlauben: und der Frau von Brinon den Titel, die Rechte und Vorzüge einer beständigen Superiorinn, ertheilen.

6) Erstes einfaches Gelübd der St. Ludwigsdamen, welches den 2ten Jul. 1686. geleistet worden.

7) Absetzung der Frau von Brinon von der immerwährenden Superiorey des St. Ludwigsstiftes vom 11ten Dec. 1688.

8) Vereinigungsbulle der Abtey St. Denys mit dem St. Ludwigsstifte, vom Pabste Innocenz dem XII. vom 1sten Febr. 1691.

9) Patent, wodurch Se. Majestät die Vereinigung der Abtey St. Denys, mit dem St. Ludewigsstifte bestätigen, vom Nov. 1692.

10) Breve des Pabst Innocentius des XII. dadurch eine Aenderung des weltlichen Stiftes in ein geistliches geschieht, vom 13. Sept. 1692. *)

11. Pa-

*) ches ihrem Stiftungspatente gerade zuwider ist. Folgendes schrieb der Bischof von Chartres darüber an die Frau von Maintenon den 28sten Oct. 1703.

Ihr habet gewünschet, gnädige Frau, daß ich eine Antwort auf die Schwierigkeiten geben sollte, die eine eurer

11. Patent, wodurch S. Maj. die Verwandlung des weltlichen Stifts in ein geistliches bestätigen,

eurer Fräulein, euch vor eurer Reise nach Fontainebleau gemachet hat. Sie gründete sich auf den Unterschied der Ausdrücke des päbstlichen Breve, zur Verwandelung des St. Ludewigshauses in ein Kloster; und des königl. Patentes zur Stiftung desselben. Der Pabst giebt durch sein Breve dem Bischofe von Chartres die Vollmacht, wie seinem Commissar, eurem Hause der St. Ludewigsnonnen nicht nur alle ihm vom Könige ertheilten Güter; sondern auch alle andern anzunehmen, die man ihnen nachmals vermachen, oder schenken dörfte: anstatt, daß das königl. Patent Sr. Majestät ausdrücklich enthält, daß man in diesem Hause gar kein Geschenk, Vermächtniß, oder Almosen annehmen kann, außer vom Könige, seinen Nachfolgern, oder den Königinnen in Frankreich. Da sehet ihr, gnädige Frau, was einer von eurer Fräulein, die für ihr Stift eifrig ist, die Furcht erwecken, es möchten die Absichten seiner Majestät und die ertheilten, unter dem Scheine der Ausdrücke des päbstlichen Breve, nicht genugsam beobachtet werden. Es ist leicht zu begreifen, gnädige Frau, daß dieser Ausdruck des päbstlichen Breve, von gar keiner Wirkung gewesen, auch künftig zum Schaden der königl. Stiftungsworte Sr. Majestät nicht seyn kann.

1) Der Pabst giebt durch sein Breve den Nonnen nicht ausdrücklich die Macht, Geschenke und Vermächtnisse anzunehmen; sondern er läßt dem Bischofe nur die Macht, als seinem Bevollmächtigten, in diesem Stücke dem Kloster St. Cyr dieß Vermögen zu ertheilen, wenn er es gut befindet.

2) Das Breve giebt in ausdrücklichen Worten: daß diese Stiftung ohne Abbruch der Rechte Sr. Maje-

gen, vom Nov. 1692. Von dieſem Monathe an, foderten und empfingen 21 St. Ludewigsdamen, die nur

Majeſtät, in Anſehung Dero Stiftung und Begnadigung, geſchehen ſoll.

3) Das Breve giebt dem Biſchofe von Chartres eine allgemeine und unbeſtimmte Vollmacht, in der Handhabung deſſelben alles zu thun, was er zuträglich und nothwendig befinden wird.

Nun habe ich, gnädige Frau, in meinem Decrete, zu Vollziehung dieſes Breve, ausdrücklich des königl. Patents gedacht, und bemerket: daß die Stiftung, ohne Eintrag der Rechte geſchehen ſoll, die der König ſich und ſeinen Nachfolgern durch ſeinen Stiftungsbrief vorbehalten hat: und ich habe dem Hauſe nur die Güter angewieſen, die ihm durch die Stiftung Seiner Majeſtät gegeben worden. Ich habe ihm nicht das Vermögen ertheilet, Geſchenke und Vermächtniſſe anzunehmen, die ihm von andern zugedacht werden könnten; ſondern habe den Artikel der Verſorgung einzig auf die Worte des Stiftungsbriefes Sr. Majeſtät eingeſchränket: welche die St. Ludewigsfrauen unfähig gemachet haben, andre Güter anzunehmen.

So iſt denn, gnädige Frau, bey dieſem Artikel nichts zu fürchten: und es iſt gewiß, daß wir in Frankreich die Fähigkeit der Klöſter, Güter im Königreiche zu beſitzen, nicht ſo anſehen, als ob ſie von der Kirche käme; ſondern vielmehr von der Macht der Könige, in deren Hände Gott die Oberherrſchaft der zeitlichen Güter ihrer Unterthanen geleget hat; und die den Ordenshäuſern das Recht ertheilen, ſie zu beſitzen, nachdem ſie es für gut befinden.

Ich merke Ihnen, gnädige Frau, die Anführungen nicht an, die dasjenige rechtfertigen könnten, was ich Ihnen zu melden die Ehre habe; weil ich es für

einfache Gelübde gethan hatten, in Gegenwart der Kirche, den Noviciathabit. Den 11. Nov. 1693. leisteten die Frauen von Perou, von St. Aubin, von St. Pars, von Gaulbier, von Fontaines, und von Thourp, ihr feyerliches Gelübd.

12) Decret des Hrn. Bischofs von Chartres, zur Einführung der Priester von St. Lazarus zu St. Cyr, vom 23. Nov. 1692. Die Acte der Unterwerfung des Hrn. Jolly, ihres Generals, ist vom 24. Nov. 1692.

13) Patent vom Monath März 1698, wodurch der König noch 30000 Livres Einkünfte zur Vermehrung der Stiftung, auf die Cammer des Pariserkreises anweist.

14) Patent, vom Monath Jul. 1698, wodurch der König von neuem dem St. Ludewigsstifte, zu Vermehrung der Einkünfte, 60000 Livres jährlich auf die Einnahme des Pariserkreises anweist. Welche Summe in den Terminen gedachtes Patents angewandt werden wird, jedem Fräulein, welches im 20sten Jahre seines Alters aus dem Stifte geht, 3000 L. zu zahlen.

Die Superierinnen zu St. Cyr.

1) N. von Brinon, gestorben zu Maubuisson. 1701.

2) N. von Loubert. Sie beweg die Stiftsfrauen von St. Ludewig, die feyerlichen Gelübde zu thun,

überflüßig halte. Hr. Noet hat selbst durch seinen Rath das Stiftungsdecret, eingerichtet, welches ich gege-

thun, und wollte sie doch selbst nicht ablegen. Sie gieng 1698 aus St. Cyr, nach den quietistischen Frauen; mit welchen sie sehr genau verbunden war. Sie begab sich mit einem Gehalte von 2000 L. zu den Ursulinerinnen zu Poissy.

3) N. Priolo, eine Nonne von der Visitation zu Chaillot.

4) Anna Franciska Gauthier von Fontaines, die zuerst durch die Commission der Stiftsfrauen erwählet ward, als sie noch weder eine wirksame noch leidende Stimme hatte; und zum zweyten male in gehöriger Forme. Sie starb den 15. Dec. 1743. und war 85 J. alt.

5) Katharina Travers von Pereu, gest. den 15 Jul. 1748, 83 J. alt.

6) Maria Anna Galle, gest. 27. Jul. 1703. 50. J. alt.

7) Maria de la Poipe von Vertrieux, gest. den 1. Dec. 1716, alt 55 J.

8) Maria Magdalena von Glapion, gest. den 24. Sept. 1729, alt 55 J.

9) Maria Magdalena Genevieve Roquigny, von Bülonde, von Linemare, gest. den 4. Jän. 1749, alt 65 J.

10) Johanna Franciska von Boufflers von Remiencourt, gest. den 11. May 1751, alt 69 J.

gegeben habe, und er würde uns gewiß nicht in die Gefahr gestürzet haben, in etwas dem königlichen Patente zuwider zu handeln.

11) N. von Mornay von Montchevreuil, geb. 1700.

12) N. von Han, von Crevecoeur, geb. 1701, erwählt den 13 May 1755.

Seit dem 1686. J. bis auf dieß 1755ste sind zu St. Cyr 94 Stiftsfrauen gewesen, die ihr Gelübd gethan haben. Da nun ihre Zahl allezeit 40 stark ist, so sind in 69 J. 54. gestorben. Seit demselben Jahre sind 1100 Fräuleins nach St. Cyr gekommen, davon 275. unter ihrem 20sten Jahre gestorben. Die Pocken herrschen daselbst oft, aber thun nicht viel Schaden. Seit 1727. bis hieher, sind nur 5 Fräuleins daran erblichen. Die Lungensucht, das Seitenstechen, der Durchfall, die Brustkrankheiten, das sind die Zufälle, die daselbst am meisten herrschen.

Die

*) Man hat diese Nachricht von der Hand der Fr. von Maintenon. Man sieht daraus, daß sie nicht der Meynung ihres Jahrhunderts, wegen der assistelten Apostel zugethan gewesen. Aber wie weit war sie noch von der Wahrheit entfernet! Ihre Gemüthsart lenkete sie zur Gelindigkeit und Billigkeit. Die Vorurtheile ihrer Religion aber trieben sie zur Strenge und Ungerechtigkeit. Die Abschrift, so ich besitze, hat einen Anhang, von der Hand eines Gelehrten, dessen Anmerkungen, die ich unter dem Texte mittheile, mir ziemlich richtig zu seyn scheinen.

†) Es

Die XI. Abtheilung.

Aufsatz *) wegen der flüchtigen Hugenotten.

Wären die Sachen noch in demselben Stande †) als das Edict von Nantes widerrufen ward: so wäre ich der Meynung: daß man sich begnügen müßte, den Gottesdienst der vorgeblichen reformirten Religion, nach und nach abzuschaffen, und auf allmähliche Vereinigung aller Unterthanen des Königreichs, in einer einzigen Religion, denken müßte: in dem man, bey vorfallenden Gelegenheiten, die Hugenotten von Aemtern und Bedienungen ausschlösse, und sich mit Geduld und Sanftmuth befliße, sie zu bekehren, indem man sie von der Wahrheit überredete. **) Allein in der itzigen Beschaffenheit, muß man, wie mich dünket, andre Gedanken hegen.

†) Es ist wahrscheinlich, daß dieser Aufsatz 1690 oder 91 gemachet worden, in welchen Jahren man in Frankreich sehr viel von der Wiederherstellung des Edictes von Nantes geredet hat.

*) Dieser Entwurf setzet voraus, daß die bürgerliche Oberkeit einige Aufsicht über die Gewissen des Volkes hat. Dieß ist aber nicht, und kann nicht seyn. Der Staat wachet über die Handlungen; die Kirche über die Meynungen. Der Fürst ist der gemeinschaftliche Vater aller seiner Unterthanen, von welcher Religion sie nun seyn möchten. Allein er hat kein Recht, die eine

Es ist wahr, daß man in Ansehung des Gewissens heutiges Tages so weit gehen könnte, daß man im Königreiche die Freyheit einführete, sich zur Reformirten Religion zu bekennen; ohne einen öffentlichen Gottesdienst: *) gesetzt, daß diese Freyheit Frankreich wichtige Vortheile †) brächte: oder es vor einer großen Gefahr bewahrete, und man kein ander Mittel hätte, es zu bereichern, oder zu retten.

Allein weit gefehlt, daß man glückliche Wirkungen

eine Partey mehr, als die andre zu schützen. Denn indem er diejenige beschützte, die er für wahr hielte, könnte er wohl Gefahr laufen, den Irrthum zu beschützen. Der König kann also in Religionssachen keinen andern Einfluß haben, als durch sein Beyspiel. Man hat es schon gesaget. Clodoväus ward ein Glied der Kirche, als er sich taufen ließ: erlangte aber kein Recht dadurch, den Streit der Orthodoxen und Arianer zu entscheiden.

*) Nicht nur das Gewissen des Prinzen erlaubte diese Freyheit, sondern es befahl dieselbe gar. 1) Weil jeder Mensch, der über die Seele eines Menschen herrschen will, seine Rechte und seine Macht überschreitet, folglich ungerecht handelt, und was Ungereimtes verlanget. 2) Weil ein Volk des Gottesdienstes seiner Religion berauben, eben so viel ist, als es zwingen, sich entweder äußerlich mit einer Gemeine zu vereinigen, die es verabscheuet; welches eine verdammliche Heucheley ist: oder ganz ohne Gottesdienst und andächtige Versammlung zu leben; welches der Natur eines Menschen und der Religion zuwider läuft. Die freye Ausübung der reformirten Religion, ohne öffentlichen Gottesdienst, konnte auch dem

gen davon hätte hoffen können: so bin ich der Meynung, daß eine solche Aenderung viel böse, und gar keine guten hervorbringen würde. Da habet ihr mein Gutachten; und dieß ist der Grund davon.

In der itzigen Verbindung der Umstände, würde dieß Verfahren in fremden Ländern, ja selbst im Königreiche, sonderlich von den flüchtigen Hugonotten und neuen Bekehrten, für die Wirkung einer Besorgniß angesehen werden, die von den itzigen

dem Staate und der herrschenden Kirche keinen Schaden bringen. Man hätte den Hugenotten nur erlauben dürfen, sich an einem Tage zu versammlen, um Gott anzurufen, alle Strafgesetze, die Schande der Regierung Ludewigs des XIV. abschaffen, und befehlen müssen: daß die Ehegelöbnisse vor dem Oberrichter jedes Ortes geschehen sollten. Hätte man dadurch nicht alle Flüchtlinge zurückgebracht, so hätte man wenigstens diejenigen, die noch im Lande waren, zurückgehalten. Heutiges Tages müssen die Hugonotten entweder aus dem Lande gehen, um zu heurathen, oder ihre Religion abschweren, und die Sacramente der Kirche entheiligen; oder ihr Heurathen durch ihre Prediger, auf die Gefahr der Galeerenstrafe für sie, und der unehelichen Geburt für ihre Kinder, einsegnen lassen; oder unverheurathet, und im Concubinate leben.

†) Wenn die Gewissensfreyheit dem Staate nichts, als Menschen brächte, so wäre dieser Vortheil schon zureichend, sie von der Politik und Religion zu erhalten. Die eine verlanget Menschen, die Kriege aushalten zu können; die andre, damit Gott von mehrern erkannt und gepriesen werde.

Zeitläuften gewirket worden. *) Diese Leute würden nur trotziger dadurch werden: und durch die Hoffnung, so ihre Prediger ihnen einpflanzen würden, dörften sie sich erkühnen, alles zu wagen; †) sobald die Waffen des Königes den geringsten Stoß bekämen. **)

Ich glaube daß ein Theil von denen, die in fremde Länder gegangen, den Staat vielmehr durch ihr

*) Dieß könnte wohl wahr seyn. Allein darf denn in der Politik ein Beweggrund der Ehre, wohl über den Grund vom Nutzen die Oberhand behalten? Ganz Europa würde gesaget haben: Ludewig der XIV. habe sich gerettet. Aber sagete man es nicht bereits? Und wäre es nicht besser gewesen, wenn man auch hinzugesetzet hätte: Er hat sich gerettet, aber er erkennet seinen Fehler; er gesteht ihn, und verbessert ihn. Die Ehre, dieser Abgott der Fürsten! ist ein Mörder der Völker, sobald er von dem gemeinen Wohl getrennet ist.

†) Die Obergewalt des Königes würde allezeit Mittel haben, ihren Uebermuth zu dämpfen. Wenn ein Feldherr ein muthwilliges Regiment hat: so giebt er ihm nicht Abschied; er schenket es auch nicht seinen Feinden: er stellet durch eine strenge Kriegszucht die Ordnung wieder her.

**) Ketzer, die von ihrem Prinzen beschirmet werden, wie seine andern Unterthanen, haben noch niemals etwas wider ihn unternommen. Nur die Tyranney einer herrschenden Religion hat in Frankreich und England die bürgerlichen Kriege hervorgebracht, die den Franzosen weiß gemachet: Die Calvinisterey führe von sich selbst zum Aufruhre; und den Engländern: Die Papisterey sey aufrührisch. Die Katholischen

ihre Uebelwollen schwächen, als durch ihre Zahl verstärken würden. ***)

Das sind die eigensinnigsten und starrköpfigsten von der Parten, die man fähig gesehen hat, ihrem Vermögen, ihrem Vaterlande, ihren wesentlichen Pflichten, ja selbst ihrem rechtmäßigen Könige zu entsagen, ehe sie sich dasjenige hätten gefallen lassen, was man von ihnen foderte. ††)

Leute

schen in Holland sind nicht rebellisch; weil sie durch die Gesetze geschützet, und nicht von dem Eigensinne eines verfolgenden Geistlichen gedrücket werden. Seit dem Edicte von Nimes hatten die Reformirten in Frankreich nicht die Waffen ergriffen. Allein gesetzt, diese Reformirten waren übelgesinnte Unterthanen: so frage ich: ob es besser ist, durch ein Edict drey Millionen Menschen zu verlieren? oder drey Millionen Geldes anzuwenden, sie im Gehorsame zu erhalten? Umschließt die Kirchen mit zwanzig Stücken Geschützes: aber brechet sie nur nicht ab.

***) Sie würden ihre Geschicklichkeit und ihre Kinder wiedergebracht haben. Nicht die Gesinnungen stärken oder schwächen einen Staat: Die Bevölkerung oder Entvölkerung, die Armuth und der Reichthum thun solches.

††) Man hätte diese Flüchtlinge beklagen, nicht aber ihnen trotzen und sie schimpfen müssen. Was man Halsstarrigkeit nannte, das war Standhaftigkeit; und zwar eine selbst in den Augen ihrer Verfolger, lobwürdige Standhaftigkeit. Denn welcher Bischof oder Dragoner kann es läugnen, daß ein Calvinist, seinen Irrthum Gewissenswegen beybehalten müssen, so lange er geglaubet, sein Irrthum sey eine Wahrheit? Und wer ist der Tadelswürdigste? Der Prinz, der die Mey-

Leute von dieser Gemüthsart, würden bereit seyn alles zu wagen, und diejenigen in Bewegung zu setzen, deren Absichten am unsträflichsten sind: und ich glaube, man würde sich nicht irren wenn, man sie nicht nur für Feinde, sondern für vermögend hielte, uns noch eine Menge andrer Feinde zu erwecken. *)

Aus Stolz auf den glücklichen Erfolg ihres Eigensinnes, würden sie durch ihre Vorwürfe, und durch ihre Spöttereyen die Neubekehrten irre machen. Das würde genug seyn, die kleine Zahl derer, so die Wahrheit erkannt haben, deren Glauben aber noch nicht recht bestätiget ist, wiederum zum Rückfalle zu bewegen. Die noch Unschlüssigen, die mit der Zeit die

Meynungen seiner Unterthanen, nach der seinigen zwingen will; oder der Unterthan, der, da er gezwungen wird, zwischen dem Befehle des Königes und dem, was er für Gottes Befehl hält, zu wählen, den letzten dem erstern vorzieht?

*) So stellete man in dem königlichen Rathe einen Theil der Unterthanen vor, die schon seit mehr als 50 Jahren in dem vollkommensten Gehorsame lebten; die keinen Theil an den Unruhen in der Minderjährigkeit des Königes hatten; die der Cardinal Mazarin selbst die treue Heerde (le Troupeau fidele) nennete; denen der König selbst, in dem Briefe an den Churfürsten zu Brandenburg, ein so rühmliches Zeugniß gegeben hatte.

†) Diese Gründe hätte man in einer Rathsversammlung von Mönchen und Inquisitoren (Ketzerrichtern) anführen können. Allein was liegt einem Könige in Frankreich daran, daß seine Unterthanen von einer gewissen Religion sind? Es ist nöthig, daß sie fleißig und getreu sind: aber es ist ihm eben so gleichgültig,

die gute Parten würden ergriffen haben, würden dadurch auf der bösen befestiget werden. Und was diejenigen anlanget, so im Herzen Hugonotten sind, so würde man zu ihrer Bekehrung noch weniger Hoffnung haben, als jemals. †)

Man kann nicht hoffen, daß die stille Gewissensfreyheit ohne einen öffentlichen Gottesdienst, denen ein Gnügen thun würde, die ins Königreich wieder kommen möchten; ja nicht einmal denen Neubekehrten, die darinn geblieben sind. Sie würden die Aenderung, so man ihnen zu gefallen machete, für nichts achten; wenn nicht ein Edict darauf folgete, welches sie in denselben Stand setzete, worinn ihre

gülta, ob sie calvinistisch oder katholisch sind; als es ihm ist, ob sie kurze oder lange Nasen haben? Der Fürst ist bey Gott nicht für die Gedanken seines Volkes. Gott wird ihn nicht fragen: was er gethan hat, seine Unterthanen zu guten Vernunftkünstlern zu machen? er wird fragen, was er gethan hat, ihre Laster zu verhindern? Die Kirche muß Ketzer verdammen, und sie mit dem Banne bestrafen. Der König, der sich wie ein Schiedsrichter, oder Unterdrücker in ihre Spaltungen menget, maßet sich das Ansehen eines Hohenpriesters an, welches in dem Christenthume mit der Würde eines Fürsten unverträglich ist. (a) In der Rechenschaft, die Ludewig der XIV. Gott von seinen Handlungen geben müßte, haben sich da nicht diejenigen Unterthanen gerichtlich wider ihn erhoben, die auswendig katholisch, innerlich aber Hugonetten waren?

(a) Dieser Schriftsteller muß nicht gewußt haben, daß die Protestanten in Deutschland ganz anders denken. Bey uns ist jeder evangelische Fürst der oberste Bischof seines Landes.

ihre Väter gewesen, und worinn sie selbst vor der Widerrufung des Edicts von Nantes gestanden. *).

Wie sie dasjenige, was man ihnen bewilliget hätte, der Furcht zuschreiben würden: so würden sie Begebenheiten wünschen, die solche Furcht vermehren, und ihnen auch das übrige zu erlangen Hoffnung machen würden: ja sie würden nur Gelegenheiten erwarten, um das ihrige mit beyzutragen. **).

Bewilligte man die Gewissensfreyheit: wie könnte man denn den Vätern und Müttern die Erziehung ihrer Kinder nehmen †)? Thäte man es, so

*) Obgleich die Reformirten mit Recht fodern könnten, in die Vorrechte wieder hergestellet zu werden, die man ihnen ohne Ursache entzogen: so würden sie doch die geringste Erleichterung ihres Uebels, wie die allergrößte Wohlthat angenommen haben. Es war eben nicht nothwendig, ihren ganzen ersten Zustand wieder zu geben. Man kann Gott ohne Glocken dienen, ohne Bedienungen, ohne Kirchenversammlungen, verehren. Indem man sie von Aemtern ausschloß, hätte man sie genöthiget, sich auf den Handel zu legen: und wenn ihre Religion sie dem Staate nicht geneigt machete; so würde sie doch ihr eigener Vortheil an denselben gebunden haben. Nichts ist unterthäniger, als ein kaufmännisches Volk.

**) Warum saget man nicht lieber, warum lässet man nicht, daß die Erkenntlichkeit für eine Wohlthat, sie bewegen würde, noch eine größere zu verdienen?

†) Die Erziehung der Kinder gehöret nach dem natürlichen Rechte den Aeltern, und man kann sich keine Regierung vorstellen, wo sie sich dieses Vorrechtes begeben hätten. Zu Sparta gehörten die Kinder dem Staa-

so würden sie noch erzürnter seyn, als itzo. Wäre es aber unmöglich, solches zu thun; wie ich glaube, und ließe man sie in ihrer Gewalt: so hieße das, im Königreiche einen mächtigen Körper verewigen, den die Religion allezeit in solchen Verbindungen halten würde, die der Wohlfahrt des Staats zuwider liefen; und der, wenn er sich naher Hoffnungen beraubet sähe, auf entferntere denken, und auf einen künftigen bürgerlichen Krieg, auf eine schwache Regierung, auf eine verwirrte Minderjährigkeit sinnen würde; als auf ein Mittel, aus einer vermeynten Unterdrückung empor zu kommen. ††)

Könnte

Staate: aber sie waren allemal in der Gewalt der Väter; weil diese die Gesetze machten. Don Emanuel der II. König in Portugall befahl den Juden, alle Knaben zu nehmen, die noch nicht das 14te Jahr erreichet hätten: und man ließ sie in der christlichen Religion unterweisen. Ein portugiesischer Bischof machet einen Abriß der Gewaltthätigkeiten, welche die Räuber ausübeten; und setzet hinzu: daß es ein unbilliges und ungerechtes Mittel in der Ausübung gewesen, welches weder in den Rechten, noch in der Religion einen Grund gehabt; ob es gleich aus einer guten Absicht gekommen, und den Schein der Frömmigkeit gehabt. Die Kirchenversammlungen der ersten Jahrhunderte haben das Rauben der Kinder schlechterdings gemisbilliget. Und was kann die französische Geistlichkeit sagen? die solches im Absehen auf den Kindertribut misbilliget, welchen die Türken von denen ihnen unterworfenen Christen heben?

††) Das heißt ein Volk lästern, wenn man es allezeit als rebellisch vorstellet, nachdem es sechs und funfzig Jahre

Könnte man endlich, in der gegenwärtigen Verfaſſung der Gemüther, wohl hoffen, ſie von dieſem Mistrauen zu heilen? Sie würden glauben: man wiche nur eine Zeit lang der Nothwendigkeit; der König würde aber nach dem Frieden ſeinen Entwurf gewiß wieder vornehmen, der ihm ſo ſehr am Herzen läge. *)

Sie rechneten nicht mehr auf die Ausführung einer neuen, ihnen bewilligten Verſicherung, als auf das Edict, welches, indem es das Edict von Nantes widerrief, die Gewiſſensfreyheit, die Sicherheit ihrer Perſonen und Güter, erhielt, und doch von allen den Folgen begleitet worden, die in den letzten Zeiten wider ſie ergangen ſind. †)

Noch

Jahre treu geweſen. Uebrigens würden die Hugonetten, ohne Anführer, ohne Bedienungen, ohne Anſehen, viel zu ſchwach geweſen ſeyn, einen Bürgerkrieg zu erregen.

*) Die zurückgerufenen Reformirten würden geglaubet haben, daß Ludewig der XIV. aus der Erfahrung gelernet hätte, ein Vorhaben fahren zu laſſen, deſſen Ausführung unmöglich geweſen wäre. Die Verfolgung hätte ſeinen Staat ausgeſogen und entvölkert: die Duldung hätte ihn wieder hergeſtellet. Die Hugonetten, die ſolches gemerket hätten, würden vielleicht wenig nach einem Edicte gefraget, und auf das Intereſſe des Königs mehr gebauet haben.

†) Dieſes redliche Geſtändniß iſt merkwürdig. So geht es einem Fürſten, der ſeinen Unterthanen ſein Wort nicht hält. Seine Unterthanen trauen auch ſeinen Wohlthа-

Noch mehr, in Ansehung des Königs, habe ich einen Widerwillen gegen eine solche Veränderung, als man ihm vorschlägt, dergestalt ein Vorhaben fahren zu lassen, welches man so hitzig getrieben hat, worüber er sich soviel Lobsprüche verschwenden lassen,*) und wobey seine Feinde allemal ausgebracht, daß er es nicht ausführen würde. Das hieße seinen Ruhm beflecken; das hieße sich selbst widersprechen, das hieße, die gewöhnliche Weisheit und Standhaftigkeit seiner Entschließungen umstoßen.

Aus allen diesen Ursachen scheint mir zu fließen: daß die beste Parten, die man itzo wählen kann, diese sey, ohne eine neue Erklärung zu geben, und ohne eine der vorigen zu widerrufen, so fortzufahren, wie

Wohlthaten nicht; und er ist argwöhnisch gegen ihre Erkenntlichkeit. Ludwig der XIV hatte die Protestanten zweymal hintergangen; einmal da er, wenig Tage vor dem Widerrufe, Anstalten auf ein Edict machete, welches er zu widerrufen schon entschlossen war; ob er es gleich feyerlich zu halten geschworen hatte: sodann, indem er im Widerrufsedicte die Gewissensfreyheit versprach, und sie doch durch alle Befehle, die in die Provinzen ergiengen, verbeth. Dieser Fürst wußte also die Gewaltthätigkeiten wohl, welche man wider diejenigen ausübet, die nach den Ausdrücken des Edicts eine Gewissensfreyheit begehrten. Höchstens kann man glauben, er habe das Uebermaaß nicht gewußt, wozu man es getrieben.

*) Wer hatte Ludewigen den XIV. gelobet? die Weisen? die Staatskundigen? die guten Christen? die guten Franzosen? Nein. Ein Schwarm Mönche, ohne Ver-

wie man angefangen hat, nämlich unvermerkt, die Aufführung gegen die Neubekehrten zu mildern †)

Sonderlich sie nicht zu zwingen, Gotteslästerungen zu begehen, indem sie sich den Sacramenten ohne Glauben und Vorbereitungen nähern. ††)

Nicht

Verstand, ohne Herz: Bischöfe, die sich von dem Raube der Verbannten bereicherten; Staatsbediente, die kein ander Gesetz in Frankreich kannten, als des Herrn Willen; Höflinge, die heimlich über das jenige spotteten, was sie öffentlich lobeten: Aufseher, die sich etliche Jahre hernach nicht enthalten konnten, die Verwüstung zu gestehen, und zu beweinen, in welche sie unsre besten Provinzen gestürzet hatten. Man sehe ihre Nachrichten in Boulainvilliers Samlung. Ludewig der XIV. war sehr schwach, sich von solchem Weihrauche einnehmen zu lassen.

† Hier wird abermal die Ehre des Königs als ein Staatsgrund angeführet. Die wahre Ehre eines Prinzen ist, das Gute zu lieben, es zu suchen, und zu thun; es zu bereuen, wenn ers nicht gethan hat, und das besser zu machen, indem ers thut, was das Geständniß eines Fehlers schimpfliches an sich hat.

On peut des plus grands Rois surprendre la justice.

Des größten Prinzen Recht kann ein Betrüger beugen

Und gewiß Ludewigs des XIV. seins war gebeuget worden. Man lese den Eingang zu der Widerrufung: so wird man sehen, daß es sich nur darauf gründet: daß das Edict von Nantes nunmehr unnütz geworden; weil sich fast alle diejenigen mit der Kirche vereiniget hätten, um derentwillen es gegeben und gehalten worden.

Nicht die Körper derer auf den Schindanger zu ſchleppen, die in der Todesſtunde ſich nicht der Sacramente bedienen wollen. *)

Nicht das Vermögen derer, die außer dem Königreiche ſind, aufſuchen zu laſſen, wenn ſie es in den Handel gethan haben.

††) Der Erfolg hat das Unvermögen des Scheinmittels gewieſen, welches die Frau von Maintenon vorſchlägt. Die allzugroße Schärfe entvölkert die Provinzen: die gemäßigte aber vermindert die Hugonotten nicht genug. Itzo giebt es ihrer in Frankreich wenigſtens drey Millionen, und was ihre Treue zeiget, iſt, daß ein ſo zahlreiches Volk dem Rathe und den Parlamentern weniger zu thun machet, als ein Dutzend Janſeniſten. Aber über kurz oder lang wird man die Augen über ein Uebel aufthun müſſen, welches man ſo lange beſchöniget. Man wird ein Verzeichniß von ſo vielen Kindern aus Ehen geben müſſen, die von reformirten Predigern eingeſegnet worden, oder hunderttauſend Familien in Verzweifelung ſtürzen müſſen. Man wird den Hugonotten erlauben müſſen, ſich ohne Abſchwörung zu verheurathen; oder ſie zu einem für Frankreich höchſt traurigen Cölibate verdammen, und ganze Städte und Dörfer von Kriegsdienſten und Werbungen ausnehmen müſſen. Wenigſtens wird man den heimlichen Gottesdienſt der Reformirten dulden, oder ſich entſchließen müſſen, die benachbarten Völker mit den Manufacturen von Sedan, Mazames, Carcaſſonne, St. Quentin u. ſ. w. zu bereichern.

*) Dieſe Grauſamkeit beſteht noch. Die Erklärung von 1724. gebeut es ausdrücklich: und die ketzeriſchen Leichen, die noch unlängſt zu Catenet in Provence, und zu Lavor in Languedoc ausgegraben worden, beweiſen, daß

Was die Versammlungen betrifft: so sind freylich Empörungen und Ungehorsam zu bestrafen: und ich würde die strengsten Ahndungen billigen; wenn sie nur auf die Schuldigen allein fielen, und die Unschuldigen nicht mit ihnen vermenget würden. †)

In währendem Kriege müßte man fleißig für die Erziehung der Kinder wachen: aber beym künftigen Frieden die Sache für eine der vornehmsten Staatssachen ansehen; richtige und einträchtige Mittel

daß es nicht nur eine bloße Drohung gewesen. Es ist sonderbar thränenwürdig und schandbar, daß dieselben Bischöfe die Gewissen der Sterbenden aller Religionen plagen, und bis zum letzten Seufzer verfolgen; indem sie doch den Jansenisten die Sacramente versagen, die sie verlangen; die Calvinisten aber, die sie nicht haben mögen, dazu zwingen. Haben da die Reformirten nicht Ursache, seufzend zu rufen: O wenn das unser gnädigster König wüßte!

†) Die Frau von Maintenon tritt hier aus ihrem gemäßigten Charaktere; und nachdem sie, wie sie selbst geredet hat, so redet sie nun die Sprache ihrer Zeiten. Die Versammlungen sind aufrührisch, wenn sie nicht nothwendig sind. Allein, wenn die Zerstörung der Kirchen, der Mangel von Geistlichen, die Strenge und Ungerechtigkeit der Gesetze sie unausbleiblich machen: so werden sie rechtmäßig. Ein Volk zum Ungehorsame zwingen, und ihm aus dem Ungehorsame ein Verbrechen machen, das ist das allerunbilligste Verfahren, dessen sich der Despotismus, auf Anrathen des Aberglaubens, jemals unterwunden hat. Ludewigs des XIV. Gesetze verbothen den Protestanten,

Mittel ergreifen, die jungen Leute von ihren Familien zu entfernen, weder Geld noch Sorgfalt sparen, ihnen auswärts den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Diese Absichten würden eine große Untersuchung erfodern, um einen allgemeinen Entwurf zu machen, von welchem man nicht abweichen müßte.

Durch diese Aufführung würde man endlich die reformirte Religion in Frankreich vernichten; und es von einem Uebel befreyen, daran es schon so lange krank liegt. †)

ten, sich zu versammlen. Gottes Gesetze gebothen es ihnen. Was sollten sie bey diesem Zweifel thun? Das, was die ersten Christen thaten. Die Kaiser hatten ihnen verbothen, sich zu versammlen. Gehorchten sie nicht den entgegengesetzten Gebothen dessen, der viel größer ist, als die Kaiser? Der öffentliche Dienst gehöret zum Wesen der Religion; alle christliche Gemeinen gestehens. Keine christliche Gemeine kann also den Ungehorsam gegen die Gesetze, die diesen Gottesdienst verbiethen, für eine Empörung ansehen. Es giebt ein Mittel, wird man sagen, zwischen einem Ungehorsame gegen den Prinzen, und dem Gehorsame gegen sein Gewissen. Man muß zum Lande hinausgehen! Aber eben diese Flucht ist ein Ungehorsam, der durch dasselbe Edict verbothen wird, welches einem ganzen Volke verbeut, Gott anzurufen.

†) Indessen hat diese so verwünschte Religion, den bourbonischen Stamm auf den Thron gesetzet. Sie hat die Herrschsucht der Guisen unterdrücket, sie hat einen Abscheu vor dem Ketzergerichte erwecket; sie hat das Uebel, welches mit der Ehelosigkeit verbunden ist, vermindert, sie hat die Geistlichkeit gezwungen, der Unwissenheit und dem Laster Abschied zu geben, kurz, ohne sie würde Frankreich, wie Spanien und Portugal, den Mönchen und Pfaffen anheim gefallen seyn.

Ich will hier nicht ausführlich den Aufſatz wiederlegen, der mir mitgetheilet worden. Ich will nur beobachten; daß der Verfaſſer darinn von Eifer und Treue redet, als wenn man alles das vergeſſen hätte, was die Geſchichte von der Aufführung der Hugenotten, ſeit ihrem Urſprunge aufgezeichnet. Haben ſie nicht blutige Kriege wider unſre Könige geführet? Haben ſie nicht oft fremde Heere ins Land gezogen? *)

Hat man nicht ſelbſt unter dieſer Regierung die Folgen ihrer böſen Abſichten, durch einen heimlichen Schluß einer ihrer Kirchen-Synoden entdecket; der damals

*) Die Hugenotten ſind von dieſen Beſchuldigungen im II. Theile des Accord parfait völlig befreyet worden. In einigen von dieſen Kriegen ergriffen ſie, auf des Königs Befehl, die Waffen; in einigen ihm zum Beſten; in den folgenden wider die Verbündeten, allezeit aber für Ludewigs des XIV. Großvater. Unter Ludewigen dem XIII. war die Ergreifung der Waffen nicht allgemein; ſie ward auch von den Klügſten und von den meiſten verdammet. Ihre Lehre von dem unbeſchränkten Gehorſame, den man einem Fürſten ſchuldig iſt, hat niemals Aenderungen erlitten. Hat es ja einige Aufrührer, etliche Republikaner unter ihnen gegeben; ſo darf doch die ganze Gemeine für deren Fehler nicht mehr ſtehen; als der Jeſuiten werden, für die Raſereyen einiger Jeſuiten, die da behauptet haben: daß der Gehorſam gegen einen ketzeriſchen oder ſchismatiſchen Prinzen, eine calviniſche Lehre ſey. Clement und Ravaillac waren keine Hugenotten.

†) Die Geſchichte redet nichts von dieſem geheimen Schluſſe; und Ludewig der XIV. erkannte feyerlich die Treue der Reformirten in ſeiner Minderjährigkeit;

zu

damals gemachet worden, als sie hofften, Cromwell könnte sie unterstützen? †)

Sieht man nicht noch heute zu Tage, durch die aufgefangenen Briefe der Flüchtigen, wie sehr sie für den Prinzen von Oranien und die reformirten Prinzen eingenommen sind? **)

Der Urheber des Aufsatzes irret auch, wenn er den Bund der evangelischen Fürsten dem übeln Verfahren mit den Hugenotten zuschreibt. ††) Er würde mir vielmehr eine Folge der Eifersucht, und des Unwillens, den sie allezeit gegen Frankreich gehabt, zu seyn scheinen.

zu einer Zeit, darinn man diese Verbindung mit Cromwellen hatte. Und wie hätten sie sich mit England eingehen können, nachdem sie den Antrag des Cond verworfen hatten?

**) Diese Neigung bewies ihre Erkenntlichkeit. Es war aber natürlich, daß Unglückliche, solche Fürsten liebeten, die Mitleiden mit ihrem Elende hatten. Und Bayle, der in seiner Nachricht an die Flüchtlinge, (Avis aux Refugiez) der schönsten und boshaftesten Schmähschrift, ein Verbrechen daraus machete, hatte sehr verzurücken, daß er bey den Thränen seiner Brüder gelachet hatte.

††) Man lese mit Aufmerksamkeit die Nachrichten damaliger Zeiten: so wird man sehen, daß die Verbindung von Europa keinen andern Grund gehabt; als den Verdruß des ganzen Europa über die Unterdrückung der Hugonotten, welche die Welt mit ihren Klagen und Seufzern erfüllten. Ohne die Widerrufung des Edicts würde Wilhelm der III. wohl gewünschet haben, zu regieren: aber er hätte nicht daran gedacht, seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen. Uns

wenn

Der Verfaſſer ſaget auch zuviel, wenn er den Verfall der Handlung, den Geldmangel, die Abnahme der Manufacturen, die Vernachläßigung der Landgüter, bloß dem Flüchten derer, die aus dem Lande gegangen, zuſchreibt. Es iſt wahr, daß dieſer Umſtand das Uebel ſehr vergröſſert hat. Aber es hatte ſolches einen weit ältern Urſprung. *)

Es giebt noch einige Blätter von der Hand der Frau von Maintenon geſchrieben: wobey folgende Anmerkungen zu leſen ſind.

Man muß ſonderlich die Spectakel vermeiden, die das Anſehen des Märtyrertodes haben. Nichts iſt

wenn er daran gedacht hätte, ſo würden Holland und Weſtfriesland ſeine ſtolzen Abſichten nicht unterſtützet haben. Man ſehe die Nachrichten des Grafen von Avaux. Es war Ludewigs des XIV. Eifer, der ſich auf Jakob den II. fortpflanzte, und ſowohl Jakoben, als Ludewigen zu Grunde richtete. Und es iſt nur gar zu wahr, daß dieſer ganze Krieg ein Religionskrieg war.

*) Ungeachtet der ungeheuren Ausgaben Ludewigs des XIV. im Geräthe, in Luſtbarkeiten, Gebäuden und Kriegsheeren, blühte doch alles in Frankreich, als das Edict widerrufen ward. Als die Flüchtlinge die Felder verließen, nahmen ſie das Geld mit; und darüber blieben die Aecker brach liegen, und der Handel ohne das Gleichgewicht, die Seiden- und Hutfabrikanten, die Papier-Droguet Spiegel- und Uhrmacher, ließen ſich zu London, in Deutſchland, zu Berlin, und in Amſterdam nieder. Der Prinz von Oranien hatte ganze Regimenter von Franzoſen, die alle mit Franzgelde bezahlet wurden. Holland, die bisherige Niederlage der Waaren, ward eine Quelle derſelben. Das

iſt gefährlicher für neue Katholiken, ja ſelbſt für alte.

Man muß niemals die Abſicht zu bekehren, aus den Augen verlieren; ſich nach gründlichen und ſtandhaften Grundſätzen dabey verhalten; einen Entwurf davon machen, ihn wohl unterſuchen, und ihn gelinde folgen.

Endlich muß man alles den Biſchöfen und Oberkeiten anvertrauen, damit ſie gemeinſchaftlich zu Werke gehen. *)

Das Brandenburgiſche, welches bis dahin in der Waage von Europa für nichts gerechnet ward, lenkte ſie nach ſeinem Belieben (a). Die unfruchtbaren Felder in Pommern wurden beackert. Das Uebel hat noch nicht aufgehöret. Jeden Tag nehmen flüchtende Proteſtanten ihre Geſchicklichkeit zu den Ausländern mit. Und die Wälder um Magdeburg ſind tho mit Maulbeerbäumen beſetzet.

*) Man ſehe in des großen Boulainvillers Nachrichten, der ein Katholiſcher, aber guter Patriot war, was man ſich von der Weisheit der Aufſeher in Fr. verſprechen kann. Es kamen, zur Zeit der Widerrufung des Edicts von Nantes, hunderttauſend Menſchen um, die aufgeopfert worden, um das Verfahren eines Aufſehers zu rechtfertigen. Unter dieſer Zahl ward der zehnte Theil ein Raub der Flammen, der Räder und der Galgen. Was die Biſchofe betrifft, ſo ſind ſie Richter und Kläger zugleich; und die meiſten glauben, es ſey gut, die Gewalt zu brauchen, damit die Ketzer die Sacramente entweihen müſſen. Der einzige Biſchof von St. Pons verwarf die gezwungenen Communionen.

Das größte Gut wäre, die Kinder ihren Familien zu entziehen: allein man muß dieß Vorhaben sehr verschwiegen halten †).

Zu Friedenszeiten könnte man bey den Armen anfangen, in jeder Provinz Hospitäler anlegen; die Kinder annehmen, so die Aeltern dahin geben wollten, sie artig halten, und sorgfältig unterrichten, und sie ihren Anverwandten zeigen, die durch das Glück ihrer Kinder sehr besänftiget werden würden.

Ferner müßte man die Knaben zu den Cadets, und die Mägdchen in die Klöster nehmen.

Der gründliche Unterricht den man in allen Provin-

†) Die Kinder den Aeltern rauben, das heißt der Natur ihre ältesten Rechte, der Gesellschaft ihre heiligsten Grundsäulen, dem Herzen seine Neigungen, dem Gewissen seine wesentlichen Pflichten, und der Religion die Beyspiele der ersten Kirche rauben. Umsonst saget man, um diese Entführungen zu beschönigen, daß man die Kinder von der mutterlichen Brust reiße, um ihnen geistliche Güter zu verschaffen. Das heißt ja, sich die Rechte Gottes anmaßen, die er sich selbst vorbehalten hat. Es ist ein Grundsatz der christlichen Sittenlehre: daß man auch um des größten Gutes willen, nicht das allerkleinste Uebel thun müsse. Die Verfolger aber sind noch in dem A. B. C. dieser Lehren beschäfftiget.

*) Diese Millionen würden viel nützlicher angewandt werden, wenn man die zerstörten Kirchen davon wieder aufbauete, als daß man ein Volk bekehren will, welches mit 70jährigen Katechismuslehren, und Verfolgungen nicht hat bekehret werden können. Müssen

Provinzen ihnen gebe, würde den alten Katholischen eben so nützlich seyn, als den Neubekehrten.

Man müßte diese Arbeit, Leuten von gelinder Gemüthsart, von gutem Verstande und geprüfter Frömmigkeit auftragen, die von wichtigen Dingen dem Staatssecretair jeder Provinz Rechenschaft geben müßten, und alles übrige, mit Eifer und Redlichkeit einrichten würden.

Dazu nun würden Millionen gehören. Allein Millionen könnten auch nicht besser angewandt werden: man mag nun diesen Entwurf als ein Staatsmann, oder als ein Christ *) ansehen.

Die

sen denn die Grausamkeiten ewig seyn? Kann man Meynungen mit Feuer und Schwert fortpflanzen? und müssen die Fehler der vorigen Regierung der itzigen zum Muster dienen? Werden denn die Grossen des Landes ein Volk noch immer für rebellisch ansehen, welches seit 140 Jahren gelehrig, unterthänig, und elend ist; und welches die Frau von Maintenon nicht gelästert haben würde, wenn sie die allgemeine Geschichte (Histoire universelle) ihres Großvaters gelesen hatte; die endlich, als die Oesterreicher in die Provence fielen, dem Könige 30000 Mann anbothen, sie zurück zu treiben? Ein Anschlag, so vielen Uebeln abzuhelfen, würde freylich der Aufmerksamkeit der größten Geister des Staates würdig seyn: allein er müßte nur nicht durch Pfaffen ausgeführet werden.

Helas! ils ont des Rois su tromper le plus sage!

Der Fürsten Weisester, ach! ward durch sie betrogen.

(a) An-

(a) Anmerkung des Ueberſetzers zu der obigen Anmerkung des Ungenannten. a. d. 457. S.

Man findet es ſo oft wiederholet, daß die Mark Brandenburg, und überhaupt die königlichen preußiſchen Lande, hauptſächlich den franzöſiſchen Flüchtlingen ihre Aufnahme und ihren Flor zu danken hätten: daß es endlich der Mühe wohl werth iſt, der Wahrheit einen Dienſt zu leiſten, und dieſes Hirngeſpinſt zu vernichten: welches ſich ſonſt ungerüget auf die Nachwelt fortpflanzen möchte. Hat ſich die berliniſche weiße Frau, zu dieſen aufgeklärten Zeiten vertrieben: ſo wird auch dieß hiſtoriſche Geſpenſt noch wohl zu vertreiben ſeyn; geſetzt, daß es auch in den Memoires de Brandebourg erſchienen wäre.

Der Verfaſſer dieſer Anmerkungen hat von allem Vortheil zu ziehen geſuchet, womit er die Vertreibung der Hugonotten aus Frankreich recht abſcheulich darſtellen könnte. Man gönnet ihm alle die lebhaften Farben gern, womit er dieſe Tyranney in ihr rechtes Licht geſetzet. Nur hat dem Grunde, den er von dem Wachsthume der Churbrandenburgiſchen Macht hernimmt, iſt er der Geſchichte dieſes Hauſes nicht ſattſam kundig geweſen. Ich will mit wenigem zeigen, daß dieß Churhaus durch ganz andre Mittel und Umſtände gewachſen; als durch die Hand voll Flüchtlinge, die ihm am Ende des vorigen Jahrhunderts zugefloſſen, oder im Anfange des itzigen noch dazu gekommen ſeyn mögen.

Churf. Friedrich Wilhelm der große, trat ſeine Regierung 1640, mitten im 30 jährigen Kriege an; als ſeine Mark von Schweden und kaiſerlichen jämmerlich verwüſtet, und großentheils von den erſten beſetzet war. Hier ſchloß er nun fürs erſte 1741 mit Schweden einen Stillſtand, und ſuchte ſie, theils durch Aufbauung der verwüſteten Städte, theils durch Anlockung neuer Einwohner aus Holland und der Schweiz,

Schweiz, wieder zu beſetzen. Im 1644ſten Jahre verglich er ſich mit Heſſen, welches einige ſeiner weſtphäliſchen Lande beſetzet hielt; und ließ ſich dieſelben wieder einräumen. Ganz Pommern war aber noch in Schwedens Händen, ob es gleich nach Abſterben des letzten Herzoges, von rechtswegen an Brandenburg fallen ſollte. Mit vieler Mühe, und durch Beyſtand des Kaiſers, den er zu Prag perſönlich beſuchte, und von dem er mit großen Ehren aufgenommen ward, erhielt er, durch einen Vergleich, den Beſitz von Hinterpommern; ein Stück Landes, welches über 20 Meilen lang iſt, und jährlich 7000 bis 8000 Kinder taufen läßt. Dieß war der erſte merkliche Zuwachs ſeiner Staaten, auf den aber noch mehrere folgten. Denn im weſtphäliſchen Frieden, wurden ihm für den Verluſt von Vorpommern, das er zur Erlichterung des Friedens an Schweden aufopfert hatte, die Bisthümer Halberſtadt, Minden, in Weſtphalen, und Camin in Pommern, unter dem Namen von Fürſtenthümern, nebſt der Grafſchaft Hohenſtein, zu theile. Dieß war 1648 der zweyte Zuwachs Brandenburgs, an welchem alſo die Flüchtlinge gar keinen Theil hatten; als die erſt 32 Jahre hernach vertrieben wurden. Der dritte Zuwachs geſchah gleichfalls, vermöge des weſtphäliſchen Friedens, als die Anwartſchaft auf das Erzſtift Magdeburg, unter dem Namen eines Herzogthums, durch den Tod Herzog Auguſts von Sachſen-Weiſenfels, zur Wirklichkeit kam; dadurch ihm 1680 wirklich dieß ſchöne Land, welches nebſt dem Saalkreiſe und Halle zuſammen, auch jährlich 5000 bis 6000 Kinder liefert, zu theil ward. Zwiſchen dieſen beyden Vergrößerungen ſeiner Länder, hatte Pohlen dem Churfürſten Friedrich Wilhelm 1656 mit der Souverainität über Preußen, in dem Oliviſchen Frieden, nicht nur Lauenburg, Bütow, und die Staroſtey Draheim

heim abgetreten; ſondern auch das Elbingiſche Werder in Preußen zum Unterpfande, wegen 400000 Thaler Schuld eingehändiget. Im 1670ſten Jahre erhielt er die Grafſchaft Rheinſtein, und im 1673 die Cleviſchen Städte und Veſtungen, endlich im 1686ſten Jahre bekam er noch in Schleſien den Schweidnitziſchen Kreis, für ſeine Anſprüche auf Jägerndorf.

Nunmehr urtheile man, ob ein Herr, der durch ſoviel wichtige Vermehrungen ſeiner Provinzen, außer dem aber durch löbliche Anſtalten, durch Beförderung des Handels, Erbauung der Städte, Anlockung viel neuer Einwohner z. E. der Pfälzer, die damals vor den Franzöſiſchen Grauſamkeiten häufig flüchteten, und ſich ſonderlich in Halle niederließen, u. ſ. w. groß und mächtig geworden, ehe noch die franzöſiſchen Flüchtlinge vertrieben wurden; bloß dieſen ſein Wachsthum zu danken haben könne? die er doch erſt in den letzten 6 Jahren ſeiner langen 45 jährigen Regierung aufgenommen hat? In Wahrheit man muß entweder in der deutſchen Hiſtorie ganz unwiſſend ſeyn, oder doch mutwillig blind ſeyn wollen, wenn man ſich ſolches nur einbilden will.

Und wie viel Franzoſen ſind denn wohl ins Brandenburgiſche gekommen? Daß man von vielen Tauſenden redet, klingt ſehr groß, iſt aber auch ſehr unbeſtimmet. Man muß alſo genauer nachforſchen, wie viele es wohl eigentlich geweſen ſeyn mögen. Nach den beſten Ueberſchlägen, hat wohl Berlin die meiſten von dieſen Flüchtlingen bekommen: und dieſe machen dieſe Stunde daſelbſt nicht mehr, als fünf Gemeinen aus; zwo größere im Werder und zu Friedrichsſtadt; zwo mittlere, im Kloſter und auf der Neuſtadt; u. eine kleine in der ſogenannten kleinen Kirche. Denn das Hofetal iſt eigentlich keine Gemeine zu nennen. Alle dieſe Gemeinen betragen nach einer freygebigen Rechnung, itzund 12000 Seelen. Was iſt nun das gegen eine Stadt, die deren 120,000 in ihrem

rem Umfange hat? Nichts, als der 12te Theil: und doch iſt es gewiß, daß dieſe nicht alle unter Friedrich Wilhelms des großen Regierung, ja nicht einmal im vorigen Jahrhunderte dahin gekommen, ja mehr durch die noch neuere Fruchtbarkeit der erſten ſich daſelſt vermehret haben.

In Magdeburg, Halle, Stettin, Stargardt, Schwedt, Anzermünde, Prenzlau und Bernau, ſind auch zwar kleine Colonien, die aber bey weitem nicht ſo viel betragen, als die berliniſchen allein. Nun ſind noch einige Dorfer in der Mark, und einige Flecken im Magdeburgiſchen, als Burg, Neuamsleben, und Calbe, die auch Gemeinen haben, die aber weder zahlreich, noch ſonſt beträchtlich ſind. Geſetzt nun, daß alle dieſe zuſammen wiederum 10000 Seelen betrügen: ſo würden in allem irgend an die 20000 oder höchſtens 25000 Seelen von ſolchen Flüchtlingen, in der Mark, in Pommern, und im Magdeburgiſchen anzutreffen ſeyn. Was iſt nun das für eine Handvoll Menſchen in ſolchen Staaten, die ſchon vor der Eroberung Schleſiens, jährlich 30000 Kinder hervorbrachten? Denn nach den beſten Ueberſchlägen, die man nach Hrn. Probſt Süßmilchs Berechnungen machen kann, ſo bringen 25000 Menſchen jährlich kaum 1000 Kinder hervor. So wären denn alle franzöſiſche Flüchtlinge in den preußiſchen Landen, nur der 80ſte Theil, ja nach der Eroberung Schleſiens nicht einmal $\frac{1}{133}$ Theilchen der preußiſchen Unterthanen zu nennen. Wie nun dieß einem Staate einen ſo großen Ausſchlag auf der Wageſchale von Europa geben könne, das iſt ſchwer, oder vielmehr ganz lächerlich zu gedenken.

Außer dieſem iſt es auch ganz falſch, daß Brandenburg vor der Vertreibung der Hugonotten, ein ſo gar nichts bedeutender Staat in Europa geweſen. Die Geſchichte lehren ganz ein anders. Als 1655 König Karl Guſtav aus Schweden, den König Johann

hann Caſimir von Pohlen bekriegte, ſtellte Churfürſt Friedrich Wilhelm, zum Schutze ſeines Preußens, welches noch ein pohlniſch Lehn war, 125 Compagnien Reiter, jede zu 100 Mann, ferner 27 Comp. Dragoner, gleichfalls jede zu 100 Mann, d. i. 15200 Reiter; ſodann aber 108 Comp. zu Fuß, d. i. 11600 Mann, und alſo in allem 26800 Mann ins Feld: welches in damaligen Zeiten ſchon ein großes Kriegsheer war; als auch die römiſchen Kaiſer kaum über 40000 oder 50000 Mann auf die Beine bringen konnten. In der blutigen dreytägigen Schlacht bey Warſchau, den 18. 19. und 20ſten Jul. 1656. war dieſer Churfürſt gewiß keine Nulle, als er, nebſt den Schweden, über die 100000 Pohlen und Tartarn in die Flucht ſchlug, ſo daß 4000 Todte auf der Wahlſtadt blieben. Als er 1658 mit König Leopolden in Ungarn einen Bund ſchloß, und darauf dem Könige in Dännemark, in Holſtein, gegen die Schweden Luft machete; als er dem Kaiſer nach Ungarn Hülfe ſchickte, die an dem Siege bey St. Gotthard großen Antheil hatte: als er bey dem plötzlichen Einfalle Ludewigs des XIV. in die Niederlande 1672 die Holländer nicht nur warnete, ſondern mit 20000 Mann ins Elſaß gieng, und dem Türenne mit ſeinen Völkern viel zu ſchaffen machete; als er die Schweden, die ihm darüber aus Pommern in die Mark gefallen waren, bey Rathenau und Fehrbellin aufs Haupt ſchlug; als er 1677. Stettin und Stralſund, ja ganz Vorpommern eroberte, als er dem General Horn, der ihm 1678 aus Liefland mit 16000 Mann in Preußen gefallen war, 1679. mitten im Winter, auf Schlitten über den Haff fiel, und ihn dergeſtalt ſchlug, daß kaum 1000 Mann davon zurück kamen; als er 1680 mit acht churfürſtlichen Kriegsſchiffen den Spaniern etliche reichbeladene Schiffe wegnahm, weil ſie ihm die verſprochenen 150000 Thl. Hülfsgelder nicht zahlen

zahlen wollten; als er durch bloße Drohworte den Bischof von Münster von einem Kriege wider Holland abschreckte; als 1679 auch der Tartarchan eine ansehnliche Bothschaft nach Berlin schickte, und seine besondre Hochachtung gegen einen solchen Helden bezeugen ließ; und als er endlich 1686. abermal dem Kaiser 8000 M. zu Hülfe schickete, welche zur Eroberung Ofens nicht wenig beytrugen: als, sage ich Friedr. Wilhelm dieß alles that, so hatten gewiß die Franzosen, die erst nach 1680 vertrieben wurden, an allen diesen Thaten gar keinen Antheil gehabt, oder haben können; zumal sie gewiß, als armselige Flüchtlinge, die alles ihrige mit dem Rücken ansehen mussen, mehr von ihm Wohlthaten zu empfangen, als ihm welche zu erweisen geschickt waren. Haben sie nach der Zeit ein Vermögen erworben, so haben sie es dem von ihm erhaltenen Schutze und seinen Gnadengeldern, oder sonst seinen Landen zu danken gehabt.

Man höre also doch nur endlich auf, davon zu reden, und zu schreiben, daß die Franzosen Brandenburg reich, klug und volkreich gemachet haben: sonst wird auch noch jegend ein Salzburger, oder Pfälzer aufstehen, und behaupten: das die pfälzischen oder salzburgischen Emigranten Preußen so stark gemachet, als es zu unsern Zeiten durch die Eroberung Schlesiens geworden ist.

Die wüsten Länderenen endlich, welche die Flüchtlinge in Pommern angebauet haben sollen, werden wohl in diesem ganzen Herzogthume unsichtbar seyn. Es sind nur zu Stetin und Stargard einige armselige Handwerksleute von den französischen Flüchtlingen zu finden. Französische Land- und Ackersleute aber sind daselbst gar nicht anzutreffen. Und die wenigen Dörfer in der Mark, die mit Franzosen besetzet sind, bauen den Acker gewiß kein Haar besser, als die alten märkischen Bauren solches seit vielen hundert Jahren gethan haben.

So wunderlich, und ungegründet urtheilen zum insgemein Ausländer, wenn ſie nicht die geringſte Kenntniß der Länder haben, davon ſie reden. Alles zielet nur darauf ab, ſich auf Koſten der Deutſchen groß zu machen; und derer Völker Verdienſte nieder zu ſchlagen, bey denen ſie Dach und Fach, guten Unterhalt, und mehr Reichthum und Ehre, als die meiſten unter ihnen verdienen, gefunden haben. Viele von ihnen erkennen dieſes in der That, aufs dankbarſte, und ſind alſo auch aller Achtung werth: das aber iſt unerträglich, wenn auch Deutſche oft aus grober Unwiſſenheit und Uebereilung, mit jenen übertriebenen Lobrednern in ein Horn blaſen; und ſich ſelbſt und ihren Landsleuten und Vorfahren gerade ſo viel Ehre unbillig rauben, als ſie ſolchen Ausländern verſchwenderiſch beylegen. Man leſe Ge. Dan. Seylers Leben und Thaten Friedr. Wilhelms des Großen, durch Urkunden und Münzen beſtätiget, das zu Frf. u. L. im Knochiſchen Verl. in Fol. ans Licht getreten, imgl. des ſel. Hofr. Güthers Leben Friedrichs des I. Königs von Preußen mit Münzen erläutert, in Korns Verlage in 4. gedruckt. Imgleichen die Geburts- und Todten-Regiſter der preuß. Samml. in den breslauiſchen Sammlungen, nebſt des Hrn. Probſt Süßmilchs Betrachtungen von Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts.

Daß die Wälder um Magdeburg voller Maulbeerbäume ſind, iſt theils noch ſo ausgemacht nicht, theils keinen Hugenotten zuzuſchreiben. Unſre Leipziger Städtgräben und Spaziergänge ſind auch, ſowohl, als der Garten des Waiſenhauſes bey Halle, damit angefüllet: aber deutſche Anſtalten und Hände haben alles allein gewirket. Würden auch Franzoſen zum Schaden von Lion arbeiten?

Die

Die XII. Abtheilung.

Geſpräch

der Kaiſerinn Pulcheria mit einem Einſiedler, aus dem Griechiſchen überſ. zum Gebrauche der Frau Herzoginn von Burgund. *)

Pulcheria, die Tochter des Kaiſers Arkadius, ward 399 gebohren. Ihr Bruder war Theodoſius, der jüngere benennt, der 401 geb. war, und ſie hatte noch drey Schweſtern. Ihre Mutter verlohr ſie fünf Jahre alt, und ihren Vater im neunten. Theodoſius erklärte ſie zur Auguſta, oder Kaiſerinn, den 14 Aug. 414. Als ſie funfzehn Jahre alt war, regierte ſie das Reich mit aller Klugheit, mit aller Weisheit der vollkommenſten Staatsleute.

Als ſie eines Tages aller Hoheit, Geſchäffte und Beluſtigungen müde war, gieng ſie, einen Einſiedler zu Rathe zu ziehen, deſſen Frömmigkeit im ganzen Oriente berühmt war. Ich folgte ihr dahin, und vernahm, was hier folgen wird.

*) Der König hatte der Frau von Maintenon die Auferziehung der Herzoginn von Burgund aufgetragen. Der Herzog von Chartres ſchrieb ihr folgendes darüber. „Die Prinzeßinn iſt weder dem Staate, noch der Kirche, dem Könige oder dem Dienſte Gottes gleichgültig. Ich verweiſe euch alſo, Madame, wieder zu ihrem alten Berufſe: weil Gott euch gewiß nur

Pulcheria.

Du Diener Chriſti, der du deine Tage in den beſchwerlichen Uebungen eines heiligen und bußfertigen Lebens zubringeſt, deine Nächte aber mit dem Lobe des Herrn, dem Danke für ſeine Wohlthaten und der Betrachtung ſeines Wortes zubringeſt; du, der du mehr Umgang mit dem Himmel, als mit der Erden haſt, zerſtreue doch, ich bitte dich, meine Zweifel durch das Licht deiner Weisheit, und beſtärke durch deine Rathſchläge meinen im Guten gleitenden Willen. Ich ſollte wohl die allerglücklichſte Prinzeſſinn von der Welt ſeyn. Ich bin noch in der erſten Jugend; ſehe mich als Gebiethe-rinn der Welt, in einem Alter, darinn man noch gehorchen muß. Mein Bruder Theodoſius geſellet mich aller ſeiner Macht bey. Ich bin von einem zahlreichen Hofe umringet, der ſich beiſert, mir zu gefallen. Ich bewohne einen Pallaſt, wo mich alles der Größe meiner Vorfahren erinnert. Conſtantin, und der große Theodoſius haben ihn mit der Beute beſiegter Völker bereichert. Meine Hauptſtadt

nur an den Hof geſetzet hat, an dem Heile der Prinzen zu arbeiten; welches das größte Gut iſt, darinn alle übrigen enthalten ſind. Ihr werdet euch dabey etwas mehr in der Welt befinden. Allein ihr werdet dabey Gott zu Ehren eine künftige Königinn bilden, eine Königinn, die den künftigen König und ſein Königreich wird heiligen können. So gefährlich und ſo beſchwerlich auch die Welt iſt, ſo kann man doch mit einem ſolchen Herzen, und um ſolcher Geſchäffte wil-

ſtadt iſt in der vortheilhaften Lage erbauet; gleichſam Europa und Aſien zu beherrſchen. Mein Reichthum iſt unermeßlich. Das ſeltenſte ſo die Welt hat, findet ſich in meinen Schätzen. Alle Künſte ſind mir zu Gebothe; gehorchen meinen Wünſchen, und kommen auch meinem Eigenſinnne zuvor. Ich eſſe, ich ſchlafe ein, ich erwache bey dem Klange der ſchönſten Stimmen. Die Spiele, die Annehmlichkeiten und die Munterkeit begleiten alle meine Schritte. Mitten in dem allen wird mir die Zeit lang. Nichts gefällt mir. Aus Ueberdruß eines Zeitvertreibes ſuche ich einen andern noch lebhaftern. Kaum habe ich ihn gekoſtet, ſo bin ich ſeiner ſatt. Ich laufe einem dritten nach; finde tauſende, und keiner erſättiget mich. Ueberall finde ich Verdruß und lange Weile.

Der Einſiedler.

Ich wundre mich nicht darüber, o Kaiſerinn! Salomon war wie du, voller Reichthum und Herrlichkeit; wie du, in einer glänzenden Jugend; wie du, im Ueberfluſſe aller Vergnügungen: und Sa-

willen ſich in ſie begeben: ſonderlich, wenn man in denen Geſinnungen iſt, in welchen euch Gott ſetzet. Wenn alles, was ihr bey dem Könige, bey der Prinzeßinn und bey St. Cyr thut, ſich durch die Reinigkeit der Abſicht auf Gott beziehet; ſo iſt der König, die Prinzeßinn, und St. Cyr, ein wahrhaftes Gebeth zu nennen. Wenn ihr nichts unnützes thut, als um im Stande zu ſeyn, in nützlichen Dingen gehöret zu werden: ſo werdet ihr auch in dieſen unnützen Dingen bethen.„

lomon ward alles überdrüſſig, wie du; als ob alles was den Menſchen beluſtiget, nur gemachet wäre, ihn unglücklich zu machen: drum rief er: daß alles eitel und eine große Plage ſey. Gott hat dich zu weſentlichern Vergnügungen erſchaffen. Nicht nur bloß in der Weichlichkeit zu leben, hat er dir eine große und ſtarke Seele gegeben: es iſt eines weit anſtändigern Glückes wegen geſchehen, deſſen die Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur fähig iſt.

Pulcheria.

So muß ich denn allen Ergetzungen entſagen?

Der Einſiedler.

Nein, Kaiſerinn. Es giebt erlaubte, und rechtmäßige: und in den meiſten iſt nur die Uebermaaß ſchädlich. Gott hat ſie uns zu unſrer Erholung verliehen. Wenn wir unſre ganze Beſchäfftigung daraus machen: ſo werden ſie die ärgſten Feinde unſers Glückes. Sobald wir die Gränzen überſchreiten, ſo unſre Vernunft uns vorſchreibt, ſo wird das Vergnügen zur Marter. Die Unmäßigkeit ſtöret die Geſundheit, und treibt den ſanften Schlaf weit von uns. Die Raſerey des Spieles machet uns grauſam gegen andre, und uns ſelbſt unerträglich. Die Neigung zur Jagd, erſchöpfet Geiſt und Leib. Aber wenn wir die vom göttlichen Geſetze vorgeſchriebenen Gränzen überſchreiten; ſo häufen wir Strafen auf Strafen. Die Reue, als die Rächerinn der Laſter verfolget uns allenthalben. Der Gedanken an einen Gott, der alles ſieht, betrübet uns, anſtatt

uns

uns zu erfreuen. Der bloße Begriff des Todes erſchrecket uns. Die Gewißheit eines andern Lebens betrübet uns ſo ſehr, daß wir wünſchen möchten, unſre Seele wäre nicht ewig, aus Furcht ſie möchte ewig geſtrafet werden. Verwundre dich alſo nicht, o Kaiſerinn! über deinen Ekel. Gott ſchicket ihn dir, um dich vor den Fallſtricken zu warnen, die deine Leidenſchaften dir legen möchten. Er will, du ſollſt ein Mistrauen in deine Vergnügungen ſetzen, um dich davon abzuziehen.

Pulcheria.

Aber ſage mir, ehrwürdiger Greis, warum ich ſie noch ſo ſehr liebe, da ich ſie doch ſo überdrüſſig bin.

Der Einſiedler.

Man kömmt nicht mit dem erſten Fluge zum Gipfel des Berges. Man fängt an, der Ergötzungen müde zu werden: hernach erkennet man ihre Eitelkeit; endlich wünſchet man ſich andre: und zuletzt liebet man nur diejenigen, die unſre Seele ſättigen können.

Pulcheria.

Ich weis, daß wir in einer glückſeligen Zukunft, die unſerer erwartet, viel vollkommnere, unendliche ewige Vergnügungen genießen werden. Soll ich denn aber in dieſem Leben dem Glücke ganz entſagen? Beſteht denn die Tugend darinn, daß man wilde wird, und in einem traurigen und ſtillen Stillſchweigen lebe? So möchte ich gewiß lieber todt ſeyn.

Der Einsiedler.

Die Tugend verdammet nicht die unschuldigen Vergnügungen. Eine christliche Prinzessinn kann dergleichen genießen, um ihre Gesundheit zu erhalten, die Munterkeit ihres Verstandes zu beschäftigen, die eine gar zu große Anstrengung entkräften würde; um die Personen, so um sie sind, zu verbinden, und zu vereinigen, um ihre Hofleute von lasterhaften Belustigungen abzuhalten. Die Gottesfurcht ist eben nicht grausam; sie ist die Liebe selbst; und die Liebe ist sanft, menschlich und gefällig. Der große Theodosius, dein Großvater, wischete mitten in seiner Bußzeit, mitten in seiner bittersten Betrübniß, dennoch zuweilen seine Thränen ab; und zeigete denen Herren, die ihn begleiteten, ein gnädiges und lächelndes Antlitz. Er erlaubte sich gewisse Belustigungen, durch eine holdselige Gemüthsart, um die Herzen zum Wohl des Staates zu vereinigen; und aus einem demüthigen Geiste, um zu zeigen, daß er weit entfernt wäre, die Menschen zu verachten, ob es gleich seine Unterthanen waren. Du weist, wie sehr die Gelindigkeit sein Reich herrlich, und seine Person beliebt gemachet.

Allein, es giebt auch viel köstlichere und schätzbarere Vergnügungen und Belustigungen, die der heilige Geist in den Herzen erwecket, die er allein beschreiben kann; himmlische Tröstungen, die Jesus in die Seelen ergießt. Wer sie einmal geschmecket hat, der will sie noch einmal kosten, und will auch nichts anders mehr schmecken.

Pul.

Pulcheria.

Du redeſt mir von heiligen Wollüſten. Aber wer hat die verſuchet? Sind das nicht fromme Träume, oder Fallſtricke, die von den Gerechten der Leichtgläubigkeit denen geleget werden, die ſie durch die Reizungen der Vergnügungen zur Vollkommenheit locken wollen? Hat der Apoſtel dieſe innern Wollüſte gekannt? Ich bedarf eines ſo ehrwürdigen Zeugniſſes, als das Seine iſt, um nicht dieſe Vergnügungen, als Hirngeſpinſte zu verwerfen; davon ich die Bethſchweſtern meines Hofes oft reden höre.

Der Einſiedler.

Du kannſt keinen beſſern Richter wählen. Höre ihn denn, o Kaiſerinn: Das Reich Gottes, ſpricht er, iſt Friede und Freude im heiligen Geiſte. Gib Achtung auf dieſe Worte: Friede und Freude. Es giebt alſo einen Frieden und eine Freude, die der heilige Geiſt wirket. Er hatte das gekoſtet, was er lehrete. Ich bin überſchwänglich in Freuden, ſaget er an einem andern Orte. Ich ſchwimme in Freuden, mitten in meiner Trübſal. Je mehr mein Leiden zunimmt, und ſich vermehret, deſto mehr nimmt auch mein Troſt in Chriſto Jeſu zu. Dieſer Troſt muß wohl ſehr rührend und empfindlich ſeyn, weil St. Paulus in der heftigſten Verfolgung, die er zu Epheſus litt, überſchwänglich in Freuden war; wo er doch alle Augenblicke den Tod erwartete: weil das Leben ihm verdrüßlich geworden, da er wider Menſchen zu ſtreiten hatte, die grauſamer waren, als wilde

Thiere. Die Weltlichgeſinneten kennen dieſe Wahrheiten nicht. Wie mitleidenswürdig ſind ſie deswegen nicht! Sie laufen ihr Lebenlang einem Geſpenſte nach, welches ihnen entwiſchet. Sie wechſeln ihre Luſtbarkeiten ab; ſie treiben ſie aufs höchſte; ſie ſind niemals zufrieden; ſie kennen die Wahrheit nicht; ſie ziehen den falſchen Glanz eines zerbrechlichen Glaſes, dem feſten und koſtbaren Diamante vor. In unſerer Einſamkeit bringen wir einen Theil unſrer Zeit, mit Beweinung dieſes Elendes zu: und wir bitten Gott in allem unſerm Gebethe, ſie zu erleuchten, ihnen die wahren Güter bekannt zu machen, und ſonderlich die Fürſten, die das Beyſpiel der Welt ſind, aufzuklären. Haben denn dieſe göttlichen Süßigkeiten, in der Unſchuld deiner Taufe, in währendem Gebethe, beym Gebrauche des heiligen Nachtmahls, niemals dein Herz gereizet? Haſt du niemals einen Tropfen des himmliſchen Thaues empfangen? Iſt dein Herz, bey Anhörung einer Ermahnung niemals beweget worden? Haſt du nicht mit den Jüngern zu Emaus ſagen können: Brannte nicht unſer Herz in uns auf dem Wege, da er uns die Schrift öffnete?

Pulcheria.

In dieſen Augenblicken, da ſich Jeſus Chriſtus uns mit allen Merkmaalen ſeiner Liebe zeiget, müßten wohl die härteſten Seelen gerühret werden. Ich habe oft beym Zutritte zum heiligen Abendmahle, die Regungen der Freude geſpüret. Allein dieſe Freude daurete nicht lange: und ich fiel geſchwind

in

in meine Laulichkeit gegen himmliſche Dinge zurück.

Der Einſiedler.

Mich dünket, ſo viel ich Seelen zu unterſcheiden weis, daß dir die Gnade Gottes zuvor gekommen iſt. Aber fürchte, o große Kaiſerinn! daß die Begierde zu gefallen, die deinem Geſchlechte ſo gewöhnlich iſt, die anſteckende Seuche der Welt, die Lebhaftigkeit der Leidenſchaften, die Leichtſinnigkeit der Jugend, die Gelegenheiten zu ſündigen, die in deinem Stande ſo häufig ſind, die Vergaffung in eine hinfällige Schönheit, die eine wahre Abgötterey iſt; nicht ein Hinderniß der Abſichten werde, welche die Vorſehung mit dir hat. Fürchte, daß die eiteln Lobſprüche, die der Hof ſelbſt den Unvollkommenheiten der Prinzeſſinnen ertheilet, nicht Dornen werden, welche die Früchte, die du bringen ſollſt, erſticken. Deine Schmäuchler werden deine Liebe zu Eitelkeiten, einen Wohlſtand; die übermäßige Liebe deiner ſelbſt, eine Ehrliebe; die Leckerhaftigkeit, einen guten Geſchmack; deinen Stolz, und die hochmüthigen Gebärden, einen Adel, und eine Hoheit des Gemüths nennen. Die Weichlichkeit, den Müſſiggang, die Trägheit, werden bey ihnen Tugenden heißen. Sie werden alle Laſter in Tugenden verkleiden, und ſie mit beliebten Namen belegen: und kaum wird eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf dich ſelbſt, dich vor ihrer Bezauberung verſichern können. Man bekömmt einen Geſchmack an ihren Schmäucheleyen; man verſäumet das Gebeth,

beth, man will nicht mehr lesen, man vernachläßiget die Geschäffte, man genießt nur aus Wohlstande, ohne Begierde darnach, ohne Glauben, ohne Liebe, das heilige Abendmahl. Man urtheilet von allem, ohne Untersuchung; man suchet sich vielmehr die Reichsgeschäffte vom Halse zu schaffen, als sie zu endigen; man läßt auf seine Lieblinge alle Gnadenbezeugungen fallen, die den Geschicktesten und Weisesten zu Theile werden sollten; man verliert die Gnade; man verliert das Herz seiner Unterthanen; man wird von den Höflingen zugleich gepriesen und verachtet. Die Clerisey, die so geschickt ist, das Volk in der Pflicht und Hochachtung zu erhalten, sieht eine Prinzessinn, die gegen die Religion gleichgültig ist, auch mit Gleichgültigkeit an. Und die Seele, die ihrer geistlichen Waffen beraubet ist, liegt endlich allen Versuchungen unter, und wird ein Raub des Lasters.

Pulcheria.

Gott bewahre mich vor diesem Unglücke! Ich bin vieler Gnaden theilhaftig worden. Ich habe sie nicht angewandt, wie ich sollte. Noch itzo fühle ich mich gerühret. Ich erinnere mich des Unterrichts des seligen Atticus, Bischofes dieser Stadt. Er hat mir allemal die Wahrheit gesaget, wie du. Ich höre gern von Gott reden; und oft laufen mir die Freudenthränen aus den Augen, wenn ich von ihm sprechen höre. Er ist so groß, er ist so gütig; er hat mich mit so vielen Wohlthaten dieses Lebens überhäufet; er bereitet mir so viele in jenem Leben!

Wer

Wer ſollte nicht gerühret werden? Allein alle meine Tage ſind einander nicht ähnlich. In einigen mag ich gern leſen und bethen; ich faſſe die beſten Entſchließungen, und beſchäfftige mich mit Luſt mit meinen Pflichten. Zu andrer Zeit reißt mich die Jugend, oder das Vergnügen, die Zerſtreuung, und das Beyſpiel anderer dahin. Ich ſehe das Gute, ich liebe es, ich will es gern ausüben; habe aber nicht das Vermögen dazu. Ich wollte, daß eine allmächtige und gnädige Hand mich den falſchen Ergetzlichkeiten, die ich ſuche, entreißen, und mich mit Gott, den ich fliehe, vereinigen möchte. Ich fühle es, daß ich nicht anders, als mit Gott vollkommen glücklich ſeyn werde. Ich will es auch gern ſeyn. Giebt es denn kein Mittel, meinen Willen zu faſſeln?

Der Einſiedler.

Gott liebet dich: und die Gnaden, die er dir erzeiget hat, zeigen es ſattſam. Gott liebet dich: aber wo du taub gegen ſeine erſten Lockungen biſt; ſo zittere, daß er dich nicht verläßt. Er liebete Jeruſalem; er beſuchet es, er dringt in daſſelbe, er ermahnet es, er beweinet ſeinen Unglauben; er verläßt es endlich. Und wie gieng es ihm? Das heißt Gott widerſtehen, wenn man nicht den erſten Bewegungen folget, die er eingiebt. Und was haſt du nicht zu fürchten, wenn du ihm widerſtehſt? Denke, daß er deiner nicht nöthig hat; daß er nur verlanget, du ſolleſt ihn um dein ſelbſt willen lieben. Er ſuchet dich: und du wollteſt ihn fliehen? Deine

Schmäuch-

Schmäuchler können dich ſeiner verlaufenden Gü entziehen; dein Thron, dein Palaſt, dein Kriegsheer kann dich ſeiner Gerechtigkeit nicht entziehen. Du wirſt einmal ganz allein vor ihm erſcheinen. Da wird kein vornehmer Stand, kein Höfling, kein Lobſpruch mehr gelten oder ſtatt haben. Eine andächtige Bäuerinn wird größer ſeyn, als die Kaiſerinn, die ihre Pflichten verſäumet hat. Es iſt noch Zeit, o Kaiſerinn, dich ihm zu ergeben. Aber jeder Augenblick, den du aufſchiebſt, iſt ein Augenblick, den du deiner Sicherheit raubeſt.

Pulcheria.

Ja, ich bin entſchloſſen, alle mein Pflichten zu erfüllen. Ich habe nur gar zu lange geſäumet, und ich bedaure alle die Tage, die ich nicht der Tugend gewidmet. Ich ergebe mich Gott ohne Ausnahme. Warum brennet doch mein Herz nicht bloß für ihn! warum beſchäfftiget ſich doch mein Verſtand nicht bloß mit ſeiner Güte! Ich will alle die Macht, ſo er mir gegeben, anwenden, daß er angebethet werde. Ich will nichts vergeſſen, alle Völker dieſes Reiches zu ſeiner Liebe zu lenken. Allein, ſage mir, was für einer Regel konnte ich dabey folgen?

Der Einſiedler.

Man kann ſich im Guten nicht erhalten, wenn man ſich nicht einer feſten Regel unterwirft, die uns alle Augenblicke zurückrufet. Dadurch kann man von ſeinem Fortgange, oder von ſeiner Erkaltung urtheilen. Denn man muß allezeit nach der Vollkommen-

kommenheit ſtreben. Die Liebe Gottes iſt eine Flamme; welche erliſcht, wofern ſie nicht zunimmt. Die Sacramente genießen, bethen, die Schrift leſen; das ſind deine Uebungen der Frömmigkeit. Die Sacramente mußt du nicht aus Wohlſtande, oder aus Gewohnheit, ſondern zu Stärkung eurer Schwachheit, zu Entzündung deines Herzens, und es mit Jeſu zu erfüllen, genießen. Das Wort mußt du leſen, worinn ſelbſt vom Finger Gottes die Pflichten aller Menſchen vorgeſchrieben ſind; Bethen mußt du ins geheim, dich vor Gott zu demüthigen; öffentlich, um das Volk zu erbauen, und deſto leichter die Gnade zu erlangen, die den Gläubigen, wenn ſie verſammlet ſind, verſprochen werden. Warum ſollte ſich eine Prinzeſſinn der ſo kräftigen Hülfe eines öffentlichen Gebeths berauben, welches Gott eine angenehme Gewalt anthut. Die Menſchen mögen ſagen was ſie wollen, es iſt ſelbſt vor ihren Augen nicht eine wahre Gottesfurcht zu haben.

Pulcheria.

Ich bin von dieſen Wahrheiten gerühret. Aber wie ſoll ich dieſe Uebungen mit meinen Pflichten vereinigen? Iſt es nicht meine erſte Pflicht, für die Sicherheit, Ordnung und Glückſeeligkeit des Reiches zu ſorgen, welches mein Bruder Theodoſius meiner Sorgfalt anvertrauet hat?

Der Einſiedler.

Eine Pflicht iſt der andern nicht zuwider: und wäre das, ſo bliebe es keine Pflicht mehr. Gott,

der

der alle Stände gemachet hat, hat auch jedem ſeine Tugenden und beſondern Uebungen vorgeſchrieben. Eine Kaiſerinn iſt mit tauſend beſchwerlichen Geſchäfften überhäufet: alle ihre Zeit gehöret ihrem Volke. Allein, man hat allemal Zeit übrig, wenn man ſie zu ſparen weis. Richte deine Stunden ein. Vertheile deinen Tag. Das Gebeth muß vorgehen. Was kann man ohne Gottes Hülfe thun? Ehe noch dein Zimmer eröffnet wird, iſt es dir leicht, deine Knie zu beugen, an das zu denken, was du biſt und dereinſt ſeyn wirſt, an die guten Werke, die du zu thun haſt, an die Rechenſchaft, die du geben ſollſt, an die Leidenſchaften, die du beſtreiten muſſe, an das Gute, ſo du verſäumet haſt, an das einzige Nothwendige, an die Fallſtricke, ſo dir geleget werden, an die Mittel, ſie zu vermeiden. In dem Gebethe wirſt du Kräfte finden, dich gegen das Verderben, und den Rath der Eigenliebe zu ſtärken. Unterwirf dich alſo, o Kaiſerinn, dieſer Gewohnheit. Die Erfahrung wird dich lehren, wie nützlich ſie iſt.

Der Einſiedler.

Du haſt mir ein neues Licht angezündet. Ich bin entſchloſſen, mich dadurch leiten zu laſſen. Ich hätte noch viel andre Fragen zu thun: ich verſpare ſie aber auf ein andermal. Indeſſen bitte den Herrn, daß er mich in meinen Entſchließungen ſtärke, und mein Volk ſegne.

Die XIII. Abtheilung.

Verſe des Herzogs von Burgund.

(Man will ſie nur in ungebundener Rede geben.)

Draco, *) ihr könntet aller Welt Geſetze geben. Was würde man nicht thun, und was könnte man nicht thun, um euch zu vergnügen, euch zu gefallen; da ſelbſt euer Gemahl Verſe machet?

Allein mit dem Glaſe in der Hand, rufe ich umſonſt den Bacchus an, meine Göttinn zu beſingen. Von ſeinen Faunen allezeit umringt, erhalte ich von meiner Trunkenheit nichts.

O du latoniſcher Gott, ſteig herab von deinem heiligen Hügel. Laß meine Gedanken in Verſe ausreimen, dergleichen, wie du weiſt, auf ihrem Nachtſtuhle, die ſchöne Osmond **) in die Feder ſaget.

Ihr ſeyd es, Draco, ihr ſeyds, die ihr die gebietheriſche Zauberkraft einer auflodernden Raſerey brechet. Ich ſehe euch, ich ſchweige, ich bewundre: und würde euch viel eifriger beſingen, wenn ich euch weniger liebete.

Die

*) Der Namen einer Romanheldinn, den man bisweilen ſcherzend der Herzoginn von Burgund beylegte.

**) Das Fräulein von Osmond, der mans verbothen hatte Verſe zu machen; daher ſie ſelbige in ihrem heimlichen Gemache machete.

Die zehn Gebothe der Hofdamen, vorgeblich von der Frau von Maintenon.

NB. Dieß sind französische Knittelverse, auf folgende zween Reime:

De ton Roi ton Dieu tu feras,
Et le flatteras finement, &c. d. i.

1) Deinen König sollt du zu deinem Gotte machen, und ihm schlau schmäucheln.

2) Des Sonntags mußt du Meße hören, um deinen Putz zu zeigen.

3) Wenn du deinen Vortheil dabey findest, so höre oft Meße.

4) Vater und Mutter sollst du höchstens jährlich einmal sprechen.

5) Nacht und Tag sollst du auf dem Balle, auf der Jagd und im Spiele zubringen.

6) Deinen Mann sollst du zum Hahnrey machen, und deinen guten Freund auch.

7) Bey Tische sollst du, wie ein Säufer, von allen Weinen trinken:

8) Deinen Credit sollst du allenthalben anheischig machen, ob du gleich keinen hast.

9) Ueberlegungen mußt du gar nicht anstellen, aus Furcht vor traurigen Gedanken.

10) Allein wenn du im letzten liegen wirst, so kannst du zum Sacramente die Zuflucht nehmen.

Die

Die XIV. Abtheilung.

Zeugnisse.

Auszug aus einer Sammlung geschriebner Briefe, vom Johann Paul Marana; Verfasser des türkischen Spions. S. den III. Br. im I. Theil des Mists a. d. 93. S. Nachdem der Verfasser von der Stiftung zu St. Cyr geredet, und was für Vortheile für den Staat und die Religion daraus entstünden: so redet er von den Verdiensten der Damen, die zu Paris, und bey Hofe sich hervorthäten. „Tante belle qualità, &c. †) d. i. Soviel schöne Eigenschaften, setzet er hinzu, des Frauenzimmers überhaupt, werden fast von einer einzigen besondern Person verdunkelt, die ihre Geburt der neuen Welt zu danken hat *). Es ist selbige die Fr. Marquisinn von Maintenon; welche mit der Reinigkeit ihrer außerordentlichen Gaben, und mit ihren unsträflichen und aufrichtigen Sitten, die Lust des königlichen Verstandes geworden. Ihre niedrigsten Eigenschaften sind ihre Geflissenheit, niemals jemanden Schaden zu thun, und alles Gutes zu erweisen; ohne jemals den König um Gnaden-

†) Dieß habe ich dem Herrn Radier, Parlaments-Advocaten, dem Urheber des Büchersaals von Poitou zu danken; worinn er die Litteratur seiner Provinz so wohl erläutert hat.

*) Er redet nach der gemeinen Meynung; dieß Lob ist von großem Gewichte. Man kennet den sattrischen Geist dieses Italieners.

bezeugungen anzuflehen; einzig beflissen, sich der Zuneigung und Hochschätzung des Prinzen nothwendig zu machen; und das durch ihre Verschwiegenheit, Bescheidenheit, und Behutsamkeit: welches die drey Tugenden sind, die Sokrates an allen edlen und wohlgesitteten Frauen verlangte.

Auszug aus den Briefen des Grafen Büssy Rabütin.

Niemals ist ein Weibsbild allgemeiner geliebet worden, als die Fr. von Maintenon. Und sie muß eben soviel Gutherzigkeit, als andre große Eigenschaften haben. Denn ohne dieselbe ziehen sich große Verdienste mehr Neider als Freunde zu: alle Welt aber hat sich über ihr Glück gefreuet. Man muß auch die Wahrheit gestehen: Ihr Glück mag so hoch steigen, als es will: so wird es doch allezeit unter ihrer Tugend seyn.

Ein päbstliches Breve, von 1684. Eins von 1688. Eins von Alexandern dem VII.

Dieses letzte Stück ist sehr nachdrücklich. Nach einem großen Lobspruche, worinn sich der heil. Verfasser so ausdrücket: præstantes ac magnopere commendabiles nobilitatis tuæ dotes; (die vortrefflichen und höchstpreiswürdigen Gaben Eur. Wohlgebohrnen) bittet er sie dem Abte Trevisan, als Ueberbringern des Briefes, alle Gunst und möglichen Beystand am französischen Hofe zu leisten; woselbst ihre großen Eigenschaften, ihr mit Rechte ein durch-

durchgehends gebilligtes Anſehen zu wege gebracht hätte. Endlich empfiehlt er ihr die Vortheile des heiligen Stuhls: Illud viciſſim a te petimus, ut prædicto Filio ea gratia, qua apud omnes ordines, ob ſupra memoratas dotes, ac prærogativas tuas merito iſtic obtines, diligenter adeſſe velis. Nec minori contentione a te flagitamus, ut filialem tuam erga ſanctam hanc ſedem obſervantiam, quotiescunque opus fuerit, adimplere ſatagas, ejusdem ſedis rationes impenſe promovendo. d. i. Wir bitten euch auch, euren Beyſtand unſerm Sohne, dem Abte Treviſani, nicht zu verſagen, und ihm die Wirkung derjenigen Gnade zu gönnen, die ihr euch ſo rechtmäßig bey allen Ständen des Staates, durch die ſeltnen Tugenden und die großen vorhin erwähnten Verdienſte, erworben habt. Wir bitten euch auch inſtändigſt, eure Ergebenheit und kindliche Verehrung gegen den heiligen Stuhl, bey aller Gelegenheit, durch Beförderung ſeines Beſten, ſo viel an euch ſeyn wird, zu beweiſen„.

Die Frau von Maintenon hat auch zu andrer Zeit noch verſchiedene Breven bekommen. Allein ſie hat einige vernichtet, und die andern enthalten nichts beſonders.

Die XV. Abtheilung.

Unterweisung an die Fräuleins von St. Cyr, die zum erstenmale zur Communion gewesen.

Ich wollte gestern mit euch sprechen, lieben Kinder; ich hatte aber nicht Zeit. Darum komme ich heute, um euch zu dem Glücke mein Vergnügen zu bezeugen, das ihr heute früh gehabt habet, die Communion zu genießen: um zu sehen, ob ihr auch die ganze Größe der Handlung einsehet, die ihr gethan habet. Man hat sich alle mögliche Mühe gegeben, euch dazu wohl zu bereiten. Allein wisset, meine liebsten Kinder, daß ihr euer ganzes Leben lang, eben dieselben Vorbereitungen, dasselbe Verlangen, dieselbe Liebe, denselben Eifer, werdet nöthig haben. Je öfter ihr das Nachtmahl genießen werdet; desto mehr müssen diese heiligen Gesinnungen bey euch zu nehmen. Erinnert euch wohl, daß ihr euch mit den Sacramenten niemals gar zu gemein machen müsset. Nichts würde gefährlicher für euch seyn. Nähert euch demselben zum tausendsten male mit eben der Ehrfurcht und heiligen Schauer, welcher mich diesen Morgen so erbauet hat. Ich wollte, daß ihr den König sehen könntet, wie er bey diesen Gelegenheiten seinen Glauben zeiget. Alle Welt wird gerühret, wenn man ihn sich dem heil. Tische nähern sieht. Er scheint, ja er wünschet vor Gott gleichsam ganz vernich-

nichtet zu seyn. Er ist der Frömmigkeit seiner Unterthanen ein solches Beyspiel schuldig: und ich versichere euch, daß er es recht gut giebt. Wir haben eine junge Prinzessinn von zehn Jahren, die gleichfalls zum ersten male zur Communion gewesen ist. Etliche Tage zuvor ward sie dem Könige in meinem Zimmer vorgestellet. Er empfahl ihr mit aller Frömmigkeit, und einem unvergleichlichen Eifer, wohl acht zu geben, was sie thäte; die ganze Wichtigkeit davon wohl zu begreifen, und alle mögliche Aufmerksamkeit mit zu bringen. Ich hörte dieses ganz entzückt an, und wie ich kein Vergnügen habe, daß ich nicht gern mit euch theile; so hörte ich ihm sehr genau zu, um es euch zu wiederholen. Die Prinzessinn hörte ihn auch mit einem ehrerbietigen und gerührten Blicke. Ich sagete ihr; denket Prinzessinn, die Gottesfurcht, darinn ihr erzogen sind, wohl beyzubehalten. Bewaffnet euch gegen die Spöttereyen, die man über eure Communion und über eure Andachtübungen machen wird. Sie antwortete: Es sind schon ihrer viele, die darüber spotten. Wie? sagete der König, sollte es Leute geben, die sich über eure Frömmigkeit aufhielten? Ja versetzte sie, man spottet meiner, wenn ich zur Beichte gehe. Ich sagete zum Könige: es wird gewiß ein großes Wunder seyn, wenn diese Prinzessinn im Guten beharret.

Bittet für sie, meine Kinder, und genießt des Glückes, hier zur Frömmigkeit ermuntert zu werden; weit gefehlt, daß euch irgend jemand davon ablenken sollte. Ihr müsset euch nun nicht mehr als Kinder

ansehen: eure Aufführung soll itzo ganz vernünftig seyn. Wie glücklich werdet ihr in der Stunde eures Todes seyn, ja selbst in eurem ganzen Leben: wenn euer Gewissen euch das Zeugniß giebt, daß ihr seit eurer ersten Communion, nur Fehler aus Versehen, und keine wissentliche Sünde begangen. Ihr würdet mit einem großen Vertrauen vor Gott erscheinen, und Ursache haben, eine gnädige Aufnahme zu hoffen. Drey Stücke sind es, die ich euch besonders empfehle; in dem Vertrauen, daß ihr an diesem großen Tage aufmerksamer darauf seyn werdet: die Scheu vor der Sünde, die Gegenwart Gottes, und die Lehrbegierde.

Was versteht ihr, Parthenai, durch die Scheu, vor der Sünde?

Das Fräulein antwortete: die Gesinnung, die uns treibt, sie aus allen Kräften zu fliehen.

Ja, saget die Frau von Maintenon: und das müssen wir in Ansehung alles dessen thun; was Sünde ist. Fürchtet sie, meine Kinder, hasset sie lebenslang. Wenn sie sich euch zeiget: so denket, wie sehr sie Gott mißfällt. Ich erinnere mich, daß die Herzoginn von Burgund, die ungefähr in eurem Alter war, als sie nach Frankreich kam, gegen alle Arten der Belustigungen gleichgültig war. Sie bekümmerte sich eben so wenig um Ehre, als um Reichthum. Als ich ihr aber sagete: es ist was böses darinn, gnädige Frau: so antwortete sie, ist was böses daben? Gott behüte mich, es nicht zu thun. Und mitten bey ihrer Unempfindlichkeit gegen alles, hatte ich das Vergnügen zu sehen, daß sie

sie allezeit dieselbe Lebhaftigkeit behielt, und sie den Augenblick durch die bloße Furcht vor der Sünde hemmete. So wünschte ich nun euch alle zu sehen, meine lieben Töchter; und daß ihr zu dieser glücklichen Gemüthsfassung die Ausübung der Gegenwart Gottes beyfügen möchtet, die euch unfehlbar in dieser Scheu der Sünde erhalten wird, die ich euch empfehle.

Montfalcon, wisset ihr, was die Ausübung der Gegenwart Gottes ist?

Ja, sazete das kleine Fräulein: es ist, wenn man allezeit an ihn denket. Wir würden gar zu glücklich seyn, sagete die Frau von Maintenon, wenn wir allezeit, ohne einige Zerstreuung, an Gott denken könnten. So viel Glück ist diesem Leben nicht vorbehalten. Ich verlange nicht einmal von euch, mit einer immerwährenden Wachsamkeit, alles zu vertreiben, was euch hindern könnte, an Gott zu denken. Es ist für euer Alter genug, daß ihr anfanget, Gott des Morgens alles das zu opfern, was ihr den Tag über thun werdet. Thut aber nichts, was nicht werth wäre, ihm geopfert zu werden.

Erhebet euer Herz von Zeit zu Zeit zu ihm. Richtet kurze Seufzer zu ihm, auch mitten in euren Verrichtungen. Zeiget sich Gelegenheit, etwas ihm misfälliges zu thun: so enthaltet euch dessen, und saget: Gott sieht, Gott höret mich; das ist mir genug! Begegnet euch ein Glück oder ein Schmerz, so empfanget beydes, als von der Hand Gottes. Trifft euch eine verdrüßliche Sache; flieht zu ihm, als zu

einem Vater; und zieht ihm zu Rathe, wie euren Herrn.

Es wird euch vielleicht befremden, daß ich euch in eurem Alter von der Gegenwart Gottes rede. Ich versichere euch, liebe Kinder, daß ihr euch nicht genug daran gewöhnen könnet. Sehet doch Gott in allem; erkennet überall seine Hand, die allezeit auf uns wirket. Nichts geschieht ohne seine Erlaubniß; er machet es, daß ich euch itzo anrede, und daß ihr mich höret. Er hat euch in dieß Haus geführet, um euch zu guten Christinnen zu machen. Er verordnet alle Begebenheiten des menschlichen Lebens. Man muß also alles auf den zurückführen, der Urheber von allem ist.

Die dritte Eigenschaft, die ich meinen Töchtern wünsche, ist die Gelehrigkeit. Ich wollte wohl wissen, was ihr durch die Gelehrigkeit versteht?

Es ist, antwortete das Fräulein von Nioleon, diejenige Tugend, die uns antreibt, allen denen zu gehorchen, die einige Gewalt über uns haben.

Sehr gut, erwiederte die Frau von Maintenon. Diese Gelehrigkeit geziemet jedem Alter: und das empfiehlt unser Heiland seinen Aposteln, als er ihnen sagete: Wo ihr nicht werdet, wie die Kinder; so werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen.

Ihr müsset euren Gebieterinnen, und eurem Beichtvater gehorchen. Ihr müsset das Gute, so euch empfohlen, angerathen und vorgeschrieben wird, mit Freuden ergreifen. Habet also einen gelehrigen Verstand, und ein folgsames Herz: und behaltet diese Gesinnung bis an den Tod.

Als das Fräulein von der Jonchepr sie fragete: Ob man oft zur Communion gehen müßte? antwortete die Frau von Maintenon: so oft, als sichs thun läßt, wenn es nur nicht aus Gewohnheit geschieht. Ich kann euch versichern, daß selbst in der Welt, Leute, die ein wenig für ihre Seligkeit besorget sind, gemeiniglich alle Monathe communiciren. Der Herzog von Burgund beichtet alle 14 Tage, und communiciret alle Monathe. Das ist die Regel, die der heilige Franciscus de Sales, den Weltlichen vorschreibt. Der König und die Königinn von Spanien communiciren auch monathlich, und verschieben, oder beschleunigen es nur um einige Tage, nachdem diese oder jene Feste einfallen. Ich nenne euch diese Personen, die ihrem Stande nach, vom öftern Abendmahlgehen ausgenommen zu seyn scheinen könnten: um euch zu überführen, daß es die Sitte aller guten Christen ist, und euch gegen die Spötterenen der Weltleute zu waffnen. Lasset also die Weltkinder reden: und beobachtet allezeit einen christlichen Wandel.

Die heiligen Bischöfe, denen ich zuweilen euer Haus zeige, sagen mir oft, sie wunderten sich: daß ihr ein so unschuldiges Leben führet, und doch so selten zum Nachmahle gehet. Darauf antworte ich: daß ihr nicht alle zum Nonnenstande bestimmet seyd; daß viele von euch wieder in die Welt gehen würden; und daß ich es für besser halte, in Ansehung der letztern, euch eine Lebensart annehmen zu lassen, die ihr beybehalten könnet, in was für einen Stand ihr gerathen möchtet; und daß ichs lieber

sähe,

ſähe, wenn ihr hernach euer Abendmahlgehen vermehren könnet, nachdem eure Frömmigkeit wachſen wird; als wenn ihr es abnehmen lieſſet.

Indem ich aber ſo ſpreche: ſo ſetze ich allezeit ein recht chriſtliches Leben voraus. Denn, wo ihr ſo unglücklich ſeyd, alle die guten Grundlehren zu vergeſſen, die man euch hier giebt; und euch den Luſtbarkeiten, der Eitelkeit, dem Spielen, den Schauſpielen, mit einem Worte, einem Weltleben zu überlaſſen: ſo werdet ihr eure Communionen freylich vermindern müſſen. Gott behüte euch vor dieſem Unglücke! Aber zum wenigſten werdet ihr doch einen gewiſſen Beichtvater haben. Alsdann müſſet ihr ſeinen Rath hören, und ihm folgen. Das iſt das einzige Mittel wieder zu eurer Pflicht umzukehren: allein das Mittel, euch dabey zu erhalten, iſt, monathlich zum Abendmahle zu gehen. Machet aber allezeit, als ob jedes davon das letzte in eurem Leben ſeyn ſollte: ſo werdet ihr gewiß viel Gnade, viel Kräfte und Beyſtand auf künftige Zeiten ſammlen.

Mein Gott! liebe Kinder, wie feſt und ſtandhaft im Guten werden euch ſoviele Communionen nicht machen! Wie nützlich werden ſie euch nicht zu eurem ganzen Leben ſeyn! Wie viel Gnade werden ſie euch nicht wirken, um euch vor den Gefahren zu ſchützen, denen ihr ausgeſetzet ſeyd. Es iſt gewiß, daß ihr, bey der Gewohnheit, oft das Sacrament zu genieſſen, im Falle ihr einige Zeit davon bliebet, durch die innere Empfindung, daß es euch woran fehlet, zurückgerufen werden würdet. Allein ich will

will lieber hoffen, daß keine von euch sich von diesem herrlichen Tische entfernen, und ihr alle die heiligen Gewohnheiten beybehalten werdet, die ihr hier angenommen. Erinnert euch euer Lebenlang der Art, wie ihr den Tag vor dem Abendmahle zubringet, und machet es eben so, wenn ihr zu Hause seyn werdet. Es ist kein Mensch in der Welt, der nicht diesen Tag der Stille und dem Nachdenken widmen sollte: und ihr werdet nicht sonderbar zu seyn scheinen, wenn ihr ihn der Einsamkeit heiliget.

Ich kann nicht unterlassen, euch zu sagen, wie sehr mich die Art erbauet, womit die meisten Kriegsleute sich dem Tische Gottes nähern. Sie gehen mit gefaltenen Händen, und mit niedergeworfenen Leibern, ohne alle Waffen dazu; als ob sie ganz entzücket wären. Ich hatte noch unlängst dieß Vergnügen: und ihr würdet eben so vergnügt gewesen seyn, als ich, wenn ihr ein Paar von der Leibwache hättet communiciren gesehen; die es mit einer offenbaren und freyen Gottesfurcht, ohne Menschenfurcht und Häucheley thaten. Ich bin ganz davon durchdrungen. Lebet wohl, meine Kinder, ihr sehet, daß ich von allem, was ich sehe, und was euch nützlich seyn kann, meinen Vortheil ziehe.

Die

Die XVI. Abtheilung.

Gespräche der Frau v. Maintenon *).

I. Gespräch.

— — — — Es ist nichts angenehmer, erwiederte die Frau von Maintenon, als mit seinen Freunden zu leben, und sich mit ihnen offenherzig zu unterreden. Gleichwohl giebt es einen Grundsatz eines heydnischen Schriftstellers, der sehr klug ist; ob ich ihn gleich für sehr hart halte. Es ist dieser: Man solle mit seinen Freunden allezeit so handlen, als ob man versichert wäre, sie würden einmal unsere Feinde werden. Meinestheils würde ich zufrieden seyn, daß ich ihnen nichts Böses an mir wisse; ich würde mich bemühen, in ihrer Gegenwart nichts Unrechtes zu thun; so wie ich in Anwesenheit derer thun würde, die ich am wenigsten liebe: weil tausend Dinge vorfallen können, die uns trennen; und alsdann ist es sehr verdrüßlich, wenn man ihnen zuviel getrauet, und ohne einiges Mistrauen mit ihnen geredet hat: ohne zu erwähnen, daß man niemals von andern so sicher ist, als von sich selbst. Die Frau von Montespan und ich, wir sind die beyden gröstten Freundinnen von der Welt gewesen. Sie konnte mich sehr wohl leiden; und ich

*) Diese Gespräche sind selbst von denjenigen Personen gesammlet worden, mit welchen die Frau von Maintenon sie gehalten hatte. Allein man hat nur Stücke davon.

ich, die ich unvorsichtig war, ließ mich in die Freundschaft ein. Es war eine Frau voller Verstand und Reizungen. Sie redete mit großer Vertraulichkeit mit mir; und sagte mir alles, was sie dachte. Wir glaubeten beyde, unsre Freundschaft würde ewig dauren: und ob wir gleich bisweilen ziemlich lebhafte Zwistigkeiten hatten: so änderten doch selbige nicht die Neigungen, so wir zu einander hatten.

Gleichwohl sind wir mit einander entzweyet worden, und zwar unversöhnlich, und ohne, daß wir den Vorsatz gehabt, zu brechen, oder förmlich gebrochen hätten. Es ist gewiß nicht mein Fehler gewesen: gleichwohl, wo jemand Ursache gehabt, sich zu beklagen; so ist sie es. Denn sie kann mit Wahrheit sagen: Ich bin die Ursache ihrer Erhebung gewesen, ich habe sie dem Könige bekannt und beliebt gemachet: nun aber wird sie die Geliebte des Königes, und ich werde vertrieben. Es ist aber auch wahr, daß ich viel zu antworten habe. Habe ich denn unrecht gethan, daß ich des Königes Freundschaft auf die Bedingungen angenommen, womit es geschehen ist? Habe ich übel gethan, daß ich ihm guten Rath gegeben? Wußte die Frau von Montespan nicht, daß ich nichts unterlassen habe, ihre unreine Verbindung zu stören? Allein ich will wieder zurück auf das kommen, was ich gleich anfangs habe sagen wollen. Wenn ich bey meiner Liebe gegen die Frau von Montespan, auf eine böse Art entweder christlich, oder nach der Welt zu reden,

zu ihrer Vertraulichkeit gelanget wäre; wenn ich, anstatt sie zum Bruche ihrer Verbindungen zu bewegen, ihr die Mittel gewiesen hätte, die Liebe des Königes zu erhalten: würde sie itzo nicht die Mittel in Händen haben, mich zu stürzen? Würde sie sich nicht rächen? Würde sie nicht zum Könige sagen: Diese Person, die E. M. so hoch schätzen, hat mir dieß und jenes gesaget. Ihnen predigte sie die Tugend, und mir rieth sie das Laster. Es giebt soviel Stücke, die man übel verstehe, soviel andre, die man verkehret, indem man sie aus ihrer Stelle nimmt, oder von den Nebenumständen entblößet; es giebt ihrer so viele, die einem in gewissen, nachlässigen und schwachen Stunden entwischen; so viele, die unschuldig gesaget, u. übel ausgeleget werden können: daß man über seine Worte und Handlungen nicht genug wachen kann: und wenn es nur wäre, damit unsre Freunde nicht unsre plötzlichen Einfälle, für wirkliche Gesinnungen, und die ersten Begriffe, die einiges Nachdenken vernichtet, für die wahren Meynungen unsrer Seele ansehen möchten. Und das ist darum noch keine Heuchelen. Denn in dieser Behutsamkeit ist kein Schatten einiger Falschheit; und bey Heuchlern ist alles falsch. Man muß also seinen besten Freunden nichts zeigen, das sie misbrauchen können, wenn sie es nicht mehr seyn werden. Es ist sehr schlimm, daß man zu einer Zeit darüber erröthen muß, was man zu andrer Zeit aus Unbedachtsamkeit gesaget oder gethan hat. Ich sagete es vor vielen Jahren dem Herrn Barillon wohl,

wohl. Nichts ist geschickter, als eine untadeliche Aufführung. Und nach vielem Steigen und Fallen seines Glückes, gestund er mirs zu. Ihr könnet euren Kindern diesen Grundsatz nicht oft genug wiederholen. Sie sollen lauter gute Anschläge geben; und in den geheimsten Sachen so verfahren, als ob sie tausend Zeugen hätten. Die menschliche Schwachheit brauchet einen Zügel: ohne welchen sich so viel zärtliche Versuchungen finden, denen man unterliegen würde. Alles kömmt doch endlich ans Licht: zu geschweigen, daß es viel schöner ist, niemals etwas anders, als eine tugendhafte Person gespielet zu haben. Und wenn die Welt gleich unser Verhalten nicht wüßte; wird es darum Gott unbekannt seyn? Und würden wir gleich für unsre Tugend nicht durch die öffentliche Hochachtung belohnet: würde uns das Zeugniß unsers eigenen Gewissens nicht es sattsam vergelten?

Im Aufstehen sagete sie noch: Lebet wohl, meine Kinder. Ich habe eurer Mutter ein schönes Feld zu eurem Unterrichte eröffnet: und ich will es selbst bey dem ersten müßigen Augenblicke, den ich haben werde noch, mals thun.

Zweytes Gespräch.

1705.

Ich spüre, sagete mir die Frau von Maintenon, eine große Freude, wenn ich bey meinem Eintritte in diese Einsamkeit sehe, daß die Thüre hinter mir zugemachet wird; aus welcher ich niemals anders, als ungern gehe. Oft, wenn ich ins Schloß zurück

gehe, sage ich bey mir: Da ist, allem Ansehen nach, ein Theil der Welt, dafür J. Christus nicht gebethen hat. Der König steht an ihrer Spitze: und das vermehret meine Betrübniß. Ich weis, daß es schöne Seelen bey Hofe giebt, und daß die Tugend in allen Ständen ihre Auserwählten hat. Allein es ist auch gewiß, daß dieß überhaupt dasjenige ist, was man die Welt nennet; das ist der Mittelpunct davon. Da sind alle Leidenschaften in Bewegung, der Eigennutz, der Ehrgeiz, der Haß, der Neid. In diese, so oft verfluchte Welt, nun, gehe ich. Ich gestehe euch, daß diese Gedanken mir bey dem Anblicke von Versailles, Betrübniß und Schrecken einflößen. Und doch muß ich daselbst bleiben. Aber wer hält euch denn? erwiederte ich. Ach! versetzete sie; heilige Bande.

Zum wenigsten, gab ich zur Antwort, muß Gott euch diesen Zwang durch andre recht große Tröstungen vergelten. Mein großer Tröster, versetzete sie, ist St. Cyr. Ich hatte gehoffet, man würde daselbst was gutes stiften können; und es geschieht. Dieß Stift ist, wie es scheint, zu meiner Ruhe und zu meinem Heile bestimmet. Ich bin niemals vergnügter, als wenn ich hier, oder da bin. Alsdann denke ich nicht mehr daran, daß es einen Hof giebt: und es ist ein großer Trost, seinen Kummer wenigstens unterbrochen zu sehen, wenn man nicht hoffen kann, daß er ein Ende nehmen werde.

Und ich sagete ihr: ich bin versichert, daß ihr diesen Morgen sehr vergnügt gewesen; denn ihr habt das Brodt der Heiligen genossen, und euch lange mit

mit Gott unterhalten: welches zu Verſailles ſo leicht nicht angeht.

Sie antwortete mir: Es iſt wahr, daß ich zu meinem Gebethe und zur Meſſe diejenige Zeit nehmen muß, da noch alles ſchläft. Denn wenn meine Thüre eröffnet wird, ſo habe ich keinen Augenblick mehr für mich. Herr Marſchall *) kömmt um halb acht, hernach Herr Fagon, auf den Herr Blouin folget, oder ſonſt jemand, der fragen läßt, wie ich mich befinde. Sodann Herr von Chamillard, oder ſonſt ein Miniſter. Der Herr Erzbiſchof, ein Marſchall von Frankreich, der abreiſen will; ein Anverwandter, und eine Menge andre Leute, die nach der Reihe erſcheinen, und nicht eher weggehen, bis ſie ein anderer ablöſet, der vornehmer iſt. Endlich kömmt der König. Da muß denn freylich alles weichen: und er bleibt bis an die Meſſe. Bemerken ſie, daß ich ſo lange noch im Nachtzeuge bin. Denn hätte ich mich kleiden wollen; ſo hätte ich keine Zeit zum Gebethe gehabt. Nach der Meſſe kömmt der König wieder; ſodann die Herzoginn von Burgund mit ihrem Frauenzimmer. Sie bleiben da, indeſſen daß ich zu Mittage eſſe: und auch dabey bin ich nicht ſonder Unruhe. Ich bin beſorget, ob die Frau Herzoginn von Burgund nichts unanſtändiges ſaget, oder thut. Ich muß ſie anſtiften, einem, oder dem andern etwas verbindliches zu ſagen. Ich gebe acht, ob ſie auch gegen ihren Gemahl ſich wohl aufführet, wenn er dabey iſt. Endlich, da ich mich anheiſchig gemachet, ſie zu erziehen: ſo dünket mich, daß ich alles Böſe, was

*) Des Königes oberſter Wundarzt.

sie thut, und alles Gute, was sie nicht thut, zu verantworten habe. Ich muß das Gespräch unterhalten, das alle Augenblicke ein Ende hat; und mich bemühen, alle Gemüther und Herzen zu vereinigen, die noch so entfernet von einander sind. Entwischet ihr eine Unbedachtsamkeit, so empfinde ichs lebhaft; nehme Theil an dem Schmerze dessen, den sie trifft, und beklage diejenigen, die aus Munterkeit und Leichtfertigkeit geringern Personen schaden, ob sie gleich Menschen sind, wie sie. Endlich so ist es eine Anstrengung des Verstandes, die ihres gleichen nicht hat. Dieses ist der Kreis, den ich um mich habe: und ich kann nicht einmal zu trinken fodern. Oft sage ich im Umkehren: Es geschieht mir viel Ehre; aber ich wollte gern einen Lackeyen haben. Da bestrebet sich nun ein jeder mich zu bedienen, und alle werden böse, daß ichs abschlage; welches mir eine neue Plage ist. Endlich geht alles zur Tafel: und indessen würde ich frey sein, wenn nicht der Dauphin insgemein diese Zeit wählte, mich zu besuchen. Denn er speiset oft früher, um auf die Jagd zu gehen. Er ist sehr schwer zu unterhalten, indem er wenig redet, und immer lange Weile hat, und vor sich selbst flieht. Ich muß also, wie man redet, mit meiner Haut bezahlen, und allein für beyde reden. Gleich nach des Königes Tafel kömmt er mit der ganzen königlichen Familie, Prinzen u. Prinzessinnen in mein Zimmer; und sie vertreiben einander eine halbe Stunde die Zeit. Dann geht er allein hinaus, alles übrige bleibt: und ich muß mich wiederum der allerlustigsten Unterredung überlassen:

ob

ob ich gleich über alles das, was bey dem Kriegsheere vorgeht, den Kopf voller Verdruß und Unruhe habe, wo soviel Leute, die theils meine Freunde, theils meinen Freunden zugethan, und alle mir sehr lieb sind, weil sie des Königes Unterthanen sind, bald in einer Belagerung, bald in einer Schlacht umkommen. Füget zu dem allen noch so viel böse Zeitungen, die mir täglich das Herz beklemmen, und mich mit einer Last beschweren, die meiner Empfindlichkeit unendlich schwer fällt. Meine Augen müssen heiter seyn, wenn sie zu Thränen fertig stehen. Man muß einen lächelnden Anblick zeigen, mitten unter soviel betrübten Zeitungen. Trennet sich diese Gesellschaft, so haben allezeit gewisse Damen mir was besonders zu sagen; und nehmen mich in mein kleines Zimmer, um mir ihren Gram und Verdruß zu erzählen. Sie wollen, ich soll eben so viel Antheil daran nehmen, als an dem Unglücke des Staates. Diejenigen, so mich nicht lieben, machen mich zu ihrer Vertrauten, wie die andern, die mich lieben. Ich muß ihnen dienen, und von Kleinigkeiten mit einem Prinzen reden, der schon von der Last der Staatsgeschäffte fast erdrücket wird. Die Frau Herzoginn von Burgund will auch oft allein mit mir reden: so daß diese Alte, der Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofes wird. Alle wollen, daß alles durch mich gehen soll. Kurz, mein Zustand zeiget sich mir niemals auf seiner glänzenden Seite; sondern allezeit auf der verdrüßlichen.

Eine andre, erwiederte ich, würde davon bezaubert und verblendet seyn. Ach! weit gefehlt, daß

ich davon verblendet würde, versetzete sie, so kann ich mich nicht anders ansehen, als ein Werkzeug, dessen sich Gott bedienen will, etwas gutes zu thun; unsre Prinzen zu vereinigen; die Unglücklichen zu trösten, und dem Könige die Sorgen der Regierung zu erleichtern. Gott wird dieß Werkzeug wohl zu zerschmettern wissen, wenn ers für unnützlich halten wird: und ich werde es nicht bedauren.

Die Frau von Maintenon fuhr fort, und sagete mir: Ich denke bisweilen an den natürlichen Haß, den ich gegen den Hof habe. Indessen ist mirs gezeiget, daß Gott mich dahin bestimmet hat, weil er mich daselbst gefesselt hat. Und ich sehe mit Erkenntlichkeit, daß er mich daselbst selig machen will; indem er mir eine Pflicht aus dem gemachet hat, was meinem Willen zuwider, und meiner Selbstliebe am empfindlichsten war. Die Frau von Montespan im Gegentheile, liebet sehr den Hof, und das Leben so man daselbst führet, welches nur ein Lärmen ist; das aber von weitem für einen melodischen Klang gehalten wird. Was hat Gott gethan, der alles gut machet? Er hat diejenige, so es hassete, daran bevestiget, und diejenige davon entfernet, die es liebete; vermuthlich, setzete sie hinzu, um beyde selig zu machen.

Allein wir wollen unsern Tag vollenden. Wenn der König von der Jagd gekommen ist, so kömmt er zu mir. Man schließt die Thüre; und niemand kömmt ferner herein. Alsdann muß ich seinen heimlichen Kummer mit ihm theilen, der nicht in geringer Anzahl ist. . . Es kömmt irgend ein Minister,

der

der oft ſehr eifrig recht traurige Zeitungen bringt. Der König höret ihn ſehr aufmerkſam, und ſetzet ſich zur Arbeit. Verlangt er meine Gegenwart in dieſem Rathe nicht, (welches doch ſelten geſchieht) ſo entferne ich mich etwas weiter, und ſchreibe, oder bethe. Ich eſſe zu Abend, unterdeſſen daß der König noch arbeitet. Indeſſen bin ich unruhig, ob er allein iſt, oder nicht? So bin ich denn, wie ihr ſehet, von früh um ſechs Uhr an, immer im Zwange, und endlich ſehr müde. Der König merket es, und ſaget mir: Ihr könnet nicht mehr, Madame: iſt es nicht wahr! Gehet zu Bette.

Meine Kammerfrauen kommen. Aber ich merke, daß ſie dem Könige zuwider ſind; der noch mit mir ſchwatzen wollte, aber nicht in ihrer Gegenwart. Oder es giebt noch einen Miniſter bey ihm, und er beſorget, ſie möchtens hören. So daß ich mich geſchwind auskleide, und oft ſo eile, daß mir übel wird. Endlich bin ich denn im Bette. Ich ſchicke mein Weibervolk weg. Der König bleibt zu meinen Häupten ſitzen, bis er zur Tafel gehe. Aber eine Viertelſtunde vorm Eſſen kömmt der Dauphin, der Herzog und die Herzoginn von Burgund, noch zu mir herein. Um zehn Uhr, oder ein Viertel hernach, geht alles fort. Alsdann bin ich allein, und nehme die Erquickungen vor, deren ich nöthig habe. Aber oft hindern mich die Müdigkeiten des Tages am Schlafen. Nun ſaget mir einmal, ob nicht das Schickſal der Johanna Brindelette von Avon viel beſſer iſt, als meins?

Ich wundre mich nicht, verſetzete ich, daß ich von jemanden gehöret habe: Ihr wäret eine der unglücklichſten Perſonen von der Welt. Die Leute, verſetzete ſie, wiſſen von der Hoheit gar nicht zu urtheilen. Mit der Krone auf dem Haupte, und dem Zepter in der Hand, iſt man oft viel unglücklicher, als ein Menſch, der Fäſſel an den Beinen trägt.

Ich will euch noch mehr ſagen: daß es tauſend Dinge giebt, an welche unſre Prinzen nicht denken, und daran ich denken muß. Z. E. die Prinzeſſinn Urſini geht wieder nach Spanien. Mache ich mir mit ihr nichts zu thun, erſetze ich die Kaltſinnigkeit nicht, womit die Herzoginn von Burgund ihr begegnet; die Gleichgültigkeit des Königes, die Trockenheit der andern Prinzen; ſo wird ſie misvergnügt von unſerm Hofe gehen: es iſt gleichwohl billig, daß man in Spanien Gutes von uns ſage. Ich fragete ſie: Ob ſie denn nicht bisweilen über ſo vielen Ueberlauf ungeduldig würde? Ach! nur gar zuviel; erwiederte ſie: Ich bins zuweilen ſatt, bis an den Hals, wie man ſpricht. Allein ich muß bleiben wo ich bin: die Vorſehung hat alles ſo eingefädelt; und ich tröſte mich damit, daß ich in der That von allem abzuhängen ſcheine; indem ich mir ſage: daß ich einzig und allein von ihr abhange.

Oft ſage ich bey mir ſelbſt: was wäre mein Leben wohl, wenn ich bey aller dieſer Gnade, die ich nicht habe mäßigen können; aller dieſer Pracht, die ich nicht habe zur Einfalt herunter ſetzen können; dieſer Ehre, der ich mich nicht entziehen kann, wenn, ſage ich, ich bey dem allen nichts zu leiden hätte? Es iſt ſehr gut, wenn die Bitterkeiten und Unannehm-

nehmlichkeiten mit einer Stelle verbunden ſind, die ſo leicht Herzen verderben kann.

Darauf ſagete ich ihr: Es bedünkte mich, daß der Himmel bey dieſem ſeinem Verhalten, nicht nur ſeine Güte, ſondern auch, wenn ich ſo reden dörfte, ſeine Geſchicklichkeit wieſe.

Das iſt ſehr wohl geſaget, verſetzet die Fr. von Maintenon: denn er bedienet ſich wirklich zu meiner Plage, alles deſſen, was mich vergnügen ſollte; und meine Seele zu reinigen, alles deſſen, was ſie natürlicher Weiſe beſchmutzen, und ins Verderben ſtürzen ſollte. Wenn ich mich ganz von Spielen und Ergetzlichkeiten umringet ſehe; ſo ſage ich bey mir ſelbſt: iſt nun das, das Zimmer einer Chriſtinn? Man weis ja darinn von nichts, als von Freude und Lachen! Allein ich tröſte mich, wenn ich denke: daß, wenn ſolches nicht bey mir geſchähe, es anderwärts dreyßig Männer mit allen Weibern, die da ſind, geben würde; daß daſelbſt Dinge geſchehen würden, wodurch die Tugend leiden würde: anſtatt daß bey mir, wenigſtens nichts vorgeht, was die Unſchuld beleidiget. Ich rechne nicht ſehr darauf, daß ich dieſe ganze Jugend, die dem Königreiche zum Muſter dienen ſoll, durch erlaubte Luſtbarkeiten, vor allen gefährlichen bewahren werde, die ſie doch anderwärts ſuchen und finden würde. Man hat hier zwar die Frömmigkeit nicht: aber man hat wenigſtens Sitten: und das iſt doch etwas.

Drittes Gespräch.

1708.

Die Herzoginn von Burgund gieng nach St. Cyr; und suchte daselbst die Frau von Maintenon. Als sie selbige fand, sprang sie ihr an den Hals, und sagete:

Mein Herz ist so voll, daß ich nicht mehr kann, meine liebe Base. Ich wollte Euch gern nicht stören: und doch kann ich nicht umhin, euch aufzusuchen, und mit euch zu weinen.

In der That weinte sie sehr; ohne daß ich recht wissen koante, worüber: wo es nicht der unglückliche Feldzug des Herzogs von Burgund seyn mochte. Dem sey wie ihm wolle: die Prinzessinn war sehr betrübt. Die Frau von Maintenon, die sie wie ihr Kind liebte, weinte auch bitterlich mit ihr; und bemühte sich hernach mit gleicher Empfindung und Herzhaftigkeit sie zu trösten.

Des folgenden Tages sagte ich zur Frau von Maintenon: Ihr habet mich gestern recht gedauert, gnädige Frau; und ich finde nichts so traurig, als daß man die Schmerzen des ganzen Königreiches mit tragen muß, wie ihr thut. Das ist eine große Plage, erst sein ganzes eignes Leid, und dann noch die Noth der andern zu tragen.

Die Frau von Maintenon zeigte mir sogleich den Vers, aus der Nachahmung Christi, des Thom. Kempis, den sie eben las: „Was würde ich ma„chen, mein Gott, mitten unter so vielen Trübsa„len, die mein Herz bestürmen: wenn du mich

„nicht

„nicht durch dein Wort stärketest?„ Was würde ich auch wirklich anfangen, sprach sie, wenn nicht mein ganzer Trost in dem obersten Beherrscher aller Begebenheiten wäre? Ich befinde mich fast unaufhörlich in Verwirrungen, und alle menschliche Klugheit kann mich nicht heraus reißen. So gieng mirs noch unlängst. Der König erfuhr eine böse Zeitung: er sagete mir sie des Abends, eine halbe Stunde, ehe er mich verließ. Die Herzoginn von Burgund, die dabey war, ward sehr traurig darüber. Ich hatte nicht Zeit, betrübt zu werden. Denn den Augenblick kam ein Mensch, und bath mich, den König zu einer Sache zu bewegen, die er von rechtswegen gar nicht thun sollte; und die er doch nicht versagen konnte, ohne den Menschen in Verzweiflung zu stürzen; und ohne sich selbst recht zu betrüben, weil ihm dieser Mensch sehr nöthig war. Ich sollte für ihn reden. Ich sah seine Unruhe vorher, und das verminderte die meinige nicht. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Ein glücklicher Einfall kam, und ich erwählte eine glückliche Partey.

Wie sehr seyd ihr zu beklagen, versetzete ich, daß ihr in solchen kützlichen Gelegenheiten niemanden zu Rathe ziehen könnet.

Ich habe, versetzete sie, einen sehr ehrlichen Mann, von gutem Verstande, der nur so überhaupt entscheidet, was ich mit gutem Gewissen thun kann; und was ich vermeiden muß, um nicht die Schranken meines Zustandes zu überschreiten. An diese allgemeine Entscheidung halte ich mich. Sonst könnte ich nicht mehr leben, und würde allemal be-

ser-

sorgen, Böses zu thun, als wenn ich recht thäte. Allein diese allgemeine Entscheidung sieht besondre Fälle nicht vorher; die Fälle, wo man sich augenblicklich entschließen; und wo man sich selbst rathen muß: so, daß ich allemal Noth genug behalte.

Mich dünket, sagete ich ihr, daß ihr Zuflucht genug an eurem Glauben habet, der euch die Freyheit giebt, euch wie ein Kind zu seinem Vater zu nahen. Es ist wahr, erwiederte sie: und ich glaube, es sey erlaubet, gegen Gott sein Herz auszuschütten, wenn man fühlet, daß man ihm wahrhaftig ergeben ist. Und dieses empfinde ich bey mir. Ich verlange seine Ehre; ich arbeite, mein Herz mehr zu reinigen; ich bestrebe mich, ihm diejenigen zuzuführen, an welche er mich gebunden hat. Ich habe auch, seiner Gnade sey Dank! keine Leidenschaften mehr. Meine Neigungen bleiben zwar, allein sie sind ihm unterthan: und mit dem zärtesten Herzen bin ich so weit gekommen, daß ich keinen mehr so sehr liebe, um etwas wider meine Pflichten thun zu wollen. Ich habe keinen Haß, keine Rachgier, keinen Geiz, keine Ehrsucht. Ich will nichts, um mein selbst willen. Dieß ist, meines Erachtens, mehr das größere Gute einer Sache, was mich dazu bestimmet, als meine besondre Neigung.

Ihr seyd sehr glücklich, gnädige Frau, sagete ich: denn solcher Leute, die sich dieß Zeugniß geben können, giebt es wenige; und in eurem Stande gar keine.

Ich

Ich höre auch nicht auf, verſetzete ſie, mein liebes Kind, diejenige Hand zu preiſen, die mich bey ſo vielen Abgründen, die ſich unter meinen Schritten öffnen, erhält. Denn man kann ſagen, daß es einerſeits eine übermäßige Hoheit und Glückſeligkeit iſt, die einen in eine Trunkenheit ſtürzen kann; und anderntheils ein übermäßiger Gram, der geſchickt iſt, einem allen Muth zu benehmen. Ich habe bey dem Leiden des Königes, und der Prinzen, ich habe bey dem Unglücke des Staates einen Grad von Empfindlichkeit, den Gott allein kennet.

Hierinn, erwiderte ich, ſeyd ihr mehr zu beklagen, als ſie. Denn ſind die Großen nicht ſehr empfindlich: und die Fühlloſigkeit ihrer Seelen muß zärtliche Herzen ſehr quälen.

Ich habe es euch oft geſaget, verſetzete ſie: ich bin nicht groß, ich bin nur ſehr erhoben. Gott hat mir nicht den Glanz der Größe geben wollen, aus Beſorgniß, ich möchte auch ihre Fehler bekommen. Er hat alle Stände, und beſonders den meinigen gemachet. Er will, daß mir ſelbiger ſtatt aller Bußen und Caſteyungen dienen ſoll, die ich mir nicht anthun kann. Die mir ſelbigen beneiden, wiſſen nicht, daß ich ihnen den ihrigen beneide; und überlegens nicht, wie traurig es iſt, beſtändig „das faſt verlohrne Spanien; den ſich jemehr und „mehr entziehenden Frieden; das ſchon bedrohte, „und ganz erſchöpfte Königreich; tauſend Unglückliche, die vor meinen Augen leiden, und denen ich „nicht helfen kann; einen großmüthigen Adel, der „ohne Hoffnung zu Grunde gerichtet iſt; ein Volk,

wel-

„welches allezeit murret, und zwar itzo mit Rechte;
„einen Pracht, der mitten in dem Verfalle aller
„Reichthümer, der Strengigkeit der Jahreszeiten,
„und den Trübsalen des Krieges, Troß zu biethen
„scheint; die Tafeln, die kaum dem Eigensinne der
„lüsternsten Schwälgerey eine Gnüge thun; alle
„diese Laster endlich, die der Geschmack eines Volkes, welches an den Stufen der Altäre seufzen
„sollte, unter dem Namen der schönen Lebensart
„gleichsam weihet, wenn, sage ich, ich das alles im
„Kopfe habe.„

Von Seiten der Religion sehe ich die sichtbare Gefahr, darinn sie ist; die Schwierigkeit, ein Urtheil zu fällen, ob man den König antreiben soll, die Sache bis auf einen gewissen Punct zu treiben, oder ob man ihn mäßigen müsse? die bösen Folgen eines weichlichen Verhaltens, u. die schrecklichen Wirkungen einer Uebereilung. Denn, wer weis, ob nicht gar zu viel Gelindigkeit dem königlichen Ansehen schaden wird? und ob gar zu viele Schärfe nicht die Gemüther erbittern, nicht einen Aufruhr verursachen, nicht eine Spaltung erwecken wird? Wer weis, ob Gott mit dieser menschlichen Klugheit einstimmet; und ob die Staatskunst nicht schweigen muß, wenn der Vortheil der Wahrheit redet? Alles dieß beunruhiget mich auf eine unbeschreibliche Art. Wer versichert mich, daß der König nicht von allem Rechenschaft wird thun müssen? Die Haut schaudert mir wegen seiner Seligkeit; wann ich an alle seine Pflichten denke. Denn endlich ist er doch verbunden, alles mögliche Gute zu thun: und er wird Gott von allem

allem Böſen Rede und Antwort geben müſſen, das er hätte hindern können. Wie wird er das alles beurtheilen? In Wahrheit, zuweilen will mir der Kopf in die Runde gehen; und ich glaube, wenn man meinen Körper nach dem Tode öffnen ſollte, ſo würde man mein Herz ſo vertrocknet und dürre finden, wie des Herrn Louvois ſeins. Ich ſchildre euch meinen Gram nicht ab, um euch zu betrüben, mein Kind; ſondern euch in eurer Neigung zur Einſamkeit zu beſtärken. Begreifet nur alle Süßigkeit, Ruhe und Sicherheit deſſelben.

Als ich hernach in mein Kämmerlein gieng, zu bethen; ſagete ſie mir: Ich weis nicht, warum man alle Krankheiten auf mein Gebeth ſchiebt; als wenn mein Alter und alle mein Zwang nicht zulangten. Ich befinde, daß nichts nützlicher iſt. Nichts ſtärket und erquicket ein geſchwächtes Herz, und einen abgematteten Geiſt mehr. Die Gegenwart Gottes, dieſe im Schloſſe ſo unbekannte Religionshandlung, ſcheint mir die natürlichſte Sache von der Welt zu ſeyn. Alles rufet uns ohne Unterlaß dahin. Die Urſachen der Traurigkeit, uns bey ihm zu tröſten; die Gründe zur Freude, ihm dafür zu danken; die Lobſprüche, um vor der Eitelkeit bewahret zu werden; die Widerſprüche, um nicht unterzuliegen; die Glückſeligkeiten, um ſie gut zu gebrauchen.

Endlich finde ich, daß wir ſtündlich und augenblicklich Gelegenheit haben, uns zu Gott zu erheben, und mit ihm den heiligen Umgang zu haben, der alle Bekümmerniſſe, womit das Leben durchſäet iſt,

ist, verlässet, und uns vor allen Fehltritten bewahret, denen wir ausgesetzet sind. Ich wundre mich nicht mehr, daß Weltleute sich über diese Sittenlehren aufhalten. Wenn sie doch nur wüßten, was Gott ist!

Viertes Gespräch.

1708.

Ich bin gar nicht zur Traurigkeit gemachet. Ich hatte meine beste Freundinn in meinen Armen sterben gesehen. Ich war ganz niedergeschlagen, ob ich gleich versichert war, daß meine Freundinn des Todes der Gerechten gestorben war, nachdem sie gleich denselben gelebet hatte. Die Frau von Maintenon kam, mich zu trösten.

Ich will euch sagen, hieß es, mein liebes Kind, was ich den Augenblick an eine Frau bey Hofe geschrieben habe: Ihr werdet die unglücklichste Person bey Hofe seyn, wenn ihr euch nicht ganz auf Gottes Seite kehret. In der That ist dieß Leben mit Elende angefüllet: alles was man darinn sieht, ist Traurigkeit und Verdruß. Indessen nehme ich die Einsamkeit aus. Denn in Wahrheit, darinn ist man glücklich. Indem man die Welt verläßt, so verläßt man ein einstürzendes Haus, und, welches mit seinen Bruchstücken diejenigen verschüttet, die darinn wohnen. Glaubet doch nicht, daß man tugendhaft seyn kann, ohne zu leiden. Man muß auf Trübsalen rechnen, und auf Beraubungen aller Arten. Sie sind das Erbstück des menschlichen, und das Pfand des ewigen Lebens. In welchem Stande

man

man auch iſt, wie ſehr iſt man nicht zu beklagen, wenn man nichts leidet! Man muß ſich aber das Leiden zu Nutz machen, um zu Gott zu kommen. Er iſt ſo gut daß er mit allem vorlieb nimt; und ſelbſt mit denen, die durch die verdienteſten Leiden zu ihm getrieben werden. . . Dieſe Frau, von der ich rede, iſt bey Hofe; ſie iſt eine Wittwe, und hat wenig Vermögen. Vormals war ſie in großem Anſehen: itzo wird ſie wenig geſuchet. Ihre Freunde ſchämen ſich ihrer; und laufen denen nach, die ihnen helfen können. Man möchte ihr gern ſagen: warum ſtehet ihr da? Denn bey Hofe fällt das Anſehen allezeit mit dem Vermögen. Wäre dieſe Frau fromm, ſo würde dieſe Frömmigkeit ihre Zuflucht ſeyn. Sie würde ſich guter Werke befleißigen. Das würde anfangs eine Arbeit ſeyn, hernach aber würde die Arbeit ein Vergnügen werden. Was ſie anfänglich aus Müſſiggange thäte, würde ſie hernach aus Neigung thun. Dazu nun habe ich ſie ermahnet.

Ich liebe den Wunſch jenes Einſiedlers ſehr, ſetzete ſie hinzu, der da wünſchte, keine Stunde ohne ein Leiden zu ſeyn. Nichts übet die Seele mehr; nichts giebt ihr mehr Fähigkeit, die Vergnügungen zu genießen, die in der andern Welt unſer warten. Die heiligen Lehrſprüche unſers Glaubens, die guten Beyſpiele muntern uns ſchwache auf, auch unſer Kreuz zu tragen. Ich bin lange nicht vermögend geweſen, dieſe Nothwendigkeit des Leidens zur Erlangung der Seligkeit zu begreifen. Ich wußte den Grund zwar wohl, worauf man ſie ſtüzete. Ich

hörte oft davon reden, und ich war sehr unruhig darüber, weil eine Betrachtung meiner selbst, mich versicherte, ich litte nichts. Die ganze Zeit meiner Jugend ist sehr angenehm gewesen. Ich hatte keinen Ehrgeiz, auch keine von denen Leidenschaften, die meine Neigung nach dem Gespenste der Glückseligkeit hätten stören können. Denn ob ich gleich die Armuth empfunden habe; und durch Umstände gedrungen bin, die von dem itzigen sehr unterschieden sind, so war ich doch vergnügt und glücklich. Ich kannte weder den Verdruß, noch den Gram. Ich war frey. Ich gieng in den Albretischen Palast oder in den Richelieuischen; und wußte, daß ich daselbst wohl aufgenommen werden und meine Freunde beysammen finden würde; oder daß ich sie zu mir locken würde, wenn ich sagen ließ, daß ich nicht ausgienge.

Ich glaube, gnäd. Frau, sagte ich, daß Sie schon damals die Frömmigkeit geliebet. Ach! sehr wenig, versetzete sie, zum Unglücke. Ich war freylich der Religion ergeben, die mich abhielt, das geringste böse zu thun; die mich von Schwachheiten abhielt, die mir alles verhaßt machte, was mir eine Verachtung zuziehen konnte. Uebrigens dachte ich oft an Gott. Wenn ich mein Leben überdachte: so bemerke ich, daß die Schritte, so ich gegen die Frömmigkeit gethan, sich immer nach dem Maaße meines wachsenden Glückes gerichtet haben. Alle Stufen der Wohlfahrt und Gnade sind von einigem Fortgange in der Tugend begleitet worden. Insgemein wird man durch Unglück und Widerwärtigkeiten

keiten dazu bewogen: ich aber bin durch die Vortheile des Glückes dazu gezogen worden. Je mehr ſie ſich vermehret und befeſtiget habe, deſto mehr habe ich mich Gott ergeben: und ich habe allemal befunden, wie mich dünket, daß alles, was mir begegnet iſt, ſein Werk geweſen; da ich es nicht geſuchet, und mich höchſtens nur den Gelegenheiten überlaſſen habe. Man wird es niemals glauben: indeſſen iſt nichts ſo wahr, als das. Allein, wie der Himmel in allem, was er thut, wunderbar iſt: ſo hat er das Geheimniß erfunden, mitten in dieſer Pracht, und ſo zu reden, in dieſer unbegreiflichen Erhöhung, welche auch die ſpaniſchen Luftſchlöſſer nicht höher treiben könnten, mir eine Empfindlichkeit zu laſſen, die mich an Andrer Leiden Theil nehmen läßt, als ob es das meinige wäre; und mir aus allen gemeinen und beſondern Trübſalen, eine eigene Trübſal machet. Was mir nun bey ſoviel andern Unannehmlichkeiten, meinen Platz unerträglich machet, iſt die Empfindlichkeit, ſetzete ſie lachend hinzu, die er mir gleichſam aus Liſt läßt.

Hernach ſetzete ſie wieder ganz ernſthaft hinzu: Indeſſen ſind ſelbſt dieſe Trübſalen neue Gnaden von Gott, dafür ich ihm nicht genug danken kann; ob ich gleich davor bebe. Denn freylich iſt es ſeine Gewohnheit nicht, uns durch Reichthümer und Ehren; ſondern durch die Beraubung des Nothdürftigen, und durch die Erſtickung der Selbſtliebe, durch Verachtung, Schmerzen und Läſterungen ſelig zu machen. Aber ich erfahre faſt nichts von dem allen. Und wenn ich mein Leben durchlaufe: ſo finde ich,

daß es fast immer so gewesen. Denn anfänglich in meinen zarten Jahren, war ich das, was man ein gutes Kind zu nennen pflegt. Alle Welt liebete mich: so gar die Bedienten meiner Base waren ganz von mir eingenommen. Als ich größer ward, that man mich in die Klöster. Ihr wisset, wie ich daselbst von meinen Vorgesetzten und Gesellinnen geliebet worden; allemal aus derselben Ursache: weil ich nämlich von Morgens bis Abends auf nichts anders dachte, als ihnen zu dienen, und gefällig zu seyn. Als ich bey dem armen Krüppel war, befand ich mich in der artigen Welt, wo ich gesuchet und hochgeschätzet ward. Die Weiber liebten mich, weil ich sanft im Umgange war, und mir mehr mit andern, als mit mir selbst zu thun machete. Die Männer giengen mir nach, weil ich Schönheit und die Anmuth der Jugend besaß. Ich habe von allem was gesehen, aber allemal, ohne mir einen Vorwurf zuzuziehen. Die Neigung gegen mich, war mehr eine allgemeine Freundschaft, eine Freundschaft aus Hochachtung, als eine Liebe. Ich wollte von gar keinem besonders geliebet werden, er mochte seyn, wer er wollte. Ich wollte von allen geliebet werden, meinen Namen mit Ehrerbiethung ausgesprochen wissen, eine schöne Person spielen, und sonderlich von rechtschaffenen Leuten gebilliget werden. Das war mein Abgott! Ich bin vielleicht itzo dafür durch das Uebermaaß meiner Gnade gestrafet worden: als ob Gott zu mir in seinem Zorne gesaget hätte: Du willst Ehre und Lobsprüche

ſprüche haben: Wohlan! du ſollſt deren haben, bis zum Ueberdruſſe!

Als ich nicht mehr ſo jung war, ſo verminderte ſich die Begierde der Welt nach mir ein wenig. Aber eben damals fieng meine Gunſt bey Hofe an. Es war kein Zwiſchenraum zwiſchen beyden. Kaum ließ die Welt mein Zimmer leer, ſo erfüllete es der Hof. Ich fieng an, Figur zu machen: und eine Aufführung, die allemal über den Verdacht erhoben war, erhielt mir die öffentliche Hochachtung. Es iſt nichts, das ich nicht fähig geweſen wäre, zu verſuchen und zu dulden, um den Namen eines tapfern Weibes zu erlangen. Ich handelte in allem wider meinen Geſchmack. Aber das koſtete mich wenig Mühe, wenn ich an das Lob und denjenigen Ruhm dachte, der die Frucht meines Zwanges ſeyn ſollte. Das war einmal meine Thorheit! Nach Reichthum fragete ich nichts. Ich war hundert Klaftern über den Eigennutz erzogen. Ich ſtrebte nur nach Ehren. O! ſaget mir doch, mein Kind, iſt wohl der wahren Tugend etwas mehr zuwider, als dieſer Stolz, damit ich meine Jugend zugebracht habe? Er iſt ja die Sünde Lucifers; die von dem eifrigen Gotte, der dem Hochmüthigen widerſteht, am ſchärfſten geſtrafet wird. Endlich, um das Angefangne zu ſchließen: ſo iſt auch dieſe Gnade, die in allem ſo ſonderbar iſt, allezeit gewachſen; und das Vertrauen gegen mich hat täglich tiefere Wurzeln geſchlagen. Die guten Werke haben ſich ſelbſt dargebothen, und ich habe ſie nur ergriffen.

griffen. Ich habe zu der Stiftung von St. Cyr etwas beygetragen, wo ich, wie mich dünket, wie sonst überall verehret, geliebet und gehöret werde. Seht, welch eine Kette von Glücksfällen! und wenn ich nach dem Augenscheine urtheile, hatte die Frau Herzoginn von Chaunes nicht Ursache zu sagen: Bey Gott! Welch eine glückliche Frau ist das!

Allein, gnädige Frau, erwiederte ich, mitten bey dem allen, hattet ihr so viel auszustehen!

Sehr viel, sagete sie: aber ich besorgete gleichwohl, ich hätte noch nicht genug gelitten. Indessen sehe ich mit Erkenntlichkeit, daß mich Gott in allen Theilen meines Lebens auf eine wunderbare Art erhalten hat. Ohne einen besondern Beystand hätte ich meine Glückseligkeit nicht ertragen können: meine Widerwärtigkeiten aber hatte ich wohl ertragen. Widerwärtigkeiten! wiederholte sie mit Lachen. Hernach im Weggehen sagte sie: Wir müssen für unsre Seligkeit sorgen, mein Kind. Dieß allein ist wahrhaftig gut. Glaubet es einer Person, die alles versuchet hat.

Das fünfte Gespräch.

1709.

Als viele Bischöfe zugleich gekommen waren, die Frau von Maintenon zu besuchen, redete sie folgenden Tages mit mir davon. Es ist wahr, sprach sie: ich habe mich nicht enthalten können, sie zu fragen, ob es etwa eine Provinzialkirchenversammlung wäre? Ja, gnädige Frau, sageten sie mit Lachen: und

und Sie ſollen den Vorſitz dabey führen. Wenn das iſt, ſagete ich, ſo wird es nicht ernſthaft zugehen.

Darauf änderte ſie den Ton, und bezeigte mir ihren äußerſten Gram, über den böſen Zuſtand der Kirchenſachen: wobey ich ſie fragete: ob denn dieſe Biſchöfe nicht auch der Meynung des Biſchofes von Chartres wären?

Sie reden wenigſtens wie er, ſagete ſie: aber er war geſtern der allergelaſſenſte. Ich verſichere euch, daß es ſehr betrübt iſt, den Fortgang des Janſenismus zu ſehen. Er breitet ſich an allen Seiten des Königreichs aus; und ſtecket faſt alle Klöſter an. Mein Herz war beklemmet, und mein Verſtand voll von allen dieſen verdrüßlichen Gedanken, als ich nach Verſailles kam. Zum Unglücke aber, war ich kaum nach Hauſe gekommen, als ich eine Zeuginn von einer ſehr lebhaften Unterredung zwiſchen dem Könige und dem Dauphin ſeyn mußte. Ich bringe mein Leben damit zu, daß ich ſie verſöhne, und alles entferne, was ein Misverſtändniß zwiſchen ihnen machen könnte: und doch ſah ich ſie im Begriffe, ſich über eine Kleinigkeit zu erzürnen. Der Dauphin wollte zu Meudon ein öffentliches Tanzfeſt geben; wobey alles ohne Unterſcheid eingelaſſen werden ſollte: und das wollte er durchaus, und dabey auch, daß die Herzoginn von Burgund auch dabey ſeyn ſollte. Der König ſtellte ihm mit einer liebenswürdigen Sanftmuth vor: daß es ſich nicht ſchicken würde, alle Arten von Manns- und Weibsperſonen zuzulaſſen; ſobald die Frau Herzoginn von

Burgund da wäre. Sie hergegen ſah nichts unanſtändiges in dieſer Vermiſchung, und war bereit, ſo wohl mit einem Komödianten, als mit einem Prinzen vom Geblüte zu tanzen. Ihr könnet euch unmöglich vorſtellen, was dieſe Zwiſtigkeit mir für Kummer gemachet, und was für eine Nacht ich darauf gehabt.

Nach einigem Stillſchweigen ſagete ſie: Gott verbeut mir gleichwohl dieſe Empfindlichkeit nicht. Sie ſtecket mir im Blute, und ſchicket ſich zu meinem Zuſtande. Er erlaubet mir zu zittern, daß mir nicht durch den freyen Lauf der Laſter und Nachſicht, die heilige Beylage des Glaubens verlieren möchten; daß das Volk nicht bey allen Auflagen die Laſten des Krieges wird ertragen können; daß das königliche Haus ſich nicht durch Misverſtändniſſe, die in ihrem Anfange noch ſo klein ſind; unverſöhnlich entzweye, daß dieſer Frieden von Europa, der Frankreich ſo nöthig iſt, ſich nicht entferne, und daß zu dem allgemeinen Kriege auch noch ein bürgerlicher, oder wenigſtens häuslicher Krieg komme. Einestheils iſt der König alt: andern theils wird es der Dauphin auch ſchon. Ein König von 70 Jahren, findet nicht ſo viel Gehorſam, als einer von 30gen; und ein Sohn von 46 Jahren gehorchet nicht mehr.

Allein bey dieſer Sanftmuth des Königes, könnet ihr nicht glauben, wie weit er ſie treibt. Ich habe weit mehr Freyheit bey ihm, als bey allen andern. Ich erinnere ihn des Böſen, was er thut, oder zuläßt, oder nicht weis: und die Warheit beleidiget

leidiget ihn nicht; und meine Freyheit scheint ihm keine Frechheit zu seyn. Z. E. vor etlichen Tagen zeigte sich eine wichtige Gelegenheit. Ich sagete ihm offenbar: Allergnädigster Herr, alles was sie gethan haben, ist sehr übel: und sie haben groß unrecht dabey. Gleichwohl empfing er mich des folgenden Morgens vortrefflich. Ich mußte nothwendig von derselben Sache noch einmal reden. Ich wollte gelinde darüber weg gehen, indem ich sagte: die Sache ist einmal geschehen, man muß nicht mehr daran denken. Er versetzete: entschuldiget mich nicht, Madame, ich habe sehr Unrecht: ich habe einen Fehler begangen; es kömmt darauf an, wie ich ihn wieder gut mache. Habe ich nun nicht recht, wenn ich sage, er sey demüthig? Alle die ihm einen Stolz beylegen, kennen ihn nicht. Er hat gar keine große Meynung von sich selbst. Er glaubet nicht unentbehrlich zu seyn. Er glaubet, ein andrer würde eben so wohl regieren als er, und ihn gar in vielen Stücken übertreffen. Er empfindet alle Fehler seiner Regierung; und erwartet nur den Frieden, um sie zu verbessern. Er schreibt kein einziges Wunder seiner Regierung sich selber zu. Ach! er hat im ganzen Jahre soviel Stolz nicht, als ich in einem Tage habe. Und so werden die Könige selbst so wenig gekannt.

Das sechste Gespräch.

Ich war lange und sehr krank. Als ich nun anfänglich einige Furcht vor dem Tode blicken lassen; kam die Frau von Maintenen und besuchte

mich. Mein Zuſtand gieng ihr zu Herzen, und nach vielen Verbindlichkeiten ſagete ſie: Wie vergnügt bin ich nicht, daß ihr nicht mehr den Tod fürchtet. Da wir in dieſem Leben mit tauſend Gefahren umgeben ſind; und ſo wenig wahre Güter genießen; ſo können wir nichts beſſers wünſchen, als bald heraus zu gehen. Ich ſchätze diejenigen glücklich, die da jung ſterben. Dadurch erſparet man ſehr viele Mühſeligkeiten der Pilgrimſchaft! Wenn mich Gott itzo fragen ſollte: was ich am liebſten wünſchete, zu leben, oder zu ſterben? ſo würde meine Wahl bald getroffen ſeyn: und gewiß ich würde dieſe verführeriſche und verderbte Welt nicht mehr ſehen. Send verſichert, mein liebes Kind, daß man darum von der Welt nicht mehr getrennet iſt, weil man länger gelebet hat. Das Herz wurzelt darinn ein. Es iſt eine Pauliniſche Stelle, die mir allezeit ſchwer fällt; wenn er nämlich ſaget: Es ſey ſchrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Ich verehre dieſen Ausſpruch unendlich, und weis, daß er die unbußfertigen Sünder betrifft. Aber das iſt mir doch hart zu hören: denn ich glaube, daß man doch allezeit in Gottes Händen ſehr wohl aufgehoben iſt. Dieſer andre Spruch, gefällt mir beſſer: Ich wünſche aufgelöſet, und bey Jeſu Chriſto zu ſeyn. Vor einigen Tagen ſagete ich dem Könige mit einer Art von Ekel: In Wahrheit, allergnädigſter Herr, ich fürchte mich, hundert Jahre zu leben: worauf er die Höflichkeit hatte, mir zu antworten: er wünſchte es ſehnlich. Aller dieſer Gnade ungeachtet, bin ich des Lebens ſo müde, daß meine brün-

brünſtigſten Wünſche den Augenblick herbey rufen, der es endigen ſoll. = = =

Eines Tages ward ich ſehr aufgerichtet, als ich einen Brief des ſel. Biſchofs von Chartres wieder durchlas, wo er, nach einigen unvergleichlichen Sachen, mich in einer Zeit aufzurichten, als ich ſehr krank war, mit folgendem ſchließt: Ich ſchäme mich recht mit Ihnen davon zu reden, da ich ſelbſt ſehr eifrig wünſche, geſund zu werden, und mich mit einer bloßen Gelaſſenheit beruhigen muß. Wenn ein Heiliger ſo redet, ſetzete ſie hinzu, ſo wird man ein wenig muthiger: und dieß Geſtändniß giebt dem, was er ſaget, deſto mehr Glaubwürdigkeit.

Da die Unterredung auf verſchiedene andre Dinge gefallen war, geriethen wir auf den Haß; und wie ſchwer es iſt, ihn zu überwinden. Dieß gab der Frau von Maintenon Gelegenheit, mir zu ſagen: Sie hätte niemals gegen mehr, als eine Perſon denſelben empfunden. Allein dieſe Leidenſchaft wäre ſo ſtark in ihr, daß ſie ſo gar krank würde, wenn ſie dieſelbe ſähe; oder ſelbige nur vor ihrer Thüre vorbey gienge. Indeſſen ſetzete ſie hinzu: als dieſe Perſon nachmals meiner nöthig hatte; ſo ergriff ich begierigſt die Gelegenheit, ihr zu dienen. Und wozu ich die Gnade des Hofes zuerſt brauchte, war, daß ich wies, ich könnte verzeihen.

Aus Tugend? erwiederte ich. Ach! nein, verſetzete ſie. Es war nicht Tugend, ſondern Stolz: durch eine Geſinnung Lucifers, um eine ſchöne Handlung zu thun; aus Wohlgefallen an ſchweren Handlungen; um die Eigenliebe dieſer Frau zu demüthi-

müthigen, indem ich sie zur Erkentlichkeit zwang. Der Grund dieses Hasses war, daß sie, da ich nach Val de Grace gegangen, um der königl. Frau Mutter für ein mir ertheiltes Gnadengeld zu danken; an, statt die Gnade der Königinn zu loben, wie alle andre thaten, sagete: Wenn die Königinn dieses Gehalt den schönsten Augen, und der verbuhltesten Person von Frankreich hat geben wollen; so hätte sie nicht besser wählen können. Ich hörete das, und ward dadurch sehr aufgebracht. Die Lobsprüche, so man meinen Augen gab, konnten doch nicht machen, daß ich das übrige verdauet hätte. Ich verdiente es auch nicht. Da sehen wir, sagete ich, worauf alle meine Bemühungen um einen untadelhaften Ruf, hinauslaufen. Ich fand diese Rede in dem Munde einer vornehmen Frau so niederschlagend; daß ich mir ihn sehr lange zu Gemüthe zog: zumal, da sie derselben Ungerechtigkeit wohl einsah, und mit an der Freude Theil nehmen sollte, die der ganze Hof bezeugte, daß die Königinn mich aus der Dürftigkeit riß. Und bey dieser Gelegenheit sagete mein Beichtvater einmal: Gnädige Frau, ist es möglich, daß eben der Haß sie in die Verdammniß stürzen soll?

Ich beklagete mich, daß ich in meiner Einsamkeit noch nicht gelästert worden. Ihr werdet gewiß gelästert werden, erwiederte Frau von Maintenon, und seyd schon gelästert worden. Das Uebel, das man von euch saget, kömmt euch nicht allezeit zu Ohren. Was man aber von mir saget, das weis man nur gar zu wohl vor die meinigen zu bringen.

Ich

Ich bekomme täglich Briefe, wo man mich fraget, ob ich denn noch nicht müde bin, mich von dem Blute der Armen und Waysen zu mästen? wo man mich ermahnet zu bedenken, daß ich alt bin, und was ich wohl mit dem zusammen gescharreten Gute machen wolle? Einige gehen noch weiter, und schreiben mir die schimpflichsten Sachen. Alles das aber bekümmert mich nicht. Man brauchet nur sehr wenig Muth, um gegen Lästerungen unempfindlich zu seyn.

Aber, gnädige Frau, sprach ich: es wäre ja leicht, die Urheber zu entdecken. Das Ansehen des Königes, sagete sie mir, ist nicht dazu gemachet, der Empfindlichkeit eines Weibes zu dienen. Und müssen denn darum, weil ich erhöhet bin, andre Leute erniediget werden. Die Schimpfreden sind nichts. Ich sagete gestern zu einem Manne, der sich beklagte, eine erduldet zu haben: Wir leben davon!

Das siebente Gespräch.

Frau von Maintenon, die sich täglich offenherzig mit mir unterredete, sagete mir einmal: Mein Gott! liebes Kind, was sehe ich für seltsame Dinge in dem Lande, darinn ich bleiben muß. Es scheint, ich bin daselbst wie diejenigen, die hinter einer Bühne stehen; und nichts als Seile, Lampen, Unschlitt, und alles was unangenehm ist, sehen; indessen, daß alle die gegen über sitzen, beym Anblicke eines bezauberten Pallastes, einer Landschaft, eines Gartens entzückt sind. Alles das setzet außer sich, und doch

ist

ist alles nur eine schmutzige Leinwand. Eben so sehe ich die Welt, in aller ihrer Häßlichkeit; indessen daß tausend Leute, die sie von weitem sehen, von ihrem Glanze verblendet werden. Ich sehe allerhand Leidenschaften, Haß, Niederträchtigkeiten, unermäßlichen Ehrgeiz auf einer; Neid, Verrätherey und entsetzliche Eifersucht auf der andern Seite; und das alles bisweilen in demselben Menschen: das alles aber um Kleinigkeiten, um Rauch und Wind. Wäre das alles nicht schon zureichend, mich ans Ende der Welt zu verbannen? sonderlich, da ich fast allezeit gezwungen bin, in allen den Bosheiten eine Rolle zu spielen. Ich würde gewiß wieder nach America gehen, wenn man mir nicht unaufhörlich sagete: Gott wollte mich da haben, wo ich bin. Und doch sind das nicht alle meine Plagen. Tausend Unruhen des Geistes und Gewissens bestürmen mich. Ich zittere für die Seligkeit des Königes: denn gewiß, dafern er nicht der gerechteste Mann seines Reiches ist; so ist er der ungerechteste. Ich besorge die Verdammniß unsrer Prinzen, und der Herzoginn von Burgund. Es giebt noch tausend Dinge, wo ich nicht sehe, was für eine Parten ich wählen soll. Bald besorge ich, so viele Leute in der Frömmigkeit laulicht zu machen, bald sie davon abzuschrecken.

Diese Musik *) z. E. die das einzige wahre Vergnügen des Königes machet, wobey man lauter Lehrsprüche höret, die den Sitten zuwiderlaufen, wäre höchst nöthig, entweder verbessert, oder verbannet zu werden. Saget man aber ein Wort davon; so ant-

*) Die Opern des Lully.

antwortet der König. „Das ist aber immer so ge„wesen! Die Königinn, meine Frau Mutter, war „auch fromm, und die Königinn gieng wöchentlich „dreymal zur Communion; und doch sahen beyde „die Opern, wie ich.„ Es ist wahr, bey ihm selbst machen sie auch keinen Eindruck mehr. Er ist nur durch die Schönheit der Musik, der Töne, der Wohlklänge, gerühret; und er singet sogar sein eigen Lob, als wenn es Lobsprüche eines Fremden wären; bloß wegen der schönen Melodien. Allein mit den übrigen Zuschauern ist es ein anders: und es ist unmöglich, daß unter so vielen jungen Herzen, keine seyn sollten, die bey den Lehrsprüchen empfindlich wären, welche das ganze Glück des Menschen in der Wollust bestehen lassen. Denn werfet doch alle Opern in die Retorte, so werdet ihr doch niemals eine andre Sittenlehre herausziehen, als diese; die nur auf tausend Arten abgeändert wird.

Der König hat sich sonst ein Vergnügen gemachet, die schönen Gesänge aus den Trauerspielen Esther und Athalia zu hören. Itzo schämet er sich fast, sie singen zu lassen; weil er bemerket, daß die Hofleute lange Weile dabey haben; denen doch Quinault eben soviel Ekel erwecket. Ist es nicht beweinenswürdig, daß man unter Christen, und unter einem Könige, der gewiß Gott nicht beleidigen will, der ihn fürchtet und liebet, Gewohnheiten hat, die dem ganzen Lehrgebäude der Religion so zu widerlaufen; und Nachsichten, die der Tugend so sehr widersprechen, deren Character die Unbiegsamkeit ist? Wenn indessen der König durchaus wollte, daß man

an-

anstatt der verderblichen Lehrsätze, womit die Opern durchspicket sind, man nur heilige Sprüche, oder wenigstens unschuldige Sachen singen sollte: so würden die witzigen Leute, daran Frankreich einen Ueberfluß hat, sich um die Wette bestreben, solche Stücke zu machen. Aber er scheuet sich, eine Neuerung anzufangen. Er fürchtet, die schönsten Melodien würden verdrüßlich machen, so bald die Worte darin rein waren; und besorget, dem großen Haufen zu misfallen, von dessen Urtheile ein Fürst noch weniger abhängt, als der Unterthan. Einige sagen, was man in einer Oper höret, das gehe zu einem Ohre hinein und zum andern heraus.

Ja, unterbrach ich sie: aber sie vergessen, daß das Herz zwischen beyden liegt.

Das ist sehr schön gesaget, erwiederte die Frau von Maintenon: und ich bin versichert, daß man beym Ausgange aus diesen Schauspielen, davon der Bischof von Meaux sagete, es gäbe große Beyspiele dafür, und starke Gründe dawider, weniger im Stande ist, den gefährlichen Gelegenheiten zu widerstehen, als man beym Wiederkommen aus der Predigt eines beweglichen Bußpredigers gewesen seyn würde.

Ich sagete daher einmal zum Herzoge von Burgund, fuhr sie fort, der ein rechter Heiliger ist: was werden sie aber thun, gnädigster Herr, wenn sie regieren werden? Werden sie die Oper, die Komödie und andre Schauspiele verbiethen? Denn viele Leute geben vor, wenn es dergleichen nicht gäbe, so wür-

würden viel größere Unordnungen zu Paris einreißen. Ich will es von beyden Theilen reiflich überlegen, ich will alle böse Folgen unterſuchen; und mich für die Partey erklären, wo die geringſten ſind. Iſt das nicht eine wunderwürdige Aufrichtigkeit bey einem ſo jungen Prinzen?

Was mich Wunder nimmt, fügte ſie bey, wenn ich denke, (aber ohne mich dabey zu verwirren; denn ich weis, daß Gott ſeine Ehre aus dem Mislingen unſrer Anſchläge, ſowohl als aus ihrem Gelingen zieht) iſt dieſes, daß ich ſehe: wie ſoviele Sachen, die ich zu Beförderung des Guten, mit der beſten Abſicht von der Welt gethan habe, übel ausgefallen ſind. Z. E. ich habe gewünſcht, daß der Herzog von * * und der Herzog von * * des Königes Freunde ſeyn ſollten; damit er redliche Leute um ſich hätte, die ihm die Tugend beliebt machen, und das Gift der Schmäucheley von ihm entfernen könnten. Das iſt mir aber nicht gelungen, u. ich habe es bereuet. Ich bin nicht glücklicher damit geweſen, daß der Cardinal von Noailles Erzbiſchof von Paris; oder der Abt Fenelon es zu Cambray geworden. Ich war ſo bekümmert darüber, daß der König, ob er gleich deswegen anfänglich ſehr verdrüßlich über mich war, ſich doch nicht enthalten konnte zu ſagen, als er mich ſo betrübt ſah: Nun wohlan, Madame, ſo werden wir uns nun über der Sache zu Tode grämen müſſen.

Ich ſpüre keinen geringern Kummer über den Cardinal von Noailles. Aber wenn ich in Anſehung ſeiner, allen Bewegungen meines Herzens ge-

folget bin, als ich ihn nach Paris gebracht, ſo habe ich das Wohl der Kirche zu befördern geſuchet. Der ſel. Biſchof von Chartres dachte eben ſo, wie ich, von dieſen beyden Männern, und ſah ſie für Leute an, die recht dazu gemachet wären, der Religion zu dienen.

Hernach, indem ſie ein wenig nachdachte, ſagete ſie: Die Fürſten wollen niemals an traurige Dinge denken. Sie ſind an Schmäuchler gewöhnet, deren ganze Kunſt iſt, ſie ihren Augen zu entziehen: und ich ſehe mich Gewiſſens halber, genöthiget, aus Freundſchaft gegen den König, aus wahrem Antheile, den ich am Heile des Vaters nehme und zu nehmen verpflichtet bin, die Wahrheit frey heraus zu ſagen, aus Beſorgniß, ſie möchte nicht verſtanden werden; u. dem Könige zu zeigen, daß er oft betrogen wird, daß man ihm ſchmäuchelt, daß man ihm böſe Anſchläge giebt. Man ſehe nur, was ich für eine Perſon ſpiele, indem ich alſo denjenigen betrübe, den ich liebe, und demjenigen ohne Unterlaß misfalle, dem alle zu gefallen ſuchen. Indeſſen iſt dieß mein wahrer

*) Erkannte die Frau von Maintenen dieſen Fehler an ihrem großen Ludewig, wie es denn der gemeinſte Fehler aller Fürſten iſt; daß ſie ihr Land und ihre Unterthanen nicht kennen: warum rieth ſie ihm denn nicht, Reiſen durch ſeine Provinzen zu thun, alles ſelbſt zu ſehen, alle Klagen ſelbſt zu hören, und ſich nicht auf die betrügliche Vorträge der Miniſter zu verlaſſen? O wie viel würde Ludewig da gelernet haben! O wie viel würden nicht alle Fürſten lernen, wenn

ter Zuſtand! Ich betrübe ihn oft, wenn er gleich zu mir kömmt, ſich die Zeit zu vertreiben. . . .

Ich wünſche eher zu ſterben, als der König. Ich würde zu Gott kommen; ich würde mich vor ſeinen Thron werfen, und ihm die Wünſche einer von ihm gereinigten Seele opfern. Ich würde ihn bitten, dem Könige mehr Erkenntniß von dem wahren Zuſtande ſeiner Provinzen *), mehr Abſcheu vor den Treuloſigkeiten der Hofleute, mehr Liebe gegen ſein Volk, mehr Widerwillen gegen den Misbrauch ſeines Anſehens zu verleihen. Mein Gebeth würde ihm angenehm ſeyn; er würde es erhören, und meine Seligkeit würde deſto vollkommner werden. . . .

— — — Anderntheils kömmt die Frau Herzoginn von Burgund, die ganz entſetzlichen Kummer hat, und theilet mir denſelben mit. Z. E. Geſtern, als ich mich niederlegte, und vor Mattigkeit nicht mehr fort konnte, kam ſie auch. Ich mußte halb ausgekleidet ſie anhören: denn wenn ich mich niedergeleget hätte, würde ſie mit mir nicht in Frey-

wenn ſie das thun wollten! Und wie hätte Gott das Gebeth der Frau von Maintenon erhören ſollen? Sollte er den König unmittelbar durch ein Wunderwerk erleuchtet haben, daß er den wahren Zuſtand ſeines elenden Volkes eingeſehen hätte? Es wäre thöricht, dergleichen zu hoffen. Er hätte alſo die natürlichſten und ſicherſten Mittel dazu brauchen, d. i. alles ſelbſt ſehen und hören müſſen. Aber dawider ſetzet ſich bey Hofe alles.

heit haben sprechen können, weil der Tisch, daran der König arbeitete, sehr nah bey meinem Bette war. Sie fragete: ob sie mir auch beschwerlich fiele? Allein bey aller Freyheit, so sie mir läßt, und ob sie gleich verlanget, ich solle mit ihr, als meiner Tochter umgehen: so ist mirs doch unmöglich, die Achtung, die man ihr zu erzeigen verbunden ist, und alles das, was ich ihr schuldig bin, aus den Augen zu setzen. Unsre Prinzen bilden sich vielleicht ein, daß ich mich gegen sie in nichts zwinge, und sie würden wirklich die Güte haben, es zu dulden. Allein ich denke gewiß mehr an sie, als an mich. Sie mennen auch, wenn man sie gesprochen hat, so habe man keine Lust, jemanden anders zu sprechen: und doch wünschet man eben alsdann am meisten, Leute zu sehen, die nicht Prinzen sind.

Das ist eben das, erwiederte ich, was ihnen der Bischof von Cambrai vorrückte; da er ihnen sagete: Nach ihrer Meynung, wäre ihr Umgang nichts weniger, als das selige Anschauen Gottes. (Visio beatifica). Ja, sagete die Frau von Maintenon mit Lachen: sie denken, ihr Anblick ist alles in allem. Und gleichwohl ist es gut, daß sie es nicht wissen, wie sehr sie irren.

Das achte Gespräch.

Die Frau von Maintenon redete mit mir von dem Abte Fleury, den sie allezeit gegen den Hof gehabt; und sagete mit Verwunderung: Nothwendig muß Gott dem Abte Godelin, mir zu gut, viel Erleuch-

Erleuchtung gegeben haben, daß ers über sich genommen, mirs mit allem Ansehen eines Apostels aufzulegen: daß ich, aller meiner Abneigung ungeachtet, bey Hofe bleiben sollte. Die starke Lust, mich davon zu entfernen, welche Gott in mir zu erwecken schien; die starken Gründe, so ich dazu hatte; die Gefahr, so ich daselbst laufen könnte, alles das legte ich diesem heiligen Manne mit den lebhaftesten Farben vor. Er bestund aber allezeit darauf, daß ich bey Hofe bleiben müßte: ein Befehl, der sich mit der strengen Sittenlehre nicht zu reimen schien, davon er sonst niemals abwich.

Aber, was mich noch mehr Wunder nimmt, wenn ich daran denke, ist: daß Gott es bey dem allen zugelassen, daß eben dieser Mann, der mich seit so langer Zeit mit aller Standhaftigkeit geleitet hatte, mir fast unnütz ward. Ich hatte eben das Vertrauen zu ihm, dieselbe Gelehrigkeit, denselben Geschmack: allein er ward so furchtsam vor mir; er gieng so ehrerbiethig mit mir um, und machete mich mit dem Zwange, den meine Erhöhung ihm verursachte, so verwirrt; daß ich, da anhaltende Schwachheiten, sich allen diesen Gründen beygesellten, mich eine Zeit lang zu dem P. Bourdaloue wandte. Allein dieser heilige und gelehrte Predigér erklärte sich, daß er mich, seiner Predigten wegen, nur alle sechs Monathe besuchen könnte. Ich begriff es also wohl, daß ich, bey aller seiner Geschicklichkeit, Tugend, Erfahrung und Eifer, denjenigen Beystand von ihm nicht erhalten könnte, dessen ich fast allezeit benöthiget war. Indem ich mich also

des P. Bourdaloue beraubete, so verdoppelte ich meine Hochachtung gegen ihn. Denn die Aufsicht über mein Gewissen war eben nicht zu verschmähen. Hr. Jaffaux, der damals mein Beichtvater war, redete mir allemal vom Abte Desmarais und dem Abte Fenelon, und versicherte mich: daß der größte Dienst, den ich der Religion thun könnte, dieser wäre, wenn ich sie zu befördern suchete; so daß ihre Gaben der Kirche zu statten kämen. Dasselbe Zeugniß ward ihnen allenthalben gegeben: so, daß ich viel dazu beytrug, daß der Abt Fenelon dem Herzoge von Burgund zum Lehrmeister gegeben; und der Abt Desmarais, Bischof von Chartres ward. Den letzten hatte ich zu St. Cyr gesehen, wo ihn der Abt Gobelin eingeführet hatte: und sobald ich mit ihm gesprochen, schien er mir der Mann zu seyn, dessen ich bedürftig war. Ihr wisset, daß sein Aeußerliches, weit gefehlt, daß es anziehend gewesen wäre, sehr geschickt war, einen von ihm zu entfernen. Er hatte ein kaltes, trockenes und ernsthaftes Wesen an sich. Gleichwohl bedünkte mich's: Gott spräche in meinem Herzen: das ist der Mann, den ich dir gebe!

Ich prüfete ihn in der Nähe, so lange er die Geschäffte von St. Cyr, mit allen unsern andern Herren besorgete. Und alles, was ich von ihm sah, schien mir so heilig, so tugendhaft, so weislich, so gemäßigt, so klug zu seyn, daß ich mich in meiner Wahl bestärkte. Ich eröffnete sie dem Hrn. Brisacier, der mit einer wunderwürdigen Redlichkeit, und, ohne von meiner Entdeckung Vortheil zu ziehen,

hen, um etwa selbst erwählet zu werden, oder den Abt Tiberge erwählen zu lassen, (denn gegen beyde hatte ich gleich viel Hochachtung) mir sagete: Sie können nicht besser thun, als den Abt Desmarais zu ihrem Gewissensrathe zu wählen. Er hat alles an sich, was dazu gehöret, und was Ihnen nöthig ist. Darauf ersuchte ich ihn, demselben die Sache anzutragen. Hr. Desmarais schlug es anfänglich aus; indem er dieß Amt für gar zu wichtig ansah, wie er mir einige Zeit hernach selbst schrieb.

Ich ward also genöthiget, den Hrn. von Brissacier zu ersuchen, daß er ihm ferner zureden, und alle sein Ansehen und Vermögen bey ihm anwenden möchte, daß er es annehmen müßte. Hr. Desmarais wollte noch den Hrn. Tronso, Superiorn zu St. Sülpice, zu Rathe ziehen, ehe er sich dazu entschloß. Dieser hob ihm alle seine Scrupel, und sagete ihm: er sollte kein Bedenken tragen, sich mit mir zu beladen. Ich erinnere mich, daß eins von den ersten Stücken, darum ich ihn befragte, dieses war: Ob ich mit dem Könige in die Schauspiele gehen könnte? Er dachte eine Weile der Sache nach. Darauf sagete er: Gnädige Frau, ich glaube, wenn es der König verlanget, so müssen Sie hineingehen; und setzete nichts mehr hinzu. Kurz darauf that ich ihm eine allgemeine Beichte; und nach der Zeit, bis an seinen Tod, habe ich ein völliges Vertrauen zu ihm gehabt.

Seitdem habe ich oft gedacht, setzete sie hinzu: warum ich nicht den Abt Fenelon erwählet habe,

dessen Manieren mir alle gefielen, dessen Verstand und Tugend mich so sehr eingenommen hatten? Wie ich mich einmal bey allem dem, was mich auf die eine Seite hätte lenken sollen, dennoch auf die andre geworfen? Ich kann aber der Vorsehung nicht genug danken, die mich vor den Irrthümern des Erzbischofes von Cambray, wie es scheint, bewahren wollen; indem sie mich an einen Mann gebracht, der der Wahrheit, bis an seinen letzten Athem, angehangen. Wenn ich alle die Spaltungen der Männer, über so leichte Sachen, als die Religion ist, wahrnehme, so danke ich Gott, daß ich ein Weibsbild bin. Alle diese Zwistigkeiten beunruhigen und bestürmen mich: und ich muß die Ehre, die Unterhändlerinn der bischöflichen Geschäffte zu seyn, sehr theuer bezahlen. Die Achtung, so man gegen mich bezeuget, schlägt mich fast nieder, anstatt mich stolz zu machen. Ich habe andern schon so lange Gesetze gegeben, daß ich froh seyn wollte, endlich den Vorschriften eines andern zu folgen. Nichts ist bequemer, als sich regieren zu lassen; sonderlich denen, die selbst regieren.

Das neunte Gespräch.

Ueber die Jansenisterey und Quietisterey.

Ich will über euch triumphiren, mein liebes Kind, und zwar über die Constitution des Pabstes wider des P. Quesnels Buch. Ihr werdet sie lesen, so bald sie übersetzet seyn wird. Es sind

mehr

mehr als hundert Sätze daraus verdammet. Und das ist das wunderwürdige Buch, welches unser heil. Bischof von Chartres mit Unrecht, aus einem falschen Gewissensscrupel, und mit einer gar zu grossen Hestigkeit gegen die Jansenisterey, davon er sich ein Hirngespinst machete, verdammete. Es hat ihm das Leben gekostet. Aber er ist itzo wohl dafür belohnet: und der Bischof von Meaux versichert, er sey, noch im Himmel, bey der Freude empfindlich, selbiges Buch verdammet zu sehen. . . .

Die Frau von Maintenon setzete hinzu. Wenn ihr nichts, als ein Nonnenkloster wäret, so würde ich euch, so viel mir möglich wäre, alles, was in der Welt vorgeht, unbekannt lassen. Allein da ihr Kinder erzieht, die wieder in die Welt sollen, so muß man ihnen Gegenmittel gegen alle die Arten von Gifte verordnen, die man ihnen vorsetzen wird. Ihr werdet aus der Satzung des Pabstes, gegen die Jansenisteren, sehen: daß man unter dem Scheine der Frömmigkeit, und gar mit biblischen Worten, einfältigen und unwissenden Seelen ein tödtliches Gift einflößen kann. Man gewinnet die Welt mit strengen und ordentlichen Sitten im Aeußerlichen. Die allerfrömmsten Personen werden am leichtesten durch solche Neuigkeiten eingenommen. Die Freygeister beschäfftigen sich auf andre Weise. Man schmäuchelt sich bey dem Weibervolke ein, indem man ihnen zu verstehen giebt: sie hätten zu viel Verstand, als daß sie auf der gemeinen Straße bleiben sollten; und sie wären zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit berufen. Solchen schmäu-

chelhaften Reden können wenige widerstehen. Man tritt zu der Parten aus Frömmigkeit; man verliert aber die Frömmigkeit, je weiter man darinn kömt. Man beschäfftiget sich nur mit den Vortheilen und Leidenschaften der Rotte. Unsre Sicherheit ist in dem Gehorsame in der Unterwerfung gegen die Ausspräche der Kirche, und in der Anleitung unsrer Obern. Den Lehrern gebühret es, zu vernünfteln und zu grübeln. Wer sie zu Lehrern machet, giebt ihnen auch das nöthige Licht dazu. Aber Weiber müssen gehorchen und glauben. Wir sind nur gar zu glücklich, daß wir nur unsrer Regel zu folgen haben: und sie betrügt uns nicht. Man ist nur ruhig, wenn man in der Ordnung bleibt.

Sehet nur, was für Unruhen diese Neuigkeiten in der Kirche erwecken! Sehet nur die Unabhänglichkeit derer, so sie annehmen; welche eine Empörung gegen diejenige Kirche, die Jesus Christus aufgerichtet, die er erleuchtet, die er allezeit erhält; welch eine Verachtung aller Obergewalt, die von Gott kömmt! Unsre Fräulein müssen auf ihrer Hut seyn, gegen alle diejenigen, so sie stolz machen wollen; die von Religionssachen unbedingte Ausspräche thun, und ihre Pflichten für Kleinigkeiten ansehen; die den Pabst, die Könige, die Bischöfe, und alle Oberkeiten antasten. Die Calvinisterey und Jansenisterey widersetzen sich allem dem, was die Kirche billiget. Man soll weder die Jungfrau Maria, noch die Heiligen verehren! Es ist lächerlich, sein Paternoster zu bethen! Man

muß

muß die Bibel leſen, und ſelbſt davon urtheilen. Das ſind ihre Reden! An dieſen Merkmaalen werden eure Mägdchen den Irrthum erkennen. Die Wahrheit iſt einfältig, demüthig, und fodert einen Gehorſam. Ihr könnet ihnen nicht genug einprägen, einen von den Obern recht gebilligten Beichtvater zu wählen, und der keiner Neuerungen halber verdächtig iſt. Sie haben nichts nothwendigers zu thun, wenn ſie von hier gehen. Sie ſind gründlich unterrichtet: und die, ſo ihnen andre Lehrſäße beybringen wollen, müſſen ihnen verdächtig ſeyn. Sonderlich muß man von dieſem Stifte alle die Schriften entfernen, die den Irrthum darinn einführen könnten. Ihr wiſſet, liebes Kind, was der Frau Guion einen Eintritt bey uns verſchaffet hat; und ihr wiſſet auch die Folgen ihres Umganges. Ich wußte gar nicht, wie gefährlich die Frau war. Indeſſen war es eine Unvorſichtigkeit von mir, daß ich eine Perſon zu euch ließ, deren Aufführung ich nicht genug geprüfet hatte. Mein Fehler muß euch zur Warnung dienen. Seyd vorſichtiger, als ich. Ihr habet die Mühe geſehen, die euer Biſchof gehabt, ihre Lehrſäße zu unterdrücken, und ihre Bücher und Schriften auszurotten. Es ſchien mir für euch ſchon genug, daß er ſie misbilligte; und ihr müſſet euch allezeit an die Entſcheidung eurer Obern halten. Ich hätte keine andre Ueberlegung anſtellen laſſen, wenn es nur auf euer Stift angekommen wäre. Allein das Geſchrey, ſo davon zu Paris und bey Hofe entſtund, überredete mich: daß der König es erfahren, und mit mir unfehlbar

davon

davon sprechen würde. Dieses nöthigte mich, jemanden zu Rathe zu ziehen, um im Stande zu seyn, dem Könige Rechenschaft zu geben. Ich wählte den Bischof von Meaux, den van Chalons, den Hrn. Jolly, den P. Bourdaloue, den Hrn. Tronçon, und unsere lieben Freunde, den Hrn. Tiberge, und den von Brisacier dazu.

Wenn ich etwas bessers gewußt hätte, so hätte ich mich dahin gewandt. Ich bath sie schriftlich, mir ihre Meynung über die Bücher und Schriften zu entdecken, die das Blendwerk enthielten, welches man den Quietismus nennet. Ihr habet ihre Antworten. Des Herrn Bossuets seine ist nicht dabey, weil ich ihn mündlich zu Rathe zog. Er war aber eben der Meynung, als die andern, und was er nachmals davon geschrieben, bezeuget es zur Gnüge. Der redete davon mit mir, wie ich vermuthet hatte. Und diejenigen, so ihn von dem ersten Geräusche der Quietisterey benachrichtiget hatten, wollten Hofleute deswegen auflagen, die er am höchsten schätzet, und mit denen ich am wenigsten umgehe. Sie kannten in der That die Frau Guion, und schätzten sie hoch. Allein so bald sie selbige einer falschen Lehre beschuldigen höreten, wollten sie ihre Bücher zu Rathe ziehen; und befragten in der That verschiedene Lehrer und Prälaten. Diese Gelehrigkeit befestigte mich in der Hochachtung gegen sie. Der Abt Fenelon, vereinigte sich mit dem Bischofe von Chalons und dem von Meaux (Bossuet)

suet); und alle zusammen prüfeten zu Issy, acht Monathe lang, die Bücher, Schriften, Lehrsätze und das Leben der Frau Guion. Diese Versammlungen huben mit dem Gebethe an, und endigten sich damit. Man hatte daselbst keine Leidenschaft. Man suchete nur die Wahrheit. Man arbeitete jeder besonders. Man verglich alles ohne Uebereilung und Vorurtheil. Unterdessen verdammete der Erzbischof zu Paris die Bücher der Frau Guion. Unsere Untersucher billigten diese Verdammung. Endlich, nach acht vollen Monathen, nach vielem Gebeth und Opfern, unterzeichneten sie alle vier die Verdammung der Lehrsätze. Eben das thaten sie hernach in ihren Kirchensprengeln.

Diese Erfahrung muß euch künftig behutsam machen, um keinen Neuerungen Gehör zu geben. Die Bücher, die Beichtväter, und die heimlich zugesteckten Schriften, sind die Mittel, deren sich der Betrug bedienet, den Gewissensfrieden zu stören. Die Mädchen sind fähig dazu. Bewahret die eurigen mit einer Wachsamkeit, die bis zum Mistrauen geht, und bleibet in eurem einfältigen Glauben. Seyd euren Vorgesetzten unterthan. Seyd nicht neugierig. Wir sind unwissend. Allein es schadet nichts: weil wir uns nur dörfen leiten lassen. Gott wird uns nicht fragen, ob wir viel gewußt haben? aber wohl, ob wir viel gethan haben?

Das zehnte Gespräch.

Einesmals, als die Frau von Maintenon sehr ansehnliche Wohlthätigkeiten ausgeübet hatte, sagete ich ihr: Aber, gnädige Frau, man wird Sie die Mutter der Armen nennen müssen.

Um die Allmosen gut zu geben, erwiederte sie mir, so muß man von dem Beystande, den man andern leistet, selbst etwas leiden. Mein Stand machet, daß mir nichts mangelt. Meine Wohlthaten sind mir ein so großes Vergnügen, daß sie kein Verdienst mehr haben können. Wie glücklich würde ich mich achten, rief sie mit einem lebhaften Tone, wenn ich, von aller Wohlthätigkeit gegen die Armen arm werden könnte! Ich mag nicht gern nach Marly reisen: denn da kann ich nichts Gutes thun. Zu Fontainebleau habe ich meine Armen zu Aron: ich liebe nur die Oerter, wo ich Geld austheilen kann.

Bey so großmüthigen und christlichen Gesinnungen, sagete ich, wäre es wohl zu wünschen, daß sie reich wären. Die Unglücklichen würden viel gewinnen.

Ich könnte es sonder Zweifel wohl seyn, versetzete sie: und gestern lag es nur an mir, so hätte ich hundert tausend Thaler Einkünfte haben können. Ich war beym Könige in seinem Wagen. Er sprach zu mir: aber Madame, ihr habet nichts; und drung mehr als jemals in mich, etwas anzunehmen. Ihr werdet mich hier gewiß schelten: denn ich bath ihn, sich darüber nicht zu beunruhigen; und ich hätte genug:

nug: ja mehr Vermögen würde mich in der That doch nicht reicher machen. Die Einkünfte des Königes gehören dem Königreiche. Von demselben zieht er sie, u. dahin müssen sie auch zurück fließen. Sie müssen zur Nothdurft des Volkes, und nicht zum Prachte einer Frau angewandt werden. Ich sage, Prachte; denn da ich indem Zustande, worinn ich stehe, niemals soweit kommen kann, daß ich etwas von meinem Nothwendigen nehmen kann; so sind alle meine Allmosen nur ein bloßer Pracht: der zwar gut und erlaubet ist, aber ohn alles Verdienst. Und seht da, liebes Kind, was meine Stelle beschwerliches an sich hat. Es giebt Tugenden, die unmöglich werden. Seyd also mistrauisch gegen alles das Glück, das man am Hauptküssen der Könige machen kann.

Ich habe ein erstaunliches von dieser Art gemachet. Aber das war nicht mein Werk. Ich bin da, wo ihr mich seht, ohne jemals darauf abgezielet zu haben; ohne es verlanget, gehoffet, und vorher gesehen zu haben. Ich sage es bloß euch: denn die Welt würde es nicht glauben. Ich wußte schon beym ersten Augenblicke meiner Erhöhung, was sie davon dachte. Eines Tages nahm der Marschall von Crequi, den Abt Tetu besonders, und sagete zu ihm: Wohlan, mein Herr, laßt uns von dem Glücke reden. Die Frau muß gewiß viel Verstand haben, daß sie bey ihrem Kaminfeuer im Winkel, sich einen solchen glänzenden und wohl ausgeführten Entwurf hat aussinnen können.

Der

Der Abt Tetu hat mich, wie allezeit, gekannt, und wußte wohl, daß ich weit entfernet war, einen solchen Entwurf auszusinnen; ich will nicht sagen, um zu seyn, wo ich bin, sondern bloß ein Glück zu machen. Er wußte, daß ich weder zu Ränken geschickt, noch zu weiten Aussichten fähig bin. Er wollte ihn also bereden, daß ich nicht selbst dieses Glück geleitet; wenn ich mich aber ja damit eingelassen hätte, so würde es so gut nicht gelungen seyn: daß ich nichts gethan hätte, als mich den Begebenheiten und der Vorsicht zu überlassen. Davon gab er ihm die ausführlichen Beweise, und zeigte ihm den allmählichen Fortgang. Allein der Marschall sah das für eine feine Geschicklichkeit an, was der Abt ihm als eine Unvorsichtigkeit darstellte, dafern ich den Anschlag gemachet hätte. Er bewunderte meine Großmuth, die Tiefe meiner Absichten, die Geschicklichkeit, womit ich meine Freunde gebrauchet hätte. O nein, gewißlich; ich habe mich hieher nicht gesetzet, wo ich bin. Ich hätte es weder gekonnt, noch gewollt. Aber so urtheilen die Menschen!

Es ist damit eben so, wie mit St. Cyr gegangen: welches unvermerkt das geworden ist, was ihr itzo sehet. Ich habe es euch oft gesaget: ich liebe die neuen Stiftungen nicht. Es wäre besser, man erhielte die alten. Indessen findet sichs, daß ich fast, ohne daran zu denken, eine neue gestiftet habe. Alle Welt glaubet, daß ich, den Kopf auf meinem Kissen habend, diesen schönen Entwurf gemachet. Das ist aber nicht so. Gott hat St. Cyr stufenweis, ver-

veranſtaltet. Hätte ich einen Entwurf gemachet, ſo würde ich alle Mühe der Ausführung, alle Schwierigkeiten, alle Weitläuftigkeiten vorher geſehen haben. Davor wäre ich erſchrocken. Ich hätte geſaget: das iſt mir viel zu ſchwer! und es hätte mir an Herz gefehlet. Viel Mitleiden gegen den armen Adel, weil ich ſelbſt eine Waiſe und arm geweſen; ein wenig Kenntniß ſeines Zuſtandes brachten mich auf den Einfall, ihm mein Lebenlang beyzuſtehen. Allein da ich vorhatte, alles mögliche Gute zu thun, nahm ich mir doch nicht vor, ſolches nach meinem Tode zu thun. Das war nur ein zweyter Begriff, der aus dem glücklichen Erfolge des erſten entſtund.

Könnte doch dieſe Stiftung ſo lange, als Frankreich dauren! und Frankreich ſo lange als die Welt! Nichts iſt mir lieber, als meine Kinder zu St. Cyr. Ich liebe ſogar ihren Staub. Ich erbiethe mich, mit allen meinen Leuten ihnen zu dienen; und werde keine Mühe haben, ihre Dienerinn zu ſeyn: wenn nur meine Sorgfalt ſie lehret, ſich ohne mich zu behelfen. Das iſt mein ganzer Zweck! das iſt meine Leidenſchaft! das iſt mein Herz!

Das eilfte Geſpräch.

Die Frau von Maintenon unterhielt ſich mit dem Fräulein von Aumale, und mir; und wir bemühten uns, die Unterredung auf verſchiedene Begebenheiten ihres Lebens zu lenken, damit wir, ohne daß ſie es gewahr würde, verſchiedene Denkwürdigkeiten deſſelben herauslocken möchten, die man ohne

sie nicht erfahren konnte. Wir brachten sie also mit Fleiß, auf den Anfang ihrer Gunst bey Hofe. Sie wiederholte uns, was sie schon oft gesaget hatte: daß sie nämlich, ohne die Versicherung gewisser redlicher Leute, und sonderlich ihres Gewissensrathes, daß Gott sie nach Hofe verlangte, niemals daselbst geblieben seyn würde; und daß sie lieber einmal unbedachtsam entwischet seyn würde, um sich zu entfernen, als daselbst zu bleiben.

Allein, fügte sie hinzu: als ich anfieng zu sehen, daß es mir vielleicht nicht unmöglich seyn möchte, an der Seligkeit des Königes zu arbeiten: so fieng ich auch an einzusehen, daß Gott mich bloß dazu nach Hofe gebracht hätte. Und ich schränkte also darauf alle meine Absichten ein. Im Anfange misfiel ich dem Könige sehr. Er sah mich für einen Witzling an, der erhabene Sachen haben muß, und der in allen Absichten schwierig ist. Und als die Frau von Hudicourt ihm, ohne Bosheit, bey der Rückkunft von einem Spaziergange, gesaget hatte: daß die Frau von Montespan, und ich, in ihrer Gegenwart, auf so erhabene Weise geredet hätten, daß sie uns aus dem Gesichte verlohren: so misfiel ihm dieses so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, sichs merken zu lassen. Ich mußte einige Zeit lang mich vor ihm nicht sehen lassen.

Aber, gnädige Frau, sagete ich ihr: fürchtete er sie nicht, wie eine Spröde, und in Ansehung der Sitten?

O nein, sagete die Frau von Maintenon: der König hassete das nicht, daß man tugendhaft war;

und

und das zeiget, daß Schwachheit und Unwissenheit ihn in die Buhlereyen gestürzet, womit er seine Jugend zugebracht. Er liebete die Tugend, die Enthaltung, die Bescheidenheit, und alle unserm Geschlechte besondere Eigenschaften. Und wenn er von Anfange gleich Weiber gefunden hätte, die mit ihm gesprochen hätten, wie sichs gehöret, und mit derjenigen Standhaftigkeit, welche die Tugend eingiebt: so würde er sich entweder nicht verirret, oder doch bald wieder zurecht gefunden haben. Seine unglücklichen Verbindungen waren weit gekommen, als ich ihm bekannt ward; und ich habe mich niemals darauf eingelassen.

Fräulein von Aumale fragete sie: ob das, was man von der Weißagung ihres künftigen Glückes sagete, auch wahr wäre?

Ja, sagete sie. Es war eine Art eines Baumeisters, der mir, als ich noch zu Paris, und von der Hofgunst weit entfernet war, sagete: daß ich dereinst die größten Ehren, dazu ein Weibsbild nur gelangen kann, erlangen würde; mehr Vermögen, als ich damals hatte, aber niemals nach Beschaffenheit meines Standes; und daß dieses allemal meine schwächste Seite seyn würde. Ich sagete es einigen meiner Freundinnen, die darüber lacheten, wie ich. Indessen ist mir alles wiederfahren, was mir der Mann vorhergesaget hat.

Solltet ihr wohl glauben, setzete sie hinzu: daß der Grund dieses erstaunlichen Glückes, darauf ich niemals gedacht hatte, der Eifer gewesen, den die Frau von Montespan, an mir gegen unsre gemein-

schaftliche Freundinn, die Frau von Hudicourt bemerkete; bey welcher sie mich oft gesehen hatte? Ich machete daselbst eben das, was ich bey der Frau von Montchevreui that. Niemals fand man mich um sechs Uhr im Bette. Und indessen, daß die Frau im Hause bis an den Mittag schlief, gab ich in allem Befehl, und oft half ich den Arbeitern selbst. Ich erinnere mich, daß ich bey ihrer Heurath, mit ihr so beschäfftiget war, daß ich mich selbst vergaß, und mich von dem ganzen Hofe, der zu ihrer Hochzeit kam, so schlecht gekleidet, und so müde wie eine Magd, sehen ließ. Man ward es endlich gewahr. Man that mich in ein Zimmer, um auch mich anzukleiden: und als ich wieder hinein kam, so kannte mich weder die Frau von Montespan, noch sonst jemand: so verschieden fand man mich von mir selbst. Alles das that ich nach meiner Art, aus Liebe gegen meine Freundinnen, aus Neigung zur Arbeit, und nicht aus Eigennutz; denn ich konnte nichts davon erwarten. Diesen Geschmack habe ich noch. Einmal war ich lange auf die Erde gebücket, Flachsstriemen zu theilen, die Knäuel zu zählen, und meine Arbeit mit einer Lebhaftigkeit, die mich ermüdete, zu ordnen; die mich aber nicht abschreckte. Der König und seine Minister waren im Zimmer, und sageten mir; Ihr seyd so beschäfftiget mit euren Knäueln, als wir mit den Geschäfften von Europa.

Zu der Zeit, als ich nur gemiethetes Geräth hatte, war ich weit entfernt, zu glauben, daß nächst Gott, die Frau von Montespan die erste Ursache mei-

meines großen Glückes werden würde; über welches ich mich selbst verwundere. Sie war damals sehr tugendhaft, und sagete sogar, wenn sie von der Valliere sprach: Wenn ich so unglücklich wäre, daß mir dergleichen begegnete; so würde ich mich auf die übrigen Tage meines Lebens einsperren, und verstecken. Wir haben nachmals gesehen, daß sie in der Folge ganz anders gedacht hat.

Um wieder auf das vorige zu kommen; wenn die Frau von Montespan mich nicht als eine Person von so unermüdlicher Leibesbeschaffenheit, und von so wahrhaftigem Charakter gekannt hätte: so würde sie mich nicht zu der Beschäfftigung erwählet haben, die der König ihr mit der größten Heimlichkeit anvertrauete. Eine Frau von eurer Bekanntschaft wußte mit darum: und um alles in der Welt hätte ich nicht an ihrer Stelle seyn wollen. Indessen wähleten sie selbige nicht zu Ausführung ihrer Absichten: weil sie wußten, daß nur tugendhafte Personen verschwiegen seyn können. Sie suchten mich, zu einer Zeit, als ich gewiß an nichts weniger dachte. Diese ganz besondre Art von Ehre, hat mir unsägliche Mühe und Sorgfalt gekostet. Ich stieg auf die Leiter, um die Arbeit der Tapezierer und Arbeiter zu machen; weil selbige nicht hinein kommen sollten. Die Ammen legten keine Hand an, um sich nicht zu ermüden, und damit ihre Milch nicht schlechter würde. Ich gieng sehr oft von einer zur andern, zu Fuß, verkleidet, und mit einem Packe leinen Zeig, oder Eßwaaren unterm Arme: und

ich brachte oft ganze Nächte bey einem dieser kranken Kinder, in einem kleinen Hause, außer Paris zu.

Des Morgens kam ich durch eine Hinterthüre in mein Haus; und nachdem ich mich angekleidet, stieg ich vor der Vorderthüre in die Karosse, um in den Albretischen, oder Richelieuischen Pallast zu fahren; damit meine gewöhnliche Bekanntschaft es nicht einmal merkte, daß ich ein Geheimniß zu verschweigen hätte. Man erfuhr es indessen doch. Aus Furcht, daß man es nicht errieth, ließ ich mir oft zur Ader, um nicht roth zu werden. Ich ward zusehens mager. Die Frau von Montespan war so gleichgültig gegen diese mühsame Erziehung, daß, da ich ihr schrieb: das Feuer hätte das Haus ergriffen, und sie sollte Befehl geben, die Beschädigung desselben auszubessern; sie mir antwortete: sie wäre sehr vergnügt darüber, denn das Feuer bedeutete Glück.

Da sehet ihr, fuhr sie fort, wie die Vorsehung uns unvermerkt, und ohne daß wir es gewahr werden, leitet, wohin sie uns führen will. Aber wenn ich an das alles gedenke, so werde ich gleichwohl furchtsam.

Indessen erhellen doch, erwiederte ich, aus diesem Verfahren Gottes, viele Ursachen zum Vertrauen gegen ihn. Denn mitten in eurer Glückseligkeit hat er euch allezeit mit seiner Hand unterstützet, und in den gefährlichsten Gelegenheiten erhalten. Allein ein Gedanken rühret mich. Mich dünket nämlich, Gott habe doch allemal etwas mit euch gewaget; denn wie leicht hättet ih alle Glückseligkeiten nicht

so

ſo gar gut brauchen, und anſtatt ſelig zu werden, verloren gehen können.

Freylich, verſetzete die Frau von Maintenon mit lächeln: er wagte allerdings etwas mit mir. Darauf ſetzete ſie hinzu: ha! er wagte eben nichts! Er weis wohl, was er thut. Er hat mich recht wunderbar unterſtützet. Man wird es niemals glauben. Es iſt unangenehm mit Leuten zu leben, die einen nicht kennen; die nicht mit an ſeinem Leben Theil gehabt haben; die nicht in eben den Verwirrungen verwickelt geweſen, darinnen man ſich befunden; mit einem Worte, die aus einem andern Jahrhunderte ſind, als man ſelbſt iſt. Und da ſeht ihr, was ich mit meinem langen Leben gewinne.

Das Fräulein von Aumale ſagete zu ihr: hier ſehet ihr ein Buch, gnädige Frau, das ich beſtimmet habe, Dero Leben zu beſchreiben: denn man wird es doch einmal ſchreiben; und da man es nicht nach der Wahrheit thun wird, ſo ſolltet ihr es ſelbſt thun. Ein ſo zartes Gewiſſen, als das eurige, muß ſich eine Pflicht daraus machen, falſchen Dingen zuvor zu kommen; welche die Geſchichtſchreiber auf die Ausſage eurer Feinde vorgeben werden.

Ich wollte wohl, verſetzete die Frau von Maintenon, Gott die Ehre geben, durch den ich das Gute, ſo ich gethan, gewirket habe. Ich wollte wohl, daß man alles wüßte, was er für mich gethan hat; aber ich kann nicht alles ſagen: und ich bin nicht im Stande etwas zu beweiſen. Mein Leben, welches ſo voll von Wirkungen der Vorſehung iſt, würde denen, die Gott lieben, angenehm; aber denen höchſt verdrüß-

lich seyn, die darinn Ränke und Begebenheiten suchen würden. Dieß Leben ist also nicht für dieß Jahrhundert. Würde mans wohl glauben, daß ich in meiner Gnade nicht an mich selbst gedacht; daß ich nur für andre darinnen gewesen; daß ich nur unaufhörlich darauf gedacht, überall Frieden zu machen; daß ich auch wider meinen Freund Anschläge gegeben, wenn das Wohl des Staates solches erforderte; daß ich auch um eine Gnade für meinen Feind gebethen, wenn das besser war? Wenn sie es aber glaubeten, was für einen Zeitvertreib würden die darinn finden, solche Sachen zu lesen, die nur angenehme Bücher lieben? Ich sehe mein Leben für ein Wunderwerk an; wenn ich daran gedenke, daß ich sehr ungedultig von Natur bin: und daß der König es niemals erfahren hat, ob ichs gleich bisweilen aufs äußerste getrieben, und bereit gewesen, alles zu verlassen; daß ich von freymüthiger Gemüthsart gewesen, und mich doch allezeit habe verstellen müssen.

In den ersten Jahren meiner Gunst, ward ich zuweilen böse, wenn mir der König etwas abschlug, was ich für meine Freunde und Verwandten bath. Nach der Zeit habe ich sechs und zwanzig Jahre zugebracht, ohne ein Wort zu sagen, welches den geringsten Verdruß anzeigete. Bisweilen war ich erzürnet, und bereit den Hof zu verlassen. Nur Gott weis, was ich erduldet habe. Ich weinete allein; der König trat in mein Zimmer, und fand ein lächelndes Gesicht an mir. Meine Munterkeit fand sich wieder, und er glaubete, ich wäre höchst glücklich und zufrieden.

Meine

Meine Abſicht war gleich anfangs, ihn von den Weibern abzuziehen; ſodann aber, ihn zu Gott zu führen. Das wäre mir nun nicht gelungen; wenn ich nicht überaus gefällig, und ganz gleichmüthig geweſen wäre. Er hätte anderwärts ein Vergnügen geſuchet, wenn ers nicht bey mir gefunden hätte. Ich war da, um ihn zu heiligen, nicht ihn zu quälen. Und daher kam der Entſchluß, den ich faſſete, und wohl beybehalten habe, allen Widerſpruch und Zwang zu erdulden, ohne mich zu beklagen. So wenig ich mich beklaget hätte, ſo würde er mir alles bewilliget haben: allein außer dem, daß es eine Art von Tyranney war, ſo zu verfahren: ſo hatte mich Gott nicht erhöhet, den Staat zu regieren, oder Gnaden auszutheilen. Seht, mein Fräulein, ob das Leſen ſolcher Sachen ſehr beluſtigend ſeyn würde? Nur die Heiligen können ein Vergnügen daran finden. Ich werde alſo mein Leben nicht beſchreiben; denn ich müßte nichts verſchweigen. Und kurz geſaget: ich will nicht alles ſagen, und was ich ſagen möchte, würde keinen Glauben finden.

Die XVII. Abtheilung.

Briefe Ludwigs des XIV. an die Frau von Maintenon.

Im Lager vor Mons den 9ten April 1691.

Erſter Brief.

Samdy a 10 heures du matin. *)

Je neſcris ce billet que pour marquer lordinaire car je deſpechray bientoſt de Lisle qui uous portera ce que je penſe pour uoſtre uoiage je me porte aſſes bien je uas uoir aujourduy une partie delarmee et je feray en eſtat de partir jeudy matin pour me rendre ſamedy au ſoir a Compiegne ou jaure le pleſir de nous uoir Je ſouhaitte que ſe ſoit en bonne ſanclé La capitulation a eſte ſignee uoila une grande affaire finie Jauray ojorduy une porte a midy et la garniſon ſortira demin mardy a midy remercies bien Dieu des graces qu'il me fait Je crois uous le feres avec pleſir.

D. i.

Ich ſchreibe ihnen dieſe Zeilen nur, um die Poſt zu bemerken; denn ich werde bald den Delisle abſchicken,

*) Man ſetzet mit Fleiß einen Brief des Königes in ſeiner Mutterſprache hieher, um die ſchöne Rechtſchreibung dieſes ſo vergötterten Ludwigs zu zeigen. Das war nun der große Schützer der Gelehrten!

schicken, der euch bringen wird, was zu eurer Reise nöthig ist. Ich befinde mich ziemlich wohl. Ich gehe heute einen Theil des Heeres zu besehen, und werde Donnerstags früh aufbrechen können, um Sonnabends Abends zu Compiegne zu seyn, wo ich das Vergnügen haben werde, euch zu sehen. Ich wünsche, daß es in guter Gesundheit geschehe. Die Capitulation ist unterschrieben. So ist ein großes Werk zum Ende. Ich werde heute gegen Mittag ein Thor bekommen, die Besatzung wird Morgen Dienstags zu Mittage ausziehen. Danket ja Gott für die Gnade, so er mir thut. Ich glaube ihr werdet es mit Vergnügen thun.

Zweyter Brief.

Der Edelmann von Lauzun, ist noch nicht angekommen; aber es kömmt eben ein Courier von Brest, der lange nach ihm abgegangen; welcher mitbringet, daß der Baron Zurlauben, mit einem Passe vom Lauzun eingetroffen, wegen seiner Unpäßlichkeit: welcher saget, daß die Canonen schon eingeschiffet gewesen, daß der Schatz untergegangen, und daß seine Entschließungen gefasset gewesen, seine Mannschaft einzuschiffen, um wider nach Frankreich zu gehen. Ich glaube, ihr werdet zufrieden seyn, den Zustand der Sachen zu hören; ob er gleich nicht der beste ist. Es mangelte ihnen an Lebensmitteln, und allen andern Dingen. Der untergegangene Schatz ist der meinige, und nicht nur des Königes von Engeland.

Drit-

Dritter Brief.

Der Major der Seemacht ist angekommen. Villette hat die Feinde genöthiget, vier von den sechs Schiffen zu verbrennen, die er verfolgte, und die zwey andern sind gestrandet. Kurz es sind vierzehn Schiffe verbrannt, oder versenket, und die leichten Schiffe verfolgen noch vier andre beschädigte. Ich habe kein einziges außer der Schlacht: der Major glaubet, daß durch den Wind, der auf der See war, die Feinde ihre Schiffe in die Häfen ziehen werden, und daß Tourville die Anker lichten werde, wenn er von den Dünen kömmt. Chateaurenard ist zu Brest mit allen meinen Schiffen und vielen andern engländischen gekommen, welche mit 12000 Irländern beladen sind. Ich glaube ihr werdet diese Neuigkeit nicht ungern erfahren.

Vierter Brief.

Um neun Uhr.

Die Feinde haben zu Ramarent gelandet, aber sie sind in Stücke zerhauen worden, durch die Seevölker, so diesen Posten besetzet hatten. Man hat 500 Gefangene gemachet, und 6 oder 700 erschlagen. Man hat ein gestrandetes Schiff genommen. Talmac, der es führte, ist todt. Viele von ihren großen Schiffen sind sehr beschädiget. Man saget, sie hätten eins, welches sie nicht fortbringen können, verbrannt, und daß etliche Bombardierschiffe, versenket worden. Sie sind unter Segel gegangen, und haben sich zurück gezogen: und ich habe eine große Freude, über das, was geschehen

hen iſt, welche ihr ohne Zweifel mit mir theilen werdet. Ich glaube, die St. Ludwigsfrauen werden nicht ungern dieſe Neuigkeit vernehmen, die in dieſen Conjuncturen ſehr wichtig iſt.

Fünfter Brief.

Um eilf Uhr.

Es iſt ein Courier vom Marſchall von Catinat gekommen, der mir die Zeitung bringt, daß der Stillſtand geſchloſſen iſt. Die Geiſeln ſind beyderſeits gegeben: Teſſe und Bouſoles von meiner Seite, der Graf Tane und der Marquis Daiſe von Selle, von Savoyen. Ich glaubete, ihr würdet nicht ungern eine Zeitung erfahren, die von der Redlichkeit des Herzogs von Savoyen zeiget; und daß die Sachen ſich dem Schluſſe nähern. Der Neffe des Marſchalls von Tourville, iſt angekommen, welcher Donnerſtags von der Flotte abgegangen: welcher ſaget, daß man ſie noch verfolget; daß Villette ſechs entmaſteten Schiffen nachjaget, welche fliehen. Er hat zehn Schiffe, und guten Wind. Man hat geſehen ſechs holländiſche, und zwey engliſche Schiffe verbrennen, und in Grund ſchießen. Der Platz capituliret. Man hat dieſe Nacht ein Hornwerk ohne Widerſtand eingenommen. Das ſind die guten Zeitungen, die ich euch augenblicklich melde. Laßt uns Gott dafür danken!

Sechſter Brief.

Ich glaube, ihr werdet die Zeitung, die ich itzo vernehme, nicht ungern erfahren. Der Herr von Vendome

dome hat mit 1200 Reitern die ganze feindliche Reiterey geschlagen; die 4500 Mann stark war. Alle seine Generalspersonen haben dabey Wunder gethan. Longueval ist verwundet worden. Ihr sollet bald mehr erfahren. Ich kann nicht eher bey euch seyn, als um drey Uhr. Machet nur Anstalt, die ungestümen Ueberläufe von euch zu entfernen. Ich bin sehr verdrüßlich über diesen Aufschub; allein die Rathsversammlung wird nicht eher geendiget seyn.

Siebenter Brief.

Um halb zehn Uhr.

Ich vernehme die Zeitung, daß die Citadelle zu Palamos sich ergeben hat, und daß der Befehlshaber mit der ganzen Besatzung 1400 Mann stark, zu Kriegsgefangenen gemachet worden. Es ist nichts mehr in Flandern, seit dem ich euch verlassen habe. Ich habe die Entschließung, meinen Tag betreffend, geändert. Das schöne Wetter hindert mich nach St. Germain zu gehen. Ich will diese Reise bis morgen aufschieben, und heute will ich an der kleinen Tafel zu Mittage essen. Ich gehe auf die Jagd, und will mich um halb sieben Uhr an dem Thore zu St. Cyr an der Seite des Thiergartens einfinden, wo ich meinen großen Wagen zu finden denke. Ich hoffe ihr werdet dahin zu mir kommen, mit solcher Gesellschaft, als euch belieben wird. Wir wollen im Thiergarten spazieren, und nicht nach Trianon gehen. Wenn ich morgen von St. Germain komme, will ich nach St. Cyr gehen,

hen, zum Salut, in anständiger Kleidung; und wir wollen mit einander zurückkommen. Das halte ich fürs beste.

Achter Brief.

Ich schicke euch eine gedruckte Nachricht, welche die Gräfinn von Grammont nicht ungern lesen wird; da ihr Bruder nur gefangen ist. Ich weis, daß sie zu St. Cyr ist; weswegen ich eben eile, euch ihre Zeitungen zu schicken, die sonst nicht der Mühe werth waren, euch so eilig gesandt zu werden.

Die Feinde haben sich zurückgezogen, und der König von Spanien ist Herr von Madrit. Ich habe geglaubet, ihr würdet diese Zeitung nicht ungern vernehmen; indessen bis wir etwas ausführlichers erfahren.

Neunter Brief.

Zu Mittage.

Der Frieden ist noch nicht geschlossen, aber er wird bald unterzeichnet werden. Der Prinz Eugen ist nach Rastadt wieder gekommen, und Villars wollte auch wieder dahin gehen. Man ist in allem einig: und ich befehle dem Villars zu unterzeichnen. Ich habe geglaubet, es würde euch nicht unlieb seyn, diese gute Zeitung einige Stunden eher zu wissen. Man muß nichts sagen; außer daß Prinz Eugen nach Rastadt gekommen; und daß die Unterhandlungen wieder anfangen. Ich zweifle nicht mehr am Frieden; und freue mich mit euch darüber. Lasset uns Gott sehr dafür danken.

Die

Die XVIII. Abtheilung.

Briefe Ludwigs des XIV. *) an die Königinn.

Erſter Brief.

Nantes den 19 Sept. 1661.

Meine Frau Mutter!

Ich habe ſchon heute wegen der Vollſtreckung der Befehle geſchrieben, welche ich gegeben, den Oberaufſeher in Verhaft nehmen zu laſſen. Allein ich bin vergnügt, daß ich ihnen dieſe Sache ausführlich berichten kann. Sie werden wiſſen, daß ich dieſe Sache ſchon lange auf dem Herzen gehabt. Allein es iſt unmöglich geweſen, ſie eher auszuführen: weil ich wollte, daß er vorher 300, 000 Franken zur Marine bezahlen ſollte; und weil ſonſt verſchiedene Sachen in Ordnung zu bringen waren, die nicht in einem Tage geſchehen konnten. Sie werden ſich nicht einbilden, was ich für Mühe gehabt, mit dem Artagnan beſonders reden zu können. Denn ich bin täglich von ſehr muntern Leuten umringet, die tief hätten ins Geheimniß drin-

*) Ich habe XVII. dicke Bände voller Briefe Ludewigs des XIV. einige von ſeiner Hand, andre von ſeinen Cabinetsſecretairen verfaſſet. Es wäre zu wünſchen, daß man eine Wahl davon träfe; aber eine vernünftigere,

bringen können. Gleichwohl waren es zween Tage, daß ich ihm befohlen hatte sich fertig zu halten, und sich des Claveau, und des Maupertuis, in Ermangelung des Hofmarschalls und der Brigadiers, meiner Musquetairs zu bedienen, davon die mesten krank sind. Ich war höchst begierig, die Sache zu Stande zu bringen; da mich sonst nichts in dieser Landschaft aufhielt. Als endlich der Oberaufseher kam, nach Gewohnheit mit mir zu arbeiten: so habe ich bald von dieser, bald von jener Sache mit ihm geredet: und gethan, als ob ich gewisse Papiere suchete; bis ich durchs Fenster meines Zimmers bemerkete, daß Artagnan im Schloßhofe war. Darauf ließ ich den Oberaufseher gehen: und als dieser unten an der Treppe, ein wenig mit dem Fenillade geredet, verschwand er, indem er den Tellier grüßte: so daß der arme Artagnan dachte, er hätte ihn verfehlet; und mir durch den Maupertuis sagen ließ, es müßte ihm jemand gerathen haben, sich aus dem Staube zu machen. Allein auf dem Hofe der großen Kirche fand er ihn wieder, und nahm ihn, ungefähr um Mittag, von meinetwegen in Verhaft.

Er foderte ihm alle Schriften ab, die er bey sich hatte. Man hat mich versichert, ich würde darinn den wahren Zustand von Belleisle sehen. Allein ich habe so viel andre Geschäffte, daß ich noch nicht habe

gere, als in der zu Lüttich gedruckten Sammlung beobachtet worden. Diejenigen, so ich hier mittheile, werden einigen Begriff von dem Fleiße und dem Verstande dieses Prinzen geben.

habe nachsehen können. Indessen habe ich dem Boucherat befohlen, beym Oberaufseher alles zu versiegeln, und dem Pellot, zum Pelisson zu gehen, den ich auch fest nehmen lassen. Ich hatte vorgegeben, ich würde diesen Morgen auf die Jagd gehen, und meine Kutsche unter diesem Vorwande zurecht machen, und meine Musquetärs zu Pferde sitzen lassen. Ich hatte auch die Fähnlein von meiner Garde, die hier auf der Wiese ihre Kriegsübungen machen, in Bereitschaft, damit ich sie alle bey der Hand hätte, nach Belleisle zu gehen, so bald die Sache geschehen wäre.

Man hat den Oberaufseher in eine meiner Kutschen gesetzet. Meine Musquetairs, die sie begleiten, führen ihn in das Schloß zu Angers, wo er mich mit Postpferden so lang erwarten wird; indessen, daß seine Eygattinn, auf meinen Befehl, nach Lunoges gebracht wird. Fourville, der sogleich mit meiner Garde aufbrach, hat Befehl, an die Rhede vor Belleisle zu gehen, von wo er den Hauptmann Chavigny absenden wird, mit hundert Franzosen und sechzig Schweizern, die er ihm mit giebt, in dem Orte zu gebiethen. Und wann, von ohngefähr, derjenige, welchen der Oberaufseher dahin gesetzet hat, widerstehen wollte, so habe ich befohlen Gewalt zu brauchen. Ich war entschlossen, Nachrichten daher zu erwarten. Allein die Befehle sind so gut gestellet, daß ich allem Ansehen nach, alles haben werde, ohne daß es mich etwas kosten wird.

Dieß

Dieß ist der letzte Brief, den ich Ihnen auf dieser Reise schreiben werde. Ich habe von diesem Zufalle mit denen Herren geredet, die hier bey mir sind. Ich habe ihnen frey heraus gesaget, daß ich diesen Entwurf vor vier Monathen schon gemachet; daß niemand davon gewußt, als Sie allein, und daß ich ihn auch dem Tellier nicht eher, als vor zween Tagen eröffnet, um die Befehle auszufertigen. Ich habe ihnen auch erkläret, daß ich keinen Oberaufseher mehr haben wollte; sondern selbst in den Finanzen (Einkünften,) mit treuen Männern, die unter mir stünden, arbeiten würde: indem ich wüßte, daß dieses das wahre Mittel wäre, mir den Ueberfluß zu verschaffen, und mein Volk zu erfreuen. Sie werden unschwer glauben, daß es viel Mühe gegeben. Aber ich bin vergnügt, daß sie sehen, ich sey so einfältig nicht, als sie sich eingebildet; und es sey am besten, sich an mich selbst zu halten.

Ich habe vergessen ihnen zu sagen, daß ich einige meiner Musquetairs auf alle Straßen und bis Saumour abgeschicket; damit sie alle Couriers fest nehmen möchten, die nach Paris wollen; um zu verhindern, daß keiner eher hinkomme, als derjenige, den ich dahin gesandt. Sie bedienen mich mit solchem Eifer, und so genau, daß ich täglich mehr Ursache habe, mit ihnen zufrieden zu seyn. In dieser letzten Sache, haben sie, ob ich gleich viel Befehle gegeben hatte, sie zu gleicher Zeit, sehr wohl vollstrecket, ohne daß jemand etwas davon errathen können.

Uebrigens habe ich schon empfunden, wie angenehm es ist, in den Finanzen zu arbeiten: indem ich bey der wenigen Anstrengung dieses Nachmittags, wichtige Sachen bemerket, davon ich bisher nichts verstanden. Man muß nicht zweifeln, ob ich auch fortfahren werde? Morgen werde ich mit allem fertig seyn, was ich hier habe: und den Augenblick werde ich mit besonderer Freude die Reise antreten, um Sie zu umarmen, und selbst von der Fortsetzung meiner Freundschaft zu versichern.

Zweyter Brief.

An den Herzog Mazarin.

Fontaineblau den 13 Sept. 1661.

M. C. nachdem ich den Oberaufseher meiner Finanzen in Verhaft nehmen lassen, so könnte es kommen, daß ich zwo Millionen nöthig hätte, die ihr mir habet leihen wollen. Und wie ich nicht zweifele, daß ich darauf rechnen kann, so schicke ich euch diesen Courier, um euch zu wissen zu fügen, ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr euren Beamten Befehl stellet, diese Summe zu liefern; nachdem ich mich derselben werde bedienen wollen, und nach denen darüber zu stellenden Befehlen. Ich werde euch durch dasselbe Mittel eröffnen, daß ich sehr mit der Sorgfalt zufrieden bin, womit der Marschall von der Meilleraye gearbeitet hat, mir zu besonderm Vergnügen, das freywillige Geschenk der 3000,000 zu verschaffen, welches die Stände von Bretagne mir unlängst bewilliget haben. Dieß

ist

ist eine Wirkung seines Eifers mir zu dienen, den ich längst erkannt habe. Gebet mir Nachrichten von eurem Wohlbefinden, so oft, als meine Zuneigung gegen euch es verdienet, und glaubet, daß ich mit dem besten Herzen von der Welt Gott bitte ꝛc.

Dritter Brief.

An den König von Dännemark.

Den zwanzigsten Jänner 1663.

Mein Herr Bruder!

Ich kann ihnen das Vergnügen nicht ausdrücken, welches ich über den Unbekannten (den Kronprinzen von Dännemark) empfunden, von dem ihr Bothschafter mit mir geredet. Er ist so wohl gemachet, daß man ihn nur sehen darf, um ihn einer Krone würdig zu schätzen. Ich schätze meinen Hof glücklich, da die Neugierde ihn getrieben hat, hier durch zu reisen. Ich hoffe, er wird nicht wegreisen, ohne überredet zu seyn, daß kein andrer in der Welt sey, wo er besser aufgenommen werden könnte.

Viertes Schreiben.

An den Grafen von Ulefeld *.

Ich habe euren Brief gelesen, sammt der Nachricht, womit er begleitet war. Ich wollte, daß ich mir den gegebenen Rath zu Nutze machen könnte; allein ich sehe keinen Anschein dazu: weil man den

*) Oberhofmeister des Königreichs Dännemark, Halbbruder Friederichs des III. und der verdammet war, den Kopf zu verlieren. Ulefeld hatte sich damals nach Brügge geflüchtet.

Engländern und Holländern die Freyheit der Handlung nehmen müßte, welche sie sich durch Verträge mit dem Könige von Dännemark erworben haben. Durch dieselben Verträge müssen sie aller Vortheile genießen, die gedachter König künftig Auswärtigen ertheilen könnte. So daß ein Vortheil, den ich für meine Unterthanen erhalten zu haben glauben würde, den Augenblick auch den Engländern und Holländern gemein werden müßte. Könnet ihr durch eure Einsicht ein Mittel finden, diese Hindernisse zu überwinden; so werdet ihr mir durch Eröffnung desselben ein Vergnügen machen. Indessen danke ich euch für die Fortsetzung eurer Neigung gegen mich; und versichere euch: daß die Wirkungen davon mir allemal sehr angenehm seyn werden, und daß ich sie nach Verdiensten erkennen werde.

Fünfter Brief.

An den Prinzen von Conti.

Paris den 29 Dec. 1665.

Nachdem ich alle Ursachen, die euer Brief enthalten, gesehen, und die Beylagen, wegen des Anerbiethens der 1400, 000 Livr. von Seiten der Stände von Langedoc geprüfet habe, so kann ich die ehrerbiethige und demüthige Art nicht anders als loben, womit diese Berathschlagung vorgegangen ist. Aber ich zweifele nicht, daß ihr nicht, nach erhaltener fernerer Nachricht von meinem Willen, seit vierzehn Tagen, abermals werdet in die Versammlung gegangen seyn, um daselbst durch die Stärke der Gründe, die euch ausführlich gemeldet worden, wie gar sehr die ganze Land-

Landschaft meinem Willen verbunden ist, da ich mit so vieler Sorgfalt und Hitze, die Anlegung eines Hafens an der Spitze ihrer Provinz unterstütze; wie auch den Canal zur Verbindung beyder Meere, und selbst dazu beytrage, was mir doch zu den Ausgaben meines Staates höchst nöthig ist.

In der That, wenn ihr die Lage der Provinz, in Ansehung des ganzen levantischen Handels, recht betrachtet und den außerordentlichen Vortheil erwäget, den diese beyden Werke ihr bringen würden: so werdet ihr Gründe genug finden, über diese Puncte auch die saumseligsten und härtesten gegen das Wohl ihres Vaterlandes zu überreden, und sie zu überzeugen: daß sie alles thun müssen, um anzufangen, und, wenn es möglich ist, diese Unternehmung noch zu ihren Zeiten auszuführen; die mir so rühmlich, ihnen aber so nützlich seyn wird. Kurz, ihr müsset nicht müde werden, weder über das, was euch erkläret worden, noch über das freywillige Geschenk, noch über die Summen, die der Provinz zu diesen wichtigen Werken aufgeleget werden sollen: davon das einzige Mittel abhängt, den Ueberfluß ins Land zu ziehen, und dem Geldmangel, den ihr bemerket, abzuhelfen.

Was die Auflagen betrifft, die man zu Bezahlung der Schulden machen muß, so wisset ihr mehr als jemand, wie sehr ich auf die Berechnung derselben Schulden gedrungen habe. Das wäre eine merkliche Erleichterung für das arme Volk. Uebrigens empfehle ich euch, keinen Augenblick zu verlie-

ren, um den Landtag zu endigen, und ich versichere euch, daß ich mit eurer Sorgfalt und eurem Eifer sehr zufrieden bin.

Sechster Brief.

An Herrn Pradel.

Paris den 25sten Dec. 1665.

Ich habe eure Briefe vom 6 und 11 dieses Monaths empfangen, und habe in diesem mit vielen Vergnügen die Strafe zweener Soldaten gesehen, die beym Plündern gewesen; indem ich versichert bin, daß dieses Beyspiel viel helfen wird, meine Heere in ihrer Pflicht zu erhalten. Verlieret keine Gelegenheit, ihnen begreiflich zu machen, daß keine Nachsicht gegen die der geringsten Unordnung schuldigen statt finden soll; und daß die Befehlshaber wissen mögen, daß ich es so verstehe: daß sie mir Rechenschaft davon thun sollen; und daß ihr nicht umhin können werdet, mir von allen Klagen, nach den wiederhohlten Befehlen, die ihr von mir erhalten, Nachricht zu ertheilen. Ich verwundere mich über die wenigen Zeitungen, so ihr von den Feinden habet. Ich zweifle nicht, daß ihr alles mögliche thun werdet, öfters welche einzuziehen, und zwar solche, die recht sicher sind. Ich erwarte die von der nächsten ordentlichen Post, mit Ungeduld, um zu wissen, was man nach der Einnahme von Lochen gethan; indem ich große Lust habe, meine Heere nicht unnützlich liegen zu lassen; und das zwar nicht ohne Ursache. Denn bey dem itzigen Zustande der Sachen ist nichts wichtiger, als dem Bischoffe von Münster auf alle Weise schwer

zu

zu fallen; es sey nun durch Ausplünderung seines Landes, durchs Rauben von Menschen und Vieh; oder in beständiger Plackung seiner Leute, um sie zu einem Scharmützel zu bringen; oder in Ueberfallung, und selbst im Angriffe seiner Posten. Dieses nun scheint mir beym Froste nicht schwerer zu seyn, als im Schnee lzu Felde zu liegen; wie ich höre, daß ihr thut.

Traget also mit Sorgfalt, Fleiß und Eifer, alles dazu bey, und vergesset zu dem Ende nichts, sowohl in Ansehung meiner Völker, als gegen den Prinzen Moriz, und die Abgeordneten des Staates. Man wird sich dabey selbst mit dem braunschweigischen Heere verstehen können; so, daß es seiner Seits zu eben der Absicht das seinige beytrage: wie es leicht thun kann, weil es schon aus zehntausend Mann besteht. Endlich müsset ihr zur Absicht haben, den gedachten Bischof durch alle mögliche Mittel zu quälen, und ihn so verzweifelt zu machen, daß er weder Ruhe noch Sicherheit für sich finde, als durch einen Vergleich.

In diesen und andern sich darbiethenden Gelegenheiten, lasset auch meine Garden, meine Mousquetärs, und selbst das Fähnlein meines Sohnes nicht zurück. Ich würde glauben, ihnen unrecht zu thun, wenn ich euch nicht sagete, ich verstünde es so: daß sie bey allem gebrauchet werden sollen, was schwer, außerordentlich, gefährlich, und abmattend seyn wird. Der Eifer, womit sie mir dienen, und davon ihr mir schreibt, daß sie ihn auch in der Belagerung von Lochem gezeiget haben, verdienet, daß man sie erwähle, al-

len übrigen bey dem Heere, so ihr anführet, zum Beyspiele, und den Schaaren des Prinzen Moritz zur Nacheiferung zu dienen. Und ich bin fest versichert, daß sie von selbst mit Freuden darnach streben werden: da sie nicht Ursache haben zu zweifeln, daß ich nicht ausführlich alle ihre guten Dienste erfahren werde?

Ihr werdet auch allen Befehlshabern, die in Angreifung desselben Postens ihre Schuldigkeit gethan haben, meine Zufriedenheit über ihr Bezeigen entdecken. Besonders werdet ihr dem Marquis von Chavigni sagen: daß ich über seine Verwundung gerühret bin, aber mit seiner Aufführung, und dem Bezeigen meines Regiments von Piemont, bey dieser Gelegenheit sehr zufrieden bin. Ich empfehle euch auch, für die Verwundeten große Sorgfalt zu tragen; ob ich euch gleich nicht zu einem so liebreichen Beystande, und der meinem Dienste so wichtig ist, allererst aufmuntern darf, darauf zu sehen, daß sie gepfleget und gehörig gewartet werden. Ich sage euch nichts von den Lebensmitteln, in der Meynung, daß der Aufseher nichts dabey vergißt, und ihr alles, was an euch ist, dazu beytragen werdet.

Außerdem erinnert euch dessen, was ich euch im Falle des Flüchtens der bischöflich-münsterischen Völker befohlen habe. Und wie ich Nachricht habe, daß die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg nicht alle behalten wollen, die sie auf den Beinen haben, wofern die Stände sie nicht bezahlen wollen; und daß sie widrigenfalles einen Theil davon abdan-

danken werden: so habe ich gedacht, daß ich von dieser Abdankung Vortheil ziehen, und einige Fähnlein, ja ganze Schaaren davon bekommen könnte. Ihr habet genau acht zu geben, was in diesem Stücke vorgehet, damit bey sich eräugendem Falle, ich mich derselben bemächtigen könne. Und um eure Anstalten desto besser zu machen, müßt ihr mit dem Grafen von Estrades, an den ich gleichfalls schreibe, überlegen, was zu Ausführung dieses Einfalles zu thun wäre. Ich bitte Gott ꝛc.

N. S. Saget in meinem Namen allen Gebiethigern, daß sie sich nicht besser bey mir beliebt machen können, als wenn sie den Fremden zeigen, daß, was die Tapferkeit betrifft, ein Unterscheid unter Franzosen und ihnen sey: aber daß es in Ansehung der Tugend und Ordnung keinen giebt; ja daß sie darinn auch denjenigen Heeren nichts nachgeben, die am besten gezogen sind, sie mögen seyn, von welchem Volke sie wollen.

Lydewig.

Siebenter Brief.

An den Herzog von St. Aignan.

St. Germain, den 1 Apr. 1656.

Ihr habet Beweise genug von meinem Vergnügen, über alle Sachen, die von euch kommen, daß ihr nicht fürchten dörfet, eure Briefe könnten mir unangenehm seyn. Die Größe der Beyhülfe, die ihr mir durch das Schreiben vom 24sten März, antraget, hat nichts wunderbares für den, der euren Eifer

ser so gut kennet, als ich. Ich möchte gern eine ausführliche Nachricht davon haben. Und ich weis euch unendlichen Dank für den Trieb, der euch zu so ungemeinen Anerbiethungen vermag.

Ihr habet euch klüglich verhalten, da ihr in Ansehung derer Nachrichten, euch nicht übereilet habet, die man euch von etlichen Einwohnern von Havre de Grace, die der vorgeblichen reformirten Religion zugethan sind, gegeben hat. Da die, so derselben zugethan sind; mir eben so getreu sind, als meine andern Unterthanen: so muß man ihnen mit eben so vieler Achtung und Güte begegnen. Dergestalt muß die Wachsamkeit von eurer Seite eben so groß, als gegen alle andre seyn. Und wenn ihr unter den Anhängern der reformirten Religion etwas fändet, das nicht zu dulden wäre: so müßt ihr euch nur hüten, daß ihr keine gemeine Sache daraus machet. Ihr müsset zufrieden seyn, für Privatleute die nöthigen Behutsamkeiten zu gebrauchen. Ich habe die Nachricht gelesen, die ihr geschicket habet, den Herrn von Villepaux betreffend. Allein ehe ich dafür sorge, will ich mich wegen dessen aufs genaueste unterrichten, was in Calais gewöhnlich ist; und in allen wichtigen Plätzen, wo es Verweser giebt (Lieutenants). Hernach will ich befehlen, was vernünftig seyn wird.

Was diejenigen betrifft, die euch durch Satiren beschimpfen; so glaube ich nicht, daß es sich für einen Edelmann schicket, einem Zeitungsschreiber zu antworten.

Achter

Achter Brief.

An den Herzog von Beaufort.

Den 23sten Jul. 1665.

M. C. ich habe eure Briefe erhalten, und beziehe mich auf die Antwort, die der Herr Colbert in meinem Namen darauf geben wird; da ich ihm auf alles, was sie enthalten, meinen Befehl gegeben habe. Ich zweifle nicht, daß der Sieg, den die Holländer über die englische Flotte davon getragen, euch und allen Befehlshabern meiner Seemacht, ein großer Sporn des Nacheifers seyn wird. Allein der Weg, den ihr nehmet, setzet euch und sie in den Stand, daß ihr hoffen könnet, euch ebenfalls hervorzuthun. Ihr geht auf Leute los, deren Niederlage noch frisch ist; die man zu schlagen beynahe gewiß ist, wenn man sie nur angreifen will; und wider welche die Brander von wunderwürdiger Wirkung sind. Euch, und denen, die das Glück haben werden, euch beyzustehen, kömmt es zu, diese Vortheile recht zu brauchen. Denn ich glaube, daß ihr mehr Mühe haben werdet, so viel wackere Schiffshauptleute zurücke zu halten, als aufzumuntern. Ich begnüge mich also, durch euch ihnen zu bestätigen: daß keine ihrer tapfern Thaten mir unbekannt, und ohne schnelle Belohnung bleiben wird, die dem Verdienste derselben gemäß seyn soll. Ich schicke euch die Briefe an Paulen und Marteln, um sie aufzumuntern, eure Befehle wohl auszuführen.

Neun-

Neunter Brief.

An eben denselben.

M. C. ich hoffe, daß die Schreiben euch alle bisherige Gnadenbezeugungen, die ihr von mir erhalten, und die Huld, so ich gegen euch trage, noch besser, als die vorigen bekannt machen wird. Wie meine Absicht ist, euch die Anführung meiner Seemacht anzuvertrauen, welche ich noch beträchtlicher zu machen willens bin, als alle Könige meine Vorfahren: so kann ich nicht anders, als wünschen, euch immer fähiger zu meinem Dienste zu sehen, sowohl durch die Vermehrung eurer Gaben, als durch die Abstellung der Fehler, die es in eurer Aufführung geben kann; da kein Mensch so vollkommen ist, dem es nicht an etwas fehle. Ich will euch also sagen, daß ich über den Eifer, womit ihr bey aller Gelegenheit euch bestrebet, eine mir gefällige That zu thun, vollkommen zufrieden bin; daß ich die Art, der ihr euch in eurer Seefahrt bedienet habet, sehr billige; und daß ich auch die schnelle Entschließung, so ihr gefasset, in den Canal zu laufen, und die Befehle, die ihr in den Seestädten längst der Küste gestellet habet, sehr hoch geschätzet habe.

Ich habe erwogen, was in einer so kützlichen Verbindung, nicht nur als eine Folge des Glückes, womit es Gott gefällt, meine Waffen zu begleiten; sondern auch als eine Wirkung eurer Standhaftigkeit und eures Eifers für meine Ehre, vorgegangen ist. Endlich ohne mich bey der unumgänglichen

Pflicht

Pflicht eines Schiffes aufzuhalten, welches meine Flagge führet, seinen Lauf nach dem Laufe derer Schiffe zu richten, die es anführet; dafern es nicht durch ein Ungewitter genöthiget wird, es anders zu halten: so will ich den Fehler der vierzehn Schiffe, die euch auf eurer Fahrt verlassen haben, auf die Befehlshaber derselben schieben, und glauben: daß ihr alles werdet gethan haben, was von euch abhieng, um sie wieder mit euch zu vereinigen.

Allein, nachdem ich euch über dasjenige, was Beyfall oder Entschuldigung verdienet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen: so muß ich euch auch benachrichtigen, was zu verbessern ist. Da eure natürliche Neigung euch treibt, alles selbst thun zu wollen; und da euer Eifer für meinen Dienst euch kühn machet, alles zu unternehmen: so scheint es, daß ihr es kaum leiden könnet, daß die Befehlshaber, die unter euch stehen, sonderlich die Intendanten, die Pflichten ihrer Aemter vollziehen: als ob eure Meynung wäre, sie unnütz zu machen, und sie um die Vortheile, sich durch ihre Bemühungen verdient zu machen, zu bringen. Ihr wisset, daß ich den Herrn von der Guette aus der Ursache zurückberufen, weil ihr euch mit demselben nicht vereinigen konntet. Der Herr Dinfreville, den ich an seine Stelle gesetzet, so erfahren er auch in dem Bezirke seines Amtes ist, ist bey euch nicht glücklicher gewesen.

Es ist wahr, daß ihr zu eben der Zeit, da ihr denselben nicht leiden konntet, um diese Unverträglichkeit

lichkeit zu beschönigen, die Geschicklichkeit des Herrn Arnouls sehr erhoben habet. Allein ich weis nicht, ob dieser euch angenehmer seyn würde, wenn er an des andern Stelle wäre. Ihr seyd eben so vergnügt gewesen, daß Brodant sich nicht auf meine Flotte begeben; um euch von demjenigen zu befreyen, der vielleicht den Namen, oder einige Verrichtungen, und den Anschein eines Intendanten (Aufsehers) haben könnte. Euer Abscheu hat viel wichtigere Folgen gehabt. Er verdoppelte sich zu Roschelle durch den Entschluß, den ich gefasset: daß der Admiral, Herr von Colbert du Terron, allen Berathschlagungen beywohnen sollte, die man halten würde. Und diese beyden Bewegungen, nebst eurem Einfalle, daß er ungern Roschelle verlassen, und daß diese bloße Neigung machen würde, daß er die Ufer der Charente, dem Hafen zu Brest vorziehen würde, haben unzählige Wirkungen in eurem Kopfe gehabt. Ihr habet sofort die Charente verworfen; und um euch aufs eiligste dieser Küste zu entziehen, habt ihr mir geschrieben, und durch den Cremar sagen lassen, daß euch nichts mangelte, und daß ihr in drey Tagen segelfertig seyn würdet. Hierauf ließ ich die Generalstaaten der vereinigten Provinzen wissen: ihr würdet mit meiner Flotte ungesäumt im Canale seyn. Und gleichwohl waret ihr noch 10 bis 18 Tage in der Charente: und bey eurer Ankunft zu Belleisle, schrieb der Marquis von Bellefont mir, es mangele euch an verschiedenen Dingen.

Aus eben dem Grunde habet ihr mir die Güte des Hafens zu Brest, sehr vergrößert, ohne ihn jemals gese-

gesehen zu haben. Ihr seyd der Meynung gewesen, der gedachte Terron sollte in der Charente bleiben, unter dem Vorwande, ein Drittheil meiner Schiffe dahin zu senden, um daselbst bey eurer Rückkunft abzutakeln, und dem Hafen Brest, alles was ihr brauchen würdet, zu liefern. Indessen habet ihr nichts mit ihm abgeredet, was eure Bedürfniß in währender ganzen Reise seyn würde. Ihr habet nicht aufgehöret, alles was gegen Westen zu vorgegangen, zu tadeln, und euch beklaget, es fehle euch an Piloten; man hätte die Küsten nicht untersuchet; man müßte die Schiffe, den Rubin und Bourbon, versenken; und habet hinzu gesetzet, man müsse die Schiffszimmerleute, die sie gebauet hätten, bestrafen, und verschiedene andere Sachen von dieser Art, davon eure Briefe voll sind.

Als ihr zu Brest angekommen, habet ihr kein Wort mehr gesaget, ein Schiff in die Charente zu schicken; um sie alle unter eurer Hand zu behalten. Ihr habet die Geschicklichkeit des Herrn du Seuil sehr erhoben, um glauben zu machen, es sey gut, den Herrn von Terron zu Roschelle zu lassen; und daß der gedachte Herr fähig wäre, die Arbeit zu Brest zu machen; in dem Vertrauen, daß selbiger euch in nichts hinderlich seyn würde.

Ich habe mich mit Fleiß auf diese besondern Stücke eingelassen, um euch zu zeigen, es sey unnütz, sich vor mir zu verbergen. Ich setze noch hinzu, daß der gute Fortgang meines Dienstes einen bevoll-

mächtigten erfahrnen und geschickten Aufseher erfodert, der allezeit im vornehmsten Hafen sey, wo meine Heere liegen; daß er selbst, oder ein General-Commissarius von gleicher Erfahrung, ihm allemal in die See folge. Ihr werdet in der Person des Herrn Colberts von Terron kein Vorurtheil für diesen oder jenen Ort finden: und er wird nichts als meinen Dienst, und die Vollstreckung eurer Befehle zur Absicht haben. Allein es ist nöthig, daß ihr denselben bey aller Gelegenheit unterstützet, und ihm beystehet; daß ihr ihm eure Meynung saget; daß ihr ihm befehlet, was er thun soll. Er wird euch aufs genaueste gehorchen, und euch von allem Rechenschaft geben. Bedenket also, daß, so viel Augenblicke ihr anwendet, fremder Aemter Pflichten zu erfüllen, so viel Augenblicke stehlet ihr der Sorgfalt, die ihr anwenden sollet, euch von eurer eigenen Schuldigkeit zu unterrichten. Diese ist so wichtig und schwer, daß die größten Männer, die grau dabey geworden, gestanden haben: dieses sey ein Handwerk, dabey allemal etwas zu lernen sey.

Ich zweifle nicht, daß ihr nicht von der Erinnerung, so ich euch gebe, euren Vortheil ziehen, und erkennen werdet; ihr wäret mir für dieses Merkmaal meiner Gunst desto mehr verbunden: je weniger Beyspiele von Königen es giebt, die es eben so gemachet hätten.

Zehn-

Zehnter Brief.

An eben denselben.

Den 6 Nov.

Ich habe eure Antwort auf meinen Brief vom vorigen Monathe mit Vergnügen gelesen: weil ich glaube, sie werde aufrichtig und wahrhaftig seyn. Ich sehe ferner, aus der Art, wie ihr Erinnerungen annehmet, die man euch wegen eures Verhaltens giebt, daß ihr euch unfehlbar die nöthige Erfahrung und die allervortheilhaftesten Einsichten erwerben werdet, um ein Amt von solcher Wichtigkeit zu verwalten. Fahret fort, mit eben der Gemüthsart die fernern Erinnerungen, die man euch geben wird, anzunehmen, und sonderlich glaubet nicht, daß meine Absicht sey, euch die Thätigkeit, oder die ausführliche Kenntniß aller Aemter zu verdächten. Vielmehr lobe ich euch deswegen; indem ich wohl weis, daß dieß Bestreben in gegenwärtiger Zeit meinem Dienste, und zu eurem Unterrichte dienet. Aber meine wahre Meynung ist, daß ihr mit dem Herrn von Terron Abrede nehmet ꝛc.

Eilfter Brief.

An den Bischof Bossuet.

Im Lager bey Hurtebise den 19 May 1676.

Mein Herr Bischof von Condom, ich habe mich über das Lob nicht aufgehalten, welches ihr mir in

eurem letzten Briefe beyleget. Ihr habet mir gar zu gut zu verstehen gegeben, wem man es schuldig ist; als daß ich nicht mehr Unterricht, als Stolz daraus ziehen sollte. Ich lenke es also nach dem Grundsatze, den ihr mich gelehret habet. Was meinen Sohn betrifft, so empfehle ichs euch allezeit, seinen Verstand mit nöthiger Sorgfalt zu putzen, damit er seine Pflichten gegen sich selbst, gegen das Volk, welches er einmal regieren soll, gegen mich, der ich ihm ein rühmliches Regiment vorbereite, und vor allen Dingen, gegen Gott begreife, den ich anrufe, euch in seinen heiligen Schutz zu nehmen ꝛc.

Die XIX. Abtheilung.

Briefe * Ludwigs des XIV.

An Philippen den V. König in Spanien.

Erſter Brief.

Marly den 27 Jun. 1701.

Ihr werdet aus demjenigen, was der Courier euch von meinetwegen ſagen wird, erſehen, was ich denke, und was ich wegen eurer Heurath und vieler andern Sachen gethan habe. Deswegen will ich euch in dieſem Briefe nichts davon ſagen. Die zween, die ich von euch erhalten habe, ſind vom 2 und 10 Jun. Ich bin ſehr zufrieden, daß ihr gethan habet, was ich euch geſchrieben: und ihr werdet aus dem, was man euch meinetwegen ſagen wird, erſehen, was ich zum Vortheile eurer Geſchäffte für nützlich halte. Ich erwarte mit Ungeduld, was ihr mir für den Marquis von Caſtel los Rios zu thun verſprochen habet. Verlieret keine Zeit, mich in dem, was ich euch bitte, zu vergnügen. Ich habe einen ſehr geſchickten Menſchen geſchicket, um an euren Finanzen zu arbeiten. Ich hoffe, er wird euch künftig ſehr nützlich ſeyn.

* Die Abſchrift, die ich in Händen habe, und von dem Fräulein von St. M. von T... habe, führet die Ueberſchrift: Briefe Ludwigs des XIV. an den König von Spanien, ſeinen Enkel; abgeſchrieben nach ſeinem eigenhändigen Originale.

Ich will den Grafen von Marsin unverzüglich abschicken, um dem Herzoge von Harcourt beyzustehen, und gemeinschaftlich mit ihm, zum Besten der gemeinen Sache zu arbeiten. Ihr könnet euch ihm vertrauen, und glauben, er werde euch nichts sagen, als was ich denke. Ich bin sehr darüber bekümmert, was ihr mir von eurem Rathe meldet. Ich glaube Harcourt und Marsin werden euch guten Beystand leisten. Ihr müsset ihnen trauen, weil ich es thue: ich kenne sie. Machet, so bald ihr könnet, dem Range der Herzoge und Großen ein Ende. Das wird überaus bequem seyn. Man arbeitet an den Kutschen. Man machet sie, wie Baten saget, daß sie seyn sollen. Ich glaube, sie werden nicht sehr schön seyn. Was der Königinn ihre anlanget, so glaube ich, ihr werdet euer mögliches thun. Man kann sie euch nicht zeitig genug schicken, um zu eurer Vermählung zu dienen. Ich glaube, sie wird nicht lange mehr verzögert werden, weil man verbunden ist, zu machen, daß der Herzog von Savoyen seine Tractaten erfülle. Mir ist nichts übrig, als Eure Majestät von der zärtlichen Zuneigung zu versichern, die ich gegen Sie habe. Die Folge der Zeit wird euch dieselbe noch bekannter machen. Ludewig.

Zweyter Brief, an denselben.

Meudon den 13 Jul. 1701.

Ich schicke euch den Marsin, um bey euch zu bleiben: er wird euch viel wichtige Sachen sagen, die ich ihm aufgetragen habe. Gebet ihm nur völligen Glau-

Glauben. Ich traue ihm: ihr konnet es ebenfalls thun, und versichert seyn, daß er euch nichts vortragen wird, was nicht unser beyder Vortheilen gemäß ist. Ich kann nicht schließen, ohne Eure Majestät von meiner Zärtlichkeit zu versichern, und ihr zu sagen: daß ich mit allem Eifer, dazu ich fähig bin, wünsche, euch als einen so großen König zu sehen, als ihr es seyn könnet, wenn ihr nur selbst wollet.

Dritter Brief, an denselben.

Marly den 29 Jul. 1701.

Ich habe geglaubet, eure Vermählung müsse noch ausgesetzet werden, wegen der Nachrichten, von der wenigen Aufrichtigkeit des Herzogs von Savoyen. Ihr kennet seinen Character. Ich hatte an den Marquis von Castel-Rodrigue geschrieben, die ganze Unterhandlung aufzuschieben. Seit dem habe ich vernommen, daß sie schon geschlossen war. Wundert euch indessen nicht, wenn er noch einige neue Schwierigkeiten in die Vollstreckung mischet. Ich wünsche, daß er die Mittel dazu finde. Ich habe keine andere Absichten, als das Beste Eurer Majestät, und ihnen Merkmaale meiner Zuneigung zu geben, indem ich die Vermählung etliche Monathe verzögere, um die Vergnügung desto glücklicher zu machen, die sie in ihrer Heurath zu finden glauben. Mich dünket, ihr dörftet in eurer Abreise aus Madrit nichts ändern.

Vierter Brief, an denselben.

Marly den 30 Jul. 1701.

Ich habe mit großem Vergnügen vernommen, was ihr für den Marquis von Castel-Rios gethan habet. Ich bin euch sehr dafür verbunden. Ich habe ihm die Zeitung, daß ihr ihn zum Grand gemachet habet, mit Freuden überschrieben. Er hat diese Ehre gebührend angenommen. Duras geht ab, um den Herzog von Harcourt von vielen Stücken, die uns beyden sehr nützlich sind, zu unterrichten. Gebet auf alles wohl Acht, was er euch sagen wird. Bemühet euch, euren Vortheil davon zu ziehen, und glaubet, daß ich zärtlicher und freundschaftlicher gegen euch gesinnet bin, als jemals. Ich vergesse fast, euch zu melden, daß das verlangte Bildniß fertig ist. Ihr müsset mir für die Zeit verbunden seyn, die ich euch zu Gefallen angewandt habe. Wenn das Bild fertig seyn wird, soll es euch unverzüglich übersandt werden.

Fünfter Brief, an denselben.

Versailles den 7 Aug. 1701.

Ihr urtheilet sehr wohl von dem Aufsatze des Herzogs von Arcos. Es ist eurem Ansehen gemäß, dasjenige zu unterstützen, was ihr wegen der gegenseitigen Ehrenbezeugungen der Grandes und Herzoge verordnet habet. Blecourt wird euch meine Meynung in Ansehung dessen sagen, der euch diese Bittschrift überreichet hat. Man muß ein Exempel haben.

ben. Dasjenige, welches ihr an einem von euren Grandes gewiesen habet, kömmt eben recht. Die Verweigerung der Investitur, hat euch freylich Verdruß erwecken müssen. Allein die Rache muß nicht eher erscheinen, als wenn das Wohl des Staates es erfodert. Man muß sie unterdrücken, aber sie auch bey gewissen Umständen wieder anfachen. Wenn die Wirkung nicht unmittelbar auf die Drohungen folget, so sind sie fast unnütz und lächerlich.

Es ist kein Anschein, daß der Pabst dem Erzherzoge die Investitur von Neapolis geben wird. Er kömmt nicht nach Italien. Ich gestehe, daß euer Einfall mir ein lebhaftes Vergnügen machet. Er ist eures Geblütes würdig, und ich wünschete, daß der Zustand eurer Geschäffte, und die Jahreszeit erlaubet hätten, ihn auszuführen. Allein dieß Jahr ist nicht daran zu denken. Ich werde nicht nur einwilligen, daß ihr nächsten Frühling nach Italien gehet, wenn der Krieg fortdauret; sondern ich rathe es euch von Stund an. Der Erzherzog oder römische König mögen machen, was sie wollen. Nichts wird euch mehr Ruhm und Ehre in der Welt bringen, sonderlich in euren Königreichen.

Haltet diesen Entschluß heimlich, wenn ihr wollet, daß er gelingen soll, wenn ihr ihn ausführen werdet. Ihr werdet das Herz eurer Unterthanen gewinnen. Eure Feinde werden gezwungen werden euch hoch zu schätzen, und euch zu fürchten. Wie glücklich werde ich nicht seyn, wenn ich euch auf diesem Gipfel der Ehren sehen werde, wohin euer Muth, wie ich hoffe, euch erheben wird. Ich werde

euch noch tausendmal lieber haben. Und wenn meine Hochachtung steigt, so wird auch meine Zärtlichkeit zunehmen; indem ich euch so wahrnehmen werde, wie ich euch wünsche, und mir einbilde, daß ihr seyn werdet.

Sechster Brief, an denselben.

Versailles den 21 Aug. 1701.

Ich schicke euren Courier zurück, und habe an den Castel Rodrigue geschrieben, eure Heurath zu beschließen. Ihr werdet die Ursachen schon erfahren. Die Sache ist zu weitläuftig, sie euch zu erklären. Eure Folgsamkeit gegen meine Anschläge vermehret noch meine Aufmerksamkeit, euch deren mehrere zu eurem Besten gereichende zu geben. Der Rath, nächsten Frühling nach Italien zu gehen, wird gewiß nach eurem Sinne seyn. Ich glaube, diese Reise sey nothwendig, wo der Krieg fortdauret. Aber ich wünsche zugleich, daß er mit diesem Feldzuge sich endige. Ich hoffe es auch, dafern der Marschall von Villerei meine Befehle ausführet, wie ich Ursache habe zu glauben.

Der Krieg wird vermuthlich dieß Jahr nicht in Flandern anfangen. Ich sehe die Wirkung eurer Freundschaft gegen euren Bruder mit Vergnügen. Nichts kann mich mehr rühren, als die Dauer dieser Einigkeit. Thut den Ausspruch dem Fernandez zu gut; sein Eifer ist euch bekannt. Dieß ist eine Haupteigenschaft; die ihr im Anfange eurer Regierung bestätigen müsset. Ich begreife wohl,

daß

daß die Sache des Herzogs von Monteleon euch bekümmert. Lasset nur den Cardinal, als Erzbischof von Toledo machen. Gebet euer Ansehen nicht ins Gedränge; und mischet euch nicht zu sehr darein. Dieser Zufall diene euch hernach dazu, daß ihr euch Zeit nehmet, dasjenige wohl zu untersuchen, was man euch außer den ordentlichen Ausfertigungen, mit eurem Siegel will bestärken lassen. Ich werde es mit Vergnügen hören, daß Marsin, in Abwesenheit des Herzogs von Harcourt, eingetreten sey. Ihr versteht wohl, daß ich euch eine glückliche Reise wünsche, und daß die Glückseligkeiten eurer Majestät mit denen Wünschen übereinstimmen mögen, die meine Zärtlichkeit für Sie hat.

Siebenter Brief, an denselben.

Fontainebleau den 8 Oct. 1701.

Ich bleibe allezeit der Meynung, daß ihr im Anfange des nächsten Frühlinges nach Italien gehen müsset. Ich bin der Meynung, daß schon der bloße Gedanken von dieser Reise euch ein Vergnügen machet. Ich will sorgen, weil ihr es wünschet, daß alles, was ich zu der Landung, und zur Bequemlichkeit Eurer Majestät, für nöthig halten werde, zu rechter Zeit fertig sey. Es wird vielleicht nöthig seyn, eure Ueberfahrt bald bekannt zu machen. Die Zeitung davon wird allem Ansehen nach wohl aufgenommen werden, und wird in Italien gute Wirkungen haben. Ich will euch melden, wenn es meiner Meynung nach nöthig seyn wird, diesen Entschluß, der euch

Ehre

Ehre machet, öffentlich zu erklären. Ihr könnet ihn im Märzmonathe vollstrecken. Ich glaube, daß es euch lieb seyn wird, daß ich diesen Zeitpunct um zwey Monathe beschleunige. Ihr werdet sonder Zweifel die Königinn viele Tage zu Barcellona erwartet haben. Ich habe noch keine Nachricht, daß sie sich auf eure Galeeren eingeschiffet. Ich hoffe, ihr werdet mit dem Marsin zufrieden seyn. Er hat gesehen, daß ich seine Dienste bey euch, denen vorgezogen, die er bey meinen Heeren gethan hat. Die Herzoginn von Burgund ist wieder völlig gesund. Ich werde niemals an eurem guten Naturelle zweifeln. Ich bin von den Gesinnungen sehr gerührt, die ihr gegen diejenigen bezeuget, die ihr lieben sollet. Die meinigen gegen euch sind so, wie ihr sie verdienet: und ich kann euch meine Zärtlichkeit und Freundschaft, die so lange, als eure Verdienste dauren werden, nicht stärker ausdrücken.

Achter Brief, an denselben.

Fontainebleau den 12 Oct. 1701.

Die Schiffahrt auf den Galeeren hat der Königinn von Spanien bey dieser Jahreszeit so beschwerlich geschienen, daß sie gewünschet, den Rest ihrer Reise von Marseille bis Barcellona zu Lande zu thun. Ich habe drein gewilliget. Marsin wird Rechenschaft davon geben, und von den Befehlen, die ich in einer so unerwarteten Begebenheit ertheilet habe. Ihr werdet ihr vielleicht mit Vergnügen bis Chironne entgegen kommen, um sie zu empfangen,

gen. Wollet ihr bis Perpignan gehen, so habt ihr zu befehlen. Es ist kein Ort in meinem Reiche, wo Eure Majestät nicht als ein Sohn angesehen werde, den ich zärtlich liebe. Und ich bin überzeuget, daß der Eifer meiner Unterthanen, euch in dieser Gestalt mehr Vergnügen machen wird, als die Aufnahme, die man eurer Würde schuldig ist.

Neunter Brief, an denselben.

Versailles den 6 Febr. 1702.

Ich habe eure beyden Schreiben vom 7 und 24sten Jänner erhalten. Ob ich gleich den Louville von verschiedenen Sachen gesprochen, davon er Bericht erstatten wird, so kann ich mich doch nicht einzig auf ihn beziehen, um euch von der Freude zu versichern, die ich über die völlige Herstellung eurer Gesundheit, und über den Schluß des catalonischen Landtages habe. Es war nöthig, ihn zu endigen, ehe ihr an die italienische Reise denken konntet. Vorizo lasset ihr Spanien ruhig. Ich hoffe, Gott wird eure Anschläge segnen, und euch in den Herzen eurer Unterthanen in Italien, dieselbe Liebe, und dieselbe Ergebenheit finden lassen, welche die Catalonier izo gegen Eure Majestät bezeigen. Es ist unnüz, euch zu sagen, wie sehr ich es wünsche: und ihr müsset glauben, daß ich auch ohne Absicht auf meinen Nutzen, eure Vergnügung und Glückseligkeit, aus bloßem Antriebe der Zärtlichkeit gegen euch, wie die meinige ansehe. Ich erhalte noch euren Brief vom 29sten. Ich habe Ursache, die Anstalten, die ihr

zur

zur Vertheidigung eures Staates machet, zu loben. Denket ja an Indien. Ich beziehe mich darauf, was Marsin euch davon in meinem Namen sagen wird.

Zehenter Brief, an denselben.

Versailles den 26 Febr. 1702.

Ihr wünschet gar zu eifrig nach Italien zu gehen, als daß ich an der Freude zweifeln könnte, die euch meine Einwilligung dazu erwecket hat. Der Entwurf, das Verlangen, so ihr nach der Vollziehung dessen verbehalten, und die Gerechtigkeit eurer Sache, machen mir die Hoffnung, daß der Erfolg davon glücklich seyn wird. Ihr vergesset nichts für die Sicherheit und gute Regierung eures Staates. Ich sehe es aus denen Anstalten, die ihr machet, und aus den Befehlen, so ihr ertheilet haben. Die Gegenvorstellungen, die ihr auf eurer Durchreise bekommen habet, müssen als eine Wirkung des Eifers angesehen werden, den Eurer Majestät Unterthanen für sie haben. Aber sie enthalten keinen Grund, der nicht vor gefaßter Entschließung wohl geprüfet werden. Ich hoffe, daß, da eure letzte Unpäßlichkeit ganz vorüber ist, ihr künftig einer vollkommenen Gesundheit genießen werdet. Ich bin bey allem dem gleich empfindlich, was euch betrifft: und meine besondre Zärtlichkeit gegen euch läßt sich bey aller Gelegenheit merken.

Eilf-

Eilfter Brief, an eben denselben.

Marly den 3 März 1702.

Ich habe euer bloßes Vergnügen in Betrachtung gezogen, als ich das Vorhaben gebilliget, die Königinn mit nach Neapolis zu nehmen. Allein meine Freundschaft gegen euch erlaubet mir nicht, euch die Beschwerlichkeiten zu verschweigen, die ich auf dieser Reise bey ihr vorhersehe. Liebte ich euch weniger, so würde meine Gefälligkeit keine Gränzen haben. Ich würde die väterlichen Anschläge verschweigen, wenn sie demjenigen zuwider wären, was ihr euch wünschet. Eure Zärtlichkeit gegen die Königinn machet, daß ihr euch nicht von ihr trennen wollet. Allein aus eben dem Grunde müsset ihr betrachten, was für Beschwerlichkeiten ihr sie aussetzet, indem ihr derselben eine so ansehnliche Seefahrt zumuthet, als die Ueberschiffung nach Neapel erfodert. Wenn ihre Neigung gegen euch, ihr wegen der verdrüßlichen Folgen, die sie zu befürchten hat, die Augen schließt, so seyd ihr verbunden, noch aufmerksamer darauf zu seyn; und euer gemeinschaftliches Glück zu versichern, indem ihr für eurer Gesundheit Erhaltung sorget. Ihr wisset, wie viel sie nur von Nizza bis Toulon von den Seebeschwerden erlitten hat. Ihr könnet leicht urtheilen, was eine ungleich längere Fahrt für welche erwecken wird; wo die Bequemlichkeit, alle Tage ans Land zu steigen, schlechterdings verbothen ist. Anstatt des Vergnügens also, welches ihr euch beyde von dieser Reise versprechet, bereitet ihr euch beständige Quellen von Plagen und Unruhen. Ich

Ich will sie auf der See nur auf die Unpäßlichkeit der Königinn einschränken; und hoffe, daß ihr keine Gefahr werdet auszustehen haben. Allein nach eurer Ankunft in Neapel werdet ihr oft beklagen, daß ihr den Entschluß gefasset, sie mit dahin zu nehmen, wenn die Geister daselbst noch unruhig sind. Was werdet ihr nicht für sie besorgen? Und werdet ihr sie in dieser Stadt lassen können, um euch an die Spitze der Kriegsheere in der Lombardey zu stellen? Wollet ihr bloß der Königinn wegen, in Neapel bleiben; wenn ihr nach Italien gehet, eure Staaten zu vertheidigen?

Wenn alles zu Neapel ruhig ist, so schicket sichs für euch nicht, lange da zu bleiben. Die Königinn wird also eine sehr beschwerliche Reise gethan haben, um wenige Tage bey euch zu bleiben. Ihr werdet sie hernach allen Gefahren ausgesetzet lassen, die ihr für sie in währendem Feldzuge besorgen werdet; entweder von dem Aufruhre des Volkes, oder von den Unternehmungen der Engländer und Holländer im Mittelmeere. Eure Majestät erwäge nur die gerechte Unruhe, in die sie gerathen würden, wenn ihre Flotte Neapolis bombardiren sollte. Wenn die Königinn genöthiget würde es zu verlassen, was würdet ihr nicht von der Bewegung des Volkes bey einer solchen Begebenheit ihrentwegen zu besorgen haben? Erwäget die Verwirrung, darinn ihr nach geendigtem Feldzuge seyn würdet, um mit ihr wiederum nach Spanien zu kommen. Es ist unmöglich, mit Gewißheit die Zeit zu bestimmen, die ihr in Italien würdet zubringen müssen. Vermuth-

muthlich würdet ihr das Heer nicht eher verlassen, als wenn die Witterung aller Schiffahrt zuwider ist, sonderlich den Galeeren. Da würde es nun gleich schwer seyn, nach Neapel zu gehen, um die Königinn abzuholen; oder sie nach Mayland kommen zu lassen, um mit ihr nach Spanien zu kehren. Der einzige Rath wäre noch, sie nach Spanien zurück zu schicken, wenn ihr Neapolis verlieret. Aber so würdet ihr sie zu einer so beschwerlichen, als unnützen Reise genöthiget haben, um nur einige Tage länger bey euch zu seyn: und ihr würdet genöthiget seyn, zu ihrer Rückfahrt eben die Schiffe zu brauchen, deren ihr euch zu Neapolis nützlich wider den Feind bedienen könnet.

Das Vorhaben Er. Majestät ist viel zu groß, um seine Ausführung mit neuen Schwierigkeiten zu verwirren. Es gezieret euch, ohne viele Bedienung abzusegeln, wenn ihr zu Vertheidigung eurer Staaten abgehet. Allein es ist wider den Wohlstand, daß eine Königinn ohne die ihrem Stande nothwendige Begleitung reise.

Das Vorhaben sie mitzunehmen wird zu Madrit, als die Wirkung eines Entschlusses, Spanien an Oesterreich abzutreten, angesehen. Diese Ursache allein wäre schon genug, euch zu verbinden, die Königinn in diesem Königreiche zu lassen. Sie wird euch viel merklichere Beweise von ihrer Liebe geben, wenn sie durch ihre Gegenwart die spanischen Völker in ihrer Pflicht erhalten; als wenn sie sich, um euch zu begleiten, den Gefahren und Unbe-

quemlichkeiten der See aussetzet; dafür euch niemand Dank wissen wird, und was euch die Uebelgesinneten vorrücken werden. Sie hat zu viel Vernunft, als daß sie es nicht einsehen sollte, wenn ihr derselben meinen Brief zeigen werdet. Und ihr müsset so viel Gewalt über euch selbst haben, um das von ihr, als eine wesentliche Probe ihrer Zärtlichkeit zu begehren, was ihr von ihr mit Macht fodern könntet. Ihr werdet eure treuen Unterthanen in Spanien aufrichten, indem ihr dasjenige da lasset, was euch am theuersten ist. Sie werden eure Rückkunft standhaft erwarten. Die Künste eurer Feinde werden eure Ehre nicht besudeln; indem sie eure Reise zur Vertheidigung Italiens, für eine Flucht ausgeben würden. Ihr wisset vermuthlich, daß sie so davon reden. Man muß sie also zu Schanden machen, und die Königinn zu Madrit lassen.

Man wird vergebens sagen, daß die Hoffnung einer nahen Entbindung euch verbindet, eure Gemahlinn mitzunehmen. Man weis aber, daß sie noch nicht im Stande ist, daß wir uns damit schmäucheln könnten. Wenn sie euch aber bald Erben geben könnte: würde es wohl der Klugheit gemäß seyn, sie in währender Schwangerschaft den Beschwerden einer Seereise auszusetzen? Und würde sichs schicken, daß der Erbe eurer Königreiche außer euren Königreichen gebohren würde?

Ich lasse mich auf alle diese Umstände ein; voller Zuversicht, daß man sehr dringende Gründe brauchet, den Gram zu überwinden, den ihr und die Köni-

Königinn bey der Trennung empfinden würdet. Ich würde nicht einmal hoffen, sie zu überzeugen, wenn ihr richtiger Verstand nicht reifer wäre, als ihr Alter. Sie muß sich desselben bedienen, um sich selbst das zu sagen: daß, da ihr so viele Jahre mit einander zuzubringen habet, es eben kein großes Unglück sey, etliche Monden getrennet zu seyn: wenn es auf eure Ehre, auf den Trost eurer Völker, und auf die Erhaltung eurer Staaten ankömmt.

Ich glaube, daß ihr in eurer Abwesenheit, den Aufenthalt der Königinn zu Saragossa, wie zu Madrit bestimmen müsset. Marsin wird mit euch in meinem Namen davon sprechen. Ich wünsche daß Gott eure gerechte Absichten segnen, und euch bald voller Ruhm, und siegreich über eure Feinde, zurück bringen möge.

Was ich euch hier melde, ist die reine Wirkung meiner Zuneigung, und ihr müsset meinen Anschlägen folgen. Es ist noch viel besser, nicht nach Italien zu gehen; als die Königinn mit zu nehmen. Ihr sehet die Ursachen davon. Ich habe sie alle überleget, ich hoffe, ihr werdet die gute Partey ergreifen, und allein reisen.

Zwölfter Brief an denselben.

Vers. den 22 März 1702.

Ich habe an eurer Standhaftigkeit zweifeln können, ohne das geringste von der guten Meynung fahren zu lassen, die ich von euren Gesinnungen habe. Ich weis, wie groß eure Zärtlichkeit gegen

die Königinn ist. Ich habe auch den Gram, euch von ihr zu trennen, wohl begriffen. Eure Zuneigung muß durch die Merkmaale derjenigen, so sie euch giebt, noch vergrößert werden. Das heißt euch wahrhaftig lieben, wenn man eure Ehre seiner eigenen Vergnügung vorzieht. Die Entschließung die ihr beyde fasset, verdienet also so viel Lobsprüche, als sie eurem wahren Vortheile gemäß ist.

Sehet itzo eure Vermählung als das größte Glück eures Lebens an. Die Gefälligkeit der Königinn, ihre Sanftmuth, ihre Vernunft, sind nicht weniger selten; als es außerordentlich ist, alle diese Eigenschaften in einer Person von ihrem Alter zu finden. Ihr konntet mir gewiß keine angenehmere Nachricht geben. Und ich gestehe, daß meine höchst lebhafte Zärtlichkeit gegen euch, bey dieser Gelehrigkeit von eurer Seite, und bey der Herzhaftigkeit von der ihrigen, noch sehr zunimmt.

Der Brief, den ihr an den Cardinal Portocarrero geschrieben habt, wird bewundert. Ich fürchte nicht, euch eine gar zu gute Meynung von euch selbst zu geben. Ich wünsche gegentheils, daß ihr eine solche haben möget, als ihr haben sollet, und als ich von euch habe. So lebhaft auch meine Zuneigung gegen euch ist, so weis ich doch, daß sie mich nicht verblendet. Und ich sehe mit einem empfindlichen Vergnügen, aus allen euren Handlungen, daß ich, bey meiner Hochachtung gegen euch, euch nur Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Ich bitte Gott euch mit allem seinem Segen zu überschütten.

ten. Ich will ihm dafür danken, als wenn er über mich selbst ausgeschüttet wäre.

Ich erhalte noch euren Brief vom 15ten. Es ist nöthig, noch den Prinzen von Vaudemont, Statthalter von Mayland zu behalten. Ich beziehe mich auf das, was Marsin euch sagen wird. Also werde ich dem Herrn Bouchet keinen Befehl wegen eures Gefolges geben.

Dreyzehnter Brief an denselben.

Vers. den 22. März 1702.

Die Nachricht, so ihr mir von eurer Abreise gebet, machet mir die Hoffnung, bald von eurer Ankunft zu Neapel Zeitung zu erhalten. Ich erwarte sie mit Ungeduld: und ich kann bey der Ehre und dem Vergnügen Er. Majestät nicht gleichgültig seyn. Sie wissen, daß der Cardinal von Janson sich zu ihnen begeben soll. Er wird sie von den römischen Sachen unterrichten. Ihr kennet die Verbindung, die selbige mit ganz Italien haben. Ich beziehe mich darauf, was er euch davon sagen wird. Und ich versichere euch nur, daß meine Zärtlichkeit gegen euch so groß ist, als ihr sie verdienet, und nur immer wünschen könnet. Fahret fort euch wohl zu halten: ihr werdet Ehre erwerben; ihr werdet von euren Völkern geliebet werden; ihr werdet von euren Feinden gefürchtet werden, und ich werde vergnügt seyn.

Vierzehnter Brief an denselben.

Vers. den 24. Apr. 1702.

Ich habe die verschiedenen Vorschläge untersuchet, die man euch, wegen Einrichtung der Regierung der Königinn in eurer Abwesenheit, übergeben hat. Die beste von allen scheint mir zu seyn, daß ihr die Junta lasset, wie ihr sie veranstaltet habet; mit dem einzigen Unterschiede, daß die Königinn den Vorsitz und die Ehrenstimme haben soll; und daß die Ausfertigungen in ihrem Namen allein geschehen müssen, ungeachtet sie durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen worden. Ich melde es auch dem Marsin, und Blecourt deutlicher: und man unterrichtet auch die Prinzessinn Ursini davon. Ich habe an den Herrn von Basville schreiben lassen, die Maulthiere in Languedoc zu kaufen, die E. M. verlangen. Ich höre mit Vergnügen, daß der Cardinal Porto Carrero die nöthigen Anstalten gemachet, eurem Hause den ordentlichen Aufwand zu verschaffen. Ich zweifle nicht, daß er das versprochene nicht erfüllen sollte. Dringet nur darauf, daß er für die Sicherheit eurer spanischen Küsten, und für die zu Cadix sorge. Das vornehmste Augenmerk eurer Feinde ist, sie anzugreifen. Ich glaube ihr werdet itzo wohl auf der See seyn. Ich bitte Gott eure Reise zu segnen. Wie ihr nichts, als die Wohlfahrt eurer Völker zur Absicht habet, so hoffe ich, daß der Erfolg so seyn wird, wie ich ihn wünsche; und das noch mehr aus

Zu-

Zuneigung, als durch die genaue Verbindung unſerer Vortheile.

Ich erhalte noch euren Brief vom 1. dieſes Monaths. Ich höre mit Vergnügen, daß ihr den Schluß gefaſſet, dem Herzoge von Harcourt und dem Grafen von Ayen das goldne Vließ zu ſchicken: und ihr müſſet von dem uneigennützigen Eifer meiner Unterthanen, für den Dienſt Er. Maj. wohl verſichert ſeyn. Ich erwarte alle Augenblicke Nachricht von ſeiner Abreiſe. Ich hoffe dieſe Reiſe wird die Urſachen euch hochzuſchätzen bey mir vermehren. Zu meiner Zärtlichkeit aber läßt ſich nichts hinzuſetzen.

Funfzehnter Brief an denſelben.

Marly den 1 May 1702.

Eure glückliche Schifffahrt habe ich mit vieler Freude vernommen. Der Herr Herzog von Escalone hat mir ein empfindliches Vergnügen gemachet, mir die Zeitung von eurer Ankunft zu Neapel, zu melden. Eine ſo ſchnelle Ueberfahrt iſt ein Anfang von Glück, worauf noch glücklichere Zufälle folgen werden. Wenigſtens hoffe ich den Segen, den Gott ſchon itzo über Er. Maj. ausſchüttet, und ich wünſche, daß dero Unterthanen eben ſo denken mögen. Ich bin verſichert, Sie werden ſich ſo verhalten, daß ſelbige weder den römiſchen König, noch den Erzherzog wünſchen werden; und daß ihre Völker ſowohl aus Neigung, als aus Schuldigkeit getreu ſeyn werden.

Ihr müsset nun von der Achtung versichert seyn, die ich gegen eure Empfehlung meiner Schiffsbefehlshaber hege, welche bey eurer Ueberfahrt gedienet haben. Ihr wisset, als ein König, was ich auf die Bitten thun kann, die ihr als mein Enkel an mich thut. Wenn ich nur meine Zärtlichkeit gegen euch zu Rathe ziehe: so werde ich derjenigen Würde, die eure Geburt euch giebt, niemals etwas abschlagen können. Ich habe es dem Grafen von Etrees erlaubet, die Gnade anzunehmen, die ihr ihm erweisen wollet. Sie ist mir sehr empfindlich; er verdienet sie sowohl durch seine, als durch seines Hauses Dienste: und ich befehle dem Marsin, euch in meinem Namen dafür zu danken. Ich beziehe mich auf das, was er euch vom itzigen Zustande der Sachen sagen wird: und ich versichere euch nur von meiner zärtlichen Freundschaft gegen euch.

Sechzehnter Brief an denselben.

Vers. den 21. Jun. 1702.

Ich habe das Schreiben erhalten, welches ihr mir bey eurer Abreise aus Neapel geschrieben habet; und ich erwarte die Nachricht von eurer Ankunft zu Genua oder Final, mit Ungeduld. Ich sollte sie auch bereits in Händen haben; wenn eure Fahrt so glücklich gewesen wäre, als ich nach den letzten Briefen zu hoffen Ursache hatte. Ich höre mit Vergnügen, daß E. M. mit den französischen Völkern, die ich nach Neapel gesandt hatte, zufrieden gewesen; und daß die Neapolitaner ihre Aufführung lo-

loben. Ich wünschete, daß ihr mit euren Unterthanen eben so zufrieden wäret; als ihr es mit den meinigen zu seyn Ursache habet, wo man sie nur brauchen wird. Aber wundert euch nicht, über die Unordnung, die ihr unter den Soldaten findet, und über das wenige Vertrauen, so ihr auf sie setzen könnet. Es gehöret eine lange Regierung, und viel Sorgfalt dazu, um sich der Treue verschiedener und entfernter Völker zu versichern, die zumal gewohnt sind, einer eurem Hause feindlichen Herrschaft zu gehorchen. Es ist euch höchstnöthig, ihre heimlichen Gemüthsneigungen zu kennen. Eurer Klugheit kömmt es zu: daß ihr euch in den Stand setzet, das Uebel zu bessern, ehe ihrs euch merken lasset, daß ihr es kennet. **Wenn ihr geglaubet habet, es sey sehr leicht, oder sehr angenehm, ein König zu seyn: so habet ihr euch sehr geirret.**

Ihr thut recht, wenn ihr auf die Franzosen mehr, als auf irgend eine andre Nation bauet. Aber lasset es euch nicht merken. Ihr würdet euch die Spanier noch abwendig machen, durch die Eifersucht, so sie wegen dieses Vorzugs bekommen würden. Man brauchet viel Klugheit: und ihr habet viel Gnade von Gott nöthig, um mit Geschicklichkeit und gutem Erfolge, Völker von verschiedenen Neigungen, und die alle schwer zu regieren sind, zu beherrschen. Der Feldzug muß glücklich seyn, um den Pabst zu nöthigen, euch die Investitur zu geben. Vergesset nicht, daß nur die

Schlachten Tractaten machen. Ihr habet sehr wohl gethan, dem päbstlichen Legaten nichts davon zu sagen. Es schicket sich nicht, um dasjenige, was euch von Rechtswegen gehöret, als um eine Gnade zu bitten. Das gute Verständniß zwischen euch und dem Pabste wird dennoch eben so gut bestehen. Ich glaube, ihr habet schon gesehen, wie wichtig es ist, daß eure Unterthanen glauben, es sey sehr genau. Ich danke euch für die Bildsäule, die ihr mir zugedacht habet. Wenn die Schönheit gleich ihrem Rufe nicht gleich käme, so kömmt sie doch von euch; und das ist mir genug.

Siebenzehnter Brief, an denselben.

Versailles, den 29 Dec. 1702.

Alles, was der Graf von Marsin mir von euch gesagt, hat mir ein sonderbar Vergnügen gemachet. Denn ich weis, so erkenntlich er auch ist, für die Art, womit ihr ihm begegnet seyd; so würde er euch doch nicht wider die Wahrheit gelobet haben. Er konnte mir keinen angenehmern Dienst erweisen, als die er mir bey Eu. Majestät erwiesen hat; und das Vergnügen, welches sie mir darüber bezeugen, wird allemal die stärkste Empfehlung seyn, die er nur haben kann.

Ich habe eure Briefe, so wohl durch die Amme, als durch den Herrn Candale erhalten. Ich bin sehr empfindlich gegen die Versicherungen, die ihr mir bey aller Gelegenheit von eurer Zärtlichkeit gebet:

bet: und ich glaube, daß ihr nicht zweifelt, diejenige, so ich gegen euch hege, sey eben so lebhaft. Der Herzog von Burgund und Eu. Majestät geben mir viel Vergnügung. Gehet mit dem Adel wohl um, machet dem Volke Hoffnung, ihm, sobald es die Geschäffte zulassen, Erleichterung zu verschaffen; höret die Klagen; lasset allen Gerechtigkeit wiederfahren; laßt euch gefällig gegen jedermann finden, ohne eurer Würde etwas zu vergeben; unterscheidet endlich diejenigen, deren Eifer sich in den letzten Bewegungen gezeiget hat.

Die XX. Abtheilung.

Abſchilderungen. *

Der große Conde befand ſich in die bürgerlichen Kriege verwickelt, die in den Minderjährigkeiten gewöhnlich ſind. Der König kann nicht ſelbſt regieren: ſein Willen muß alſo durch jemanden vorgeſtellet werden, der alles nach den Geſetzen regieret. Er muß einen Rath und Staatsdiener haben. Alle Großen wollen mit in der Zahl ſeyn. Aus Eyrſucht folgen Ränke; aus Ränken Parteyen, und aus Parteyen Kriege. Die Prinzen theilen ſich. Sie erklären ihre Unterwerfung und Ergebenheit gegen den König, zu eben der Zeit, da ſie diejenigen angreifen, die in ſeinem Namen regieren.

In dieſem Falle befand ſich der **Prinz von Conde**, in Anſehung der Königinn Anna von Oeſterreich, und des Cardinals Mazarin. Er war ſchön von Perſon, und von mittelmäßiger Größe. Er hatte den Blick eines Adlers, und eine erhabene Bildung. Er hatte viel Verſtand und Gelehrſamkeit, und war ſo fähig zum Kriege, als tapfer in Schlachten. Er lebte ſehr eingezogen zu Chantilly, welches er ſehr verſchönerte. Von Zeit

* Als die Frau von Maintenon die Nachrichten des Cardinals von Retz geleſen hatte, dictirte ſie dieſes dem Fräulein von Aumale.

Zeit zu Zeit beſuchete er den König; von welchem er allemal wohl aufgenommen ward. Er liebete das Leſen und den Umgang witziger Köpfe. Er bekehrte ſich aufrichtig, und ward vom Könige wahrhaftig bedauret.

Der **Prinz von Conti**, ſein Bruder, war auch in die bürgerlichen Kriege verwickelt. Er war gebrechlich. Er ward ſehr andächtig; und gab alle ſein Vermögen den Armen, um das Uebel auszuſöhnen, das er in währendem Kriege gethan hatte. Seine Gemahlinn lebete, und ſtarb als eine Heilige.

Frau von **Longueville**, Schweſter dieſer beyden Prinzen, brachte ihre Jugend in Hofränken zu. Sie war ſehr ſchön, und voller Verſtand. Sie ward von Gott gerühret: und fiel zum Unglücke in die Hände eines Gewiſſensrathes, der von den Neuerungen eingenommen war, die der Kirche ſo viel Unheil geſtiftet haben. Sie beſchützte dieſe Parten, und lebete in den Uebungen einer ſehr ſtrengen Frömmigkeit. Ob ſie gleich von Natur ſehr zärtlich war, ſo ſtand ſie doch allezeit, um ſich zu kaſteyen. Man giebt vor, ſie ſey an der Abzehrung geſtorben.

Der Cardinal **Mazarin**, kam zu den Zeiten des Cardinals Richelieu nach Frankreich. Er war der Vorwand aller Kriege in der Minderjährigkeit. Er hatte Verſtand, und Eigenſchaften, die zur Regierung der Menſchen geſchickt waren; allein er erhob, und bereicherte ſich zu ſehr. Er ließ zweene Neffen aus Wälſchland kommen, die von ſchlechter

Geburt, aber wohl erzogen waren; und sieben Nichten, von welchen zwo, wie man saget, Fräulein waren.

Herr Colbert brachte die Finanzen in Ordnung, welche Fouquets Verschwendung, und Mazarins Geiz, in große Unordnung gebracht hatten. Er war ein redlicher Mann, der für das Wohl des Staates, und des Königes Ehre eiferte, welchem er die Finanzsachen beybrachte, die vor ihm sehr verwirret gewesen. Er beschirmete alle diejenigen, die sich durch einige Verdienste und Gaben hervorthaten. Er setzete die Handlung auf einen guten Fuß. Er ward gehasset, weil er kalt und strenge war. Nach seinem Tode hat man ihn geliebet. Aber das größte Lob, so man ihm gegeben, ist von allen seinen Nachfolgern gekommen. Der Gram, den Herr von Louvois ihm erweckete, indem er den König zu allen Arten der Verschwendung bewog, trug viel zu seinem Tode bey. Er erhob sein Geschlecht. Aber es ist auch wahr, daß sein Geschlecht gute Dienste gethan hat.

Herr von **Louvois**, Kriegsminister, und Sohn des Herrn Telliers, Staatsministers, und nachmals Kanzlers, hatte viel Verstand, war sehr arbeitsam, bekümmerte sich um alles, und wollte auch die schlechtesten Handwerker wissen. Er war hart und streng, dem Könige und dem Staate ergeben; aber so stolz und widerwärtig, daß er seinem Herrn unerträglich ward. Ohne den damaligen Krieg würde er in Ungnade gefallen seyn. Er ward es gewahr und starb plötzlich. Man fand sein Herz auf

eine

eine außerordentliche Art beklemmet. Daher glaubete man; der Gram hätte ihn umgebracht: andere sageten, das Gift hätte es gethan.

Herr Türenne, einer der größten Männer unsers Jahrhunderts, hatte zusammengewachsene Augenbraunen, und eine sehr böse, aber betrügliche Physiognomie. Denn niemals hat man mehr Güte, Sanftmuth und Leutseligkeit gesehen. Er kannte keine Art des Eigennutzes, weder in großen noch in kleinen Sachen. Er wußte nicht, ob er Geld hatte, oder ob es ihm fehlte. Er war nur auf seine Geburt stolz. Und wenn er nicht seine Angehörigen zu sehr geliebet hätte, so hätte man ihm nicht den geringsten Fehler vorzurücken gehabt. Einen begieng er, indem er dem Cardinal von Bouillon, seinen Neffen, etwas vertrauete, was er ihm nicht vertrauen sollte. Man rücket ihm noch einen andern vor. Er hatte ein wichtiges Geheimniß einer jungen Frau, die nicht sonderlich verschwiegen war, anvertrauet.

Allein warum soll man da Fehler suchen, wo so viele Tugenden zu bewundern sind? Sein Verstand war von großem Umfange, und war mit allen Arten der Erkenntniß bereichert. In den bürgerlichen Kriegen war er fast allezeit dem Prinzen von Conde zuwider. Man verglich sie oft, aber niemand erkühnete sich, den Ausspruch über sie zu thun. Der Prinz schien eine glänzendere Tapferkeit zu haben; Herr von Turenne aber eine weisere. Er kannte gar kein Laster. Er war zur Freundschaft fähig. Seine Herzhaftigkeit war kalt und gelassen.

Der

Der König beſtrebte ſich ſo ſehr, ihn zu bekehren, daß er ſich bewegen ließ, Streitigkeiten anzuhören. Er ward überzeuget, und zwar lange zuvor, ehe er noch abſchwor. Er beſorgete, man möchte ihm zuviel Gefälligkeit gegen den König Schuld geben. Er war ein Zeuge bey dem Wunder, ſo im Louvre geſchah. Da das Feuer die Gallerie ergriffen hatte, und der Wind drohete, es allenthalben hinzuführen, brachte man das Sacrament getragen. Das Feuer und der Wind höreten auf. Der Herr von Turenne konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: Ich habe es geſehen, und kann nicht daran zweifeln *). Gleichwohl blieb er noch eine Zeit lang, ohne ſich zu erklären. Der König lernete unter ihm das Kriegshandwerk, und that viel Feldzüge, indem er nur hörete, vollſtreckte und nichts entſchied.

Die

*) Iſt die Erzählung ſo richtig, als die Frau von Mainteuon ſie hier machet: ſo iſt der Marſchall von Türenne noch ſehr leichtgläubig geweſen. Es giebt Leute, die von dem Beſprechen des Feuers eben ergleichen Fälle zu erzählen wiſſen. Aber was irgend einmal

von

Die XXI. Abtheilung.

Der Frau von Maintenon Teſtament.

Verordnung über das, was ſich hier (zu St. Cyr) am Tage meines Todes, mir Zugehöriges, ſowohl an Gelde, in den Händen der Verwalterinn von St. Cyr, und in meinem Schreibtiſche, als an Geräthe, finden wird.

Ich verlange bey den St. Ludewigs Stiftsfrauen begraben zu werden.

Ich gebe ihnen, um Meſſe für mich leſen zu laſſen, die Summe von 1000 Livr.

Den Armen auf meinen Landgütern 2000 Livr.

Dem Launai, meinem Kammerdiener, 3000 Livr.

Dem Fräulein von Saignemontes, Schweſter der kleinen de la Tour, 3000 Livren, wenn ſie zu St. Cyr nicht Profeß thut: Wenn ſie es aber thut, ſo ſollen die 3000 Livr. in die Lade der Fräuleins geleget werden.

Dem

von ungefähr zutrifft, beweiſt deswegen noch kein Wunderwerk. Hat denn Chriſtus das Abendmahl zum Feuerlöſchen eingeſetzet? Und heißt das nicht einen Mißbrauch damit treiben?

Dem Fräulein von Clavieres, auch einer Schwester des Fräuleins de la Tour, dieselbe Summe der 3000 livr. auf gleiche Bedingungen.

Den Benedictinerinnen zu Moret 2000 livr.

Das Geld, so nach diesen Austheilungen übrig seyn wird, soll unter die Frauen von **Mailly** und von **Caylus** vertheilet werden.

Ferner, mein Silberzeug, und mein vornehmstes Geräth, soll unter die Frau von **Caylus**, und das Fräulein von **Aumale** vertheilet werden. **Es ist alles artikelweis verzeichnet.**

Der Herzoginn von **Noailles** gebe ich den Diamant, den ich täglich trage.

Dem Herrn Bischofe von **Chartres** gebe ich das gemalte Crucifix auf schwarzem und goldnen Grunde.

Dem Herrn Erzbischofe von **Rouen** ein Crucifix auf schwarz Sammet, welches an den Häupten meines Bettes ist, nebst dem kleinen Bildnisse des Königes, welches darunter hängt: und wünsche, daß es allezeit von denen, die meinen Namen führen, beybehalten bleibe, die es mit Ehrfurcht und Erkenntlichkeit für das, was sie ihm schuldig sind, ansehen sollen.

Ferner meinen Kammerfrauen meine Kleidung und mein leinen Zeug.

Ich verlange, daß alle meine kleine geheime Bücher in die Hände der Frau du Perou * geliefert

* Eine Vorsteherinn von St. Cyr.

fert werden ſollen: und ich bitte den Herrn Biſchof von Chartres, ihr zu erlauben, daß ſie ſolche lebenslang behalten dörfe. Sie wird darinn die Unterweiſungen ſeines Vorfahrs finden.

Sie ließ auch an Leibrenten 1100 Livres, für verſchiedene Perſonen, die ſie zu Nonnen gemachet hatte, und einigen andern.

Auf dem Rücken des Teſtaments ſtund: Ich empfehle die kleine de la Tour der Frau Superiorinn und dem ganzen Stifte.

Das Geld, ſo man nach ihrem Tode fand, belief ſich auf 32000 Livres.

Sie ſetzte zu diesem Teſtamente die Erzählung des Beſuches, den der Herzog Regent ihr zu St. Cyr gemachet. Und das nicht ohne Abſicht; ſetzet das Fraulein von Aumale hinzu.

Man findet die Verfügung, wegen des Marquiſats Maintenon, daben nicht; weil ſie es der Frau Herzoginn von Noailles, ihrer Nichte, zur Ausſtattung gegeben hatte.

Die XXII. Abtheilung.

Grabschrift.

Hier liegt
Frau Franciſca von Aubigne,
Marquiſinn von Maintenen,
Eine berühmte, eine wahrhaftig chriſtliche Frau.
Dieſes tapfere Weib, welches der weiſe Mann zu
ſeiner Zeit umſonſt ſuchete;
Und welches er uns zum Muſter gegeben hätte,
wenn er zu unſerer Zeit gelebet hätte.
Ihre Geburt war ſehr edel.
Man lobte ſehr zeitig ihren Verſtand,
und noch mehr ihre Tugend.
Die Weisheit, Sanftmuth, Beſcheidenheit,
bildeten ihre Gemüthsart, die ſich niemals verlaugnete.
Allezeit gleich in verſchiedenen Umſtänden
ihres Lebens,
Einerley Grundſätze, einerley Regeln,
einerley Tugenden.
Treu in den Uebungen der Frömmigkeit,
Ruhig mitten in den Bewegungen des Hofes;
Schlechtweg in der Größe;
Arm im Mittelpuncte der Reichthümer;
Demüthig auf dem Gipfel der Ehren;
Verehret von Ludwigen dem Großen;
Umgeben von ſeinem Glanze;
Durch ſeine innigſte Vertraulichkeit erhaben,
Die Mittlerinn ſeiner Gnade,

Die

Die niemals ihre Macht anders, als
Durch ihre Güte gebrauchet hat;
Eine andre Esther in der Gunst;
Eine zweyte Judith im Gebethe;
Die Mutter der Armen,
Die allezeit sichere Zuflucht der Unglücklichen!
Ein so berühmtes Leben
ist durch einen heiligen Tod beschlossen worden,
der vor Gott theuer gewesen.
Ihr Körper ist in dem heiligen Hause geblieben,
dessen Stiftung sie zuwege gebracht:
Und sie hat der Welt das Beyspiel
ihrer Tugend hinterlassen.
Gest. den 15 Apr. 1719.
Geb. den 28 Nov. 1635.

Diese Grabschrift, die der Abt **Verrot** verfertiget, und der Marschall von **Noailles** übersehen hat, ist auf einem Marmorsteine in dem Chore der St. Ludwigskirche zu St. Cyr zu finden. Die Herren **Tiberge** und **Brisacier** hatten die folgende in Vorschlag gebracht; welche aber verworfen ward, ob es ihr gleich nicht an Schönheiten fehlet.

Hic jacet
Illustrissima Domina, D. FRANCISCA
D'AUBIGNE,
MARCHIONISSA DE MAINTENON.
Christinæ Victoriæ Bavaricæ, Galliarum Delphinæ,
a muliebri cultu.

Ludovico magno tam constanter, quam
sapienter chara.
Femina ante omnes sui ævi, pluriumque
retro sæculorum feminas
Longe praestantior.
Nec alia magis simul, et minus nota,
Natalibus clara, Ingenio, Ratione,
ac Prudentia clarior;
Solida virtute, et sincera pietate,
supra modum mirabilis;
Bonorumque memoria digna.
Summa apud Regem gratia,
ESTHER ALTERA;
Continuo orationis studio, et secessu
cum suis puellis,
ALTERA IUDITH.
Fortuna primum adversante fortior,
eadem ad prodigium favente, superior.
In opibus, liberalitate erga pauperes inops,
In gloriae apice, christiana modestia humilis,
In mediis deliciarum illecebris, vere austera;
In injuriis et calumniis nunquam ultrix.
Multum vixit, ut quæ ampliorem bonorum
operum mensuram implendam haberet;
Parum vixit, ut quæ vacuum ingens in iis,
quæ feliciter implebat, reliquit.

Domum

Domum hanc egentibus, ſed nobilibus
ducentis quinquaginta puellis,
in perpetuum educandis,
Splendidiſſimam, piiſſimam, toti Regno,
ac Religioni utiliſſimam,
inſtituit;
In eaque per plures annos abdita vivere,
rite parata mori,
abſque pompa ſepeliri voluit.
Tot caſtorum labiorum,
non laudes, ſed preces poſt mortem exoptans;
citius ad Deum perventura.
Obiit anno ſalutis 1719. die vero Aprilis 15.
annos nata 83.

Die XXIII. Abtheilung.

Troſtſchreiben

an die Stiftsfrauen St. Ludewigs, über den Tod der Frau von Maintenon.

Meine Frauen,

Wenn es Betrübniſſe auf Erden gäbe, dagegen man keinen Troſt finden könnte: ſo würde gewiß die eurige von dieſer Art ſeyn; in dem Verluſte, den ihr an der Frau von Maintenon, eurer Stifterinn, eurer Wohlthäterinn, eurer Beſchirmerinn; und nächſt Gott, eurer Mutter, eurer Anführerinn, und eurem Vorbilde, erlitten habet.

Sie hatte alles für das Stift St. Cyr gethan, welches ſowohl ein Werk ihres Herzens, als ihres Anſehens iſt: und man kann ſagen, daß ihr, indem ihr eine ſo vortreffliche und liebe Perſon verlieret, alles dasjenige einbüßet, was euch nächſt Gott auf Erden das allertheuerſte war: nicht nur wegen des Aufhörens ihrer Wohlthaten, die ſie euch verſchaffet, und womit ſie ſelbſt unaufhörlich euch überhäufet hat; ſondern noch mehr durch die Beraubung ihrer Unterweiſungen, ihrer Anſchläge, und ihrer Beyſpiele.

Außer dem aber, wenn es jemanden in der Welt giebt, für den die Ermahnung Pauli in ſolchen Ge-

legen.

legenheiten ſich ſchicket, ſo ſeyd ihr es: wenn er den erſten Gläubigen, über den Tod ihrer Freunde, die ſowohl als ſie ſelbſt Chriſto angehöreten, ſaget: **Betrübet euch nicht wie Leute, die keine Hoffnung haben.** Dieſe Worte richten ſich heute beſonders an euch. Denn für wen könnte man die Hoffnung einer glücklichen Unſterblichkeit haben, wenn man ſie von derjenigen nicht haben ſollte, die aus der Welt ſcheidet, und die Hände voll guter Werke hat; und die mit ſich vor den Thron des oberſten Richters und höchſten Vergelters, unendliche Schätze von Verdienſten und Tugenden mitbringet? Almoſen ohne Zahl, und ohne Maaß, lange und brünſtige Gebethe; erbauliche und öftere Communionen; Beyhülfe aller Arten, die allerley Perſonen gegeben, und in allerley Arten von Anliegen ertheilet werden; heimliche Kaſteyungen, und ungeachtet der Herrlichkeit ſo ſie umringete, freywillig geſuchte, oder tugendhaft erduldete Demüthigungen; Arbeiten und Unterweiſungen ohne Unterlaß; Standhaftigkeit und Geduld ohne Ziel und Ende.

Das iſt dasjenige, wovon ihr ſeit dreyßig Jahren Zeuginnen geweſen, ohne noch davon zu reden, was von euren Augen entfernet war, und was in einem Lande vorgieng, wohin ihr eure Augen ohne ihren Verdruß nicht hättet werfen können. Bey Hofe zierten ſie tauſend und noch tauſend heldenmüthige Thaten von Großmuth, von Fürbitten, von heilſamen Ermahnungen, von Vergebungen der Beleidigungen und Läſterungen, ohne ſich jemals über

diesen Punct zu verrathen, und ohne daß ihr die mindeste Rachgier entfahren wäre; so leicht es ihr täglich war, es diejenigen empfinden zu lassen, die so ungerecht und so unbescheiden gewesen waren, sie zu beleidigen. Gott selbst hat ihr durch den Mund von Freunden und Feinden das Zeugniß geben lassen: daß sie aller Welt gutes, und keinem Menschen böses gethan.

Sie ist also diejenige heldenmüthige, tapfre Frau gewesen, die zu den größesten Dingen fähig war, und sich doch zu den kleinsten herunter ließ; die sich mit Weisheit und Standhaftigkeit in die wichtigsten Dinge einließ, wenn es ihr schien, daß Gott sich ihrer bedienen wollte; und sich gleich darauf in die Beschäfftigungen zurück zog, welche sie der Bescheidenheit und Demuth gemäßer befand: Tugenden, die ihr besonders lieb waren, und die man in ihr desto mehr wachsen gesehen, je mehr ihre Erhöhung zugenommen.

Allein durch die Urtheilskraft, welche die Weisheit des Himmels ihr verlieh, wußte sie allezeit in der Zahl der Sachen, welche die Welt klein nennet, das zu erwählen, was sie zur Ehre Gottes, und zum Heile der Seelen, fürs vortheilhafteste hielt, welches von dem wahren Nutzen eines christlichen Staates unzertrennlich ist. Sie war unter euch mit der Unterweisung eines armen Kindes eben so völlig beschäfftiget; als sie es mit der Regierung eines Reiches gewesen seyn würde; und hielt es über Gold und Edelsteine, wenn sie durch sich selbst, und durch euch,

euch, welche sie, edlen Jungfrauen, für andre Sie selbst hielt, eine fromme Auferziehung geben konnte, welche das Unglück und das Elend ihrer Geschlechter derselben beraubet haben würden.

Sie hat das Vergnügen gehabt, vor ihrem Tode zu sehen, daß aus dieser fruchtbaren Quelle guter Vernunft und Frommigkeit, sich im ganzen Königreiche und in allen Arten des christlichen Lebens, in Klöstern, und im weltlichen Stande, Töchter ausgebreitet haben, die fähig waren, sie zu heiligen.

Euer Schmerz und eure Thränen erinnern euch, daß sie nicht mehr vorhanden ist: aber die Quelle, so sie eröffnet hat, läuft noch; und wird bis an die spätesten Zeiten rinnen. Es ist zu wenig gesaget: dieses heilige Wasser machet einen Theil von demjenigen aus, wovon der Heiland der Welt zur Samariterinn sagete: daß es bis zum ewigen Leben quellen würde.

Wenn es euch erlaubet ist, zu weinen: so lasset doch eure Thränen so voller Andacht seyn, daß sie es verdienen, sich mit diesem reinen Wasser zu vermischen; und daß sie in alle Personen, die sie sehen, Gesinnungen der Gnade und des Heils bringen mögen.

Lasset eure Thränen eurer selbst würdig, und derjenigen anständig seyn, um welche sie vergossen werden. Ihr ganzes Leben ist in ihrem Jahrhunderte eine glänzende Offenbarung; oder wenn man es in einem andern Verstande sagen darf, ein tiefes Ge-

heim-

heimniß der Vorsehung, und derjenigen höchsten Weisheit gewesen, die von einem Ende zum andern mit Macht durchdringet, und alles mit Sanftmuth einrichtet.

Ihr erstes Alter und ihr erster Stand ist eine sehr lange Probe gewesen. Die Menge und Mannigfaltigkeit ihrer großen Gaben, war eine seltne Verbindung ausgesuchter Eigenschaften; Ihre Erhohung ein Wunder; die Dauer und Gleichheit ihres Ansehens, eine Seltsamkeit; Ihre Tugend und zarte Frömmigkeit mitten in der Welt, und im höchsten Gipfel der Gnade, ein Wunderwerk der Gnade; Ihre letzte Eingezogenheit und ihr Tod ein großes Beyspiel! Und die Stufe der Herrlichkeit, wenn sie Gott, wie man hoffen kann, am Tage der Vergeltung wird erscheinen lassen, wird ein Gegenstand des Erstaunens und Bewunderns für alle diejenigen seyn, denen Unwissenheit oder Bosheit andre Begriffe von ihr beygebracht hatten.

Dergestalt legen wir euch, ganz offenherzig die vornehmsten Betrachtungen vor Augen, womit wir uns selbst zuerst über einen Verlust zu trösten gesuchet, der uns mit euch gemein ist. Was euch ins besondere betrifft: so ist es die Pflicht, worinn ihr alle stehr, durch eure Tugenden dasjenige Werk zu erhalten, was sie durch ihre Frömmigkeit angefangen hat.

Drey große Schätze bleiben euch von ihr übrig: ihr Körper, ihre Schriften, und ihre Beyspiele.

Ihr

Ihr Körper könnte das allgemeine Geſetz erfahren, zu Staube zu werden: aber in euren Herzen muß ſich nichts, weder von ihren Schriften, noch von ihren Beyſpielen ſchwächen. Vielmehr lebe ihr Geiſt ewig unter euch! Vergeſſet nichts von dem, was ſie euch gelehret hat; verſäumet nichts von dem, was ſie euch vorgeſchrieben, und ahmet andächtig und unverletzlich die Tugenden nach, die ihr ſie habet ausüben ſehen. Dieß iſt es, was nebſt eurem Gebethe, künftig für ſie vorm Throne Gottes am nützlichſten ſeyn wird.

Tiberge, Briſacier.

Die XXIV. Abtheilung.

Man findet unter dem Bildniſſe eines Frauenzimmers des vorigen Jahrhunderts folgende Verſe, die ſich auf niemanden, als auf die Frau von Maintenon ſchicken.

L'eſtime de mon Roi m'en acquit la tendreſſe,
Je l'aimai trente ans ſans foibleſſe.
Il m'aima trente ans ſans remord:
Je ne fus Reine, ni Maitreſſe:
Devine mon Nom et mon ſort.

Des Königs Hochachtung erwarb mir ſeine Liebe.
Ich liebt ihn dreyßig Jahr mit ungeheimem Triebe:
Er liebt mich dreyßig Jahre treu.
Ich bin nicht Königinn, nicht Buhlerinn geweſen:
Rath, was mein Stand und Namen ſey?

E N D E
des VI. Theils und des Lebens
der Frau von Maintenon.